KALLIROE

Tragödie

Bey Breitkopf & Härtel in Leipzig

1806.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Bibliothek

Kalliroe.

Tragödie.

Personen.

Kalliroe.

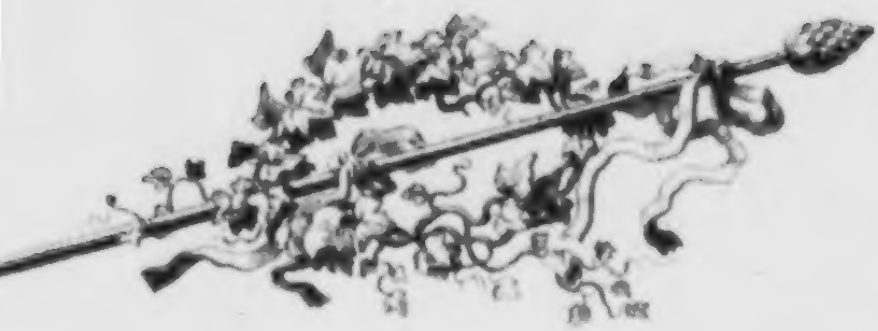
Koresos.

Ein Bote.

Der Chor, bestehend aus Priesterinnen des Dionysos.

Opfer-Knaben und Mädchen.

Die Handlung ist in einem Hayn, vor dem Tempel des Dionysos zu Kalydon.



Koresos.

Der Morgen erwacht,
es erbleichen die goldenen Sterne;
o fliehe noch nicht, stille verschwiegene Nacht!
deiner liebenden Macht
ergibt sich die Trauer so gerne!

Wieder werd' ich sie sehn!
eh der Sonne göttliches Licht
glühend durch des Haines Zweige bricht,

wird sie zum Tempel gehn,
wie die purpurstralende Eos schon.

Doch mir nicht leuchtet
das schöne liebliche Götterbild,
und Wehmuth feuchtet
das Auge mir, und hebt den Busen wild —

Steige noch nicht herauf,
Helios, hemme der Rosse Lauf!
Lass Morgenlüfte die Thräne verwehn,
kein Bild der Schmerzen soll die Liebliche sehn.

Froh konnt ich einst dem Gott entgegen schauen,
wenn er empor stieg an des Himmels Bogen,
und freudig rauschten glanzerfüllte Wogen
und Jubelhymnen sangen Feld und Auen.
Jetzt sehn' ich seufzend mir die Nacht zurück,
in Träumen nur, die mit der Sonne schwinden,
kann ich der Liebe süsse Täuschung finden,
den Schatten nur dank' ich ein kurzes Glück.

Aber am Tage, wie schön und stolz,
wie entzückend und wie kalt
geht sie bei mir vorüber!
Ach niemals, niemals schmolz

von göttlicher Liebe Gewalt
der Jungfrau Herz,
ruhig sieht sie den Schmerz,
blickt nimmer freundlich herüber!

Einst, in der frohen Kindheit goldnen Tagen
durft ich ihr nahn mit süssem Liebesgruss,
die Holde zu umfangen durft ich wagen,
Lächelnd erwidert selbst ihr Mund den Kuss;
was ich empfand, durft ihr die Lippe sagen,
sie zürnte nicht dem herzlichen Erguss; —
doch schnell im Taumel halbempfundner Wonnen
war mir der Kindheit Glück mit ihr verronnen.

Nichts als Erinnrung ist mir noch geblieben,
der sel'gen Stunden schmerzerfülltes Bild.
Die Liebe hat ein finstrer Geist vertrieben,
mich flieht sie wie das Raubthier flieht das Wild! —
Mit strengem Ernst verbeut sie mir zu lieben,
die Liebliche, die einst so himmlisch mild! —
Doch kann den Liebenden sie feindlich hassen,
nimmer doch kann ich die Geliebte lassen.

Könnt' ichs ergründen,
was mir ihr Herz entzogen,
warum nicht Eros Bogen

mit goldnem Pfeil die Liebe kann entzünden!
und wäre selbst mein Leben
von ihr gehasst, mit Freuden
wollt ich dem Tod es geben,
nur von der Liebe kann ich nimmer scheiden.

O, wär es Frevel, nach der schönsten Blume
in heisser Liebe Sehnsucht zu verlangen,
Jacchos zürnt' in seinem Heiligthume,
wo laut der Liebe Klagen oft erklangen;
doch mir verhiess er selbst zu seinem Ruhme,
wenn meine Bitten auf zu ihm sich schwangen,
von seinem Throne meines Flehns Erhörung
und meiner Bitten göttliche Gewährung.

Die Strafe naht! So aus erhabner Wohnung
hat mir des Gottes wahres Wort verkündet:
Vergebens fleht der Jungfrau Mund um Schonung,
so lang sich Liebe nicht in ihr entzündet
und sie dem Treuen zu des Leids Belohnung
ihr Herz bis zu dem Tode treu verbündet.
Nur wenn sie ihn umfängt mit Liebesarmen,
löst sich der Götter Zürnen in Erbarmen.

Röther glühet der Himmel,
bald hebt sich Föbos empor.

Es regt sich des Tages Gewimmel
und aus den Zweigen hervor
flattert singend der Vögel Chor.

Singt mir frohen, glücklichen Gesang,
girrt mir Liebeslieder sanfte Tauben!
dass die Zweifel, trübe nicht und bang
mir des Gottes Gunstverheissung rauben.
Ja, ihr rauscht weissagungsvollen Klang.
hoffend will ich eurem Fluge glauben.
Foibos steiget auf, sein Angesicht
stralet mir der Hofnung goldnes Licht.

Rauschen nicht ferne Tritte?
Sie ist's, sie naht in der Jungfraun Mitte. —
Wie die hohe göttliche Gestalt
die Begleiterinnen überstralt!
So wandelt unter den Sternen der Nacht
Fosforos in leuchtender Götterpracht.
Sie tritt herein
dem Gott zu opfern in dem heil'gen Hain.
Sie wandelt durch die blütenvollen Bäume,
die huldigend melodisch sie umflüstern.
Es drängt sich durch der Aeste dunkle Räume
des Lichtes Stral, nach ihrem Anblick lüstern —
doch Ernst umhüllt sie, wie wenn schwere Träume

feindlich des schönen Morgens Glanz umdüstern
Naht auch dem Götterlager sich der Kummer
und trübt der Lieblichen den süssen Schlummer?

Soll ich verweilen,
soll ich sie sehn?
nein ich will eilen,
hinter des Tempels Säulen
mich zu verbergen gehn.

(geht in den Tempel)

Chor.

Trauernd ertönt der Gesang
Dionysos an deinem Altar,
Angstvoll blicket und bang
deiner Priester geweihte Schaar.
Weh' uns! welches Verbrechen
strafet der Götter Macht,
welchen Frevel zu rächen
sandten sie diese Nacht!

Strofe.

Grauvoller Jammer, der das Land betraf.
Glückseliger, der nicht erwacht
von dem unseligen Wahnsinns-Schlaf
der schrecklichen Jammernacht!
Bestraft uns, Götter, mit schnellem Tod,
mit der Seuche langsam mordendem Gift,
doch endet, endet die gräßliche Noth,
die den Geist mit Wahnsinn verderbend trift!

Gegenstrofe.

Ach! welche Sühnung reiniget das Land!
wer bringt den Göttern Opferblut?

Jeden umschlinget des Wahnsinns Band
und überall tobt die Wut.
Es häuft den Frevel die Raserei
und die Strafe selbst mehrt grausam die Schuld
Auf steigt zum Himmel das wilde Geschrei
und entfernt vom Lande der Götter Huld.

Schluss.

Höre den Trauergesang
an deinem Altar schallen,
Sieh, Dionysos, uns bang
zu deinem Tempel wallen.
Sey gnädig unserm Lande,
das deine Gottheit ehrt,
löse des Wahnsinns Bande,
der schrecklich uns verzehrt!

Koresos, der Chor.

Koresos.

aus dem Tempel tretend.

Statt Opferhymnen hör ich bangen Trauerton —
Betraf ein Unglück plötzlich in der Nacht die Stadt?
Sprich, warum führst du klagend diesen Trauerzug?
Bedroht ein Kriegsheer unser Land? Sprach in der Nacht
ein Wunderzeichen von der Götter Zorn zu uns?

Chor.

Blieb dir verborgen, welche Schrecken diese Nacht
aus finsterm Abgrund strafend führt' auf unser Land?

Koresos.

Im Tempel wacht ich, nichts ist mir davon bewusst;
was ist geschehn? gib mir die Kunde, zaudre nicht!

Chor.

Dort naht, dem Gott zu opfern, schon Kalliroe.
Bald, von ihr selbst, wird dir des Landes Jammer kund,

Kalliroe, Koresos, der Chor.

Koresos.

Welch trüber Ernst umhüllt dein schönes Auge,
o holde Jungfrau? Sandten dir die Götter
ein finstres, Zorn dem Lande drohndes Zeichen?
O blicke froh! du wirst das Unglück wenden,
denn deinem Blick weicht jedes Gottes Zürnen.

Kalliroe.

Die Pforten öfne mir zum Heiligthume,
denn keinen Aufschub duldet mein Geschäft.

Koresos.

Das heilige Geschäft will ich nicht stören;
doch dieses nur vergönne mir zu fragen:
Welch schweres Unglück willst du opfernd wenden,
und welches Gottes Zürnen droht dem Lande?

Kalliroe.

So unheilsvoll ist keine noch der Nächte

gestiegen aus des Ades finstern Schlünden;
doch welche Schuld der Zorn der ewgen Mächte
so schrecklich straft, kann ich noch nicht ergründen.
Vorüber waren schon die dunkeln Stunden,
wo Morfeus' Fesseln uns die Sinne binden,
und längst der Schatten flücht'ges Heer verschwunden.
Doch in der Fesseln fürchterlichsten lag
beym Morgenlicht der Menschen Sinn gebunden,
der Leib erwacht, doch wird der Geist nicht wach,
von Wahnsinns Banden wird er fest gehalten.
Vergebens leuchtet glänzend ihm der Tag,
er sieht nur nächtlich finstre Truggestalten,
und kämpfend mit dem wesenlosen Schrecken
erliegt er bald den grässlichen Gewalten,
denn nichts vermag ihn aus dem Wahn zu wecken.
Drum will ich opfernd hin zum Tempel eilen,
ein frohbedeutend Zeichen zu entdecken,
und sühnend uns von dieser Noth zu heilen.

Chor.

Sei gnädig ihrem Flehn o Dionysos!

Kallirroe geht in den Tempel.

Koresos, der Chor.

Koresos.

Welch ungeheurer Frevel hat der Götter Zorn
zu solchem furchtbar schweren Strafgericht entflammt?

Chor.

Verborgen bleibt er, nennt ihn nicht der Götter Mund

Koresos.

Vergass das Volk leichtsinnig wol der Götter Dienst?

Chor.

An keinem Altar hat das Opfer je gefehlt.

Koresos.

Von Dionysos ward das Unglück nicht gesandt,

denn vor den Städten allen liebt er Kalydon,
die er zuerst beglückte mit des Weins Geschenk.

Chor.

Unglaublich dünkt mich, dass uns Dionysos Zorn
das Leid gesendet, doch des Wahnsinns Raserei
gleicht wunderbar dem Rausche von dem Gott erregt,
nur dass er feindlich wütend alles wild verheert,
wenn dieser alle Herzen segenvoll erfreut.

Koresos.

Von Dionysos Tempel kehrt Kalliroe,
ein günstig Zeichen scheint der Jungfrau froher Blick.

Kalliroe, Koresos, Chor.

Chor.

Bringst du ein Trostes-Wort, so sey gesegnet.

Kalliroe.

Bereitet wird im Heiligthum das Opfer
und günstge Zeichen hab' ich schon vernommen,
ich sah das Thier den Führern ohne Zwang
zu Dionysos' Tempel willig folgen,
und als ich betend vor das Bild des Gottes
demüthig trat, da schien sein Antlitz mild
herabzulächeln vom erhabnen Throne.
Gewiss er nimmt das Opfer gnädig auf
und wendet bald von unserm Land den Zorn.

Koresos.

Die Götter blicken segenvoll hernieder,
wenn in des Mitleids holdem Schimmer glänzend
die Schönheit bittend sich dem Altar naht.

Es weckt der stille Glanz im Götterbusen
den Neid des Himmels, dass die Erde nicht
ein Glück, das der Olymp nicht kennt, besitze;
Erbarmend fühlen sie die Brust sich regen,
und ihrem Götterblick entströmet Segen.

Kalliroe.

Die Himmlischen, von ewgem Glanz umfangen,
reizt nicht des irdschen Schönen eitle Blüte.

Koresos.

Kalliroe! Du sahst den Gott dir lächeln
und froher schlägt im Busen dir das Herz.
Soll nie dein holdes Lächeln mich entzücken?
So lächelt mir kein Gott als dieser Mund,
so blickt kein Götterbild, wie diese Augen,
Entzücken mir und Leben in die Brust.
An Schönheit bist du Himmelsgöttern gleich,
sei auch, wie sie, an Güt und Milde reich!

Kalliroe.

Kannst du vermessen, bei des Landes Noth,
selbstsücht'ger Wünsche niedre Stimme hören?

Koresos.

Ist leichter denn die Qual, von der ich leide,
als jene, die dem Land von zorn'gen Göttern
gesendet ward, der Frevel Schuld zu büssen?
Muss erst der Schmerz mit klagendem Geschrei
dein Ohr zerreissen? muss der wilde Anblick
des Wahnsinns dich mit Schrecken bang erschüttern,
eh du dein Herz dem Mitleid gütig öffnest?
Bin ich des Mitleids unwerth, weil verschlossen
im innern Busen ich den Schmerz bewahre?
weil ich das Leiden liebe, das mich tödtet?
Du fühltest nie den Schmerz, er ist dir fremd!
Wie sich der Frevel von dem Bilde wendet,
das göttlich schön des Künstlers Hand geformt,
so wagt, der Götter Bild in dir verehrend,
das Leiden nicht, dich feindlich zu berühren.
Sieh! Auch die ewig seligen Götter kennen
die Schmerzen nicht, doch blicken sie erbarmend
und hülfreich nieder auf das Leid der Menschen. —
Kalliroe! des Volkes Noth zu lindern,
trittst du anbetend vor des Gottes Bildnis,
und bringst Erhörung uns und Göttersegen,
auch für mein Leid erflehe mir Erbarmung.
Zu deiner eignen Gottheit wende dich,
denn zu den Göttern hebt dich deine Schönheit,

und flehe dem Unglücklichen Erbarmung,
den schmerzlich deiner Schönheit Himmelastral
mit ewger Sehnsucht heisser Glut verzehrt.

Kallirroe.

Entweihe nicht das Opfer durch den Frevel. —
Schon harrt man deiner in des Gottes Tempel.

Koresos.

O, höre mich! Erbarmen macht die Götter
selbst göttlicher, und Menschen Göttern gleich!
Das tiefre Leiden lass zuerst dich rühren.
O, wer ist reicher an dem Schmerz, als ich,
der selbst des Wahnsinns traurig Glück beneidend,
die Götter fleht, dass sie des Landes Strafe
auf ihn allein wohlthätig zürnend häufen!
Kann dich des Leides Grösse nicht bewegen,
weil nur von Einem Mund die Bitten schallen,
so fleh' ich zu Euch allen,
helft bittend mir Mitleid in ihr erregen!

Chor.

Von Mitleid fühl' ich selbst die Brust durchdrungen,

den Jüngling, der so treu dir stets geblieben,
wirst du ihn nimmer lieben,
ihn, der so lang mit seinem Schmerz gerungen?

Kalliroe.

Unheilge Worte hast du ausgesprochen!
Weh' mir, wenn ich in Bakchos' heilgem Haine
Jungfräulich nicht erscheine!
Vom Zorn des Gottes würd' es streng gerochen;
denn heilig rein muss ich zum Tempel gehen,
der Sühnung Opfer vor den Gott zu bringen;
So wird es mir gelingen
von Bromios Verschonung zu erflehn.

Koresos.

Du hast dich stolz von meinem Flehn gewendet,
mir sagt der Gott, du flehst umsonst Verschonung
und von der Götter Wohnung
wird Hülfe nicht auf dein Gebet gesendet.

(geht in den Tempel.)

Kalliroe, der Chor.

Chor.

Kann dich, Kalliroe, der Schmerz nicht rühren
der dieses Jünglings schöne Jugend tödtet?
Willst du, die Lieb' in jeder Brust erweckt,
die eigne Brust der Liebe streng verschliessen?

Kalliroe.

Sprich mir von Liebe nicht, wenn du mich liebst!
Soll ich der Jungfrau schönstes Glück, die Freiheit,
des Mannes wildem Sinn demüthig opfern?
Freiheit gibt Herrschaft, Liebe Sklaverei!

Chor.

Du kennst die Liebe nicht, die junge Brust
erhebt sich kaum im schönsten Reiz der Jugend,
und zu der heitern Kindheit frohen Spielen
ist noch dein Blick verlangend hingewendet.

Kalliroe.

Lass mir der heitern Kindheit frohen Sinn,
er ist das lieblichste Geschenk der Götter
und schmückt, mehr, als die Schönheit selbst, die Jugend.

Chor.

Er soll dir bleiben. Nur die kalte Hülle,
die streng der Liebe Stral dein Herz verschliesst,
der Kinderzeit muthwillig starren Trotz
lass weichen den jungfräulichen Gefühlen.
Blick auf die Berge, die mit ewgem Eiss
sich vor des Himmels warmen Stral verhüllen,
kein Leben athmet dort, kein Kind des Frühlings
legt blühend an die kalte Brust das Haupt,
und wenn der Freuden buntgeflügelt Heer
im Tanz durchzieht die schöngeschmückten Auen,
dann darf der Kalte stumm und freudenleer
von ferne nur das Fest der Götter schauen.

Kalliroe.

Doch aus den Wolken blickt er gross und hehr,
sein Götterhaupt erfüllt mit Lust und Grauen,

wenn Morgenstralen lieblich es umzittern,
und Wolken drohn, den Erdball zu zersplittern.

Chor.

O lass den Mund so stolzes Wort nicht sprechen,
beneide nicht das einsam hohe Glück!
Die Götter fürchte, fürchte das Verbrechen
der Liebe Flehen stosse nicht zurück!

Kalliroe.

Kein Flehen soll den festen Sinn mir brechen,
fremd meinem Auge bleibt der Liebe Blick,
fremd ewig bleibt die Liebe meinem Herzen,
ihr Glück veracht' ich scheuend ihre Schmerzen.

Chor.

Nicht Furcht vor Schmerzen, die dir nimmer drohn,
heisst dich der Liebe stilles Glück verachten,
dich reizt die Schönheit zu der Liebe Hohn,
stolz seh' ich dich nach eitler Herrschaft trachten;
dem Treuen gibst du kalten Spott zum Lohn,
siehst, deiner Schönheit Opfer, ihn verschmachten;

doch hüte dich! der Götter Auge wacht!
es straft den Uibermuth des Himmels Macht.

Kallirroe.

Soll ich das Herz in Bande zwingen,
soll ich mich geben in Sklaverei?
Nein, keinem Manne soll es gelingen,
einzig als Jungfrau fühl' ich mich frei!
Nur den himmlischen Opfer zu bringen,
eil' ich zum Tempel dienend herbei;
Aber kein Mann soll mich jemals erwerben,
frei will ich leben, und frei will ich sterben!

Chor.

O dass du ihn kenntest, den süssen Zwang,
der die Liebenden ewig verbindet,
wenn nimmer sich stillt der sehnende Drang,
bis das Herz zu dem Herzen sich findet,
wenn jedes gleich dem harmonischen Klang
sich selbst im Geliebten empfindet!
Da wird die Freiheit, die jeden verloren,
eine himmlische Göttin, göttlich geboren!

(Flöten erklingen aus dem Tempel.)

Kalliroe.

Vergebens suchst du meinen Sinn zu beugen.
Sieh, schon eröfnet sich des Tempels Pforte,
es tönt der Flöten heilge Melodie,
die zum Altar das Opferthier begleitet,
und bald zum Opfer, von des Altars Stufen,
wird feierlich des Priesters Stimme rufen.

Koresos, Kalliroe, der Chor.

Koresos.

tritt aus dem Innern des Tempels bis an die Pforten hervor.

Wer ist's der Dionysos' heilgem Tempel naht?

Kalliroe.

Nicht Viele nahn. Sie fesselte der Götter Zorn,
doch naht dem Tempel guter Menschen fromme Schaar. 1)

Koresos.

Vom Tempel ferne bleibe jeder, wer nicht rein
und frei die Hände zu der Götter Sitz erhebt!

Kalliroe.

Bei den Göttern schwör ich, bei der Erde,
bei des hohen Foibos ewgem Lichte,
bei Hestias keuschem Götterschosse,
und beim finstern Thron Persefoneia's.
Rein betret ich dieses Tempels Stufen
und jungfräulich nah ich mich dem Altar.

Koresos.

Betrübte nicht ein böses Zeichen deinen Blick,
als du gewandelt zu des Gottes Heiligthum?

Kalliroe.

Viel sah ich Unglück, das der Götter schwerer Zorn
dem Volke strafend sandte in der letzten Nacht.
Drum hab ich badend mich im heilgen Quell gesühnt,
eh' ich des Haines gottgeweihten Grund betrat,
und nur des Götterzorns Gedächtniss folgt mir nach.

Koresos.

Des Zorns Gedächtniss tilg' ich durch die Reinigung.

er taucht einen Brand vom Altar in das Wassergefäss und besprengt sie.

Des Tempels Stufen darfst du nun besteigen,
zum Altar treten durch die heilge Pforte.
Wahrt jetzt die Lippen, sprecht nicht böse Worte,
dass nicht die Götter zürnend von uns weichen!

(Kalliroe steigt die Stufen hinauf und tritt vor den Altar, wo sie mit Koresos, während des Chorgesangs, die Opfergebräuche, welche dem blutigen Opfer vorhergehn, vollzieht.)

Der Chor.

Strofe.

Zagreus! mächtiger Gott, Herrscher der Welt!
von Damater's erhabener Tochter
Schöngeborner, als sie entzückt,
in dunkler Grotte verschwiegener Nacht,
der Umschlingung des gold -
glänzenden, göttlichen Drachen
hingab liebend die allnährende Brust;
Bezwinger der Völker, siegender Held,
Löw' in dem Kampf mit der wilden
Himmelanstürmenden Schaar,
Bänd'ger des Ades, Erderatandener!
Dich erhebt der Gesang, doch nimmer besingt
dich würdig des sterblichen Mundes Lied,
denn nur der Gestirne glänzende Schaar,
mit dem ewigen Licht und dem Weihgesang,
nimmer vernommen von sterblichem Ohr,
preist mit himmlischem würdigem Lied
dich, den machtvoll herrschenden König.

Gegenstrofe.

Aber heiligen Dienst lehrtest du selbst
den erkornen Bund der geweihten
Priester, als du menschlich umher
durchzogst die Erde, mit göttlicher Kraft
ausspendend der Licht -
stralenden himmlischen Götter
menschenversammlendes huldreiches Geschenk.
Beglücker der Völker, göttlicher Held,
auch in das Land der Aitoler
kamst du mit segnendem Schritt,
pflanzend die Reben, kelternd Traubenmost.
Und du liebtest das Land, und des Königs Haus,
und weihetest selbst dir ein Heiligthum,
wo nimmer der Priester dienende Schaar,
nicht das Opfer mangelt, des Feuers Glut
ewig leuchtend nicht fehlt dem Altar.
Göttlich o Bakchos erschienest du hier,
wie auf goldausströmendem Tmolos.

Schluss.

Von dem Altar, o Dionysos zu dir
steigt auf, sühnend den Zorn das Geküss
des geheiligten Weihopfers.

Von dem Land nimm, Dionysos, den Fluch,
der graunvollen Wahnsinn heraufzog,
aus nächtlichem Gebiet Persefassa's.
Mit machtvollem Blick scheuch hinweg,
das Unheil, das schreckbar heraufstieg,
und grausend mit Verderben uns bedroht.

Koresos, Kalliroe, der Chor.

Koresos.

Führt nun herbei das schöngeschmückte Opferthier,
umschlingt die Hörner mit des Efeu Blätterkranz,
dass es dem Altar nahe mit geweihtem Schmuck.

Kalliroe.

Es folgt der Leitung willig. Sieh es neigt das Haupt.

Koresos.

Weh uns, es strauchelt!

Chor.

Weh uns, weh! es ist gestürzt!

(Die Flöten brechen schnell ab.)

Koresos.

O Dionysos furchtbar ist dein Zorn!

Kalliroe.

Entsetzen! Wehe! von der Götter Hand
getödet, liegt das Opfer am Altar!

Chor.

Verworfen, o ihr Götter, im Zorn ist
das Opfer, und es waltet
ungesühnet die Rach' in dem Land!

Kalliroe.

O Dionysos, du verwirfst des Volkes Flehn!

Koresos.

Er ahndet, Dionysos hat dem Land in Zorn
die schreckenvolle, schwere Strafe selbst gesandt.

Chor.

Weh uns! wer sühnet uns den Zürnenden?

Kalliroe.

Noch einmal will ich seinem Altar nahn;
doch einsam, dass nicht fremde Schuld vielleicht
des Gottes gnädges Auge von uns wende.

Koresos.

Es zürnt der Gott, doch weicht gewiss sein Zürnen,
Kalliroe, vor deiner Bitten Macht,
und danken wird das Volk dir seine Rettung,
anbetend dich, Göttinnen gleich, verehren.
Doch höre mich! Nicht mehr das eigne Glück
bedenkend, fleh ich für das Volk dich an;
denn wunderbar ward von der Götter Schluss
mein Glück mit dieses Landes Wohl verbunden
Verschmähe nicht die lieberfüllte Brust!
Die Götter lieben den, der Liebe fühlt,
und zu den Menschen, vom Olymp herab,
zog oft die Himmlischen die Macht der Liebe.
Verschliess auch du nicht länger ihr das Herz!
Dann wird der Gott sich gnädig zu dir wenden
und auf dein Flehn dem Volke Rettung senden.

Kallirve.

Entsetzen! soll ich meinen Sinnen trauen?
Aus Schrecken, die den Zorn der Götter deuten,
die Furcht uns wecken in der Brust und Grauen,
willst listig du versagtes Glück erbeuten?

Koresos.

An deiner Liebe hängt des Landes Glück.

Chor.

Hör ihn! ich fleh' dich, stoss ihn nicht zurück!

Kalliros.

Du wagst es, für den Frevelnden zu sprechen?
O schliesse deinen Mund zu ewgem Schweigen!

Koresos.

Wär meine Liebe frevelndes Verbrechen,
die Götter würden zürnend von mir weichen.

Kalliroe.

Sahst du sie furchtbar nicht den Frevel rächen
dort am Altar, in Unglück drohndem Zeichen?
Du bist's, der uns der Götter Zorn entflammet;
selbst hat dein eigner Mund dich jetzt verdammet.

Koresos.

Zu viel, o Götter! Hab ich dies verschuldet? —
So muss ich jetzt das heilge Schweigen brechen;
denn solchen Vorwurf darf ich nicht erdulden.
Mir zürnen nicht die Himmlischen; die Zeichen,
die drohend uns der Götter Zorn verkünden,
sie rächen eines Andern schwere Schuld —
O dürft' in ewge Nacht ich sie verhüllen!

Chor.

Den Frevler nenne, säume nicht! er falle;
dem Land zur Sühnung fliesse schnell sein Blut!

Koresos.

Kalliroe! lass mich das Wort nicht sprechen!

Kallirhoe.

Den Schuldgen nenne! Mitleid ziemt dir nicht:
dem Feind der Götter weih' ich keine Klage.

Chor.

Mir füllt der Ahndung bittre Qual die Brust.

Koresos.

Dir zürnt Iacchos, stolze, schöne Jungfrau!
Der Himmlische, der aller Freuden Fülle
den Menschen spendet, der die junge Rebe
in Liebesbanden um den Ulmbaum schlingt,
der mit dem süssen Most des Aethers Feuer
in Liebe gattet, der das Bild des Nektars,
der Himmlische zu Götterfreuden einet,
den Menschen gab im milden Geist des Weines
der Göttersohn der Liebe, den Kronion
in Liebesglut erzeugt' und dann den Schmerz
der Liebe göttlich fühlend selbst empfing
der zürnet dir, dass du die Liebe höhnest.

Chor.

O bange Ahndung, die mich längst umfing! —
Weh dir, wenn du den Gott nicht bald versöhnest!

Koresos.

Des Gottes Worte achte nicht gering!
Wenn du vom Stolze nicht die Brust entwöhnest,
so bringt kein Opfer dir ein günstig Zeichen,
und von dem Lande kann der Fluch nicht weichen.

Kalliroe.

Du selbst befürchte Dionysos' Zorn,
dass du sein Wort mit bösem Trug entweihest.
Doch hoffe nichts! Der Täuschung niedre Kunst
erwirbt zum Kaltsinn nur dir noch Verachtung.

Koresos.

So müsse Dionysos mich verderben,
wenn ich das Heiligthum mit Trug entweihe!
Dich ruf ich an, der Sonne göttlich Licht,
Euch, dieses Haines gottgeweihte Bäume,
des Tempels Säulen, und dich, heilge Flamme

des Altars, Dich, o Dionysos, selbst,
und dich, o Zeus, du Gott des heilgen Eides:
zeugt mir, dass ich die lautre Wahrheit rede.

Chor.

Sprich, was des Gottes Stimme dir vertraut!

Korasos.

In dieser Nacht, als ich im Heiligthum
des Gottes dienend wachte, lag ich betend
auf des Altares Stufen, und mein Flehn
erweckt' in Dionysos' Brust Erbarmung.
Um deine Liebe fleht' ich; denn die Götter,
die ewig reichen, haben in der Fülle
des Segens, der von ihrem Thron herab
zur Welt in tausend Strömen ewig fliesst,
kein Gut für mich, als einzig deine Liebe.
Da sah' ich seines Bildes göttlich Haupt
im milden Schein des Morgenlichts erglänzen;
die Rebe, die sein Lockenhaar umlaubt,
schien es, wie lichter Wolken Saum, zu kränzen.
Doch hatt' ich kaum den Himmelsglanz gesehen,
da fühlt' ich heilge Träume mich umwehen.
Ich hörte Götterworte zu mir tönen.

die lieblich wie des Himmels Lyra klangen:
„Nicht lange mehr wird sie die Liebe höhnen,
bald wird sie dich mit Liebesarm umfangen,
nur liebend kann sie meinen Zorn versöhnen,
die Rettung liebend nur von mir erlangen;
dann, in Umarmung und in heissen Küssen,
wird sie des Kaltsinns Frevel reuig büssen.“ —
So sprach der Gott, sein Himmelsglanz verschwand
und tiefe Nacht erfüllte rings um mich
mit schrecklichem, furchtbarem Graun den Tempel.
Wehklagen nur durchdrang die tiefe Stille
und gräßlich wilder Larven Ungestalt
gebar aus ihrem Schoos die Finsternis.

Chor.

Wehe! du sahst des Wahnsinns grausend Bild!

Koresos.

Zu Boden sank ich, unnennbaren Schmerz
fühlt' ich an meinem Leben langsam zehren
und von den Göttern fleht' ich schnellen Tod,
Da nahtest du des Tempels goldnen Thoren,
dein Blick durchdrang die Nacht mit Himmelslicht,
die Schatten flohn, wie vor der jungen Horen

entzückend holdem Morgenangesicht;
Zu neuem Leben fühlt' ich mich geboren,
mir lächelte dein Aug, es zürnte nicht;
an deinen Blicken konnt' ich schmend hangen,
von deinen Armen fühlt' ich mich umfangen.
Da sah' ich hell aus deiner Brust ergossen
des Götterlichtes milden Purpurstral,
gleich Rosen, die im Frühlingsglanze sprossen,
gleich des Rubins glutstralendem Krystall,
und schnell in seinem warmen Licht zerflossen
fühlt' ich der Liebe bittersüsse Qual;
das Leben war vor meinem Blick verschwunden,
und Himmelsglück hatt' ich in dir gefunden.
Entflohn war rings um mich die dunkle Nacht,
es wichen fern die drohenden Gestalten,
und selger Götter gnadenreiche Macht
fühlt' ich um uns in ewger Klarheit walten.
Doch bald verschwand der Traum, ich war erwacht.
die Deutung seh ich klar sich nun entfalten:
was strafend Götter unserm Land gesendet,
wird sühnend durch die Liebe nur gewendet.

Chor.

Hör ihn, Kallirroe, die Götter fürchte!

Kalliroe.

Dich täuscht des Jünglings vielberedter Mund;
doch wird sich bald die Wahrheit uns enthüllen.

Chor.

Welch neues Zeichen hoffst du von den Göttern?

Kalliroe.

Dort naht der Mann, der von Dodona's Tempel
uns schon des hohen Zeus Orakel bringt.
Denn bei der Sterne bleichem Schimmer zog
er aus, zu den geheimnissvollen Eichen,
die wunderbar Kronion's Hauch belebt.

Der Bote, die Vorigen.

Chor.

Verlangend harr' ich, was der Mund Kronion's
uns senden wird, ob Rettung, oder Tod.

Kalliroe.

Die schnelle Rückkehr von der weiten Wallfahrt
dankt dir, o Freund, das leiderfüllte Volk.
Der Ruhe Labung lohnte billig dir
für deine Eile, nach des Wegs Ermattung;
doch ängstlich harrt das Ohr auf deine Rede,
es hängt der bange Blick an deinem Mund,
der das Geschick im Götterspruch verbirgt.

Chor.

Sprich, hat Kronion Rettung uns verheissen? —
Du schweigst? droht uns vielleicht noch grössre Noth?

Kalliroe.

Du stehst bestürzt? dein Auge trifft den Boden,
und sucht umsonst mit schnell gesenkter Wimper
der Thränen Lauf vorsichtig zu verbergen —

Bote.

Wer sah wol thränenlos des Landes Elend?

Kalliroe.

Wenn unserm Elend deine Thränen fliessen,
so gib uns schnell des Götterspruches Trost!
Du zauderst?— Wendet nichts den Zorn der Götter?

Bote.

Den Zorn der Götter tilgt das Opferblut.

Chor.

Weh uns! das Opfer hat der Gott verworfen.

Bote.

Durch welches Zeichen ward es euch verkündet?

Koresos.

Noch unberührt vom heilgen Opferstahl
sank es zu Boden auf des Altars Stufen.

Bote.

Das Opfer, das die Götter fordern, lebt.

Koresos.

Geheimnissreich ist deine Rede. Sprich,
wer von den Götter zürnt uns? Wen befiehlt
Kronion mit dem Opferblut zu sühnen?

Bote.

In diesem Tempel soll das Opfer fallen.

Koresos.

Und welches Opfer fordert Dionysos?

Bote.

Ein theures Opfer, wie noch keins gefallen.
Mich täuschte nicht der ahndungsvolle Schauer,
als ich Kronion's Heiligthum betrat.
Noch kämpfte mit der Finsterniss der Morgen;
nur in des Haines Wipfeln, die das Haupt,
hoch über Wolken, in dem Aither wiegen,
erglänzte hell in goldnem Licht der Tag,
doch unten herrschte noch die Finsterniss
und in dem Dunkel wohnte tiefe Stille.

Koresos.

Fand sich kein Priester, der, des Haines Eingang
bewahrend, dich zum Heiligthum geleitet?

Bote.

Zum Hüter setzte Zeus das heilge Grauen
an seines Heiligthumes ernsten Eingang.
Chaos scheint hier in wilder Kraft zu herrschen.
Die Felsen, Gaia's graue Riesensöhne,
sind hier gestürzt, seit ewig alter Zeit
in mächtigem Ruin die alte Grösse
den Menschen zeigend. Doch aus wilden Massen

erhebt Kronion's Eichenhayn das Haupt,
der, in der Erde Jugendzeit geboren,
ein frühes göttliches Geschlecht erblickte,
und mächtig dem zerstörenden Poseidon,
in Weltentrümmern lebend, widerstand.
Hier wohnen noch die alten Geisterstimmen;
denn aus den Eichen, die zum tiefsten Grund
der alten Erde mächtge Wurzeln senden,
spricht Gaia noch weissagend Schicksalsworte.

Koresos.

Vernahmst du aus den Bäumen Gäa's Wort?

Hote.

Die Zweige sah' ich wunderbar sich regen;
denn keines Windes Flügel wehte hier:
sie schienen warnend mich zurückzuwinken,
und leise tönte klagendes Geflüster.
Doch liess ich mich die Zeichen nicht erschrecken,
und rastlos vorwärts schritt ich durch die Waldung.
Da öfnet sich der dichtverwachsne Hayn,
und vor mir, in des Morgens Glanze schimmernd,
auf Marmorsäulen ruht Kronion's Tempel,
Nicht lange harrt' ich, aus den goldnen Thoren

trat mir ein heilges Frauenpaar entgegen,
und, Schweigen mir gebietend, sprach die Eine:
„Was du verbirgst im Innersten des Herzens,
erkennt Kronion, eh' dein Mund es spricht."
Und zu den Eichen wies sie mich zurück,
demüthig dort des Götterspruchs zu harren.
Bald rauschten alle Wipfel; um mich her
erklangen nie gehörte Wundertöne.
Ein Strom geheimnisvoller Stimmen wogte
zu mir heran: anschwellend und verhallend
schien er mich hin zu seinem Quell zu winken.
Und bald erblickt' ich eines Götterknabens
aus hellem Erz geformtes, schönes Bildnis,
Von lauterm Golde hielt es einen Stab
in seiner Rechten, die voll Götterkraft
die ehrne Wölbung schlug des mächt'gen Schildes,
das, glänzend wie der Sonne Feuerkreis,
lichtstralend schwebte vor dem Götterbilde.
Und mit dem Stab ward plötzlich aufgeschlossen
das innre Herz dem glänzenden Metall.
Wie rings von seinem Spiegel sich ergossen
des ewgen Lichtes glänzend schöner Stral,
so aus dem innern Leben jetzt entflossen,
erklang harmonisch der lebendge Schall,
und mächtig in erhabnen Melodieen
fühlt' ich der Töne Geist die Luft durchziehen.

Doch leiser hört ich bald die Töne schallen
und stille Klage lispelte der Klang;
wie, wenn die Freunde zu den Gräbern wallen,
und traurend sich erhebt der Klaggesang,
und Echo seufzte durch des Waldes Hallen,
die Zweige rauschten ahndungsvoll und bang;
wehmüthig selbst zu mir gewendet schienen
des schönen Götterbildes ernste Mienen.

Koresos.

Sprach aus den Tönen nicht ein Götterwort,
das Opfer nennend, das Kronion fordert?
Wir hören willig deines Mundes Rede,
doch jetzt verkünd' uns schnell den Götterspruch.

Bote.

Von ferne rollt der Donner, eh der Stral
Kronions tödtend aus den Wolken blitzt.
Wähnst du, dass ich, mein eignes Wort zu hören,
von jenen Zeichen spreche, die den Sinn
bereiten auf der zornen Götter Spruch?
Verwegner Jüngling, bald wirst du dem Zögern,
das du verworfen, ew'ge Dauer wünschen.

Koresos.

O möchtest du das Segenswort verkünden,
dass meinen Tod die zorngen Götter fodern!
Schnell lass die Opferflamme sich entzünden,
von meinem Leib genährt zum Himmel lodern!
Gern weih ich mich des Todes finstern Mächten;
Glück find ich nur tief in des Grabes Nächten.

Bote.

Dein Blut wird nicht den Altar sühnend röthen,
ein ander Leben fordert Zeus, o Jüngling!

Kallirve.

Nenn uns das Opfer!

Chor.

Rede, wer soll sterben?

Bote.

So tönten nieder aus der Eichen Wipfel
der heilgen Tauben gottgeweihte Stimmen:

„Dem Volke, das zum Heiligthum dich sendet,
sollst du verkünden Zeus' Orakelspruch.
Es weichet nimmer von dem Land der Fluch,
der schreckenvoll den Geist mit Wahnsinn blendet,
bis aus der Jungfrau Brust die Purpurflut
sühnend an Bromios' Altar geflossen,
wird sie zu retten willig nicht vergossen
des selbstgebotnen Herzens Opferblut."

Chor.

Furchtbares Dunkel! Eine nur soll fallen,
und alle schreckt des Todes bange Furcht.

Bote.

Der Jungfrau Name ward von Zeus genannt;
vergebens ängstet eitle Furcht dein Herz.

Koresos.

Ein willig freies Opfer fordert Zeus.
Des innern Herzens Stimme muss entscheiden!
Ein Opfer kannst du nennen, kannst es tödten;
doch wenn der Name, den der Liebe Stimme
liebkosend nannte, jetzt mit Todesschrecken

das lebensfrohe Herz erfüllt, wenn kalt
die Glieder beben, bleich die Lippe zittert,
wenn nur der Fuss dem Altar zögernd naht,
die Wange nur erbleicht, die Wimper zuckt:
so wird umsonst das Opferblut vergossen,
nicht Rettung bringend, häuft es nur den Zorn.
Denn Götter ehren selbst im Opferthier
ihr göttlichstes Geschenk, des Willens Freiheit,
und wenden zürnend von dem Zwang den Blick.

Bote.

Kronion hat das Opfer sich erwählt.
Die Brust, o Jüngling; waffne dir mit Muth,
ein Gott erregt dir ahndungsvoll das Herz,
und tief verwunden wird dich meine Rede.
So will Kroniens Götterspruch: vergiessen
soll Koresos das Blut Kalliroe's.

Chor.

O Zeus!

Koresos.

Iacchos! trügen deine Worte?

Sie soll ich tödten, die dein Götterspruch
weissagend meiner Liebe Flehn verheissen?
Nein! falscher Trug herrscht in Dodona's Hayn:
was Bromios verhiess, kann Zeus nicht rauben!

Bote.

Was ich gesprochen, hat mir Zeus verkündet,
untrüglich wahr ist des Kroniden Wort.

Chor.

O Schreckenswort, das meinen Sinn zermalmet.

Koresos.

Hat Zeus ungöttlich solches Wort gesprochen,
unmenschlich werd' ich nimmer es vollziehn.

Bote.

Das Opfer weigerst du den zornen Göttern?

Koresos.

Wer solches Opfer fordert, ist kein Gott! —

Vermag ein Gott das Göttliche zu tödten,
sein lieblich Bild, die Schönheit zu zerstören,
und seines Geistes Funken im Gemüth,
die heilge Liebe, hassend zu vertilgen?

Bote.

Geheim verborgen ist der Götter Schluss,
des Menschen Auge kann ihn nicht durchschauen,
doch muss er schweigend dem Befehl gehorchen.

Chor.

Kann nichts uns retten als der Jungfrau Tod?

Bote.

Die Sühnung einzig hat mir Zeus genannt.

Chor.

Nie ward so theures Wohl dem Land erkauft.

Koresos.

Nie wird euch Rettung durch der Jungfrau Tod,

denn eh soll mich der Götter Zorn vertilgen,
eh meine Hand ihr theures Blut verströmt.

Bote.

Des Landes Sühnung ist ihr Blut geweiht,
willst du das Volk verderben um die Jungfrau?

Chor.

Des Landes Rettung ist ihr Blut geweiht!
Vollbringe Priester, was Kronion fordert.

Koresos.

Du selbst begehrst blutdürstend dieses Opfer?
Lügst du des Weibes liebliche Gestalt,
dass du verlangst, was Männer füllt mit Grauen?
Kannst du, dein eignes Glück bedenkend, kalt
die Jungfrau blutend am Altare schauen?
O du, des Mitleids heilige Gewalt,
du wohntest himmlisch in der Brust der Frauen,
doch aus dem Heiligthum bist du verschwunden,
wo, heilge Göttin, wirst du noch gefunden!

Bote.

Des Volkes Stimme ruft, die Götter fordern.
Du kannst nicht widerstehn, du musst gehorchen.
Die Jungfrau liebst du, doch das Vaterland
ruft mächt'ger als der Liebe weiche Stimme.
Dein Leben botest du dem Wohl des Landes,
zum Sühnungsopfer weih' ihm deine Liebe.

Koresos.

O Greis, weit hinter deinen Blicken liegt
der jungen Liebe schönes Blütenland.

Bote.

Mehr, als der Liebe schnell verblichne Blüte,
belohnt des Ruhmes Lorberkranz den Muth.

Koresos.

O nichtger Kranz, den Liebe nicht bestralt,
der in unfreundlich öder Einsamkeit,
wie karg verschlossnes todtes Erz, vermodert,
den Eigner nicht erfreut, niemand beglückt!
Werthlose Münze, Dunstgebild des Glücks,

das nur des kühlen Alters trägen Sinn
genusslos täuscht mit leerer Schattenlust,
dich achtet nicht die lebensfrohe Brust!
Gelockt nur von der Liebe schönem Glanze
betritt der Mann die Strasse der Gefahr,
entflammt den wilden Muth im Kriegestanze,
schlingt im Triumf den Lorbeer sich ins Haar,
der Schönheit werth zu seyn im Siegeskranze
stellt er geschmückt der Lieblichen sich dar,
des Ruhmes Krone fällt zu ihren Füssen,
der Held wird Gott bei der Geliebten Küssen.

Bote.

Öft kämpfte schon die Liebe mit dem Ruhm.
Der Sieg, o Jüngling, ist der köstlichste,
den in der eignen Brust der Mann erkämpft,
ihn theilt kein Kriegsheer mit dem Siegenden,
kein Glücksgestirn und nicht des Feindes Furcht
nimmt seinen Antheil an dem Ruhm hinweg.
Ihn lohnt kein Erdenglück, gleich hohen Göttern
hat göttlich frei der Wille sich bewährt,
und seiner Götterkraft Gefühl allein
ist des erhabnen Sieges würdger Lohn.
Vergebens nur wirst du auf andern hoffen,
denn eine blinde Gottheit ist das Glück,

es spendet ohne Wahl die reichen Gaben
gleich, dem Unwürdgen, wie dem Würdgen aus;
doch schwankend ist und flüchtig seine Gunst,
oft zum Beglückten sendet es den Kummer,
und fordert das gelichne Gut zurück,
eintauschend es um Seufzer und um Thränen.
Des Glückes werth zu seyn allein ist Glück,
das niemand raubt, nicht Feindesmacht, nicht Zeit,
nicht Tod und nicht die ewgen Götter selbst.
Dies, Sohn, bedenke, und der Götter Willen
verweigre nicht des Opfers bittern Dienst.
Im ewgen Götterlicht lebt deine Liebe
und stralt dir gleich helleuchtenden Gestirnen,
wenn du sie weihst dem Himmlischen zum Opfer.

Chor.

Ein goldnes Wort hast du gesprochen, Greis!
Schon löset sich sein Schmerz in stille Wehmuth.

Koresos.

Nein, ich vermag es nicht! — Zurück, ihr Götter,
o nehmt zurück den gräslichen Befehl!
Ein heilger Strom quillt in des Menschen Brust,
lebendig rinnt er in geheimen Flüssen

und waltet mild und segnend im Verborgnen,
den unterirdschen, dunklen Mächten gleich.
Doch weh der Hand, die seine Bande löset,
denn ew'ge Sehnsucht dränget den Befreiten
nach der verlassnen Heimath mächtig hin.
Er zwingt die blut'ge Hand mit ihm zu wandeln,
gezwungen, sucht sie willenlos das Blut
und mordend mehret sie die Mordbegier,
dem Schiffer gleich, der mit des Meeres Welle
den Durst nie stillend, ihn verzweifelnd schärft.
Wen wird der schonen, der die Liebe tödtet?
wen fürchten von den Göttern, die zum Mord
die widerstrebend fromme Hand gezwungen? —
Nein! Andre Rettung zeigen mir die Götter!

Chor.

Heil uns, wenn andre Rettung dir erscheint.

Bote.

Zu leicht vertraut die schmerzerfüllte Brust
der eitlen Hofnung bangerschntem Schimmer.

Koresos.

Ihr habt von mir das Schrecklichste gefordert,
dass ich sie tödte, die mir mehr als Leben,
mehr ist als Helios der dunklen Welt.
Des Vaterlandes Wohl, den eignen Ruhm,
das göttliche Bewusstseyn grosser That
habt ihr mit hohen Worten mir gerühmt.
Lasst sehn, ob Euch ein gleicher Muth beseelet,
ob ihr vermögt, was stolzes Sinns ihr preiset.
Das Blut der Jungfrau fordert Zeus als Sühnung,
von meiner Hand soll es am Altar fliessen,
doch sie zu retten darf ich auch vergiessen
des freigebotnen Herzens Opferblut —
Zeigt nun den vielgerühmten hohen Muth!
Leicht ist ja zwischen Glück und Ruhm die Wahl,
wer bietet frei die Brust dem Opferstahl?

Kalliroe.

Erzittert nicht, mein Blut verlangt Kronion
und ihm gehorchend tret ich zum Altar.
Des Lebens Freuden, und der Jugend Hofnung
lass ich zurück, nicht ohne tiefen Schmerz;
denn lieblich ist die goldne Zeit der Jugend,
die gleich des Morgens schönem Licht das Leben

mit freundlich mildem Himmelsglanz bestralt
Doch ohne Weigern geb' ich mich dem Tode;
selbst fühlend des Verlustes Schmerzen, will ich
ein Glück, das ich beweine, niemand rauben.
Bereite, Priester, nun das Opfer. Kränzet
ihr Jungfraun mir die Locken mit dem Efeu,
dass schön geschmückt der Gott sein Opfer schaue.
Kein Wort der Klage soll dem Mund entfliehn.

Koresos.

Dich soll ich tödten —
die weisse schwellende Brust
mit deinem Blute röthen?
O dass du fühltest des Lebens liebliche Lust
und der Jugend frohes Entzücken
und der Schönheit Göttergewalt,
den Himmlischen gleich zu beglücken,
du wolltest den Tod nicht, der kalt
zu dir sich erhebt, umfassen,
und das Leben, das blühende, lassen.
Hinunter in des Grabes dunkle Nacht
zu bleichen Schatten folgt dir keine Freude,
zurück bleibt alles, was im Leben dich,
Göttinnen gleich, beglückt und herrlich machte.
Der Schönheit holder Schimmer kehrt zum Aether,

der Jugend zartes, liebliches Erröthen
verlässt die Wange, weichet von den Lippen,
der Mund, der gleich dem Kelch der Purpurlilie
ein süsses Leben hauchte, bleibt geschlossen,
denn an den Quell der Rede lagern sich
das kalte Schweigen und die starre Blässe.
Kein Lächeln naht sich diesen finstern Hütern.
Selbst die Bewegung fordert ernst das Leben
zurück von seines dunklen Feindes Raub,
gehemmt ist dir der Glieder schönes Spiel,
du musst den letzten, traurig öden Weg
mit unbewegtem Fuss, gefesselt wandeln.
O wandl' ihn nicht, gib dich zurück dem Leben,
und willst du stolz das eigne Glück verschmähn,
so lass die Welt dich jammern, die dem Grabe
selbst gleicht, wenn ihr der Schönheit Licht entweicht.

Kalliroe.

Ein Leben hab ich nur, das Land zu retten,
das Opfer selbst kann nimmer sich befreyn.

Koresos.

Du kannst, ich weiss es! Einmal noch lass mich
das Wort der Liebe bittend zu dir sprechen.

Dein Stolz nur hat der Götter Zorn entflammt.
Sie schmückten dich mit ihren schönsten Gaben;
den ganzen Reichthum ihres Segens gossen
verschwendend sie auf dich, du Einzge, aus,
dass du in ewger Schönheit Himmelslicht
gleich Göttern glänzend wandelst unter Menschen.
Doch leuchtend nicht, verzehrend ward der Stral
des Götterlichtes in dem stolzen Herzen,
gleich Foibos' Stralen, als er sie dem Sohn
vertraute, den der stolze Sinn bethört.
Wie jenen, die entflammte Welt zu retten,
Kronion's Blitzstral zürnend tödtlich traf,
so sendet Zeus den Tod zu dir, die Schönheit
zurückzufordern, die der Menschen Brust
mit des Verlangens heisser Glut verzehrt.

Kalliroe.

Dir ziemt es nicht, mit bittern Tadelworten,
der Götter Opfer scheltend zu verfolgen,
denn heilig ist, was Götter sich erschn.

Koresos.

O zürne nicht der Warnung ernster Stimme,
ein dunkler Warner stellt sich jetzt der Tod

vor deinen Blick. Versöhne bald die Götter,
die Lieb erwidernd, die du grausam wecktest.

Kalliroe.

Hör' auf, das Wort der mir verhassten Liebe
zu mir zu reden! Lang ertrug ich' schon
unwillig das unmännliche Geschwätz.
Frei ist die Liebe, wie die Gunst der Götter!
Nicht weichlich Bitten, stürmend Drohen nicht
weckt in der Jungfrau Brust das Götterfeuer,
das gleich Hestias Flammen nur am Stral
des Himmels rein und heilig sich entzündet.
Die Liebe kennst du nicht, die ewge Abkunft
im Innern tief empfindend, schämt sie sich,
die Göttliche, der niedern feigen Bitte.
Gleich Himmlischen will ewig sie gewähren,
sich göttlich nur der eignen Gabe freun,
doch von erbetner Gunst sich dienend nähren,
muss sie gleich Frevel an den Göttern scheun,
und darf sie nicht mit Liebe sich verbinden,
will sie den Tod in eignen Flammen finden.

Koresos.

Ja, ich bin dir verhasst,

Kalliroe, du hast
mir das Herz in dem Busen gebrochen.
So verlösche des Herzens Glut,
denn mit kaltem Muth
hast du Worte des Todes gesprochen.
Bald soll des Blutes warmer Stral
am Altar fliessen,
mit dem heiligen Opferstahl
will ich's vergiessen.

Chor.

O bittre Rettung aus der bittern Noth!

Koresos.

Des Sühnungsopfers heiligen Gebrauch
lasst uns vollbringen nach des Tempels Sitte.
Noch windet sich des Efeu Blätterkranz
mir um das Haupt, noch glänzt der Opferstahl
mir in der Hand; das Thier nur ward verworfen,
das Opfer selbst ist ungestört. Hinan,
hinan zu dem Altar, wohin die Stimme
Kronion's ruft, das Opfer zu vollziehn!

Bote.

Von kühnem Feuer glänzt des Jünglings Auge,
hat mächtig ihm ein Gott den Geist gestärkt?

Koresos.

Schmücket die Jungfrau mit Blüten und Kränzen,
lasset erschallen den Weihgesang
und bei der Flöten festlichem Klang
feiert das Opfer mit heiligen Tänzen.

geht in den Tempel

Bote.

Mit naher Rettung Botschaft eil' ich jetzt,
das Volk, das ängstlich harrende, zu trösten.

geht ab.

Kalliroe, der Chor.

Kalliroe.

Es flieht die Zeit, es naht die letzte Stunde,
der Trennung schmerzhaft bittrer Augenblick;
Für euch empfängt die Brust die Todeswunde,
und still entgegen wandl' ich dem Geschick.
Es reisst gewaltsam mich aus eurem Bunde,
nimmt schnell des Lebens Morgentraum zurück.
Fern sah ich nur der Jugend Freuden winken
und schon in Todesnacht muss ich versinken.

Chor.

Ach! du entfliehst, eilest von uns, weit,
zu der finstern Behausung der Schatten.
Beben das Herz fühl ich, die Brust scheut
die Umarmung des schrecklichen Gatten.

(aus dem Tempel erschallen Flöten, die während der Opferhandlung fortklingen.)

Kallirot.

Die Götter rufen! Hemme deine Klagen,
vor andern hat Kronion mich erwählt,
er ruft mich in der Jugend Blütentagen,
eh' ich der Jahre bittre Zahl gezählt.
Nicht Krankheit, Kummer wird an mir nicht nagen,
jungfräulich rein werd' ich dem Tod vermählt,
jungfräulich werd' ich euren Geist umschweben,
ein freundlich Bild in euren Herzen leben.

Chor.

Ewig vor uns schwebet dein Bild, schön,
in lieblicher Jugend erhalten.
Schön wie du selbst auf des Olymps Höh'n,
bei den ewigen Göttergestalten.

Koresos.

tritt aus dem Tempel

Folg mir o Jungfrau! zu dem Altar ruft dich Zeus.

Chor.

O wie schnell sie hinabsinkt

in das nächtliche Grab!
Ach, der Liebende selbst winkt
die Geliebte hinab.

Koresos.

Hörst du die Flöten schallen aus dem Heiligthum?
Zum ernsten Lager ruft die Jungfrau hin der Klang.

Chor.

Weh! es ertönt schrecklich das Brautlied,
das der Jungfrau Schritte begleitet.
Ach! in des furchtbaren Beherrschers Gebiet
ist das bräutliche Bett ihr bereitet.

Koresos.

Reich mir die Hand! wirst du sie jetzt versagen? —
O ew'ger Schmerz! — du reichst dem Tod die Hand! —

Chor.

Weh! Er führt dich zum nächtlichen Land,
zu dem dunklen Lande der Klagen.

Koresos.

Mit Blumenkränzen lass mich deine Locken,
mit Rosen dir die weisse Stirn umwinden.

Chor.

Blume der Liebe, du gleichst ihr an lieblicher Pracht,
Blume des Schweigens, du weihst sie der schweigenden Nacht.

Koresos.

Schon öfnet sich des Tempels goldnes Thor,
es nahet sich in schöngeschmücktem Reihen
der Opferknaben und der Mädchen Chor,
sie wandeln aus dem Tempel ernst hervor,
das Sühnungsopfer dem Altar zu weihen.

(Opferknaben und Mädchen kommen aus dem Tempel)

Opferknaben und Mädchen, die Vorigen.

Strofe.

Die Opferknaben.

Auf zum Altar! es rufet der Gott die Braut.
Hymenäen Gesang
schallet der Jungfrau, ruft sie mit süssem Laut,
die dem Leid entflohn, himmlisches Glück errang 2).

Chor.

Traurige Hymenäen!
zu dem Brautbett ruft der Gesang.

Aber die Sänger entweichen und gehen,
wenn die Lüfte des Morgens wehen
wecket dich nimmer der liebliche Klang.

Antistrofe.

Die Opfermädchen.

Auf! zum Altar, wo heilige Flammen glühn,
Jungfrau, wende den Fuss.
Göttern allein die lieblichsten Blumen blühn
und die schönste Braut heiligt der Götter Kuss.

Chor.

Furchtbarer Brautreihen,
wo das Bett mit purpurnem Blut
finstere Mächte des Grabes weihen,
wo der Führer des bräutlichen Reihen
senket der Fackel verlöschende Glut.

Epode.

Kallixoe.

Dionysos, zu dir hebt sich der Blick empor,
Hülfe flehend ist er zu dir gewandt.
Dir geweiht ist mein Blut, bald aus der Brust hervor
quillet der Strom, von der Schuld sühnend das Land.

Chor.

Heiliger Quell des Lebens,
Stralender Fürst der Sterne,
Bassareus, sey nicht ferne,
blick' auf das Opferblut!
Göttlicher, nicht vergebens
lass uns das Blut vergiessen,
lass zur Sühnung entfliessen
der Brust die purpurne Flut.

Koresos.

Hört mich des Himmels Götter, dunkle Mächte

des Erebos, Ades, Perseforeia!
Wenn euer Zorn entbrannt ist über uns,
so lasst durch dieses Opfer ihn versöhnen,
das Zeus Kronion von dem Volk gefordert.
Empfangt es huldreich, stygische Gewalten!
es opfert sich für seines Volkes Noth;
es bietet frei die Brust dem blutgen Tod,
will sterbend die Geliebte nur erhalten.

er verwundet sich. Die Flöten schweigen, schnell abbrechend.

Chor.

Entsetzen! dem eignen Herzen
in Strömen entquillt das Blut!
Es trug nicht die heissen Schmerzen,
nicht der Liebe verzehrende Glut.

Kalliroe.

Mich, mich allein
forderten zürnend die Götter,

vom Tod' ein grausamer Retter
gibst du mich unendlicher Pein!

Koresos.

Lass deinen Hass mit meinem Blut versöhnen,
du wehrtest grausam mir der Liebe Klagen,
nun wird kein Laut des Schmerzens dich umtönen,
doch konnt' ich nicht das bittre Leid ertragen,
du einzig kannst das Leben mir verschönen
und gern für dich will ich der Welt entsagen;
kann mich das Leben nicht mit dir verbinden,
will ich den Tod für die Geliebte finden.

Chor.

Mehr als sein Leben hat er dich geliebt,
der dich zu retten selbst dem Tod sich gibt.

Kalliroe.

Nein, nein, ich lasse dich nicht!
O schliesse die blutende Wunde,

noch einmal erhebe den Blick!
Verlisch noch nicht, dunkelndes Lebenslicht!
Dich ruft mit bebendem Munde
die Liebende weinend zurück.

Chor.

Ach zu spät! ihn umhüllt ewige Nacht,
er schlummert den Schlaf, von dem keiner erwacht.

Kallirve

Erwach'! o erwache!
ich fühle der Götter furchtbare Rache!
Starr sind die Glieder und kalt,
und mich erfasst brennender Liebe Gewalt.
Strom des Lebens, verströme mir nicht —
heiliger Quell, hemme den Lauf —
dem Kuss der Geliebten schliesse dich auf,
strale noch einmal, liebliches Augenlicht!

Chor.

Ach, zu spät, zu spät!
Des Todes Hauch hat schon die Wang umweht!
Mit dem Haar, das in goldener Pracht
sich drängt in die blutende Wunde,
fesselst du nicht des Todes Macht,
du bannst nicht vom Auge des Grabes Nacht
mit dem zart liebkosenden Munde.

Kalliroe.

Ach, weckt dich nicht der Liebenden Umarmen,
nicht des geliebten Auges Liebesblick?
willst du nicht mehr an ihrer Brust erwarmen,
bringt nichts den Geist, den Zürnenden, zurück?
Ach, bei dem Ades wohnet kein Erbarmen,
er hält gefesselt meines Lebens Glück,
Doch dieser Raub soll nicht dem Tod gelingen,
um ihn will ich mit allen Göttern ringen.

Chor.

Unselige! Selbst gabst du ihn dem Grab,
den Treuen stiess dein stolzes Herz hinab.

Kalliroe.

Kann nicht die Liebe dich vom Schlummer wecken,
will ewig sich dein treues Auge schliessen,
so soll auch mich des Todes Nacht nicht schrecken,
das kalte Herz soll streng den Frevel büssen,
mein Mund soll sterbend deine Lippen decken,
mit deinem Blut mein Blut vereinet fliessen.
Du gehst voran zum finstern Land der Schatten,
bald folgt die Liebende dem treuen Gatten.

sie verwundet sich.

Chor.

Halt ein! — Ach, mit eigner Hand
löste sie des Lebens fesselndes Band!

Kallirroe.

Ist es ein Traum, der mich täuschend umschwebt,
gibt der Tod den Geliebten zurück?

Chor.

Er ist erwacht, er athmet, er lebt,
es erhebt sich der sterbende Blick.

Koresos.

Wo bin ich? Hält mich gefangen
des Traumes täuschende Macht?
von der Geliebten umfangen,
bin ich zum Leben erwacht!

Kallirroe.

Ich halte dich mit Liebesarm umschlungen,

im Tode selbst will ich von dir nicht lassen,
die Treue hat das kalte Herz bezwungen.

Koresos.

O möcht' ich jetzt in deinem Arm erblassen!
im Tod hab ich der Liebe Glück errungen,
darf sterbend die Geliebte noch umfassen.

Kallirue.

Entström' o Leben nun in blutgen Flüssen,
entflieh o Geist bei des Geliebten Küssen.

Koresos.

O all ihr Götter! deiner Brust entflossen
seh' ich des Blutes hellen Purpurstral.
Das war das Glück, das ich im Traum genossen!
das Licht, das gleich des Glutrubins Krystall
aus deiner Brust sich mild auf mich ergossen,

in dem des Herzens bittre Liebesqual,
wie Schatten vor dem jungen Tag, verschwunden —
Ja, Himmelsglück hab' ich im Tod gefunden.

Der Bote, die Vorigen.

Der Bote.

(kommt zurück)

Heil ihr, die sühnend am Altar gestorben!
Dem Volke Rettung hat ihr Blut erworben.

Chor.

Zwei theure Opfer sind dem Land gefallen,
statt Freudenhymnen müssen Klagen schallen.

Kalliroe.

Der Liebe Glück hab' ich im Tod gefunden,

und jeder Göttersprüch ist nun erfüllt:
dem Liebenden hab' ich mich treu verbunden
und jedes bange Sehnen ist gestillt.
Dem Volk Errettung bluten diese Wunden,
vom Altar lächelt mir das Götterbild,
mit dem Geliebten winkt es aufzuschweben
hoch zum Olymp, wo selge Götter leben.

Bote.

Der Götter Hand hat still den Geist entnommen,
ein blasser Schleier senkt sich auf die Wangen,
des Auges Lebensfunke ist verglommen,
doch lös't sich nicht ihr liebendes Umfangen.
Lasst Opferhymnen schallen diesen Frommen,
die liebend selbst des Grabes Nacht durchdrangen!
Denn wer im Tod der Liebe Glück errungen,
hat, Göttern gleich, des Todes Macht bezwungen.

Chor.

Schmücket die heiligen Todten mit Kränzen,

Jauchzet erschallen den Opfergesang,
und bei der Cymbeln und Flöten Klang
feiert das Opfer mit festlichen Tänzen.

Die Flöten ertönen wieder aus dem Tempel.

Anmerkungen.

---

1) Πολλοι κἀγαθοι war die feierliche Antwort der Opfernden auf die Frage des Priesters oder Heroldes.

2) ἐφυγον κακον, εὑρον ἀμεινον war eine, bei Vermählungen übliche, Formel.

Der Freischütz.

Eine Volkssage.

Gespensterbuch.

Herausgegeben

von

A. Apel und F. Laun

Erstes Bändchen.

Leipzig bei G. J. Göschen 1811.

UNIV
ISAAC

Vorrede.

Die Freunde der Aufklärung dürften wohl erwarten, daß hinter dem Titel: Gespensterbuch, recht lebhafte Streiche gegen Glauben und Aberglauben geführt werden würden. Mit gleichem Rechte könnte der berühmte Kenner des Geisterreichs sich überreden, unser Buch wolle seiner schwankenden Theorie eine freundliche Handreichung thun. Andre gehen vielleicht noch weiter, und halten die Schrift für eine neue Ausgabe des bekannten Höllenzwanges.

Ob und in wiefern nun diese und ähnliche Erwartungen Bestätigung erhalten, darüber wird vermuthlich das Buch selbst Auskunft geben, und die Nachrede vollends verrathen, was die geneigten Leser, nach den Wünschen der Herausgeber, von dem Gespensterbuche hätten erwarten sollen.

F. Laun.

Inhalt.

Vorrede.

Der Freischütz, eine Volkssage; v. A. Seite 1

Das Ideal; v. F. L. — 55

Der Geist des Verstorbenen; von F. L. — 125

König Pfau. Nach dem Französischen; von A. — 175

Die Verwandtschaft mit der Geisterwelt; von F. L. — 239

Nachrede — 281

1.

Höre Mutter — sagte der alte Förster Bertram in Lindenhayn — du weißt, ich thue dir gern alles zu Liebe, aber den Gedanken schlag dir aus dem Kopf, und bestärke mir auch das Mädchen weiter nicht drinn. Schlag's ihr rund ab, so weint sie ihr Thränchen und ergiebt sich drein; mit dem langen Trödeln und Hinhalten wird nichts gut gemacht.

Aber Väterchen — wandte die Försterin vorbittend ein — kann denn unser Käthchen mit dem Amtsschreiber nicht eben so glücklich leben, als mit dem Jäger Robert? Du kennst den Wilhelm noch gar nicht, er ist so ein braver Mensch, so herzensgut . . .

Aber kein Jäger — fiel der Förster ein — Meine Försterei ist nun seit länger als zwei-

hundert Jahren immer vom Vater zum Sohn vererbt. Hättest du mir einen Jungen gebracht, statt des Mädchens, da möcht' es seyn, dem hinterließ ich meine Stelle, und das Mädel, wenn eins dazu gekommen wär, möchte freyen, wen es wollte; aber so . . . nein! Erst hätt' ich Mühe, Angst und Wege gehabt, daß der Herzog meinen Schwiegersohn zum Probeschuß lassen will, wenn er nur sonst ein braver Jäger ist, und nun soll' ich das Mädel verschleudern? Nein, Mutter Anne, auf den Robert besteh' ich just nicht; wenn er dir nicht gefällt, such' dem Mädel einen andern flinken Jägerburschen aus, dem ich meine Stelle bei Lebzeiten übergeben kann, da wollen wir in Ruhe bei den Kindern unsre alten Tage verleben, aber mit dem Federschützen bleib mir vom Halse.

Mutter Anne hätte gern noch ein gut Wort für den Amtsschreiber gesprochen, aber der Förster, der die Kraft der weiblichen Ueberredungskunst kannte, wollte seinen Entschluß nicht einem wiederholten Angriffe aussetzen; er nahm seine Flinte von der Wand und ging in den Wald.

Kaum war er um die Ecke des Hauſes, da ſteckte Käthchen ihr blondes Lockenköpfchen freundlich zur Thüre herein. Iſt's gut gegangen, Mutterchen? Ja? — rief ſie, und ſprang nun munter in das Zimmer und an den Hals der Förſterin.

Ach, Käthchen, freue dich nicht zu ſehr — ſagte dieſe — der Vater iſt gut, herzensgut, aber er giebt dich keinem Andern, als einem Jäger, und davon geht er nicht ab, da kenne ich ihn ſchon.

Käthchen weinte und wollte lieber ſterben als von ihrem Wilhelm laſſen. Die Mutter tröſtete und ſchmälte abwechſelnd, endlich weinte ſie mit der Tochter. Sie verſprach eben noch einen Hauptſturm auf das Herz des Förſters zu verſuchen, da klopfte es an der Thüre, und Wilhelm trat herein.

Ach Wilhelm — rief ihm Käthchen mit verweinten Augen entgegen — wir müſſen ſcheiden! Suche dir ein ander Mädchen, mich ſollſt du nicht freyn und ich dich nicht; der Vater will mich dem Robert geben, weil er ein Jäger iſt, und die Mutter kann uns nicht

helfen. Aber, muß ich auch von dir laſſen, ſo will ich doch keines Andern ſeyn, und bleibe dein, und dir treu bis zum Tode.

Mutter Anne ſuchte den Amtsſchreiber, der nicht wußte, was er aus Käthchens Reden machen ſollte, zu beſänftigen, und erzählte ihm, wie Vater Bertram gegen ſeine Perſon gar nichts einzuwenden hätte, aber nur ſeiner Förſterei wegen durchaus darauf beſtänd einen Jäger zum Eidam zu haben.

Iſt es weiter nichts — ſagte Wilhelm beruhigt, und drückte das weinende Mädchen an ſeine Bruſt — ſo ſei gutes Muthes, liebes Käthchen. Ich bin der Jägerei nicht unkundig, denn ich habe bei meinem Ohm, dem Oberförſter Finſterbuſch, in Lehre geſtanden, und mußte nur meinem Pathen, dem Amtmann zu Lieb die Jagdtaſche mit dem Schreibpulte vertauſchen. Was hilft mir die verſprochene Amtmannsſtelle, ſoll ich mein Käthchen nicht als Frau Amtmannin in das Amthaus einführen? Willſt du nicht höher hinaus, als deine Mutter, und iſt dir der Förſter Wilhelm ſo lieb, wie der Amtmann, ſo tauſch' ich gleich,

denn mir ist das lustige Jägerleben immer viel lieber gewesen, als das steife Leben in der Stadt.

O, du lieber, goldner Wilhelm — rief Käthchen, und alle Wolken waren von ihrer Stirn verschwunden, und nur ein glänzender Sonnenregen der Freude zitterte in ihren Augen — willst du das, so sprich recht bald mit meinem Vater, eh' er vielleicht gar dem Robert sein Wort giebt.

Wart, Käthchen — sagte Wilhelm — ich geh ihm gleich nach in den Wald. Er ist gewiß nach dem Hirsch, der morgen in das Amt geliefert werden soll. Gieb mir Flinte und Tasche, ich such' ihn auf, stelle mich ihm mit einem Jägergruß vor, und biete ihm gleich meine Dienste als Jägerbursch an.

Mutter und Tochter fielen ihm um den Hals, halfen dem neuen Jäger, so gut sie konnten, aufputzen, und sahen ihm mit Hoffnung und Bangigkeit in den Wald nach.

2.

Ein wackerer Bursch, der Wilhelm! — rief der Förster freudig, als die Jäger nach Haus kamen — wer hätt' in dem Federhelden solch einen Schützen gesucht? Nun, morgen sprech' ich selbst mit dem Amtmann, das wär doch Jammerschade, wenn der nicht bei der edlen Jägerei blieb! Aus dem wird ein andrer Kuno. Du weißt doch, wer der Kuno war?

Wilhelm verneinte.

Hab' ich dir das noch nicht erzählt — fuhr der Förster fort — Sieh, das war mein Urältervater, der diese Försterei zuerst besessen und erbaut hat. Erst war er armer Reitersbub' und diente bei dem Junker von Wippach, der konnt ihn wohl leiden, und nahm ihn überall mit sich in Fehden und zu Turnieren und Jagden. Einmal war dieser Junker von Wippach auch bei einer großen Jagd, die der Herzog hier hielt mit vielen Rittern und Edeln. Da jagten die Hunde einen Hirsch heran, auf dem saß ein Mensch, der kläglich die Hände rang und jämmerlich schrie, denn

das war damals eine tirannische Weise unter den Jagdherren, daß sie die armen Menschen, oft wegen geringer Jagdfrevel auf Hirsche schmiedeten, daß sie elendiglich zerstoßen und zerrissen wurden oder vor Hunger und Durst umkommen mußten. Wie der Herzog das ansichtig wurde, ward er über die Maße zornig, stellte gleich das Jagen ein, und verhieß einen großen Lohn, wenn sich Jemand getraute den Hirsch zu treffen, dabei aber drohte er mit Ungnade und Bann, wenn der Schütze den Menschen verletzte, denn er wollte diesen lebendig haben, damit er wüßte, wer sich gegen sein Verbot solcher grausamen That erkühnt hätte. Da wollte sich nun niemand unter den Edeln finden, der den Schuß auf des Herrn Ungnade und Bann wagte. Endlich trat der Kuno vor, mein Urälterveter, eben der, den du dort auf dem Bilde gemalt siehst, der sprach zum Herzog: Gnädigster Herr, wollt ihr mir's gestatten, so wag' ich's mit Gott, fehl' ich, so mögt ihr, wenn ihr wollt, mein Leben darum zur Buße nehmen, denn Reichthum und Güter hab' ich nicht, aber mich jammert des armen

Menſchen, würd' ich doch auch mein Leben dran ſetzen, wär' er unter Feinde oder Räuber gefallen. Das gefiel dem Herzog; er hieß den Kuno ſein Glück verſuchen, wiederholte ihm auch die Verheißung, doch ohne der Drohung zu gedenken, daß er ihn nicht furchtſam machte. Da nahm Kuno ſeine Büchſe, ſpannte ſie in Gottes Namen, und befahl die Kugel den heiligen Engeln mit einem gläubigen frommen Gebet. So ſchoß er wohlgemuth ohne lang zu zielen in den Wald, und in dem Augenblicke floh der Hirſch heraus, ſtürzte und endete, aber der Menſch war unverletzt, ohne daß ihm Hände und Geſicht etwas vom Geſträuch zerritzt waren. Der Herzog hielt Wort und gab dem Kuno zum Lohn dieſe Förſterei für ſich und ſeine Nachkommen erblich. Aber von Glück und Geſchick iſt der Neid niemals weit, das erfuhr auch Kuno. Da waren viele, die ſeine Förſterei auch gern für ſich oder einen Vetter von der linken Seite gehabt hätten, die beſchwatzten den Herzog, der Schuß wär mit Zauberei und Teufelskünſten geſchehn, weil Kuno gar nicht gezielt,

ſondern einen Freiſchuß, der allemal treffen muß, ins Blaue hinein gethan hätte, da wurde denn beſchloſſen, daß von Kuno's Nachkommen jeder einen Probeſchuß thun muß, eh' er die Förſterei bekommt; den kann nun freilich der Landjägermeiſter, der die Probe abnimmt, ſchwer und leicht aufgeben. Ich mußte damals einem hölzernen Vogel, der an der Stange geſchaukelt wurde, den Ring aus dem Schnabel ſchießen. Nun, bis jetzt hat noch keiner im Meiſterſchuß gefehlt, und wer einmal als mein Eidam mein Nachfolger wird, muß erſt ein braver Jäger ſeyn.

Wilhelm hatte zu des Förſters Freude mit ſichtbarer Theilnahme der Erzählung zugehört. Jetzt faßte er lebhaft des Alten Hand, und verſprach unter ſeiner Anleitung ein Jäger zu werden, deſſen ſich Urvater Kuno nicht ſchämen ſollte.

3.

Noch nicht volle vierzehn Tage war Wilhelm als Jägerburſche in dem Förſterhauſe, als Vater Bertram, der ihn mit jedem Tag

lieber gewann, die Einwilligung zu seiner Verbindung mit Käthchen förmlich ertheilte. Nur sollte die Verlobung geheim gehalten werden bis zum Tage des Probeschusses, wo der Förster durch die Gegenwart des fürstlichen Landjägermeisters seinem Familienfeste noch mehr Feierlichkeit zu geben hoffte. Der Bräutigam schwebte in Entzücken und vergaß sich und die ganze Welt in dem offenen Himmel seiner Liebe, so daß ihn Vater Bertram mehrmals neckte, wie er kein Ziel mehr treffe, seit er Käthchen sich erzielt habe.

Wirklich aber hatte Wilhelm von seinem stillen Verlobungstage an ein ganz eignes Mißgeschick auf der Jagd. Bald versagte ihm das Gewehr, bald traf er statt des Wildes einen Baumstamm. Kam er nach Haus und leerte seine Jagdtasche, so fanden sich statt der Rebhühner Dohlen und Krähn, und statt des Hasens eine todte Katze. Der Förster machte ihm endlich ernsthafte Vorwürfe wegen seiner Unachtsamkeit, und Käthchen selbst fing an für den Probeschuß bange zu werden.

Wilhelm verdoppelte seine Aufmerksamkeit

und seinen Fleiß; allein je näher der Tag rückte, an welchem er sein Probestück ablegen sollte, desto mehr verfolgte ihn das Unglück. Fast jeder Schuß mißrieth; endlich fürchtete er sich beinah ein Gewehr loszudrücken, um nicht Schaden anzustiften, denn er hatte schon eine Kuh auf der Weide angeschossen und den Hirten beinahe verwundet.

Ich bleibe dabei, — sagte Rudolf, der Jägerbursch, eines Abends — es hat jemand dem Wilhelm einen Weidemann gesetzt, denn mit natürlichen Dingen geht das nicht zu, und den muß er erst lösen.

Rede nicht so albern — versetzte der Förster verweisend — das ist aberaläubisches Zeug, davon muß ein frommer Jäger gar nicht sprechen. Weißt du nicht mehr lieber Weidmann mein, welches die drey Stücke seyn, die ein geschickter Weidemann haben soll und haben kann? Ho, ho, ho! sag' an!

Rudolf räusperte sich zum Weidspruch und sprach schnell: Jo, ho, ho, mein lieber Weidmann, das will ich dir wohl sagen an: Gute Wissenschaft, Gewehr und Hund, der

Weidmann braucht zu seinem Grund, wenn er was tüchtiges will verrichten, und sich nicht lassen gar vernichten, drum wird das gar wohl treffen ein . . .

Schon genug — fiel ihm der alte Bertram ins Wort — mit den drey Dingen ist jeder Weidemann zu lösen, denn der heißt allemal entweder Faselhans oder Peter Ungeschick.

Mit Gunst, Vater Bertram — entgegnete Wilhelm etwas verdrößlich — hier ist mein Gewehr, den will ich sehn, der mir etwas daran aussetzen soll, und meine Wissenschaft — ich will mich nicht rühmen, aber jagdgerecht denk' ich zu seyn, so gut wie ein Andrer, gleichwohl ists als gingen meine Kugeln krumm, und als bies sie der Wind mir vor dem Lauf weg. Sagt mir nur, was ich machen soll, ich will ja gern Alles thun!

Es ist wunderlich — murmelte der Förster, der nicht wußte, was er sagen sollte.

Glaub mir nur Wilhelm — wiederholte Rudolf — es ist nichts anders, als was ich gesagt habe. Geh einmal Freitags um Mitternacht auf einen Kreuzweg und mache mit

dem Ladeſtock oder mit einem blutigen Degen einen Kreis um dich, den ſegneſt du dreimal, wie es der Prieſter macht, aber im Namen Sammiel . . .

Schweig! — unterbrach ihn der Förſter unwillig — Weißt du, was das für ein Name iſt? Das iſt einer von des Teufels Heerſchaaren. Gott bewahre dich und jeden Chriſten davor!

Wilhelm kreuzte ſich ebenfalls, und wollte nichts weiter davon hören, wiewohl Rudolf auf ſeiner Meinung blieb. Er putzte die ganze Nacht an ſeinem Gewehr, unterſuchte jede Schraube und jede Feder, und mit anbrechendem Morgen ging er aus, ſein Glück von neuem zu verſuchen.

4.

Aber alle Mühe war verloren, das Wild drängte ſich um ihn und ſchien faſt ihn zu necken. Zehn Schritt weit ſchoß er auf einen Rehbock, zweymal verſagte ihm das Gewehr, das drittemal gerieth zwar der Schuß, aber das Wild floh unverletzt durch die Büſche.

Unmuthig warf sich der unglückliche Jäger unter einen Baum, und verwünschte sein Schicksal, da rauschte es im Gebüsch, und ein alter Soldat mit einem Stelzfuße hinkte heraus.

Holla, lieber Weidmann — redete er Wilhelm an — warum so verdrüßlich? Hast du Liebespein, fehlt's im Beutel, oder hat dir Jemand das Gewehr besprochen? Gieb mir eine Pfeife Tabak, wir wollen eins zusammen plaudern.

Wilhelm reichte ihm verdrüßlich das Gebetene, und der Stelzfuß warf sich zu ihm ins Gras. Nach einigem Hin- und Herreden kam das Gespräch auf die Jägerei, und Wilhelm erzählte sein Unglück. Der Invalid ließ sich sein Gewehr zeigen. Das ist verzaubert, sagte er, als er es kaum in die Hand genommen hatte, damit wirst du keinen rechtschaffenen Schuß mehr thun, und ist dir der Weidemann recht nach der Kunst gestellt, so geht dir's mit jedem Gewehr so, das du in die Hand nimmst.

Wilhelm erschrak etwas, und wollte Einwendungen gegen den Hexenglauben des Fremden machen, allein dieser erbot sich zu einer Pro-

Probe. Uns Kriegsleuten — sagte er — ist das nichts seltenes, und ich wollte dir bis auf den Abend und tief in die Nacht hinein Wunderdinge erzählen. Wie wollten die Scharfschützen zurecht kommen, die sich überall hin wagen, und ihren Mann aus dem Pulverdampf heraus schießen, wo ihn kein Mensch sehn kann, wenn sie nicht andre Künste könnten als zielen und losdrücken. Da, zum Exempel hast du eine Kugel mit der du sicher treffen sollst, weil sie besondre Tugend hat und allem Hexenwerk widersteht. Versuch' einmal gleich, es wird dir nicht fehlen.

Wilhelm lud sein Gewehr und sah sich nach einem Ziel um. Ein großer Raubvogel schwebte hoch über dem Wald, wie ein beweglicher Punkt. Schieß den Stößer da oben, sagte der Stelzfuß. Wilhelm lachte, denn der Vogel schwebte in einer, kaum dem Aug' erreichbaren Höhe. Ei, so schieß — wiederholte Jener, ich verwette meinen Stelzfuß, er fällt. Wilhelm schoß, der schwarze Punkt senkte sich und ein großer Geyer fiel blutend zu Boden.

Das sollte dich nicht wundern — sagte der Invalid zu dem vor Verwunderung sprachlosen Jäger — wenn du ein rechter Weidmann wärst. Solche Kugeln zu gießen ist noch lange kein Hauptstück in der Kunst und will bloß etwas Geschick und Herzhaftigkeit, weil es in der Nacht geschehn muß. Ich will dir's umsonst lernen, wenn wir wieder zusammen kommen, heute muß ich weiter, denn es schlug eben sieben. Versuch indessen noch ein paar von meinen Kugeln, du siehst mir immer noch aus, wie halb ungläubig. Auf Wiedersehn!

Der Stelzfuß gab bei diesen Worten Wilhelmen eine Hand voll Kugeln und hinkte weiter. Voll Verwunderung versuchte Wilhelm eine zweite von seinen Kugeln, und traf wieder ein fast unerreichbares Ziel; er nahm die gewöhnliche Ladung und fehlte das leichteste. Jetzt wollte er dem Invaliden nach, aber dieser war im Walde nicht mehr zu finden, und Wilhelm mußte sich mit dem versprochenen Wiedersehn trösten.

5.

Im Förſterhauſe war große Freude, als Wilhelm wieder, wie ſonſt, mit einem Vorrath Wildpret ankam, und den Vater Bertram durch die That überzeugte, daß er noch der vorige brave Schütze ſei. Er ſollte nun die Urſache erzählen, warum ihn das Unglück bisher ſo wunderbar verfolgt habe, und was er gethan, um ſie zu heben; allein er ſcheute ſich, ohne ſich eines beſtimmten Grundes bewußt zu werden, von den unfehlbaren Kugeln zu ſprechen, und ſchob die Schuld auf einen Fehler am Gewehr, den er erſt in voriger Nacht beim Putzen deſſelben entdeckt haben wollte.

Siehſt du, Mutter Anne — ſagte nun der Förſter lachend — wie ich's geſagt habe: der Waldmann hat im Laufe geſteckt, und dein Kobold, der den Vater Kuno heut früh herunter geworfen hat, ſteckt in dem verroſteten Nagel.

Was iſt das mit dem Kobold? — fragte Wilhelm.

Nichts — erwiderte der Alte — das Bild

fällt heut Morgen, wie eben die Uhr sieben schlug, von selbst herunter, und da meint denn Mutter Anne gleich, es spukt.

Um Sieben! — wiederholte Wilhelm und der Steifzfuß fiel ihm ein, der um eben diese Stunde von ihm geschieden war.

Freilich ist das keine rechte Zeit zum Spuken — fuhr der Förster fort, und klopfte Mutter Annen freundlich die Backen. Aber diese schüttelte noch bedenklich den Kopf: Gott gebe, daß alles natürlich zugegangen ist, sagte sie bedenklich, und Wilhelm entfärbte sich etwas. Er beschloß seine Kugeln bei Seite zu legen, und nur zu seinem Probeschuß eine zu gebrauchen, um sein Glück nicht durch die Bosheit eines Feindes zu verscherzen. Allein der Förster nöthigte ihn mit sich auf die Jagd, und wollte er nicht von neuem Mißtraun gegen seine Geschicklichkeit erregen und den Alten erzürnen, so mußte er schon einige von seinen Zauberkugeln dran wagen.

6.

In wenig Tagen hatte ſich Wilhelm an ſeine Glückskugeln ſo gewöhnt, daß er in ihrem Gebrauch nichts bedenkliches mehr ahndete. Er ging täglich durch den Wald in der Hoffnung dem Stelzfuß wieder zu begegnen, denn ſein Kugelvorrath hatte ſich bis auf zwei vermindert, und wollte er ſeinen Probeſchuß mit Sicherheit beſtehn, ſo war die äußerſte Sparſamkeit nöthig. Er ſchlug ſogar dem alten Förſter heut ſeine Begleitung auf die Jagd aus; denn morgen wurde der Landjägermeiſter erwartet, und es konnte möglich ſeyn, daß dieſer noch außer dem eigentlichen Probeſchuß einen Beweis ſeiner Geſchicklichkeit zu ſehn verlangte. Allein am Abend kam ſtatt des Jägermeiſters ein Bote, der eine ſtarke Wildprettlieferung für den Hof beſtellte, und die Ankunft ſeines Herrn auf acht Tage ſpäter anſagte.

Wilhelm glaubte zu Boden ſinken zu müſſen, und ſein Erſchrecken hätte Verdacht erregt, wären nicht alle geneigt geweſen, es der getäuſchten Hoffnung des Bräutigams zuzuſchreiben.

Er mußte nun auf die Jagd, und wenigstens Eine seiner Kugeln aufopfern. Von der andern, schwur er, solle ihn nichts trennen, als der entscheidende Schuß am Verlobungstage.

Der Vater schmälte, als Wilhelm mit einem einzigen Hirsch von der Jagd zurückkam, denn die verlangte Lieferung war beträchtlich. Er zürnte am andern Mittag noch mehr, als Rudolf mit reicher Beute, und Wilhelm ganz leer nach Haus kam. Am Abend drohte er ihn fortzuschicken, und die Einwilligung zu seiner Verbindung mit Käthchen zurückzunehmen, wenn er nicht den folgenden Morgen wenigstens noch zwei Rehböcke bringen würde. Käthchen war in der größten Angst, und bat ihn bei aller ihrer Liebe, doch ja allen Fleiß anzuwenden und lieber auf der Jagd gar nicht an sie zu denken.

So ging Wilhelm verzweiflungsvoll in den Wald. Käthchen sah er in jedem Falle für sich verloren, es blieb ihm nichts übrig, als die traurige Wahl, auf welche Art er sein Glück zerstören wollte.

Indem er, unfähig zu wählen, sich in

Betrachtung seines Schicksals verlor, zeigte sich ihm ganz in der Nähe ein Rudel Rehe. Maschinenmäßig griff er nach seiner letzten Kugel; sie lastete ihm centnerschwer in der Hand. Schon wollte er sie zurückfallen lassen, entschlossen den Schatz zu bewahren, es koste, was es wolle. Da sah er in der Ferne den Stelzfuß auf sich zu kommen; freudig ließ er die Kugel in den Lauf rollen, drückte los, und zwei Rehböcke sanken zu Boden. Wilhelm ließ sie stürzen und eilte nach dem Invaliden, aber dieser mußte einen andern Weg eingeschlagen seyn; er war nicht zu finden.

7.

Vater Bertram war mit Wilhelm zufrieden, aber dieser ging den ganzen Tag in stiller Verzweiflung umher, und selbst Käthchens Liebkosungen vermochten nicht ihn aufzuheitern.

Auch am Abend saß er noch ganz stumm und bemerkte kaum, daß der Förster mit Rudolfen in ein ziemlich lebhaftes Gespräch

gerathen war, bis ihm endlich jener aus seiner Betäubung weckte.

Das darfst du nun so wenig dulden als ich, Wilhelm — rief er dem Träumenden zu — daß jemand unsrem Altvater Kuno solche Dinge nachsagt, wie der Rudolf eben. Haben die Engel damals ihm und dem armen unschuldigen Menschen beigestanden, wie wir von ihrem englischen Schutz im alten Testamente mehr Exempel lesen, so wollen wir Gottes wunderbare Güte preisen, aber Teufelskünste lass' ich meinem Urvater nicht nachsagen. Er starb sanft und selig auf seinem Bette unter Kindern und Enkeln, aber wer Teufelskünste treibt, mit dem nimmt's niemals ein gutes Ende, wie ich selbst angesehn habe, als ich noch bei Prag im Böhmischen lernte.

O, erzählt doch, wie das war, rief Rudolf, und die Andern stimmten bei.

Schlimm genug war es — fuhr der Förster fort — es graut mir noch, wenn ich daran denke. Da war damals in Prag ein junger Mensch, Georg Schmid hieß er, ein verwegener, wilder Bursch, sonst aber brav

und flink, der war ein ſtarker Liebhaber von der Jagd, und ſo oft er konnte, kam er zu uns. Er wär auch ein tüchtiger Jäger geworden, aber er war zu flüchtig und ſchoß daher oft neben weg. Einmal, wie wir ihn damit aufzogen, vermaß er ſich hoch, er wolle bald beſſer ſchießen als alle Jäger und es ſolle ihm kein Wild entgehn, weder in der Luft noch im Gebüſch. Aber er hielt ſchlecht Wort. Ein paar Tage drauf pocht uns früh ein unbekannter Jäger heraus, und ſagt' an, draußen auf der Straße liege ein Menſch halb todt und ohne Hülfe. Wir Burſche machen uns gleich auf und hinaus, da liegt der Georg überall blutig und zerkratzt, als wär er unter wilden Katzen geweſen, ſprechen konnte er nicht, denn er war ganz beſinnungslos und gab kaum ein Lebenszeichen von ſich. Wir trugen ihn gleich ins Haus, und einer meldet' es in Prag, wo er auch bald abgeholt wurde. Da hat er denn vor ſeinem Ende ausgeſagt, daß er mit einem alten Bergjäger habe Freikugeln gießen wollen, die allezeit treffen, und weil er etwas dabei verſehn, habe ihn der Teufel ſo zuge-

richtet, daß er's mit seinem Leben bezahlen müsse.

Was hatte er denn versehn — fragte Wilhelm bebend — ist denn der Teufel bei solchen Künsten allemal im Spiel?

Wer sonst? — erwiderte der Förster. — Ich weiß wohl, manche schwatzen von verborgenen Naturkräften und vom Einfluß der Sterne; nun, ich will niemand seinen Glauben nehmen, aber ich bleibe dabei, es ist Teufelsspiel.

Wilhelm schöpfte etwas freier Athem. Hat denn der Georg nicht erzählt, was ihn so übel zugerichtet? fragte er den Förster.

Freilich — antwortete dieser — vor Gericht hat er's ausgesagt. Er war gegen Mitternacht mit dem Bergjäger auf einen Kreuzweg gegangen; da hatten sie mit einem blutigen Degen einen Kreis gemacht, und den mit Todtenschädeln und Knochen kreuzweis beigt. Drauf hatte der Bergjäger Schmidten unterrichtet, was er zu thun habe. Er solle nämlich mit dem Schlag eilf Uhr anfangen die Kugeln zu gießen, nicht mehr und nicht weniger als drei und sechzig, eine über oder unter diese Zahl,

wenn die Glocke Mitternacht ſchlüge, ſo wär er verloren, auch dürfe er während der Arbeit weder ein Wort ſprechen, noch aus dem Kreiſe treten, es geſchehe um ihm, was nur immer wolle. Dafür müßten aber auch ſechzig von ſeinen Kugeln unfehlbar treffen, und nicht mehr als drei würden fehlen. Schmid hatte nun wirklich das Gießen angefangen; aber, wie er ſagte, ſo grauſame und erſchreckliche Erſcheinungen geſehen, daß er endlich laut aufgeſchrieen und aus dem Kreiſe geſprungen, worauf er denn bewußtlos zu Boden gefallen, und ſich nicht eher beſonnen, bis er in Prag unter den Händen der Aerzte, und dem Zuſpruch der Geiſtlichen, wie aus einem Traum erwacht ſei.

Gott bewahre jeden Chriſten vor ſolchen Schlingen des Satans — ſagte die Förſterin und bekreuzte ſich.

Der Georg hatte alſo wohl ordentlich ein Pakt mit dem Satan gemacht? — fragte Rudolf weiter.

Das will ich nicht grade behaupten — verſetzte der Förſter — denn es heißt: richtet nicht. Aber das bleibt doch immer ein ſchwerer

Frevel, wenn der Mensch sich in Dinge einläßt, wo der Böse leicht an ihn kommen, und ihm an Leib und Seele verderblich werden kann. Der Feind kommt wohl von selbst, ohne daß der Mensch ihn ruft, oder ein Pakt mit ihm schließt. Ein frommer Jäger braucht das auch nicht, du hast es nur erst erprobt, Wilhelm, gut Gewehr und gute Wissenschaft, da braucht der Jäger keine Freikugel, und trifft doch wohin er soll. Ich möcht' auch um keinen Preis eine solche Kugel abschießen, denn der Feind ist ein arger Schalk, und könnte mir einmal die Kugel nach seinem Ziel führen, statt nach dem meinen.

8.

Der Förster ging schlafen und ließ Wilhelmen in der peinlichsten Unruhe. Er warf sich vergebens auf sein Lager, der Schlaf floh seine Augen. Der Stelzfuß, Georg, Käthchen, der fürstliche Kommissar, der den Probeschuß verlangte, schwebten abwechselnd seinen Augen vor, und eine fieberhafte Phantasie verwirrte ihre Gestalten zu furchtbaren Gruppen.

Bald drohte ihm der unglückliche Geiſterbeſchwörer warnend als ein blutiges Schreckbild, bald verwandelte ſich ſeine drohende Miene in Käthchens hinſterbendes, todtenbleiches Geſicht, und der Steizfuß ſtand mit hölliſchem Hohngelächter daneben. Bald ſtand er ſelbſt, zum Probeſchuß fertig, vor dem fürſtlichen Kommiſſar, er zielte, ſchoß und — fehlte. Käthchen ſank in Ohnmacht, der Vater verſtieß ihn, da kam der Steizfuß und brachte ihm neue Kugeln — zu ſpät, kein zweiter Schuß war ihm verſtattet.

So verſtrich ihm die Nacht. Mit dem früheſten Morgen ging er in den Wald, und nicht ganz abſichtlos nach der Stelle, wo der Invalid ihm begegnet war. Die friſche, klare Morgenluft hatte die düſtern Bilder der Nacht in ihm verweht. Thor ſprach er zu ſich ſelbſt, weil du das Geheimnißvolle nicht begreifſt, muß es darum ein feindliches Geheimniß ſeyn? Und iſt es ſo unnatürlich, was ich ſuche, daß Geiſterhülfe dazu nöthig wär? Der Menſch bändigt den mächtigen Trieb des Thieres, daß es nach des Herrn Willen ſich bewegt, warum ſollt' er nicht durch natürliche Kunſt den Lauf

des todten Metalls lenken können, das erst durch ihn Bewegung und Kraft erhält? Die Natur ist so reich an Wirkungen, die wir nicht begreifen, sollt' ich mein Glück um eines Vorurtheils willen verscherzen? Geister werd' ich nicht rufen, aber die Natur und ihre verborgenen Kräfte will ich auffordern und gebrauchen, auch wenn ich ihre Geheimnisse zu entziffern nicht vermögend bin. Ja, ich suche den alten Stelzfuß auf, und find' ich ihn nicht, — nun ich werde beherzter seyn, als jener Georg, ihn stachelte Uebermuth, mich ruft Lieb' und Ehre.

Allein der Stelzfuß war nicht zu finden, so angelegentlich auch Wilhelm suchte. Niemand von allen, die er fragte, wollte einen Menschen, wie er ihn beschrieb, gesehn haben.

Der folgende Tag verging unter eben so fruchtlosen Nachforschungen.

So sei es denn! — beschloß Wilhelm — die Tage sind mir zugezählt. In dieser Nacht noch geh' ich auf den Kreuzweg im Walde. Dort ist es einsam, niemand sieht meine nächtliche Arbeit und den Kreis verlasse ich nicht, bis mein Werk vollendet ist.

9.

Der Abend dämmerte, und Wilhelm hatte ſich mit Blei, Kugelform, Kohlen und allem Nöthigen verſehen, um nach dem Abendeſſen unvermerkt das Haus verlaſſen zu können. Er wollte ſich eben entfernen und wünſchte dem alten Förſter eine ruhige Nacht, als dieſer ſeine Hand faßte.

Wilhelm — ſprach er — ich weiß nicht, wie mir ſo ſonderbar zu Muth iſt, ich fühle mich beklommen, daß ich mich vor dieſer Nacht fürchte, wer weiß, was mir bevorſteht. Willſt du mir einen Gefallen thun, ſo bleib dieſe Nacht bei mir, du mußt dir darum nicht bange ſeyn laſſen, es iſt nur für mögliche Fälle.

Käthchen erbot ſich ſogleich, bei ihrem Vater zu wachen, und wollte ſeine Pflege niemand anders, ſelbſt ihrem Wilhelm nicht anvertrauen, aber Vater Bertram wies ſie zurück. Ein andermal kannſt du bleiben — ſagt' er — heut' iſt mir's als wär ich ruhiger, wenn ich den Wilhelm bei mir habe.

Wilhelm hätte gern Einwendungen gemacht,

aber Käthchen empfahl ihm die Pflege ihres Vaters so dringend und mit so unwiderstehlichen Bitten, daß er gern blieb und seinen Vorsatz bis zur folgenden Nacht aufschob.

Nach Mitternacht ward Vater Bertram ruhig und schlief fest, so daß er am Morgen selbst über seine Angst lächelte. Er wollte mit Wilhelm in den Wald, allein dieser hoffte auf den unsichtbar gewordnen Unbekannten, und hielt den Förster mit scheinbarer Besorgniß um seine Gesundheit ab. Der Invalid zeigte sich nicht und Wilhelm beschloß zum zweitenmal den Gang auf den Kreuzweg.

Als er am Abend von der Jagd zurückkam, sprang ihm Käthchen freudig entgegen. Rath' einmal, Wilhelm — rief sie — wen du bei uns findest. Du hast Besuch bekommen, recht lieben Besuch; aber ich sag' es dir nicht, du mußt rathen.

Wilhelm war nicht aufgelegt zum rathen und noch weniger Besuch zu sehn, denn der liebste war ihm heut ein unwillkommner Störer. Er wies Käthchen's Freude mit Unmuth zurück, und sann auf einen Vorwand umzukehren,

da öffnete ſich die Thür des Hauſes und der Mond beleuchtete einen ehrwürdigen Greis in Jägerkleidung, der heraustretend die Arme gegen Wilhelm ausbreitete.

„Wilhelm!“ rief ihm eine bekannte freundliche Stimme zu, und Wilhelm fühlte ſich von den Armen ſeines Oheims umfangen.

Die ganze Zaubergewalt ſchöner Erinnerungen von kindlicher Liebe, Freude und Dankbarkeit drang mächtig auf Wilhelm ein, und vergeſſen war das nächtliche Vorhaben, als mitten im frohen Geſpräch die Mitternachtsſtunde ſchlug und Wilhelmen ſchauerlich an das Verſäumte erinnerte.

Noch Eine Nacht nur iſt mir übrig — dacht' er — morgen oder nie! — Die heftige Bewegung in ſeinem Innern entging ſelbſt dem Greiſe nicht, aber gutmüthig ſuchte er den Grund in Wilhelms Ermüdung, und entſchuldigte ſich des langen Geſpräches wegen mit ſeiner Abreiſe, die er nicht länger als bis morgen früh verſchieben könne. Laß dich das Stündchen heut nicht reuen — ſagte er beim Ausein-

andergehn zu Wilhelm — du schläfst vielleicht nun um so sanfter.

Für Wilhelm hatten diese Worte einen tieferen Sinn. Er ahndete dunkel, daß die Ausführung seines Vorhabens die Ruhe des Schlafs von ihm scheuchen könnte.

10.

Der dritte Abend kam. Was gethan werden sollte, mußte heut geschehn, denn auf morgen war die Probe angesetzt. Den ganzen Tag hatte Mutter Anne mit Käthchen im Hause herumgeschäftert, um den vornehmen Gast anständig zu empfangen. Am Abend war alles auf das Beste geschmückt. Mutter Anne umarmte Wilhelmen, als er von der Jagd zurückkehrte, und begrüßte ihn zum erstenmale mit dem liebevollen Sohnesnamen. In Käthchens Augen glühte die zarte Sehnsucht einer jungen liebeglühenden Braut. Der Tisch war festlich mit deutungsvollen Blumen geschmückt, und reicher als sonst mit Wilhelms Lieblingsspeisen von der Mutter, und mit lange gespar-

ten Flaschen von dem Vater besetzt. Heute ist unser Fest, sagte der alte Förster, indem er in seinem Bräutigamsschlafrock hereintrat, morgen sind wir nicht allein und können nicht so traulich und herzlich bei einander sitzen, drum laßt uns froh seyn, als wollten wir heute für das ganze Leben uns freuen.

Er umarmte Alle, und war bewegt, daß ihm die Stimme versagte. Nun, Väterchen — sagte die Försterin mit bedeutendem Lächeln — ich denke doch, die jungen Leute werden morgen noch froher seyn, wie heute, verstehst du mich?

Ich versteh dich wohl, Mutter — erwiderte der Förster — mögen's denn die Kinder auch verstehn, und sich voraus freuen. Kinder, der Pfarrer ist auf morgen mit eingeladen, und wenn der Wilhelm gut geschossen hat . . .

Ein Gepraſſel und ein lauter Schrei von Käthchen unterbrach hier den Förster Kuno's Bild fiel wieder von der Wand und die Ecke des Rahmens verwundete Käthchen an der Stirn. Der Nagel schien zu locker in der Wand gestanden zu haben, denn er fiel mit der Kalkbekleidung nach.

Ich weiß auch nicht — ſagte der Förſter verdrüßlich — warum das Bild nicht ordentlich aufgehängt wird, das iſt nun das zweitemal, daß es uns erſchreckt. Haſt du Schmerz, Käthchen?

Es iſt unbedeutend — verſetzte ſie freundlich und wiſchte das Blut aus den Locken — ich bin nur ſehr erſchrocken.

Wilhelm war fürchterlich bewegt, als er Käthchens todtenbleiches Geſicht und das Blut an ihrer Stirn ſah. So hatte ſie ſeine Phantaſie in jener entſetzlichen Nacht ihm gezeigt, und alle dieſe Bilder wurden jetzt aufgeregt und folterten ihn von neuem. Sein Vorſatz dieſe Nacht das zweideutige Werk zu beginnen, war heftig erſchüttert, aber der Wein, den er, um ſeine innre Qual zu verbergen, ſchneller und häufiger als gewöhnlich trank, erfüllte ihn mit einem wilden Muth, er beſchloß von neuem, kühn das Wagſtück zu unternehmen, und ſah in ſeinem Vorhaben nichts als den ſchönen Kampf der Liebe und des Muthes mit der Gefahr.

Die Glocke ſchlug jetzt Neun. Wilhelmen

pochte das Herz gewaltig. Er ſuchte einen Vorwand ſich zu entfernen; vergebens, wie konnte der Bräutigam am Hochzeitvorabend die Braut verlaſſen? Die Zeit flog ihm pfeilſchnell vorüber, er litt namenloſe Qualen in den Armen der belohnenden Liebe. Zehn Uhr war nun vorüber, der entſcheidende Augenblick war gekommen. Ohne Abſchied ſchlich Wilhelm ſich von der Seite der Braut; ſchon war er mit ſeinen Werkzeugen vor dem Hauſe, da kam die Mutter ihm nach. Wohin, Wilhelm? fragte ſie ängſtlich. Ich habe ein Wild angeſchoſſen, und es im Taumel vergeſſen, war die Antwort. Vergebens bat ſie, vergebens ſchmeichelte ihm Käthchen, die in ſeiner verſtörten Eile etwas ahndete, was ihr unerklärlich ſchien. Wilhelm drängte beide zurück und eilte in den Wald.

II.

Der Mond war im Abnehmen und ſtieg dunkelroth am Horizont herauf. Graue Wolken flogen vorüber und verdunkelten zuweilen die Gegend, die bald darauf ſich wieder plötzlich

vom Mondſtrahl aufhellte. Die Birken und Aſpen ſtanden wie Geſpenſter im Wald und die Silberpappel ſchien Wilhelmen wie eine weiſſe Schattengeſtalt zurück zu winken. Er ſchauderte und die wunderähnliche Störung ſeines Vorhabens in den letztvergangenen Nächten, das bedeutende, wiederholte Fallen des Bildes ſchien ihm die letzte Abmahnung ſeines weichenden Schutzgeiſtes von einer böſen That zu ſeyn.

Noch einmal ſchwankt' er im Vorſatz. Schon wollt' er umkehren, da war es, als flüſterte ihm eine Stimme zu: Thor! haſt du nicht ſchon den Zauber gebraucht, ſcheueſt du nur die Mühe des Erwerbs? — Er ſtand, der Mond trat glänzend aus der dunklen Wolke und beleuchtete das friedliche Dach der Förſterwohnung. Wilhelm ſah Käthchens Fenſter im Silberglanz flimmern, er breitete ſeine Arme aus und ſchritt bewußtlos nach der Heimath zurück: da flüſterte die Stimme von neuem, ein heftiger Windſtoß brachte den Schlag des zweiten Stundenviertels. Fort, zur That! rief es um ihn: Zur That, wiederholte er laut, feig iſt es und kindiſch auf halbem Wege umzukehren, thöricht das

Große aufzugeben, wenn man um kleineres ſchon vielleicht — ſein Heil gewagt hat. Ich will vollenden.

Er ſchritt mit großen Schritten vorwärts, der Wind jagte die zerriſſenen Wolken wieder vor den Mond, und Wilhelm trat in die dichte Finſterniß des Waldes.

Jetzt ſtand er auf dem Kreuzweg. Der Zauberkreis war gezogen, die Schädel und Todtenbeine rings umher gelegt. Der Mond hüllte ſich immer dichter in das Gewölk, und ließ die düſtern Kohlen, von abwechſelnden Windſtößen aufgeblaſen, allein die nächtliche That mit einem trüben röthlichen Scheine beleuchten. In der Ferne ſchlug eine Thurmuhr das dritte Stundenviertel an; Wilhelm legte die Gießkelle auf die Kohlen, und warf das Blei hinein, nebſt drei Kugeln, die ſchon früher einmal getroffen hatten, denn von dieſem Gebrauch der Freiſchützen erinnerte er ſich in ſeiner Lehrzeit gehört zu haben. Im Walde fing es nun an ſich zu regen. Zuweilen flatterten Eulen, Fledermäuſe, und andres lichtſcheues Nachtgeflügel vom Schein geblendet, auf. Sie fielen von ihren Zweigen

und ſetzten ſich um den Zauberkreis, wo ſie dumpf krächzend mit den Todtenſchädeln unverſtändliche Geſpräche zu halten ſchienen. Ihre Zahl vermehrte ſich, und unter ihnen huſchten neblichte Geſtalten, wie Wolken hin, bald thierähnlich, bald menſchlicher gebildet. Der Windſtoß ſpielte mit ihren trüben Dunſtkörpern, wie mit abendlichem Thaugewölk, nur Eine ſtand ſchattenähnlich, aber unverändert unfern dem Kreis und blickte ſtarr und wehmüthig auf Wilhelm. Zuweilen hob ſie die blaſſen Hände klagend empor, und ſchien zu ſeufzen. Die Kohlen brannten düſtrer, wenn ſie die Hände erhob, aber eine graue Eule ſchwang die Flügel und fachte die verlöſchenden an. Wilhelm wandte ſich ab, denn das Angeſicht ſeiner todten Mutter ſchien aus der düſtern Geſtalt mit klagender Wehmuth ihn anzublicken.

Da ſchlug die Glocke Eilf. Die weiſſe Geſtalt verſchwand ſeufzend. Die Eulen und Nachtraben flatterten krächzend auf, die Schädel und Todtenbeine raſſelten unter ihren Flügeln. Wilhelm kniete an ſeinem Kohlenheerd, er goß,

und mit dem letzten Glockenſchlag fiel die erſte Kugel aus der Form.

12.

Die Eulen und Todtenbeine ruhten. Aber auf dem Wege kam ein altes, gebücktes Mütterchen auf den Zauberkreis los. Sie war ringsum mit hölzernen Löffeln, Rührkellen und anderm Küchengeräth behangen, und machte ein fürchterliches Geklapper, die Eulen krächzten ihr entgegen und ſtreichelten ſie mit ihren Flügeln. Am Kreiſe bückte ſie ſich nach den Knochen und Schädeln, aber die Kohlen ſprühten nach ihr und ſie zog die dürren Hände zurück. Da ging ſie um den Kreis und hielt Wilhelmen grinſend ihre Waare entgegen. Gieb mir die Knöcheichen — gurgelte ſie ihm zu — ich geb dir ein Löffelchen, gieb mir die Schädel, was ſoll dir der Bettel? Kann dir nichts frommen, wirſt nicht entkommen, mußt mit zum Hochzeitreihn, lieb Bräutgam mein.

Wilhelm ſchauderte, doch blieb er ſtill und eilte mit ſeiner Arbeit. Das alte Weib war ihm nicht unbekannt. Eine wahnſinnige Bett-

lerin war sonst öfters in diesem Aufzuge in der Nachbarschaft umhergegangen, bis sie endlich im Irrenhause eine Versorgung gefunden hatte. Er wußte nicht, war es Wirklichkeit oder ein Trugbild, was sich ihm darstellte. Nach einer Weile warf die Alte zornig ihren Vorrath ab, und mit den Worten: Nimm das zur Polternacht, das Brautbett ist gemacht, morgen, wenn Abend graut, bist du mir angetraut, komm bald, feins Liebchen! trippelte sie langsam in den Wald.

Plötzlich rasselte es, wie Räder und Peitschengeknall. Ein Wagen kam mit einem Sechsgespann und Vorreitern. Was soll das hier auf der Straße? rief der vorderste; Platz da! Wilhelm blickte auf, dem Hufschlag der Pferde entsprangen Funken, und um die Wagenräder leuchtete es wie phosphorischer Schein. Wilhelm ahndete ein Zauberwerk und blieb ruhig. Hinan, hinan, hinüber, darüber, im tollen Lauf hinan, hinauf! rief der Vorreiter zurück, und im Augenblick stürmte die ganze Schaar auf den Kreis los. Wilhelm stürzte zu Boden, als die Pferde hoch über seinem

Kopf bäumten, aber die luftige Reiterei sauste mit dem Wagen in die Luft, drehte sich einigemal über den Zauberkreis und verschwand in einem Sturm, der die Wipfel zerriß und die Zweige weit umher streute.

Es verging einige Zeit, eh sich Wilhelm vom Schreck erholte. Er zwang seine zitternden Hände fest zu halten und goß ungestört einige Kugeln. Da schlug die ferne, ihm wohlbekannte Thurmglocke. Tröstend, wie eine freundliche Stimme schallte ihm der Klang aus der Menschenwelt in den furchtbaren abgesonderten Kreis herüber, aber die Glocke schlug zweimal, dreimal. Er schauderte über den blitzschnellen Verlauf der Zeit, denn noch war nicht der dritte Theil seiner Arbeit vollendet — Sie schlug zum viertenmal. Wilhelms Kraft war vernichtet, jedes Glied schien gelähmt und die Gießform entsank seiner bebenden Hand. Er horchte mit verzweifelnder Resignation auf den Schlag der vollen Stunde, der Klang säumte, zögerte, blieb aus. Ein Spiel mit dem Schall der ernsten Mitternachtstunde schien selbst den furchtbaren Mächten der Tiefe zu gewagt. Voll

froher Ahnung ergriff Wilhelm seine Uhr, sie zeigte das zweite Viertel der Stunde. Er blickte dankbar zum Himmel, und eine fromme Empfindung mäßigte seinen Jubel, der gegen die Gesetze der dunkeln Welt eben in einem lauten Ausruf sich Luft machen wollte.

Gefaßt und gestärkt gegen neue Täuschung ging er muthig wieder an sein Werk. Tiefe Stille war rings um ihn, nur die Eulen schnarchten und stießen zu Zeiten die Schädel gegen die Todtenknochen. Auf einmal knisterten die Büsche. Der Ton war dem kundigen Jäger nicht fremd, er blickte hin, und, wie er vermuthete, eine wilde Bache brach durch das Gebüsch und rannte auf den Kreis los. Wilhelm ahndete hier keine Täuschung, er sprang auf, faßte sein Gewehr und drückte es schnell auf das wilde Thier los, aber kein Funken sprang aus dem Stein, er zog den Hirschfänger, aber das borstige Unthier fuhr, wie zuvor Wagen und Pferde, über ihn in die Luft und verschwand.

13.

Der geängſtete Wilhelm eilte, die verlorne Zeit einzubringen. Sechzig Kugeln waren gegoſſen, er blickte froh empor, die Wolken öffneten ſich und der Mond warf ſeine hellen Strahlen wieder auf die Gegend. Da rief eine ängſtliche Stimme im Walde: Wilhelm! Wilhelm! es war Käthchens Stimme. Wilhelm ſah ſie aus dem Gebüſch treten und furchtſam umherblicken. Hinter ihr keuchte das alte Weib und ſtreckte die dürren Arme ſpinnenartig nach der Fliehenden, deren flatterndes Gewand ſie zu erhaſchen ſuchte. Käthchen ſammelte die letzten ermattenden Kräfte zur Flucht, da trat ihr der Stelzfuß in den Weg, ſie ſtockte einen Augenblick im Lauf, und jetzt faßte ſie die Alte mit den entfleiſchten Knochenhänden. Wilhelm hielt ſich nicht länger, er warf die Form mit der letzten Kugel aus der Hand, und eben wollt' er den Zauberkreis überſpringen, da ſchlug die Glocke Mitternacht, das Zauberbild war verſchwunden, die Eulen warfen flatternd Knochen und Schädel unter einander und flogen davon,

die Kohlen verloschen, und Wilhelm sank erschöpft zu Boden.

Jetzt kam auf schwarzem Roß langsam ein Reiter heran. Er hielt vor dem zerstörten Zauberkreise. Du hast deine Probe gut bestanden, sprach er, was begehrst du von mir?

Nichts von dir — antwortete Wilhelm — was ich brauche, hab' ich mir selbst bereitet.

Mit meiner Hülfe — fuhr der Fremde fort — darum gehört mir mein Theil.

Mit nichten — rief Wilhelm — ich habe dich weder gedungen noch dir gerufen.

Der Reiter lächelte höhnisch. Du bist kühner — sprach er — als deines gleichen sonst zu seyn pflegen. Nimm die Kugeln, die du bereitet hast. Sechzig für dich, drey für mich; jene treffen, diese äffen, auf Wiedersehn, dann wirst du's verstehn.

Wilhelm wandte sich ab. Ich will dich nicht wiedersehn — rief er — verlaß mich!

Warum wendest du dich von mir? — fragte der Fremde mit furchtbarem Lächeln — kennst du mich?

Nein, nein! — schrie Wilhelm schau-

dernd — ich will dich nicht kennen, ich weiß nichts von dir! Wer du seyn magst, verlaß mich!

Der schwarze Reiter wendete sein Roß. Dein aufsteigendes Haupthaar — sagte er mit dumpfem Ernst — gesteht, daß du mich kennst. Ich bin der, den mit Schauder im Geist du sträubend nennst.

Mit diesen Worten verschwand er, und die Bäume, unter welchen er gehalten hatte, senkten verdorrte Aeste zum Boden.

14.

Barmherziger Gott! Wilhelm, was ist dir geschehen? — riefen Käthchen und Mutter Anne, als Wilhelm nach Mitternacht bleich und verstört nach Haus kam — du siehst, wie aus dem Grabe gestiegen.

Es ist von der Nachtluft — antwortete Wilhelm — mir ist in der That etwas fieberhaft.

Wilhelm — sagte der Förster, der eben hinzutrat — dir ist etwas im Walde begegnet.

Warum ließest du dich nicht halten? Mir machst du keinen blauen Dunst.

Wilhelm war über den Ernst des Vaters betroffen. Nun ja — erwiderte er — mir ist wirklich etwas begegnet. Aber geduldet euch neun Tage. Früher, wißt ihr selbst . . .

Gern, lieber Sohn, gern! — fiel der Alte ein — Gottlob, wenn es etwas ist, was neun Tage geheim bleiben muß. Laß ihn ruhig, Mutter, stör' ihn nicht, Käthchen! Ich hatte beinah dir Unrecht gethan, guter Wilhelm! Nun geh', erhole dich, die Nacht, sagt das Sprichwort, ist keines Menschen Freund, aber fasse nur Muth, wer in seinem Beruf ist und auf guten Wegen geht, dem schadet auch der Nachtspuk nicht.

Wilhelm hatte alle Verstellungskunst nöthig, um nicht zu verrathen, wie sehr des Alten Ahnung mit der Wahrheit übereinkam. Die schonende Liebe des Vaters, sein unerschüttertes Vertraun, wo Alles auf schwere Verschuldung deutete, zerriß sein Herz. Er eilte auf sein Zimmer, entschlossen das Zauberwerk zu vernichten. Nur Eine Kugel — nur Eine will ich

braun,

brauchen — rief er weinend mit gefalteten Händen zum Himmel — O die Abſicht darf doch einmal das zweideutige Mittel entſündigen. Mit tauſend Büßungen will ich's ja gern verſöhnen, wenn etwas ſündiges an meiner That iſt! Kann ich denn jetzt noch zurück, ohne mein ganzes Glück, meine Ehre, meine Liebe zu zerſtören?

Sein Vorſatz ſtillte die Unruh in ſeiner Bruſt, und er ſah am Morgen der Sonne ruhiger entgegen, als er gehofft hatte.

15.

Der fürſtliche Kommiſſarius kam, und verlangte vor der ernſthaften Probe eine kleine Jagdpartie mit dem jungen Förſter zu machen. Denn — ſagte er — es iſt ganz gut, daß wir die dite Solennität beibehalten, aber die Kunſt des Jägers zeigt ſich draußen im Wald am beſten. Friſch auf, Herr Expektant, in den Wald!

Wilhelm erblaßte und wollte Entſchuldigungen vorbringen, und als dieſe bei dem Land-

jägermeiſter nichts fruchteten, bat er, ſeinen Probeſchuß wenigſtens zuvor thun zu dürfen. Der alte Förſter ſchüttelte bedenklich den Kopf. Wilhelm, Wilhelm — ſagte er, mit bebender, tiefer Stimme — hätte ich geſtern doch richtig geahndet?

Vater! — rief dieſer, und Verzweiflung erſtickte ſeine Stimme. Er entfernte ſich ſchnell, und in wenig Augenblicken war er zur Jagd fertig bei dem Vater und folgte dem Jägermeiſter in den Wald.

Der alte Förſter ſuchte ſeine Ahndungen zu unterdrücken, doch bemühte er ſich vergebens um eine frohe Miene. Auch Käthchen war niedergeſchlagen, und ging, wie träumend im Haus umher. Sie fragte den Vater, ob es nicht möglich ſei, die Probe aufzuſchieben? Ich wollt' es auch, ſagte dieſer, und umarmte ſie ſchweigend.

Jetzt kam der Pfarrer glückwünſchend, und erinnerte die Braut an den Kranz. Mutter Anne hatte ihn verſchloſſen, und in der Eil' beſchädigte ſie aufſchließend das Schloß. Ein

Kind wurde geſchwind zu einer Kranzhändlerin geſchickt, um einen andern Kranz für die Braut zu holen. Laß dir den ſchönſten geben, rief Mutter Anne dem Kinde nach, aber dieſes griff in der Unwiſſenheit nach dem glänzenden, und die mißverſtehende Verkäuferin gab ihm einen Todtenkranz für eine Braut von Myrte und Rosmarin mit Silber durchwunden. Mutter und Braut erkannten das Deutungsvolle des Zufalls; jede ſchauderte, und beide ſuchten, ſich umarmend, ihr Grauen in ein Lächeln über den Mißgriff des Kindes umzuwandeln. Das Schloß wurde noch einmal verſucht, es öffnete ſich leicht, die Kränze wurden gewechſelt, und der Brautkranz in Käthchens Locken gewunden.

16.

Die Jäger kamen zurück. Der Kommiſſar war unerſchöpflich in Wilhelms Lobe. Es dünkt mich faſt lächerlich — ſprach er — nach ſolchen Proben noch einen Probeſchuß zu

verlangen. Doch, dem alten Recht zu Ehren, müssen wir schon einmal etwas unnöthiges thun, und so wollen wir denn die Sache so kurz als möglich abthun. Dort auf dem Pfeiler sitzt eine Taube, schießen Sie die herunter.

Um Gottes willen — schrie Käthchen herzuellend — Wilhelm, schieß nicht danach. Ach mich träumte diese Nacht, ich war eine weisse Taube, und die Mutter band mir einen Ring um den Hals, da kamst du, und die Mutter ward voll Blut.

Wilhelm zog das schon angelegte Gewehr zurück, aber der Jägermeister lächelte. Ei, ei! — sagte er — so furchtsam? Das schickt sich nicht für ein Jägermädchen. Muth, Muth, Bräutchen! oder ist das Täubchen vielleicht ihr Favoritchen?

Nein — erwiderte sie — mir ist nur so bang.

Nun dann — rief der Kommissar — Courage, Herr Förster, schießen Sie!

Der Schuß fiel, und in demselben Augen-

blick ſtürzte Käthchen mit einem lauten Schrei zu Boden.

Wunderliches Mädchen! — rief der Landjägermeiſter — und hob Käthchen auf, aber ein Strom Blut quoll über ihr Geſicht, die Stirn war ihr zerſchmettert, eine Büchſenkugel lag in der Wunde.

Was iſt? — rief Wilhelm — als lautes Geſchrei hinter ihm ertönte. Beim Zurückblicken ſah er Käthchen todtenbleich in ihrem Blut. Neben ihr ſtand der Steifuß und mit hölliſchem Hohnlachen grinſete er: Sechzig treffen, drei äffen.

Wilhelm riß wüthend ſeinen Hirſchfänger aus der Scheide, und hieb nach dem Verhaßten. Verfluchter — ſchrie er verzweifelnd — ſo haſt du mich getäuſcht? Mehr konnte er nicht ſprechen, denn er ſank beſinnungslos neben der blutenden Braut zu Boden.

Der Kommiſſar und der Pfarrer ſuchten vergebens den verwaiſten Aeltern Troſt zuzuſprechen. Mutter Anne hatte kaum der bräut-

lichen Leiche den prophetischen Todtenkranz auf die Brust gelegt, als sie den tiefen Schmerz in der letzten Thräne ausweinte. Der einsame Vater folgte ihr bald. Wilhelm beschloß sein Leben im Irrenhause.

Das Ideal.

Lange, lange vor der allgemeinen Sündflut gab es einen Prinzen, dem der Hof von Kindesbeinen an vorsagte, daß er in der Folge ganz scharmant regieren würde, und der sich das gerne gesagt seyn ließ.

König Huldibert, sein Vater, hatte aber auch die berühmtesten Professoren der berühmtesten Universitäten in der ganzen Welt zu seiner Bildung zusammen holen lassen, so daß Prinz Heckerling Gelegenheit gehabt hätte, sich über ihre entgegengesetzten Ideen, Begriffe, Systeme, Meinungen und sonnenklaren Beweise todt zu lachen, wenn er seiner künftigen Bestimmung nicht besser eingedenk gewesen wäre. Schon im zwölften Jahre war er ein Weltwunder, und nun mußten die schönen Künste herhalten. Da währte es denn gar nicht lange, so tanzte er wie der damalige Vestris, komponirte besser als

der damalige Haydn, und was Poesie betrifft, so hätte der damalige Göthe bei ihm in die Schule gehen können. Weil er obendrein ein Ausbund von Schönheit war, und das Reich, dessen Erbschaft ihm bevorstand, an Glanz und Größe alle Reiche umher weit übertraf, so müßte ja die Liebe noch viel blinder als gewöhnlich gewesen seyn, wenn sie nicht auf ihn Jagd gemacht hätte. Alle benachbarten Prinzessinnen aber hatten keine Ruhe und ließen ihren Vätern keine Ruhe. Immer wollten sie den schönen Prinzen im Auge haben, und es hätte Noth gethan, daß die guten Väter ihren Thron an den Meistbietenden verkauft und an Huldiberts Hofe privatisirt hätten.

Aber die benachbarten Prinzessinnen alle mit einander waren dem König Huldibert nicht berühmt und vornehm genug für seinen Sohn. Wenigstens nahm man bei der Verheirathung des Prinzen Heckerling auf keine einzige von ihnen Rücksicht. Niemand schien dem Stolze des königlichen Paares zur Schwiegertochter tauglich, als die Thronerbin eines viele hunderttausend Meilen weit entlegenen ungeheuern

Reiches, deren Schönheit der Ruf von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, bis in König Huldiberts Schloß ausposaunt hatte.

König und Königin entdeckten dem Prinzen, daß es zu einer würdigen Vermählung allmählig Zeit werde, und auf wen ihre Wahl gefallen sei. Wenn nun auch der Prinz des festen Glaubens lebte, daß die Natur ganz expreß für ihn ein Ideal habe aufwachsen lassen, so ward er's doch überdrüssig darauf zu warten, und ließ sich's nach und nach übel und böse gefallen, daß eine Gesandtschaft an den Hof des Königs Isegrimm geschickt wurde, welche dessen Tochter, die bezaubernde Isola, für ihn zur Gemahlin abholen sollte.

Man hatte schon ein entsetzlich großes Gesandtschaftspersonal ernannt und equipirt, als der Hofnarr die naseweise Frage aufwarf, in wie langer Zeit man denn wohl die Reise von vielen hunderttausend Meilen zweimal machen wolle? Das war bis dahin keinem Menschen eingefallen. Ehe die schwerfällige Gesandtschaft nur beim König Isegrimm anlangte, konnte die Prinzessin Isola längst verheirathet oder gar

verstorben seyn, und im Fall sie ja noch ledig und lebendig gefunden wurde, so kam sie doch gewiß durch die Jahre schon unscheinbar gemacht und nicht eher an König Hildiberts Hofe an, als bis der König und seine Gemahlin längst zu ihren Vätern und Müttern versammelt waren. Denn der Ruf, der Isola's Schönheit hergebracht hatte, hätte viel Flügel haben müssen, um sie dem ansehnlichen Zuge zu voran, und an Jakob Degen und seine Flugmaschinen war damals noch mit keinem Athem gedacht worden.

Diese Frage zerbrach mit Einem Male dem Könige und seinem Staatsrathe die Köpfe, und ein allgemeines Achselzucken war der Erfolg nach mancher qualvollen Nachtwache. Um jedoch wenigstens etwas in der Sache zu thun, wurde eine Preisaufgabe daraus gemacht, wer den Gesandten und seinen Sekretär in Zeit von wenigen Wochen zum König Isegrimm hin-, und nach glücklich beendigtem Auftrage, wenigstens die Prinzessin und den Gesandten, wieder zurück schaffen würde. Je unmöglicher die Sache schien, desto höher konnte der Preis

geſetzt werden, und wirklich verſprach König Hulbibert dem glücklichen Spediteur ſeine reitzende Tochter, die Prinzeſſin Floribella, zur Gemahlin.

An allen Straßenecken und in allen Zeitungen war Floribella auf dieſe Weiſe ausgeboten worden, auch hatte man bereits einige unbefugte Schriftſteller, die ſich über die Wohlfeilheit einer dergleichen Preisaufgabe vorlaut genug aufgelaſſen, bei den Ohren genommen, als ein Mann, der unter der vorigen Regierung des Landes verwieſen worden war, und an den keine Seele mehr gedacht hatte, mit dem Verſprechen, des Königs Willen auszuführen, um ſichres Geleit anſuchte.

Der Grund zu des Mannes damaliger Landesverweiſung lag in ein Paar Siebenmeilenſtiefeln und zwei außerordentlich hervorſtehenden Höckern, womit ſeine Bruſt und ſein Rücken verſehen war. Mittelſt der Stiefeln betrieb er nämlich nicht nur das Botenlaufen außerordentlich gut, ſondern er machte ſich obendrein zur lebendigen Poſtkaliſche, indem er ſeine beiden

Höcker also zu sattein verstand, daß vorn und hinten ein Passagier darauf reiten konnte.

So schlecht nun auch die Reisemaschine aussah, so gewährte sie doch jedem Reisenden, der bald an Ort und Stelle seyn wollte, den unläugbarsten Vortheil, daher denn der Mann, welcher nur unter dem Namen Höckerlein bekannt war, so viel Kunden hatte, daß um alle zu fördern, hundert Hocker mehr kaum hingereicht haben würden.

Was aber das gesammte Publikum dabei gewann, das verloren einzelne Innungen und Gewerbe. So litten z. B. die Roßkämme, Wagner, Landkutscher und Schmiede gewaltig darunter, und den Schuhmachern kam ihre Einbuße auch nicht zu gute, denn Höckerleins Siebenmeilenstiefel waren so vortrefflich zusammengezaubert, daß sie niemals besohlt oder ausgebessert werden durften. Nicht minder war Höckerlein Schneidern und Sattlern ein Dorn im Auge, weil er Kleider und Sattel durch unzünftige Gesellen machen ließ, die darauf besser als die zünftigen Leute eingerichtet waren. Die Gastwirthe murrten laut, daß wegen des

ſo üblich gewordenen Rieſenſchritts kein Menſch mehr bei ihnen einkehre. Die Weiber wollten nicht mehr ſchwanger werden, ſo lange Höckerlein im Lande herumginge. Sie fürchteten nämlich, daß wenn ſie ſich ja nicht an ſeinen Höckern verſähen, dieß doch gewiß an ſeiner Naſe einmal geſchehen würde, die in der That ſo unförmlich war, daß es gar nicht ausſah, als ob er jemand einen ordentlichen Kuß zu geben vermöchte. Das Murren von einer Menge Gewerbe dauerte eine geraume Zeit fort, als endlich Zollbediente und Poſtmeiſter eine Beſchwerde einreichten, die Hände und Füße hatte. Da nun Poſt- und Miethpferde mit ihren Gründen für Höckerlein kein Gehör fanden, ſo wurde der Mann durch Urtel und Recht des Landes auf ewig verwieſen.

König Huldibert ſchwankte einen Augenblick, ob er Höckerleins jetziges Erbieten annehmen ſollte. Einer ſolchen Mißgeburt konnte er doch unmöglich ſeine ſchöne, ſechzehnjährige Prinzeſſin geben! In der Hoffnung jedoch, daß der Mann, der ohnedieß inzwiſchen alt geworden ſeyn mußte, ſolche ungereimte Dinge nicht

prätendiren, sondern mit Reichthümern und Titeln leicht abzufinden seyn würde, ließ der König den Geleitsbrief ausfertigen und abgehen.

Prinzessin Florbella fiel in Ohnmacht, als sich Höckerlein auf dem Schlosse einstellte, der König aber redete ihn folgender Maßen an: Mein lieber Höckerlein, ich denke mich eurer in der bewußten, wichtigen Sache zu bedienen, und verspreche euch, wenn ihr euer Wort erfüllt, und die Prinzessin Isola wirklich auf hiesigem Schlosse angekommen ist, ein paar tüchtige Hände voll der edelsten Edelsteine, und ein paar hundert schöne Rittergüter. Auch sollt ihr als mein Oberreisemarschall hinführo von jedermann traktirt und geschrieben werden, und es dabei in euerm Belieben stehen, ob ihr in dieser Qualität Dienste leisten möget oder nicht. Das seht ihr übrigens wohl ein, daß ihr kein Mann seyd für eine bildschöne Prinzessin aus meinem Hause.

Darauf antwortete die Mißgeburt: Nein, Herr König, das sehe ich gar nicht ein. Ich glaube vielmehr, daß mir die gerechte Natur eben durch meine enorme Häßlichkeit die nächsten

An-

Anſprüche auf eine Frau von enormer Schönheit gegeben habe. Und wahrlich, ich bin keineswegs geſonnen, meine Rechte ſelber mit Füßen zu treten.

Aber, bedenkt nur, verſetzte der erſchrockne König, meine Tochter iſt ſchon jetzt in Ohnmacht gefallen über euern Anblick, was würde nicht erſt geſchehen, wenn ſie euer Weib werden ſollte!

Auch hiervon aber wurde das Tigerthier nicht gerührt, ſondern erwiderte ganz kaltblütig, daß ſich die Prinzeſſin allmählig an ſeine Häßlichkeit gewöhnen, und ſie für den Stachel anſehen würde, welcher der ſchönen Roſe zugetheilt werden. Wie ich über ihrer Schönheit das Urtheil meines Spiegels vergeſſen werde, fügte er hinzu, ſo wird ſie über ihrem Spiegel meine Häßlichkeit vergeſſen, und alles gar bald in die rechte Ordnung kommen.

Der König, welcher ſich über dieſe ſo kecken als grauſamen Reden gewaltig betrübte, verſprach ihm alles Mögliche außer der Prinzeſſin, und gab ihm obendrein die ſchönſten guten Worte. Doch Höckerlein blieb dabei, daß er

die Prinzessin eben verlange und sonst gar nichts.

Huldibert entließ ihn hierauf mit der Weisung, in zwei Stunden wieder zu kommen, und berief seinen Staatsrath.

Daß dieser schon wieder nichts als Achselzucken zu geben hatte, verdroß ihn dermaßen, daß er ihn auf der Stelle abdankte. Aber freilich blieb das königliche Wort, das demjenigen, der die bewußte Sache ausführte, die Prinzessin Floribella versprach, nichts destoweniger an allen Straßenecken und in allen Zeitungen stehen. Endlich hatte noch der Gesandte einen Ausweg gefunden. Der König möchte nämlich Höckerleinen immerhin die Prinzessin zusagen, er und sein Sekretär, welche vorläufig bestimmt waren, die beiden Sättel des Siebenmeilenstiefelers einzunehmen, gedächten schon die Erfüllung des Versprechens zu hintertreiben. Der Sekretär sollte nämlich unterweges mit Höckerleinen Brüderschaft machen, ihm am Orte ihrer Bestimmung kurz vor der Rückreise einen dreitägigen Schlaftrunk beibringen, und während des Schlafes die Siebenmeilenstiefel ausziehen, welche

er niemals abzulegen pflegte. Wenn dieß geſchehen war, ſo ſollte der Sekretär ſeinem eignen Körper ein paar ähnliche Vorſprünge, wie Höckerlein von der Natur erhalten hatte, durch die Kunſt anfertigen laſſen, und auf der Rückreiſe des Schlafenden Platz gänzlich einnehmen.

Zwar mißbilligte der König, daß die Sache auf einem Betruge beruhte, als ihm aber die außerordentliche Wohlthätigkeit dieſes Betruges recht anſchaulich gemacht worden war, da ließ er ſich's gefallen, drang jedoch darauf, daß eine Menge Koſtbarkeiten Höckerleinen, als Entſchädigung, zurückgelaſſen würden. Denn daß dieſer nach dem Verluſte der Siebenmeilenſtiefel die weite Rückreiſe im Leben nicht unternehmen könnte, darüber war der König und ſeine Familie mit dem Geſandten vollkommen einig.

Reiter und Pferd ſollten aber wenigſtens die Koſtbarkeiten eines großen Geſandtſchaftszuges an ſich tragen, damit König Iſegrimm ſogleich ſchließen könne, welche würdige Hand es ſei, worein er die Hand ſeiner Tochter Iſola zu legen habe. Höckerlein ſelber wurde

in die köſtlichſten Zeuge gekleidet, und der Sattel des Geſandten mit den ſeltenſten Perlen ausgeſchmückt. Der Geſandte hatte jede Naht ſeines Kleides mit Brillanten beſetzt, und der Sekretär war mit Rubinen und Smaragden überſchüttet, trug auch überdieß einen aus den herrlichſten Edelſteinen gefertigten Blumen- und Früchteſtrauß, als Geſchenk für die Prinzeſſin Iſola, der von den ungeheuern Brillanten und Karfunkeln ſo ſchwer wurde, daß er ihn kaum drei Minuten in Einer Hand halten konnte. Und damit doch die Ambaſſade auch die Ohren ergötzte, heftete man dem Sekretär, ungefragt, alle die goldenen Schellen an, die der Geſandte und Höckerlein ſich in tiefſter Demuth verbeten hatten.

Höckerlein, auf welchen die ganze Laſt zurückfiel, ächzte, bei aller Kraft, mit der ihn ſeine Zauberſtiefel verſahen, abſcheulich, als die Reiſe fort und zwiſchen zwei unermeßlichen Reihen weit aufgeſperrter Naſen und Mäuler hindurch ging, aber Ehre und Hoffnung ſpornten ihn, das Aeußerſte zu thun, ſo daß er bald

mit ſeiner Würde an Ort und Stelle glücklich anlangte.

Das Geſchäft reüſſirte über Erwarten ſchnell. Der köſtliche Blumen- und Früchteſtrauß entzückte den König Iſegrimm. Er gebot ſeiner Tochter, daß ihr der Prinz Heckerling gefallen ſollte, auch wurde ſie nach Verlauf von wenig Tagen dem Geſandten als Bevollmächtigten angetraut.

Dieſer ſah ſein Glück in der hoffnungreichſten Blüte. Denn die Prinzeſſin war nicht nur über alle Begriffe ſchön, ſondern ihr Vater verſprach auch ohne alle Umſtände, Heckerlings Erſtgebornem ſeinen Thron und was dem anhängig.

Nichts blieb übrig, als des Sekretärs Geſchäft wegen der Siebenmeilenſtiefel. Mit dem aber wollte es mehrere Tage gar nicht vorwärts. Es ſchien, als ob das Pferdemetier, welchem Höckerlein ſich widmete, ihm auch zu einer ächten Pferdenatur verholfen habe, denn der Schlaftrunk ſchlug ſelbſt dann nicht an, wenn die Portion verdoppelt und verdreifacht worden war.

Der Gesandte gab schon Angstschweiß von sich, wenn er an das Unglück nach Höckerleins Rückkehr und die ungnädigen Blicke dachte, die es von König Huldibert und dessen Gemahlin und Tochter, für ihn abwerfen würde.

Endlich gelang dem Sekretär sein Vorhaben noch dadurch, daß er den Siebenmeilenstiefler in einen Zank mit mehrern Lastträgern verwickelte, welche ihm mit ihren freimüthigen Demonstrationen so zusetzten, daß körperliche Müdigkeit der Wirkung des Schlaftrunks zu Hülfe kam.

Der Gesandte war außer sich für Entzücken, als der Sekretär gegen Mitternacht einmal in den Siebenmeilenstiefeln zu ihm hereintrat. Auf seinen Befehl wurden sogleich der berühmteste Mechanikus und der geschickteste Sattler der Residenz aus dem Schlafe gepocht, um dem Sekretär das Maas zu nehmen und Sattel und Zeug zu verfertigen.

Weil der Ambassadeur bei Höckerleinen nicht ganz bequem gesessen hatte, so bestellte er die Sitze, deren Gestell der Sekretär abgeben sollte, um eine Viertelelle länger und breiter, auch ein

paar goldene Lehnen zum Anhalten dazu. Dabei ſuchte er das unwillige Geſicht des Sekretärs durch die Vorſtellung der unbeſchreiblichen Ehre, die ihm widerführe, in die gewöhnlichen Falten zurück zu bringen.

Mit Tagesanbruch begab ſich der Geſandte zu dem Monarchen, machte dieſen mit den Eil erfordernden Umſtänden bekannt, und erlangte von ihm die Erlaubniß, Nachmittags mit der ſchönen Iſola abreiſen zu dürfen.

Damit auch keine Verhinderungsurſache dazwiſchen käme, wurden dem Mechanikus und dem Sattler eine Uhr und ein Galgen vor die Hausthüren geſetzt. Die Uhr ſollte ihnen nämlich das Herannahen der Mittagsſtunde allaugenblicklich vorhalten, und der Galgen ihnen andeuten, wer nach dem Glockenſchlage zwölf unfehlbar daran hängen würde, wenn Sitz und Sattel nicht zuvor fix und fertig wären.

Schon eine Stunde früher wurden die Uhren und die Galgen wieder weggenommen, und Sitz und Sattel obendrein ſo ſinnreich und ſchön gefunden, daß Mechanikus und Sattler würden Gefahr gelaufen haben, als Hexenmei-

ſter verbrannt zu werden, wenn der König für dießmal kein Auge zugedrückt hätte.

Das einzige Bedenken waltete noch vor ob auch der Sekretär die äußerſt ſolide und maſſive Arbeit würde ertragen können. Der Geſandte wartete auf ihn mit Ungeduld, und der König war ſehr böſe, daß er ihm nicht die Pünktlichkeit wie dem Mechanikus und dem Sattler eingeſchärft hatte. Endlich kam alles darin überein, daß der Sekretär ein Verbrecher ſonder Gleichen wäre, und man ſchickte Leute aus, ihn zu greifen und ihm die Siebenmeilenſtiefel ſammt den Beinen, die ſich ſo lange erwarten ließen, mir nichts dir nichts, vom Leibe zu ſchneiden.

Die Leute kamen jedoch leider unverrichteter Sache wieder. Der Sekretär hatte nämlich nach reiflicher Ueberlegung, daß er zeither ſchon ärgerliche Laſten genug zu tragen gehabt, und daß vor dem jetzigen Uebermaße ein Gang über alle Berge am beſten ſchützen würde, die Siebenmeilenſtiefel bereits zu einer Promenade auf ſeine eigne Hand benutzt.

Da ſaß nun die Prinzeſſin und der Geſandte,

während der Sekretär gut Lachen hatte über die Steckbriefe, welche nach ihm erlassen wurden, und welche ihm vorkamen, wie eine Heerde Schnecken, die einen Hasen einholen wollen.

Kein Mensch wußte, wie Isola ihrem Bräutigam in die Arme geführt werden sollte.

König Isegrimm ließ einem ganzen Kollegium, das er bei der schwierigen Sache vergebens um Rath gefragt hatte, die Köpfe vor die Füße legen, aber dadurch wurde das Kollegium nicht klüger und er auch nicht. Endlich fiel noch der Gesandte darauf, daß der vorige Besitzer der Siebenmeilenstiefel, als solcher, gute Konnexionen haben müsse, und ließ ihn, noch schlafend, in seine Wohnung bringen.

Beim Erwachen klagte er dem erschrockenen Höckerlein, daß der boshafte Sekretär sie insgesammt himmelschreiend überlistet hätte, und beschwor ihn, mit Hülfe seiner Freunde oder Freundinnen, auf Mittel und Wege zum baldigsten Rücktransport zu denken.

Als der erste Schreck vorüber war, erbot sich auch Höckerlein, die Fee, welcher er die Stie-

sel verdankte, zu citiren, und ihr, wo möglich, noch ein Paar dergleichen abzuschwatzen.

Wie er jedoch Wind bekam, daß der Gesandte nicht so unschuldig an dem Stiefelraube war, als er aussehen wollte, da war er weder durch Bitten noch Drohen eher zu bewegen, bis König Isegrimm seine Ehre verpfändet hatte, ihm im Gelingungsfall Huldiberts Tochter zur Gemahlin zu verschaffen.

Am Hofe des Königs Huldibert hatte sich aber inzwischen auch etwas sehr Bedenkliches ereignet. Prinz Heckerling wurde nämlich eines Tages auf dem Markte ein paar Alterthumskenner gewahr, die sich bei den Haaren gefaßt hielten. Auf seine Frage erfuhr er, daß eine eben angelangte weibliche Bildsäule die Ursache gewesen, die der eine dem Alterthum, der andre dem modernen Zeitalter zuzuerkennen gesonnen wäre.

Der Prinz vergaß gar bald Beweis und Beweisführer über der Statüe, gab auf der Stelle dafür, was der fremde Kunsthändler nur haben wollte, ließ sie auf das Schloß schaffen, und sagte zum Könige seinem Vater, so sollte

und müßte ſeine künftige Geliebte anſehen. Denn das Original von dieſer wäre es, welches die Natur mit ihm aus Einem Stücke gemacht hätte, und nach dem er ſich nunmehr immerfort ſehnen müſſe, bis er mit ihm wieder vereinigt ſei.

König Huldibert glaubte anfangs, ſein vielgeliebter Sohn ſpaße bloß, und ſagte lächelnd, daß die Prinzeſſin Iſola ihn ſchon andres Sinnes machen würde. Aber der Prinz rief: Iſola hin, Iſola her. Wenn ſie nicht ganz die Züge dieſer Statüe hat, ſo mag ſie immer bleiben, wo ſie iſt, oder der Geſandte ſie an meiner Stelle behalten.

Nun erſchrak König Huldibert über die ſo wunderlichen Aeußerungen, welche ihn um ſo mehr beunruhigten, da ſie in keiner vorübergehenden Laune ihren Grund hatten. Denn der Prinz wurde von Tag zu Tage verliebter in die Statüe, unterhielt ſich alle Nächte im Traume mit ihrem Originale, und die ganze übrige Zeit, jeden der ihm zu nahe kam, davon, wie das Traumbild ſpreche, oder tanze, oder ſinge. Denn von alle dem wurde er im Schlafe hinlänglich

unterrichtet, hatte auch in kurzer Zeit viele Ballen Papier auf die Augen, den Mund, das Haar und den Wuchs der Einzigen verdichtet und verkomponirt.

Von der Prinzessin Isola fing er schon an ganz despektirlich zu reden, und arbeitete sich am Ende so tief in das neue Sehnen- und Thränensystem hinein, daß er an unmögliche Dinge gar nicht mehr glaubte, und einmal gradeweg vom Könige Huldibert verlangte, er solle doch Befehl geben, daß seine geliebte Statüe lebendig gemacht werde.

Darüber riß denn dem langmüthigen Könige der Geduldsfaden, und er sagte: Ungerathener Sohn, habe ich dir darum eine so musterhafte Erziehung geben und dich mit allen möglichen Wissenschaften auffüttern lassen, daß du mir solche alberne Dinge zumuthest? Einsperren werde ich dich und dir eitel Brot und Wasser vorsetzen, damit dir die unnützen Gedanken und Triebe hübsch vergehen, und du einsehen lernest, wie sich ein vernünftiger Kronprinz zu geberden habe.

Und als auch diese kräftigen Worte nicht

anſchlugen, da führte der König die Drohung wirklich aus.

Aber das Mitleid der Königin Mutter verwandelte heimlich das Brot, das der Prinz erhielt, in köſtliche Leckerbiſſen und das Waſſer in Wein, ſo daß der Gefangene auf ſeiner Denkweiſe beharrte, und dem König Huldibert nach Verfluß einer Woche dreiſt ſagen ließ: Er möchte ihn ganz unverzüglich auf freien Fuß ſtellen, wenn er nicht wolle, daß ſich der Thronerbe den Kopf an der Wand entzwei renne.

Auch dieſes Wort ſoll ihm das mütterliche Mitleid zugeflüſtert haben.

So viel iſt ausgemacht, daß es ſeine Wirkung nicht verfehlte.

König Huldibert ließ, als er es vernahm, Meſſer und Gabel vor Schrecken herunter fallen, und eilte in der einen Hand die Serviette, in der andern den Schlüſſel, ſporuſtreichs nach der Gefängnißthüre, um nun nothgedrungen die Güte zu verſuchen. Aber der Prinz hörte und ſah nichts als die geöffnete Thüre, ſprang hinaus und in das Zimmer, wo die

Bildsäule sich befand, und lag einen halben Tag vor ihr auf den Knieen.

Der König schickte ihm Leibes- und Seelenärzte, Moral- und Unmoralphilosophen vergebens über den Hals. Der Prinz warf die gedruckten Heilmittel so gut, wie die gekochten, zum Fenster hinaus. Ja, der König war, wenn er den Hausfrieden erhalten wollte, sogar genöthigt, einen Weltweisen, der allgemein für den achten gehalten wurde, in's Narrenhaus zu placiren, weil er Prinz Heckerlingen vorgestellt hatte, daß aus dergleichen Passionen, wie er eine zu kultiviren geruhte, niemals etwas Gescheidtes heraus komme, daß obendrein die Bildsäule aus nichts weniger als schönen, sondern aus höchstalltäglichen Verhältnissen bestehe, und daß der Alterthumskenner, der sie für eine antike sitzende Venus gehalten hätte, ein Ignorant sonder Gleichen seyn müsse.

Das Letztere schien in der That beinahe so. Denn man hatte am Fußgestell eine ganz neue Jahrzahl und einen Künstlernamen entdeckt, der ebenfalls der neuern Zeit angehörte.

Hieraus schloß man, daß es ein Porträt

ſei, denn die Künſtler der damaligen Zeit waren gewöhnlich viel zu arm, um ihre Phantaſien in Marmor auszudrücken. Dazu kam, daß der Unbefangene wirklich nicht genug Phantaſie an dieſem Marmorbilde entdeckte, um es für eine Phantaſie zu halten, ein Umſtand übrigens, den niemand, dem das Schickſal des Weiſen im Narrenhauſe zuwider war, ſich zu äußern erkühnte.

Darin glaubte man übereinſtimmen zu dürfen, daß die Bildſäule geſtohlen ſeyn müſſe, und das war ein großer Troſt für den Prinzen Heckerling. Denn ſo hoffte er durch Zeichnungen, die er überall herumſchickte, bald dahinter zu kommen, wer auf das Eigenthum des Marmors, und auf wen er ſelber Anſpruch zu machen hätte. Aber lange Zeit vergebens.

Eine Vermuthung, welche den König Huldibert außerdem ſehr betrübt haben würde, trug jetzt einiges zu ſeiner Beruhigung bei. König Iſegrimm, meinte er nämlich, müſſe unfehlbar ſeinen Antrag abgelehnt und die Siebenmeilenſtiefel in ſeine Rüſtkammer genommen haben,

weil er sich das lange Ausbleiben der Gesandtschaft anders gar nicht erklären konnte.

Um nun seinem Sohne entweder das Urbild der Statüe zu verschaffen, oder es ihm aus dem Sinne zu treiben, veranstaltete er wöchentlich einige Bälle, zu denen die weibliche Jugend aller umliegenden Höfe nach und nach eingeladen wurde.

Seitdem wimmelten die Landstraßen immer von Ballustigen Prinzessinnen. Für andre Reisende waren keine Pferde mehr im Lande. Die Postmeister entliefen daher, und die Bauern mußten, wegen der tagtäglichen Spannfuhren, Pflug und Acker ruhen lassen, und hätten bald lieber den häßlichsten Teufel gesehen, als die allerschönste Prinzessin.

Weil aber Prinz Heckerling ganz ungerührt von den thränenreichen Vorstellungen und Bitten seiner Mutter und Schwester sich bei jedem Hofballe nur nach dem Original seiner Statüe umgesehen, und wenn er das nicht gefunden, allemal grade heraus gesagt hatte:

Auf Eine nur ist mein Sinn erpicht,
Die Andern alle mag ich nicht!

so

ſo wurden, als die Prinzeſſinnen im Umkreiſe von tauſend Meilen durchgemuſtert waren, die Töchter der Standesperſonen angefahren.

Als auch dieſe eine Menge glänzende Feſte vergebens verherrlicht und manchen geſcheidtern Mund wäſſrig gemacht hatten, ſo kam die Reihe an die Bürgerstöchter und Bäuerinnen. Denn der König ſagte: Ich will wenigſtens das meinige thun.

Ob nun ſchon die Bäuerinnen, weil das Pferdegeſchlecht im Königreiche durch die zeitherigen Anſtrengungen ſo ziemlich ausgerottet war, ſich ihrer dauerhaften Füße bedienen mußten, ſo machten ſie doch außerordentliche Strecken Weges, um ihr Glück mit dem Prinzen zu verſuchen. Umſonſt. Das Urbild der Statüe war auch nicht unter ihnen, und Prinz Heckerling blieb bei ſeinem Wahlſpruche:

Auf Eine nur iſt mein Sinn erpicht,
Die Andern alle mag ich nicht.

Ueber den Aufwand, den dieß alles verurſacht hatte, war der Staat in die bedenklichſte Lage gerathen. In der Schatzkammer war nichts

mehr zu finden als der Schatzmeister, der sich darinnen vor Langerweile aufgeknüpft hatte, und die Staatsbeamten bettelten Hand in Hand mit dem Bauersmanne vor den Thüren der Kellermeister, Köche, Fleischhauer, Zuckerbäcker, Seifensieder, Kaufleute, Schneider, Schuhmacher, Tanzmeister u. s. w., welche die auserlesensten Paläste um einen Spottpreis erstanden hatten.

König und Königin seufzten ungemein, und die Prinzessin Floribella vollends. Denn diese hatte das eigne Malheur, daß sie nun seit einem halben Jahre mit sechs Prinzen heimlich verlobt gewesen war, die allezeit unmittelbar nach der Verlobung der Schlag rühren mußte.

Eines Abends, wie der Prinz eben in die gewöhnlichen Gedanken verloren, einen Spaziergang am Flusse versuchte, stand mit Einemmale ein dunkler Herr vor ihm, den er, seiner überaus hagern Statur wegen, für einen Schutzgeist anzusehen beliebte. Der Herr beschied den Prinzen geheimnißvoll an das östliche Ende des Königreichs, wo er mehr erfahren würde.

Mit Anbruch des Tages setzte sich der Prinz zu Pferde. Sein Leibkavalier mußte ihn begei-

ten, und die geliebte Statüe in goldnem Futterale auf seinem Pferde mitnehmen.

Sie ritten ohne Aufhören, bis sie auf der Grenze ankamen.

In dem ganz einsam liegenden Wirthshause zum unsichtbaren Drachen, erkundigte sich der Prinz, weßhalb ringsum alles so öde läge?

Man spricht nicht gerne davon! sagte der Wirth mit Achselzucken, blickte dabei schüchtern um sich, und schrie dann, als ob er am Spieße stecke.

Der Prinz, erbost über das ungesittete Benehmen, hatte schon seinen Stock aufgehoben, als der Mann vor ihm auf die Knie fiel.

In diesem Augenblicke trat der Herr herein, welcher ihn hierher beschieden hatte, und der bei Tage noch viel abentheuerlicher aussah, als bei Nacht, weil sein dünner Körper völlig aus Horn bestand.

Der Wirth bezeigte dem Angekommenen alle Ehrerbietung, und der Prinz war schon zufrieden, wie er an dem Hörnernen weder Pferdefuß noch Schweif entdeckte, welches, wie ihn seine

Amme gelehrt hatte, die unerlaßlichen Zeichen der verdächtigsten Herkunft waren.

Der Hörnerne erklärte nunmehr dem Prinzen des Gastwirths Schrei.

Der Mann war nämlich von der Fee, welcher dieser Gasthof zugehörte, zur Strafe, weil er in seinem ehemaligen Hotel die mächtige Frau, die auf einer Reise bei ihm übernachtete, nicht nur mit dummem Geschwätz geplagt, sondern auch mit doppelter Kreide bedient hatte, hierher verwiesen worden, wo ein Drache unsichtbar in der Luft schwebte, der ihm bald mit einem eiskalten, bald mit einem glühenden Schweife über den Mund fuhr, wenn er nur von weitem der Fee gedachte, oder überhaupt etwas redete, was nicht unmittelbar zur Sache gehörte. Fremde, die bloß aus Neugier hier übernachteten, oder sonst manches gegen sich hätten, kämen oft noch schlimmer, oder vielmehr gar nicht weg. Denn fast jeden Fremden, der hier einkehrte, hätte der Wirth am andern Tage zu begraben.

Der Hörnerne fügte hinzu, daß Prinz Heckerling darum nichts von diesen schauerlichen Anstal-

ten zu befürchten habe, weil er in ſeinem Berufe da wäre, wenn er gleich für des Leibkavaliers Schickſal nicht bürgen wolle.

Der Prinz entließ hierauf ſeinen Leibkavalier, welcher im erſten Dorfe, das er im Galopp erreichte, ein Dankgebet zu den eben aufgehenden Sternen knieend verrichtete, worüber er vom Schulzen beinahe arretirt worden wäre, weil dieſer ihn für einen Abentheurer hielt, und nicht glauben konnte, daß Leute, die ſo große Sterne auf den Kleidern trügen, wie der Leibkavalier, die kleinen Sterne am Himmel ihrer Aufmerkſamkeit werth hielten.

Während der Zeit hatte der Prinz die köſtlichſten Fingerzeige von ſeinem hörnernen Freunde bekommen. Aurora, das geliebte Urbild ſeiner Statüe, ſollte nämlich in dem Reiche der Beſitzerin des Gaſthofs als Staatsgefangene leben, weil ſie der Fee einmal einen Blumenſtrauß ins Geſicht geworfen habe.

Prinz Heckerling erkundigte ſich, wie Prinzeſſin Aurora zu einer ſo unmanierlichen Manier gekommen wäre, und hörte hierauf, daß die ſchöne Aurora nichts weniger als eine Prin-

zessin, sondern eine ganz ordinäre Blumenverkäuferin gewesen, und über den Tadel ihrer Blumen bis zu diesem ungezogenen Grade entrüstet worden wäre. Da sie nun als Blumenmädchen gerne die Spröde gespielt und alle Freier verworfen, so sei sie von der Fee verurtheilt worden, so lange in ihrem Schlosse einsam zu leben, bis sich ein Mann gefunden hätte, der ihretwegen Feuer und Wasser und andre Gefahren und Ungemächlichkeiten nicht achten würde.

Der Prinz gab sich sogleich als diesen Mann zu erkennen, und der dadurch noch offenherziger werdende neue Freund gestand, daß er selber vieles von Aurorens Befreiung zu erwarten habe. Er sei nämlich unter ihrer Freierschaar derjenige gewesen, der noch die meisten Hoffnungen gehabt, und daher einen Versuch gemacht hätte, Auroren der Fee mit Gewalt zu entreißen, als er mit Einem Male auf so lange zu Horn geworden wäre, bis sich des Mädchens Geschick entscheiden würde. Nur aus besondrer Gnade habe ihm die Fee die bewußte Bildsäule abgelassen, welche er jedoch seit Jah-

ren auf Meſſen und Märkten herumgeſchickt habe, ohne daß ſich ein Liebhaber dazu gezeigt hätte.

Der Prinz fand hierin, wie in der Sprödigkeit der Schönen, den natürlichſten Zuſammenhang mit der Ordnung der Dinge, welche ihn und Auroren aus Einem Stücke gemacht, und beſchloſſen habe, die Trennung zwiſchen ihnen wieder aufzuheben.

Auf die Frage nach dem Charakter der Fee antwortete der Hörnerne dem Prinzen: Heute ſo und morgen ſo, ein Charakter, der aus keinem einzigen haltbaren Stücke beſteht. Die ächte Weiblichkeit in der höchſten Potenz würde ich ſagen, wenn das nicht komiſch klänge, was zu meiner tragiſchen Situation gar nicht paſſen will.

Als Heckerlings Augenpaar ſich bei dieſer, etwas frivolen, Aeußerung verfinſtern wollte, fuhr der Hörnerne fort:

Verzeiht mir, Herr Prinz, daß ich euern verliebten Zuſtand einen Augenblick vergeſſen konnte. Aber, das iſt gewiß, wenn auch die Weiblichkeit keine wunderlichen Launen hat, wel-

ches ich in diesem Momente euch zu Gefallen unterthänigst zu glauben nicht abgeneigt bin, so hat doch diese Fee der Launen die Hülle und die Fülle. Am längsten dauern diejenigen, die eine Beleidigung ihrer Eitelkeit erzeugte, und an denen ich und die arme Autora zu leiden habe.

Auf die Frage, was um ihretwillen zu thun sei? antwortete der neue Freund dem Prinzen, daß er das am besten einsehen werde, wenn er sich um Mitternacht auf den Kopf stelle, und diese Kunst so lange wiederhole, bis ihm der Weg, den er zu nehmen habe, vor Augen liege.

Eine so ungewohnte Stellung kostete dem Prinzen Heckerling anfangs viel Mühe. Doch alle Tage gelang sie ihm besser. Als er's nun einen Monat lang getrieben hatte, und dem Hörnernen, der sich alle Morgen nach seinem Wohl- und Gutbefinden erkundigte, einstmals zu erkennen gab, daß er noch keinen Pfad entdecke, ja ihm vielmehr der Kopf durch die neue Methode, ihn aufzuräumen, immer toller und toller werde, da meinte der Hörnerne, daß er

schen gewonnen Spiel habe und dem Pfade ganz auf der Spur sei.

Zwei Monate später sagte ihm Heckerling eines Morgens von einer blumigen Straße, welche auf beiden Seiten von Wald umgeben, an einem Flusse endige, hinter dem lauter hohe Flammen aufstiegen.

Der Hörnerne machte ihm dieserhalb seine Gratulation, weil er nun die Lehrzeit überstanden habe, und nächste Mitternacht nur aus dem Hause gehen dürfe, wo er diese Straße, die seiner Wanderung vorbehalten sei, unfehlbar vor sich würde liegen sehen. Just hinter der Feuermauer, fügte er hinzu, sei der Palast der Fee, in welchem die geliebte Aurora gefangen gehalten werde. Der Prinz wollte mehr wissen, jedoch der Hörnerne zuckte die Achseln, weil er nichts hierüber sagen, sondern höchstens die Wahrheit des Aufgefundenen bekräftigen dürfe.

Um Mitternacht machte sich Heckerling auf den Weg, fand auch alles so wie es ihm geträumt hatte. Der schönste Irrwisch, den er in seinem Leben gesehen hatte, flackerte vor ihm

her, und erleichterte seinen Weg, der sich obendrein zu verkürzen schien. Wie er um einen Berg herum gekommen war, da fand er auch wirklich hinter einem Flusse die Welt mit feurigen Bretern verschlagen, und die Thüre in dieser Wand mit einem Schlosse befestigt, welches bis weit über den Fluß herüber rothe Flammen ausspie.

Weil jedoch der Fluß sich äußerst gut mit diesen Flammen zu vertragen schien, so fing der Prinz an, sie für einen bloßen Theaterspuk zu halten. Er merkte indessen den Ungrund seiner schönen Hoffnung nur allzubald. Denn wie er einmal recht nahe hinhorchte, verbrannte er sich den einen schönen Backenbart total.

Am meisten verdroß es ihn, daß der Fluß, dem er das Benehmen mit dem Feuer gern abgelernt hätte, sich so respektwidrig betrug, daß er allemal aus Leibeskräften lachte, sobald der Prinz seinen Fuß in die Wellen setzte, und daß die bejahrten Bäume, wenn er hinauf kletterte, um über die himmelhohe Mauer zu sehen, allezeit die Köpfe so gewaltig schüttelten, als

ſollte er glauben, er wäre auf dem einfältigſten Wege von der Welt.

Er glaubte aber nichts weniger als das. Ein muntrer Salamander, der aus dem praſſelnden Flammenſchloſſe herausgeſchlüpft kam, war das einzige lebendige Weſen, und das ihm obendrein wie ein Hündchen auf dem Fuße nachfolgte.

Der Prinz ging erſt mißvergnügt am Fluſſe hin und her, und verwünſchte ſodann auf dem Rückwege die Mitternächte, die er fruchtlos auf dem Kopfe zugebracht hatte, beſchloß auch dem Hörnernen ſeine Meinung darüber tüchtig zu ſagen.

Dem Salamander, der ſich ihm immer mit aufgeſperrtem Maule in den Weg ſtellte, wollte er ſchon eins auf den Kopf verſetzen, als er ſich noch zu rechter Zeit beſann, daß dieſes Thier allem Vermuthen nach in das Feenreich gehörte und ſein Tod ihn in die verdrüßlichſten Händel verwickeln könne.

Bis zu des Hörnernen Ankunft am andern Morgen dachte er noch im Gaſthofe über das Thierchen nach, welches ſichtbar etwas von ihm

hatte haben wollen, und der Hörnerne verschmerzte eine Hand voll Schimpfreden recht gern, als er hörte, daß Prinz Heckerling des Thieres Meinung zum Theil begriffen hatte.

Auf Heckerlings Frage, was wohl des Salamanders Lieblingsspeise sei, antwortete sein Freund, daß im Reiche dieser Fee, wohin das Thier allerdings gehöre, weder Thier noch Mensch zu essen pflege, und auch die schöne Aurora bloß von der Luft leben müsse.

Nach manchem Hin- und Herreden gerieth endlich Prinz Heckerling darauf, dem Salamander ein Billet an seine Herzenskönigin in den Mund zu stecken, worüber der Hörnerne ganz außer sich für Freude war, und das Genie pries, das den stummen Abgesandten der schönen Aurora so bald begriff.

Der Prinz, ganz ungewohnt, daß jemand ihm ins Gesicht lachte, oder den Kopf über seine Unternehmungen schüttelte, fragte noch nach einem Mittel, den lachenden Strom und die kopfschüttelnden Bäume zur Raison zu bringen.

Aber der Hörnerne konnte ihm hierin gar nicht dienen. Der Strom, sagte er, sei ein

Zuſammenfluß von mokantem Volke, das ſich ſein Lachen über die Sentimentalität nicht nehmen laſſe, und die Bäume wären ein Heer verſtorbener Moralphiloſophen, die ſelbſt im Tode noch das Kritiſiren nicht vergeſſen könnten.

Prinz Heckerling bat, daß ihn ſein Freund nunmehr allein laſſen möchte, und quälte hierauf ſeinem unwilligen Kopfe folgendes Gedicht ab.

An die unvergleichliche Aurora.

Fürwahr die Welt iſt kaum ein Neſt voll Katzen,
Wenn deine Reize mich nicht hell umfunkeln;
Wenn deine Töne mich nicht zart ummunkeln,
Der Sphärenklang Konzert von Hund' und Katzen.

O Edelſtein, von dem Poeten ſchwatzen,
O Urſtoff du, zu Sternen und Karfunkeln,
Gern wollt' ich aus der Erde mir, der dunkeln,
Dich Klaftern tief mit meinen Nägeln kratzen.

Mein Herz tobt ärger als der ärgſte Wüthrich,
Heraus will es aus jedem Knopfloch tobern,
Und alle Nähte reißen, dir zu Ehren.

Drum muß ich, Einzige, dich hoch beſchweren,
Reich' mir — Verzeihung meinem kühnen Fodern —
Reich' zu dem Flammenſchloſſe mir den Dietrich!

Grade um Mitternacht war er damit fertig, und hatte ſonach keine Zeit zu verlieren. Er fand auch, daß die Gegend völlig wie geſtern ausſah. Nur die Hauptperſon für ſein heutiges Vorhaben, der Salamander, ließ ſich nicht blicken.

Schon war der Prinz Willens ſeine poetiſche Bitte auf gut Glück in den Strom zu werfen, als der Salamander endlich ſchleunigſt herbeikam und durch äußerſt unterwürfige Bewegungen den Fehler der Verſpätigung abbüßen zu wollen ſchien.

Wie ihm hierauf Prinz Heckerling das Billet in den Mund geſteckt hatte, eilte das Thier ins Feuer zurück, kam auch nach einer kleinen halben Stunde, welche dem Prinzen, wie die längſte Ewigkeit vorkam, folgendes Antwortſchreiben in tiefſter Erniedrigung zu ſeinen Füßen.

Mein lieber Prinz! Da ich nicht hoffe, daß Du mich mit Deinen Sternen und Karfunkeln zum Besten haben willst, so sage ich Dir ganz kurz, und wie mir der Schnabel gewachsen ist, daß ich drei Thiere zu Dir schicken werde. Jedes von diesen Thieren weiß das Flammenschloß aufzuschließen, sobald Du geschickt genug bist, seinen Zähnen und Klauen auszuweichen und Dich auf seinen Rücken zu schwingen. Die Wahl unter ihnen bleibt Dir überlassen. Doch sind wir auf ewig von einander geschieden, wenn Du keines von diesen Dreien benutzest.

Aurora.

Der Prinz küßte jeden einzelnen Buchstaben des Billets, dessen Simplicität ihm das Höchste schien, was der menschliche Geist jemals hervorbringen könne. Er fand es überaus natürlich, ja nothwendig, daß die Rechtschreibung darin bis zum Unleserlichen vernachlässigt war, denn dem hohen Gemüthe, das, seines Erachtens, aus diesen Zeilen hauchte, wäre es ja schimpflich gewesen, sich von solchen Unwürdigkeiten fesseln zu lassen. Er beschloß auch sogleich

das erste beste Thier zu benutzen, ward aber in diesem Vorsatze wankend, als ein bildschöner Löwe aus dem Walde hervorsprang, der ihm statt aller höflichen Anrede, sogleich im Vorbeigehen den einen Rockschoß vom Leibe riß, und ein paar Reihen so wohl konditionirter Zähne zeigte, daß Prinz Heckerling wohl schließen konnte, er werde es nicht dabei bewenden lassen.

Daher äußerte Heckerling gegen den Salamander, daß er wohl das zweite Thier zu sehen wünsche, worauf der Löwe sogleich in den Wald zurückeilte, aus dem der königliche Tiger dafür herausprang. Als dieser ihm den Kragen vom Halse gebissen, und alle Bäume ihr Haupt bei jeder neuen Bewegung des Prinzen nach dem Rücken der Bestie, auf das Ungebührlichste geschüttelt hatten, da dachte der kluge Prinz: Respektwidrig ist und bleibt es wohl, und ich würde die Bäume insgesammt abhauen lassen, wenn sie in meiner Gewalt stünden, aber Recht haben sie dasmal gewiß. Denn schlimmer als diese beiden kann doch das dritte Thier unmöglich seyn. Daher bat er sich dieses dritte aus.

Aber

Aber als der Prinz lange vergebens nach dem Walde geblickt hatte und ſchon fürchtete, die ſchöne Aurora ſei über ſein Zögern böſe geworden, und ſchicke ihm das dritte Thier gar nicht, da ließ ſich auf einmal vom Ufer des Stromes her ein Geräuſch wie von der größten Sägemühle vernehmen.

Der Prinz wandte ſich nach der Gegend hin und ward hier ein ungeheures Krokodill gewahr, welches ſich eben mit dem Wetzen ſeiner Zähne beſchäftigte, und beim Erblicken eines Menſchen wüthend auf ihn losſchoß. Der Prinz mochte eine gute halbe Stunde ſeines immer hin und her fahrenden Gegners Rachen, in dem er Platz vollauf gehabt hätte, ausgewichen ſeyn, als das Krokodill ſich endlich wieder nach dem Strome wendete.

Mißmuthig, daß er bei dem erſten beiden Thieren nicht ſeinen ganzen Muth aufgeboten, ſtand der arme Heckerling da, und mußte geſtehen, daß der einzige Dietrich zum Flammenſchloſſe, der ihm noch übrig war, die unbequemſte Handhabe von der Welt hatte. Denn wenn ihn nun das Glück auch ſoweit begün-

ſtigte, daß er unzerriſſen auf den Rücken des Krokodills gelangte, ſo war doch deſſen Rieſenleib ein Eth, auf dem er ſich gar nicht feſthalten konnte, und fiel er einmal ins Waſſer, ſo war ſein Fallen von dem Tode unzertrennlich.

Er hörte ſchon im Geiſte die Wellen ein höhniſches Grabelied pfeifen, und war, wie man denken kann, außer ſich für Betrübniß.

Doch der ſchreckliche Schluß des gnädigen Handſchreibens exaltirte ihn plötzlich dermaßen, daß er während des empörendſten Hohnlachens der Wellen ſich wirklich auf das Krokodill hinaufſchwang. Leider! mit Verluſt ſeiner Naſe, die ihm das barbariſche Geſchöpf rein aus dem Geſichte gebiſſen hatte.

Nun ging aber auch alles beſſer als er geglaubt hatte. Denn ehe er noch darauf dachte, ſich feſt anzuhalten, war das Flammenſchloß von der Zunge des Krokodills aufgeleckt, die Thüren ſodann von einander geſprungen, und er hindurch, ohne daß ihm ein Haar verſengt worden wäre. Jenſeits der feurigen Wand, wo der Strom noch ein wenig fortdauerte, wurde auch das Krokodill das honetteſte Thier unter der

Sonne, ſchwamm gelaſſen mit ſeinem Reiter an's Ufer, und weinte wie ein Kind darüber, daß er ſo hundsföttiſcherweiſe um ſeine Naſe gekommen war. Auch der Strom war innerhalb der brennenden Mauer ſo lautlos und manierlich geworden, daß der Prinz ſich in ſeinem klaren Spiegel betrachten konnte.

Du lieber Himmel aber, wie ſah der arme Herr aus! War es der ſchönen Aurora wohl zuzumuthen, einen Prinzen zu heirathen, der keine Naſe mehr hatte? Wenn er ihr nun auch ſagte, daß ſeine ſchöne Naſe vor kurzem noch ein wahrer Zankapfel am väterlichen Hofe geweſen war, den die Poeten einander aus den Händen geriſſen hatten, die ſchöne Vergangenheit konnte bei ſo einer häßlichen Gegenwart gar nicht in Anſchlag gebracht werden.

Muthlos ſchlich der Prinz nach dem Marmorpalaſte, der vor ihm ſtand. Er behielt aber nicht Zeit deſſen Pracht anzuſtaunen, weil ſogleich zwei ungeheure Mohren aus dem hohen Portal traten, welche ihn einluden, ſich auf dem Seſſel, den ſie bei ſich hatten, wieder zu laſſen. Obſchon dieſer aus glühendem Eiſen zu

bestehen schien, so warf sich doch der Prinz in seiner Verzweiflung und der Ueberzeugung, daß ein Mensch ohne Nase weniger als jeder andre zu verlieren habe, hinein und erwartete sein Schicksal. Dieses fiel ganz passabel aus. Denn statt der Glut, die er gefürchtet hatte, fand er sich auf einem Kissen, das aus den herrlichsten Rosen bestand, und die Prüfungen der Lehr- und Wanderzeit schienen beendigt.

Zwischen einer Garde von baumlangen Adonissen ward er hindurch getragen, und in einem Zimmer, das aus einem einzigen unermeßlichen Rubin gehaurn seyn mochte, vor der Fee niedergesetzt, die so schön war, daß dem Prinzen das Wort im offnen Munde stecken blieb.

Als er sich jedoch zusammen raffen wollte, da sagte die Fee: Keine Sylbe! Ich kenne deine Wünsche und bin nicht aufgelegt, viel Worte mit Leuten deines Schlages zu machen. Komm!

Sie führte ihn darauf zu einem Schranke, der aus einem Diamant geschnitten war, und holte aus dem vollkommenen Assortiment menschlicher Gliedmaßen, welches sich darinnen befand,

eine Nase und einen Backenbart hervor, klebte beides Heckerlingen ins Gesicht, und sagte dann: Eile nun, meine Leute werden dich draußen ankleiden und deiner unwürdigen Neigung zuführen.

Dann wandte die Fee ihm den Rücken.

So sehr auch dieß dem Prinzen auffiel, so vergaß er es doch, wie er im Nebenzimmer seine durch den Löwen und den Tiger sehr mitgenommene Tracht mit einer äußerst geschmackvollen vertauschend dem Spiegel gegenüber stand, und die schöne Nase, welcher er einen Nachruf um den andern geweiht hatte, in ihrem vorigen Glanze am gehörigen Orte stehen auch keine Spur der Verkittung daran übrig sah.

Hierauf wurde ihm bekannt gemacht, daß er noch umkehren könne, wenn er seiner Sache mit der ewigen Liebe nicht recht gewiß wäre. Denn die Anordnung der Fee bringe mit sich, daß wenn er Auroren heirathe und jemals aufhöre sie zu lieben, jede andre, in die er sich späterhin verlieben wolle, ihn abscheulich finden werde.

Dummer Schnack! sagt Heckerling entrüstet.

und man trug ihn sogleich in das abgelegene Zimmer der Geliebten. Hier ließ er sich vor ihr auf ein Knie nieder, und beschwor sie, ihm die längst ersehnte Hand zu geben und sogleich an seinen Hof zu folgen.

Das Mädchen machte auch gegen einen so schönen Prinzen keine halbe Einwendung mehr, als es die Sittsamkeit der damaligen Zeit grade mit sich brachte.

Der Schloßkaplan traute das Paar, und kaum hatte er das letzte Wort gesagt, so schellte auch schon ein Schlitten herbei, welcher bestimmt war, die Neuverehelichten aus dem Feenreiche hinaus zu transportiren.

Der Prinz wunderte sich nicht wenig über dieses Fuhrwerk in den heißesten Sommertagen, aber die schöne Aurora erinnerte ihn, daß sie es noch mit einer mächtigen Fee zu thun hätten.

Man zögerte nicht, und der Schlitten flog über den Fluß, als ob dieser eine Eisrinde gehabt hätte, und durch die Feuerwand und den Sommer hindurch, als ob er ein Pfeil wäre.

Mit Tagesanbruch ſtieg man im Gaſthofe zum unſichtbaren Drachen ab, wo der Hörnerne, welcher nun wieder zu Fleiſch geworden war, das Paar mit tauſend Glückwünſchen empfing, und ein Fuhrwerk beſtellte. Denn der Feenſchlitten hatte ſogleich wieder zurücklaufen müſſen.

Der Prinz, dem die Zeit überauß edel war, weil das Beilager, wie er in ſeinem Herzen fühlte, gar keinen Aufſchub mehr leiden wollte, verſprach den Kutſchern auf jeder Station die größten Ehrenſtellen, wenn ſie ihn nur recht eiligſt auf das königliche Schloß ſeines Vaters ſchafften, und die Leute thaten ihr Möglichſtes, ſo daß der Reiter, welcher die Statüe im goldnen Futterale vorantrug, alle Hände voll zu thun hatte, um ſeinen Platz mit Ehren zu behaupten.

König und Königin freuten ſich ganz ausnehmend, als ihr Sohn, um deswillen ſie in ſo mancher Sorge geſchwebt hatten, ihnen ſeine Gemahlin vorſtellte. Nur darüber wunderte ſich das Königspaar, daß die neue Prinzeſſin

Tochter nicht einmal vor ihnen den Seſſel verließ.

Der Witz des ganzen Hofes gerieth deßhalb in eine heimliche Gährung, und ihre Art zu ſprechen war auch nicht gemacht, den Hof in dem Glauben zu ſtören, daß bloß eine ſchlechte Erziehung den Grund zu ſolchem Benehmen in der Prinzeſſin gelegt haben könne.

Der Prinz ſelber beſann ſich jetzt, daß ſeine Gemahlin ſogar während der Trauung ſitzen geblieben war, und daß er ſie überhaupt nicht anders als ſitzend, und zwar allezeit in derſelben Stellung wie ihre Bildſäule geſehen hatte. Er wußte nicht, ſollte er's ihrem Stolze oder einem beſondern Phlegma zuſchreiben, hoffte aber ſie auf jeden Fall davon zu kuriren. Dann, meinte er, kommt Zeit kommt Rath.

Die Zeit, auf die er am meiſten gehofft hatte, kam endlich, aber der gute Rath wurde nun erſt recht theuer. Die Prinzeſſin entdeckte nämlich ihrem Gemahl, daß die ganze untere Hälfte ihres Körpers zu beſſerer Konſervation ihrer Reize, durch die Fee verſteinert worden ſei.

König und Königin rangen die Hände, als der Prinz ihnen am andern Morgen die trostlose Nachricht zubrachte. Alle Aerzte und alle Priester wurden herbei geholt, und als ihr beiderseitiger Segen nichts über die Versteinerung vermochte, da sprachen Vater und Mutter ziemlich gerade heraus zu dem Prinzen: dergleichen steinerne Hälften wären in ihrem Königshause nicht im Gebrauch, weßhalb er denn diese Prinzessin wieder von sich thun möchte.

Damit aber kamen sie schön an bei dem Prinzen.

Wie seine ganze Liebe auf bloßen Träumen beruhte, so hielt er sich auch jetzt wieder an einem Traume fest, der ihn mit seiner Gemahlin in ein Bad schickte, welches nach und nach den Stein an ihr völlig auflösen werde.

Die Aerzte und Chemiker lächelten zwar darüber, wie sie hörten, daß Wasser Versteinerungen auflösen sollte, aber sie wußten freilich nicht, daß das Bad, von dem hier die Rede war, im Feenreiche lag, und es mit dem Wasser der Feen eine ganz besondre Bewandtniß hatte.

Die Prinzessin wußte es besser, freute sich aber gar nicht, daß ihr Gemahl von der Heilquelle Gebrauch machen wollte. Seit zehn Jahren, sagte sie zu dem Prinzen, lebe ich nun in diesem Zustande bei der Fee. Der steinerne Untertheil ist mir ein Ableiter für das Alter gewesen. Was wird aber mein Gemahl sagen, wenn sich nach der Auflösung nicht nur die Spuren eines zehnjährigen frühern Lebens, sondern auch die der nächsten Jahre in meiner Gestalt versichtbaren werden?

Erst dann gelang es dem Prinzen sie zu der Badekur zu bewegen, als er ihr mit Achselzucken angedeutet hatte, daß König und Reich sonst nicht zufrieden zu stellen seyn würden.

Aber auch das mehrjährige Baden kam seinem Vater, der lieber heute als morgen einen Thronerben gesehen hätte, äußerst ungelegen. Er wünschte daher, daß der weiseste und beredteste Mann im Königreiche seinem Sohne Vorstellungen thun möchte, und ließ den Mann sogleich aus dem Narrenhause herbei holen.

Dieser nahm auch wirklich Heckerlingen so

in die Klemme, daß dieſer Prinz einigemal ganz ſtutzig wurde. Aber ſeine gute Natur half ſich bald wieder.

Prinz Heckerling appellirte an die Ewigkeit ſeiner Liebe, wenn ihn jener auf die langweilige Kur aufmerkſam machte, und wie ihm der Weiſe die Hinfälligkeit der menſchlichen Reize recht maleriſch beſchrieb, da ſagte er: Was Reize? In meinem Herzen werden Aurorens Reize ewig leben!

Ueberdieß behauptete Prinz Heckerling, daß ein Menſch, der nicht einſähe, daß er und ſeine Gemahlin nur aus Einem Stücke von der Natur geſchnitten wären, nirgendhin als in das Narrenhaus gehöre.

Der Weiſe bat um die Gnade, dahin zurück gebracht zu werden, welche ihm auch ohne Bedenken gewährt wurde.

Es gab jetzt keinen betrübtern Hof als den des Königs Huldibert. Er und ſeine Gemahlin ſchwankten wie bleiche Schatten umher. Die Prinzeſſin Floribella hatte auch keine Urſache roth auszuſehen, und der ganze weitläufige Hofſtaat erbleichte unter dieſen Umſtänden ſo jäh-

ling, daß ein halbes Dutzend berühmte Schminkehändler in Kurzem die Zahlungen einstellen mußten. Am Abende vor der Abreise des Prinzen und der Prinzessin Heckerling in's Bad, hatte alles die finsterſten Gesichter, und wer keine hatte, der wußte doch recht natürlich welche zu schneiden.

Kaum war das hoffnungsvolle junge Paar seiner Bestimmung nachgereiset, als eine neue Erscheinung Hof, Stadt und Land in Unruhe setzte. Es rückte nämlich eine dicke, dicke Wolke, die nun schon seit acht Tagen bemerkt wurde, immer näher und näher. Alle Professionen hatten ihre eignen Gedanken über die Wolke. Die Spaziergänger zum Exempel, fürchteten, daß ihnen eine große Hemmung ihrer Geschäfte bevorstehe. Die Kornsammler hofften, daß die nahe segenreiche Ernte durch die Wolke vernichtet werden würde. Die philosophischen Aerzte erklärten die Wolke für einen Augenfehler der Menschen, der epidemisch geworden wäre und Stadt und Land angesteckt hätte. Zugleich erklärten sie jeden für einen Dummkopf, der Umstände machte, ihnen zu glauben. Kein Wun-

der daher, daß diese Meinung am weitesten um sich griff. Bloß der Bauersmann nahm den Dummkopf lieber an, als die Meinung, und ließ sich die Gesundheit seiner Augen so wenig als das Daseyn der Wolke abdisputiren.

Und der Bauersmann hatte Recht gehabt. Denn eines Tages sank die Wolke selbst allmählich auf dem Schloßplatze nieder. Ein halb Schock Genien kamen herbei geflogen, um den Deckel davon aufzumachen, und als das geschehen war, da stieg eine äußerst zahlreiche Gesandtschaft vom König Isegrimm heraus, in deren Mitte sich die weltberühmte Prinzessin Isola befand.

Huldibert und seine Gemahlin erschraken nicht wenig, als die Nachricht voraus auf das Schloß eilte. Das hätten sie sich kaum im Traume einfallen lassen, daß ihnen auch von dieser Seite noch eine Verlegenheit bevorstehen sollte.

Was die philosophischen Aerzte vorhin von Augenübeln gesagt hatten, das trat nunmehro wirklich ein. Denn die Gesandtschaft starrte so von Gold und Edelsteinen, daß wer sie nur ansah, böse Augen bekam, und die Augenschirme

darüber dermaßen Mode wurden, daß auch, wer gesunde Augen behalten hatte, welche tragen mußte, wenn er ein Mann von Geschmack heißen wollte. Hieraus bewiesen denn die Aerzte, daß sie vorhin im Grunde doch Recht gehabt hätten, und nannten nunmehro den einen Dummkopf, der ihren vorigen Ausspruch allzubuchstäblich genommen hatte.

So sehr man auch darauf dachte, der Gesandtschaft die Lage der Dinge zu verheimlichen, so bekam sie doch Wind davon, und König Huldibert hatte viel Mühe, den Leuten begreiflich zu machen, daß alles noch gut gehen werde, und sie in Gottes Namen ohne die Prinzessin zurückreisen könnten.

Mit Hülfe einiger Millionen vollwichtiger Ueberredungs-Gründe ward es endlich noch dahin gebracht. Nur Höckerlein, welcher auch mitgekommen war, hatte dafür kein Ohr, sondern machte seinen Anspruch auf Floribellen geltend.

Der König Huldibert fragte, wie sich die Sache verhalte, und der Gesandte, halb todt schon über die vorgefundenen Umstände, bat um

eine Privataudienz. Hier warf er ſich dem Könige zu Füßen, berichtete die Treuloſigkeit des Sekretärs, und welchen Auftrag Höckerlein ſodann übernommen habe. Die Fee ſei aber nicht ſogleich, ſondern erſt nach einem Jahre erſchienen, und der König Ingrimm habe ſie durch ein prächtiges Gaſtmahl ſo ſehr für ſich eingenommen, daß ſie der Prinzeſſin Iſola ihren Sohn zum Gemahl angetragen. Allein Ingrimm hätte nun einmal ſein Wort gegeben gehabt. Hierauf wäre denn die Fee mit dem Erbieten gekommen, die Prinzeſſin und eine ganze Geſandtſchaft ſchleunigſt und Portofrei dem Prinzen Heckerling zu übermachen. Obendrein hätte die Fee verſprochen, darauf zu ſehen, daß Iſola ihrer Schönheit und ihren Tugenden gemäß behandelt werde, und im Gegenfalle ſchreckliche Rache an dem Prinzen zu nehmen.

König Huldibert ſtieß hierbei einen ſo heißen Seufzer aus, daß dem zitternden Geſandten das Wort auf der Zunge zerſchmolz. Ein Befehl ſeines Gebieters machte jedoch, daß er alſo endigte: Als ſchon das Wolkenſchiff ausgerüſtet und zum Abſegeln bereit war, bat ich, eingedenk

meines Eurer Majestät geleisteten Versprechens, den König Isegrimm unter vier Augen, daß er Höckerlein zurück behalten möchte. Aber darauf ließ mich König Isegrimm so ungnädig an, daß ich es kaum erzählen darf. Er meinte, er habe sein Wort gegeben, daß Höckerlein die Prinzessin Floribella zur Frau bekäme, und werde nicht ruhen, bis dieses geschähe. Müßte er doch auch sein Wort halten mit der Prinzessin Isola, so ungelegen es ihm gekommen wäre. Uebrigens rieth der Gesandte, daß der König den Prinzen baldmöglichst zur Heirath mit Isolen bewegen möchte, weil sonst Isegrimms Zorn im Einverständnisse mit der Fee gar leicht das ganze Königreich verheeren könne. Auch würde die Prinzessin Floribella am besten thun, wenn sie Höckerleinen ihre Hand nicht vorenthalte.

Bei diesem Worte aber reichte die Königin, welche eben herbeigekommen war, dem Rathgeber einen solchen Backenstreich herüber, daß er auf der Stelle mit Tode abging.

Die Aerzte, welche vergebens herbeigerufen wurden, behaupteten dießmal einstimmig, daß

der Mann an dem Uebermaße zurückgetretener Hoffnungen erſtickt ſei.

Es war auch nichts weiter mit ihm zu thun, als daß er zur Warnung für Andre in Spiritus geſetzt, und im Archive neben den hundert und neun und neunzig Volumen Akten aufbewahrt wurde, die er während ſeiner Geſandſchaft hatte zuſammen ſchreiben laſſen.

König Huldibert, welchem brühheiß wurde, wenn er nur an Ifegrimms Rache dachte, ſchickte ſogleich nach ſeinem Sohne, und hieß ihn, bei Verluſt des künftigen Thrones, ſchleunigſt zurückkehren. Er hoffte viel auf die bewundernswürdige Geſtalt der Prinzeſſin, deren Gleichen es gar nicht mehr in der Welt geben konnte. Aber der verſtockte Heckerling kam nur, um wieder abzureiſen, und that noch erſtaunend empfindlich, daß ſein Vater, eines zeitlichen Königreiches halber, ſeiner ewigen Liebe ſolche grobe Zumuthungen zu machen im Stande wäre.

Unter dieſen Umſtänden blieb dem Könige nichts übrig, als der Prinzeſſin Iſola, die bis dahin gar nicht gewußt hatte, woran ſie geweſen

war, sein Leidwesen anzuvertrauen, und sie zu bitten, daß sie die Sache ja nicht übel nehmen möchte.

Isola war auch in der That ein so gutes Kind, daß sie alles vergeben und vergessen wollte, und sich übrigens auf den glänzenden Bällen, welche ihr zu Ehren angestellt wurden, froh und frei herum tummelte.

Destoweniger aber war Höckerlein in seinem Sinne, Floribellen zu heirathen, wankend zu machen, ja der Mann zog sich die Wendungen, die gegen ihn gemacht wurden, so zu Gemüthe, daß seine körperliche Konstitution äußerst darunter litt. Unter andern schob sich der Höcker von der Brust ganz auf den Rücken, und die unförmliche Nase wurde so spitzig, daß man sie hätte durch ein Nadelöhr bringen können. Er war bisher mit seinem Anliegen von der Prinzessin Floribella zum Könige und vom Könige wieder zur Prinzessin Floribella gewiesen worden. Nun aber verlangte er eine bestimmte Erklärung vom Könige, und nachdem dieser mit einem Ausschuß von weisen Männern Rücksprache genommen hatte, sagte er zu

Höckerleinen, daß, da die Heirath zwiſchen Heckerling und Iſolen rückgängig geworden, auch das königliche Wort, das bloß dieſer Heirath halber gegeben ſei, ſeine Gültigkeit verloren habe. Aber damit ließ ſich Höckerlein nicht abweiſen. Er behauptete, daß er ſein Verſprechen erfüllt habe, und der Wahnwitz des Prinzen Heckerling ja nicht ihm zur Laſt gelegt werden könne.

Als der König ſeiner Tochter geſtand, daß er hierauf keine gnügende Antwort in Bereitſchaft habe, da fuhr dieſer auf Einmal ein Gedanke durch den Kopf, von dem ſie gar nicht begriff, wie ſie ihn nicht viel früher hätte haben können. Sie entdeckte nämlich Höckerleinen ihre ſechsmalige Verlobung, und das Unglück, daß jeder ihrer Verlobten vom Schlage getroffen werde.

Damit glaubte ſie ihm auf Einmal alle Hoffnung gewiß zu benehmen. Wer es aber darauf ankommen ließ, das war Höckerlein, und es blieb Floribellen nichts übrig als der Troſt, durch die Verlobung ſelbſt, von dieſem Freier befreit zu werden.

Wer aber nicht daran ſtarb, das war auch Höckerlein.

Zwar ſchob man die Hochzeit von Monat zu Monat, von Woche zu Woche, von Tag zu Tage unter allerlei Vorwande hinaus, aber ſtatt der Nachricht von Höckerleins Ableben, auf die man täglich hoffte, wie das Kind auf den heiligen Chriſt, pflegte der Bräutigam gewöhnlich in Perſon zu erſcheinen, und ſich zu erkundigen, ob denn der glücklichſte Tag ſeines Lebens noch immer nicht anbrechen ſolle.

Als endlich gar keine Aufſchubsurſache mehr zu erſinnen war, ſo mußte zum Werke ſelbſt geſchritten werden, und der ſchwache Hoffnungsſchimmer, daß Höckerlein wenigſtens am Hochzeittage ſterben würde, ſtarb an dem Hochzeittage. Denn grade dieſer Tag bekam dem Manne außerordentlich wohl.

Um die damalige Zeit erſchien zuweilen ein unbekannter Prinz an dem Hofe, gegen deſſen Schönheit keine einzige auf der ganzen Welt Stich hielt, und mit dem, wie es ſchien, Prinzeſſin Iſola gar nicht ungerne tanzte.

Auch Prinz Heckerling, der ein ganzes Jahr

im Anfange gar nichts, und am Ende nur wenig von sich hatte hören lassen, machte wieder zuweilen einen Besuch.

Die Kur war bei seiner Gemahlin so wenig ohne Folgen geblieben, daß sie bereits bis an die Waden entsteinert war. Aber dieß hatte auch wirklich ihrem übrigen Körper schon so viel gekostet, daß sogar Hofleute und Dichter roth wurden, wenn sie ihren Reihen eine Lobrede halten mußten.

Ihr Gemahl übertrieb fast die Schuldigkeit eines Ehemannes, seine Gattin in Gesellschaft nicht ausschließend besitzen zu wollen. Er konnte ihr, die sonst seinen Ohren lauter göttliche Dinge vorsagte, jetzt gar meschante Blicke zuwerfen, wenn ihre Reden etwas ungehobelt herauskamen. Auch merkten die spitzfindigen Hofleute gar bald, daß es ihm einen ordentlichen Dolchstich in's Herz gab, wenn der guten Hoffnung gedacht wurde, welche Prinzessin Heckerling unter ihrem Herzen trug.

Der vormals Hörnerne, der Anfangs sein ganzes Vertrauen besessen hatte, durfte ihm nicht mehr vor Augen, dagegen wurde, was beinahe

noch seltsamer schien, der achte Weise im Narrenhause fast des Prinzen einziger Umgang.

Heckerling würde viel drum gegeben haben, wenn dieser Weise an den Hof, oder auch nur unter die vernünftigen Menschen überhaupt, hätte zurückgebracht werden können. So aber wollte er absolut im Narrenhause leben und sterben, weil er, wie er sagte, nirgends so gut wisse als da, wie er mit seinen Leuten dran wäre.

Endlich fand Prinz Heckerling, daß es sich mit einer so unausstehlichen Person, wie seine Gemahlin, durchaus nicht leben ließe, und kaum hatte er's gefunden, so eilte er allein an den väterlichen Hof, sagte hier zu seinem Vater und zu seiner Mutter ziemlich kleinlaut, er sähe endlich ein, daß die Träume Lügner wären, und daß seine Gemahlin gar nicht aus Einem Stücke mit ihm geschaffen worden sei. Daher wolle er sie auch Augenblicks verstoßen und im Nu die Prinzessin Isola heirathen.

Auf diese Worte schlossen die erfreuten Aeltern ihren Herrn Sohn mit einer so erstaunlichen Liebe in die Arme, als ob es Wunder

was für ein Heldenentschluß wäre, der schönsten Prinzessin auf der Welt sein Jawort zu geben.

Die Lob- und Dankgebeze für des Prinzen Entschluß erschollen sogleich in allen Kirchen, und kein Mensch zweifelte an Prinzessin Isola's Einwilligung, als diese Prinzessin selbst.

Diese nämlich wollte durchaus nichts vom Prinzen Heckerling wissen, und während er sich wie ein Regenwurm zu ihren Füßen krümmte, führte sie ihm das Mißgeschick seiner Gemahlin zu Gemüthe, und sagte, wiewohl viel verblümter, daß ein Narr darum, daß er sich entschlösse, ein Bösewicht zu werden, noch gar nicht aufhöre ein Narr zu seyn, und alle Rednertalente im Königreiche waren unvermögend, die Prinzessin andres Sinnes zu machen.

Eine neue Erscheinung erfüllte jetzt auf Einmal alle Menschen mit Furcht und Schrecken. Die Wolke, in welcher Isola durch die Luft geschwommen war, stand noch in zu gutem Andenken, als daß der Ursprung der ungeheuer großen Wolken, welche jetzt immer näher und näher zogen, nicht hätte errathen werden sollen.

Einmal des Morgens klärte ſich die Sache vollends auf. Die Stadtſoldaten im Thore kamen nach Hauſe, und klagten ihren Weibern, daß die Zeiten immer ſchlechter würden, und ſie nun nicht einmal mehr bei Nacht auf der Wache ungeſtört Schafkopf ſpielen könnten. Es wäre nämlich eine Armee von vielen hunderttauſend Mann aus der Luft herunter gefallen, ſo daß ſie über Hals und Kopf das Haſenpanier hätten ergreifen müſſen, um nur ohne Schläge davon zu kommen.

Bald wirbelten die Trommeln in allen Straßen.

Nur im Schloſſe, wo man ſpäter zu Bette ging, wußte noch niemand von den fürchterlichen Geſchichten.

Als Iſegrimm und die Fee mit gewaffnetem Gefolge daſelbſt anlangten, fuhr die königliche Leibwache aus dem erſten Schlafe auf. Gewalt mit Gewalt zu vertreiben ſchien ihr eine zu blutige Maßregel. Daher ließ ſie ſich von den Ankommenden in Gutem ablöſen.

In König Haldiberts Schlafzimmer endigte alles nach einer halben Stunde. Prinz Hecker-

ling wurde, wegen des der Prinzessin Isola angethanen Schimpfs auf ewig mit seinen Nachkommen von der Thronfolge ausgeschlossen. Isola heirathete den überschönen Prinzen, welcher schon bei den Bällen großen Eindruck auf sie gemacht hatte, und von dem es nunmehr herauskam, daß er der Sohn der Fee war. Diese übergab ihnen ein eigenes Königreich, das sie so eben erst in der Luft gestiftet und mit allem Zubehör versehen hatte.

Höckerlein und Fioribella wurden zu Erben von Hulbiberts Krone nach dessen Tode ausgerufen.

Als Isola, die Fee und König Isegrimm mit der ganzen Armee schon wieder durch die Luft abgesegelt waren, da wurde viel über Höckerleins Ursprung gefaselbadert. Er für seine Person erzählte selbst, daß er ein Findelkind und einmal des Morgens in den Zimmern der Fee unverhofft gefunden worden sei. Die Fee, welche damals noch unverheirathet gewesen, habe ihn einer alten Dienerin zur Erziehung anvertraut. Er sei auch bis in sein zehntes Jahr grade und schön aufgewachsen. Darauf aber habe ihn

die Fee, als Braut, plötzlich wieder erblickt, und ihn, über seine zufällige Aehnlichkeit mit ihr ganz erschrocken, vorn, hinten und auf der Nase, mit ihrem Stabe berührt. Die Wirkung davon sei nicht ausgeblieben. Hierbei habe sie ihm jedoch versprochen, ihn nie zu verlassen, auch das Alter von ihm entfernt zu halten, so lange er den Höcker trüge, daher es ihm denn auch niemals an etwas habe fehlen können. Das Lastträgermetier sei bloß aus Liebhaberei von ihm getrieben worden, weil ja doch der Mensch eine Liebhaberei haben müsse. Lange habe er in Zweifel gestanden, zu welcher er sich entschließen solle, und sich endlich zu dieser entschlossen, weil er einen entschiedenen Hang zur Originalität in sich spüre. So viel Gerechtigkeit aber werde man ihm wohl widerfahren lassen, daß er hierdurch dem verschrieenen Dilettantismus alle Ehre gemacht habe. —

Prinz Heckerling wollte den Herold vom Pferde reißen, der die Thronfolge seines Schwagers zu proklamiren hatte. Aber das Volk, das zeither bloß des Prinzen Titel, nicht seine ver-

dienſtloſe Perſon verehrt hatte, nahm ſich des königlichen Proklamators an.

Das Unglück brach von allen Seiten über den armen Prinzen herein. Seine Gemahlin hatte ihm einen Sohn geboren, der einem Affen über Gebühr ähnelte. Wo ſeine Liebe ſonſt anfragte, bekam er ſtatt einer neuen Gemahlin einen neuen Korb. Am Ende war gar keine Geſellſchaft mehr für ihn da, als die ihm unerträglich gewordene Frau, und er fand ſo das Wort, das ihm im Feenpalaſte voraus geſagt worden war, in ſeinem ganzen verdrüßlichen Umfange beſtätiget.

Wunderlicher aber noch als dieß war es, daß es bald im Lande kein glücklicheres Paar gab, als Prinzeſſin Floribellen und Höckerlein. So ſchwer der ſchönen Prinzeſſin auch die erſte Zeit ihrer Ehe geworden war, ſo kam ſie doch bald dahinter, daß Höckerlein ein guter, ehrlicher Schlag von Menſchen und obendrein nicht auf den Kopf gefallen war. Mit jeder neuen Umarmung nutzte ſich auch ein Theil des Ueberfluſſes von ſeinem Rücken und ſeiner Naſe in der Prinzeſſin Augen ab. Am Ende ging das

Ding so weit, daß ihr Höckerlein wie der schönste Mann im ganzen Königreiche vorkam, und nichts sie ärgerte, als daß andre Leute hierüber mit gutem Gewissen nicht ihrer Meinung seyn konnten.

Auch darin aber ging es ihr in Kurzem vollkommen nach Wunsche. Als nämlich König Huldibert zu ihrer großen Betrübniß endlich gestorben, und die Fee zum Krönungsfeste seines Nachfolgers erschienen war, da sagte diese zu Höckerlein, seinen überaus schönen Erstgebornen auf den Arm nehmend: Dieser da wird künftig deinen Platz behaupten. Altere denn von nun an wieder, gleich den übrigen Menschen.

Dabei berührte sie Höckerleinen mit ihrem Stabe Rücken und Nase.

Alsbald erscholl ein langes und allgemeines: Ah! — und darauf schrie alles was Odem hatte: Lange lebe König Huldibert der Zweite, der beste und schönste Mann im ganzen Königreiche!

Der Geiſt des Verſtorbenen.

Des Herrn Sellers Rittergut und drei anſehnliche Häuſer in der Stadt, erwarben Julien, ſeinem einzigen Kinde, zwei Drittheile Verehrer mehr, als ihr aufgezeichneter Wuchs und ein beſonders reizendes Geſicht dem artigen Mädchen verbürgen konnten. Daher hatte ſie in einem Alter von ſiebzehn Jahren ſchon Gelegenheit gehabt, einigen Heirathsanträgen durch zweideutige Antworten auszuweichen, und einige andre graden Weges zurückzuweiſen.

Ihr Vater, dem ſie die Gründe dazu angegeben, freute ſich, eine ſo verſtändige Tochter zu haben. „Da kennen Sie Julien nicht!“ ſagte er zuverſichtlich, als ihn jemand auf ihre beſondre Freundlichkeit gegen den Doktor Heß aufmerkſam machen wollte. Er glaubte, daß des Mädchens Hoffnungen den Kreis ſeines ſtillen, bequemen Hauſes noch gar nicht über-

ſchritten hätten. In ſeinen, mit einer leidlichen Geſundheit und Ruhe zufriedenen Jahren, vergaß er, daß die Wünſche der Jugend ſich ganz anders geſtalten, und daß die Sehnſucht nach ihrer Erfüllung von einem wohlgepflegten, ſorgloſen Leben eher aufgereizt als beſänftigt werde.

Um ſo mehr überraſchte ihn ein Brief von dem Doktor, der für Julien beſtimmt, in ihrer Abweſenheit durch die Einfalt des Ueberbringers Herrn Soller ausgehändigt worden war. Die Aufſchrift zeugte von einer männlichen Feder und er wartete mit Ungeduld auf die Rückkehr ſeiner Tochter.

Ihr Erſchrecken, als er den Brief übergab, machte, daß er denſelben ſogleich wieder an ſich riß, eröffnete, und die unwandelbare Liebe mit anſah, auf die ſich Guſtav Heß darinnen zu wiederholten Malen berufen hatte. Einem ſcharfen Strafen folgte ein noch ſchärferes Verbot. Was mußte Julie nicht alles in Einem Athem verſprechen, um nur für den Augenblick Ruhe zu erhalten!

Der unterbrochene Poſtlauf, über deſſen Urſachen des Mädchens vermeinte Augen ihrem

Ge-

Gelüsten vom Fenster aus Nachricht gaben, veranlaßte das ungestüme Herz des Doktors zu einem Gespräch mit Herrn Soller. Gustav hielt um Juliens Hand förmlich an, welche ihm von dem Vater nicht weniger förmlich abgeschlagen wurde. Dieses war um so räthselhafter, da Heß ein unabhängiges, großes Vermögen, einen guten Ruf, ein angenehmes Betragen, und alles besaß, was seiner Bitte das Wort reden konnte. Denn selbst ein kleines Ehrenzeichen, das ein akademisches Duell seiner Wange beigebracht hatte, zog ihm bei den bedächtigsten Leuten keinen Vorwurf zu, weil es allgemein bekannt war, daß er den Streit damals nicht veranlaßt hatte.

Vergebens hoffte Julie, ihr, sonst in seinen Meinungen ziemlich biegsamer Vater, werde ihren Liebkosungen nicht ewig widerstehen. Vergebens wurde von ihrer und des Doktors Seite alles angewandt, ihn für die schmlich gewünschte Verbindung zu gewinnen.

Nach einer Menge fruchtloser Versuche schien dem Mädchen nur Eine Ursache seiner Halsstarrigkeit denkbar, und irrte sie sich in dieser nicht,

so war wenig Hoffnung vorhanden, daß sie ihren einzigen Wunsch bei des Vaters Lebzeiten erreichen würde. Herr Soller war nämlich, seit der Kränklichkeit, welche ihn vermocht hatte, sich der Geschäfte seiner ausgebreiteten Handlung zu begeben, zu seinem großen Leidwesen im Besitz der Geisterseherei. Er hatte sich sogar nach und nach, trotz dem Doktor Jung, ein System der Geisterwelt gebildet; nach welchem unter andern diejenigen Personen, die während ihres Lebens „sich sehen ließen," allezeit einen höchst zweideutigen Charakter haben mußten.

Julie besorgte sehr, daß der Geist des Geliebten ihrem Vater erschienen seyn möchte, und ließ ihrer Schlauheit keine Ruhe, bis sie wußte, daß sich die Sache in der That also verhielt. Grade in der Nacht nach dem Auffangen des Briefes, war Doktor Heß ganz in seinem gewöhnlichen Anzuge bei Herrn Sollers Bette vorübergegangen.

Nur ein verzweifeltes Mittel, wogegen sich ihre Schamhaftigkeit auflehnte, fiel Julien ein, und die Liebe raſtete nicht, bis sie es angewandt

hatte. Sie that nämlich ihrem Vater das falſche Geſtändniß, daß ſie von ſeinem Zorn, und ihrem Herzen verleitet, damals dem Doktor bei Nacht die Thüre geöffnet, folglich Herr Soller ihn ſelbſt, und nicht ſein Geſpenſt geſehen habe. Sie erzählte ihm dabei, wie ſie ſich der Schlüſſel zu Haus und Vorſaal bemächtigt, in ſolchem Detail und mit ſo vieler Wahrſcheinlichkeit, daß ihm gar kein Zweifel daran übrig blieb.

Die Folge zeigte, daß Julie ihre Mittel zu wählen verſtand. So hart ſie auch auf dieſes Geſtändniß angelaſſen wurde, ſo milderte ſich doch der väterliche Widerwille gegen den Doktor zuſehends. Julie wußte den Geliebten davon zu benachrichtigen. Er wiederholte ſeine Bitte um ihre Hand, und Herr Soller, dem es bedenklich ſchien, eine Tochter länger zu hüten, welche dem Liebhaber im Nothfalle bei Nacht ihr Zimmer öffnete, ließ ihn Gehör finden.

Leider erſchien dem Vater das Geſpenſt acht Tage vor der feſtgeſetzten Hochzeit wieder. Und dießmal gab der Geiſterſeher zu genau auf die

Thären acht, als daß Julie ihre frühere Selbstanklage mit Glück hätte wiederholen können. Herr Soller beſtand nun auf dem Rückgange der Heirath. Eine förmliche Prophezeihung, welche er ſeiner Tochter von ihrem künftigen Unglück machte, blieb auch wirklich nicht ohne Eindruck. Aber der Geliebte wußte ihr die Prophezeihung gar bald aus der liebenden Seele zu reden. Die öffentliche Verlobung war geſchehen, und das Paar hielt den Vater beim früher gegebenen Worte. Da er wohl wußte, daß jedermann ſeine Urſache dieſes Zurücknehmens für ein Hirngeſpinſt erklären würde und eine gültigere ſich nicht auffinden ließ, ſo willigte er zwar endlich ein, weigerte ſich jedoch ſtandhaft, einen Zeugen der Hochzeit abzugeben.

Als indeſſen dieſe vorbei war, ſo ließ er ſich auch zur Wiederherſtellung des natürlichen Verhältniſſes zwiſchen Vater und Kind bereit finden, erwiderte des Paares Beſuche, und gab einmal ſelbſt der jungen Frau zu, daß er bis jetzt, ſeine Beſorgniſſe wegen ihres Gatten, nicht beſtätiget ſehe. — —

Doktor Heß entſagte der mediciniſchen Praxis,

welcher er ſich gewidmet hatte, oder beſchränkte ſich doch darin auf einige Freunde, denen er aus beſonderm Wohlwollen diente. Um ſo gemächlicher konnten ſich die Neuvermählten allen Launen der Liebe überlaſſen, und ſie thaten es auch nicht ſelten bis zur Ausſchweifung. Mit heißer Begier hingen ſie an jedem Traume, der ihre jetzige Exiſtenz ſo wenig verändert als möglich, verewigte, und Sollers Geiſterſeherei kam bei einer ſolchen Gelegenheit ebenfalls zur Sprache. Die Wünſche der Liebenden verwendeten ſich für die Möglichkeit der Wiedererſcheinung nach dem Tode. Das Paar war jetzt gar nicht abgeneigt, den Geiſtern, die Herrn Soller zuweilen beſuchten, ein Weſen zuzugeſtehen, wenn ſie auch die Reſultate, welche er daraus zog und ſein ſelbſterſchaffenes Syſtem ganz verwerflich fanden. Guſtav wußte die Geſchichte zweier Liebenden, die ſich das Verſprechen gegeben hatten, auch im Tode nicht von einander zu weichen, und daß der zuerſt verſtorbene Gatte, ſeines Wortes eingedenk, zurückgekehrt war, bis auf ihre kleinſten, der Ueberzeugung überaus günſtigen Umſtände. Die

Aeußerung, daß doch ihnen dieß ebenfalls vergönnt seyn möchte, wurde von Julien gethan und von Gustav mit Wärme wiederholt. Man ließ sich die seltsamsten Meinungen, welche jemals über die Geisterwelt gedruckt worden waren, zusammentragen, und einige sehr merkwürdige Handschriften vollendeten die zu großer Erbauung betriebene Lektüre dieser Art.

Unvermerkt wurde das Paar von der Vermuthung des Möglichen zu dem Glauben an die Gewißheit der Sache geführt, und mit Hülfe verschiedener, wie von ungefähr entstandener Hypothesen, gelangte man nun, so gut wie Herr Soller, zu einer eigenen Theorie. Nach dieser wurden ein Paar aufrichtig Liebende durch den Tod keineswegs getrennt, vielmehr hatte die zuerst gestorbene Hälfte des schönen Ganzen, bis zum künftigen Wiedervereine das Recht, den zurückgebliebenen Theil als Schutzengel zu umschweben.

Zum Glück wurde die neue Schwärmerei von der Zeit und dem Leben allmählig abgenutzt. Aber die menschlichen Schwächen, welche jede Hälfte an der andern entdeckte, zerstörten

die Idee der Vollkommenheit, welche jede von der andern gehabt hatte, gar bald dermaßen, daß nach Juliens erstem Wochenbette, das Projekt der Rückkehr aus dem Schattenreiche, in gänzliche Vergessenheit gerathen war. Die sonst ganz unwandelbare Liebe wurde mit jedem Monate wandelbarer. Denn obschon der Knabe, worauf der ganze Lebenszweck der Mutter nunmehr hinzugehen schien, wieder zu Grabe getragen wurde, so schien darum doch Gustav ihr nicht näher gerückt zu werden.

Die beiden so glücklich zu einem Ganzen vereint gewesenen Hälften fingen an, ihre Selbstständigkeit wieder zu behaupten, und wenn auch kein Theil den andern einer förmlichen Untreue anklagen konnte, so waren doch beide entschiedene Zweifler an den Gesinnungen des Gegentheils in dieser Rücksicht geworden.

Nach Verlauf dreier Jahre schien das innere Band zwischen ihnen gänzlich aufgelöst. Nur ein äußeres hielt sie vielleicht noch beisammen. Die väterliche Prophezeihung Lügen zu strafen, und den Freunden, welche noch immer ihre beispiellose Liebe am Hochzeittage nicht vergessen

hatten, keinen Stoff zum Lachen zu geben, wurde der Unfriede, der jetzt manchmal in ihrem Hause ausbrach, nicht über dessen Thürschwelle gelassen, wenn schon eine sehr merkliche Veränderung in dem gegenseitigen Betragen dem Kenner nirgends ganz zu verbergen war.

Doktor Heß, der, wie schon erwähnt, aus Liebe zu einem ruhigen, genußreichen Leben seine medicinischen Kenntnisse nicht zum Erwerbszweige nutzte, hatte während der beiden ersten Jahre einen großen Theil des Sommers in einem berühmten Bade mit Julien zugebracht. Der dritte Sommer war wieder diesem Bade von ihm bestimmt. Allein Julie schlug die Begleitung unter dem Vorwande einer von der zweiten verunglückten Niederkunft zurückgebliebenen Kränklichkeit aus.

Es war ihr gleichgültig, daß ihr Gatte, wie sein Lächeln bewies, die Nichtigkeit des Vorwands wohl durchschaute.

Erst nach seiner Abreise fiel ihr eine Unpäßlichkeit ein, worüber er seit einigen Monaten geklagt, und die sie für bloße Verwandlung seines Mißmuths gehalten hatte. Wenn sie

wahr wäre! Und wenn er weit von hier, unter fremden Menſchen erkranken ſollte! Es fehlte wenig, und der Gedanke hätte ſie zur Beſtellung von Poſtpferden angetrieben.

Fröhliche Geſellſchaft verjagte indeſſen dieſe Wolke gar bald von der jugendlichen Stirn, und ſie ſchalt ſich eine Thörin, daß ſie an einen Mann mit ſolcher Sorge denken könne, der ſo eben Anſtalt machte, ſich von der Langeweile, womit ihn ihr Umgang gepeinigt hatte, in den Armen der Freude zu erholen.

Im Ganzen war ihr die jetzige Einſamkeit auch gar nicht ohne Behagen. Eine Menge Rückſichten, die ſie vor ihrem Gatten zu beobachten hatte, konnten jetzt wegfallen. Sie ſtand einzig unter den Geſetzen des Anſtands, und dachte nicht ohne einige Angſt an die nahe Aenderung ihrer Lage, als ein Brief vom Doktor deſſen Rückkehr um drei Wochen weiter hinausſchob.

So willkommen ihr aber auch die Sache war, ſo ſehr verdroß ſie das, daß Guſtav darin nicht einmal einen Grund ſeiner längern Abweſenheit anzugeben ſich bemüht hatte.

Nach Verfluß einer Woche erhielt ſie ein Schreiben von ihres Mannes Bruder, welcher ein anſehnliches Staatsamt in einem entfernten Lande verwaltete, und, wie ſie jetzt zum erſten Male hörte, den geliebten, einzigen Bruder nach langer Entbehrung wieder zu ſehen, die weite Reiſe in's Bad unternommen hatte. Die äußerſt gefährliche Krankheit ihres Gatten, welche das Schreiben verkündigte, wirkte erſchütternd, und kaum hatte ſich Julie zur ſchleunigen Abreiſe bereit gemacht, als ſie aus einem zweiten Schreiben erſah, daß das erſte nur die Vorbereitung auf die Todespoſt hatte abgeben ſollen. Ein plötzlicher Schlag war die Urſache ſeines frühen Lebensendes geweſen.

Da er in dem Bade, hauptſächlich wegen ſeiner geſellſchaftlichen Talente, viel Freunde beſaß, ſo war ſeine Beerdigung äußerſt rührend und feierlich geweſen. Der Bruder, welcher dieſes ſchrieb, eröffnete der Witwe zugleich, daß er ſchon in Begriff geſtanden hätte, ihr alles perſönlich zu melden, als er von ſeinem Dienſtverhältniſſe unvermuthet abgerufen worden. Uebrigens erinnre er ſich von dem Verſtorbenen

kurz zuvor einmal in zufälligem Geſpräche gehört zu haben, daß ihr ihm Zugebrachtes den dritten Theil ſeines hinterlaſſenen gänzlichen Vermögens bei weitem nicht erreiche, daher er bereits alle Anſtalten getroffen habe, daß ihr dieſer dritte Theil in ſichern Dokumenten und baarem Gelde übergeben werden ſolle.

Julie fühlte ſich von dem Hauptereigniſſe ſo tief verletzt, daß ihr dieſe ökonomiſche Sorgfalt jenes höchſtunglückſeligen Augenblickes ganz unwürdig erſchien. Unwillkührlich faßte ſie gegen den Briefſteller einen ſtarken Widerwillen, daß er dergleichen in den erſten Tagen der Trauer zu berückſichtigen werth gefunden hatte.

Der Vorwurf, den ſie ſich unmittelbar nach des Verſtorbenen Abreiſe machte, fiel jetzt mit zermalmender Gewalt auf ſie ein. Jeder ſchöne Moment ihrer Liebe trat aus dem Verborgenen hervor, und vor allen die längſtvergeſſene feierliche Scene, wie ſie einander wechſelſeitig das Erſcheinen nach dem Tode zugeſagt hatten.

Nicht ohne ein fieberhaftes Grauen kam ſie am Abend von ihrem Vater in die düſtre Einſamkeit.

Als ſie ausgekleidet und ihr Mädchen im Fortgehen begriffen war, rief ſie es zurück. Aber der Entſchluß, eine Wächterin zu behalten, wurde ſogleich wieder verworfen, und die Dienerin fortgeſchickt, ohne daß ſie erfuhr, warum ſie hatte umkehren müſſen. — Julie wollte dem Geiſte ihres Gatten durch keine Zeugen Feſſeln anlegen, ob ſie ſchon vor Zittern kaum das Bette erreichen konnte. Sie wünſchte keinen Schutz, als den des Schlafes.

Aber ſo feſt ſie auch ihre Augen verſchloſſen und die Bettvorhänge, welche gewöhnlich offen blieben, zugezogen hatte, ſo ſtellte ſich doch kein Schlummer ein. Vielmehr rauſchte es um ſie herum, ſeltſamer, als es die Einſamkeit des Zimmers zu geſtatten ſchien. Und als ſie endlich, voll Entſetzen, ihr Geſicht von der Wand herüberwandte, auf alles gefaßt, die Vorhänge öffnete und aufblickte, da gab die Lampe einen ſo abentheuerlichen ungleichen Schimmer, und bildete auf der einen Seite des Zimmers einen ſo dunkeln, räthſelhaften Schatten, wie er der Bebenden noch niemals vorgekommen war.

Dieſe Stelle ward ihr am verdächtigſten. Je länger ſie hinſah, deſto beweglicher wurde der Schatten. Auch praſſelte die Flamme ſo, als ob etwas von außen auf ſie wirken müſſe.

Was Julien faſt noch mehr als alles dieſes angriff, war der Gang einer Stutzuhr, nicht weit vom Bette, deſſen Einförmigkeit von den ſo ungewöhnlichen Ereigniſſen auch nicht im mindeſten geſtört wurde.

Schon hatte die Angſtvolle ſo viel Muth gefaßt, um die Uhr ſtill ſtehen zu laſſen. Schon richtete ſie ſich dazu in die Höhe, als der Ton des Aushebens vor der Mitternachtſtunde ſie wie ein Geiſterruf wieder zurückwarf. Es war, als ob der bald darauf erfolgende Glockenſchlag ihr die feſtzugehaltenen Augen aufriſſe, und dieß nur — damit ſie wahrnehmen möchte, wie ſich aus dem gefürchteten Schatten die kranke Geſtalt ihres Gemahls deutlich hervorhob, und ihre lautloſen Schritte nach dem Bette richtete. —

Dieſer Moment war der letzte ihres Bewußtſeyns und am folgenden Morgen lag ſie in einem überaus heftigen Fieber.

Erſt nach mehrern Monaten wurde ſie völlig davon hergeſtellt, und nun zeigte ſich ihr Vater äußerſt begierig etwas von dem Geiſte zu erfahren, deſſen Erſcheinen ſie in der Hitze der Krankheit bisweilen gedacht hatte. Doch Julie wußte nichts mehr von dieſen Aeußerungen, und die Nacht, welche die Einleitung zur Krankheit geweſen war, vermied ſie abſichtlich zu erwähnen.

Ihr erſter Gedanke nach der Wiederherſtellung war ein Beſuch des Grabes von ihrem Gemahl, ganz in dem Sinne einer frommen Wallfahrt. Auch fand ſich in einer unpäßlichen Freundin, welche der Arzt in's Bad ſchickte, eine gute Geſellſchaft für die Trauernde.

Julie freute ſich, daß ihr Verſtorbener an dem Orte ſeiner letzten Tage noch in dem beſten Andenken ſtand. Sie betrachtete mit Rührung und Dankbarkeit den Stein, den einige Freunde auf ſeinen Hügel hatten ſetzen laſſen. Ihr Gatte war, wie ſie erſt jetzt erfuhr, gewiſſermaßen in ſeinem Berufe geſtorben. Von einem hülfloſen Kranken, den er aus Mitleid in ſeine Wohnung genommen, hatte er die Krankheit

empfangen, welche ihn ins Grab ſtürzte. Man verſchwieg ihr zwar den Umſtand, daß ſein Tod durch einen Fall aus dem Bette unſtreitig beſchleunigt worden, allein es hatten zu viel Leute davon gehört, als daß es ihr, die alle Menſchen auf das Geſpräch von ihrem Verſtorbenen brachte, hätte verborgen bleiben können.

Da das ganze Bad, außer dem Begräbnißplatze keinen erträglichen Ort für die Trauernde aufwies, ſo war ſie ſehr wohl damit zufrieden, daß ihre Geſellſchafterin, deren Umſtänden das hieſige Waſſer nicht zuſagte, wieder abzureiſen für gut fand.

Die Zurückkunft brachte Julien zwar Zerſtreuung, aber keine ihrem Zuſtande anpaſſende entgegen. Ihr lange ſchon kränkelnder Vater war bettlägrig geworden, und die Aerzte verhehlten ihr nicht, daß ſein Uebel wohl nur mit dem Tode gänzlich gehoben werden würde.

Um ſo angelegener ließ ſie ſich ſeine Pflege ſeyn. Die Gewißheit der nahen Einbuße einer geliebten Perſon, giebt unſrer Liebe eine zuvor nie geahndete Kraft. Julie wich nicht mehr aus dem Zimmer ihres Vaters. Wer ſie ſehen

wollte, mußte den Kranken beſuchen, und wirklich erhielt der Mann aus dieſem Grunde mehrere Beſuche von jungen Männern, die darauf ausgingen, das unſtete Leben der Eheloſigkeit in ein zweckmäßigeres zu verwandeln.

Die ſo leiſe als immer rege Aufmerkſamkeit der reizenden Witwe auf den Zuſtand und die noch unverlauteten Wünſche des Kranken mußte unfehlbar das Intereſſe ſolcher Zeugen an ihr anſehnlich erhöhen. Denn was würde ein Weſen, das mit allen Anſprüchen auf die Genüſſe der Jugend ſich von ihnen gänzlich zurückzieht, um Monate lang, den zuweilen recht fühlbaren Launen eines hoffnungloſen Kranken ſich auszuſetzen, was würde ein ſolches Weſen einem Gatten zu werden im Stande ſeyn. Aber ſo nahe ihr auch mancher ſeine Abſichten legte, und ſo annehmlich einige Parthien genannt werden konnten, bei denen es nur auf ihre Wahl ankam, ſie wählte ſelbſt dann keine davon, als nach einem beinahe zehnmonatlichen Leiden ihr Vater entſchlummert und beerdiget war.

In der Folge ſchloß ſie ſich zwar an einige ge-

geſellige Familien an, aber dieß keineswegs um Gelegenheit zum Austreten aus ihrem Wittwenſtande zu finden. Die Erinnerungen an die erſten Wochen ihrer Ehe ſtanden in der helleſten, kräftigſten Farbe vor ihr da. Die gegenſeitige Liebe des Paares war damals zu groß geweſen, als daß ſie ſich getraut hätte, auf eine ähnliche, künftige Hoffnung zu faſſen, ein Schattenbild aber ihres vergangenen Glückes ſcheute ſie ſich in's Leben zu rufen, weil ſie der Verluſt ihrer Unabhängigkeit ein viel zu hoher Preis dafür dünkte.

Sie geſtand dieß auch mehrern Bewerbern ohne Rückhalt, ſo daß ihr Entſchluß im Wittwenſtande zu bleiben zu manchem Epigramm den Intereſſenten Veranlaſſung gab. Uebrigens waren ihre durch die Aufopferung von Ruhe und Schlaf, bei der väterlichen Krankheit, nur wenig niedergebeugt geweſenen Reize wieder vollkommen aufgeblüht, auch ihr Geiſt allmählig zu ſeiner frühern Anmuth und Heiterkeit zurückgelangt.

Der Vorwurf beunruhigte ſie indeſſen noch immer zuweilen, daß ſie ihrem Gatten allein

in's Bad hatte reiſen laſſen, wenn ihr auch ſein Geiſt ſeit dem erſten Male nicht wieder erſchienen war. Sie zweifelte jetzt ſogar dann und wann daran, daß es ſein Geiſt geweſen wäre, und hielt alles vielmehr für die bloße Folge ihrer durch das Gewiſſen und den Keim zur Krankheit beunruhigten Phantaſie. Uebrigens mißbilligte ſie auf jeden Fall ihre Furcht außerordentlich. Denn geſetzt, es wäre ſein Geiſt geweſen, ſagte ſie, ſo ſei doch glaublicher, daß der gute, ſeines frühern Verſprechens eingedenk, zurückkehrte, als daß er ihr eine fürchterliche Erſcheinung habe werden wollen.

Ihr Leben, das ſich nach und nach von der geräuſchvollen Freude geſtiſſen zurückzog, verlor jetzt durch die Heirath ihres Mädchens, in dem ſie die ſorgſamſte, treueſte Dienerin gehabt hatte, auch vieles von der zeitherigen Gemächlichkeit im Hauſe. Dieſe Dienerin war mit Julien aufgewachſen, und hatte ſogar einen großen Theil ihrer Bildung mit genoſſen. Jetzt verband ſie ſich mit einem Menſchen, der weder durch Stand, noch Erziehung auf die über ihre Verhältniſſe weit Emporragende, Anſprüche hatte.

Julie ließ ſie gewähren, veranſtaltete ſogar die Hochzeit. Ein Umgang aber mit ihr, welche ſich ſelbſt erniedrigt hatte, war darum nicht fortzuſetzen, weil er Julien in einen ungebildeten Kreis herabzuziehen drohte.

Je einſamer ſie ſich dadurch fühlte, deſto ſorglicher pflegte ihre Einbildungskraft die Bilder der erſten Liebestage. Es ging ſo weit, daß ſie ſchon einigemal ihren Verſtorbenen in Geiſtergeſtalt zurückgewünſcht hatte, damit er ſähe, wie ſie aus ſeinen glühenden Briefen Freude ſchöpfte, oder ſein Bild, oder irgend ein Andenken von ihm an ihr Herz drückte, kurz wie ihr ganzes Leben nichts ſelbſtſtändiges, ſondern bloß eine Beziehung auf das früher geführte zu nennen war.

Mit dieſem Gedanken war ſie wieder einmal ſchlafen gegangen, als eben die Wagen nach dem Maskenballe raſſelten, zu welchem ſie eine ſehr dringende Einladung abgelehnt hatte.

Mehrere Stunden mochte ſie geſchlummert haben, als ihr Auge ſich wieder öffnete. In demſelben Momente erblickte ſie eine Geſtalt im Hintergrunde des Nebenzimmers, die ſich mit

der äußerſten Langſamkeit näherte. Der ſehnlich gewünſchte Schatten, unverkennbar!

Der Vorwurf, ihren Gatten durch den unbefugten Wunſch des Wiederſehens in ſeiner Ruhe geſtört zu haben, welcher Julien jetzt mächtig befiel, beraubte ſie aller Freude an der Erſcheinung. An den Vorſatz der Anrede war nicht mehr zu denken. Vielmehr benahm ihr die Furcht den Athem und verſchloß ihre Augen, als der Schatten noch weit im Nebenzimmer war.

Bald darauf hob ebenfalls die Furcht ihr Augenlied wieder zu verſchiedenen Malen unmerklich, und ſiehe da, die Erſcheinung war dicht vor ihrem Bette ſtehen geblieben.

In der bängſten Erwartung hatte Julie lange gelegen, als die Geſtalt endlich davon ſchlich.

Erſt eine halbe Stunde ſpäter faßte die Erſchrockene ſo viel Muth, um ſich zu regen und an der Klingel zu ziehen. Allein ſie zog dreimal, und zuletzt äußerſt ſtark, ohne daß ihr Mädchen einen Laut von ſich gab.

Die Uhr ſchlug eben zwei, und ſie machte

ſich ſelbſt auf die Dienerin zu ſuchen. Doch ſie fand nur das leere Bette. Die Köchin aber und der Bediente ſchliefen beide in einem der oberſten Stockwerke, wohin keine Klingel geleitet war. Daß das Stubenmädchen ein unordentliches Leben führte, war Julien ſchon bekannt. Unfehlbar hatte ſich die Dirne in der Hoffnung nicht vermißt zu werden, aus dem Hauſe geſtohlen. Uebrigens fand die Wittwe doch die äußere Thüre verſchloſſen.

Des Mädchens ſchlafbedürftiges Auge ſagte am folgenden Morgen voraus, was ſie ſpäterhin auf Juliens Frage ſelbſt bekannte, daß ſie dem Maskenballe, und nicht eben mit Mäßigung beigewohnt habe. Da Julie ihr ſchon mehrere Mal das nächtliche Verſchwinden ernſtlich verboten hatte, ſo wurde die ſchlechte Dienerin ſogleich abgelohnt und aus dem Hauſe geſchickt. Es gelang Julien auch noch an demſelben Tage eine andre zu bekommen, welche weit beſſer einſchlug, als drei, mit denen ſie es ſeit der Verheirathung ihrer erſten vergebens verſucht hatte.

Alle Nächte wurde die Wittwe nun von der

Furcht, wie von einem bösen Fieber befallen. Der Ton jedes Lüftchens, das Kniſtern des Strohhalms, ging ihr durch den ganzen Körper. Ihr Auge weigerte ſich zwar, die Geſtalt des Verſtorbenen anzuerkennen, aber ihr Ohr hörte die Bewegung derſelben. Sie hat ihres Vaters Manen die Zweifel ab, welche ſie vormals an ſeinen Erſcheinungen gehabt hatte. Sie verbreite auch niemand die Sache, und konnte ſich gegen jeden ſehr ereifern, der die Geſtalt, die vor ihr Bette getreten war, in Zweifel ziehen wollte. Sie würde ſich, ſagte Julie empfindlich, die Kraft ihrer Augen und Ohren von keinem Menſchen abſtreiten laſſen. Sie erwähnte jetzt der frühern Erſcheinung kurz nach ihres Gatten Tode, und daß ſie darum, niemand ein Wort davon geſagt habe, weil ſie ſelbſt ſolche zuweilen als die Folge ihres fieberhaften Zuſtandes bezweifelt hätte. Sie fragte, ob man ſeitdem Spuren von Verſtandesſchwäche an ihr gewahr worden wäre. Auch die natürlichen Erklärungen, welche häufig gewagt wurden, waren ihr ein Verdruß. Man meinte zum Beiſpiel, daß ja wohl ein Liebhaber ihres dama-

ligen hübschen, im Punkte der Liebe sehr gastfreien Mädchens, das Zimmer verfehlt haben könne. Daß es ein solcher gewesen, sei um so wahrscheinlicher, da der sogenannte Geist ganz in gewöhnlichen Modekleidern erschienen wäre, welches wohl dem Geisterkostüme nicht sonderlich anpassen möge.

Auf ersteres aber entgegnete Julie, daß diejenigen Liebhaber der Dirne, die so vertraut mit derselben wären, um Nachschlüssel von ihr zu Haus und Wohnung zu erhalten, unfehlbar ihr auf der andern Seite gelegenes Gemach gefunden haben würden. Und daß die äußre Thüre wirklich verschlossen gewesen wäre, das werde sie sich von niemanden abstreiten lassen.

Die Einwendung wegen des Kostüms suchte sie mit der Frage niederzuschlagen: ob wohl nicht, ein an sich körperloses Wesen, das sich in der Körperwelt zu erkennen geben wolle, eine kenntliche Gestalt anzunehmen genöthigt sei. Und ob sie denn, fügte sie mit Leidenschaft hinzu, keinen Glauben verdiene, wenn sie versichre, darauf mit gutem Gewissen einen Eid ablegen zu können, daß zwischen der Erscheinung und

der Gestalt ihres Verstorbenen kein Unterschied, als der eines geistigen Wesens, statt gefunden, und daß ihr scharfes Auge selbst die Schramme im Backen deutlich wahrgenommen habe.

Julie sprach überhaupt so verständig und überzeugend von der Begebenheit, daß sie eine Menge Anhänger fand, und sie und ihre Geisterseherei wurde so häufig der Gegenstand des Gesprächs, daß es ein Wunder gewesen seyn würde, wenn die Sache der, jetziger Zeit alles ergreifenden, Druckerpresse entgangen wäre.

Obschon das Schriftchen, das irgend ein Unbekannter deßhalb ins Publikum förderte, von Unrichtigkeiten wimmelte, so fand sich doch die Heldin, da ihr Name darin verschwiegen, auch die Geschichte im übrigen ohne Beleidigung vorgetragen worden, zu keiner öffentlichen Berichtigung aufgefordert. Eben so wenig wurde sie von den Spöttern, die sich hier und da darüber vernehmen ließen, in ihrem festen Glauben wankend gemacht. Sie war zufrieden, daß sie, seit ihr jetziges Mädchen in Einem Zimmer mit ihr schlief, von keiner häuslichen Beunruhigung weiter etwas sah noch hörte. Mit den kurzen

Sommernächten kam sogar ihr Muth schon in solchem Grade zurück, daß sie ohne die mindeste Besorgniß jede Nacht wieder ganz allein zubrachte. Bei alledem war ihr Glaube an die Wirklichkeit der Erscheinung weder erschüttert, noch auch nur in etwas geschwächt.

Gegen Ende des Sommers traf sie einmal ganz unvermuthet in einem Hause, das zu ihrem Umgange gehörte, einen von ihrem verstorbenen Gatten sehr geschätzten Freund, der ihr schon lange vor des letztern Tode nicht vorgekommen war. Sie freute sich sehr den Mann zu sehen, der bei innerer und äußerer Liebenswürdigkeit, den einzigen Fehler hatte, daß er nur im unstäten Leben sich gefiel, und von einer Heirath gar nichts wissen wollte.

Juliens Eintritt ward zum Raube an der Gesellschaft, welche bis dahin den lebendigen Geist des Mannes in seinen gewandten Erzählungen bewundert hatte. Herr von Rosen gerieth mit der Wittwe seines Freundes in ein besonderes Gespräch, das nur selten von der allgemeinen Unterhaltung unterbrochen, sich bis zum Abschiede munter erhielt, und am folgenden

Morgen in der Wohnung der Wittwe fortgesetzt wurde.

Der Gegenstand war Juliens Geisterseherei. Herr von Rosen hatte sich schon früher als einen hartnäckigen Zweifler an diesem ganzen Felde der Erfahrung gezeigt, und noch bei Lebzeiten ihres Mannes mehrere Geistergeschichten mit großem Geschick natürlich erklärt. Er widersprach auch der Erscheinung seines verstorbenen Freundes, und Beweis und Gegenbeweis wurden von beiden Seiten mit zu großer Wärme geführt, als daß es zu einer Entscheidung hätte kommen können.

Nachdem Herr von Rosen lange vergebens behauptet hatte, daß Julie entweder durch ihre eignen Sinne, oder durch andre Menschen hierin getäuscht worden sei, rief er mit Einem Mal aus: „Oder wie, wenn sich alles auch noch anders erklären ließe!“

„Anders vielleicht!“ sprach seine Gegnerin, „aber auch besser?“

„Wer weiß. Sie haben mir die besondern Umstände beim Tode Ihres Gatten noch nicht

erzählt. — Er ſtarb im Bade; in Ihrer Abweſenheit, und plötzlich!“

„Sie ſchüttein dabei zweifelhaft den Kopf. Wollen Sie mich vielleicht überreden, daß er nicht wirklich geſtorben ſei?“

„Nichts will ich, als eine Erklärung verſuchen, die Sie ja verwerfen können, wenn ſie Ihnen nicht zuſagt.“

„Und ich,“ ſprach Julie empfindlich, „ich will Sie bitten, dergleichen Experimente nicht an der Aſche der mir theuerſten Perſon auf der Welt zu machen.“

Nunmehr beſtand Herr von Roſen mit vielem Ernſte darauf, daß er, als einer der vertrauteſten Freunde des Verewigten, wohl ein Recht auf das Detail ſeines Todes habe, erhob ſich, wie ſich Julie darüber nicht erklären wollte, mit einigem Unwillen, und warf einen ſuchenden Blick nach ſeinem Hute.

„Es iſt wahr,“ ſagte Julie hierauf, „dieſes Recht haben Sie, doch habe auch ich, indem ich es Ihnen einräume, wohl das Recht, Sie vor jedem Mißbrauch zu warnen.“

Unter vielen Thränen gab ihm die Wittwe

die Geſchichte mit allen Umſtänden, und ſprach, als ſie nach der Beendigung ſich ſein ernſtes Geſicht nicht zu erklären vermochte: „Was ſagen Sie nun?“

„Nicht das mindeſte, was Sie nicht hören wollen.“

„Ihr Achſelzucken beleidigt mich, Herr von Roſen. Ich glaube, daß gegen ſo viel unverwerfliche Zeugniſſe des Todes nicht einmal der Verſuch einer andern Erklärung gewagt werden könne.“

„Und mir iſt es von Ihnen ſelbſt verboten, Sie in dieſem Glauben zu ſtören.“

„Herr von Roſen,“ ſagte ſie feierlich, als er Miene zum Fortgehen machte, „ich will, ich muß Sie jetzt anhören.“

„Dann aber erlauben Sie mir auch einen frühern Umſtand zu erwähnen.“

„Erwähnen Sie, was Sie Ihrem Zwecke gemäß erachten.“

„Ich bin bereit. — Aus Ihrem Munde habe ich es, daß das Verhältniß zwiſchen Ihnen und Ihrem Manne kurz vor deſſen Tode, der frühern Harmonie ſo entwohnt war, daß ich

beſorgen muß, Sie ſind beiderſeits zur ehelichen Trennung zuweilen ingeheim nicht abgeneigt geweſen. Einige Jahre früher waren alle Wünſche ihres Gatten auf eine weite Reiſe gerichtet. Dieſe Wünſche wurden nachher von ſeiner Liebe zu Ihnen und dem Glück Ihres Beſitzes ſehr natürlich verdrängt. Die ſeitdem abermals ſehr veränderten Umſtände, will ich nun annehmen, hatten die alte Reiſeluſt wieder in ihm erweckt, und es gab zwei Wege zu dieſem Ziele, entweder mit Ihnen reiſen, oder ohne Sie. Allein Ihnen war es zuviel zugemuthet, die allerlei mit der Reiſe in einen andern Welttheil verknüpften Beſchwerden zu einer Zeit zu theilen, wo Sie, aufrichtig zu ſprechen, ſeinen Umgang nicht einmal immer gern hatten. Die Reiſe ohne Sie aber, hätte Sie hier der Langenweile, oder der ewigen Beſorgniß, durch ſeine Rückkehr in Ihrem Vergnügen geſtört zu werden, Preis geben heißen. Von dieſen beiden Wegen war alſo keiner gut einzuſchlagen."

„Es gab aber noch zwei Mittel, welche eine Radikalheilung verſprachen, und wovon das eine — Scheidung hieß. Aber das häßliche

Wort empörte Ihren Gatten. Es hätte Sie und ihn dem Gerede der Leute ausgesetzt, die nicht lange zuvor sich an der ungewöhnlichen Zärtlichkeit des Paars — geärgert hatten. Die Vorwürfe ihres Vaters, welcher der Verbindung von Anfang abgeneigt gewesen, hätten überdieß unfehlbar Ihr Leben verbittert. Daher wurde denn auch dieses Mittel verworfen. Das letzte Mittel, welches sich von selbst auseinander setzen wird, sah freilich etwas sonderbar und abentheuerlich aus, aber es versprach meinem Freunde seine Freiheit, und Ihnen nach kurzem Wittwenstande einen zweiten, Ihren Wünschen gemäßen Gatten."

„Herr von Rosen," so brach hier die Wittwe aus, „Sie machen es ganz wie der Anwald eines schlechten Prozesses. Um den Gegner zu ermüden, ziehen sie die Sache mit zwecklosen Dingen in die Länge. Ich würde kein Wort deßhalb verlieren, wenn Sie nur dabei unterließen, diejenigen Punkte meines Lebens, die ich am meisten bereue, diejenigen Saiten meiner Gefühle, welche den schmerzlichsten Ton angeben, ohne alle Schonung zu berühren!"

„Theure Freundin," fiel der Erklärer ein, „ich habe mir die Vorwürfe wegen dieser bangen Erinnerungen schon früher selbst gemacht. Aber ich mußte jener Zeit gedenken, weil sie der nothwendige Grund des Gebäudes ist, das ich nun schon zur Hälfte beendigt habe."

„Aber wozu denn dieses ganze Kartenhaus, welches der Todtenschein, den ich Ihnen sogleich vorzeigen kann, mit Einem Hauche niederwirft?"

„Der Todtenschein? Als ob noch nie einer ohne Grund ausgestellt worden wäre! Doch da ich über die schwierigsten Stellen bereits hinaus bin, so erlauben Sie mir meine Hypothese weiter zu verfolgen. Ihr Gemahl reiset ins Bad, wo er seinen Bruder vorfindet. Diesem entdeckt er seine häusliche Unbehaglichkeit. Er sagt ihm, daß er gern den dritten Theil seines Vermögens entbehren würde, wenn er damit seine Freiheit wieder erlangen könnte. — Der Umstand, daß vielleicht grade mehreren ihrer Dürftigkeit wegen nicht wohl besorgten Kranken, denen Ihr Gatte aus Mitleid seinen ärztlichen Beistand zuwendet, der unvermeidliche Tod schon

zur Seite steht, giebt ein Mittel zum Kaufe der Freiheit um diesen Preis an die Hand. Die schlechte Wohnung des einen Patienten wird der Vorwand, diesem ein Zimmer in dem Hause einzuräumen, welches Ihr Mann mit seinem Bruder bewohnt. Wie voraus zu sehen war, stirbt der Kranke trotz der besten Pflege und Mittel, und Ihr Gatte — geht indessen bei Nacht davon, um alles Weitere seinem Bruder zu überlassen. Finden Sie meinen Wagesatz jetzt natürlicher?"

„Keineswegs, und bitte Sie daher die nähere Auseinandersetzung dieses Weiteren selber zu übernehmen."

„Wenn ich Sie damit nicht ermüde, recht gern. — Ihr Gatte, der schon auf diesen Plan hin einige Wochen zuvor scheinbar gekränkelt, hat seine Hauskleidung zurückgelassen, welche dem Verstorbenen angelegt wird, dessen Besserung mehrere Tage früher kann erwähnt worden seyn, und der, wie es nun heißen könnte, in seine Heimath zurückgekehrt ist. — Der Verstorbene wird für Ihren Mann ausgegeben und

begraben. — So, dächte ich, wäre das Räthsel ziemlich aufgelöst."

„Bis auf einige Kleinigkeiten, über die Sie hinwegschlüpfen, so sehr auch grade diese Berücksichtigung verlangen. — Unter viele muß sich ein wichtiges Geheimniß niemals vertheilen, wenn es sein Wesen nicht bald verlieren soll, das werden Sie mir zugeben. Wie viele aber müßten hier in's Interesse gezogen worden seyn!"

„Kein Mensch als der alte Diener von Ihres Mannes Bruder, dessen seltene Treue, wie ich mich erinnere, sonst mehrere Male in diesem Zimmer hier gerühmt worden ist. Ihr Mann und dessen Bruder hatten vielleicht im Bade diesen einzigen Menschen zur Bedienung, und von ihm war für das Geheimniß nichts zu befürchten."

„Ich muß Einwendungen machen, um mich nur von Ihren leider sehr unwahrscheinlichen und falschen Erklärungen auf Einmal zu befreien. Sie vergessen noch gar manches andre, Herr von Rosen. Ein Mann, der so viel Freunde in einem Bade hatte, wie mein Ver-

ewigter, würde unfehlbar auch nach seinem Tode manchen Besuch erhalten haben. Die Freundschaft wünscht immer die geliebten Reste noch einmal zu sehen, wenn der Freund selber hinübergegangen ist, und würde in einer fremden, zufällig aufgerafften Leiche gewiß die bekannten Züge vermißt haben.“

„Ja, werthe Freundin, auch ich bin überzeugt, daß Ihres Mannes Bruder manchen Besuch erhalten und des Verfalls wegen vielfältig hat Rede stehen müssen. Letztres scheint mir sogar ein recht schwieriges Unternehmen, das indessen einem so geschickten Weltmanne wohl hätte gelingen können. Zuverlässig haben auch viele den Leichnam gesehen, bis — auf das Gesicht, welches durch den vorgeblichen Fall aus dem Bette ganz entstellt, in ein Tuch verhüllt worden seyn könnte.“

„Und die Leichenfrau, Herr von Rosen? Oder giebt es in einem so berühmten Bade keine Personen dieser Art, oder haben sie dort nicht die Pflicht sich von des Verstorbenen natürlichem Tode zu überzeugen?“

„Unstreitig giebt es solche Personen und

Pflichten auch dort. Aber wer wird einen allgemein für rechtlich anerkannten Mann einer Unternehmung gegen seines Bruders Leben fähig halten? Die Leichenwäscherin wird, wenn er sie bittet, daß sie die Wunde am Gesichte des Verstorbenen nicht aufreißen möge, unter diesen Umständen gar leicht durch ein Goldstück von ihrer Pflicht sich losgesprochen fühlen. Denn das brauche ich nicht einmal anzunehmen, daß der verstorbene Arme wirklich aus dem Bette gefallen, und dadurch sein Gesicht unkenntlich geworden sei, oder daß man sich nach seinem Tode gewaltsamer Mittel bedient habe, ihm das Kenntliche zu benehmen."

„Aber mein guter Rosen, was haben Sie nun mit dieser so langen, als künstlichen Erklärung, oder leider! vielmehr Verdrehung des Ereignisses bewirkt?"

„Doch wohl den Gedanken an die Möglichkeit, daß Ihr Gatte noch leben könnte?"

„Nur die Gewißheit davon würde mir Trost verschaffen, und diese hat mir Ihre seltsame Deutung nicht gegeben. Am Ende verfolgen Sie wohl gar die Sache noch weiter,

und ziehen aus dem Zeichenigen den Schluß, daß es keine Erscheinung, sondern mein verstorbener Geglaubter selbst gewesen sei, was ich in meinen Zimmern gesehen habe?"

„Wenn ich nicht die aufgeregte kränkliche Einbildungskraft in Ihnen, oder einen Betrug von außen her annehmen soll, unfehlbar."

„Wozu, lieber Rosen, verleitet Sie dießmal der Hang scharfsinnig zu erscheinen! Der Mann also, der, um sich — Ihrer Erklärung nach — mit einem Drittheile seines großen Vermögens von mir loskaufte, derselbe Mann sollte nun auf Einmal wieder in meine Wohnung geschlichen seyn, um — sich der Gefahr meiner Ansprüche zu exponiren? Ich gestehe Ihnen, daß mein geringer Scharfsinn nicht ausreicht, um den Zusammenhang dieser zwiefachen Seltsamkeit auszumitteln."

„Der doch wahrlich überaus nahe liegt. Setzen wir nur das gewiß nicht Unwahrscheinliche, daß Ihr Gatte, seiner unbezwinglichen Vorliebe in einem andern Welttheile zu leben, gehuldigt, und das Vergnügen, sie bald befriedigt zu sehen, die erste Zeit über keinem andern

Gedanken in ſeiner Seele Platz gelaſſen habe. Schieben wir ſogar ſeine Reue bis nach Erreichung des Wunſches hinaus. — Aber kommen mußte dieſe Reue, zumal bei ſeinem tiefen Gefühle. Er ſieht nun ein, wie ſchwer er ſich an Ihnen vergangen hat, und daß ſich nicht berechnen läßt, welche Folgen ſein angeblicher Tod, bei dem Zwieſpalt der zuvor zwiſchen Ihnen beiden geherrſcht, wohl äußern könnte. Bei dieſer Betrachtung erneuert ſich Ihr Bild in ſeinem Herzen, mit der vollen Glorie der frühern Zeit. Seine Sehnſucht treibt ihn zurück. Er kommt hierher, und wünſcht nichts ſehnlicher, als ſich von Ihrem Wohlſeyn zu überzeugen. Er findet Mittel in Ihre Wohnung zu gelangen, und wird von Ihnen für ein Geſpenſt gehalten.“

„Wollte Gott,“ rief die Wittwe, „daß Sie wahr geredet hätten. Doch, leider! iſt dieſe Deutung noch unwahrſcheinlicher, als die Auslegung ſeines Todes. Alles, bis zur Rückkehr angenommen, warum mußte er zu dem abentheuerlichen Nachtbeſuch ſeine Zuflucht nehmen?“

„Warum? Weil er nicht das mindeste von Ihren Gesinnungen wußte, und sich, als ein Todtgeglaubter, in einer Stadt, wo ihn jedes Kind kennt, bei Tage vor niemanden sehen lassen durfte.“

„Und daß er durch die verschlossene Thür herein und wieder hinausgegangen war, wie erklärt sich das?“

„Recht leicht, nachdem Sie mir gesagt haben, daß Ihr weniger sittliches, als hübsches Mädchen sich grade in derselben Nacht auf dem Maskenballe befunden hat. Kann er denn nicht eben an diesem Abende angekommen, und auf den Maskenball gegangen seyn, um Sie selbst vielleicht da zu sehen, oder in seiner Verlarvung Nachrichten über Sie einzuziehen? — Kann denn nicht der Zufall ihn da mit Ihrem hübschen Mädchen zusammengeführt, und der ziemlich ausgedehnte Begriff von Maskenfreiheit ihm nähere Bekanntschaft mit den Reizen und übrigen Umständen der Nachtschwärmerin verschafft haben. Nun dürfte er seiner Gesellschafterin nur etwa einige Gläser Wein zu viel eingeschenkt, in dem dadurch bewirkten Zustande

die Schlüssel heimlich weggenommen, und sich deren hier bedient haben. Ihm, der jeden Winkel dieses Hauses auswendig weiß, würde es wohl nicht allzuschwer geworden seyn, sich im Finstern bis vor Ihr Bette zu finden."

Julie sagte hierauf sehr empfindlich: „Sie haben viel zu weit ausgeholt, Herr von Rosen, wenn es Ihnen nur darum zu thun war, mit einem so geringen Scherze zu endigen. Mein Verstorbener, das bin ich überzeugt, besaß jederzeit zu viel Stolz, um unwürdige Abentheuer, wie das mit dem Dienstmädchen, aufzusuchen und zu verfolgen. Daher muß es mich kränken, ihn noch nach seinem Tode dergestalt Preis gegeben zu sehen."

„Aber, beste Freundin," versetzte Rosen, „Sie nehmen die Sache von der falschen Seite. Durch das Setzen dieses Falles wollte ich ja nur einen von den vielen Wegen zeigen, auf welchen er den Schlüssel hätte finden können, auf den Sie ein so großes Gewicht legten. Ich habe in der Eil einen unaeschickten, dem Charakter Ihres Gatten nicht angemessenen Fall ergriffen, das sehe ich jetzt ebenfalls ein. Viel

wahrscheinlicher kann ich dem Doktor einen vertrauten Freund zum Begleiter zugesellen, dem solche Abentheuer auf Maskenbällen weniger zuwider sind. Während Ihr Gatte überall nach Ihnen, oder Nachrichten von Ihnen sucht, könnte dieser Vertraute, in dem Mädchen, zufällig Ihre Dienerin entdeckt, dem Doktor davon einen Wink gegeben, ihm die Schlüssel verschafft, und diese, nach gemachtem Gebrauche, der vor Trunkenheit halb Bewußtlosen wieder zugesteckt haben, ohne daß sie von dem ganzen Vorgange das mindeste geahndet hatte.“

„Brechen wir ab, Herr von Rosen. Umsonst haben Sie mir durch Erwähnung der letzten Zeit vor meines Mannes Tode meine Schuld in recht schreienden Farben vor die wunden Augen gerückt. Umsonst haben Sie eine Menge Möglichkeiten gesetzt, mir Ihre Kunst in Erklärung von Geistererscheinungen wieder einmal zu zeigen. Denn nur diesen Zweck muß ich annehmen, wenn ich Ihre Bemühung nicht völlig zwecklos scheinen soll.' Uebrigens wird mich, so ähnlich auch die Gestalt, wovon die Rede ist, meinem Manne gewesen, kein Mensch überzeu-

gen, daß ich ihn ſelbſt in ihr geſehen habe. Ihr Gang und das Aetheriſche um ſie her, das mich erſchütterte, dieß ſagte mir beſtimmt genug, daß ſie einer höheren Welt angehörte.“

„Ihre Bangigkeit, beſte Freundin, hatte unſtreitig dieſes Aetheriſche erſt in die Geſtalt hineingetragen.“

Allein Julie widerſprach, und blieb dabei, daß die Erſcheinung durchaus nicht die Beſtimmtheit eines menſchlichen Umriſſes gehabt hätte.

„Nun,“ fuhr der Geiſterläugner fort, „ſo iſt Ihnen ohne Zweifel ein Betrug geſpielt worden.“

„Still davon!“ erwiderte Julie. „Der Betrug kann höchſtens die Farbe, niemals aber das Weſen der Wahrheit ſich aneignen.“

„Sie kennen ſolche Kunſtſtücke zu wenig,“ ſprach der Herr von Roſen. „Ich ſelbſt aber weiß mit Geiſterblendwerken umzugehen.“

Julie lehnte die Proben, zu denen er ſich erbot, mit Lebhaftigkeit ab. Aber er ſchien ſie mit Gewalt von ihrem Glauben an überirdiſche Erſcheinungen bekehren zu wollen, und wurde hierin mit jedem Tage zudringlicher. Um ihn

nur ins zu werden, sagte die Wittwe endlich, daß sie ihn unter der Bedingung, nachher nie wieder einen Versuch gegen ihren Geisterglauben zu wagen, gewähren lassen wolle.

Sie verbarg ihren Verdruß darüber, daß sie ihm eins ihrer Zimmer, welches einen abgesonderten Ausgang hatte, acht Tage früher zu den nöthigen Vorbereitungen abtreten mußte, und daß er Schlösser vor dieses Zimmer legte.

Die geheimen Vorwürfe, welche die ganze Sache ihr verursachte, besänftigte der Gedanke, daß die Veranlassung dazu kein Vorwitz, sondern der sehnliche Wunsch sei, allen Vorwitz so weit als möglich von sich zu entfernen.

Dessenungeachtet wurde sie durch die schwarze Kleidung und die außerordentliche Feierlichkeit, womit der Geisterbeschwörer am festgesetzten Abend in ihr Zimmer trat, so sichtbar überrascht, daß es ihm auffiel und er zu ihr sagte: „Sehen Sie wohl, daß Sie sich sogar heute, da Sie wissen, daß Sie es mit einer bloßen Täuschung zu thun haben, einer ungewöhnlichen Stimmung nicht erwehren können! Vielleicht erhielte der Geist, der Ihnen bald erscheinen

ſell, dieſelbe ätheriſche Hülle, welche ihr Auge der bewußten Erſcheinung lieh, wenn ich dem nicht vorzubeugen, und um einen Theil des Eindrucks zu zerſtören, meine Gravität ablegen, und Sie nochmals verſichern wollte, daß Sie es mit lauter natürlicher Zauberei zu thun haben. Ja ich will Ihnen im Voraus zeigen, in welchem Koſtüm die Geſtalt ſich Ihnen nähern wird."

Julie erſtaunte, als er ihr ein Miniaturgemälde vorhielt, welches ihren beweinten Gatten, in demſelben Mantel darſtellte, in dem er zuletzt vor ihr Bette getreten war, und wovon ſie niemanden geſagt hatte.

„Was aber würden Sie ſprechen, theure Freundin," fing jetzt Herr von Roſen an, „wenn ſtatt der verſprochenen Täuſchung, die Wahrheit, Ihr Gatte ſelbſt aus dieſem Zimmer käme, und die Fälle, die ich neulich Ihrer Meinung nach ſo zwecklos und unnütz ſetzte, den letzten auf dem Maskenballe ausgenommen, der Ihren Verdruß am meiſten erregte, die treue Erzählung des wirklichen Vorgangs enthalten hätten?"

Während ſich Juliens Erſtaunen durch Roſens zuverſichtlichen Ton in Entzücken auflöſte, ging er langſam auf die Thüre zu und öffnete ſie, um den überzeugendſten Beweis für die Sache zu führen.

Die Liebenden ſanken einander ſchweigend in die Arme.

Roſen ſelbſt war der Vertraute des Doktors auf dem Maskenballe, und jetzt der Mann geweſen, der die Geſinnungen der vermeinten Wittwe hatte prüfen ſollen. Kaum aber würde Heß die Sache gewagt haben, wenn ihm die Druckſchrift, zu welcher die Geiſtergeſchichte Anlaß gegeben, und die bei aller Falſchheit der Angabe, doch ſeine Gattin kenntlich machte, und ihre Anhänglichkeit an den vermeinten Todten ſchilderte, nicht in die Hände gerathen wäre.

Aus leicht erklärbaren Urſachen hat man den Vorgang in der Stadt, wo er ſich zutrug, nicht verlauten laſſen. — Julie verkaufte ihre Beſitzungen und entfernte ſich, niemand wußte eigentlich wohin. Welſchlands fröhlicher Himmel, in dem des Doktors kranker Bruder ſeine

Genesung hoffte, wurde auch des Paares Aufenthalt. Dort leben sie unter dem Namen, den Heß seit seinem vorgeblichen Tode geführt hatte, und wer das glückliche Paar sähe, und die Geschichte wüßte, der würde mancher an zu hohen Erwartungen tödtlich erkrankten Ehe einen dergleichen Salto mortale zum Heilmittel wünschen.

Der Stoff zu der vorhergehenden Geſchichte, als Thatſache, durch einen Freund mitgetheilt, welcher die unter dem Titel: Die Reiſe nach Pyrmont, bereits von mir herausgegebene Erzählung eben geleſen hatte, ſchien mir, ungeachtet der zufälligen Aehnlichkeit einiger Umſtände mit jener früher erſchienenen Erzählung, des Bearbeitens nicht unwerth. Dieß zu meiner Entſchuldigung, wenn ich mich hierin geirrt haben ſollte.

F. L.

König Pfau.

Feenmährchen

nach dem Französischen.

1809

Es war einmal ein König und eine Königin in Taccamahacca, die hatten zwei allerliebste Prinzen. Wenn sie ausgetragen wurden, formirten allemal die Mahler und Bildhauer des Reiches eine Haye, um im Fluge einen Amors- und Engelskopf zu erlauschen, und die Männer führten ihre jungen Frauen an die Fenster, um die schönen Formen ihrer Phantasie einzubilden. Dabei waren die kleinen Prinzchen so klug und gelehrig, daß alle Gelehrte nichts mehr bedauerten, als daß die Wunderkinder Königssöhne waren, und nicht als junge Rosciusse, Apelless und Homere die Welt in Erstaunen setzen konnten.

Die königlichen Aeltern hatten ihre einzige Freude an den lieben Kindern. Weil aber Wünsche ein wucherndes Unkraut sind, das die geschäftigste Erfüllung nicht genug zu beschnei-

den vermag, so keimte auch in dem Herzen des Königs und der Königin bald ein neuer Wunsch auf. Sie sehnten sich nach einer Prinzessin, die, wenn sie nicht ganz aus der Art schlug, wenigstens eine doppelte Liebesgöttin an Gestalt, eine vierfache Grazie an Liebenswürdigkeit, und eine zehnfache Muse an Wissenschaft und Kunst seyn mußte. Die Jungen werden wild, sagte der König, aber ein Mädchen behält immer etwas zartes und einschmeichelndes. Die Jungen gehn an fremde Höfe, erwiderte die Königin, aber eine Tochter zieht oft selbst bedeutende Fremde an den Hof. So unterredeten sie sich alle Abende und Morgen, und freuten sich unter zärtlichen Umarmungen über das Einverständniß ihrer Herzen, Wünsche und Gedanken.

Das Schicksal ist nicht immer taub gegen die Bitten der Könige. Die Königin fühlte bald Grund zu der besten Hoffnung, und an dem schönsten Frühlingsabend, wo alle Sterne in den glücklichsten Konstellationen für Schönheit, Macht, Reichthum und alle königliche Freuden leuchteten, wiegte sie das schönste leben-

dige Roſenknöſpchen auf dem Schooſſe. Die beiden Prinzen kamen aus ihren Betten wie kleine Genien herbeigeſprungen, und küßten als entzückte Liebhaber dem zarten Mädchen die Lilienhändchen beinah weg, und die dunkien, ſeidnen Ringellocken, unter welchen ſich ein tiefer blauer Augenhimmel ihnen lächelnd öffnete.

Die Morgenſonne röthete ſchon die Vorhänge der Wiege, als man nöthig fand, die königliche Kindbetterin der Ruhe zu überlaſſen. Sie blieb aber nicht lange allein. Auf Roſenblättern und Blumenkelchen, in Haſelnußſchalen und Thautropfen, auf Mücken, Schmetterlingen, Goldkäfern, Heupferden, Binſen, Sonnenſtralen, Laubfröſchen, kam es von allen Seiten geſchwommen, geſchwebt, gefahren, gekrochen, getrippelt, gehüpft, geritten, daß das ganze Zimmer von den ſeltſamſten Equipagen und Leibroſſen erfüllt ward. Es waren alles Feen von der Königin Bekanntſchaft, welche ſie jedesmal zu ihren Feſtlichkeiten einlud und ſo gut bewirthete, daß ſie gern das nächſte Mal wiederkamen. Sie mußten aber ihre Beſuche heimlich halten, denn der König war ein ſtar-

ker Geiſt und glaubte weder an Feerei noch Zauberei, noch an ähnliche Dinge.

Als ſich die geſammte Feenſchaft bei der Königin genug geletzt, und das neugeborne Prinzeßchen genug gelobt und geküßt hatte, ging jede nach ihrem Fuhrwerk oder Leibroß und wollte ſich empfehlen. Die Königin aber führte ſie nochmals an die Wiege zurück, empfahl die kleine Roſamunde von neuem ihrem Schutz, und bat die prophetiſche Verſammlung, ſie möchte dem Kinde zum Abſchied noch ein gutes Horoskop ſtellen. Die Feen ſahen ſich verlegen an, und wollten mit der Sprache nicht heraus. Endlich ſagte die Aelteſte von ihnen: Liebe Freundin, es thut uns leid, daß wir dieſesmal in eurer Schuld bleiben müſſen. Wir haben bei unſerm letzten Ball das Schickſalsbuch verkramt, und es geht uns dabei, wie allen Gelehrten, ohne Bücher iſt es mit unſrer Kunſt nicht weit her, erlaßt uns alſo immer für heute das Nativitätſtellen.

Die Fee machte zwar ihr unſchuldigſtes Geſicht bei dieſer Anrede, allein die Königin merkte Unrath, und wiewohl ſie nicht viel Gutes

zu hören hoffte, ſo drang ſie doch ſo lang in die Feen, bis ſie von der angeſehenſten in der Verſammlung den Beſcheid erhielt: Roſamunde werde einmal, wenn ſie groß und mannbar würde, ihren Brüdern große Gefahr, wo nicht gar den Tod bringen. Mit dieſer Unglücksprophezeihung zog die Feenkarawane davon.

Die Neugier der Königin war geſtillt, aber Sorge und Betrübniß wurden an ihrer Statt deſto lauter. Die arme Königin wollte nicht eſſen, nicht trinken, kein Schauſpiel ſehn, keinen Ball beſuchen, ſich nicht mehr putzen, und endlich gar auch nicht mehr ſprechen. Da merkte der König, daß ihr etwas ſchweres auf dem Herzen liegen müßte, und ſagte eines Tages nach aufgehobner Tafel zu ihr: Mein Schatz, es muß dir etwas fehlen, denn wir ſprachen bei Tafel über eine Viertelſtunde von dem neuen Kutſchgeſchirr des geheimen Oberkanonierers, und du haſt kein Wort dazu geſagt.

Ach, antwortete die Königin, ich habe mein Roſenöhlfläſchchen zerbrochen, und das ſchmerzt mich ſo ſehr.

Iſt's weiter nichts, ſagte der König, da läßt ſich Rath ſchaffen. Und ſogleich ließ er alle Apotheker, Olitätenkrämer und Galanteriehändler der Stadt zuſammenberufen, und dieſe verſchafften der Königin mehr Roſenöl in einer Stunde, als aus allen Roſen der Welt in tauſend Jahren zu erlangen iſt.

Aber am andern Tage war die Königin noch eben ſo zerſtreut.

Was fehlt dir denn wieder? — fragte der König beim Ball — dein Roſenöl kann doch unmöglich ſchon verbraucht ſeyn.

Nein, ſagte die Königin, aber ich habe mir meine ſchönſte Locke verbrannt, das macht mich ſo betrübt.

Das iſt nun freilich Schade — erwiderte der König — aber da läßt ſich auch helfen. Wir wollen die eine falſche Locke machen laſſen, ſtecke die auf, du wirſt ſehn, morgen hat jeder Kopf etwas falſches an ſich und die Perückenmacher tragen dich auf den Händen.

Die falſchen Löckchen kamen an, und die ächten Locken des ganzen Hofs fielen unter der Scheere. Alles geſchah, wie der König vor-

ausgesagt hatte, aber die Königin blieb mißmuthig wie zuvor. Der König fragte von neuem. Ach sagte die Königin, ich will es nur gestehen, ich habe meinen Trauring in einen Born fallen lassen, und das bedeutet nichts Gutes.

Der König machte ein langes Gesicht. Ew. Majestät — sprach er — geruhen sich etwas von der Wahrheit zu entfernen, denn der Ring, welcher in einen Born gefallen seyn soll, ist hier wohlaufbehalten als das erste Glied meiner Uhrkette zu sehn.

Er zog dabei seine Uhr heraus, und ließ seine Gemahlin beide Trauringe als Glieder seiner Kette betrachten.

Die Königin schämte sich etwas, denn sie wußte sich gegen ihren Gemahl viel mit ihrer Wahrhaftigkeit und Treue. Sie hätte gern eine neue Ausflucht ersonnen, aber Se. Majestät schmollten. Endlich, nach einigen Umschweifen, gestand sie die Kindtaufskonversation mit den Feen und ihre bedenkliche Prophezeihung.

Der König moralisirte gern. Er ergriff

also diese Gelegenheit, seiner Gemahlin eine lange Strafpredigt über ihren verbotenen Umgang mit den Feen zu halten, und ereiferte sich dabei sehr über die verstandeswidrige Tendenz des Zeitalters zum Mystischen und Wunderbaren. Als er fertig war, erinnerte ihn die Königin, daß geschehene Dinge nicht zu ändern wären, und daß er klüger thun würde, auf Mittel zu denken, wie man dem Uebel vorbauen könnte, ehe es noch hereinbräch. Der König gab ihr Recht, und sie überlegten beide die ganze Nacht durch; bis am Morgen die Königin das Resultat gefunden hatte, der König sollte seinen Staatsrath darum befragen.

Der Staatsrath ward versammelt. Der Finanzminister war der Meinung: die Gefahr bestehe in nichts anderm als in einer bedeutenden Ausleerung des Schatzes bei einer künftigen Ausstattung, das sicherste Mittel dagegen sei offenbar eine neue Auflage. Der Kriegsminister sah die Gefahr von mächtigen Brautwerbern drohn, und rieth Vergrößerung der Armee. Der Großalmosenier ahndete etwas von frevlerischer Liebe der Brüder zu der Schwester,

und machte dem König es zur Gewiſſensſache, die Prinzeſſin dem Kloſter zu beſtimmen. So debattirte die Verſammlung vom Morgen bis zum Abend ein ganzes Journal von Erfindungen, Theorien und Widerſprüchen zuſammen, bis ſie endlich über den vorläufigen Punkt einig ward, daß man dieſe wichtige Sache in reifliche Ueberlegung ziehn und eine beſondre Kommiſſion dazu niederſetzen müſſe.

Während die Kommiſſion ſaß, ging die Königin mit ihrem geſammten Hofſtaate auch fleiſſig über die Sache zu Rathe. Eines Tages hörte ſie von ihrer alten Amme, daß in einem Walde, unfern der Reſidenz, eine alte Eremitin lebe, die weit und breit um Rath gefragt würde, und ſchon manchem aus großer Noth geholfen habe. Die Königin entſchloß ſich ſogleich zu der Wallfahrt.

Am nächſten Morgen ſetzte ſie ſich auf ihr Leibroß. Es war weiß wie Schnee und an allen vier Hufen mit reinem Dukatengolde beſchlagen. Ein paar Kavaliers, die ſie begleiteten, hatten Rock- und Weſtentaſchen voll Ringe und Juwelen, und zwei Mantelſäcke voll Schleiers

und Schawls nach dem neueſten Geſchmack für die alte Sibylle im Wald.

Die Königin und ihre Kavaliers mußten lange ſuchen, ehe ſie die Wohnung der Wahrſagerin fanden, denn dieſe wohnte nicht, wie andre ihrer einſamen Brüder und Schweſtern, in einer Hütte oder Grotte, ſondern in einem hohlen Eichbaume, den man nicht bemerkt hätte, wär nicht in ſeinem Wipfel der Tummelplatz einer reſpektabeln Pfauenaſſemblee geweſen, welche hier die Reize ihres Putzes und ihres Geſanges entfaltete. Die Königin vermuthete in dieſer Gegend die Wohnung der Waldeinſiedlerin, und ließ die Geſchenke ausbreiten, während ſie ſelbſt ſich dem Baume näherte. Sie mußte lange klopfen, eh inwendig eine Stimme antwortete, endlich bog ſich die Baumrinde etwas abwärts, und es drängte ſich ein Convolut Leinwand und Wollenzeug hervor, aus dem eine Naſenſpitze und ein Kinn ſich freundſchaftlich mit gegenſeitigen Küſſen begrüßten.

Die Sibylle nämlich ſteckte ihren Kopf heraus, um zu ſehn, wer ſie in ihren Haus-

haltungsgeſchäften ſtörte. Als ſie die ſchönen Sachen auf der Erde und an den Büſchen ausgebreitet ſah und die Königin an der goldnen Krone auf ihrem Haupte erkannte, bog ſie in der Eile die Rinde ihres Baums ſo weit rückwärts, daß ſie abbrach, und die Baumbewohnerin mit der Thüre nicht ſowohl ins Haus fiel, als aus dem Hauſe. Die Königin lief ſelbſt ſchnell hinzu, ſie aufzuheben, und die Kavaliers durften aus Reſpekt für die Königin nicht zurückbleiben, aber die zarte Weiblichkeit der Einſiedlerin proteſtirte gellend gegen jede Entweihung ihrer Reinheit durch eine männliche Hand, und glaubte ſich durch den bloßen Verſuch ſo beleidigt, daß ſie die vornehmen Gäſte in die aromatiſchen Gegenden verwünſchte, wo der Pfeffer wächſt.

Die Königin hatte nun alle Hände voll zu thun, der ſchmollenden Dryade auf die Beine zu helfen, denn ihre Figur bedeckte ein anſehnliches Stück Landes mit einem langen, bunten, faltigen Talar, der in ſeiner frühern, glücklichern Zeit als Fußteppich gedient hatte. Endlich gelang es der Königin, aber ſtatt

einer erwarteten Riesin, stellte sie ein kleines, von Alter gebücktes Mütterchen auf die Füße, welches ihr kaum bis an die Knie mit dem Kopfe reichte, und eine Tagereise nöthig hatte, um die lange Schleppe des Talars hinter sich zu entfalten.

Als man sich vom ersten Schreck etwas erholt hatte, brachte die Königin ihre Worte an. Sie bat mit bedeutendem Blick auf die mitgebrachten Geschenke um guten Rath, und versprach noch zehnmal mehr zu bringen, wenn alles gut ablief. Die Alte schmunzelte und klatschte vor Freuden in die Hände über alle die schönen Sachen. Dann rief sie laut: Pfauchen, Pfauchen! und im Augenblicke flatterten alle Pfauen um sie her, und fingen ein so gräßliches Geschrei an, daß die Königin sich beide Ohren fest zuhielt.

Das tiefere musikalische Studium der Alten fand aber dieses Koncert äußerst harmonisch, und ärgerte sich über die Geschmacklosigkeit des galanten Auditoriums. Als der Lärm aufgehört hatte, trat die Alte vor die Königin und sprach:

Sei getroſt, Königsweib. Baue einen ſtählernen Thurm für deine Tochter, und verſchlieſſe ſie darin, daß ſie von niemand geſehen werde, als von dem König mit ſeinem Haus und ihren Dienerinnen. So entgehſt du aller Gefahr. Geht ſie aber aus dem Thurm, ſo will ich ihr die zarte Frucht meiner erſten Liebe zum Manne geben, der wird deine Söhne von allem Uebel befreien, welches ſie bedroht.

„Die Prinzeſſin wird bei dieſen Ausſichten ihren Stahlthurm nicht leicht verlaſſen,“ dachte die Königin, und war von dem Orakel der Waldſibylle eben nicht ſehr erbaut. Die Alte aber trippelte nach ihrem Baum und kam bald mit einer Hand voll Federn und einem niedlichen Hündchen zurück.

Es iſt billig, ſagte ſie, daß ich meinem lieben künftigen Schwiegertöchterchen ein Geſchenk mache, das ihrer werth iſt. Da ſind ein paar Federn zum Brautbett, darauf wird ſie gut ſchlafen, und mit dem Hündchen kann ſie ſpielen, es iſt die Prinzen und Prinzeſſinnen gewohnt, und beißt nicht, wenn ſie es vexiren und necken.

Das Pfauenorcheſter fing nun wieder eine ſo mächtige Sinfonie an, daß die Königin ihrem Pferd die Sporen gab und im Galopp zum Walde hinaus ſprengte. Das Hündchen gefiel ihr. Es war ein allerliebſtes Thierchen von der ſeltnen Art, die gar nicht exiſtirt, wenn man nicht ein Exemplar von einer Fee bekommt. Seine Farbe war das ſchönſte Himmelblau, um Kopf, Hals und Bruſt von weiſſen Löckchen, wie von leichten Wölkchen zart umfloſſen, aus welchen zwei blaßrothe Oehrchen, wie zwei Roſenblätterchen ſich hervorſpitzten, der Rücken war wie Sammt, und der Schweif ſo voll, reich und beweglich, wie der ſchönſte Federbuſch auf einem jungen Feuerköpfchen. Die Federn vergaß die Königin über das allerliebſte Hündchen, und das war ein rechtes Glück, denn weil ſie nicht ſo viel daran dachte, um ſie wegzuwerfen, ſo brachte ſie das leichte Geſchenk unwillkührlich mit in das Schloß.

Hier ſchallte ihr großes Wehklagen entgegen, denn das kleine Prinzeßchen hatte von früh an geſchrieen und war nicht zu beruhigen. Die Königin ließ Hündchen und Federn fallen,

und flog zu der Wiege; so wie aber die herumstäubenden Federn das Kind berührten, da ward es augenblicklich ruhig, lächelte und schlief ein. Die Königin ahndete nun erst ihren Schatz, sammelte schnell alle Federn, und füllte sie in das Bett der Prinzessin. Kein Kind hat jemals so gesund auf einem Bett gelegen, als Prinzessin Rosamunde.

Das Wunder mit den Federn versöhnte den König etwas mit dem Wundergiauben seiner Gemahlin. Er entließ die Kommission, die eben eine vorläufige Kommunikation mit den Universitäten des Königreichs und der benachbarten Staaten beschlossen hatte, und berief an ihrer Stelle alle Architekten des Landes. Diesen trug er auf, einen stählernen Thurm für die Prinzessin zu bauen, und zwar bei Todesstrafe so schnell, daß er mit der neuen Woche eingeweiht werden könnte. Die Baumeister versprachen zwar von einer solchen Eilfertigkeit nicht viel Gutes, indessen tummelten sie sich nach Möglichkeit, arbeiteten Tag und Nacht und wurden so geschwind mit dem Bau fertig, als die Geister von Aladdin's Wunderlampe.

Der Thurm war eine Attrape in Groſsem. Von Auſsem ſah er freilich nicht ſehr einladend aus, aber inwendig war er deſto ſchöner und recht für eine Prinzeſſin eingerichtet. Alle Wände waren von Spiegelglas, mit ſchwerſeitigen ſeidnen Tapeten behänat, die Treppen von Alabaſter, die Thüren von Cedernholz, die Meubles von Schildkröte und Elfenbein, die Fuſsböden von Edelſteinmoſaik und von den Decken hingen an goldenen Ketten Schalen von Kryſtall, Rubin, Smaragd, Saffir, Opal und andern koſtbaren Steinen herab, in welchen beſtändig wohlriechender Spiritus flammte, zur Beleuchtung des Thurms, der, um die Prinzeſſin ganz abzuſondern, keine Fenſter hatte. Dabei waren alle Zimmer ſo nach pädagogiſch akuſtiſchen Principien gebaut, daſs jedes Wort, welches einer Prinzeſſin zu hören nicht taugt, keinen Schall gab. Es entſtanden dadurch zwar lange Pauſen in dem Unterricht und der Konverſation der Prinzeſſin, der König ſelbſt verſtummte wohl zuweilen auf einige Minuten, allein weil der Thurm feſt gebaut war, ſo lieſs ſich dieſes nicht mehr ändern.

In diesem Thurme wuchs die Prinzessin auf. Sie hatte keine Langeweile, denn der König schickte ihr alle Tage neue Spielsachen, und die beiden Prinzen kamen täglich, um mit ihr zu spielen. Sie erzählten ihr auch oft vom Tageslicht draußen, und von Wäldern und Gärten und Sonne, Mond und Sternen. Sie machten ihr auch oft Lust die Welt zu sehn, aber wenn sie davon zu sprechen anfing, schickte ihr der König neue Kleider und Bonbons, und so viel Spielsachen, daß sie die Welt darüber vergaß.

Indessen waren die Prinzen herangewachsen und die Prinzessin auch. Wenn der König bei Hofe von Parthien fremder Königstöchter erzählte, so fragte der große Prinz: Papa, warum macht unsre Schwester nicht auch eine Parthie? Wenn die Königin zur Hochzeit fuhr, fragte der kleine Prinz: Mama, wenn hat denn Rosamunde Hochzeit? Wenn der Edukationsrath von ritterlichen Thaten erzählte, faßten beide Prinzen den Heldenentschluß, Rosamunden aus ihrem Thurme zu

befreien. Man hatte alle Künste nöthig, sie zufrieden zu stellen.

Der Prinzessin wollte es auch nicht mehr in ihrem Thurme gefallen. Die Bonbons schmeckten ihr nicht, die Spielsachen waren langweilig, der Hofstaat abgeschmackt, und die Kleider zeigten ihr nur, daß sie groß geworden war, und daß die Bestimmung vierzehnjähriger Mädchen nicht in einem Thurme zu suchen sei.

Der König und die Königin hatten nun wenig ruhige Stunden mehr. Im Thurme klagte die Prinzessin, im Schlosse plagten die Prinzen, und auswärts fragten eine Menge Kaiser und Könige nach der Prinzessin durch ihre Abgesandten. Denn der Ruf hatte von Rosamundens Schönheit nicht geschwiegen, und hätte sie vergrößert, wenn sie nicht schon viel größer gewesen wäre als die Phantasie der Frau Fama selbst.

Das hohe Königspaar verzweifelte schon an der Möglichkeit einen Ausweg aus diesem Labyrinth zu finden, endlich fanden sie ungesucht den natürlichsten, denn sie legten sich hin und starben beide an Einem Tage.

Der Hof und das ganze Land ging nun ſchwarz. Die Glöckner hatten Arbeit und keinen Verdienſt, die Organiſten Verdienſt und keine Arbeit. Von den Kanzeln und andern Rednerſtühlen bewies man, daß die Krone das würdigſte Haupt verloren habe. Die Poeten ſagten daſſelbe in Verſen und die Mahler in Allegorien. Unterdeſſen hatte man die königlichen Leichen beſtattet, die Reichsſtände verſammelten ſich, gaben dem großen Prinzen einen ſcharlachnen, goldgeſtickten Mantel, mit Hermelin gefüttert, um, dann ſetzten ſie ihm eine diamantene Krone auf ſein Haupt, und ihn ſelbſt auf einen goldnen Thron. Nun ſchrie alles Volk dreimal aus allen Kräften: es lebe der König! Die geiſtlichen und weltlichen Redner bewieſen, die Krone habe noch niemals ein ſo würdiges Haupt bedeckt, die Poeten ſangen, und die Mahler allegoriſirten daſſelbe. Alle Welt war froh, und man dachte an nichts als an Feſte zu Ehren des Königs, zur Freude der Gäſte und zum Ruhme der Wirthe.

Als der neue König vom Thron geſtiegen war, ſagte er zum Prinzen: Bruder, nun

ſind wir Herren im Lande, nun wollen wir vor allen Dingen unſre Schweſter aus ihrem Thurm erlöſen, wo das arme Kind erbärmliche Langeweile hat. Sie wird dann oft Beſuch von hübſchen Mädchen haben und die ſehn wir beide gern.

Geſagt, gethan. Sie ſprangen durch den Garten, der König drehte in großer Eil den Bart vom Schlüſſel, und der Prinz hob die Thüren aus den Angeln, um keine Zeit zu verlieren. Prinzeſſin Roſamunde fütterte eben ihr himmelblaues Hündchen mit Bonbons, als ſie aber ihre Brüder kommen ſah, ſtand ſie auf, faßte den Aelteſten bei der Hand, und ſagte: Schönen guten Morgen, Ihre Majeſtät! Du biſt nun König, und ich deine gehorſame Dienerin. Aber nimm mich aus dieſem abſcheulichen Thurm, ſonſt ſterb ich vor Langeweile. Damit fing ſie bitterlich an zu weinen. Der König umarmte ſie, und ſagte: Weine nur nicht, liebes Kindchen, und gieb dich zufrieden, du ſollſt keine Langeweile mehr haben, ich bin eben gekommen, um dich aus dem Thurm in den Palaſt zu holen, wo dir eine Menge Ritter

und Hofleute Kurzweile genug machen werden. Wie nun die Prinzeſſin noch immer fort weinte, zeigte ihr der Prinz die neuſten Modekupfer und ſagte: Komm, wir wollen fort aus dem häſslichen Thurm, ſuche dir einen recht ſchönen Brautſtaat aus, der König wird dir bald einen hübſchen Mann geben. Da gab ſich die Prinzeſſin zufrieden und ſprang fröhlich aus dem Thurm.

Der Thurm war in einem Winkel des königlichen Gartens. Roſamunde blieb wie bezaubert ſtehn. Die Stauden und Pflanzen ihrer Porzellanvaſen ſtanden hier als Rieſengewächſe in hohen Bäumen vor ihr, und die zarten Blüten, deren ihr Hauch vorſichtig geſchont hatte, ſchwammen in glänzendem, duftendem Gewühl durch die Frühlingsluft. Blumen, ſchöner und bunter, als ihre Hand mit ſorgſamer Pflege aufzog, blühten hier zu ihren Füßen, und ſtatt einzelner Vögel aus goldnen Käfigen, tönten ihr ganze Chöre von Nachtigallen und Colibris aus Büſchen und belaubten Wipfeln entgegen, die ſie im goldnen Glanz des neuen Sonnenlichts einladend und freundlich anwehten.

Rosamunde flog von einem zum andern, küßte die Blumen, drückte die Vögel an ihre Brust, umarmte die schlanke Ceder, und nannte den Palmbaum ihren Bräutigam. Auf einmal trat aus dem nahen Lustwald ein prächtiger Pfau, und breitete einen großen vielaugigen Irisbogen wie eine Glorie um sich. Was ist das? rief die Prinzessin, und ließ Palmbaum und Ceder, um den schönen Vogel zu umarmen, der scheu in die Luft sich erhob, und in den Wald zurückflog.

Ihre Brüder waren herbeigelaufen, und erzählten ihr, es wär nichts als ein Pfau, dergleichen sie schon manchen gespeißt habe. Die Prinzessin war außer sich. Wie, rief sie ganz entrüstet, diesen Fürsten der Vögel erkühnt man sich zu tödten? Aber so gewiß ich deine Schwester bin, ich heirathe niemand als den Pfauenkönig, und bin ich nur erst Pfauenkönigin, dann will ich den sehn, der mir einem Pfau nur ein unschönes Wort sagen soll!

Der König war etwas verblüfft über die seltsame Allianz, und besann sich einige Zeit, was er der Prinzessin sagen sollte. Endlich

ſagte er doch ſeinen erſten Gedanken ungekünſtelt heraus: Ei, Roſamunde, du wirſt doch keinen Vogel heirathen wollen?

Wer ſagt denn einen Vogel? — antwortete die Prinzeſſin etwas ärgerlich — den Pfauenkönig will ich heirathen, und ein König wird wohl bei den Pfauen auch ein ander Ding ſeyn als ein Unterthan.

Ja — wandte der König ein — wer weiß denn, ob die Pfauen auch einen König haben?

Nun ward die Prinzeſſin im Ernſt böſe. Hör' einmal an — ſagte ſie — das ſind Flauſen. Papa und Mama haben mir oft geſagt, wenn keine Könige wären, ſäh es ſchlecht mit den Unterthanen aus. Die Pfauen ſehn aber ſchön und recht ſehr ſchön aus, folglich müſſen ſie einen König haben, und einen recht großen mächtigen König, und ich ſag' es noch einmal, ich will und muß den Pfauenkönig heirathen.

Gegen dieſe Gründe ließ ſich von dem König freilich nichts einwenden. Er führte die Prinzeſſin in das Schloß, und ließ ihr

den schönsten Pfau fangen, der gleich neben der Prinzessin seine Zimmer und seinen eignen Hofstaat bekam.

Die schöne Rosamunde mit ihrem Pfau war nun der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung am Hofe. Die Herren von erster Galanterie erklärten sie in Sonnetten und Xenien für die Juno, und baten um Erlaubniß ihr Pfau seyn zu dürfen, zu dessen Stellvertreter sie sich vorläufig durch den Wohlklang ihrer Verse legitimirten. Die vom zweiten Range begnügten sich dem neuen Günstling bei Tafel und Toilette aufzuwarten. Rosamunde lachte über die wunderlichen Leute, und fragte ihren Bruder täglich, ob der Pfauenkönig noch nicht gefunden wäre.

Der König und der Prinz sahen, daß die Prinzessin von ihrem Einfall nicht abließ und sich in Stillem grämte. Sie wurden darüber auch traurig und berathschlagten oft mit einander, was zu thun sei? Sie schickten überall herum, ließen Anfragen in alle Anzeiger und Intelligenzblätter einrücken, holten bei allen Universitäten und Fakultäten Responsa ein, setzten

Preiſe aus, aber alles vergebens. Eines Tages ſprach der König zum Prinzen: Weißt du was, Bruder; ſelber iſt der Mann! Wir bekommen auf unſre Fragen gelehrte Abhandlungen über das Vaterland der Pfauen, die Wanderungen der Jo, die Galanterien Jupiters und Gott weiß, was für verwandte Gegenſtände, aber keine Nachricht von unſerem guten Bruder, dem Pfaukönig. Laß uns ſelbſt ausziehn und ihn aufſuchen: wir haben hier ohnedieß nicht viel zu thun, und mehr Langeweile als uns lieb iſt.

Der Prinz ſagte Ja, und umarmte den König. Dann gingen ſie beide zur Prinzeſſin, und ſagten ihr, was ſie vorhatten. Roſamunde küßte ſie tauſendmal vor Freude, und verſprach während ihrer Reiſe recht gut zu regieren. Dann half ſie dem Prinzen die Mantelſäcke packen, legte in jeden ein hübſches Souvenir, und empfahl ihnen, den Pfaukönig ja gleich mitzubringen.

König und Prinz waren nun unterwegs. Sie reiſten inkognito, und hatten alſo kein Gefolge bei ſich. Als ſie über die Grenzen

ihres Reichs kamen, fragten sie in jedem Gasthof nach dem Pfauenkönig, aber Wirth und Gäste lachten sie aus, und meinten, die Pfauenmajestät residire nur in Märchenheim und Fabelhausen, aber nicht in einem Lande, das in der Geschichte des Tages eine bedeutende Rolle spiele.

Die königlichen Wanderer zogen immer weiter und fanden immer seltsamere Sitten unter den Völkern. Bei einigen wurden die rechtlichen Entscheidungen zweimal in jeder Woche verlooßt, und weil man bemerkt hatte, daß die Urtel öfter mit den Gesetzen übereinstimmten als in den benachbarten Ländern, so ward dieses Reich immer bevölkerter. Bei andern wurden die ersten Staatsämter nur Todten übertragen, die von der zweiten Klasse konnten schon Alte und Kranke bekommen. Junge Leute durften höchstens Nachtwächterstellen bekleiden, und waren sie gesund, so konnten sie ohne besondre Rekommendation auch zu diesen nicht gelangen. Mit jeder neuen Sonderbarkeit stieg die Hoffnung der Reisenden, daß endlich wohl auch ein Pfauenreich erscheinen werde.

Sie hatten nun ſchon mehr Länder und Völker geſehn, als der Held der Odyſſee, und glaubten nächſtens an den großen Weltbreterverſchlag zu gelangen, als ſie durch ein hübſches Städtchen zogen. Auf dem Markt war ein Teppich ausgebreitet, und dann und wann kamen einige hübſch gekleidete Leute, machten auf dem Teppich drei Purzelbäume, und gingen dann vergnügt ihres Wegs weiter. Der König wunderte ſich, daß die Polizei ſo etwas geſtatte, und wollte eben einen Vorübergehenden darum befragen, da kam ein Polizeidiener auf ihn zu, und kündigte ihm an, weil er täglich zwei und ſiebenzig Mal ſeine Frau küſſe, und der Prinz desgleichen, ſo habe jeder zwei und ſiebenzigtauſend Goldinen zur Federſteuer zu entrichten. Die Wandrer lachten beide laut auf, und fragten, wer ihre Küſſe hier ſo genau kontrolire? Der Bote aber verſetzte ernſthaft, es ſei hier nicht der Ort zum Lachen, wenn ſie etwas gegen die Berechnung einzuwenden hätten, ſo ſtehe es ihnen frei, die tägliche Summe ihrer Küſſe ſelbſt zu beſtimmen, und mit drei unfehlbaren Purzelbäumen zu bekräftigen.

Da half es nun nichts, daß König und Prinz ſich als Reiſende legitimirten, die weder Frauen hätten, noch mit ſich führten, und folglich keine weder einmal noch zwei und ſiebenzig Mal des Tags küſſen könnten; wollten ſie nicht die Federſteuer bezahlen, ſo mußten ſie Kopf oben Kopf unten machen.

Sie hatten eben ihr gymnaſtiſches Probeſtück abgelegt, als ſie nun auch zu wiſſen wünſchten, warum die Küſſe hier verzollt würden, und woher der geheime Kuß-Ausſchuß ſeine boudoirſtatiſtiſchen Notizen nehme?

Damit kann ich dienen, ſagte ein hübſcher Mann, der neben ihnen ſtand. Vor ungefähr neun und zwanzigtauſend Jahren ward unſer Land in einen böſen Krieg verwickelt, und unſre gute Stadt litt beſonders dabei. Wir mußten den Kriegskanzleien alle Schreibfedern, und den Tafeln unſrer Gäſte alle Gänſe überlaſſen, welche in hieſiger Gegend vorzüglich gediehen, weil doch unſre Stadt der Sitz der Akademie iſt, die viel Federn braucht. Der Verluſt war in vielen Menſchenaltern nicht zu erſetzen, gleichwohl zweifelt kein Menſch, daß in den Federn

die Federkraft eines Staats liegt, und daß ohne Bücher, folglich ohne Schreibfedern, kein Staat bestehn kann, unsre Stadt am wenigsten, und die Akademie gar nicht. In dieser Noth schloß man eine Allianz mit einem benachbarten Reiche, aus welchem jährlich zwanzigtausend Millionen Bund Pfauenfedern, das Bund zu hundert Stück, an die Akademie geliefert werden, welche dann das Land mit dem nöthigen Bedürfniß weiter versorgt. Um die Kosten dazu aufzubringen, legte man eine Steuer auf die Küsse, die so leicht niemand entbehren kann, oder mag. Viele, besonders ältliche Herren, nehmen es sogar übel, wenn man sie zu gering anschlägt, und geben freiwillig mehr als man verlangt.

Der Erzähler schwatzte noch lange; aber als die Reisenden von der ansehnlichen Quantität Pfauenfedern hörten, wisperten sie sich in die Ohren, und gaben nicht mehr Acht. Endlich unterbrach der König die Erzählung mit der Frage: Ob vielleicht der Pfauenkönig in der Nähe residire und der Lieferant für die Akademie sei? Ja wohl, war die Antwort, sein Reich gränzt unmittelbar an das unsrige.

und alle Jahre geht eine Gesandtschaft an ihn ab, um die Federollianzgeschäfte zu dirigiren.

Wer war froher, als Rosamundens Brüder, die nun ihren Pfaukönig gefunden hatten! Sie umarmten den Pfaufedersteuereinnehmer, versahen sich mit Empfehlungsschreiben an den Gesandten beim Pfauenhofe und eilten mit Kurierpferden davon.

Wo nur das Mädchen, die Rosamunde, errathen hat, daß es einen Pfauenkönig giebt, sagte der König unterwegs.

Das weiß der Himmel — erwiderte der Prinz — uns wär so etwas nicht in den Sinn gekommen. Sie muß manchmal somnambul seyn.

An der Gränze des Pfauenreiches flogen und liefen ihnen überall Pfaue entgegen, weisse, blaue, grüne und bunte, wie man sie sonst nirgends in der Welt findet. Sie machten einen Lärm, daß man sie meilenweit hörte. Der König machte ein bedenkliches Gesicht, und sagte zum Prinzen: Bruder, wenn der Pfaukönig auch ein Pfau ist, so sind wir in einer fatalen Lage. Einen Pfau kann doch unsre

Schweſter unmöglich heirathen, das würde eine ſaubere Deſcendenz geben!

Freilich, ſagte der Prinz. Ich weiß auch gar nicht, was den Mädchen manchmal für wunderliches Zeug in den Kopf kommt.

Zu ihrer großen Beruhigung ſahen ſie in der Ferne eine große Stadt mit hohen Thürmen und feſten Mauern, die nicht von Vogelſchnäbeln erbaut zu ſeyn ſchienen. Vielleicht ſind doch Menſchen im Pfauenreich, ſagte der König, und ſo war es auch. Alle Gaſſen der Stadt wimmelten von Männern und Frauen, aber ihr Anzug, ihr Putz und die meiſten Geräthſchaften waren von Pfauenfedern gemacht. Indem die Reiſenden ſich verwundert umſahen, öffneten ſich ein paar große bronzene Flügelthüren an einem prächtigen Palaſt, und der König fuhr heraus in einer ſchönen Karoſſe, wovon das Geſtell von Gold, die Räder von Diamant und der Sitz von Rubin war. Der König ſaß darin, wie in einem Firmament von Sternen und Sonnen, und zwölf große majeſtätiſche Pfaue bildeten ſein Geſpann. Der Pfaukönig war ſo jung, als die neuen Ankömmlinge,

und so schön, daß man ihn nicht genug ansehn konnte. Außer einer Krone von Pfaufedern und einem Federmantel hatte er nichts Pfauenähnliches, bis auf ein kleines niedliches Stutzbärtchen unter der Nase, das nicht wie bei den jungen Stutzern andrer Länder von metaphorischem Flaum, sondern von ganz natürlichen zarten Federn gewachsen war. Er vermuthete in den beiden Fremden auf den ersten Anblick ein paar interessante Männer, und weil er die Länder- und Völkerkunde liebte, so hielt er sein Pfauengespann an, und ließ den König und den Prinzen rufen, um sich mit ihnen zu unterhalten.

Sie kamen beide, und nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen sagte der Prinz: Wir sind aus sehr fernen Landen hergekommen, um Ew. Majestät ein sehr schönes Porträt zu zeigen. Bei diesen Worten zog er das Miniaturgemählde von Prinzessin Rosamunde aus seiner Brieftasche, und zeigte es dem Pfauenkönig. Dieser konnte vor Entzücken kaum Worte finden, endlich sagte er mit einem tiefen Seufzer: Ach, warum hat die Welt nicht eine Schönheit wie die-

dieſe! — O, rief der Prinz, das Original iſt noch viel tauſendmal ſchöner. Es iſt, meine Schweſter, Prinzeſſin Roſamunde, und hier ſteht mein Bruder, der ſo gut König in ſeinem Lande iſt, wie Ew. Majeſtät in dem Ihrigen. Er heißt der König und ich der Prinz. Wenn Ew. Majeſtät Luſt hat, das ſchöne Original dieſes Bildes zu heirathen, ſo ſoll es an unſrer Einwilligung nicht fehlen. Unſre Schweſter iſt eben ſo tugendhaft als ſchön, und eben ſo klug als tugendhaft, und übrigens bekommt ſie von uns zehn Scheffel Dukaten und hundert Scheffel Silbergeld zur Mitgabe.

Meiner Treu, ſagte der Pfaukönig, ich mache mir ein beſondres Vergnügen daraus, ſie zu heirathen, wenn ſie nur ſo ſchön iſt, als das Porträt, denn noch ſchöner, das hielt ja kein Menſch aus. Aber, das ſag' ich euch, ihr Herren, ſo ſchön muß ſie ſeyn, ſonſt habt ihr mir etwas aufgehängt, und dafür laß ich euch wieder aufhängen.

Die Fremden lachten, und verſprachen, ſich auf dieſe Bedingung mit Vergnügen hängen zu laſſen. Sie konnten es; denn ſie wußten, daß

das Porträt ähnlich seyn müsse, weil es der verpflichtete Hofmahler, unter Direktion des geheimen Oberphysiognomierathe gemahlt, und der Naturcontroleur vidimirt hatte. Vorläufig mußten sie sich, zur Sicherheit, auf Befehl des Königs in das öffentliche Gefängniß begeben. Sie fanden darin alle Bequemlichkeit, denn im Pfauenreiche herrschte eine exemplarische Humanität, besonders gegen Verbrecher, auch besuchte der Pfauenkönig die beiden Gefangenen täglich, und rechnete mit ihnen die Stunden aus, wenn Prinzessin Rosamunde ankommen könnte. Sie saßen alle drei über dem Einladungsschreiben an die Braut, und wenn einer vor Freude über die künftige Freude die Feder oder den Gedanken fallen ließ, so nahm der Andre das Verlorne auf und schrieb weiter.

An Rosamundens Hofe zu Taccamahacca war die Freude auch nicht klein, als der Briefträger mit dem Briefe ankam. Die Prinzessin lief im ganzen Schlosse herum, und wenn ihr jemand begegnete, so klatschte sie in die Hände und erzählte, daß der Pfaukönig gefunden wäre, und sie bald heirathen würde.

Stadt und Reich freute ſich nun bald zu Tode. Alle Nächte war die Stadt von der Erde bis zu den Thurmſpitzen illuminirt, und weil der Tag zum Anzünden aller Lampen nicht lang genug war, ſo ließ man ſie gleich brennen. Alle Kanonen wurden ſo lange abgefeuert, bis ſie glühten, dann verpuffte man als Surrogat Knallpulver; alle Kehlen ſchrieen dem Pfaukönig Vivat, bis ſie heiſer waren, dann ſtieß man die Gläſer zuſammen, und zwiſchen dieſen Feſtlichkeiten wechſelten unaufhörlich Bälle, Schauſpiele, Maskenaufzüge mit Konzerten, Soirees und Thees. An Schlaf war nicht zu denken, denn mit Tagesanbruch ging man zum Souper, und wenn die Schauſpiele Abends aus waren, wartete ſchon wieder ein Diner. Als das Oel alle war, brannte man Oelſurrogate, und ſo half man ſich auch mit dem Wein und andern Bedürfniſſen der Freude. Als aber die Luſt ſelbſt ausgegangen war, wollte ſich kein Surrogat finden, im Gegentheil fand man eine anſtändige Betrübniß ſchicklicher, weil die Prinzeſſin ihr Reich bald mit dem Pfauenreiche vertauſchen werde. Man ſchrieb eine allgemeine

Stille aus, und verbot alle Luſtbarkeiten bei hoher Strafe. Das Edikt ward pünktlich befolgt, und die Prinzeſſin reiſete ab.

Sie ſchlug den nächſten Weg zu Schiffe ein, und wollte niemand mit ſich nehmen, als ihre Amme, ihre Milchſchweſter, und ihr himmelblaues Hündchen, Azur genannt. Denn der übrige Raum im Schiffe war mit Gepäck angefüllt, deſſen die Mädchen mancherlei auf Reiſen brauchen, und abſonderlich die Bräute Unterweges that man nichts als lachen und ſingen. Roſamunde fragte am Abend den Schiffer: Siehſt du Land? ſiehſt du Land? kommen wir bald zu dem Pfauenſtrand? Aber er antwortete: das hat noch Zeit, das hat noch Zeit, der liegt viele hunderttauſend Meilen weit. Am Morgen fragte ſie wieder: Schiffer, ſag' an, Schiffer, ſag' an, ob wir uns bald dem Pfauenreiche nahn? Aber der Schiffer ſagte: Frage den Wind, frage den Wind, bläßt der gut, ſo fahren wir geſchwind. Als die Sonne ſich ins Meer ſenkte, fragte ſie nochmals: Schiffer, iſt's nah? Schiffer, iſt's nah? Lieber, guter Schiffer, ſind wir bald da! Da ſah ſich der Schiffer

um, ſchwenkte ſeine Mütze und rief: Friſch auf, wohl auf! Morgen geht in den Hafen unſer Lauf!

Als die Amme dieſes hörte, ſetzte ſie ſich in das Hintertheil des Schiffes zu dem Fährmann, und lobte ſeine Fahrt und ſein munteres friſches Anſehen, daß der alte Steuermann herzlich ſchmunzelte. Dann drückte ſie ihm die Hand und ſprach: wenn du wollteſt, ſo könnteſt du ein ſteinreicher Mann werden. Nun, warum werde ich nicht wollen, entgegnete der Schiffer, reich wären wir alle gern. Ja, wiederholte die Amme, einen Haufen Gold könnteſt du dir verdienen, ſo ſchwer wie dein Steuerruder, wenn du wollteſt. Wenn's mit dem Wollen gethan wär, ſagte der Schiffer ärgerlich, ſo lág euer Haufen Gold ſchon da, wenn ihr aber weiter nichts zu ſagen wißt, ſo hättet ihr die Speiſepforten gar können verſchloſſen bleiben laſſen.

Da nahm ihn die Amme bei Seite. Du mußt — ſagte ſie ihm in's Ohr — die Prinzeſſin dieſe Nacht, wenn ſie ſchläft, in's Meer werfen. Dann zieh' ich meiner Tochter, der

schönen Popanzine, ihre Brautkleider an, und lasse sie Pfauenkönigin werden, und wir heirathen uns auch und haben vollauf.

Der Schiffer machte ein Kreuz, und meinte, es sei doch Schade um die Prinzessin, weil sie so jung sei und so schön, und eine Prinzessin, und obendrein eine Braut. Allein die Amme gab ihm eine Bouteille Wein, und ließ ihn so viel trinken, daß er das Ertrinken für das höchste Glück hielt und Alles versprach, was die Amme verlangte.

Die Nacht war indessen stark hereingebrochen. Die Prinzessin lag auf ihrem Bett mit den Gedanken bei ihrem geliebten Pfaukönig. Dabei sah sie schmachtend nach dem dunkelblauen Himmel auf, der ihrer Liebesphantasie mit seinen Millionen Sternen wie ein tausendäugiger Pfauenschweif aus bessern Welten vorkam. Zu ihren Füßen lag wie gewöhnlich ihr niedlicher Azur, und die Amme mit ihrer Tochter saßen am Bett und sangen sie ein.

Rosamunde war eben im ersten, süßesten Schlaf, da rief die abscheuliche Amme den Schiffer. Sie hoben die Prinzessin, um sie

nicht aufzuwecken, mit allen Betten, Matratzen und Decken auf, und ließen sie so sanft ins Meer fallen, daß sie nichts davon gewahr wurde.

Ein Glück war es, daß in dem Unterbett sich noch die Federn befanden, welche die alte Sibylle im Walde der Königin für Rosamunden geschenkt hatte, denn das waren Phönixfedern, die außer mehrern rühmlichen Eigenschaften auch diese haben, daß sie im Wasser niemals untersinken. Die Prinzessin schwamm daher in ihrem Bett so sicher, als in einem Nachen, indessen drang doch das Wasser nach und nach durch die Federn und Matratzen bis zur Decke, daß die Prinzessin darüber erwachte, und sich schon fürchtete am Morgen Ausgeschmältes zu bekommen.

Azur wachte von ihren Bewegungen auf, und weil er eine exemplarisch feine Nase hatte, so witterte er die Lampreten, Austern und Schildkröten in der Nähe. Darüber fing er so laut an zu kläffen, daß er die ganze Fischheit und Schildkrötenschaft rege machte. Die großen Fische wurden böse und stießen mit den Köpfen

gegen das schwimmende Bett, daß es sich auf den Wellen drehte, wie ein Kreisel. Die Prinzessin war nicht wenig verwundert, und schalt auf den Schiffer, denn sie glaubte, er führe so ungeschickt. Azur bellte eines Bellens und geberdete sich wie besessen. Die Amme hörte den Lärm in der Ferne, aber sie spottete nur darüber, und sagte zum Schiffer: Horch! das kleine Aeffchen trinkt mit seiner Prinzessin auf unsre Gesundheit und macht sich lustig. Indessen steuerten sie rasch nach dem Pfauenlande zu, und Popanzine konnte es kaum erwarten, bis das Schiff in den Hafen einlief.

Hier hatte man es auch nicht an Empfangsanstalten fehlen lassen. Das Meer duftete viele Meilen weit wie Rosen, Lilien, Jasmin, Zimmt und Ambra. Denn alle guten Essenzen und Oele wurden unaufhörlich hineingegossen, um das Land gleich in guten Geruch bei der neuen Königin zu bringen. Viel hundert kleine Fahrzeuge kreuzten umher. Sie waren von Schildkröte, hatten statt des Mastes eine Riesenpfaufeder, und zu Segeln Blätter von der großen Wunderrose, welche nur in diesem Lande wächst.

Im Hafen ſelbſt wimmelte es von Menſchen und Thieren zu Fuß und zu Wagen. Löwen, Eſel, Bären, Hirſche, Wölfe, Tiger, Ochſen, Elephanten ſah man vor den Karoſſen, denn die Polizei im Lande ſah darauf, daß jeder ein, ſeinem Stande und Range angemeſſenes Geſpann vor ſeinem Wagen hatte. Für die Prinzeſſin ſtand ein Zug von acht ſchneeweißen Gazellen bereit. Ihr Geſchirr war von purpurrothem Sammt mit goldnen Platten. Zweihundert ſchöne junge Mädchen hielten abwechſelnd die Zügel, und die abgelöſet waren, bildeten unaufhörlich die ſchönſten Gruppen und Gemählde, denn ſie waren in alle Farben gekleidet, und gleichſam lebendige Muſivſtiſte, die durch die reizendſten Tänze ein ſchönes Gemählde in ein immer ſchöneres verwandelten.

Die Amme hatte indeſſen ihr möglichſtes gethan, ihre Tochter in die Prinzeſſin Braut zu verwandeln. Man würde Popanzinen unrecht thun, wenn man ſagen wollte, die Natur habe an ihr irgend ein Stück vergeſſen, was der Schönheitrequiſitenzettel des eigenſin-

nigſten Kenners enthält. Sie hatte alles, aber die freigebige Natur hatte ſich bei ihr nur in der Anordnung ihrer Gaben vergriffen. Die glühenden Roſen hatten ſich von den Wangen in die Haare verirrt, das weiſſe Elfenbein der Zähne war auf den Lippen geblieben, deren Purpur ſich in die Augen geflüchtet hatte, und dieſe hatten ihr dunkles Braun den Zähnen überlaſſen. Die ſchöne Wölbung der Bruſt war auf dem Rücken zu ſehn; die beweglichen Grübchen, welche das ſüße Lächeln bezeichnen, waren feſte Stereotypen des bittern Verdruſſes, und die Beine beſchrieben die ſchönen Bogen, welche man an den Augenbraunen gern bewundert. Der prächtige Schmuck, den die Amme nicht ſparte, war daher nicht leicht anzulegen, die Armbänder fielen wegen der zarten Schlankheit der Arme bis auf die Handwurzel herab, und das Halsband war wegen der vollen Rundung des Halſes nicht genug zu verlängern. Die Schuhe konnten nicht groß und die Kleider nicht klein genug gefunden werden. Das kosmetiſche Werk ging deßwegen ziemlich langſam von ſtatten, als es aber vollendet war, tröſteten

ſich Schmückerin und Geſchmückte mit dem Spruche: Was lange währt, wird gut.

Im Pfauenreich aber ſchien dieſer Satz keine allgemeine Gültigkeit zu haben. Dem Volke, das Vivat rufen ſollte, blieb, bei Popanzinens Anblick, die ganze letzte Hälfte des Ausrufs im Munde zurück. Der Kammerherr, der die Braut bewillkommen ſollte, konnte der Doppelattake ſeines äſthetiſchen und moraliſchen Gewiſſens nicht widerſtehn, und der Anfang ſeiner zierlichen Rede: Wie erfreulich! verwandelte ſich in den Ausruf: Wie abſcheulich! Die ganze Menagerie vor den Karoſſen ward ſcheu, und ſelbſt die ſanften Gazellen wurden wild und ſuchten das Freie. Die Moſaiktänzerinnen jagten ihnen nach, und ihr verworrnes Gedräng bildete eine endloſe Fülle von Karikaturen, welche alle viel Aehnlichkeit mit Popanzinen hatten. Man mußte in der Eil einen Zug von ſechs Pavianen vor den Wagen der Braut legen, und ſie brüſtete ſich darin nach Möglichkeit. Die Pfaue, die als Bürgerwache vom Hafen bis zum Palaſt eine Doppelreihe formiren und ihre Schweife präſentiren ſollten, glaubten, der

Leibaffe der Prinzeſſin eröffne den Zug, und trieben unziemliche Späße und Neckereien. Der Schiffer, dem bei dieſer Aufnahme nicht allzuwohl zu Muthe war, ſtieß die Amme an, und ſagte leiſe: das geht ſchlecht, die Mamſell ſollte hübſcher ſeyn. Die Amme aber fuhr ihn an, und ſagte: der Beifall der Menge ſei grade ein Beweis gegen die rechte, wahre Schönheit. Gemeine Naturen aber verſtünden das nicht.

Man brachte indeſſen die frohe Nachricht von der Ankunft der Braut vor den König. Nun — ſagte er — haben ihre Brüder recht, iſt ſie ſchöner als das Bild? Der Direktor der königlichen Vergnügungen war um die Antwort etwas verlegen. Zum Glück gehörte aber die Frage des Königs unter die vielumfaſſende Klaſſe der Fragen, welche auf keine Antwort Anſpruch machen, denn der König fuhr gleich fort: Nun, wir wollen das bald ſehn. Damit ſtieg er in ſeinen Pfauenwagen und fuhr der Braut entgegen.

Vor dem Wagen trugen zwei Reichsbarone feierlich Roſamundens Bildniß. Dann folg-

ten alle Reichsämter mit den Gesandten fremder Höfe, dann der ganze Hofstaat, und nun ganz langsam der König in seinem Pfauenwagen, umgeben von den Reichsvasallen und allen seinen Pfauen. Er konnte es kaum erwarten seine geliebte Rosamunde zu sehn, sprang aus dem Wagen, und wollte sie umarmen. Es kam aber nicht dazu, denn kaum sah er Popanzinen, da fuhr er zurück, als hätt' er einen Zitterrochen berührt. Kein Mensch hatte einen König jemals so zornig gesehn. Er warf sein Diadem zur Erde, zerriß seine königlichen Kleider, und warf so sprechende Blicke umher, daß niemand gern in der königlichen Nähe verweilen wollte. Als das erste Stadium seines Zorns vorüber, und die Entzündung seines Gemüthes etwas gestillt war, befahl er Braut und Amme und Schiffer in die Ruinen eines tiefen Thurms zu werfen, die sich noch aus der inhumanen Zeit der Justiz erhalten hatten. Er wollte ein Exempel statuiren, damit niemand in Zukunft Lust bekommen könnte, einen König auf eine so grobe Art zu hintergehn.

Rosamundens Brüder wußten den Tag

recht gut, an welchem ihre Schweſter ankommen mußte. Sie hatten ſich aufs beſte herausgeputzt, und der König memorirte noch an der Empfangsrede, die der Prinz ihm aufgeſetzt hatte. Da wurden die Thüren geöffnet, aber ſtatt der höflichen Deputation und Ehrenwache, welche ſie zum Hochzeitfeſt rufen ſollte, kam ein grober Kerkermeiſter mit einer Sicherheitswache von ein paar Dutzend Polizeidienern. Dieſe führten ſie in einen häßlichen Keller, eine Tagereiſe tief unter der Erde. Es war ein Glück, daß es ſtockfinſtre Nacht da unten war, denn hätten die armen Gefangenen ſich umſehn können, ſo wären ſie vor Schreck und Abſcheu über ihre Umgebungen im erſten Augenblick geſtorben.

Hier erſchöpften ſie ſich nun in Hypotheſen über den zureichenden Grund dieſer unbegreiflichen Veränderung, ohne den wahren zu errathen. Indeſſen hatten ſie doch den Vortheil von ihren teleologiſchen Studien, daß ihnen die Zeit ziemlich geſchwind verging. Nach drei Tagen hörten ſie die Stimme des Pfankönigs. Er ſtand oben an einem Luftgitter

des Kellers und schimpfte ein vollständiges Sortiment bedeutender Redensarten hinunter. Könige und Prinzen wollt ihr seyn? sprach er zuletzt, Kartenkönige seid ihr und Bettelprinzen! Ihr seid die Luft da unten nicht werth, die doch eben nicht die beste ist, aber der Strick ist schon gesponnen, an den man euch henken wird.

Pfauenkönig! — rief der König unten zum König oben — hütet euch, geht nicht zu weit und nicht zu schnell in dieser Sache, ihr könntet es bereuen. Ich bin König so gut als ihr, habe Kronen aufzusetzen und zu verschenken so gut als ihr. Was schwatzt ihr also vom Strick? Es kommt mir fast lächerlich vor euch so sprechen zu hören. Wenn ein König auf dem Theater spräch wie ihr, man würde sagen, es sei höchst unnatürlich und sehr albern.

Der gefangene König von Taccamahacca rief dieses mit einem so absprechenden Tone herauf, daß der Pfauenkönig in die größte Angst und Verlegenheit kam. Er war nicht übel willens, die Gefangenen laufen zu lassen, damit sie ihm kein Leid anthun könnten. Aber

ſein Vertrauter rieth ihm ab und ſagte, wenn er nicht ernſtlich Rache nehme, ſo würde alle Welt ſich moquiren und ihn für einen kleinen Titular- und Vaſallenkönig halten. Das wirkte. Der König ſchwur ſtrenge Gerechtigkeit zu üben und die ſchnellſt-möglichſte Juſtiz zu handhaben. Ein Mahler, der im Pfauenreichswappen eine Feder ausgelaſſen hatte, war wegen Hochverrathes in Verhaft. Man verurtheilte ihn, Popanzinen zu mahlen, das Gemählde ſtellte man dem Gerichtspräſidenten gegenüber auf den Gerichtstiſch, und vor jeden Gerichtsbeiſitzer eine Kopie. Keine Tortur war jemals ſo wirkſam geweſen, als dieſe Geſichtsfolter. Eh ſich noch einer von den Richtern ſetzte, war die Sitzung ſchon aufgehoben, und alle urtheilten einmüthig, daß die Gefangenen hängen müßten, weil ſie gelogen, und eine häßliche Zigeunerin für eine ſchöne Prinzeſſin ausgegeben hätten.

Der Pfauenkönig, der ganze Hofſtaat und die geſammten Reichsſtände verſammelten ſich nun in dem großen Thronſaal. Die Gefangenen wurden in feierlicher Prozeſſion vorgeführt,

führt, und ihr Urtheil ihnen eröffnet. Bei dieſer Gelegenheit erfuhren ſie auch ihr Verbrechen. Alles Proteſtiren half nichts, der Pfauenkönig war entrüſteter als jemals. Die Todtenglocke wurde geläutet, die Schüler ſangen, die Stadtpfeifer bliesen, und der Zug bewegte ſich langſam vorwärts nach dem offenen Operationspavillon der Juſtiz, wo ſich die Profeſſoren der Kriminal-Chirurgie mit ihren Ammanuenſen verſammelt hatten.

Der Zuſtand der ſchönen Roſamunde war indeſſen auch nicht viel glücklicher. Sie ſchwamm die ganze Nacht in der unbequemſten Lage, und als es früh dämmerte, ſah ſie ſich mitten auf dem weiten Meer ohne Schiff und ohne Hülfe allein mit ihrem kleinen Azur. Beide erſchraken nicht wenig, und Roſamunde weinte ſo kläglich, daß alle Fiſche Mitleid fühlten. Ach, ſchluchzte ſie, gewiß hat ſich der Pfaukönig anders beſonnen, und will mich nicht mehr heirathen, da hat er mich ins Waſſer werfen laſſen, um mich mit guter Manier los zu werden. Das iſt ein wunderlicher Menſch, der; ich hätt' ihn ſo lieb haben wollen, hübſch

bin ich, und vom Regieren verſteh' ich auch das und jenes. Wir hätten gewiß recht gut zuſammen gepaßt.

So ſchwamm ſie den ganzen Tag auf dem Meere, ganz durchnäßt, und faſt zum Tod erſtarrt. Hätte ihr der kleine Azur nicht das Herz gewärmt, ſie wär' hundert Mal geſtorben. Am Abend machten ihr die Fiſche wieder bange, und ſie ſagte zu ihrem Unglückgefährten: Azurchen, belle nur immer, daß uns die großen Wallfiſche und Meerungeheuer in der Nacht nicht freſſen.

Azur bellte auch die ganze Nacht, und bellte gegen Morgen einen alten Fiſcher an das Ufer, denn glücklicher Weiſe hatte der Wind in der Nacht das Bett gegen das Land getrieben. Die Prinzeſſin ſtreckte ihm flehend die Hände entgegen, und bat ihn, er möchte ſie aufnehmen, weil ſie ſonſt im Waſſer umkommen müßte.

Der Alte hatte von Natur ein mitleidiges Gemüth, und übrigens war die Prinzeſſin ſo ſchön, daß wohl ein Löwe oder Tiger ins Waſſer gelaufen wär ſie herauszuholen. Nach

einigen Verſuchen gelang das Werk. Azur ſprang ans Land und beüte ein unendliches Gratias. Roſamunde wickelte ſich in ihre Decken und liſpelte ihrem Befreier ſo melodiſchen Dank, daß dieſer ganz verjüngt wurde. Er zog das Phönixbett aus dem Waſſer, und trocknete es an der Sonne. Die Prinzeſſin führte er in ſeine Hütte. Hier machte er Feuer an, ſchloß ſeinen Koffer auf, und nahm den Sonntagsſtaat ſeiner Frau heraus. Kleidet euch um, ſchöne Dame, ſagte er, denn ihr ſeid pudelnaß, und in Bauerkleidern warm und trocken ſitzen, iſt allemal beſſer, als in Staatskleidern frieren. Damit entfernte er ſich und ließ der Prinzeſſin Zeit ihre Toilette als Bäuerin zu machen. Sie war bald damit fertig; der Anzug war eben nicht neumodiſch, aber Roſamunde war ſchön, und ein ſchönes Mädchen macht den ſchlechteſten Anzug auch ſchön, wie die goldne Morgenſonne auch die graueſte Wolke vergoldet.

Der Alte merkte an den goldbrokatenen Decken und atlasnen Matratzen, daß er einen ſehr vornehmen Gaſt beherbergte. Er kam dar-

über in nicht geringe Verlegenheit. Was fangen wir nun an, sagte er, ich merke an jeder Miene, daß ihr etwas Vornehmes seid. Ich bin aber ein armer Fischersmann, und wenn ich euch alles gebe, was ich in Blut und Leben habe, so ist das nicht so viel, als ihr sonst eurem geringsten Diener gegeben haben mögt, geschweige eurem Hundchen dort. Ihr seid an gute Bissen gewöhnt, hier findet ihr nichts, als schwarz Brot und etwa einen Rettich zum Mittagsmahl, und statt Kaffee einen Trunk Wasser, so gut es eben quillt. Das wird euch schlecht behagen. Wenn ihr meinem Rath folgen wollt, so laßt mich in die Stadt gehn zum Pfauenkönig, der erwartet jetzt seine Braut, und wird euch gern bei ihr als Hofdame eine Stelle geben.

Als die arme Rosamunde hörte, daß sie in dem Pfauenreiche sei, fing sie von neuem an bitterlich zu weinen. Sie erzählte dem Fischer ihr ganzes Unglück, ihre Liebe, und wie der Pfaukönig sie nun in das Meer habe werfen lassen.

Der Alte stutzte, und sagte endlich kopf-

schütteind: Hört nur an, schöne Dame, daß euch der König über Bord geworfen habe, will mir nicht einleuchten, aber, mag es gethan haben wer da will, wer weiß, wozu es euch gut ist. Was hilft euch ein Mann, wie der Pfaukönig, der verzaubert ist, und alle Nächte zu einem schnöden Pfau werden muß? Ja, das wundert euch; ich glaub' es wohl. Eine neidische Fee hat es ihm angethan, weil er ihr nicht gut seyn wollte, denn sie war nun eben nicht die schönste. Sie hatte ihn erst ganz und gar zum Pfau gemacht mit seinem ganzen Hofstaat, aber seine Mutter, die auch 'was von der Feerei versteht, hat die böse Fee doch einmal überlistet, daß er wenigstens am Tage Mensch ist und die Federn verliert, bis auf den Zwickelbart. Dafür muß aber die gute Königin selbst so lange ein altes häßliches Weib seyn, bis der König entzaubert ist.

Also kann er doch entzaubert werden, fragte Rosamunde neugierig, und schmeichelte sich an den Alten an, e sagt geschwind, wie?

Ei, erwiderte der Fischer, ihr möchtet euch wohl gern das Verdienst um ihn machen,

gelt? Aber das laßt euch vergehn. Da gehört ein ander Gesicht dazu, als ihr habt, nämlich ein ganz abscheulich häßliches. Wenn der König so eins zur Braut kriegen kann, dann kann ihm geholfen werden.

Ach, das ist Schade — sagte Rosamunde — da mag er lieber Pfau bleiben, als daß er so eine Braut nimmt.

Das wär noch das geringste, fuhr der Fischer fort, er soll sich aber im Angesicht des ganzen Hofes noch eine andre Braut an einem Orte holen, den man nicht gern nennt.

O nennt ihn immer — sagte Rosamunde — vielleicht wär es mir doch möglich ...

Nein, dafür bewahr euch der Himmel, fiel der Fischer ein, wenn ihr's denn durchaus wissen wollt, der Ort, mit eurer Erlaubniß, ist der steinerne Kleiderschrank, wo man die Kleider mit sammt den Menschen aufhängt. Und die Braut soll noch dazu in Ketten und Banden seyn. Da könnt ihr ja gleich merken, von was für Gelichter sie seyn müßte. Das hat freilich die gottlose Fee so verklausulirt, daß der arme König erst auf den Nimmermehrstag

loskommen kann. Denn er darf nicht einmal erfahren, wie er den Zauber los werden kann, das muß sich alles ohne sein Zuthun bloß so von ungefähr schicken.

Rosamunde schauderte und bat ihren Wirth, er solle sie nur nicht verrathen. Wenn ihr keine andre Sorge habt, als um unsern Tisch, setzte sie hinzu, so ist bald geholfen. Bindet nur meinem Hund ein Körbchen an den Hals, er hat eine sehr vielseitige Erziehung genossen, und es müßte nicht mit rechten Dingen zugehn, wenn er nicht etwas Gutes mitbrächte.

Gesagt, gethan. Der Alte brachte das Körbchen. Rosamunde band es dem Hündchen an, und sagte: Azur, das beste Gericht, das du in der Stadt findest, das bringst du uns, mach hübsch bald, denn mich hungert.

Azur sprang fort, und weil er glaubte, die königliche Küche sei die beste, so lief er hinein, sorgte zuförderst für seinen eignen Appetit, und packte dann den Rest für Rosamunden ein. Als er seinen Vorrath in der Hütte abgesetzt hatte, lief er noch einmal in die königs

liche Küche, und packte Konfekt, Eingemachtes, Muskatenſekt und franzöſiſche Brotchen ein. Er räumte Küche und Speiſegewölbe ſo auf, daß die Mäuſe im Palaſt einen allgemeinen Faſttag halten mußten.

Der Pfaukönig war nicht wenig erſtaunt, als die Tafel Mittags unbeſetzt blieb. Er fragte erſt, dann ward er ungeduldig, und endlich brach ſein Zorn aus. Er war überdieß ſchon von der Morgenunterredung mit ſeinen Gefangenen ziemlich echauffirt, und folglich etwas reizbar. Zuletzt mußte er ſich doch zufrieden geben, und er tröſtete ſeinen Appetit mit der Ausſicht auf ein gutes Abendeſſen. Allein ehe die Abendtafel des Königs ſervirt war, kam der kleine, niedliche Truchſes der Prinzeſſin und leerte die Küche von neuem.

Dieſe Prüfung war zu hart für eine königliche Geduld. Indeſſen ſchaffte der heftigſte Zorn kein Eſſen herbei, und machte im Gegentheil den faſtenden König nur hungriger. Das ſchlimmſte aber war, daß es am andern Tage mit dem Dejeuner, Diner und Souper des Königs gerade wieder ſo ging. Es fehlte

wenig, ſo wär der König Hungers geſtorben. Denn über der Hauptſache und ihrer Betrachtung dachte kein Menſch an die kleinliche Einzelnheit, den König aus andern Küchen einſtweilen zu verſorgen. Aber er hatte einen Favoriten, dem an des Königs Leben und Tafel ſo viel, als an ſeiner eignen Glückſeligkeit lag. Dieſer bewies, daß Könige Freunde haben. Denn er verſteckte ſich in die Küche hinter den Heerd, und verwendete kein Auge von dem Bratſpieß und Kochtopf.

Es währte nicht lange, da kam Azur, ſchnupperte um alle Töpfe, Tiegel und Pfannen, koſtete das Beſte aus, und packte wie gewöhnlich ſein Körbchen voll. Der Vertraute ſchlich dem himmelblauen Hündchen nach zur Stadt hinaus durch Felder und Wälder über Korn und Dorn bis zu der Fiſcherhütte, wo das Hündchen freundlich wedelte und kläffend Einlaß begehrte.

Außer Athem kam nun der Vertraute zu dem König gelaufen, und erzählte ihm ſein Abentheuer und die Emigrationen der königlichen Mahlzeiten nach der Fiſcherhütte. Der

König gab auf der Stelle Befehl, den himmelblauen Hund sammt seinen Komplicen in Verhaft zu nehmen und die Sache zu untersuchen. Der dienstfertige Vertraute führte selbst einige Gerichtsdiener nach der Hütte am Meer, wo der Fischer mit der Prinzessin und Azur sich eben bei der königlichen Küchenspende recht wohl seyn ließen. Hali, so hieß der Vertraute, befahl sogleich das ganze vorgefundne Personale, den kleinen Himmelblauen nicht ausgeschlossen, in Ketten und Banden zu legen, und nach der Stadt in das Gefängniß zu bringen. Bitten und Widersetzlichkeiten waren gleich vergeblich, denn Hali war hungrig und streng und hatte die Uebermacht auf seiner Seite.

Sie kamen eben in die Nähe der Stadt, als der König mit dem ganzen Zuge herauskam, um seinen Platz bei Handhabung der Gerechtigkeit einzunehmen. Der Fischer faßte sich im Vertrauen auf seine Unschuld ein Herz, warf sich dem Könige zu Füßen, und fing an alles ausführlich zu erzählen, von dem schwimmenden Bett an, bis zu dem letzten

Gericht aus der königlichen Küche, das nun ein so hartes Gericht über ihn verursachte, denn er bildete sich ein, die Anstalten, zu welchem er eben kam, wären bloß seinetwegen gemacht. Seine Majestät waren zwar hungrig nach einer Mahlzeit, und durstig nach Rache an den vermeinten Betrügern, und daher eben nicht in der besten Laune zu einer Audienz; allein zum Glück stand die schöne Rosamunde nicht weit vom Fischer, und der König nahm sich während der etwas langen Apologie des Inhaftaten Zeit sie zu betrachten und sich möglichst in sie zu verlieben. Aller Zorn war in Schwermuth aufgelöst, daß diese Schönheit ein Fischermädchen war, und nicht die Tochter des mächtigsten Gränznachbars. Als aber der Fischer bewies, diese, seine Mitgefangne, sei die ächte und aufrichtige Rosamunde, und jene, die sich Rosamunde nennen lasse, könne nur ein falscher Wechselbalg seyn, da machte der König, so matt er auch vom Fasten war, drei große Lust- und Freudensprünge, fiel der schönen Rosamunde um den Hals, und löste ihr mit eignen königlichen Händen ihre Bande.

Er ſagte ihr tauſend Artigkeiten und überzeugte ſie bald durch ſeine Galanterien und Liebkoſungen, daß er ganz andre Dinge mit ihr vor habe, als ſie in das Meer zu werfen.

Unterdeſſen war der Gerichtszug weiter geſchritten und die Todeskandidaten kamen dem Ort ihrer Beſtimmung näher. Der gefangene König und der Prinz tröſteten ſich mit allgemeinen Bemerkungen über die Vergänglichkeit aller menſchlichen Dinge, und repetirten ſich alle ſchönen poetiſchen und proſaiſchen Stellen, die man ſie ehmals über dieſen Gegenſtand hatte auswendig lernen laſſen. Hinter ihnen kam Popanzine mit ihrer Mutter, der Amme, und der Schiffer. Als Roſamunde ihre Brüder gewahr ward, riß ſie ſich vom König los und fiel einem nach dem andern um den Hals. Der Pfaukönig merkte nun ſeinen großen Mißgriff, und war in nicht geringer Verlegenheit, wie er den ſtarken Verſtoß wieder gut machen ſollte. Aber in dem Augenblick, da er ſich dem gefangenen König näherte, um einige Entſchuldigungen vorzubringen, fielen, wie durch einen Zauber-

ſchlag, die Ketten von den Händen und Füſſen der beiden Gefangenen, eine purpurrothe Wolke ſenkte ſich herab, und auf ihr ſchwebte die ſchönſte Fee, die jemals auf Roſenwolken geſchwebt hatte.

Der Zauber iſt gelöſt, mein Sohn — ſagte ſie, indem ſie ſich zu dem Pfaukönig wendete — Meine Verbannung iſt zu Ende, und mit ihr die Zeit deiner Verwandlung. Nimm deine ſchöne Braut und lebt beide glücklich unter meinem Schutze.

Mit dieſen Worten ſchwang die Fee ihren Zauberſtab und verſchwand. Die ganze Gegend war auf einmal umgeſtaltet. Der ſtrenge Stil in den umliegenden Werken der Kriminal-Architektur verſchwand und machte einem gefälligern Platz, der in Ehrenpforten, Freudenbogen mit Blumengewinden, Altären und Obelisken alle Augen entzückte. Die Reichspfauen dehnten Flügel und Schweife und verwandelten ſich in ſchöngekleidete Pagen, und an dem König ſelbſt hatte ſich das niedliche Federbärtchen in ein allerliebſtes Stutzbärtchen verwandelt, das ihn

in Rosamundens Augen nur noch liebenswürdiger und hübscher machte.

Die Versöhnung mit Rosamundens Brüdern war bald geschlossen. Sie sahen ein, daß der ganze Verlauf der Dinge von höhern Händen geordnet, und ihre Rollen in diesem Zauberschicksalsdrama, wenn auch nicht sehr glänzend, doch nothwendig waren, um die Entwickelung herbei zu führen. Man schloß also eine allgemeine Amnestie. Nur Popanzine und ihre Konsorten fürchteten, man möchte in ihrem Spiel mehr Freiheit, als Nothwendigkeit entdecken, und entfernten sich während der allgemeinen Freude.

Die Hochzeit war ein allgemeines Freudenfest für das Land. Der alte Fischer zog zu der neuen Königin in den Palast. Azur erwarb der gesammten Hundheit das Recht zu gewissen Jahrszeiten Medaillen zu tragen, und zum Andenken an die große Begebenheit trägt jeder Elegant im Pfauenreiche sein Stutzbärtchen, und wird davon in der Landessprache ein Stutzer genannt, bis auf diesen Tag.

Die

Verwandtschaft

mit der Geisterwelt.

Ein häßliches Regenwetter verhinderte den verabredeten Morgenſpaziergang der drei Freundinnen. Doch unterließen Amalie und Marie nicht, ſich in Florentinens Wohnung zur feſtgeſetzten Stunde einzufinden. Florentine war ſeit einiger Zeit viel zu ſtill, tiefſinnig und reizbar geworden, als daß die theilnehmende Freundſchaft die Anfrage hätte vergeſſen ſollen, was eine Nacht für Eindruck auf die Kränkelnde gemacht habe, in der Sturm und Donner und alles Ungeſtüm gegen den Schlaf der Reſidenz verſchworen ſchienen.

Wirklich kam auch Florentine äußerſt bewegt ihnen entgegen und nahm ſie mit beſonderer Zärtlichkeit in ihre Arme.

„Ein ſchönes Spazierwetterchen!“ rief Amalie. „Wie iſt dir die heilloſe Nacht vergangen?“

„Nicht zum Beſten, das könnt ihr leicht denken. Meine Wohnung hat bei ſolchem Wetter eine gar zu ausgeſetzte Lage.“

„Zum Glück wird ſie nicht lange mehr die Deinige ſeyn!“ verſetzte Marie lächelnd.

„Das iſt wahr,“ ſagte Florentine mit lautem Seufzen. Morgen kommt der Graf von ſeinen Reiſen zurück, in der Hoffnung mich bald vom Altare in ſein Haus zu führen.“

„Und nur in der Hoffnung?“ rief Marie. „Die räthſelhafte Betonung des Wortes läßt mich beinahe fürchten, daß du ſeine Hoffnung zu vereiteln denkſt.“

„Ich? — Aber wie viele Hoffnungen des Lebens ſind mehr als taube Blüthen?“

„Beſte Florentine!“ rief Marie an ihrem Herzen, „ſchon lange fragen wir uns, ich und meine Schweſter, vergebens, was der Munterkeit unſrer geliebten Freundin widerfahren iſt. Schon lange quält uns der Gedanke, daß vielleicht — Familienrückſichten die dir bevorſtehende Ehe wider deinen Willen veranſtaltet haben?“

„Familienrückſichten?“ erwiderte Floren-

tine. „Bin ich doch der einzige Zweig unſers Hauſes, den das Erbbegräbniß noch nicht in ſeinen dunkeln Armen feſthält. Und liebe ich denn meinen Bruno nicht mit der ganzen Gewalt jugendlicher Gefühle. Oder glaubt ihr, daß es nur ſchändliche Heuchelei war, wenn ich euch vor wenig Wochen noch den Mann meiner Wünſche mit ihren glühendſten Farben ſchilderte?“

„Wiſſen wir denn was wir glauben ſollen?“ rief Marie aus. „Und liegt nicht ein eben ſo groſſer Widerſpruch darin, daß eine liebende Braut von Schönheit und Geiſt, Stand und Vermögen, die überdieß keiner geliebten Familie mehr entzogen werden kann, ſo ſichtbar mit Schauer und Beben dem Traualtare näher rückt?“

Florentine reichte beiden Freundinnen ihre Hände. „Gute Seelen,“ ſprach ſie, „ich muß mich ſchämen, daß ich eure Freundſchaft noch nicht tiefer in dieſes unwirthliche Dunkel blicken laſſen. In dieſem Augenblicke bin ich außer Stande dazu. Aber noch heute, hoffe ich, ſoll es geſchehen. Doch, Lieben, laßt uns ein

andres gleichgültigeres Thema für die Unterhaltung der nächsten Momente wählen."

Die heftige Gemüthsbeschaffenheit, in der sich Florentine so unverkennbar befand, unterstützte ihr Verlangen bei den Freundinnen, und da diese das Wetter für den gleichgültigsten Gegenstand hielten, so suchten sie alle Beschwerden der vorigen Nacht mit einiger Laune aufzudecken, bis Marie endlich nicht sehr scherzhaft hinzufügte: „Wahrhaftig, ich will es nur gestehen, daß ich einige Male geglaubt habe, es gehe gar nicht mit rechten Dingen zu. Denn erst war es grade, als ob das Fenster unseres Schlafzimmers auf- und wieder zugemacht würde, und als ob nachher jemand meinem Bette immer näher träte. Trapp trapp, trapp trapp, klang es ordentlich, so daß mir ganz eiskalt dabei wurde, und ich mit dem Kopfe tief unter die Bettdecke fuhr."

„Ach," fiel Amalie ein, „ich mag niemanden sagen, wie oft ich schon dergleichen mit angehört habe. Nur vor meine Augen ist mir bis jetzt noch nichts Unheimliches gekommen."

„So will ich herzlich wünschen," sagte hier Florentine sehr feierlich, „wünschen, daß keine von euch je in ihrem Leben eine Erfahrung dieser Art machen möge."

Der tiefe Athemzug, der sich an ihre Rede hing, und das unruhige Auge, welches dabei auf die Freundinnen blickte, erschütterte diese augenscheinlich.

„Solltest du vielleicht selbst?" versetzte Amalie.

„Nicht ich so eigentlich — aber —. Doch verspart eure Wißbegierde. Auf den Abend, wenn ich ihn erleben — wenn ich, wollte ich sagen, da fähiger seyn sollte, auf den Abend hoffe ich euch alles mitzutheilen." —

Marie stieß Amalien an, und diese verstand die Schwester sogleich. Es schien als ob Florentine gern allein seyn wollte, und so beunruhigend auch ihre Stimmung war, so konnte doch ein zudringliches Bleiben diese schwerlich verbessern. Das aufgeschlagene Kirchenliederbuch, welches Marien jetzt erst ins Auge fiel, verrieth noch mehr. Wie unversehens schob sie beim Suchen nach ihrem Shawl

das Taschentuch, worunter der goldene Schnitt nur ein wenig hervorblickte, von dem Buche, und die Rubrik der Gesänge, mit denen sich Florentine vor ihrer Ankunft beschäftigt zu haben schien, hieß: Vom Tod und Sterben.

Der Abschied war reich an Thränen und so rührend, als ob er auf der Grenze zweier unvereinbarlicher Welten vorfiele.

Um so mehr sehnten die bekümmerten Freundinnen den Abend herbei, und um so froher sanken sie an Florentinens Busen, als sie von dieser mit einem ihr seit langer Zeit nicht mehr eigen gewesenen Humor begrüßt wurden.

„Lieben Kinder," sagte sie dann, „verzeiht mein ungeschicktes Benehmen am heutigen Morgen. Von der bösen Nacht entkräftet, glaubte ich wirklich schon am Rande des Grabes zu stehen und mein Irdisches sowohl, als das Jenseitige, berücksichtigen zu müssen. Ich habe auch bereits diesen Vormittag meinen letzten Willen aufgesetzt und in der Obrigkeit Hände niedergelegt. Doch seit der Mittagsruhe fühle ich mich so wohl und bei guten

Kräften, daß ich der Gefahr, welche mich dieſen Morgen bedrohte, wieder entſchlüpft zu ſeyn glaube.“

„Aber, liebes Herz,“ verſetzte Marie mit ſanfter, gutmüthiger Mißbilligung, „wer wird ſich durch eine ſchlafloſe Nacht ſogleich bis zu den trübſinnigſten Phantaſien heraufſtreiben laſſen?“

„Niemand ſo leicht. Auch ich nicht. Die Nacht war es jedoch bei weitem nicht allein. Sie fand mich ſchon auf einem Punkte, der ihrer kaum bedurft hätte. Doch keine unnützen Räthſel weiter. Ich will euch meine Schuld abtragen und Aufſchluß über manches Unerklärliche in meinem Weſen und Betragen ertheilen. Macht euch nur immer auf ſeltſame und auffallende Ereigniſſe gefaßt. — Es wird aber bei der naßkalten Luft, von der das Zimmer nicht verſchont geblieben iſt, gerathen ſeyn, den Kamin zuvor in Thätigkeit zu ſetzen, damit der innere Froſt, den doch vielleicht meine Erzählung hervorlocken könnte, von außen wenigſtens keine Unterſtützung erhalte.“

Während Feuer gemacht und Holz zu deſſen

Unterhaltung daneben gelegt wurde, bezeigte Marie und ihre Schweſter viel Freude über Florentinens ſo ganz veränderte Stimmung. Letztere konnte dagegen nicht genug beſchreiben, wie wohl ihr der nunmehr gefaßte Vorſatz thue, ihren nächſten Freundinnen das lange verhaltne Geheimniß mit zuzueignen.

Als man wieder allein war, fing Florentine alſo an: „Ihr ſeid mit meiner ſeligen Schweſter zwar ziemlich gut bekannt geweſen, aber genau kann nur ich mich rühmen mit ihr geſtanden zu haben. Daher muß ich über ſie ſelbſt manches vorausſchicken, ehe ich zur eigentlichen Geſchichte komme, deren Hauptperſon ſie übrigens iſt.

„Schon von ihrer Kindheit an hatte das Mädchen viel beſonderes. Sie war ein Jahr jünger als ich. Aber während ich vor unſern gemeinſchaftlichen Spielſachen mit ihr ſaß und in das bunte Allerlei meine ganzen Sinne verſenkte, konnte ſie oft halbe Stunden lang vor ſich hinſtarren. Ueberhaupt nahm ſie nur geringen Antheil an allen Ergötzlichkeiten der luſtigen Kinderwelt. Unſere Aeltern waren dar-

über nicht wenig beſorgt. Sie ſchrieben Seraphinens Antheilloſigkeit einem Stumpfſinne zu, welcher der Bildung, die ein Haus verlangte, deſſen Vorſteher den erſten Platz im Lande nach dem Fürſten einnahm, überall in den Weg treten mußte. Man dachte deßhalb auch ſchon darauf, ihr in einem adelichen Stifte eine Stelle zu erkaufen, als mit einem Male die Sache ſich anders wendete.

„Der bejahrte Lehrer nämlich, dem ſie ſchon frühzeitig, gewiſſermaßen nur um ihre müßigen Stunden auszufüllen, anvertraut wurde, verſicherte, daß ihm in ſeinem Leben keine Faſſungskraft von dieſer Auszeichnung vorgekommen ſei. Unſer Vater wollte zweifeln, allein des Mädchens Prüfung in ſeiner Gegenwart überzeugte ihn bald von des Lehrers Worten.

„Nun gab es ſogleich Anſtalten, um etwas Außerordentliches aus der kleinen Virtuoſin im Lernen zu bilden, und Sprach-, Muſik- und Tanzmeiſter begegneten einander zu allen Tageszeiten auf unſerer Treppe.

„Aber der Vater merkte bald, daß er ſich abermals verrechnet hatte. Der Unterricht in

fremden Sprachen ging so wenig vorwärts, daß die Lehrer die Achseln zuckten und der Tanzmeister behauptete, Seraphine habe ein paar Füße, aus denen, so schön sie auch wären, doch im Leben nichts werden könne, weil ihr Kopf sich allzusehr die Mühe nähme, sich um sie zu bekümmern.

„Dagegen machte sie in der Musik solche Fortschritte, daß die nothdürftige Meisterschaft ihrer Lehrer bald nicht mehr zu ihrem Unterricht ausreichte. Im Gesange übertraf sie unsre geschicktesten Opernsängerinnen.

„Der Vater sah nunmehr wohl ein, daß seine Plane für dieses seltsame Kind bald zu enge bald zu weit waren, und daß er es an einem lockergehaltenen Bande seinen eigenen Weg müsse gehen lassen. Das gab denn Seraphinen Gelegenheit eine Wissenschaft besonders zu berücksichtigen, die man sonst nicht leicht zu der ihrigen gemacht haben würde, nämlich die Astronomie. Wahrlich, Ihr habt keinen Begriff, meine Lieben, mit welchem — Heißhunger möchte ich sagen — sie alle Bücher verschlang, die von den Sternen handelten, und welch

Entzücken ihr die Fernröhre verſchafften, mit denen ſie der Vater an ihrem dreizehnten Weihnachtsfeſte beſchenkte.

„Allein gar bald reichte der Gang, den dieſe Wiſſenſchaft in neuern Zeiten mit ſo vielem Erfolge genommen hatte, bei weitem nicht für Seraphinen aus. Nun verfiel ſie, zu des Vaters großem Leidweſen, auf die faſt vergeſſene Aſtrologie, und mancher Morgen fand ſie noch über ſterndeutenden Schriften, die am Abend ihr in die Hände gerathen waren.

„Die Mutter hatte, als ſie ſtarb, ein Wort an Seraphinen, wahrſcheinlich eine Warnung vor dieſer Kunſt, auf der Zunge, allein der Tod bemächtigte ſich der Guten zu früh. Der Vater meinte, daß dergleichen ſonderbare Neigungen ſich in ihrem jungfräulichen Alter von ſelbſt verlieren würden.

„Aber er wurde bald inne, daß ſie auch als Jungfrau den Neigungen des Kindes noch ſo viel möglich getreu blieb.

„Ihr wißt, liebe Seelen, welches Aufſehen ihre Schönheit am ganzen Hofe erregte, wie häufig der edle Wuchs, das goldene Haar

besungen wurden, und wie besonders die verliebten Dichter scheiterten, wenn sie die räthselhafte Eigenheit ihres großen blauen, nur zu oft im Perlenglanze schwimmenden, Auges bezeichnen wollten. Ich kann wohl sagen, daß ich die herzlichgeliebte Schwester zuweilen nur umarmte, um diesem milden, heiligen Auge, von dem das fast allzublasse Gesicht den größten Theil seiner Hoheit entlehnte, gern so nahe als möglich zu stehen.

„Es geschahen dem Mädchen auch mehrere recht vortheilhafte Heirathsanträge, aber vergebens. Uebrigens hielt sie sich, wie ihr wißt, wo möglich nur zur Einsamkeit oder zu mir. Auch konnte sie nie eine Vorliebe für Putz und dergleichen gewinnen, ja sie vermied jeden Prachtanzug und die Gelegenheiten", bei denen so etwas erfordert wurde.

„Nur wer sie und ihr Eigenthümliches gar nicht kannte, konnte ihr dieß für Affektation auslegen.

„Eine ganz besonders merkwürdige Eigenheit entdeckte ich zufällig an ihr in ihrem funfzehnten Jahre, und ich werde den Schreck, den ich

dabei hatte, in meinem Leben nicht vergessen. Ich kam grade von einem Besuche zurück nach Hause, und fand Seraphinen mit ganz unbeweglichen Augen nicht weit vom Fenster in des Vaters Studierzimmer stehen. Schon seit ihrer Kindheit gewohnt, in diesem Zustande nicht von ihr bemerkt zu werden, schloß ich sie in meinen Busen, aber auch dadurch brachte ich sie nicht zu dem Gedanken an meine Gegenwart. In diesem Momente fällt mein Blick in den Garten hinunter und ich sehe den Vater neben derselben Seraphine gehen, die ich in meinen Armen halte.

„Um Gotteswillen, Seraphine!“ rufe ich, selbst erstarrt, wie das von mir umfaßte Marmorbild, und dieses fing nun an sich zu regen. Zu gleicher Zeit sucht mein Auge unwillkührlich den Garten wieder, und ich sehe den Vater allein, und ängstlich, wie es scheint, nach der vermißten Begleiterin umherforschend.

„Zwar bemühte ich mich den Vorfall der geliebten Schwester zu verbergen, doch unterließ sie nicht, mich mit theilnehmenden Fragen nach der Ursache meiner so sichtbaren Unruhe

zu bestürmen. Ich lehnte ab was ich konnte, und erkundigte mich, ob sie schon lange im Zimmer wäre. Das, antwortete sie lächelnd, würde ich wohl am besten wissen, daß sie sich erst nach mir hier eingefunden habe. Vorher sei sie, wenn sie nicht irre, mit dem Vater im Garten gewesen.

„Dieses nur halbe Bewußtseyn eines unmittelbar vorangegangenen Zustandes würde mir übrigens an sich gar nicht aufgefallen seyn, da dergleichen bei dem seltsamen Mädchen sehr häufig vorzukommen pflegte.

„In demselben Augenblicke trat der Vater herein und rief: „Aber sage mir, Seraphine, wie du so plötzlich von meiner Seite und hier herauf gekommen bist? Wir waren doch im Gespräch, wie du weißt, und kaum hattest du eben ausgeredet, und ich sehe mich nach dir um, als ich mich allein finde. Daß du dich im nahen Busche verloren haben mußt, war natürlich. Aber auch da fand ich dich nicht, und nun bist du schon vor meinem Eintritte hier im Zimmer."

„Sehr wunderlich," ſagte Seraphine, „und ich möchte ſelbſt wiſſen, wie das zugehe."

„Von Stunde an erklärte ich mir die ſchon zuweilen vom Vater beſtrittene Meinung mehrerer Leute, welche Seraphinen, während ſie bei uns im Hauſe geweſen war, anderswo geſehen haben wollten. Auch hatte ich nun in geheim meine eigenen Gedanken darüber, daß das Mädchen oft in ihrer Kindheit, ſie wußte nicht ob im Traume oder wachend, von der Erde nach dem Himmel abgerufen werden zu ſeyn und dort mit den Engeln geſpielt zu haben behauptete; ein Umſtand, dem ſie es zuſchrieb, daß ſie für unſre Kinderſpiele ſo wenig Sinn hatte behalten können.

„So mächtig, wie dieſe Vermuthung, beſtritt der Vater auch den Aufſchluß, den ich über Seraphinens ſo ſchleunige Entfernung aus dem Garten erlebt hatte und ihm als ein Geheimniß hinterbrachte.

„Laß mich," ſagte er voll Unwillen, „mit den Wundern zufrieden, die eure tagtäglich damit genährte Phantaſie ſo dankbar euch zurückgiebt. Es iſt wahr, daß deine Schweſter

manche Eigenheit in ihrem Charakter und Wesen hat, bis zum Wunderkinde aber, das in unmittelbarem Verkehr mit der Geisterwelt steht, werdet ihr mir sie niemals hinaufschwatzen können."

„Der gute Vater wußte zu jener Zeit noch nicht, daß der schwache Mensch Bestimmungen, wie das Wort niemals! wenn von der Zukunft die Rede ist, gar nicht in den Mund nehmen sollte.

„Ein und ein halbes Jahr später ereignete sich ein Vorfall, der seine zeitherige Denkweise darüber in ihren Wurzeln hätte erschüttern können. Es war ein Sonntag, an dem Seraphine und ich einen schon lange verschobenen Besuch endlich abstatten wollten. Aber so gern auch meine Schwester in meiner Gesellschaft war, so vermied sie solche doch lieber, wenn sie sie nicht anders als mit dem genußlosen Zwange einer glänzenden Assemblee erkaufen konnte. Das Ankleiden dazu war ihr eine Vorhölle, weil sie bei dieser Bemühung dachte, daß sie sich derselben nur unterzog, um mit Leuten zusammen zu kommen, deren Leerheit und Glätte

ihr

ihr in der tiefſten Seele zuwider waren. Zudem fand ſie bei dergleichen Gelegenheiten zuweilen Phyſiognomieen, an die ſie kein Wort ohne Schauder richten, deren Nähe ſie auf mehrere Tage krank machen konnte.

„Auch dieſesmal wollte ſie mich, wie die Zeit heranrückte, doch wieder allein fahren laſſen, als der Vater, der es vermuthen mochte, in unſer Zimmer trat und auf Abänderung ihres Vorſatzes beſtand. „Man kann ſich unmöglich von allen Rückſichten losſprechen," ſagte er, und verlangte, daß Seraphine noch ſchleunigſt ſich fertig machen und mich begleiten ſolle.

„Die Dienerin war eben von mir weggeſchickt worden, daher ging meine Schweſter ſelbſt mit dem Lichte, um ſich ihren Anzug aus dem im obern Stocke ſtehenden Kleiderſchrank herbei zu holen.

„Sie blieb länger, als ein ſo bald abzuthuendes Geſchäft erfordert hätte.

„Wie ſie endlich ohne Licht wieder hereintrat, ſtieß ich einen Laut des Entſetzens aus. Der Vater ſelbſt fragte mitleidig: „Was iſt dir widerfahren, mein gutes Kind?" Ihr

Geſicht war nämlich ſeit ihrer Abweſenheit von einer Viertelſtunde vollkommen anders geworden, ihre gewöhnliche Bläſſe in eine todtähnliche Bleichheit, und die Roſenfarbe ihrer Lippen in ein unſcheinbares Blau übergegangen.

„Unwillkührlich öffneten ſich meine Arme für das innigſtgeliebte Weſen. Meine Augen fragten klaglich, da mein Mund den ihrigen nicht zur Antwort bewegen konnte. Aber lange Zeit lag ſie ſtarr und ſprachlos an meinem Herzen. Bloß der unendlich liebevolle Blick, mit dem ſie mich und den Vater anſah, gab zu erkennen, daß dieſes reizende, unerklärbare Leben der Welt noch wirklich angehörte, oder, weil letzteres eigentlich niemals Statt fand, ihr noch nicht gänzlich entzogen war.

„Eine Krankheit überfiel mich," ſo viel brachte ſie endlich leiſe heraus, „doch iſt mir jetzt in der That ſchon beſſer."

„Sie fragte den Vater, ob er noch verlange, daß ſie in die Geſellſchaft gehe. Doch dieſer fand es unter ſolchen Umſtänden bedenklich. Mir jedoch erließ er den Beſuch durchaus nicht, ſo ſehr ich ihm auch zu verſtehen gab, daß ich

der guten Seraphine vielleicht unentbehrlich seyn könnte, und ich ging mit dem bekümmertsten Herzen von ihr.

„Ich hatte den Wagen mich abzuholen sehr zeitig bestellt, und doch machte es meine gränzenlose Unruhe mir unmöglich ihn zu erwarten, daher ich früher zu Fuße nach Hause ging.

„Der Bediente, den ich zur Begleitung mitgenommen, konnte mir kaum nach, so sehr eilte ich, um den verhaßten Raum zwischen mir und Seraphinen baldmöglichst an ihrem Herzen zu vergessen.

„Aber in dem Zimmer wurde meine Ungeduld noch immer nicht befriedigt.

„Wo ist sie denn?“ fragte ich ungestüm.

„Wer?“

„Wer anders, als Seraphine?“

„Fräulein Seraphine sind im Kabinet von Ihro Excellenz.“

„Allein?“

„Mit Ihro Excellenz.“

„Ich eilte nach dem Kabinet und fand die Thür verschlossen. Doch öffnete man in demselben Augenblicke und beide traten heraus.

Seraphine weinte, und an dem Vater bemerkte ich ein verlegenes, beklommenes Wesen, das ich noch niemals an dem gewandten Staatsmanne wahrgenommen hatte.

„Auf meinen freundlichen Wink folgte mir Seraphine sogleich in ein anderes Zimmer. Zuvor mußte sie jedoch dem Vater versichern, daß sie ihres, mir zur Zeit noch unbekannten, Versprechens eingedenk seyn wolle.

„Seraphine schien so voll von innern widersprechenden Bewegungen, daß meine Sehnsucht nach Kenntniß von der geheimnißvollen Begebenheit, die sie vorhin in einen so krankhaften Zustand versetzt hatte, mehrmals vergebens sich zu äußern bestrebte. Endlich aber gelang es mir, und Seraphine sagte: „Dein Wunsch soll zum Theil erfüllt werden. Ich will dir etwas von dem Räthsel lösen. Jedoch nur unter einer nicht zu erlassenden Bedingung.“

„Ich zeigte mich begierig diese zu hören, und sie fuhr fort:

„Schwöre mir, mit dem was ich dir entdecke, zufrieden zu seyn, und nie in mich zu dringen, nie deine Gewalt über mein Herz

dazu zu mißbrauchen, auch die Wiſſenſchaft von dem zu erlangen, was ich gezwungen bin dir vorzuenthalten.“

„Ich ſchwöre!“

„Und nun vergieb mir auch, geliebteſte Florentine, daß ich dir, zum erſten Male in meinem Leben, etwas verheimliche, ſo wie, daß ich bei dem geforderten Verſprechen dein bloßes Wort nicht zureichend achtete. Der Vater, dem ich das Ganze mittheilte, hat mir beides zur Pflicht gemacht, und ſeine letzte Rede hatte einzig darauf Beziehung.“

„Ich bat nur daß ſie zur Sache kommen möchte.

„Hierauf fing ſie an: „Ich kann dir nicht ſagen, welch eine Laſt auf meine Seele fiel, als ich vorhin nach meinen Kleidern gehen ſollte. Wie ich die Thüre zwiſchen euch und mir zugemacht hatte, war es grade, als ob ich von dem freundlichen Leben geſchieden ſei, und bis zu einer beſſern Heimath noch viele ſchauerliche Nächte zu durchreiſen habe. Die Luft auf der Treppe war nicht daſſelbe Element, das uns hier gemeinſchaftlich umfängt. So war

eine Luft, die mir den Athem verſetzte, und große, kalte Tropfen über die Stirne herunter-trieb. Ich ging auch nicht allein auf der Treppe, ſo viel war ausgemacht. Gleichwohl wagte ich es lange nicht, mich umzuſehen."

„Du weißt, Florentine, wie ich nach dem Tode unſerer gütigen Mutter ſo ſehnlich, aber vergebens wünſchte und betete, daß ſie mir doch nur noch Einmal erſcheinen möchte. Jetzt nun glaubte ich den Geiſt der Verſtorbenen auf meinen Fersen zu hören, und fürchtete, daß er nur gekommen ſei, mich wegen des damaligen Wunſches und Gebetes zu beſtrafen. Seltſam genug war freilich der Gedanke, daß die ſo unendlich Gütige durch das zärtliche Verlangen ihrer geliebten Tochter ſich hätte beleidigt finden und es ihr als Vorwitz auslegen ſollen. Eben ſo ſeltſam, daß ſie jetzt erſt, nachdem das Grab ihre Gebeine ſchon Jahrelang feſſelte, auf eine Strafe hätte denken ſollen, deren Urſache ich faſt vergeſſen hatte. Auch fühlte ich bald darauf dieſe Seltſamkeiten in dem Grade, daß ich bis zu dem Muthe gelangte, mich umzublicken."

„Ob nun aber ſchon mein bebendes Auge nicht das mindeſte zu entdecken vermochte, ſo ſchritt es doch, als ich weiter ſtieg aufs neue und immer vernehmlicher hinter mir her. Ja, oben in der Thüre des Zimmers fühlte ich meinen Rock feſtgehalten, ſo daß ich erſchrocken nicht weiter konnte und an der Schwelle niederſank.“

„Ich verwies mir jedoch gar bald meine unzeitige Furcht, als ich gewahr wurde, daß alles ſehr natürlich zuging, und mein Rock an der Handhabe eines alten Geräthes hängen geblieben war, das auf den Gang geſetzt worden, um den andern Tag aus dem Hauſe geſchafft zu werden.“

„Der Umſtand ermuthigte mich von neuem. Ich gehe hierauf nach dem Kleiderſchranke, denke dir aber den Todesſchauer, der mich überfällt, als, wie ich eben aufſchließen will, beide Schrankthüren ohne alles Geräuſch ſich öffnen, das Licht in meiner Hand auslöſcht und gleich, als ſtünde ich vor dem Spiegel, mein getreues Abbild herausgetreten kommt, das mit dem

Lichte, welches von ihm ausſtrömt, einen groſſen Theil des dunkeln Zimmers erleuchtet."

„Was zagſt du," ſo redet es mich an, „vor deinem eigenen Weſen, das nur zu dir tritt, um dir das Bewußtſeyn deines nahen Todes zu verſchaffen und die Schickſale deines Hauſes zu offenbaren."

„Die Erſcheinung entdeckte mir hierauf, was geſchehen ſoll, und wie ich nach tiefem Sinnen über die prophetiſche Stimme, an die Prophetin ſelbſt eine Frage, Deinetwegen eine Frage richten will, iſt das Zimmer dunkel und alles Uebernatürliche verſchwunden. — Das, Geliebteſte, iſt, was ich dir davon ſagen darf."

„Dein Tod ſchon nahe?" rief ich aus, weil der Gedanke in dieſem Augenblicke alle andere verdrängte.

„Sie nickte freundlich und machte übrigens ein Zeichen, daß ich auch dieſes Punktes halber nicht weiter in ſie dringen möchte. Der Vater, fügte ſie noch hinzu, habe verſprochen, mir zur rechten Zeit das Nöthige ſelbſt mitzutheilen.

„Zur rechten Zeit!" wiederholte ich, leiſe

klagend. Denn es ſchien mir, nachdem ich ſo viel wußte, die höchſte Zeit, alles Uebrige gleichfalls zu erfahren.

„Ich äußerte auch dieſen Abend noch gegen den Vater ſo etwas. Doch er war unerbittlich. Dabei meinte er, daß ja wohl vielleicht alle die Dinge, welche Seraphinen begegnet wären, einer aufs höchſte gereizten und in Unordnung gebrachten Einbildungskraft zuzuſchreiben ſeyn möchten.

„Aber, als er den dritten Tage nachher meine Schweſter wirklich bettlägerig wurde, da ſchienen ſeine Zweifel wieder an Kraft zu verlieren, und ob man mir ſchon ihren Sterbetag nicht bezeichnet hatte, ſo merkte ich doch aus der Heftigkeit, mit welcher die ſchen Todtenbilde bald mich, bald den Vater auf ihr Lager nieder, und in ihre Arme zog, daß die Entſcheidungsſtunde nahe ſeyn möchte.

„Wird die Glocke bald neun Uhr ſchlagen?“ fragte ſie, als wir Abends an der Betenden Bette ſaßen.

„Bald!“ antwortete der Vater.

„Nun ſo denket mein, ihr Lieben, bald

ſehen wir uns wieder!“ Sie drückte uns die Hand und ſank grade mit dem Glockenſchlage aufs Bette, um ſich nicht wieder zu erheben.

„Der Vater hat mir das alles erſt nachher geſagt, denn ich war in ſolcher Beſtürzung, daß ich durchaus nichts von mir ſelbſt wußte.

„Erſt als Seraphine die Augen geſchloſſen hatte, erwachte ich wieder zu einem in dieſem Momente mir ganz verächtlichen Leben. Ich konnte mich darüber nicht faſſen, daß die Stumpfheit, worein der bevorſtehende Verluſt mich verſenkt hatte, der Verſchiedenen wohl gar wie ein Mangel an Liebe vorgekommen ſeyn könne, und vermag es noch immer nicht, dieſe mein Herz vernichtende Scene, ohne einen heftigen Fieberfroſt in mein Gedächtniß zurückzurufen. —

„Es verſteht ſich,“ ſagte mein Vater am Begräbnißabend grade um dieſelbe Stunde, und zwar hier am Kamine, „es verſteht ſich, daß die ſogenannte Erſcheinung für jetzt noch ganz verſchwiegen zu halten iſt.“

„Ich fand das ebenfalls, konnte mir es aber nicht erwehren hinzuzufügen: „Noch immer alſo, lieber Vater, da ſchon ein Theil der Vor-

auffaſſung ſo grauenvoll in Erfüllung gegangen, noch immer ſagen Sie, die ſogenannte Erſcheinung?“

„Ja wohl. Du weißt noch nicht, mein gutes Kind, was der Menſch für ein gefährliches Weſen an ſeiner eignen Phantaſie mit ſich herumträgt. Seraphine wird nicht das letzte Opfer dieſer Mörderin ſeyn.“

„Wir ſaßen, ich wiederhole es, grade ſo wie ich jetzt ſitze, und ich wollte ihm eben, ich habe vergeſſen was, darauf erwiedern, als ich gewahr wurde, wie ſein Blick mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit auf der Thüre ruhte. Weßhalb wußte ich nicht, auch konnte ich an der Thüre noch gar keine Veränderung wahrnehmen. Doch eine Minute ſpäter ging plötzlich die Thüre von ſelber weit auf.“

Florentine hielt hier, wie von dem Grauen der damaligen Zeit aufs neue überwältigt, ein wenig inne, und in dieſem Augenblicke ſprang Amalie lautſchreiend vom Stuhle.

Man fragte, was ihr fehlte, aber ſie blieb lange die Antwort ſchuldig, wollte auch ihren Stuhl, deſſen Lehne nach der Thüre gekehrt

wer, durchaus nicht wieder einnehmen. Endlich jedoch geſtand ſie, ſich ängſtlich umſehend, daß ſie auf Einmal von einer eiskalten Hand am Nacken gefaßt worden ſei.

„Da haben wir die leibhafte Phantaſie,“ rief Marie ſich erholend. „Ich ſelbſt bin das geweſen. Ich hatte ja ſchon lange meinen Arm auf deinen Stuhl gelehnt, und fühlte bei der aufgehenden Thüre das Bedürfniß, mich an etwas Lebendes anzuhalten. — Wie war es aber mit der Thüre?“

„Seltſam genug!“ fuhr Florentine fort. Ich ſchauderte zuſammen, lehnte mich an den Vater, und fragte, ob er nicht eine Art von Licht, oder Schimmer, oder irgend etwas anderes Blendendes hereinquillen ſähe?

„Und wenn ich es nun ſähe,“ antwortete er mit merklich bewegter, leiſer Stimme. „Wir haben beide ein ſehr geliebtes Weſen eingebüßt, ſind alſo beide gewiſſermaßen in der nämlichen exaltirten Gemüthsverfaſſung. Unſre Einbildung kann daher auch wohl gar leicht auf einen und denſelben Abweg gerathen. Daß übrigens

eine Thüre von ſelbſt aufgeht, das iſt ſehr gut natürlich zu erklären.“

„Ich dächte aber doch, man verſuchte ſie wieder zuzumachen!“ ſagte ich, ohne den Muth zur Ausführung zu haben.

„Das können wir auch!“ ſprach er. Allein mit ſichtbarem Beben ſtand er dazu auf und ging nur einige Schritte, um dann wieder umzukehren und hinzuzufügen: „Wir können die Thüre ja offen laſſen. Es wird ohnehin etwas zu warm im Zimmer.“

„Uebrigens bin ich durchaus nicht im Stande den ſonderbaren Schein zu vergleichen oder zu beſchreiben, auch verſichere ich euch, daß wenn, ſtatt ſeiner, der Schatten meiner geliebten Schweſter hereingetreten wäre, ich ihn gewiß mit offenen Armen aufgenommen hätte. Denn nur das Räthſelhafte und Unbeſtimmte dieſer ſeltſamen Lufterſcheinung war es, was mir Furcht und Schauder erregte.

„Bald darauf kam die Dienerſchaft mit dem Souper, und alles blieb an dieſem Tage ohne weitere Folgen.

„Die Zeit verwiſchte indeſſen zwar keines-

weges das Andenken an unſre Unvergeßliche, aber wohl an dieſe ungewöhnliche Erſcheinung. Der Umgang mit euch, ihr Lieben, ward mir ſeit Seraphinens Hintritt eine ſehr erſprießliche Zerſtreuung und allmählig eine nicht zu entbehrende Gewohnheit. Ich dachte kaum flüchtig noch daran, was meiner Schweſter Ebenbild unſerm Hauſe geweiſſagt haben könne und ließ an eurem freundſchaftlichen Arme dem harmloſen Leichtſinne der Jugend den Zügel.

„Ein herrlicher Frühling beförderte die Heiterkeit durch mannichfache Anregungen. Einesmals hatte euch eben die Abendglocke nach eurer Behauſung gerufen, als ich mich noch immer nicht von unſerm buntfarbigen Garten zu trennen vermochte, und wie trunken von dem reinen Himmelsblau und deſſen goldenem Saume und den milden gewürzhaften Wellen der Abendluft auf- und niederhüpfte.

„So in den unſchuldigſten Genuß meines Daſeyns verſunken, gehörte eine auf und niederſchwirrende Fledermaus dazu, mir die Zeit der Rückkehr in's Haus anzukündigen. War ich dießmal ganz außer Acht gelaſſen worden,

oder wie ging es sonst zu, daß der seit der Schwester Tode um meine Gesundheit zwiefach besorgte Vater, welcher von meinem Aufenthalt im Garten unfehlbar wußte, mir nicht, wie gewöhnlich, eine wärmere Bekleidung heruntergeschickt hatte?

„Indem ich dieß bedachte, so schütteite mich ein eigentlicher Fieberfrost, den der indessen zwar kühl, doch keineswegs kalt gewordene Abend an sich kaum hervorzubringen vermochte. Von ungefähr fiel mein Blick auf die blühenden Bäume und das seltsame Licht, das an Seraphinens Begräbnißtage zur Thüre hereingequollen war, schien auf ihnen zu lagern und alle seine Strahlen noch mir herüberzuwerfen. Die Blütenallee war Seraphinens Lieblingsplatz gewesen.

„Dieser Gedanke gab mir den Muth mich zu nähern, weil ich ihren Schatten dort zu finden hoffte. Da aber mein Hoffen ohne Erfüllung blieb, so flog ich bald auf bebenden Füßen in unsre Wohnung.

„Doch hier fand ich wieder viel Ungewöhnliches. An das Souper, das ich schon halb

verſäumt glaubte, dachte noch kein Menſch. Vielmehr liefen die Dienſtleute mit ſchleunigem Einpacken von Kleidern und Hausgeräth beſchäftigt in großer Beſtürzung durch einander.

„Wer verreiſet denn?“ fragte ich.

„Mein Gott, das wiſſen Sie nicht?“ rief der Haushofmeiſter. „Ihro Excellenz, Sie, wir alle.“

„Und wann denn?“

„Dieſe Nacht noch auf die Güter.“

„Warum denn das?“

„Man zuckte die Achſeln und ich eilte in des Vaters Kabinet. Er ſaß auf ſeinem Lehnſtuhle vor ſich hinſehend.

„Die zweite Prophezeihung unſrer Seraphine“ ſo redete er mich an, „wäre alſo doch ebenfalls eingetroffen. Grade die unwahrſcheinlichſte; ich bin in Ungnade gefallen.“

„Das hat ſie auch vorausgeſagt?“

„Freilich! Doch es iſt wahr, ich habe dir's verheimlicht. — Uebrigens füge ich mich gelaſſen in mein Geſchick. Mag ein Anderer den gefährlichen Platz beſſer zu behaupten ſuchen.

Ich

Ich will auf unſern Gütern dir und meinen Unterthanen leben.“

„So gewaltſam mich auch ſein Unglück mit berührte und aus allen zeitherigen lieben Verhältniſſen riß, ſo wirkte doch ſeine Faſſung recht wohlthuend auf mein Gemüth.

„Nach Mitternacht ging die Reiſe fort und mein Vater fand ſich ſo gut in den veränderten Zuſtand, daß er in vollkommener Heiterkeit auf ſeinem Eigenthume anlangte.

„Hier gab es mancherlei zu thun, einzurichten und zu verbeſſern, und bald hatte ſich ſeine Liebe zur Thätigkeit einen behaglichen Wirkungskreis geſchaffen.

„Hieraus entfernte ihn jedoch nicht lange darauf eine Unpäßlichkeit, welche die Aerzte für bedeutend hielten. Er gehorchte zwar ihrer Verordnung, ſich gänzlich von Geſchäften loszumachen, jedoch ohne auf einigen Nutzen zu hoffen. „Seraphine,“ ſagte er jetzt, ganz von ſeiner vorigen Meinung zurückgekommen, „Seraphine hat zweimal wahr geredet. Sie wird es auch das dritte Mal.“ Es erſchütterte mich

heftig, als ich vernahm, daß er in Kurzem zu sterben glaubte.

„Wirklich verfiel er zusehends, wurde bettlägerig und rief mich einst Abends zu sich, nachdem er alle Fremde aus dem Zimmer gewiesen hatte.

„Die Erfahrung" sagte er, und das schon mit schwacher Stimme und nach häufigem Innehalten, „hat meinen Unglauben geheilt. Die heutige nennte Stunde ist nach Seraphinens Aussage mein Todesaugenblick, daher zwei nothwendige Worte an dich, meine Geliebte. Bleibe, wo möglich, in deinem jetzigen, unverheiratheten Zustande. Das Geschick scheint es auf Erlöschung unseres Stammes abgesehen zu haben. — Weiter nichts vor der Hand davon. — Sollte indessen einmal die Ehe dein ernstes Bestreben werden, so vergiß nicht, dieses Blatt zu eröffnen und zu lesen. Doch ist es mein ausdrücklicher Wille, daß die Eröffnung nicht früher geschehe, weil dir außerdem das Papier zwecklose Unruhe verursachen könnte."

„Bei diesen Worten, welche mein Schmerz schluchzend empfing, zog er unter seinem Kopf-

kiſſen ein verſiegeltes Blatt hervor und händigte mir es ein. Uebrigens war der Augenblick für mich durchaus nicht gemacht, über das Wichtige ſeiner Ermahnung nachzudenken. Das troſtloſe Bild der neunten Stunde, in der der gute Vater hernach, an meine Schulter gelehnt, wirklich hinüberſchlummerte, raubte mir alle weitere Beſinnung.

„Seinen Begräbnißtag zeichnete der unnatürliche, blendende Schimmer von neuem aus.

„Ihr wißt, wie ich hierauf ſogleich die Reſidenz aufſuchte, um in euerm lieben Umgange Troſt zu finden. Ihr wißt auch, wie die Kraft meiner Jugend euere Bemühungen mir eine annehmliche Exiſtenz zurückzugeben, begünſtigte, und wie ich dem Leben wieder allmählig eine erfreuliche Anſicht abgewann. Nicht weniger iſt es euch bekannt, daß zwiſchen mir und dem Grafen in der Folge Verhältniſſe Statt fanden, welche die Ermahnung meines Vaters zur Eheloſigkeit kraftlos machten. Der Graf liebte mich, ich liebte ihn. Mehr bedurfte es kaum zu meiner Ueberzeugung, daß ich nicht unverheirathet bleiben könne, auch hatte der

ſelige Vater dieſes nur verlangt, wenn es mir möglich wäre.

„Ich glaube übrigens, daß er, indem er mir das verſiegelte Papier in die Hände gab, einen wiewohl ſehr verzeihlichen Mißgriff gethan hat. Denn grade das geheimnißvolle Siegel beunruhigte mich höchlich und würde, ich geſtehe es gern, vielleicht beigetragen haben, mich ſogar zur Ehe mit einem minder geliebten Manne zu überreden, weil ich ja außerdem niemals erfahren hätte, was die Weiſſagung der ſeligen Schweſter in Hinſicht meiner betroffen haben möchte. —

„Da nun meine künftige Heirath ſo gut als gewiß war, ſo zögerte ich nicht lan[illegible] die verhängnißvolle Schrift aufzuſchneiden. Hier habe ich ſie, und will ſie euch vorleſen:

„Seraphine wird Dir bereits mitgetheilt „haben, daß die bewußte Erſcheinung, als ſie „ſie Deinethalben noch um etwas befragen wollte, „plötzlich verſchwunden war. Das unerklär„bare Weſen hatte nämlich unter andern auch „Deiner gedacht, und ſein troſtloſer Ausſpruch, „daß Du drei Tage vor Deiner Hochzeit, in

„der uns allen ſo gefährlichen neunten Abend-
„ſtunde verſcheiden würdeſt, Deine ſelige Schwe-
„ſter nach der erſten Beſtürzung zu der Frage
„vermocht, ob Dein Leben ſich nicht außer
„der Ehe bewahren ließe.“

„Leider war freilich die Antwort ausgeblie-
„ben, doch iſt nach meiner Ueberzeugung auf
„dem Pfade zum Traualtare nur Untergang
„für Dich zu finden, daher meine Vermahnung
„an Dich, im jungfräulichen Stande zu blei-
„ben.“ Wenn Du es Deiner Neigung ange-
„meſſen findeſt! ſetze ich hinzu. Denn ich weiß
„nicht, ob dieſer Ausweg Dir auch gewiß Ret-
„tung bringen wird.“

„Dich, herzlichgeliebtes Kind, aller Angſt
„vor der Zeit zu überheben, wollte ich die
„Offenbarung des Ganzen bis zu dem bedenk-
„lichen Augenblicke Dir vorenthalten. Ueber-
„lege nun, was Du zu thun haſt.“

„Unfehlbar wird Dich mein Schatten beim
„Leſen dieſer Zeilen ſegnend umſchweben, mögeſt
„Du auch unter den beiden Wegen wählen
„welchen Du wolleſt.“

Florentine legte das Blatt ſtillſchweigend wieder zuſammen, und ſagte nach einer, zufolge der Verſicherung ihrer beiden Freundinnen, ſehr unwillkommenen und unbehaglichen Pauſe:

„Von dieſer Zeit, lieben Kinder, mag wohl die Veränderung herrühren, die ihr mir zuweilen vorgeworfen habt. Doch ſagt mir nun auch, wer an meinem Platze nicht geſtört, ja halb vernichtet werden würde von der Weiſſagung, daß ihm an der Schwelle ſeines höchſten Glückes der Tod begegnen ſolle?“

„Und hiermit bin ich am Ende meiner Erzählung. Denn morgen kommt Bruno von ſeinen Reiſen zurück und ſein gränzenloſes Verlangen hat unſre Hochzeit ſchon auf den dritten Tag ſeines Hierſeyns angeſetzt.“

„Alſo heute?“ riefen Amalie und Marie mit Einer Stimme und dabei bleich und unruhig ihr Geſicht auf eine Stuhuhr gerichtet, welche ſo eben die Nähe der neunten Stunde anhebend verkündigt hatte.

„Ja heute iſt der entſcheidende Tag!“ vollendete Florentine gefaßt und ſogar heiter. „Seit dem ſchaurigen Morgen bin ich mir

jedoch ſelbſt wiedergegeben, und mein noch in dieſem Augenblicke völlig geſunder Zuſtand verſichert mir, daß der Tod heute wohl ſchwerlich mich erreichen möchte. Vielmehr wird eine Ahndung, eine herzliche Ahndung in mir recht lebendig, daß leicht dieſen Abend mein lange genährter Wunſch erfüllt werden, daß meine geliebte Schweſter mir erſcheinen, und den wahrſcheinlichen Irrthum ihrer Weiſſagung in dem, was mich betrifft, widerlegen könne. Geliebteſte Seraphine, du wurdeſt mir ſo ſchnell, ſo liebios entriſſen. Wo biſt du, daß ich dir die damals vorenthaltene Liebe endlich mit Wucher zurückgebe?“

Bewegungslos ſtarrten ihre beiden Freundinnen auf die Uhr, welche jetzt eben die Stunde des Verhängniſſes laut anzeigte.

„Willkommen!“ jauchzte nun Florentine, als die zuletzt nur wenig beachtete und genährte Flamme des Kamins auf Einmal völlig erloſch. Das Fräulein eilte dazu von ihrem Sitze mit weit ausgebreiteten Armen vorwärts. Amalie und Marie blickten ächzend nach der Thüre, zu der Seraphinens, wie vom Vollmond erhellte,

Gestalt hereingetreten war. Florentine umschlang die Geliebte mit ihren Armen.

„Dein auf ewig!“ erscholl es jetzt, und man wußte nicht, ob der leise und schaurige Ton von Florentinens oder der Erscheinung Lippen, oder von beiden Schwestern zugleich gekommen war.

Unmittelbar nachher stürzten die Dienstleute mit verstörten Gesichtern herein, um zu sehen, was vorgegangen sei. Es hatte nämlich draußen geklungen, als ob alles Glaswerk und Porzellan im Zimmer auf Einmal zu Grunde gehen wolle. Statt dessen mußten sie ihre verehrte Gebieterin an der Thüre umgesunken finden. Von der Erscheinung keine Spur weiter.

Alle Mittel Florentinen ins Leben zu rufen blieben fruchtlos. Die Aerzte maßen es einem plötzlichen Schlage bei. Doch Marien und Amalien begleitet der Schauer der erlebten Scene durch's ganze Leben.

Nachrede.

Ohne Nachrede, gute oder üble, bleibt ein Buch so wenig als ein Mensch, so bald sie vor das Publikum treten. Warum soll der Autor, der gern zu seiner Erleichterung die Vorrede seines Buchs einem Fremden überträgt, nicht einmal zur Erleichterung des Lesers die Nachrede übernehmen? Man weiß, daß gelehrte Tribunale, gleich bürgerlichen, ungern ein Urtheil sprechen, bis sie sich den fremden Gegenstand möglichst eigen gemacht haben, wer könnte aber natürlichern

Beruf haben, zuerst von einem Buche zu sprechen, als sein ursprünglicher Eigenthümer, der Verfasser?

Der Nachredner hat den Vortheil, daß er nicht, wie sein Vorfahrer und Kollege, der Vorredner, mit bloßen Titularlesern spricht, sondern mit wirklichen, d. h. mit solchen, die außer dem Titel auch das Buch selbst gelesen haben. Mit diesen kann er ein ernsthafteres Wort sprechen, und sogar hoffen, gelesen zu werden.

Ob es Gespenster gebe, soll eine sehr unentschiedene und streitige Sache seyn, aber entschieden und unstreitig ist es, daß es Gespenstergeschichten giebt, und die Erfahrung, welche über Gespenster selbst sehr zweideutig belehrt, zeigt unwidersprechlich, daß sehr viel Leute die Gespenstergeschichten außer-

ordentlich gern hören und lesen. Der geneigte Leser bezeugt mir dieses willig, denn wär es nicht so, warum hätte er sich denn durch dieses Bändchen bis zur Nachrede durchgelesen?

Damit begnügt sich aber der kritisirende Leser nicht, der neben dem Glimmer des Vergnügens auch noch gediegene Ausbeute fordert. Beweist das Buch die Gespenster — fragt dieser — oder streitet es dagegen?

Keins von beiden, lieber kritischer Leser. So wenig du in deinen Mythologien eine Widerlegung des Polytheismus, oder eine Apologie des Heidenthumes suchst, eben so wenig erwarte in unserm Gespensterbuche etwas für oder wider den Gespensterglauben. Du lieset mit Vergnügen in deinem Ovid, wie der liebentzündete Dichtergott statt seiner

Dafne ein Lorbeerreiß in die Hand bekam, ohne darum zu fürchten, daß du, statt süßes Minnesoldes von der Geliebten, dir nur den poetischen Lorbeer erjungen werdest, wiewohl dich in Petrarka's umkränztem Haupte ein bedenkliches Beispiel anblickt; so lies denn auch unsre Geschichten von alten Schlössern, Grabmälern, Wunderbildern, Schätzen, Todtenglocken, Vorzeichen, weißen Frauen, schwarzen Männern, grauen Zwergen, Leichentüchern u. s. w., ohne zu fürchten, daß dir etwas unheimliches der Art im Leben begegne, wenn auch eine alte Sage, die deine Wärterin dir erzählte, dadurch eine bedenkliche Bestätigung erhalten sollte.

Ueberhaupt, wie der Mythus die Dämmerung bezeichnet, vor dem Sonnenaufgang des Glaubens — Götterdämmerung als Mor-

gen — so ist die Gespensterſage das Zwielicht vor dem vollen Tage der Erkenntniß. Denn Wunderbar nennen wir das, deſſen Grund wir in unſrer Bekanntſchaft mit der Natur nicht auffinden, und wahre Aufklärung verdrängt den Wunderglauben, indem ſie jene Bekanntſchaft erweitert, und das Wunderbare begreifen lernt; während die vermeinte, eingebildete Aufklärung die Thatſache ſelbſt läugnet, weil ſie das Wunderbare an ihr nicht begreifen kann, und es deßhalb für abſolut unbegreiflich zu halten pflegt. So verfuhr ſie z. B. mit den alten Nachrichten von Donnerkeilen und Steinregen.

Eine Geſchichte des Wunderglaubens wär alſo für die Naturerkenntniß daſſelbe, was eine Geſchichte der Religionen für die

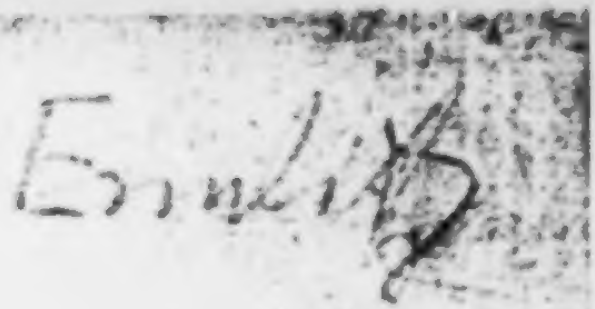
Theologie. Da wir, ohne zu erröthen, gestehn dürfen, daß unsre Naturerkenntniß wenigstens noch im ersten Aufdämmern sei, so befinden wir uns in Ansehung des Wunderglaubens auf der Stufe, auf welcher wir polytheistische Nationen in Ansehung ihrer Mythen erblicken. Eine vollständige Geschichte dieses Glaubens muß daher einer erleuchteren Zeit vorbehalten bleiben, unser Verdienst kann bloß seyn, künftigen Forschern dieser Geschichte Materialien dazu aufzubehalten, wie unsre Vorzeit die religiösen Mythen für spätere Mythologen sammelte und aufbewahrte.

Und so, lieber kritischer Leser, möchtest du nicht ganz Unrecht haben, wenn du neben dem exoterischen Zweck der Unterhaltung noch einen esoterischen bei unserm Gespensterbuche

forderst und vermuthest. Wir geben dir, als Materialien zu einer solchen Geschichte, die verschiedenartigen Erzeugnisse des Wunderglaubens in Gespensterſagen, Ahndungsgeschichten, Zauberhistorien, Mysterien, Feenmährchen, Legenden u. s. w., theils unverfälscht aus der Volkstradition aufgegriffen, theils abenteuerlich und fantastisch erfunden oder umgebildet. Denn, wie jene Mythen durch willkührliche Dichtung umgestaltet wurden, so widerfährt es auch diesen Sagen, und oft sondert sich, wie bei vermischten Metallen, das ächte vom unächten, nur bei einer gewissen Quantität fremdes Zusatzes.

Das zweite Bändchen, welches in der nächsten Messe erscheint, wird mehr eigentliche Gespensterſagen und Erscheinungsgeschichten enthalten, als dieses erste, so wie

denn überhaupt, wenn das Intereſſe der Leſer nicht ermüdet, jedes Bändchen, bei aller Mannichfaltigkeit, doch vorzüglich einer beſtimmten Gattung des Wunderbaren gewidmet ſeyn wird.



Die Todtenbraut.

Geſpenſterbuch.

Herausgegeben

von

A. Apel und F. Laun.

Zweites Bändchen.

Leipzig, bei G. J. Göſchen. 1811.

Es war ein köſtlicher Sommer, auch hatte ſeit Menſchengedenken der Brunnenort keinen ſo zahlreichen Beſuch erlebt. Aber obſchon die Geſellſchaftsſäle ſich zuweilen mit Gäſten überfüllten, ſo wollte doch die Unterhaltung nicht immer herbeikommen. Der Adel hielt zuſammen, das Militär ebenfalls, und der Bürger machte gehäſſige Gloſſen über beide. Bei ſo vielen Zuſammenhalten mußte nothwendig dem Ganzen aller Zuſammenhalt abgehen. Selbſt die öffentlichen Bälle ſtifteten keinen innigern Verein unter den Gebildeten und konnten keinen ſtiften, weil auch auf ihnen der Beſitzer des Bades mit Ordensband und Stern erſchien und hierdurch ſowohl als durch die ſteife Haltung ſeiner Familie und des vergoldeten Lakaienſchwarms hinterher, die Mehrheit der Anweſenden ſtillſchweigend in die Schranken der verſchiedenen Stände zurückverwies.

Daher verloren denn auch die Versammlungen immer mehr von ihrem Umfange und angenehme Privatzirkel suchten die Geselligkeit unter sich zu erhalten, die in der öffentlichen Gesellschaft mit jedem Tage abnahm.

Eine von diesen Privatverbindungen fand sich wöchentlich ein Paar Abende in einem der Säle ein, welcher um diese Zeit leer zu stehen pflegte. Hier soupirte man und erfreute sich nachher entweder im Hause oder auf den Promenaden einer anständigen und ungezwungenen Mittheilung. Die Mitglieder dieses Vereins hatten einander schon zuvor, wenigstens dem Namen nach, gekannt. Nur der Marchese, der sich der Gesellschaft anschloß, war sowohl ihr als allen Badegästen überhaupt ein unbekannter Mensch. Der Titel Marchese schien an ihm um so seltsamer, da er, der Badeliste nach, einen durchaus nordischen mit Konsonanten dermaßen überhäuften Namen führte, daß kein Mensch ihn auszusprechen wagte. Ueberhaupt lag viel Wunderliches in seinem Wesen und Thun, auch hatte seine lange, blasse Gestalt, und sein dunkles, gebieterisches Auge so wenig

Einnehmendes, daß er unfehlbar von jedermann vermieden worden wäre, wenn ihm nicht eine Menge Geſchichten zu Gebote geſtanden hätten, welche dem Zirkel in langweiligen Momenten zu Hülfe kamen. Nur behauptete man allgemein, daß ſeine Erzählungen den Glauben der Zuhörer gewöhnlich allzuſehr in Anſpruch nähmen.

Die Geſellſchaft war eben wieder beiſammen und ſtand dießmal in einer läſtigen Stimmung von der Tafel auf. Der Ball der vorigen Nacht lag ihr noch in den Gliedern, daher der ſchöne Mondſchein vergebens zum Spazierengehn aufforderte. Sogar zum Geſpräche war man zu ſchwerfällig, kein Wunder, wenn der abweſende Marcheſe heute mehr als ſonſt vermißt wurde.

„Wo er nur bleiben muß!“ rief die Gräfin ungeduldig.

„Zuverläßig wieder beim Faro, um die Banquiers in Verzweiflung zu ſetzen,“ antwortete Florentine. „Blos ſeinetwegen ſind heute Morgen zwei dieſer Herren plötzlich abgereiſet.“

„Ein leichter Verluſt!“ erwiederte man.

„Für uns,“ fügte Florentine hinzu, „aber nicht für den Besitzer des Bades, der das Spiel hauptsächlich darum verboten hat, damit es desto ärger getrieben werde.“

„Der Marchese sollte sich solcher Dinge enthalten!“ sagte der Chevalier geheimnißvoll. „Die Spieler sind rachsüchtig und haben gemeiniglich gute Konnexionen. Wenn es wahr ist, was man sich zuflüstert, daß der Marchese in politische Händel gefährlich verwickelt seyn soll — —“

„Aber,“ fragte die Gräfin, „was thut denn der Marchese den Bankhaltern?“

„Nichts weiter, als daß er auf Karten setzt, die fast allezeit gewinnen. Und wunderbar genug; wird das von ihm selbst wenig oder gar nicht benutzt, weil er stets bei dem niedrigsten Satze stehen bleibt. Desto besser jedoch befinden sich die andern Pointeurs dabei und belegen seine Karten immer dermaßen, daß die Bank gesprengt ist, ehe man eine Hand umkehrt.“

Die Gräfin wollte weiter fragen, als das

Hereintreten des Marcheſe dem Geſpräch eine andere Richtung gab.

„Endlich!“ rieſen einige zugleich.

„Wir haben uns heute,“ ſagte die Gräfin, „vorzüglich nach Ihrer Unterhaltung geſehnt, und heute grade laſſen Sie ſo lange auf ſich warten.“

„Ich hatte eben eine Haupterpedition vor, die mir auch trefflich gelungen iſt. Morgen wird hoffentlich keine einzige Bank mehr im ganzen Bade exiſtiren. Ich bin von Spielzimmer zu Spielzimmer gegangen, und es fehlt an Poſtpferden, um die ungehaltenen Banquiers fortzubringen.“

„Können Sie uns Ihre wunderbare Kunſt zu gewinnen nicht mittheilen?“ fragte die Gräfin.

„Schwerlich, meine Gnädige. Eine glückliche Hand gehört dazu, ſonſt nichts.“

„Aber,“ verſetzte der Chevalier lächelnd, „ſo glücklich, wie die Ihrige, iſt mir doch in meinem Leben keine Hand vorgekommen.“

„Bei Ihrer Jugend, lieber Chevalier, mag Ihnen wohl noch manches künftig erſt vor-

kommen.“ Hierbei sierte der Marchese den jungen Mann so scharf, daß dieser sagte:

„Wollen Sie mir etwa gar die Nativität stellen?“

„Nur heute nicht, Chevalier,“ fiel ihm die Gräfin in's Wort. „Wer weiß, ob Ihr künftiges Leben sich zu einer unterhaltenden Geschichte qualifizirt, wie der Marchese uns schon seit ein Paar Tagen eine versprochen hat.“

„Unterhaltend habe ich wohl nicht gesagt?“

„Wenigstens eine mit ungewöhnlichen Ereignissen, und solche gehören dazu, um uns der Lethargie zu entziehen, worein wir heute versunken sind.“

„Ich will mich nicht weigern,“ sprach der Marchese. „Doch möchte ich zuvor wissen, ob schon jemandem unter Ihnen die wunderliche Sage von der Todtenbraut bekannt ist?“

Kein Mensch erinnerte sich davon gehört zu haben.

Ein ungeduldiges Husten der Gräfin und mehrerer machte, daß der Marchese, der noch etwas vorausschicken zu wollen geschienen hatte, ohne weitere Einleitung also anfing:

Schon längſt hatte ich den Grafen Globeda auf ſeinen Gütern beſuchen wollen. Wir wären faſt in allen Gegenden Europa's zuſammengetroffen, hier von dem glücklichen Leichtſinne der Jugend, dort von der heitern Ruhe der ſpätern Jahre begleitet. Wir waren alt geworden und ſehnten uns beide die gemeinſchaftlich durchlebte Vergangenheit durch den Zauberſpruch der Erinnerung aus dem Grabe hervorzulocken. Zugleich lag mir daran, den Wohnſitz meines Freundes in Augenſchein zu nehmen, der in einer, ſeiner Beſchreibung nach, überaus romantiſch gelegenen Burg beſtand, die ſeine Vorfahren vor vielen Jahrhunderten erbaut und ihre Nachkommen mit ſo treuer Sorgfalt unterhalten hatten, daß ſie noch ihr ganzes, trotziges Anſehen behauptete, ja ſogar durchaus bewohnbar geblieben war. Der Graf pflegte den größten Theil des Jahres mit den Seinigen hier zu verleben, und nur den Winter in der Reſidenz zuzubringen. Das wußte ich; daher bedurfte es keiner Vorbereitung, und ich überraſchte ihn einmal Abends mit Sack und Pack grade in der jetzigen Jahreszeit. Ich ſtaunte

über die bunte, glückliche Natur, die dem braunen Felsennefte zu Füßen lag.

Die freundschaftliche Aufnahme, welche ich fand, konnte mir den stillen Harm nicht verschleiern, der auf den Gesichtern des Grafen und seiner Gemahlin und Tochter, der schönen Libussa, lagerte. Ich vernahm auch gar bald, daß man noch immer die Zwillingsschwester der letztern nicht vergessen konnte, deren irdische Ueberreste nun bereits ein Jahr lang in der Kirche beigesetzt waren. Libussa und Hildegarde waren einander so ähnlich und durch nichts zu unterscheiden gewesen, als durch ein kleines Mahl in Form einer Erdbeere an dem Nacken der Verstorbenen, deren Zimmer mit allem Zubehör noch im vorigen Zustande gelassen und von der Familie zuweilen besucht wurde, wenn die Sehnsucht nach der seligen Hildegarde sich einen Festtag bereiten wollte. Libussa und sie hatten nur Ein Herz und Einen Sinn gehabt. Die Aeltern konnten sich daher nicht überzeugen, daß hier eine Trennung auf lange Zeit möglich sei, und fürchteten sehr,

ihre geliebte Libuſſa werde ihnen auch noch entzogen werden.

Ich that, was ich konnte, die achtungswürdigen Menſchen durch ergötzliche Scenen des vergangenen Lebens zu zerſtreuen, und ihre Gedanken auf fröhlichere Gegenſtände zu leiten. Auch hatte ich die Freude, daß mein Beſtreben nicht ohne allen Erfolg blieb. Bald genoſſen wir die mit der ganzen Pracht des Sommers geſchmückte Gegend, bald ſannen wir in den verſchiedenen Gemächern der wirklich wunderbar erhaltenen Burg über das kräftige Thun und Treiben der verſchwundenen Geſchlechter nach, aus denen der Bilderſaal noch eine Reihe von ehrwürdigen Schatten aufbewahrte.

Eines Abends, nachdem der Graf mit mir manches über die Zukunft vertraut geſprochen, und unter andern den Wunſch Libuſſen, die, wiewohl erſt im ſechzehnten Jahre, ſchon eine Menge Bewerber abgewieſen, glücklich verheirathet zu ſehen, mir zu erkennen gegeben hatte, trat der Gärtner außer Athem in's Zimmer, mit der Nachricht, daß ſich ein Geſpenſt unten ſehen laſſe, welches unfehlbar der alte Burg-

kaplan seyn müsse, der ein Jahrhundert früher erschienen wäre. Mehrere vom Gesinde folgten dem Gärtner auf dem Fuße und die bleichen Gesichter aller bestätigten die Schreckenspest.

„Ihr werdet euch wohl noch vor dem eigenen Schatten fürchten!“ erwiederte der Graf und schickte sie mit dem Bedeuten fort, daß sie ihm wenigstens mit dergleichen Mährchen verschonen möchten. „Es ist erschrecklich,“ sagte er nachmals zu mir, „wie weit der Aberglaube dieser Menschen geht und daß ihn niemand bei der Wurzel herausziehen kann. Da schleppt man sich schon seit Jahrhunderten mit der Sage, daß von Zeit zu Zeit ein vormaliger Burgkaplan um das Schloß herumgehe, auch wohl in der Kirche Messe lese und dergleichen mehr. Diese Fabel hat nun, seitdem ich Burgbesitzer bin, ziemlich geruht, aber sterben kann so was nicht, wie ich merke.“

In diesem Augenblicke ward fremder Besuch in der Person des Duca di Marino angekündigt.

„Duca di Marino!“ der Graf entsann sich

nicht, jemals einen dieſes Namens gekannt zu haben.

„Ich bin ziemlich vertraut mit der Familie geweſen,“ antwortete ich, „und habe erſt vor Kurzem der Verlobung eines jungen Marino zu Venedig beigewohnt.“

Das Hereintreten des nämlichen würde mir jetzt eine noch angenehmere Erſcheinung geweſen ſeyn, wenn ihn nicht meine Anweſenheit ſo ſichtbar erſchüttert hätte.

„Nun,“ ſagte er nach den gewöhnlichen Eintrittshöflichkeiten wieder ziemlich gewandt, „nun da ich Sie finde, lieber Marcheſe, erkläre ich mir leicht den Umſtand, daß man mich hier in der Gegend zu nennen wußte. Wenn ich ſchon die dumpfe Stimme nicht kenne, die meinen Namen unten am Schloßberge dreimal ſehr vernehmlich ausſprach und ein lautes Willkommen hinzufügte, ſo merke ich doch jetzt, daß ſie von Ihnen hergerührt haben müſſe, und ſchäme mich des Schauers, der mich dabei anwandelte.“

Ich verſicherte ihn, daß ich kein Wort von ſeiner Ankunft vor dem Anmelden gewußt, auch

von meinen Leuten ihn gewiß keiner gekannt habe, weil der Kammerdiener, der mich nach Italien begleitet, nicht mit hierher gekommen sei. Uebrigens, fügte ich hinzu, würde es bei der heutigen Dunkelheit wohl überhaupt schwierig genug seyn, selbst die bekannteste Equipage zu erkennen.

„So weiß ich wahrlich nicht!“ rief der Duca mit Befremden, und der durchaus ungläubige Graf sagte galant, daß die Stimme mit dem: Willkommen! wenigstens die Gesinnungen des Hauses ausgesprochen hätte.

Noch ehe ein Wort von dem Zwecke dieses Besuches verlautet war, bat mich Marino um ein Gespräch unter vier Augen und vertraute mir dabei, daß er wegen der Komtesse Libussa gekommen sei. Er wolle, wenn er ihren Beifall nicht verfehle, ohne Weiteres den Grafen um ihre Hand angehen.

„So ist also die Gräfin Apollonia, ihre Verlobte, ein Raub des Todes geworden?“ fragte ich.

„Darüber ein ander Mal,“ sprach er.

Aus dem tiefen Seufzer, der seine Worte

begleitete, zog ich den Schluß, daß sich die Braut unfehlbar der Untreue, oder einer andern schweren Vergehung gegen den jungen Mann schuldig gemacht haben möchte, und glaubte anstehen zu müssen, seinem empfindlich verletzten Herzen durch weitere Erwähnung wehe zu thun.

Da er mich inzwischen zum Vermittler bei dem Grafen für seine Wünsche verlangte, so führte ich ihm das Bedenkliche einer Verbindung zu Gemüthe, die blos geschlossen werde, um damit das bittre Andenken an eine frühere und unfehlbar geliebtere auszulöschen. Aber er äußerte, daß er weit entfernt sei, auf solchen Mißbrauch der schönen Libussa zu denken, und daß er sich ganz glücklich fühlen würde, wenn er sie seinem Vorhaben nicht zuwider fände.

Der Enthusiasmus, mit dem er von ihr redete, stillte auch wirklich meine anfängliche Besorgniß und ich versprach ihm, den Grafen Globoda auf seinen Wunsch vorzubereiten, auch ihm über des Duca Familie und Güter die nöthige Auskunft zu geben. Doch erklärte ich zugleich, daß ich übrigens die Sache durch

meinen Rath nicht beschleunigen würde, weil ich den ungewissen Ausgang fremder Ehen niemals auf meine Schultern zu nehmen pflegte.

Der Duca war damit zufrieden. Dabei nahm er mir, die, meines damaligen Erachtens, ganz unschuldige Zusage ab, seine frühere Verlobung unerwähnt zu lassen, weil er im Gegenfalle zu sehr verdrüßlichen Auseinandersetzungen genöthigt seyn würde. —

Die Absichten des Duca gelangen über Erwarten schnell. Das funkelnde Auge des wohlgewachsenen braunen Mannes bahnte seiner Liebe den Weg zu Libussens Herzen. Sein angenehmes Geschwätz versprach der Gräfin Mutter einen unterhaltenden Schwiegersohn und die ökonomischen Kenntnisse, die er gelegentlich zeigte, ihrem Gemahl eine zweckmäßige Unterstützung in seinen gewöhnlichen Geschäften. Denn daß der Duca sein Vaterland ganz verlassen werde, das war in den ersten Tagen schon ausgemacht.

Marino betrieb seine sichtlichen Vortheile über die Familie sehr eifrig, und seine Verlobung mit Libussen überraschte mich eines Abends,

als ich sie noch gar nicht so nahe glaubte. Ueber Tafel kam gelegentlich die Rede auf diejenige Verlobung, deren ich unmittelbar vor dem ersten Eintreten des Duca in die Zimmer des Schlosses erwähnt hatte. Die alte Gräfin fragte, ob der Held jener Verlobung mit dem heute Verlobten nahe verwandt gewesen sei?

„Ziemlich," antwortete ich der Verschwiegenheit eingedenk, die ich dem jungen Manne, der jetzt einen sehr verlegenen Blick auf mich warf, am ersten Abende zugesagt hatte. „Nun aber, lieber Duca," fuhr ich fort, „nennen Sie mir auch die Person, welche Ihre Aufmerksamkeit auf die liebenswürdige Komtesse Libussa hingeleitet, und ob ein Portrait, oder was sonst, Sie veranlaßt hat, eine Ihrem Geschmacke so durchaus zusagende Schönheit in diesem entfernten Schlosse zu vermuthen und aufzusuchen? Denn wenn ich nicht ganz irre, so äußerten Sie gestern, daß Sie noch ein halbes Jahr unstät in der Welt hätten herumschwärmen wollen, als auf einmal — ich glaube in Paris — sich Ihr Plan geändert und Sie Ihre Reise, bestimmt und einzig und allein der

reizenden Komtesse Sieboda wegen, hierhergerichtet hätten."

„In Paris, ja!" antwortete der Duca. „Sie haben ganz recht gehört. Ich ging mir die köstliche Gemäldegallerie des Museums zu beschauen. Aber kaum hinein, gleiten meine Blicke von der leblosen Schönheit ab, und vereinigen sich auf einer Dame, deren ungewöhnliche Reitze durch einen Zug von Schwermuth gleichsam verklärt wurden. Nur mit Zagen erkühne ich mich ihr zu nahen, und mich immer dicht hinter ihr zu halten, ohne jedoch den Muth zur Anrede zu haben. Ich folgte auch nachher, als sie die Gallerie verließ, und nahm ihren Diener auf die Seite, um mich nach dem Namen zu erkundigen. Er nannte ihn, fügte jedoch auf meinen Wunsch, mit dem Vater der Schönen Bekanntschaft zu machen, zugleich hinzu, daß dies schwerlich in Paris würde geschehen können, weil man in Begriff stehe, diese Stadt und überhaupt Frankreich zu verlassen."

„Ein Augenblick wird sich doch wohl finden!" sage ich hierauf, und sehe mich nach

der Dame um. Sie war jedoch, vermuthlich in der Meinung, daß der Bediente ihr auf dem Fuße folge, immer weiter gegangen und mir gänzlich aus dem Auge gekommen. Indem ich nun ihre Spur überall zu verfolgen suchte, hatte sich auch der Bediente von mir verloren."

„Und wer war die Dame?" fragte Libussa verwundert.

„Wer? So sollten Sie in der That mich damals in der Bildergallerie gar nicht bemerkt haben?"

„Ich? — Meine Tochter?" riefen die Komtesse und ihre Eltern zugleich.

„Ja wohl, Sie! Der Bediente, den Sie zu meinem Glücke in Paris zurückgelassen hatten, und den ich Abends wie meinen Engel unverhofft wieder fand, hat mir das Uebrige mitgetheilt, so daß ich nach einer kurzen Reise in meine Heimath den Weg hierher sicher antreten konnte."

„Was wie da hören!" sagte der Graf Globoda zu seiner vor Erstaunen verstummten Tochter. „Libussa," fügte er, zu mir gekehrt,

erklärend hinzu, „Libussa ist noch nicht aus ihrem Vaterlande gekommen, und auch ich habe Paris seit siebzehn Jahren und länger nicht gesehen.“

Der Duca blickte Vater und Tochter so befremdet an, wie sie ihn, und die Unterhaltung würde ganz eingeschlafen seyn, wenn ich nicht einen neuen Gesprächsfaden angefangen und fast allein ausgesponnen hätte.

Nach Tische nahm der Graf den Duca an ein Fenster, und ob ich schon ziemlich ferne davon stand, und meine ganze Aufmerksamkeit an einen neuen Kronleuchter zu verschwenden schien, so vernahm ich doch das ganze Gespräch.

„Was,“ fragte Globoda sehr ernst und mißbilligend, „was kann Sie zu der wunderlichen Erfindung der Gallerieſcene in Paris bewogen haben, die, meines Erachtens, zu gar nichts in der Welt zu führen vermochte? Wenn Sie den Anlaß zu Ihrer hiesigen Bewerbung verschweigen wollten, so durften Sie das nur grade heraus sagen. Und hatten Sie auch gegen das letztere irgend ein Bedenken, so gab

es zu tausend Umgehungen der Antwort, und Sie brauchten gar nicht die Wahrscheinlichkeit so zwecklos zu mißhandeln."

„Herr Graf," erwiederte der Duca beleidigt, „ich schwieg vorhin über Tische, weil ich glauben mußte, Sie hätten Ursache, die Reise Ihrer Tochter nach Paris geheim zu halten. Aus bloßer Diskretion schwieg ich. Aber die jetzige Seltsamkeit nöthigt mich, bei meinem Worte fest stehen zu bleiben, und es, daferne Sie die Sache nicht fallen lassen wollen, vor jedermann zu behaupten, daß Frankreichs Hauptstadt der Ort gewesen ist, wo ich die Komtesse Libussa zum ersten Male gesehen habe."

„Wenn ich Ihnen nun aber nicht nur alle meine Leute, sondern auch alle meine Unterthanen zu Zeugen bringe, daß Libussa noch niemals die vaterländischen Gegenden verlassen hat?"

„So werde ich immer an meinen Augen und Ohren Zeugen behalten, welche mir nicht weniger gelten."

„Es ist sehr räthselhaft, was Sie sagen!"

fuhr der Graf gemäßigter fort. „Ihr Ernst dabei überzeugt mich indessen, daß Sie selbst im Irrthume befangen gewesen sind, und unfehlbar eine andere Person für meine Tochter angesehen haben. Verzeihen Sie daher meine vorige Aufwallung.“

„Eine andere Person! — So habe ich nicht allein eine andere Person für Ihre Tochter angesehen, sondern auch der Bediente, dessen ich bereits gedachte, und der mir alles in diesem Schlosse grade so beschrieb, wie ich es finde, ist ein anderer gewesen.“

„Liebster Marino, dieser Bediente muß nothwendig ein hier bekannter Betrüger seyn und Ihnen, Gott weiß warum, eine, Libussen ähnliche Dame, für meine Tochter aufgeschwatzt haben.“

„Ich scheue mich, Herr Graf, Ihnen gradezu zu widersprechen. Aber wahrlich, es sind Libussens Züge selbst gewesen, die meine Phantasie seit der Scene in Paris mit der ängstlichsten Treue aufbewahrte!“

Gioboda schüttelte bedeutend den Kopf, und Marino fuhr fort: „Noch mehr! Doch ver-

geben Sie mir, daß ich mich jetzt in der Nothwendigkeit glaube, einer Sache zu gedenken, die sonst nicht über meine Lippen gekommen seyn würde. Als ich in der Gallerie hinter der Dame stand, hatte sich das Tuch um ihren Nacken ein wenig verschoben, und ich ward recht deutlich ein Maal in der Gestalt einer kleinen Erdbeere an dem sonst wunderschönen Nacken gewahr."

„Was ist das wieder?" rief der Graf erblassend. „Sie scheinen mich zu dem Glauben an sehr seltsame Dinge gewöhnen zu wollen."

„Nur die einzige Antwort jetzt: Befindet sich dieses Zeichen an Libussens Nacken?"

„Nein!" sagte Globoda, den Neuverlobten anstarrend.

„Nicht?" rief dieser heftig erschrocken.

„Nein! aber Libussens, ihr ganz ähnliche, Zwillingeschwester hat diese Erdbeere vor länger als einem Jahre mit in die Gruft genommen."

„Und doch sind es nur wenig Monate, daß ich diese Gestalt in Paris gesehen habe!"

ſagte der Duca, und die Gräfin und Lidunka, die ängſtlich in der Ferne ſtehend gar nicht wußten, was ſie von der augenſcheinlichen Bedeutung des Geſpräches denken ſollten, traten näher.

Diododa verſcheuchte ſie jedoch ſogleich wieder mit einer herriſchen Miene, zog dann den Duca noch weiter in den Winkel des Fenſters, und ſetzte das Geſpräch ſo heimlich fort, daß auch ich kein Wort mehr vernehmen konnte.

Niemand wußte, was es zu bedeuten habe, als noch in dieſer Nacht der Graf Befehl gab, den Sarg der verſtorbenen Hildegarde in ſeiner Gegenwart zu eröffnen. Bevor es geſchah, theilte er mir in der Kürze das ſchon Erzählte mit, und ſtellte es in meinen und des Duca Willen dabei zu ſeyn. Der letztre diſpenſirte ſich indeſſen hiervon unter der Aeußerung, daß ihm ſchon der Gedanke daran großen Schauer verurſache, weil er ſeine Scheu vor todten Leichnamen am wenigſten in der Nacht zu bezwingen vermöge.

Der Graf bat ihn hierauf um Stillſchweigen in Rückſicht der Gallerieſcene gegen jeder-

mann, und daß er besonders das zarte Gemüth seiner Braut mit den nähern Umständen verschonen möchte, wie sehr sie auch wegen Entdeckung des auffallenden Gespräches, welches sie zusammen gehabt, vielleicht in ihn dränge.

Der Kirchner kam inzwischen mit der Laterne, und wir, der Graf und ich, folgten ihm. Unterwegs sagte Globoda leise zu mir: „Kaum ist es möglich, daß ein Betrug bei dem Tode meines geliebten Kindes stattgefunden haben sollte. Die Umstände sind mir allzugenau bekannt. Auch können Sie leicht ermessen, Marchese, daß unsre älterliche Liebe die Verblichene gewiß nicht dem Entsetzen eines allzufrühen Begräbnisses exponirt haben würde. Aber gesetzt, es wäre geschehen, und die Habsucht hätte den Sarg geöffnet und zu ihrem Schrecken eine Wiederauflebende gefunden, so läßt sich doch gar nicht denken, daß die geliebte Tochter, statt in den Schooß ihres Hauses zurückzukehren, in ein fernes Land geflüchtet seyn sollte. Selbst dann läßt es sich nicht denken, wenn man annimmt, daß sie gezwungen worden sei, sich aus der Gegend zu ent-

fernen, weil immer tauſend Wege zur Rückkehr geblieben wären. Indeſſen," fügte der Graf hinzu, „meine Augen ſollen mich überzeugen, daß der Sarg ihre heiligen Reſte wirklich verſchließt. — Ueberzeugen!" rief er bald darauf klagend und ſo laut, daß der Kirchner ſich umſah.

Hierdurch aufmerkſam geworden ſprach der Graf ganz leiſe: „Wie konnte ich in dem Wahne ſtehen, daß noch eine Spur von den Zügen meines Kindes aufzufinden ſeyn, daß die gierige Verweſung die holde Geſtalt unverſehrt laſſen würde! Kehren wir um, Marcheſe. Denn wer ſagt mir, wenn ich ſie auch wirklich erblicke, daß es kein fremdes Gerippe iſt, nur hingelegt, um ihren Platz unwürdig auszufüllen?"

Wirklich wollte er ſchon das Aufſchließen der Kirche verhindern, vor der wir juſt anlangten. Doch äußerte ich, daß ich in ſeiner Lage mich zwar ſchwerlich zu dem Gange entſchloſſen hätte, man indeſſen, da der Schritt einmal angefangen ſei, ihn ja wohl auch vollenden und ſehen könne, ob dem Leichname

vielleicht etwas von dem Schmucke fehle, den man ihn in den Sarg gegeben. Ich fügte hinzu, daß mancher Erfahrung nach, die Verweſung ihre Rechte nicht in allen Särgen ſogleich geltend mache.

Dieſe Vorſtellung wirkte. Er drückte mir die Hand, und wir folgten dem Kirchner, der übrigens, aus ſeinem Erbleichen und Zittern zu ſchließen, zu nächtlichen Abentheuern dieſer Art wenig aufgelegt ſeyn mochte.

Ich weiß nicht, ob jemand aus der Geſellſchaft irgend einmal gegen Mitternacht in einer Kirche vor der eiſernen Thür des unterirdiſchen Grabgewölbes geſtanden hat, um die Reihen von zinnernen Behältniſſen der Ueberreſte eines angeſehenen Hauſes in Augenſchein zu nehmen. Aber gewiß iſt es, daß in ſolchen Momenten das Raſſeln der Schlöſſer einen eigenen bedeutenden Eindruck macht, daß man das Aufknarren der Thüre wie einen Frevel fürchtet, und wenn nun der ſchwarze Eingang offen daſteht, der Fuß den Schritt hinein gern um einige Augenblicke verzögert.

Mehr als mancher wurde der Graf von

dieſer Bangigkeit betroffen, das ſagte ein Seufzer aus der Tiefe ſeiner Bruſt. Indeſſen that er ſich Gewalt an, warf aber, ſo viel ich bemerkte, keinen Blick auf die blanken Särge der übrigen Todten, ſondern hielt ſich allein an den Sarg ſeines Kindes, welchen er auch ſelber eröffnete.

„Sagte ich es nicht?“ rief ich, als die Leiche wirklich noch ſo ſehr die Züge ihrer Zwillingsſchweſter trug, daß ich den Erſtaunten an dem Kuſſe verhindern mußte, den er ihr auf die Stirne drücken wollte.

„Keine Störung der Verblichenen!“ ſprach ich, und wendete alle Mühe an, ihn baldigſt aus dem ſchaurig wiederhallenden Gewölbe des Todes an die lebendige Luft zurückzubringen.

Die im Schloſſe Gebliebenen fanden wir in einer unangenehmen Spannung. Beide Frauen hatten dem Duca wegen des Vorganges ſehr zugeſetzt und ſein Berufen auf das angelobte Schweigen nicht für Entſchuldigung gelten laſſen. Jetzt ſuchten ſie uns, aber ebenfalls umſonſt, ihrer Wißbegierde günſtig zu machen.

Beſſer gelang es ihnen am andern Tage mit dem Kirchner, der heimlich herbeigeholt wurde, und der wenigſtens ſo viel ſagte, als er wußte. Dadurch aber ſpannte er ihre Neugier nur höher auf das Geſpräch, welches die Veranlaſſung zu dem Todtenbeſuche gegeben. —

Ich meines Orts ſann während des ganzen noch übrigen Theils der Nacht über die Erſcheinung nach, welche Marino in Paris gehabt hatte. Ich kam auf Vermuthungen, die ich jedoch anſtand dem Grafen mitzutheilen, weil dieſer an der Verbindung einer höhern Welt mit der unſrigen gänzlich zweifelte und über dieſen Punkt auch gar keine Lehre annahm. Unter ſolchen Umſtänden war es mir angenehm, daß die Sache, wenn auch nicht in Vergeſſenheit gerieth, doch nur noch zuweilen in flüchtige Anregung kam.

Etwas anderes aber fing an große Beſorgniſſe in mir zu erwecken. Aus dem fortdauernden Ausweichen des Duca mit mir auch unter vier Augen von ſeiner frühern Verlobten zu ſprechen, und aus der Verlegenheit, welche ſich ſeiner bemeiſterte, ſobald ich die Rede auf

den vormaligen Anſchein ihrer guten Eigenſchaften brachte, ſo wie aus manchem andern, mir nicht mehr erinnerlichen Umſtande, zog ich den Schluß, daß Marino's Treue gegen die Gräfin Apollonia in der That durch das Anſchauen der ſchönen Erſcheinung in der Gemäldegallerie zum Wanken gekommen, daß Apollonia, weil er der Verſuchung nachgegeben, von ihm verlaſſen worden, und ohne Zweifel ganz ſchuldlos an der Auflöſung des feierlichen Bündniſſes mit ihm ſeyn möge.

Da ich bei dieſer Lage der Dinge für die treffliche Libuſſa wenig Glück aus der Verbindung mit Marino hervorgehen ſah, ſo entſtand der Wunſch in mir, dem Neuverlobten, deſſen Hochzeit ſchon nahe war, baldmöglichſt die Maske vom Geſicht zu nehmen, und ihn reuig der Verlaſſenen zurückzuſenden.

Es fand ſich auch einesmals, wie ich glaubte, gute Gelegenheit zu einem Verſuche dieſer Art. Wir ſaßen nach dem Souper noch bei Tiſche, und es kam die Rede darauf, daß das Unrecht meiſtens ſchon in dieſer Welt ſeine Strafe erhalte. Ich äußerte, daß ich hiervon

die auffallendſten Beiſpiele erlebt hätte, und die Gräfin Mutter und Libuſſa drangen beſonders auf Mittheilung eines dieſer Beiſpiele.

„Dann,“ ſagte ich, „müſſen Sie mir auch erlauben, einer Geſchichte zu gedenken, die Ihnen meines Erachtens am nächſten liegt.“

„Uns?“ fragten die Damen, indem ich einen Blick auf den Duca warf, welcher, ſchon ſeit mehrern Tagen mißtrauiſch gegen mich, ihn mit dem bleichen Geſichte des böſen Gewiſſens empfing.

„So denke ich wenigſtens!“ war meine Antwort. „Wenn nur Sie, lieber Graf, mir verzeihen, daß das Ueberſinnliche ſich abermals in meine Geſchichte verwebt hat.“

„Recht gern,“ verſetzte er lächelnd. „Auch will ich meine Verwunderung, daß Ihnen ſo viel dergleichen begegnet iſt, und mir noch gar nichts, völlig zu bezwingen ſuchen.“

Es entging mir nicht, daß der Duca ihm ſeinen Beifall zuwinkte, doch ließ ich ihn ruhig gewähren und antwortete dem Grafen: „Nicht jeder hat vielleicht Augen zu ſehen!“

„Das muß ſeyn!“ lächelte er ferner.

„Und," flüſterte ich ihm hierauf bedeutend zu, „die ſo ganz unverſehrte Geſtalt im Sarge war doch auch keine von den gewöhnlichſten Erſcheinungen!"

Er ſtutzte, und ich fuhr ſogleich leiſe fort: „Uebrigens erlaubt ſie recht gut eine natürliche Deutung, und es wäre zwecklos, Ihnen dies abſtreiten zu wollen."

„Wir kommen ganz von der Sache ab!" ſagte hierauf die Gräfin mit einigem Unwillen, und winkte mir. Ich fing daher ohne weiteres Säumen an: „Der Schauplatz meiner Anekdote iſt Venedig."

„Da ſollte ich ja wohl auch davon wiſſen können!" rief der Duca argwöhniſch.

„Vielleicht. Doch hat man die Sache mit Abſicht möglichſt geheim gehalten. Auch trug ſie ſich vor anderthalb Jahren zu, wie Sie Ihre Reiſen ſchon angetreten hatten."

Der Sohn eines ſehr reichen Nobile, den ich hier nur mit dem Namen Filippo bezeichnen will, hatte, während er ſich in Erbſchaftsangelegenheiten zu Livorno aufhielt, daſelbſt durch fleißige Bewerbung die Liebe eines ſchönen

Mäd-

Mädchens gewonnen, und ihr und ihren Verwandten vor seiner Rückkehr nach Venedig versprochen, sich nächstens wieder einzufinden und Hochzeit mit der geliebten Klara zu machen. Der Abschied war bis zum Furchtbaren feierlich. Nachdem die gegenseitige Liebe alle Betheurungen erschöpft hatte, rief Filippo auch die Geister der Rache für den Fall der Treulosigkeit auf. Der unschuldige Theil sollte selbst im Grabe nicht ruhen, sondern den Verbrecher hinüberfordern, um ihm die entzogene Liebe noch Jenseits abzuzwingen. Die Verwandten saßen mit bei Tische, erinnerten sich ihrer eigenen Jugend, und ließen den Abentheuerlichkeiten der jungen Leute den Lauf. Diese gingen so weit, daß sie sich die Arme aufritzten, und ihr Blut in einem mit weißem Champagner gefüllten Glase vermischten. „Unzertrennlich wie dieses Blut sollen auch unsre Seelen seyn!“ rief Filippo, trank die Hälfte des Weines, und reichte Klaren das Uebrige.

Hier, so schaltete der Erzähler ein, hier ward der Duca auffallend unruhig, unterließ auch nicht mich von Zeit zu Zeit mit dro-

hendem Auge anzublicken, ſo daß ich auf eine ähnliche Scene in ſeiner eigenen Geſchichte ſchließen mußte. Doch kann ich verſichern, daß ich die Umſtände bei Filippo's Abſchiede von Klaren ganz ſo mitgetheilt habe, wie ein Brief von des Mädchens Mutter aus Livorno ſie berichtet, von dem weiter unten die Rede ſeyn wird.

Wer hätte, ſo fuhr der Marcheſe in der Erzählung fort, wer hätte, nach ſo vielen Ausbrüchen der heftigſten Leidenſchaft, erwarten ſollen, was gar bald nachher erfolgte. Filippo's Rückkehr traf grade mit dem Erſcheinen einer jungen Schönheit zuſammen, die, bis dahin in einem auswärtigen Kloſter erzogen, plötzlich wie ein Engel aus einer Wolke hervortrat, und die Bewunderung der Stadt erregte. Seine Eltern, die zwar von Klaren wußten, aber ſeine Verbindung mit ihr, wie eine von den tauſenden anſahen, die heute, man weiß nicht wie, geſchloſſen und morgen eben ſo aufgelößt werden, leiteten ihres Sohnes Bekanntſchaft mit der jungen Schönheit ein. Auch durch ihr Herkommen war Kamilla ein Stern erſter

Größe. Man ſtellte dem Filippo vor, welchen Einfluß er mit Hülfe ihrer angeſehenen Verwandten erlangen könne, und die Maskenzeit, die ſeinen Umgang mit ihr begünſtigte, that das Uebrige, ſo daß gar bald das Andenken an Livorno wenig Platz mehr in ſeinem Gemüthe finden konnte. Seine Briefe dahin ermatteten immer mehr und mehr, bis Klarens Empfindlichkeit über dieſe Veränderung ihn bewog, die ganze Korreſpondenz aufzugeben, und ſich mit der ungleich ſchönern, ſehr begüterten Kamilla baldmöglichſt zu vermählen. Die zitternde Hand in Klarens läſtigen Briefen und die Thränenſpur vermochten ſo wenig als ihre Bitten über das Herz des Leichtſinnigen. Selbſt die Drohung, ihn der Abrede gemäß bald in ihr frühes Grab hinabzufordern, machte nur wenig Eindruck auf den, der keinen Gedanken mehr hatte, als in Kamilla's Armen glücklich zu werden.

Kamilla's Vater, in deſſen Hauſe ich wie in dem meinigen lebte, bat auch mich im voraus zu der Hochzeit. Ob ihn ſchon überhäufte Geſchäfte dieſen Sommer in der Stadt ſo feſt-

hielten, daß er die Villeggiatura nicht mit der gewohnten Bequemlichkeit genießen konnte, so fuhren wir doch mehrere Male in der Woche nach seinem am Ufer der Brenta gelegenen, schönen Landhause, und auch das Fest seiner Tochter sollte hier mit möglichster Pracht gefeiert werden.

Ein eigner Umstand gab Veranlassung, daß dieses Fest um mehrere Wochen aufgeschoben wurde. Weil nämlich die Eltern der Braut eine recht glückliche Ehe führten, so wünschten sie ihre Tochter von demselben Geistlichen eingesegnet zu wissen, der einst ihrer Trauung vorgestanden hatte. Allein der, trotz eines hohen Alters, noch sehr kräftig scheinende Mann wurde so eben von einem schleichenden Fieber heimgesucht, das ihm nicht gestattete das Bette zu verlassen. Es ging jedoch immer besser und besser mit ihm, und der Tag der Trauung wurde endlich festgesetzt.

Doch als ob ein höherer Wink die Sache verhindern wolle, befiel den Geistlichen an dem zur Trauung bestimmten Morgen wieder ein solcher Frost, daß er sich nicht aus dem Zim-

mer wagen durfte, und dem Paare anrathen ließ, einen andern Prieſter für die vorhabende Handlung zu wählen.

Allein die Eltern beharrten auf ihrem Vorſatze, nur von dieſem ehrwürdigen Manne den Segen über das Paar ausſprechen zu laſſen, und hätten ſich gewiß manchen Kummer erſpart, wenn ſie auch ſpäterhin nicht davon abgegangen wären.

Das Feſt war indeſſen einmal veranſtaltet, und ſollte, da es ſich nicht mehr aufſchieben ließ, als eine feierliche Verlobung betrachtet werden. Schon am frühen Morgen warteten die feſtlich geſchmückten Gondoliere im Kanal, und bald ging, von ihren luſtigen Liedern begleitet, die Fahrt einer zahlreichen und ſehr angeſehenen Geſellſchaft auf das mit friſchen Blumen reich geſchmückte Landhaus zu.

Bei der Mittagstafel, die bis in den Abend hineinreichte, waren kaum die Ringe gewechſelt worden, als ein durchdringender Schrei von allen Anweſenden mit Erſchrecken, von dem Bräutigam mit Schaudern gehört wurde. Man lief an die Fenſter. Aber obſchon in

der Dämmerung alles noch sehr gut zu sehen war, so fand sich doch die Veranlassung nicht auf.

Halt!“ fiel hierbei mit wildem Lachen der Duca ein, dessen Gesicht den Farbenwechsel des bösen Gewissens schon lange getragen hatte, „den Schrei aus freier Luft kenne auch ich. Er ist aus den Memoiren der Clairon entlehnt, die von einem verstorbenen Liebhaber auf diese originelle Weise geängstigt wurde. Nach dem Schrei folgte ein Händeklatschen. Hoffentlich, Herr Marchese, werden Sie auch dies in Ihre Fabel mit aufgenommen haben?“

„Und warum,“ versetzte ich, „warum glauben Sie, daß niemandem, als dieser Schauspielerin, so etwas begegnen konnte? Ihr Unglaube sieht wirklich um so wunderlicher aus, da er sich auf Thatsachen stützen will, die für den Glauben sprechen können.“

Die Gräfin winkte mir, daß ich fortfahren möchte, und ich erzählte weiter: Bald nach diesem unerklärlichen Schrei bat ich die Braut, der ich gegenüber saß, daß sie mir ihren, schon zuvor wegen der köstlichen Arbeit daran sehr

bewunderten, Ring noch einmal zeigen möchte, und — er iſt nicht an ihrem Finger. Man ſucht und ſucht, aber nirgends eine Spur von dem Ringe. Darüber wird ein allgemeines Aufſtehen, doch ebenfalls ohne allen Erfolg.

Indeſſen rückt die Zeit zu der Ergötzlichkeit des Abends heran. Dem Maskenballe ſoll ein Feuerwerk auf der Brenta vorausgehen. Man maskirt ſich daher, und beſteigt dann die Gondeln. Aber die Stille bei dieſem Feſte iſt unerhört; die allgemeine Verſtimmung entſchieden. Kaum daß dem ausgeſuchten Feuerwerke bisweilen ein kaltes Bravo zugerufen wurde.

Der Ball war einer der glänzendſten, denen ich beigewohnt habe. Die koſtbaren Juwelen, womit ſich die Geſellſchaft geziert hatte, ſogen die Lichtſtröme der Lüſtres und zahlloſen Wandleuchter nur ein, um ſie verherrlicht wiederzugeben. Am reichſten jedoch war die Braut geſchmückt, und ihr prachtliebender Vater ergötzte ſich an dem Gedanken, daß es hierin gewiß niemand ſeinem einzigen Kinde nachzuthun vermöge.

Wahrſcheinlich, um ſeine Ueberzeugung hier-

von zu befestigen, geht er eben beobachtend umher, und bricht bald in lautes Staunen aus, daß er auf einmal dieselben Juwelen, welche Kamilla trägt, an zwei Damen zugleich entdeckt. Er hat mir ein Paar Monate später die Schwäche eines leichten Verdrusses darüber selbst eingestanden. Indessen freut er sich doch, auch die Kostbarkeit dieser Juwelen mit einem, der Braut für die Nachttafel bestimmten, Strauße noch weit überbieten zu können.

Als es aber zur Tafel kommt, und der alte Herr sein Auge von neuem Umgang halten läßt, ist die Dame von vorhin mit einem, wenigstens eben so kostbaren, Strauße als Kamilla versehen.

Jetzt hält sich seine Neugier nicht länger, und er fragt: „Darf ich so unbescheiden seyn, schöne Maske, mich ganz leise nach Ihrem Namen zu erkundigen?“ Doch zu seinem großen Befremden schüttelt die Dame den Kopf, sich von ihm abwendend.

Zu gleicher Zeit kommt der Haushofmeister und will wissen, ob die Gesellschaft seit dem Mittage größer worden sei, da die Kouverts

diesmal nicht zureichen wollten. Der Herr antwortet hierauf ein unwilliges Nein! und beschuldigt die Dienerschaft eines Versehens. Der Haushofmeister besteht indessen auf seiner Behauptung.

Als nun die Gedecke um eins vermehrt sind, überzählt der Herr selber, und findet in der That einen über die Zahl der gebetenen Gäste. Da er nun vor Kurzem, einer unvorsichtigen Aeußerung halber, einigen Verdruß mit der Polizei gehabt, so glaubt er diese Vermehrung seiner Gäste durch sie bewirkt zu sehen. Weil übrigens gar nicht zu besorgen war, daß heute irgend etwas Polizeiwidriges gesagt oder gethan werden würde, so behält er sich, die Störung zu vermeiden, und um volle Genugthuung von Seiten der Regierung wegen so nichtswürdigen Eindringens in ein Familienfest zu erhalten, die Bitte um Demaskirung sämmtlicher Anwesenden bis zum Ende zu verschieben vor.

Wir Anwesenden erstaunten über den Luxus der Tafel. In Ansehung des Getränkes überstieg er die Gewohnheit des Landes bei weitem.

Und doch war der Wirth noch nicht zufrieden, und beklagte laut, daß ein Unglück seinen vortrefflichen rothen Champagner betroffen hätte, so daß er nicht im Stande sei, ein einziges Glas davon aufzusetzen.

Wirklich schien auch die Versammlung die den ganzen langen Tag versäumte Fröhlichkeit nachholen zu wollen. Nur in meiner Nähe war es ein andres: da konnte man vor Neugier nicht dazu kommen. Ich saß nämlich unweit der köstlich geschmückten Dame, und bemerkte, daß sie, weder Speise noch Trank anrührend, keinem ihrer Nachbarn ein Wörtchen zurückgab, sondern immer nur ihr Auge auf das Brautpaar zu richten schien.

Das Gerücht davon verbreitete allmählig den Umstand im Saale, und störte dadurch das Vergnügen aufs neue gar sehr. Man zischelte sich eine Menge Muthmaßungen über die räthselhafte Person in die Ohren. Die meisten waren der Meinung, daß eine unglückliche Leidenschaft für den Bräutigam der Grund ihres wunderlichen Benehmens seyn möchte. Ihre Nachbarn besonders standen bei Zeiten auf, um

bei Bekannten eine beſſere Unterhaltung zu gewinnen.

Nach und nach ſetzte ſich eine große Anzahl von den Gäſten neben die Dame, in der Hoffnung, eine Bekannte in ihr zu finden, und eines beſſern Geſchickes gewürdigt zu werden. Vergebens.

Endlich kam, grade zu der Zeit, als weißer Champagner herumgegeben wurde, auch der Bräutigam, um einen der Stühle neben der ſtummen Dame einzunehmen.

Jetzt ſchien ſie wirklich belebter zu werden. Wenigſtens wandte ſie ſich nach dem neuen Nachbar herum, was bei den vorigen gar nicht geſchehen war, auch reichte ſie ihm ihr Glas, als ob er daraus trinken ſolle.

Aber Filippo fing heftig an zu zittern, als ſie ihm feſt in's Geſicht ſah.

„Der Wein iſt ja roth!“ rief er, auf das Glas deutend. „Ich denke es fehlt an rothem Champagner?“

„Roth?“ fragte der Vater der Braut, welcher aus Neugier nachgegangen war, voller Verwunderung.

„Betrachten Sie nur das Glas der Dame!“ verſetzte Filippo.

„Nun, es iſt ſo weiß wie alle übrigen!“ Er rief dabei die Andern zu Zeugen an, welche ſämmtlich den Wein für weiß erklärten.

Filippo trank nicht, und verließ den Sitz, nachdem ihn ein zweiter Blick ſeiner Nachbarin vollends erſchüttert hatte.

Er nahm den Wirth auf die Seite, und dieſer entſchloß ſich bald darauf zu folgender Bitte: „Ich erſuche,“ ſagte er, „aus Urſachen, über die ich mich nachher erklären werde, ſämmtliche werthe Gäſte mir ihr Geſicht auf einen Augenblick zu zeigen.“

Da er hiermit, weil jedermann begierig war, die ſtumme Dame ohne Maske zu ſehen, gewiſſermaßen nur einen allgemeinen Wunſch ausſprach, ſo gab es im Nu kein maskirtes Geſicht mehr, — die ſtumme Dame ausgenommen, auf welche alle Blicke hingekehrt blieben.

„Sie ſind die einzige Maske noch,“ redete der Wirth ſie nach einer langen Pauſe an. „Darf ich nicht auf das Glück hoffen?“

Doch ſie verweigerte hartnäckig ſich zu erkennen zu geben.

Es war dem Hausherrn um ſo empfindlicher, da er in allen übrigen wirklich zum Feſte geladene Freunde und Freundinnen entdeckte, und dieſe Dame daher ohne allen Zweifel die Ueberzählige ſeyn mußte. Gleichwohl unternahm er es nicht, ſie zu Ablegung der Maske zu nöthigen, weil der ſeltene Reichthum ihres Schmuckes den Argwohn, als ob es die Polizei geweſen, welche ſeine Gäſte vermehrt habe, gar nicht mehr in ihm aufkommen lieſs, und er eine ſehr vornehme Perſon, wofür er ſie hielt, nicht beleidigen mochte. Konnte ſie doch gar zu den auswärtigen Freunden ſeines Hauſes gehören, und vielleicht, bei ihrer Ankunft in Venedig von dem Feſte unterrichtet, einen unſchuldigen Scherz ſich vorgenommen haben.

Indeſſen fand man für gut, auf jeden Fall unter der Dienerſchaft einige Erkundigung einzuziehen. So viel aber auch fremde Diener und Dienerinnen im Hauſe anzutreffen waren, dieſer Dame gehörte niemand davon. Auch

erinnerten ſich des Hauswirths Leute nicht, jemanden, der ſie anginge, geſehen zu haben.

Dies war um ſo ſeltſamer, da die Dame, wie ſchon erwähnt, vor der Tafel erſt den koſtbaren Strauß vorgenommen. —

Das Flüſtern, welches alles eigentliche Geſpräch verdrängt hatte, ward immer lauter und lauter, als jetzt mit Einem Male die Maske ſich von ihrem Sitze erhob, dem Bräutigam winkte, und dann nach der Thüre ſchritt. Aber die Braut verhinderte ihn ihr zu folgen. Sie hatte ſchon längſt die Aufmerkſamkeit der räthſelhaften Perſon auf ihn wahrgenommen. Auch war ihr nicht entgangen, daß er dieſe vorhin ganz erſchüttert verlaſſen hatte, und ſie beſorgte ſehr, es könne gar ein Wahnſinn aus Liebe hier im Spiele ſeyn. Der Hausherr folgte jedoch, trotz aller Vorſtellungen ſeiner bekümmerten Tochter, der Unbekannten wirklich von Weitem, und verdoppelte ſeine Schritte, als ſchon die Thüre zwiſchen ihr und der Geſellſchaft war. Doch in dieſem Momente ließ ſich der Schrei vom Mittage, nur durch die Stille der Nacht um vieles

verſtärkt, auf Einmal wieder hören, um die ganze Geſellſchaft gleichſam zu erſtarren. Als der Wirth ſich von dem Schrecke wieder zuſammenraffte und hinaustrat, war von der Unbekannten keine Spur mehr zu erblicken.

Die Leute draußen wußten ebenfalls nichts von ihr, und wiewohl der Platz um die Villa herum gar nicht einſam, auch das Ufer von Gondolieren belebt war, ſo wollte doch niemand die verſchwundene Maske wahrgenommen haben.

Dies alles zuſammen hatte die Geſellſchaft ſo unruhig gemacht, daß jedermann die Heimfahrt herbeiwünſchte, und der Wirth ſich entſchließen mußte, die Schiffe früher, als er gewollt, abgehen zu laſſen.

Es war zu erwarten, daß die Rückkehr noch düſterer als der Morgen ſeyn würde.

Am Tage nachher fand ich jedoch das Paar wieder ziemlich beruhigt. Selbſt Filippo war der Erklärung ſeiner Braut beigetreten, daß die Unbekannte ohnfehlbar eine aus Liebe verrückt gewordene Perſon geweſen ſeyn müſſe. Den wiederholten Schrei — den glaubte man

irgend einem ausgelassenen Menschen zuschreiben zu können, und der Umstand, daß die Maske so ungesehen entkommen war, ließ sich mit der Unachtsamkeit der Leute, zur Nothdurft erklären.

Daß der Ring so plötzlich weggekommen, und immer noch fehlte, das wurde irgend einem bösartigen Taschenspielerstreiche der Bedienung beigemessen.

Kurz, man schlüpfte heute über alle die Kleinigkeiten, welche diese Aufklärungen entkräften konnten, mit gar leichtem Muthe hinweg, und war nur darüber verlegen, daß der zur Einsegnung bestimmte Priester bereits im Sterben lag, und wegen der genauen Freundschaft, welche die Familie mit ihm gehalten hatte, in der ersten Woche nicht füglich an den Freudentag der Trauung gedacht werden konnte.

Grade am Begräbnißtage des Geistlichen aber erlitt Filippo's Leichtsinn eine große Störung. Ein Brief von Klara's Mutter benachrichtigte ihn nämlich, daß seine vormalige Geliebte aus Gram über den Treulosen gestorben sei, und noch in den letzten Augenblicken ge-

geäußert habe, daß sie auch im Grabe nicht ruhen werde, bis sein ihr gegebenes Wort erfüllt worden.

Dieses schon allein machte einen so heftigen Eindruck auf ihn, daß die beigefügten mütterlichen Verwünschungen ganz überflüssig wurden. Dazu kam, daß, wie Filippo sich genau erinnerte, der erste räthselhafte Schrei auf der Villa grade in der Stunde ihres Todes sich hatte vernehmen lassen. Auch glaubte er nun fest, daß die unbekannte Maske niemand, als Klara's Geist gewesen sei.

Dieser Gedanke raubte ihm zu Zeiten alle Besinnung.

Er trug den Brief stets bei sich, und zog ihn bisweilen halb bewußtlos aus der Tasche, um sein stieres Auge hineinzuversenken. Auch die Gegenwart Kamilla's verhinderte ihn nicht daran, und da diese ohnehin die Ursache seiner auffallenden Veränderung in dem Briefe suchte, so nahm sie ihn einst, als er ihm eben aus der Hand gefallen, und Filippo in tiefes Nachdenken gerathen war, von der Erde auf und las.

Erſchrocken merkte er es erſt, als ſie bleich und düſter das Blatt wieder aus der Hand legte.

Filippo fiel der Braut reuig zu Füßen, und beſchwor ſie, ihm zu ſagen, was er zu thun habe?

„Doch wohl mich treuer zu lieben, als die Erblaßte!“ rief die Liebende betrübt, und er gelobte dies von Herzen.

Aber ſeine Unruhe vermehrte ſich immer, und wuchs am Morgen der Trauung zu einer befremdenden Heftigkeit. Denn als er im Dunkeln nach dem Hauſe der Braut ging, um dieſe, nach Landesſitte, vor Tagesanbruch zur Kirche zu führen, da glaubte er fortdauernd Klara's Schatten an ſeiner Seite zu erblicken.

Kein liebendes Paar iſt wohl jemals ſo vom Entſetzen zum Traualtare begleitet worden, als dieſes. Auf die Bitte von Kamilla's Eltern, war ich als Zeuge mit ihnen zugegen, und wir erinnerten uns nachher oftmals an die Grabesſchauer dieſes Morgens.

Wir gingen in aller Stille nach der Kirche della Sainte. Aber ſchon in der Straße flüſterte

mir Filippo zu wiederholten Malen zu, daß ich doch die Fremde, die uns verfolge, von seiner Braut abhalten möchte, weil er ihr üble Vorsätze gegen Kamillen zutraue.

„Welche Fremde?“ fragte ich.

„Nicht so laut, um Gotteswillen nicht!“ sprach er. „Sie sehen ja doch, wie sie sich zwischen mir und Kamillen mit Gewalt einzudrängen sucht.“

„Phantasien, mein Bester. Hier ist niemand als Sie und Ihre Braut.“

„Wollte doch Gott, daß meine Augen mich betrögen! — Nur nicht mit in die Kirche!“ fügte er hinzu, als wir schon an der Thüre standen.

„Gewiß nicht!“ antwortete ich, und stellte mich zum lauten Erstaunen von Kamilla's Eltern so an, als ob ich jemanden hinwegweisen wollte.

In der Kirche selbst fanden wir auch Filippo's Vater, von dem sein Sohn, sobald er ihn erblickte, wie ein Sterbender Abschied nahm. Kamilla schluchzte, und ihre Eltern wurden, als er jetzt austief: „So ist die fremde, bleiche

Geſtalt doch hereingeſchlüpft?“ zweifelhaft, ob die heilige Handlung unter ſolchen Umſtänden vorzunehmen ſei.

Aber die liebende Kamilla ſagte: „Grade bei dieſen Phantaſien hat er ja meine Pflege am nöthigſten.“

Man näherte ſich dem Altare, deſſen Lichter in dieſem Augenblicke durch einen Windſtoß ſämmtlich ausgelöſcht wurden. Der Prieſter war unwillig, daß man die Fenſter nicht beſſer verwahrt habe. Doch Filippo rief: „Die Fenſter! Seht Ihr denn nicht, wer hier ſteht, und die Kerzen recht gefliſſentlich ausgeblaſen hat?“

Man ſtaunte einander an, und Filippo fuhr fort, indem er ſich haſtig von Kamillen losmachte: „Seht Ihr auch nicht, wer mich ſo eben von der Braut hinwegreißt?“

Kamilla ſank ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter, und der Prieſter äußerte, daß bei einer ſo ganz bedenklichen Lage der Dinge die Trauungsceremonie unmöglich ſtatt finden könne.

Die beiderſeitigen Verwandten nahmen Filippo's Zuſtand für eine Verſtandesverrückung,

ja man ſprach gar von erhaltenem Gifte, als der unglückliche Bräutigam bald darauf unter den heftigſten Konvulſionen verſchied. Doch niemand begriff die Urſache und den Anſtifter. Auch fand ſich bei der chirurgiſchen Unterſuchung des Leichnams nicht die mindeſte Beſtätigung dieſes Argwohns.

Die Verwandten, welche, ſo wie ich, in der Folge durch Kamillen von den Veranlaſſungen zu Filippo's ſogenannten Phantaſien unterrichtet wurden, unterdrückten die Geſchichte ſo viel als möglich. Allein die räthſelhafte Maske bei der Verlobung ließ ſich, wenn man die Umſtände zuſammenhielt, doch nicht recht geſchickt erklären. Auch war das wunderbar genug, daß ſich der auf der Villa verlorne Ring ſogleich, als man aus der Kirche zurückkam, unter Kamilla's übrigem Schmucke wieder fand. —

„Das nenne ich eine Wundergeſchichte!“ ſprach der Graf. Seine Gemahlin holte tief Athem, und Libuſſa ſagte: „Mir iſt wirklich eiskalt darüber geworden.“

„Wie jeder Verlobten dabei werden muß!“

erwiederte ich mit einem Blicke auf den Duca, der während meiner Erzählung mehrmals aufgestanden war, und sich wieder gesetzt hatte, auch in seinem verstörten Blicke die Besorgniß nicht verbergen konnte, daß seinen Wünschen von mir entgegengewirkt werden möchte.

„Ein Wort zuvor!“ flüsterte er mir beim Schlafengehen zu, mich auf mein Zimmer begleitend.

„Ich durchschaue Ihren nobeln Zweck,“ fing er hier an. „Diese lügenhafte Geschichte —“

„Halt!“ rief ich auflodernd. „Ich bin Zeuge gewesen, das haben Sie gehört. Wie mögen Sie einen Mann von Ehre der Lüge bezüchtigen, ohne vor seiner Ahndung zu zittern?“

„Davon hernach!“ versetzte er spötteind. „Zuvor nur so viel: Wo Sie auch die Anekdote mit dem vermischten Weine und Blute hergenommen haben, ich weiß aus wessen Leben die Scene entlehnt ist.“

„Aus Filippo's Leben, wie ich Ihnen versichern kann. Uebrigens könnte es ja wohl,

wie mit dem Schreie der Fall seyn, daß dieselbe wunderliche Manier sich auf ewig zu verbinden, auch einem andern Paare eingefallen wäre.“

„Das wohl! Indessen ließen sich noch mehrere Aehnlichkeiten in Ihrer Erzählung mit einer gewissen andern Begebenheit nachweisen.“

„Leicht möglich. Alle Liebeshändel stammen im Grunde von Einer Familie ab, und können gewisse Hauptzüge nicht verläugnen.“

„Dem sei aber wie ihm welle,“ fuhr Marino fort, „für's erste verlange ich, daß Sie von heute an keine Anspielung weiter auf mein früheres Leben machen, vielweniger etwa dem Grafen gewisse Geschichten hinterbringen. Unter dieser Bedingung, und nur unter dieser, vergebe ich Ihnen die vorige, sinnreiche Komposition.“

„Vergeben! Bedingung! Und beides von Ihnen? — Das ist zu viel. Zur Antwort hierauf, daß der Graf morgenden Tages von Ihrer frühern Verlobung und von Ihrem jetzigen Ansinnen benachrichtigt werden soll.“

„Marchese, wenn Sie dies wagten!“ —

„Ha ha! Ich wage es. Ich bin es dem alten Freunde schuldig. Der Lügner, der mich einer Lüge zeihen wollte, soll seine glatte Larve am längsten in diesem Hause getragen haben!“

Wider Willen hatte mich der Zorn so weit gebracht, daß es ohne Aufforderung kaum abgehen konnte, auch entschloß sich der Duca sogleich dazu, und wir versprachen uns beim Scheiden, den andern Morgen in den benachberten Busch mit Pistolen zu kommen.

Bei Tagesanbruch nahmen wir daher beide unsre Diener mit uns in den Busch. Als Marino bemerkte, daß ich den meinigen gar nicht auf den Todesfall vorbereitet hatte, so übernahm er dieses selbst, und disponirte schon im voraus über meinen Leichnam, als ob alles bereits entschieden wäre. Zuvor jedoch redete er mir noch einmal zu, weil, wie er sagte, der Kampf zwischen uns beiden ein sehr ungleiches Ansehen habe. Er sei jung, und seine feste Hand schon in mehrern Zweikämpfen erprobt gefunden worden. Zwar sei bis dahin noch niemand durch ihn gefallen, doch habe er

seinen Gegner allezeit nach Wunsche gezeichnet. Bei mir werde er zum ersten Male auf den Tod ausgehen, weil nur dieser mich ihm unschädlich zu machen vermöge. Doch gäbe ich ihm auf der Stelle mein Ehrenwort, alles was sein früheres Leben betreffe, dem Grafen zu verschweigen, so wolle er noch jetzt die Sache für völlig abgethan halten.

Es war natürlich, daß ich seinen Antrag zurückwies.

„So befehlen Sie dem Himmel Ihre Seele!“ sagte er hierauf, und wir machten uns fertig.

„Sie sind am Schusse!“ sprach er sodann.

„Ich trete ihn Ihnen ab.“

Er nahm es nicht an, und ich schoß ihm das Pistol aus der Hand.

Das war ihm auffallend, ausser sich aber wollte er gerathen, als sein Schuß mich verfehlt hatte. Er behauptete grade auf mein Herz angelegt zu haben. Auch konnte er nicht bergen, daß kein feiges Ausweichen von meiner Seite sein Fehlen veranlaßt hätte.

Auf sein Verlangen schoß ich zum zweiten Male. Ich zielte wieder nach dem Pistole, das er in der linken Hand hielt, traf auch zu seinem Erstaunen abermals sehr gut, aber so nahe an der Hand, daß es ohne Kontusion nicht abgehen konnte.

Als sein zweiter Schuß bei mir vorbeigestrichen war, sagte ich, daß ich kein Pistol mehr anrühren würde, erbot mich aber ihn, der seine Fehlschüsse vielleicht dem allzuheftigen Blute zuzuschreiben habe, noch auf mich anlegen zu lassen. Allein ehe er dies noch ablehnen konnte, war schon der Graf, welcher Argwohn geschöpft hatte, und Libissa in unsrer Mitte. Globoda beschwerte sich sehr über das Betragen seiner Gäste. Er verlangte Aufschluß, und in Marino's Beisein entdeckte ich die ganze Sache. Des letztern Betroffenheit überführte den Grafen und Libussen ebenfalls von des Duca bösem Gewissen. Auch war in den ersten Stunden eine allgemeine Verstimmung nicht zu verkennen,

Allein gar bald wußte Marino durch Libussens Liebe eine kräftige Verwendung bei Glo-

boda zu bewirken, und dieſer ſagte noch an demſelben Abende zu mir: „Sie haben Recht, ich ſollte hart ſeyn, und den Duca aus dem Hauſe weiſen. Aber was würde dadurch für ſeine verlaſſ·ne Braut gewonnen, die er nun einmal nicht wieder ſehen will? Zudem iſt er der erſte Mann, für welchen mein einziges Kind eine herzliche N·igung zeigt. Laſſen wir dem Paare ſeinen Willen. — Die Gräfin denkt hierin ebenfalls, wie ich, und geſteht, daß es ihr ſehr leid thun würde, wenn unſer Haus den ſchönen Venetianer wieder verlieren ſollte. Wie viele Treuloſigkeiten werden denn nicht in der Welt begangen, die ihre Entſchuldigungen in den beſondern Umſtänden finden!“

„Aber eben die entſchuldigenden Umſtände ſcheinen dem Duca zu fehlen!“ wandte ich ein, verſtummte jedoch, als ich bemerkte, daß der Graf von dem Wageſtücke durchaus nicht abzubringen ſeyn würde.

Die Trauung ging vor ſich, ohne alle Störung; doch herrſchte wenig Laune bei dem übrigens lauten und glänzenden Feſte. Selbſt der Tanz am Abend wurde ziemlich ſchläfrig

betrieben. Nur Marino tanzte mit einer unnatürlichen Ausgelassenheit.

„Zum Glück, Herr Marchese!“ sagte er, als er grade einmal abtrat, mit lautem Lachen mir ins Ohr, „zum Glück ist noch kein Gespenst bei der Hand, wie bei Ihrer venetianischen Verlobung.“

„Aber,“ versetzte ich mit aufgehobenem Finger, „frohlocken Sie doch nicht allzufrüh. Das Unglück hat einen leisen Schritt. Oft wird man es erst gewahr, wenn es uns auf den Fersen ist.“

Wider Vermuthen machte ihn die Rede ganz stumm, und was mich noch mehr von ihrem Eindrucke überzeugte, war die verdoppelte Wildheit, mit der er sich dem Tanze hingab.

Vergebens bat ihn die Gräfin Mutter, seiner Gesundheit besser eingedenk zu seyn. Nur Libussens Flehem gelang es endlich, den Athemlosen zum Sitzen zu bewegen.

Nicht lange nachher sah ich die Braut mit Thränen, die wahrlich keine Spur von Freude an sich trugen, aus dem Zimmer schleichen. Sie war es, ich täuschte mich nicht. Denn

ich ſtand ſo nahe an der Hauptthüre, durch welche ſie ging, als jetzt bei Ihnen. Noch ſeltſamer mußte es mir vorkommen, daß ſie nur wenige Minuten ſpäter das heiterſte Geſicht zurückbrachte. Ich folgte ihr, und ſah nun wie ſie ihren Bräutigam zum Tanze auffor-derte, und ihrem vorigen Abmahnen ganz ent-gegen, ſeine rückkehrende Ausgelaſſenheit thei-lend anfeuerte. Ich bemerkte auch, wie der Duca nach dieſem Tanze von den Eltern Ab-ſchied nahm, und mit ſeiner Braut durch eine Tapetenthüre ſchlüpfte, die nach ihrem gemein-ſchaftlichen Schlafzimmer führte.

Ehe ich noch dazu kommen konnte, durch Zuſammenſtellungen von allerlei Möglichkeiten auf die Urſachen von Libuſſa's veränderlicher Stimmung zu gerathen, entſtand an der Haupt-thüre ein Flüſtern zwiſchen dem Kammerdiener und dem Grafen. Daß der Gegenſtand nicht ganz ohne Bedeutung war, bewies die zornige Miene, mit welcher der Hausherr den Gärtner anſah, der jetzt, und wie es ſchien zum Be-weiſe deſſen, was der Kammerdiener geſagt hatte, hereintrat.

Ich eilte hinzu, und hörte sagen, daß so eben die Orgel in der Kirche wieder ganz vernehmlich gegangen, auch alles darin bis um Mitternacht, welche just vorüber war, erleuchtet gewesen sei.

Der Graf ereiferte sich sehr über das einfältige Märchen, wie er's nannte, und fragte, warum man ihn nicht früher gerufen habe? Weil, hieß es, jedermann den Ausgang der Sache nicht hätte versäumen wollen. Uebrigens, fügte der Gärtner hinzu, sei, er dürfe es nicht verhehlen, auch der alte Kaplan wieder zum Vorschein gekommen. Ja die Häusler am Walde wollten sogar die Bergspitze, die daraus hervorragt, erleuchtet und einen Geistertanz mit angesehen haben.

„Bravo," rief der Graf finster. „Die ganze alte Posse kommt nach und nach wieder auf's Tapet. Ich hoffe, die sogenannte Todtenbraut wird auch nicht weit von meinen Ohren seyn."

Der Kammerdiener stieß den Gärtner an, daß dieser den Zorn seines Herrn nicht noch mehr anfachen möchte. Daher sagte ich: „We-

ulgſtens könnte man wohl alles mit anhören, was die Leute geſehen haben wollen. Wie iſt es denn mit der Todtenbraut geweſen, mein Lieber?“

Der Gärtner zuckte die Achſeln.

„Sagte ich's nicht,“ rief der Graf, „daß ſie auch dabei vorkommen würde. Das hängt einmal in dem Gedächtniſſe der Leute zuſammen, und bahnt ſich von da gar leicht einen Weg zu ihren Augen. — Kann man wiſſen in welcher Geſtalt?“

„Wenn ich es ſagen darf —“ antwortete der Gärtner, „ſo iſt ſie, ganz wie die ſelige Komteſſe Hildegarde, vor Kurzem erſt im Garten dicht bei mir vorbei in das Schloß gegangen.“

„Hört einmal,“ ſprach nun Gleboda, „ſeid künftig wenigſtens diſkret in euren Phantaſien, und laßt mir meine lieben Verſtorbenen in Ruhe. — Uebrigens iſt es gut!“

Dabei deutete der Graf auf die Thüre, durch welche die Leute auch ſogleich verſchwanden.

„Nun, lieber Marcheſe?“ fragte der Hausherr.

„Nun?“

„Sollten Sie wirklich in Ihrem Märchenglauben ſo weit gehen, um auch dieſe Erſcheinung meiner Hildegarde nicht zu bezweifeln?“

„Wenigſtens iſt ſie dem Gärtner nicht allein erſchienen. Erinnern ſie ſich nur an die Scene im Muſeum zu Paris.“

„Da haben Sie Recht, das war auch eine ſaubere Erfindung, der ich noch bis dieſe Stunde nicht auf den Grund ſehe. Glauben Sie wohl, daß ich dem Duca weit eher darum, weil er uns eine ſo plumpe Lüge auftiſchen konnte, als wegen ſeines Vergehens an der erſten Geliebten, meine Tochter hätte verweigern mögen?“

„Ueber den Punkt, merke ich wohl, werden wir uns nicht leicht vereinigen. Denn wie Sie mein Glauben, grade ſo finde ich Ihr Zweifeln unbegreiflich. —“

Die Geſellſchaft verlor ſich indeſſen allmählig, und als endlich niemand mehr da war als die Eltern der Braut und ich, tritt auf Einmal Libuſſa im Ballanzuge zur Hauptthüre herein, und erſtaunt, daß ſie keine Geſellſchaft mehr antrifft.

„Was

„Was bedeutet denn das?“ fragt die Mutter, und der Vater kann nicht einmal ſo viel Worte für ſeine Verwunderung auffinden.

„Wo iſt Marino?“ ruft Libuſſa.

„Das fragſt Du uns?“ erwiedert die Gräfin. „Haben wir dich nicht mit ihm durch die Tapetenthüre gehen ſehen?“

„Unmöglich. Sie irren ſich durchaus.“

„Ih, nein, nein doch, gutes liebes Kind! — Du tanzteſt noch kurz zuvor ſo unmäßig. Dann ſeid ihr gegangen?“

„Ich, beſte Mutter?“

„Ja wohl. Wie haſt du nur dies alles vergeſſen können?“

„Nichts habe ich vergeſſen, ich verſichre Sie.“

„Wo wärſt Du denn ſo lange geweſen?“

„In dem Zimmer der ſeligen Schweſter!“ ſagte ſie, und ich bemerkte deutlich, wie dem Grafen bei dieſem Worte das Blut ein wenig zurücktrat. Auch ſuchte ſein Auge ſchüchtern nach dem meinigen. Er ſchwieg jedoch, und die Gräfin, in Sorgen, daß ihre Tochter irre rede, fuhr traurig fort: „Wie kommſt du nur

grade am heutigen Tage auf dieſen ſonderbaren Einfall, mein Herzenskind?“

„Davon weiß ich keine Urſache anzugeben. Ich weiß nur, daß mir auf Einmal ſo beklommen ums Herz wurde, und es ſchien, als ob niemand mir fehle als Hildegarde. Zugleich hatte ich die feſte Hoffnung, ſie auf ihrem Zimmer bei der Guitarre zu finden. Und daher ſchlich ich mich leiſe hinauf.“

„Traſſt Du ſie denn an?“

„Ach nein, doch hatte mich das heftige Verlangen nach ihr, verbunden mit der Müdigkeit vom Tanze, dermaßen erſchöpft, daß ich in einen Stuhl geſunken und eingeſchlummert bin.“

„Und wie lange iſt es, daß Du den Saal verließeſt?“ fragte die Mutter weiter.

„Die Thurmglocke ſchlug eben drei Viertel auf Zwölf, als ich in der Schweſter Zimmer trat.“

„Was iſt das?“ flüſterte die Gräfin ihrem Gemahle ſchmerzlich zu. „Sie ſpricht ſo zuſammenhängend; gleichwohl weiß ich genau, daß ich ſie grade, wie die nämliche Uhr drei

Viertel auf Zwölf ſchlug, hier auf dieſer Stelle zur Mäßigung im Tanze ermahnte.“

„Und Dein Bräutigam?“ rief der Graf.

„Wie geſagt, den glaubte ich hier zu ſehen.“

„Gott, Gott!“ rief die Mutter, „ſie iſt wahrlich von Sinnen. Wo aber, wo muß er ſeyn?“

„Was, gute Mutter?“ ſprach Libuſſa ängſtlich an ſie geſchmiegt, während der Graf ein Licht ergriff, und mir, ihn zu begleiten, winkte.

Im Brautgemache, wohin er mich führte, erwartete uns ein furchtbares Schauſpiel. Der Duca allein auf dem Boden und keine Spur von Leben in ihm. Dabei war ſein Geſicht zum Entſetzen verzogen.

Denken Sie ſich Libuſſens Betrübniß, als ſie Nachricht davon erhielt, und alle ärztlichen Bemühungen, den Verſtorbenen wieder zu beleben, keinen Erfolg hatten. —

Die ganze Familie gerieth in eine Beſtürzung, wogegen alle Troſtgründe wenig vermochten. Daher kam mir ein dringendes Geſchäft, das meine Abreiſe erforderte, überaus erwünſcht.

Ich unterließ indeſſen nicht, zuvor über die Sage von der Todtenbraut im Dorfe nähere Erkundigung einzuziehen. Leider hatte ſich die Geſchichte durch mündliche Ueberlieferung nur ziemlich unvollkommen erhalten. Die ſogenannte Todtenbraut ſollte ein Fräulein aus dem vierzehnten oder funfzehnten Jahrhunderte und in dieſer Gegend zu Hauſe ſeyn. Es hieß, ſie habe ſo undankbar und treulos an einem Geliebten gehandelt, daß dieſer darüber geſtorben ſei, ſeine Erſcheinung habe ſie auch grade in ihrer Hochzeitnacht getödtet. Seitdem, erzählte man ferner, wandre ihr Geiſt auf der Erde in allerlei vorzüglich ſchönen Geſtalten herum, um Liebende zur Treuloſigkeit zu verleiten. Da ihm nicht vergönnt ſei, den Körper noch lebender Perſonen anzunehmen, ſo pflege er unter den Todten ſolche auszuſuchen, die ſchönen Lebenden ſehr ähnlich ſähen. Aus dieſem Grunde verweile er auch gern in Sälen, wo Familienporträts aufgeſtellt ſind, ja ſelbſt in öffentlichen Gemäldeſammlungen wolle man ihm ſchon auf die Spur gekommen ſeyn. Die Rede geht, daß das Fräulein zur Strafe ihrer Treuloſig-

keit ſo lange herumirren ſolle, bis ſich ein Mann gefunden, den ſie vergebens vom rechten Wege abzulocken ſucht.

„Noch müſſe ihr dies nicht geglückt ſeyn!“ fügte man hinzu.

Ich erkundigte mich, was es mit dem alten Kaplan für Bewandniß habe, und erfuhr, daß ſein Schickſal von dem ihrigen abhange, weil er den Unterhändler ihrer ſtrafbaren Neigung abgegeben habe.

Was das Namenrufen, welches ebenfalls vorgekommen war, ſo wie die bei Nacht erleuchtete Kirche, in der Hochamt gehalten wurde, bedeute, darüber konnte mir niemand auch nur einigermaßen befriedigende Auskunft geben. Auch wußte kein Menſch, was der Tanz auf dem Berge im Walde bezeichnen möge.

„Uebrigens,“ fügte der Erzähler hinzu, „werden Sie geſtehen, daß dieſe Sage auf eine ſehr wunderbare Weiſe in die erzählte Geſchichte eingreift, und werden die Lücken in dieſer, ſelbſt, ſo gut als möglich, auszufüllen ſuchen. Wenigſtens bin ich nicht im Stande, einen beſſern Schlüſſel dazu zu leihen. — Eine

Geſchichte von derſelben Todtenbraut, die ich vor einigen Wochen erſt erfahren habe, und die meines Erachtens nicht ohne Intereſſe iſt, erſpare ich auf ein ander Mal, da ohnehin ſchon mein Geſchwätz Ihnen mehr Zeit, als ich wünſchte, gekoſtet hat." —

Kaum war er fertig, und die zum Theil nicht ganz gläubige Geſellſchaft auf einige Artigkeiten für ſeine Bemühung gefaßt, als ein Bekannter eiligſt zur Thür hereintrat, und dem Marcheſe ein Wort in's Ohr raunte.

Auffallend war dabei die Wichtigkeit und das ängſtliche Weſen des eben Angekommenen im Gegenſatz von der Ruhe, womit der Marcheſe ſeine Nachricht empfing.

„Eilen Sie," rief jener, durch dieſe Ruhe ganz auſſer Faſſung gebracht, „in ein Paar Minuten werden Sie ſonſt das Zögern bereuen."

„Ich danke Ihnen für Ihre freundſchaftliche Fürſorge," ſagte der Marcheſe, ſchien aber ſeinen Hut mehr deshalb zu nehmen, weil ſich alle Anweſenden zur Heimkehr fertig machten, auch gar nicht eilen zu wollen.

„Nun ſind Sie verloren!“ ſprach hierauf der Andere, als ein Officier mit einigen Mann hereintrat, der nach dem Marcheſe fragte.

Er gab ſich ſogleich ſelbſt zu erkennen.

„Sie ſind mein Gefangener,“ ſagte der Officier, und der Marcheſe ging mit ihm, nachdem er der Geſellſchaft freundlich gute Nacht geſagt, und gebeten hatte, daß man ſeinetwegen ganz außer Sorge ſeyn möchte.

„Außer Sorge!“ ſagte der Mann, deſſen Warnung er verſchmäht hatte. „Sie müſſen wiſſen, daß der Marcheſe in den gefährlichſten Verbindungen ſteht, und ſein Todesurtheil ſo gut wie geſprochen iſt. Aus Mitleid eilte ich ihn zu benachrichtigen, da es vielleicht noch Zeit war, und kann, nach ſeinem jetzigen Benehmen, kaum glauben, daß er noch bei Sinnen ſei.“

Die Muthmaßungen liefen in der ſehr beſtürzten Geſellſchaft noch eine Zeitlang hin und her. Doch jetzt kam auf Einmal der Officier zurück und fragte wieder nach dem Marcheſe.

„Er iſt ja vor Kurzem erſt mit Ihnen hinaus!“ ſagte einer.

„Aber auch wieder zurückgekehrt.“

„Hier iſt niemand geweſen.“

„So müßte er verſchwunden ſeyn!“ rief der Officier lachend, und ließ jeden Winkel ausſuchen.

Alles vergebens. Das ganze Haus wurde umſonſt durchſtört, und am andern Morgen ging der Officier mit ſeinen Soldaten allein und ſehr mißvergnügt aus dem Badeorte.

Die Bräutigamsvorschau.

Volkssage.

I.

Kind, du haſt dieſe Nacht wieder mehr geweint, als geſchlafen — ſagte die alte Gertrud zu der jungen Gräfin Viola, als ſie früh an ihr Bett trat, ſie zu wecken — Was ſoll daraus werden? Sieh, wie trüb deine Augen ſind! Wenn du es ſo forttreibſt, ſo welkſt du hin, eh du noch aufgeblüht biſt. Ermuntre dich! ſieh, was ich da für dich bringe, ein ſchönes neues Kleid zum Ball, bei deiner Schweſter Hochzeit. Sieh, wie reich, wie das glänzt, und die künſtliche Stickerei! da wird mein Violchen alle Fräuleins und Prinzeſſinnen ausſtechen. Nicht wahr, das vertreibt die Grillen? Komm, ſteh auf, wir müſſen gleich ſehen, wie es dich kleidet.

Ach, liebe Gertrud — antwortete Viola, und verbarg die heißen Augen an der Bruſt

der treuen Wärterin — laß mich immer weinen. Wie kannst du mir von Hochzeit sprechen, und von frohen Tänzen! Nimm dein prächtiges Kleid; dürft' ich es doch an Glücklichere verschenken, und in der einfachsten Kleidung auf meine Weise mein Glück suchen!

Du bist noch ein unerfahrnes Kind — fiel Gertrud ein — du kennst die Welt nicht, und bist aus diesem Schlosse nicht weiter gekommen, als bis zum nächsten Kloster. Glaube deiner alten Gertrud, Viola; jungen Mädchen in deinen Jahren spielt das Herz nur gar zu oft schlimme Streiche. Du wärst nicht die Erste, die gern ihr halbes Leben daran gesetzt hätte, ihren Liebhaber zu bekommen, und hernach die andre Hälfte um ihn wieder los zu seyn.

O wie wenig kennst du meine und meines Sorini Liebe — rief Viola — ohne ihn giebt es auf der Welt und im Himmel für mich kein Glück! Rede nicht so, Gertrud, oder willst du dich auch von uns wenden, und hat dich der reiche Bräutigam meiner Schwester gegen den armen Geliebten deiner Viola kalt

gemacht? Freilich, solche Kleider, wo Kostbarkeit und Geschmack sich überbieten, hat er nicht zu verschenken.

Gertrud war bewegt, und tröstete mit heitern Aussichten auf bessere Zukunft, denn der junge Serin: hatte, durch seine treue Liebe zu Viola, auch ihr Herz gewonnen.

Des Menschen Schicksal — sagte sie zuletzt — wendet sich oft wunderbar, und wenn du auch jetzt einige trübe Tage hast, grämе dich darum nicht allzusehr, und verdirb die schöne Jugend nicht mit beständigen Trauergedanken. Du wirst gewiß noch deine Wünsche erfüllt sehn, denn erstlich bist du immer ein gutes frommes Kind gewesen, und dann — hab' ich auch noch meine besondern Ursachen das zu glauben.

Du hast mir schon mehrmals etwas ähnliches gesagt, Gertrud — fiel Viola hier ein — laß mich doch mehr wissen, es scheint ja etwas Gutes zu seyn und wenn könnt' ich denn mehr etwas Gutes und Tröstliches zu hören nöthig haben, als gerade jetzt!

Gertrud ließ ſich eine Zeitlang bitten, endlich erzählte ſie:

Ich trug dich noch auf dem Arm, und, weil du ein ſehr kränkliches Kind warſt, und nichts weniger als eben hübſch — nun, das hat ſich freilich geändert — ſo bekümmerte ſich niemand viel um dich, ſondern alles ſchmeicheite deiner Schweſter Maria, die ſchon damals wie ein kleiner Engel ausſah. Du warſt mir ganz allein überlaſſen, und hätteſt wol manchmal Mangel gelitten, wenn ich nicht für dich geſorgt hätte. Einmal, wie ich von einem Spaziergange mit dir nach Haus ging, begegnete uns die alte Waldmutter, die ſchon damals hier in der Gegend wohnte. Sie konnte mich kaum in der Ferne gewahr geworden ſeyn, da kam ſie, wie ganz außer ſich, auf mich los. Gertrud, ſchrie ſie mir entgegen, was tragt ihr da für einen Engel! und damit kniete ſie nieder, und küßte dir Händchen und Kleiderchen und konnte nicht fertig werden, das ſchöne Kind zu loben. Nun, ſagt' ich, Waldmutter, mein Veilchen iſt wol ein gutes frommes Kind, aber was die Schönheit

anlangt, da ſolltet ihr erſt Fräulein Maria ſehn. Doch die Alte ließ ſich nicht ſtören. Maria iſt ſchön, fuhr ſie fort, aber Viola iſt ſchöner; wo Viola ſich zeigt, muß Maria weichen. Glück wird ſie haben in der Liebe, und den ſchönſten Mann im Lande, den ſie ſelbſt ſich wünſcht, zum Bräutigam. Sie küßte dir nochmals die Händchen, und trippelte fort, ohne auf mich zu hören. Nun ſiehſt du, Violchen, weil das Eine eingetroffen iſt, wegen der Schönheit, was ich damals nicht geglaubt hätte; ſo denke ich, es wird auch wol das Andre ſich bewähren, von dem Glück in der Liebe, und dem ſchönen Bräutigam, ſo wenig auch jetzt noch Hoffnung dazu vorhanden iſt. — Ich habe dir's eigentlich nicht erzählen wollen — ſetzte Gertrud hinzu — denn, wenn der Menſch in die Zukunft ſehen ſollte, ſo hätt' ihm unſer Herrgott die Augen darnach gegeben; aber, weil du ſo gar kleinmüthig biſt, ſo wollt' ich es dir zum Troſt ſagen, damit du Muth bekommſt und heiter wirſt.

Viola war neubelebt. Sie dankte der alten Gertrud mit Thränen für dieſe Beru-

higung. Nun will ich ſtandhaft bleiben — rief ſie — mag noch ſo dunkle und hoffnungsloſe Nacht um mich ſeyn. Ich werde meinen Serini doch endlich ganz mein nennen. Noch geſtern in der Laube am See ſchwuren wir uns ewige Treue . . .

Ein leiſes Händeklatſchen tönte jetzt unter dem Fenſter. Viola erkannte das Zeichen von der Nähe des Geliebten, ſie eilte hinab, Freude funkelte in ihren Blicken; es war Serini.

Warum ſo reiſefertig und gerüſtet? — fragte Viola, als ſie nach der erſten ſtürmiſchen Freude des Wiederſehens ihren Serini genauer betrachtete.

Ich muß dich auf einige Tage verlaſſen, meine Viola — antwortete Serini — ich bin zum Gefolge des Grafen Madaſti entboten.

Was willſt du dort? — fragte Viola ſchmeichelnd — Bleib lieber bei Viola.

Wie gern — erwiderte er — aber ich trage mein Lehn von Madaſti und kann die Folge

nicht

nicht verſagen. Er will ſeine Vermählung mit allem Glanz feiern.

Zu Madaſti's Vermählung? — rief Viola erſtaunend — O, da ſehn wir uns ja! — fuhr ſie freundlich fort — Madaſti heirathet ja meine Schweſter. Nun geh' ich gern zur Hochzeit, da ich weiß, daß ich dich dort finde.

Serini war nicht angenehm überraſcht. Sein Vaſallenverhältniß zu Madaſti fiel wie ein Felſen, auf ſein Herz, und zertrümmerte das ſchöne Gebäude ſeiner Hoffnung. Viola ſollte ihre Schweſter im Glanze des reichen, mächtigen Madaſti erblicken, und neben dem glänzenden Lehnherrn ihn, den armen Serini, der ſeiner Braut ſtatt einer beneidenswerthen blendenden Zukunft nur Abhängigkeit zu bieten hatte, und Abhängigkeit vom Gemal ihrer eignen Schweſter. Wie ſehr, glaubte er, würde ihn dieſes bei der Geliebten in nachtheiligen Schatten ſetzen!

Viola'n entging Serini's Bewegung nicht. Zu kindlich aber, und zu wenig bekannt mit den Verhältniſſen der Welt, ahndete ſie

den wahren Grund davon nicht. Erneuerte Schwüre treuer, ewiger Liebe ſtrömten von ihren Lippen, ſie rief den Himmel und alle Heilige zu Zeugen, aber umſonſt; Serini blieb verſtimmt, und hinterließ den erſten nagenden Zweifel an der Innigkeit ſeiner Liebe in Viola's Buſen.

2.

Haſt du denn die alte Waldmutter niemals nachher wiedergeſehn? — fragte Viola Abends nach einem langen Schweigen — Wer iſt ſie denn eigentlich?

Das kann ich dir nicht genau ſagen — erwiderte Gertrud — Sie lebt, ſo lange ich mich erinnern kann, hier am Walde, und giebt den Leuten Rath und ſagt ihnen wahr. Ich habe mir niemals viel mit ihr zu thun gemacht, denn ich halte von ſolchen Künſten nichts.

Was treibt ſie denn aber für Künſte? — fragte Viola neugierig weiter.

Wie ich dir ſage — antwortete Gertrud — ſie prophezeiht aus der Hand, aus Kryſtall-

kugeln und Erdſpiegeln, zeigt den Leuten Perſonen, die ſie zu ſehn verlangen, und was dergleichen Teufelspoſſen mehr ſind.

Viola ward immer neugieriger und ließ ſich noch mancherlei von der Waldmutter und ihren magiſchen Künſten erzählen. Endlich bat ſie, Gertrud möchte ſie doch einmal zu der Waldmutter führen, und ihr einiges, nur zum Scherz von ihren Künſten zeigen laſſen. Nur zum Scherz, wiederholte ſie, da hat es ja nicht viel zu bedeuten, und es muß ſich gewiß recht hübſch anhören, wenn einem von der Zukunft ſo dunkel und geheimnißvoll vorgeſprochen wird, daß man ſich ſelbſt erſt weiter denken und auslegen muß, wenn es hernach eintrifft. Viola bat noch lange, aber Gertrud blieb unbeweglich. Nein — ſprach ſie ernſthaft — mit ſolchen Dingen darf man durchaus keinen Scherz treiben. Gute Geiſter ſind mir für den Scherz zu hoch und böſe zu gefährlich. Man hat Beiſpiele, daß ſolcher Scherz zum gröſten Verderben ausgeſchlagen iſt, und die Menſchen auf Lebenszeit um Glück und Frieden gebracht hat.

Viola ſchwieg eine Zeitlang, aber der Wunſch, mehr von der Zukunft zu wiſſen, war einmal in ihr erwacht. Sie konnte nicht begreifen, wie das Wiſſen um die Zukunft einem Menſchen ſchädlich werden könnte, und bat von neuem ihre treue Gertrud um einen Beſuch bei der Waldmutter. Wir wollen mit dieſen Geheimniſſen keinen Scherz treiben — ſagte ſie — vielleicht kann mir die Wahrſagerin doch einen guten Rath geben, oder mir ſagen, ob mich Serini noch liebt, und ob meine treue Liebe alle Hinderniſſe noch beſiegen wird. Mir iſt nur bange, daß ihn der Widerſtand, den du von meinen Eltern fürchteſt, und der ihn oft ſelbſt mißmuthig macht, endlich ganz ermüdet und von mir abzieht; o, du glaubſt nicht, wie ſtolz er iſt! Laß mich nur das die Waldmutter fragen. Du ſagſt ja, ſie könnte die künftige Braut oder den Bräutigam zeigen. Nicht wahr, wir gehn, und recht bald?

»Kind — ſagte Gertrud — quäle mich nicht mit ſolchen Bitten! Ich mache dir gern alle Freude, aber das kann und darf ich ja

nicht. Du weißt nicht, was du verlangst. Du könntest für deine Neugierde einen Schreck haben, daß du des Todes wärst, oder doch in deinem Leben nicht wieder froh würdest. Ich vergesse es bis an mein Ende nicht, wie es der Agnes Rosenberg gegangen ist, die hatte sich auch blenden lassen, und war auf die Bräutigamsschau gegangen.

Viola war höchst begierig zu wissen, wie es dieser Agnes gegangen wäre. Gertrud weigerte sich anfangs, die Geschichte zu erzählen, endlich ließ sie sich erbitten.

Ich will dir es zum Exempel erzählen, dich zu warnen — sagte sie — wiewol ich sonst ungern an solche Sachen denke, die einem den Kopf mit bösen Gaukeleien erfüllen und den Schlaf rauben. Höre zu! Die Agnes Rosenberg war erst ein gutes frommes Kind, bis in ihr funfzehntes Jahr, und so schön, wie du. Aber sie hatte noch ein paar Schwestern, die älter waren, und auch hübsch, doch bei weitem nicht so schön als Agnes. Diesen mochte die Zeit lang werden, weil sich nicht gleich Männer für sie fanden, sie bere-

beten ſich alſo zuſammen, daß ſie mit einander in den Wald gehen, und da das Andreasgebet beten wollten. Das iſt nämlich ſo ein gottloſer Gebrauch, daß die Dirnen den heiligen Andreas noch zu ihrem böſen Vorhaben anrufen, und bitten, er ſolle ihnen den künftigen Bräutigam zeigen. Die beiden leichtſinnigen Dirnen gingen alſo Abends bei Mondſchein hinaus in den Wald, und verführten auch die unſchuldige Agnes, daß ſie mitgehn und an ihren böſen Künſten Antheil nehmen mußte. Ich kann dir nun die abergläubiſchen Ceremonien nicht alle beſchreiben, womit ſolche mannſüchtige Dirnen ihre Liebhaber zur Stelle rufen, ſo viel weiß ich aber noch, daß jede mit gewiſſen Worten etwas hinlegen oder hinſtellen muß, woraus ſie denn ſehen wollen, ob der Liebhaber zu einer Dirne Luſt hat, oder nicht. Manche ſetzen ein Tellerchen mit Eſſen hin, oder ein Glas Wein, und was der Poſſen mehr ſind. Nun hatte die älteſte Schweſter, Martha, einen Roſenſtock hingeſetzt, die andre einen Lilienſtengel. Agnes aber hatte ſich erſt durchaus zu nichts ver-

ſtehen wollen, und es wär ihr Glück geweſen, wenn ſie bei dem frommen Vorſatz geblieben wär. Wie nun die drei Mädchen etwas zurückgetreten waren, und die älteſte ihren Spruch geſagt hatte, da kam es hinter den Bäumen vor, wie ein anſehnlicher Mann in prächtiger türkiſcher Kleidung, der ging mit ſchnellen Schritten herzu und ſchwang ſeinen Säbel zornig über dem Haupte; als er aber an den Roſenſtock kam, ward er ſanftmüthig und griff nach den Blumen, aber alsbald war auch das Geſicht verſchwunden. Wiewol nun die Dirnen nicht wenig erſchrocken waren, ſo faßten ſie ſich doch bald wiederum ein Herz, und die zweite Schweſter rief auch den Bräutigam, aber ſie ſagte ihren Spruch wol zweimal, ohne daß ſich etwas zeigte. Da ſcherzten die andern mit ihr, daß ſie kein Mann zur Ehe begehren würde, bis ſie zuletzt unwillig ward, und verlangte, Agnes ſollte auch ein Zeichen ausſtellen, denn der Bräutigam wolle die Wahl haben, und ſtelle ſich vor Einem Zeichen nicht. Endlich ließ ſich auch Agnes bereden, und weil ſie nichts anders mit ſich genommen hatte,

ſo hing ſie ein Tüchlein an einen Baumaſt auf. Ihre Schweſter rief nun nochmals den heiligen Andreas an, und alsbald kam ein ſchöner junger Mann in polniſcher Kleidung auf einem prächtigen Pferde geritten, der blickte gar traurig, hielt auch einige Zeit und ritt dann langſam zu der Lilie und küſſete ſie, worauf er, wie der vorige verſchwand. Die beiden Schweſtern machten ſich nun mancherlei Auslegungen von den Geſichten, und weil ſie beide mit dem Anſehn ihrer Freier nicht übel zufrieden waren, ſo beredeten ſie auch ihre jüngſte Schweſter, das Andreasgebet zu ſagen, und in der Meinung, daß es, wie vorhin, bei einem alleinigen Zeichen keine Kraft äußern werde, ließ ſie ſich überreden, ihren Schweſtern den Willen zu thun. Vielleicht aber war auch eine ſündhafte Luſt und Neubegierde in ihr erwacht, und trieb ſie gegen ihr Gewiſſen zu dem frevelhaften Leichtſinn. Aber, wie ſie ihren Spruch geſagt, und, weil ſich nichts zeigte, ſo gar wiederholt hatte, da kam es ganz ſchwarz aus dem Walde, und Trauermänner, mit großen langen Flören zogen herein, und trugen eine Baare mit Sarg

und Leichentuch, und wie ſie an den Baum kamen, wo Agnes ihr Zeichen aufgeſtellt hatte, da wehte das Tüchlein herunter, und fiel mitten in den ſchwarzen Trauerzug. Da wär nun bald aus dem leichtſinnigen Spaße der bitterſte Ernſt geworden. Denn Agnes war von dem grauſamen Anblick ohnmächtig hingeſunken, und lag wochenlang todtkrank danieder, ſo, daß ſich jedermann ihres Lebens verzieh, und die beiden Schweſtern nichts ſicherers erwarteten, als daß der angedeutete kalte Bräutigam ſeine junge Braut in das ſchmale Hochzeitbett heimführen werde.

Viola ſchauderte bei der Erzählung. Nein — liebe Gertrud — rief ſie, und ſchmiegte ſich furchtſam an ſie an — ich will gern nichts von ſolchen entſetzlichen unnatürlichen Dingen ſehn. Die arme Agnes! Mich tödtete ſolch ein Anblick auf der Stelle, oder brächte mich von Sinnen. Bleib ja wach in dieſer Nacht, bis ich eingeſchlafen bin, liebe Gertrud, ich fürchte mich ſonſt todt.

Gertrud war ſehr zufrieden mit der Wirkung ihrer Erzählung, und um des Guten noch

mehr zu thun, wollte ſie die Fortſetzung hinzufügen, wie dieſe unglückliche Vorſchau ſo traurig auf das Schickſal der armen Agnes eingewirkt habe. Allein Viola wollte nichts mehr hören. Laß uns von froheren Dingen ſprechen — ſagte ſie — ich fürchte ohnedies, daß mir der ſchwarze Trauerzug und Agneſens wehendes Tüchlein im Traume vorkommt.

Die dienſtfertige Gertrud erzählte nun von den glänzenden Anſtalten zu Madaſti's Hochzeit, und wie Viola, die bisher auf einem einſamen Schloſſe allein unter Gertruds Pflege aufgeblüht war, ihre Eltern mit ihrer Schönheit überraſchen, und alle Männer bei ihrem Eintritt in die Welt bezaubern werde. Viola ließ ſich alles ausführlich beſchreiben, und konnte nicht genug zu hören bekommen, um die furchtbaren Bilder, mit welchen jene Erzählung ihre Fantaſie erfüllt hatte, zu verſcheuchen.

3.

Du wollteſt mir geſtern noch das Ende von Agneſens Geſchichte erzählen — ſagte Viola am andern Tage — jetzt, da es Mor-

gen iſt, fürcht' ich mich nicht mehr. Trafen denn die Vorbedeutungen bei Allen ein, oder bloß bei der armen Agnes?

Du ſollſt es gleich hören — erwiderte Gertrud — und der Ausgang wird dir zeigen, wie der Böſe ſolche Dinge zu wenden weiß, daß ſelbſt das gehoffte Glück dem Menſchen zum Verderben gereichen muß, und das Unglück von einer ganz andern Seite kommt, als er es meint, ſo, daß er es ſich ſelbſt zubereitet, indem er ſich abmüht, ihm zu entfliehen. Agnes lag lange krank von dem Schreck, endlich aber erholte ſie ſich doch, und ward nur ſchöner als vorher. Da fanden ſich nun Liebhaber die Menge, aber einer beſonders, ein junger ſchöner Mann, wußte ihre Gunſt zu gewinnen, und ſie wurden auch ſchon ſo weit unter einander einig, daß man ſie allgemein als Braut und Bräutigam anſah. Nur ſollte Agnes, weil ſie noch gar jung war, erſt die Hochzeit ihrer ältern Schweſter abwarten, die mit einem kaiſerlichen Rathe verlobt war. An die Anzeichen in dem Walde ward weiter nicht gedacht, und dem Anſcheine nach,

war auch an keine Erfüllung davon zu denken. Agnes und ihr Verlobter waren mit bei der Hochzeit der älteſten Schweſter auf einem Landgute des Bräutigams. Aber wie der Prieſter eben das Brautpaar zuſammengeben wollte, entſteht auf einmal ein Geſchrei: Feinde! Hülfe! Feinde! und ehe ſich noch einer von den Gäſten beſinnen kann, was der Lärm bedeute, ſtürzt auf einmal ein Haufen Türken herein in den Hochzeitſaal, die hauen nieder, was nur Miene macht, ſich zu widerſetzen, rauben, plündern und ſchleppen Weiber und Jungfrauen als Gefangene davon. Der Anführer des Trupps ſah die Braut, und, weil ſie ihm gefiel, denn ſie war auch ſehr ſchön, rief er ſeinen Leuten, übergab ſie dieſen, und befahl ſie ihnen auf Leib und Leben, denn er wollte ſie unter ſeine Frauen aufnehmen. Das hatte die Erſcheinung des Türken bedeutet.

Das iſt entſetzlich — ſagte Viola — aber raubten denn die Türken auch die arme Agnes, oder bewährte ſich die Erſcheinung durch ihren Tod?

Höre nur weiter — fuhr Gertrud fort. —

Der Böſe legt ſeine Plane ſo liſtig an, daß ſie der Menſch mit aller Klugheit nicht durchſchaut. Wie Agnes die Türken eindringen ſah, fiel ſie vor Angſt, und vielleicht noch mehr vor Schreck über die Erfüllung jener Bräutigamsvorſchau, ohnmächtig in die Arme ihres Geliebten. Der ſtritt aber wacker für ſeine Braut, er riß einem Türken den Säbel aus der Hand und bahnte ſich einen Weg durch die Feinde. In dem einen Arme hielt er die ohnmächtige Agnes, mit der andern hieb er, wie verzweifelnd, um ſich, und entkam glücklich mit dem halbtodten Mädchen in das Haus ihrer Eltern, denn die Türken waren bloß auf Raub und Plünderung ausgegangen, und hatten ſich nicht mit Nachſetzen verweilt. Agnes erholte ſich bald und jedermann glaubte, daß ſie nun ihrem Befreier und Erretter ihre Hand reichen würde, aber der Türke, der ihre Schweſter wegführte, hatte ſie ſo erſchüttert, daß ſie das Blendwerk in jener Nacht nun für unfehlbare Prophezeihung hielt.

Sie trennte ſich alſo von ihm? — fiel Viola ein.

Freilich.— erwiderte Gertrud — Siehst du nun die gefährlichen Fallstricke des Satans? Hätte Agnes nicht jene heillosen Künste treiben helfen, so wär sie jetzt die glücklichste Frau geworden, aber nun drängte jener schwarze Leichenzug immer den Bräutigam aus ihrem Herzen und in ihrer Brust stritt unaufhörlich die Liebe mit der Furcht vor dem Tode, denn sie glaubte sicherlich, daß sie eine Braut des Todes sei, und daß dieser, wie der Türke bei ihrer Schwester noch vor dem Altar sein Recht auf sie geltend machen werde. So grämte sie sich ab, daß sie bald nur ein bloßer Schatten der vorigen Schönheit war. Ihr Geliebter, dem sie ihre frevelhafte Neugierde nach dem Bräutigam nicht bekennen wollte, warf einen bittern Haß auf sie, wurde aber darüber fast tiefsinnig und nahm endlich unter dem tapfern Sobiesky Dienste gegen die Türken, wo er Wunder von Tapferkeit that, aber den Tod nicht fand, den er suchte. Als der Krieg nun geendigt war, und er als polnischer Feldoberster entlassen wurde, lernte er Agnesens zweite Schwester kennen, und weil er seine geliebte Agnes

nicht vergeſſen konnte, heirathete er jene, um doch etwas zu lieben, das ſeiner erſten Liebe angehörte. So war denn auch dieſe Vorbedeutung erfüllt. Aber ſolche Ehen, wo man in dem Gatten nur eine frühere Liebe lieben will, gerathen gewöhnlich nicht zum Beſten. Denn der Menſch ſoll niemals mit kindiſchem Eigenſinn durchſetzen wollen, was ihm einmal verſagt iſt. So ging es auch hier. Agneſens Schweſter lebte zwanzig Jahr mit ihrem Mann, allein nach den erſten Wochen entwich die Täuſchung und er fand den Unterſchied zwiſchen der eigentlichen Agnes und ſeiner Frau täglich größer und merklicher. Er machte weite Reiſen, zog zu Felde, aber er kehrte von beiden immer mißmuthiger zurück, als er ausgezogen war. Seine Frau härmte ſich darüber ab, und der lange Gram zehrte ihr Geſundheit und Leben weg. Auf ihrem letzten Krankenlager ſehnte ſie ſich nur noch einmal ihre Schweſter Agnes zu ſehn. Sie ſchickte Boten nach ihr und Agnes kam auch. Aber zu ſpät. Eben als ſie nach dem Haus ihrer Schweſter gehn wollte, kam der Leichenzug die Straße her

und zog bei ihr vorüber. Der leidtragende Wittwer erkannte Agnes, die ganze Gewalt seiner vorigen Liebe ergriff ihn, und sich und alles um sich her vergessend, trat er aus dem Leichenzug und umarmte seine Schwägerin, und wie ihm die Thränen bei dem Wiedersehn aus den Augen flossen, ergriff er das Tüchlein, das Agnes in ihrer Hand hielt, und trocknete sich die Wange damit. Da erkannte Agnes zu spät die rechte Deutung ihrer Vorschau, und wie ein falsches Blendwerk sie um die schönsten Jahre ihres Lebens betrogen hatte. Sie hütete sich indessen, ihrem Schwager davon wissen zu lassen. Denn das soll, wie die Sage geht, den Mann zum tödtlichen Haß gegen eine Frauensperson bringen, wenn er in der Folge dahinter kommt, daß sie ihn zur Bräutigamsschau citirt hat, weil eine solche Citation die Seele mit grausamer Gewalt und tödtlichem Schmerz vom Körper reißt. Nach einem Jahr Trauer gab Agnes ihrem Schwager ihre Hand, und sie lebten noch viele Jahre mit einander, aber immer ward ihr Glück durch den Gedanken gestört, daß sie erst so spät an-

angefangen hatten, es mit einander zu genießen.

Siehst du Gertrud — fiel Viola freudig ein — so sind sie ja noch vereinigt worden; und recht geliebt hat Agnes doch nicht. Ich hätte meinen Serini genommen und wenn mir zehnfacher Tod gedroht hätte. Warum hatte sie aber auch so eine Auslegung von dem Leichenzuge im Walde gemacht? Sie hätte doch erst zusehn sollen, wer ihr Tuch wegnahm.

Kind — sagte Gertrud lächelnd — gestern Abend fürchtetest du dich vor der bloßen Erzählung, und nun verlangst du von der armen Agnes so viel Muth bei der wirklichen Erscheinung? Woher kommt dir denn auf einmal die Herzhaftigkeit? Ist es die frische Morgenluft, die dich so stark macht?

Nicht allein, gute Gertrud — antwortete Viola — deine Erzählung hebt selbst durch ihr Ende das Schauerliche des Anfangs wieder auf. Es ist, als wären die Leute nur geneckt worden, freilich nicht so, daß ich darüber lachen könnte, denn man muß sie herzlich bedauern,

aber doch grauet mir es nicht mehr vor den Erscheinungen; ich denke nun, ich wollte mich schon besser hüten, da ich durch deine Geschichte hinter die Blendwerke gesehn, und ihre Trüglichkeit erkannt habe.

O, liebe Viola — entgegnete Gertrud — rede nicht so vermessen! Wer kann die Listen des bösen Feindes auslernen. Er weiß' jeden zu fangen. Bei dem fängt er es so an, bei jenem anders, und wer es nur mit ihm aufnimmt, der ist verloren und betrogen, eh' er es selbst noch gewahr wird, daß er in der Schlinge ist.

4.

Ein Bote von Viola's Vater unterbrach das Gespräch. Graf Harras sendete seiner Tochter noch einige Kostbarkeiten, und meldete ihr, daß sie sich bereit halten sollte, nach der Vermählung ihrer Schwester bei ihm in der Residenz zu wohnen. So glänzend die Zukunft war, welche dieser Brief Violen eröffnete, so düster war die Stimmung, in die er sie versetzte. Die Trennung von ihrem Serini,

der auf seinem kleinen Schloß lebte, und ihr mit seinen geringen Mitteln nicht in die glänzende Residenz folgen konnte, schien ihrem Herzen unmöglich, dem Befehl des Vaters sich widersetzen, war in ihren Verhältnissen unausführbar. Bestürmt von diesen Gefühlen flog sie zu ihrer Gertrud, und beschwor sie um Rath und Hülfe. Gertrud erschöpfte ihre Ueberredungskunst, sie zu trösten; aber das glühende Mädchen war nicht zu besänftigen. Ich habe geschworen — rief sie händeringend — ihn niemals zu verlassen, ich habe betheuert, eher der Seligkeit und dem Himmel zu entsagen, als ihm! Kann ich denn meinen Eid brechen, um mir ein glänzendes Loos zu bereiten, das mich von dem Geliebten trennt? Gertrud verwieß ihr die Vermessenheit solcher Eide, sie warnte sie vor jeder Uebereilung, doch sie konnte Violen nicht zurückhalten, einen Boten mit einem Brief an Serini abzuschicken, worin sie diesen beschwor, augenblicklich zu ihrer Rettung zurückzueilen. Wenn er mich jetzt verlassen könnte — sprach sie zu Gertrud — so wär er meiner Liebe unwerth,

aber er wird kommen; ich weiß, meine Liebe geht ihm über alles.

Gertrud gab sich alle Mühe, Violen zu beruhigen. Sie besuchte mit ihr einige Bekannte, und ihr Weg führte sie bei der Hütte der alten Waldmutter vorüber.

Laß uns die Wahrsagerin fragen! — sagte Viola hastig zu Gertrud — unser Weg führt uns nicht umsonst hierher.

Gertrud versuchte Alles, Violen diesen Einfall auszureden; aber vergebens. Sie wieß all' ihre Gründe mit der Vorstellung der innern Angst zurück, die sie fühle, und die ihr keine Ruhe gönnen werde, bis sie wenigstens wisse, ob ein Ausweg aus diesem Labyrinth für sie zu finden sei.

Du zwingst mich, dir nachzugeben — sagte endlich Gertrud — aber ich thue es mit schwerem Herzen, mir ahndet, daß du, statt Beruhigung nur neue Unruhe dir holen wirst; denn auf solchen Wegen, glaub' es mir, kann niemals wahre Ruhe erlangt werden.

Sie gingen nach der Wohnung der Wahrsagerin.

Iſt die Waldmutter zu Haus? — fragte Viola ein kleines Mädchen, das vor der Thür ſaß und zur Zither ſang.

Nein — erwiderte die Kleine — ſie iſt ſeit der Dämmrung fort nach Schädelmoos und Alraun. Ich warte auch auf ſie. Sie muß bald kommen.

Nach einigen Wechſelreden bat Viola das Kind fortzuſingen.

Ich kann das Lied nicht ganz — ſagte die Kleine und griff in die Saiten der Zither — ich ſinge nur, was ich gemerkt habe, weil es oft vorkommt:

der Mond der ſcheint ſo helle,
die Todten reiten ſo ſchnelle,
Feins Liebchen, fürchte dich nicht.

O weh! was heult vom Kloſterthurm,
was flattert dort in Wind und Sturm?
Der Kauz ruft Mitternachtſtunde,
die Todten halten die Runde,
Feins Liebchen, fürchte dich nicht.

O weh! laß Kauz und Todtenbein
und laß mich sehn den Bräutgam mein.
Und willst du den Bräutigam schauen,
so laß dir vor Todten nicht grauen,
Feins Lieb, sonst findest ihn nicht.

Es sind noch mehr Verse — sagte das Mädchen unwillig, nachdem sie mehrmals die Musik zu singen angefangen hatte, um sich in den Text zu helfen; — ich kann sie nur nicht merken.

Viola hatte nicht Lust mehr zu hören, und wollte auch die Waldmutter nicht länger erwarten. Gertrud glaubte ein besonderes Warnungszeichen in dem zufälligen Antreffen dieses Kindes zu finden und ermahnte Violen ernsthaft, nicht mehr an die Waldmutter und ihre prophetischen Künste zu denken.

5.

Der Tag, an dem Viola nach der Residenz abreisen sollte, erschien, und Viola sah ihm ruhiger entgegen, als Gertrud von ihrem heftigbewegten Gemüth erwartet hatte. Die

treue Erzieherin durfte ihren Liebling nicht in die Reſidenz begleiten. Beide trennten ſich unter tauſend Thränen, und verſprachen einander gegenſeitig den pünktlichſten und fleißigſten Briefwechſel.

Viola bezauberte, wie Gertrud ihr vorausgeſagt hatte, Vater, Mutter und alle Männerherzen, die in ihrem Kreiſe ſchlugen. Selbſt ihre Schweſter Maria, Nadaſti's Braut, eine zarte Heiligengeſtalt, ſchien von der ſtralenden Schönheit Viola's verdunkelt zu werden. Der alte Graf Harrach verdoppelte die Pracht bei den Anſtalten zur Vermählung ſeiner ältern Tochter, denn ihr Hochzeittag ſollte zugleich Violen in die Welt einführen, und nichts ſchien ihm glänzend genug, um ſeinen neuen Liebling, ſeinem Wunſche gemäß, zu verherrlichen.

Unter dieſen Vorbereitungen erſchien der Vermählungstag. Der Bräutigam wollte mit allem Glanz ſeines Standes und Reichthums ſich zeigen, und verſpätete durch die Umſtändlichkeit der Feierlichkeiten ſeine Ankunft. Die

Gäste hatten sich indessen schon zahlreich versammelt. Ihre Glückwünsche umrauschten die Braut, aber alle Blicke wendeten sich voll Bewundrung und Sehnsucht nach Viola's blendender Schönheit. Doch so freundlich diese jedem neuen Ankömmling entgegen blickte, so gelang es doch keinem, ihre Blicke länger zu fesseln, als der gesellige Wohlstand es erforderte, und jeder Eintretende zog von neuem ihre Aufmerksamkeit an sich, bis sein Näherkommen ihn von neuem ihr gleichgültig machte.

Die Braut schien über das lange Ausbleiben ihres zukünftigen Gemales etwas unruhig. Man tröstete, man sendete Späher auf die höchsten Thürme des Schlosses, und Viola selbst entfernte sich mit einigen ihrer jungen Freundinnen, um ihnen bei dieser Veranlassung die schöne, weite Aussicht aus den höher gelegenen Zimmern des Schlosses zu zeigen. Sie geriethen bald in mancherlei Gespräche, als auf einmal Lärm im Schlosse wurde und Graf Nadasti mit seinen Vasallen und Dienern in langem prächtigem Zuge ankam. Viola eilte

hinab, um bei seinem Empfang nicht zu fehlen, aber im flüchtigen Lauf schien sie den Weg nicht in Obacht zu nehmen. Sie verfehlte, im Gedräng der Neugierigen, die sich auf den Ruheplätzen der weiten Treppe versammelt hatten, eine Stufe, fiel zu Boden und ward ohne Bewußtseyn aufgehoben.

Madasti war mit seinem Gefolg eben in der Nähe, als Geschrei und Zusammenlauf ihn ein Unglück ahnden ließen. Er eilte in das Gedräng und erstaunte nicht wenig, als er das schöne Mädchen bewegungslos und bloß wie eine Leiche vor sich in den Armen ihrer Freundinnen und Frauen liegen sah. Er fragte nach ihrem Namen und nach der Veranlassung ihres Zustandes, als eben Graf Harras und Maria herbeieilten und die leblose Viola in ein einsames Zimmer begleiten halfen. Madasti folgte ihnen, und klagte sich selbst an, daß er, wiewol unschuldig, durch das Gedräng seines Einzugs, vielleicht eine Veranlassung zu dem Unglücksfalle gegeben habe. Man wendete alle Mittel an, aber vergebens. Die Aerzte

ſchienen bedenklich, obgleich von außen keine bedeutende Verletzung an Viola zu bemerken war. Vater und Mutter waren in Verzweiflung und Nadaſti fühlte, daß bei der Ungewißheit des Ausganges die Vermählungsfeierlichkeit nicht wohl vollzogen werden könne. Graf Harras dankte ihm für die aufopfernde Rückſicht auf ſeinen Schmerz, und die weinende Maria ſank mit einem Blick unnennbarer Wehmuth an den kalten Buſen ihrer bleichen Schweſter.

6.

Viola an Gertrud.

Verbirg deine frommen Augen nicht vor deinem gefallenen Kinde, Gertrud! Lies das Bekenntniß meiner Schuld, und wenn Viola dann noch deines Mitleides werth ſcheint, ſo eile, ihr zu helfen mit Rath und Tröſtung. Du verweiſeſt mir meine Unachtſamkeit, die Gefahr über mich und Bangigkeit und Störung über mein Haus gebracht habe. O Gertrud, möcht' ich dieſen Verweis verdienen! Nicht Unachtſamkeit war es: ein Schrecken,

das mein Innres mit Blitzesgewalt zerriß, warf mich besinnungslos zu Boden. Du sollst Alles wissen.

Du lobtest in den letzten Tagen unsres Zusammenlebens auf Roseck oft die Fassung, mit der ich meiner Reise und meiner Bestimmung entgegen ging, obwol sie mich von meinem geliebten Serini vielleicht auf immer trennte. Wie wenig verdient' ich dein Lob! Diese Fassung, wie du sie nanntest, war in einer dunklen Stunde von unheiligen Mächten mir gegeben. Sie war die Frucht einer verbotenen Erkenntniß, die meine Sehnsucht über die Gränzen des Paradieses meiner Kindheit trieb. Ach, darum folgt' ich so gelassen den vorausgeeilten Wünschen! Gertrud, ich bin fürchterlich bestraft!

Ahndest du meine Schuld? Höre! Als jener Bote, den ich in der Angst meines Herzens nach Serini schickte, mit leeren, todten, eiskalten Worten zurückkam, und statt des Geliebten, der mich schützen sollte, niemand mir nahte, als herzzerreißende Verzweiflung, da weckten die Schatten der Abenddämmrung keine

bange, zaghafte Furcht mehr in der Bruſt deiner unglücklichen Viola. Sie ſehnte ſich nach einem Helfer aus einer fremden, dunklen Welt, da die Erde keine Zuflucht bot, und der Himmel ſeine Engel zurückhielt. Damals entwich ich leiſe deiner Obhut; während du mütterlich für meine irdiſchen Bedürfniſſe ſorgteſt, ging vielleicht das Heil meiner Seele verloren. Ich fand ohne Führer den unbekannten Weg durch Wälder und Felſengründe, und ſtand vor der Hütte, von der mich früher das Kind mit ſeinem unheimlichen Geſang wegſchreckte. Ach, kein warnender Engel hütete jetzt die furchtbare Pforte, oder mein bethörter Sinn erkannte die Warnung nicht. Ein bleicher abgehärmter Knabe, kaum ſo alt, als ich, lag auf der Schwelle, und ſang mit ſterbender Stimme ein Liebeslied an Walfrida, nach einer wildſehnſüchtigen Weiſe, die er ſich ſelbſt bloß mit dem Tamburin begleitete. Du Glückliche, ſang er mir zu mit Wahnſinn in Blick und Ton, du wirſt Walfrida ſehn, und Santo muß in Liebesglut vergehn! Walfrida, Walfrida!

Was säumst du mich zu tödten,
zur Liebesflut
mit meinem Blut
dein Abendbad zu röthen?

Entfeßle seine Quellen;
es spielt mit Lust
um Arm und Brust
in heißen Liebeswellen.

Mir grausete bei dem Liede und der furchtbaren Begeisterung, womit der Knabe sein Instrument dazu schwang. Gleichwol vermehrte sein Wahnsinn nur mein Verlangen, die Waldmutter zu sehn. Ich klopfte an die Thüre. Ein ansehnliches, schwarzgekleidetes Weib trat heraus. Sie bemerkte den Knaben nicht, der mit seinen Lippen auf den Saum ihres Kleides sank. Willkommen, Jungfrau, redete sie mich an, ihr kommt zu bequemer Zeit. Was begehrt ihr? Ich schwieg, denn mein Mund wollte nicht aussprechen, was das Herz dachte; aber sie nahm das Wort wieder. Redet ohne Scheu, sagte sie, wollt ihr wissen, ob eure Liebe euch treu ist, oder wollt ihr sehn, was euer

Buhle, von euch abweſend, beginnt, oder wollt ihr den künftigen Bräutigam ſchauen? Walfrida zeigt euch alles, in Mond und Wolken, in Spiegel und Kryſtall, in Rauch und in leiblichem Bild, wie ihr es begehrt. Zeig' mir meinen künftigen Gemal, ſagte ich zitternd, daß ich erkenne, ob es mein Geliebter ſei, oder ein anderer. Das Weib hieß mich nun ihr nachfolgen. In der Hütte gingen wir durch viele Gemächer, die in den Felſen gehauen waren, zu dem die Hütte nur den Eingang bildete. Alles war hier wunderbar ausgeſchmückt, und Walfrida redete mir viel vor von Erdſpiegeln, Alraunen und andrem Zauberweſen, zeigte mir auch dieſes und jenes, aber die Angſt ließ mich auf nichts merken. Endlich führte ſie mich in ein weites Gemach und hieß mich eine kleine Weile warten. Es war finſtre Nacht um mich, und ich getraute mich keinen Schritt vorwärts oder rückwärts zu treten, wiewol ich mich ſehr fürchtete, und die Augen feſt zuſchloß, um nichts zu ſehn. Auch war es todtenſtill um mich, und nur dann und wann dünkte es mich, als hört' ich

die Stimme jenes Knaben. Aber plötzlich fühlte ich einen Schmerz in der Bruſt, als durchbohrte ſie glühender Drath, ſo daß ich laut aufſchrie. Als nun Walfrida auf mein Geſchrei herzutrat, und ich ihr erzählte, was mir begegnet war, da verlachte ſie mich faſt höhniſch, daß ich mich entſetzte, aber bald hieß ſie mich gutes Muths ſeyn, und ſetzte drei hohe brennende Kerzen in das Gemach. Um mich aber legte ſie einen pergamentenen Streif mit abenteuerlichen Bildern und Charakteren, aus dem verbot ſie mir zu treten, was auch immer um mich her vorgehn möchte. Nun ſprach ſie unverſtändliche Worte, ſang auch einiges dazwiſchen, und lief dazu mit fürchterlichen Geberden im Kreiſe um mich herum. Nach einer Weile kam der Knabe mit dem Tamburin und kniete vor der Zauberin nieder, aber dieſe ergriff einen metallenen Spiegel, der umgewendet an der Wand lehnte, den hielt ſie ſchnell, ohne darein zu blicken, dem Knaben vor, und er ſank augenblicklich todt zu Boden, daß ich faſt vor Graus über die That aus dem Kreiſe geſprungen wär, wenn

mich das Weib nicht gehalten hätte, und mit fürchterlicher Drohung gezwungen im Kreiſe zu bleiben. Das iſt ein neuer Planetenſpiegel, ſagte ſie, der in der kräftigſten Conſtellation gearbeitet iſt, darum bringt er dem erſten, der hineinſieht, unvermeidlichen Tod. Nun aber iſt er unſchädlich und du ſollſt ſeine erſte, volle Kraft erfahren. Sie fing nun von neuem an zu beſchwören, und gebot mir wohl Acht zu haben, denn ich war von dem ſchnellen Tod des Knaben heftig beſtürzt. Da ſah ich bald in dem Spiegel das Bild eines Mannes, der mein ganzes Herz auf einmal umwandelte und an ſich zog, daß ich die Augen nicht von ihm wenden konnte, und entzündet wurde, bis zum Wahnſinn, als ſtrömte die Liebeswuth des Knaben aus dem Spiegel, der ihm den Tod brachte in mich. Das Bild im Spiegel ſchien nach einer Weile näher zu kommen, und bald war es nicht mehr im Spiegel, ſondern ſtand in leiblicher Geſtalt, als ein wirklicher Menſch dicht neben dem Zauberkreiſe vor mir, ſo, daß ich jeden ſeiner Züge klärlich unterſchied. Er trug prächtige ungariſche Kleidung, als ein

vor-

vornehmer Magnat und war mit vielen glänzenden Orden geziert. In seiner Hand hielt er ein schönes Bild in goldener Fassung mit feurigen Edelsteinen. Wie er näher auf mich zu schwebte, sah er mich mit Blicken an, wie noch kein Mann, auch Serini nicht, dessen Blicke mir gegen diese wie matter Schimmer gegen Sonnenglanz schienen. Nun sank er vor mir auf die Knie und streckte bittend die Arme nach mir aus, da sah ich, daß das Bild in seiner Hand zerbrochen war und ihn blutig geritzt hatte, daß ihm Arm und Kleid davon geröthet war. Ich vergaß alles um mich her, und wollte nicht aufhören ihn zu beschauen, und als mir beifiel, der sei mein bestimmter Gemal, hätte mich die Wonne dieses Gedanken fast getödtet. Da störte mich die Wahrsagerin in meinem Glück und sagte: Ihr seid zufrieden, wie es mir scheint, aber besinnt euch und entlaßt das Schattenbild wieder. Ihr träumt nicht, überzeugt euch und nehmt etwas von ihm, was es auch sei zum Andenken, oder werft ihm etwas zu, denn solches geziemt der Jungfrau, die den Bräu-

tigam ruft. Ich fürchtete mich aber, und weigerte mich zu thun wie ſie begehrte. Da ward ſie zornig, daß ihr die Augen funkelten, und ſprach: So haltet mir den Mann wenigſtens nicht auf, Jungfrau! meint ihr, daß ihr eurer Liebesbrunſt bei mir pflegen ſollt? Ihr habt geſehn, den ihr ſehn wolltet, rühret ihn nun an mit der Hand, oder mit was ihr ſonſt wollt, daß er von hinnen gehe. Ich wußte nicht, was ich ergreifen ſollte, denn die Hand wollt' ich dem Schattenbilde nicht reichen; da zog ich eine Schmucknadel aus meinem Haar, die den Schleier anheftete, und berührte damit die Hand, welche die Erſcheinung gegen mich ausſtreckte, und worin ſie das zerbrochene Bild hielt. In dem Augenblick war alles verſchwunden, und ich fand mich mit der Wahrſagerin allein. Hab' ich geträumt? — rief ich aus, und ſah mich um, überall, ob ich nichts mehr erblicken könnte. Ihr habt nicht geträumt, ſagte das Weib zu mir; ſeht an eurer Schmucknadel noch das Blut von der Wunde eures künftigen Gemals. O, meine Gertrud, es war, wie das Weib ſagte! der Stein am

Knopfe der Nadel war blutig. Ich rieb haſtig das fürchterliche Zeichen, aber ich konnte das Blut nicht ganz vertilgen. Nun eilt' ich beſtürzt nach dem Schloſſe, und wunderte mich noch alles wach zu finden, da ich geglaubt hatte, die halbe Nacht bei dem Weibe geweſen zu ſeyn, aber niemand hatte mich vermißt, und die Uhr zeigte mir, daß ich nicht viel über eine halbe Stunde mit allen dieſen ſchauderhaften Begebenheiten zugebracht hatte. Ich entkleidete mich, und meine blutgefärbte Nadel erfüllte mich von neuem mit Grauen, ich verſuchte nochmal die Spur des Blutes zu vertilgen. Vergebens! Immer zog ſich ein röthlicher Blutſtreif über den ſo reinen Diamant; erſt als der Morgen mir zu meiner bangen Arbeit leuchtete, ward der Schein bleicher, und ich hatte die Nacht ruhelos in furchtbarer Angſt verwacht. O, Gertrud, es war nicht die einzige bange Nacht! Sie iſt fruchtbar, wie die Sünde. Wie viel Schreckensſtunden wird ſie mir noch gebären!

Erräthſt du nun den Zuſammenhang? Jene Erſcheinung hatte mich mit der heftigſten Liebe entflammt. Gertrud, die ſchüchternen Augen

deiner Viola blickten jetzt frei um sich in die Schaar der Männer, sie suchten das schöne Urbild zu jenem unbekannten Schattengesicht. Viel schöne junge Männer drängten sich um mich, als meine Schwester ihren Bräutigam erwartete. Keiner war dem Bild' in meinem Herzen ähnlich. Endlich, als das Geschrei im Schloß erscholl: der Bräutigam kommt! und ich die Stufen hinabeilte, ihm die Schwester mit dem Vater entgegen zu führen; o ihr Heiligen! da stand er vor mir, schön, wie damals in jener Nacht. Ich bannte meine ganze Seele in meine zweifelnden Augen; da hebt er die Rechte, ein Verband zeugt von einer Wunde. Er war es, Gertrud, Nadasti war es, Maria's Verlobter! Alle Sinne verließen mich; ich sank zu Boden. Wie lang' ich bewußtlos gelegen hatte, erfuhr ich erst spät. O daß ich nie erwacht wäre!

Was soll ich nun beginnen, meine treue Gertrud? Rathe mir. Kann ich schwaches Mädchen ändern, was vom Schicksal unwiderruflich beschlossen ist? Nadasti liebt mich, das sagen mir seine Blicke. Er sucht mich

überall und verſäumt meine Schweſter, die himmliſch duldende Maria. Noch immer iſt ſie nur ſeine Braut, nicht ſeine Gattin. Wie ſoll das enden!

7.

Nadaſti war von Viola's Anblick nicht weniger entzündet worden. Er wich nicht von ihrem Bett, und als ſie zum erſtenmal das Zimmer verlaſſen durfte, bot er alles auf, den Tag mit der größten Auszeichnung als ihr Geneſungsfeſt zu feiern. Die ganze Gegend rings umher war zu Vergnügungen allerlei Art eingeladen, um Vielen bei jedem Schritt mit neuen fröhlichen Auftritten zu überraſchen.

Es iſt ſonderbar — ſagte Nadaſti, als von den Gäſten einige Worte über Viola's Unfall gewechſelt wurden — daß ein ziemlich ähnliches Schickſal gewiſſermaaßen eine natürliche Verwandtſchaft zwiſchen mir und unſrer Viola anzuzeigen ſcheint. Auch ich hatte, wenig Tage zuvor, einen, mir unerklärlichen Zufall, den ich mit meiner ſonſt ſo feſten Geſundheit nicht in Uebereinſtimmung zu bringen

verſtehe. Ich hatte eben meiner theuren Maria Bild erhalten, und in der Freude über die Schönheit meiner holden Freundin drückte ich das Gemäld' an meine Lippen, als mir plötzlich eine unbeſchreibliche Beklemmung Athem und Beſinnung raubte, und ich, wie Viola, eine lange Zeit bewußtlos am Boden lag, bis ich mich endlich unter den Händen meiner Diener nach und nach erholte. Mein ſchönes Bild war in der Heftigkeit meines Falles zerbrochen, und von meinem Blute, denn das Glas hatte meine Hand nicht unbedeutend verletzt, bis zur Unkenntlichkeit verlöſcht. Welch Glück, daß unſre Viola ohne gefährlichere Verletzung der Gefahr entgangen iſt!

Viola war bei dieſer Erzählung etwas erblaßt. Nadaſti nahm es für Theilnahme. Wie freue ich mich — ſprach er mit ſteigender Wärme — dieſes Zufalls, der meinem Leben mit dem Ihren einen, wenigſtens ſcheinbaren Zuſammenhang gibt. Es iſt mir, als hätt' ich Sie, liebſte Viola, ſchon irgendwo geſehn, wär' es auch in einer andern Welt. Nennen Sie mich immerhin Schwärmer; es bleibt doch

ein schönes Märchen, sich das Band der Liebe und Freundschaft so heilig und unauflöslich zu denken, daß selbst eine zweite Welt es noch als zarte mystische Vereinigung, die wir oft Sympathie nennen, ehrt und fortführt. Lassen Sie mir die Fantasie, die mich erfreut, wenn Sie sie auch nicht mit mir theilen wollen, oder irre ich mich nicht, und wär' ich Ihnen auch beim ersten Anblick mit dem Recht eines vormaligen Freundes erschienen?

Viola schwebte in peinlicher Bangniß vor nähern Erklärungen. Sie wendete das Gespräch, so gut sie es in der Angst vermochte. Der Zufall begünstigte sie. Maskenaufzüge, ernster und komischer Gattung erschienen, und vereinigten sich zu fantastischen Tänzen in Sälen und auf freien Plätzen. Als die Sterne zahlreicher von dem dunklen, klaren Himmel herabblickten, tanzte Madasti scherzend mit Viola aus den Reihen heraus, und auf dieses Zeichen wandelte sich, wie durch Zauber die Gegend. Festliche Feuer flammten auf den Berggipfeln, die Wälder brannten in farbigem Schmuck, von dem Boden stiegen Sternheere

auf und wetteiferten mit den Lichtern des Himmels, und ringsum, unter Donner und Musik, hallte Viola's Name, begrüßt und gefeiert, aus Wäldern und von Felsenwänden wieder. Die Ueberraschte blickte hocherröthend zu Madasti auf. Er schloß sie fest in seine Arme, und ein schneller, glühend erwiderter Kuß löste die letzte, leichte Hülle ihres gegenseitigen Geheimnisses.

Die kühlere Nachtluft versammlete nun die Gesellschaft in die Säle des Schlosses. Tanz und gesellige Spiele wechselten, und die Masken gaben Veranlassung zu mancherlei Verkleidungen und romantischen Zusammenstellungen. Als Viola ein orientalisches Gewand auf Madasti's Bitten angelegt hatte, und dieser ihren Kopfschmuck zu ordnen bemüht war, reichte ihm Maria zu Befestigung des Schleiers ihre Schmucknadel. Plötzlich erbleichte Madasti, und wehrte sie mit wildem Blick ab. Was ist das? — rief er heftig bewegt — weg, fort mit der Nadel! Die Umstehenden sahen ihn befremdet an, aber er faßte sich schnell. Vergeben Sie, schöne Maria —

ſagte er nach kurzem Beſinnen — dieſe Nadel erinnerte mich an etwas, das mit Blitzesſchnelle vor meinem Gedächtniß verüberging, und mir ſchon entflohn iſt, ſo viel Mühe ich mir auch gebe, es zurückzurufen. Vielleicht geht es mehrern ſo wie mir, daß ganze Begebenheiten, wie zuweilen Worte, auf die man ſich beſinnen will, durch verwandte Klänge oder Bilder in der Erinnerung angeregt werden, ohne ganz deutlich in das Bewußtſein zu kommen. So war es mit dieſer Nadel, als Sie mir ſie reichten. Sie erſchütterte mich bis in das Innerſte, ich weiß nicht warum, und wirklich fühle ich ſogar jetzt noch körperlichen Schmerz in meiner noch nicht völlig geheilten Wunde.

Maria reichte ihm nochmals die Nadel. Beſehn Sie die Nadel nur genau — ſprach ſie lächelnd — und Sie werden ſich bald auf ſie beſinnen. Es iſt dieſelbe, die Sie mir auf dem Ball, wo wir bekannt wurden, gegen meine verlorne eintauſchten.

Nadaſti's fortgeſetzte Weigerung, die Nadel anzunehmen, ſchien Maria unwillig zu

machen. Sie sind ein Kind — sagte sie — laß dir die Nadel von mir aufstecken, Viola, da der Graf einmal so eine wunderbare Antipathie dagegen hat.

Nein, nein! — rief Viola heftig abwehrend — Wie kannst du mir zumuthen die Nadel zu tragen! Nimmermehr soll so eine Nadel an mir zu sehn seyn.

Viola erschrak selbst über das, was sie in der Heftigkeit gesagt hatte. Allein Madasti nahm ihre Weigerung für ein hervorbrechendes Zeichen ihrer Liebe zu ihm. Wie viel gütiger sind Sie gegen mich gesinnt, als Maria — sagte er zu Viola — und ein Blick auf Maria verrieth, daß seine neue Liebe in diesem Augenblick den bedeutendsten Sieg über das letzte Hinderniß in seinem Herzen erkämpft habe.

8.

Viola hatte mit Entsetzen die furchtbare Wirkung dieser Nadel auf Madasti gesehn. Die Worte in Gertrud's Erzählung: Es soll der Sage nach tödtlichen Haß wecken,

wenn ein Mann erfähret, daß ihm eine Frauensperson zur Vorschau gerufen habe, fielen lastend auf ihr Herz, und sie eilte auf ihr Zimmer, um den unglücklichen Schmuck, dessen Abbild schon so mächtig wirkte, von sich zu entfernen. Hastig öffnete sie das Etui, aber bleich vor Schreck und tief erschüttert fuhr sie zurück, denn Stein und Fassung war, wie in jener Nacht, von Blut entstellt. Sie warf schaudernd den Gegenstand des Schreckens von sich, und am Morgen, eh noch ein Lauscher erwacht seyn konnte, senkte sie den verrätherischen Zeugen ihrer That in die verborgenste Spalte der Gebirgefelsen.

Für Serini war indessen Viola's und Madalti's Liebe kein Geheimniß geblieben. Er klagte der treuen Gertrud den Wankelsinn seiner Geliebten; allein diese weigerte sich, in einem Verständniß, das sie bloß aus nachsichtiger Schwäche für ihre geliebte Pflegtochter geduldet hatte, eine Vermittlerin abzugeben. Er schrieb nun selbst an die Treulose, allein Viola, welche den Inhalt errathen konnte, verschob die Eröffnung der unangenehmen Briefe von einer

Zeit zur andern, und ihre Antwort blieb aus. Serini war nun auf das äußerſte gebracht; er fühlte ſich verlaſſen, ja verachtet: ſeine Liebe verwandelte ſich in den bitterſten Haß, und er ſchwur tödtliche Rache an Viola und Nadaſti. Unerkannt war er bei jenem Feſte, womit Nadaſti Viola's Geneſung feierte; er ſah der beiden Liebenden Sehnſucht und war Zeuge ihres erſten einweihenden Kuſſes. So überzeugte er ſich ſelbſt von ſeinem Geſchick. Maria ſchien ihm gleiches Recht zur Rache an den Liebenden zu haben, als er, und mit ihr beſchloß er ſich zu Beider Verderben zu vereinigen.

Allein der Ungeſtüme hatte ſich verrechnet. Maria hatte Nadaſti's und Viola's Liebe früher als Serini geſehn. An jenem Tage, wo ihre Vermählung ſo unerwartet geſtört wurde, hatte ſie allein den tiefen, ahndungsvollen Blick in Viola's Herz gethan. Sie liebte ihre Schweſter von ihrem erſten Eintritt in das väterliche Haus mit wunderbarer Schwärmerei. Die lange Verborgenheit, in der Viola, wie ſie glaubte ihretwegen ver-

nachläßigt, geübt hatte, war ihrem zarten Gemüth ein ſtiller Vorwurf, der ſie trieb, mit aufopfernder Liebe, alles zu thun, um Viola mit dem Schickſale, das ihre Kinderjahre getrübt hatte, zu verſöhnen. Als nun die geliebte Schweſter ſo nahe dem Tode in ihrem Arm lag, that ſie das ſtille Gelübd, ihre Liebe, die ſie ahndete, nicht zu ſtören, und die Schwärmerei, die ſie ſchon in ihrer Kindheit zum Kloſter zog, erwachte mit erneuter, doppelter Gewalt. Ohne ſich und ihren ſtillen Vorſatz zu verrathen, beobachtete ſie die Liebenden, und als Serini's Eiferſucht ihr die ſicherſten Beweiſe brachte, daß Viola nur in Nadaſti's Liebe ſich glücklich fühle, ſtand ihr Entſchluß feſt. Sie mahnte Serini ernſthaft von ſeinem Entſchluß ab, die Liebenden ſeiner Rache zu opfern, und als Bitten und Zureden fruchtlos blieben, drohete ſie, ſeinen Plan Nadaſti zu entdecken. Serini ſtellte ſich von ihr überredet, verſprach die Rache aufzugeben, und die Treuloſe zu vergeſſen; aber im Herzen beſchloß er ſein Vorhaben allein, und um ſo ſicherer auszuführen.

9.

Madaſti vergaß über ſeiner neuen Liebe beinah ganz Maria als ſeine Braut zu betrachten. Mancherlei Scherze über den kalten ſehnſuchtloſen Bräutigam erregten erſt ſeine Aufmerkſamkeit, und als Graf Harras einmal im Geſpräch über die geſtörte Vermählungsfeier verſchlug, Maria's bald eintretenden Geburtstag zum Hochzeitfeſte zu wählen, half ihm nur der Einfall aus der Verlegenheit, daß das Zuſammentreffen häuslicher Feſte die Zahl der Freudentage mindere, und er Maria's Geburtstag als ein beſonderes Feſt feiern wolle.

Serini hatte dieſen Tag zu ſeiner Rache auserſehn. Schon den Abend zuvor durchſtrich er die Gegend. Der Zufall führte ihn auf den Weg, den Madaſti und Viola eben zu einem Spaziergang gewählt hatten. Blinde Wuth der Eiferſucht ließ ihn ſeinen Plan vergeſſen, er ſah den glücklichen Nebenbuhler, richtete ſein Gewehr nach ihm, aber zitternd vor Leidenſchaft fehlte er das Ziel und ſtreifte bloß Viola's Gewand. Madaſti's Ruf nach dem

Schuß verſammelte die Landleute, und während er ſelbſt die erſchrockene Viola zum Haus zurückführte, verfolgten dieſe den Thäter.

Man rieth vergebens auf den Unternehmer der verwegenen That, als Serini gefangen eingebracht wurde. Nadaſti beſchloß auf der Stelle ſeinen Tod, ſobald er zuvor auf der Folter den Beweggrund zu ſeinem blutigen Vorhaben bekannt haben würde. Die Unterſuchung ſollte nur bis nach den Feſtlichkeiten des morgenden Tages ausgeſetzt bleiben. Viola ertrug es nicht, den von ihr ſo tief gekränkten Serini um ihretwillen ſterben zu ſehn. Sie öffnete unbemerkt, während der Zerſtreuungen des feſtlichen Tages ſein Gefängniß, und Serini, unwiſſend, wem er ſeine Freiheit danke, ergriff die Flucht.

Nadaſti wüthete, als man am folgenden Tage den Gefangnen vermißte. Er forderte die genaueſte Unterſuchung, aber niemand hatte den leichteſten Schatten eines Verdachtes gegen ſich. Einzig Maria war von mehrern Perſonen mit Serini im einſamen angelegentlichen Geſpräch geſehn worden; doch hatte man dieſes vor

mehreren Tagen bemerkt, als man von Serini's blutiger Absicht noch nicht die entfernteste Muthmaßung haben konnte.

Der entsetzlichste Verdacht erwachte nun gegen Maria. Sie hatte — so schien es — um Serini's Vorhaben gewußt, vielleicht gar ihn zum Rächer ihrer Liebe gewählt. Auch seine Befreiung schien ihr Werk, um das gefährliche Zeugniß ihres Mitschuldigen zu verhindern. Madasti hatte kaum nöthig eine Trennung von seiner Braut zu wünschen, um diese Umstände als beweisend gegen sie anzusehn. Er stellte sogleich jede weitere Nachforschung ein, aber dem alten Graf Harras ließ er die Wahl, ob er die Untersuchung wegen Serini's Entweichung fortgesetzt, oder die Verbindung mit Maria wegen des auf sie gefallenen Verdachtes aufgehoben wünsche. Harras erklärte sich um so lieber für das letztere, da Madasti sich erbot, durch eine Vermählung mit Viola jeder öffentlichen Misdeutung zuvorzukommen, und der Ausgang einer genauen Untersuchung für Maria's und seiner Familie Ehre sehr zweifelhaft schien.

Bei der Heimlichkeit, mit welcher alle dieſe Unterhandlungen getrieben wurden, ahndete Viola nichts von dem Verdacht, der auf ihre Schweſter fiel. Maria ſelbſt war ohne den geringſten Argwohn, als einige Zeilen von Madaſti ihr in kaltem bittrem Tone die Nothwendigkeit anzeigten, daß ihre Vermählung zurückgehn müſſe. Die Urſachen waren als ihr hinlänglich bekannt vorausgeſetzt. Maria faltete das Papier mit ſchmerzhaftem Lächeln zuſammen. Das verdiente ich nicht für meine Liebe, ſagte ſie ruhig, und verließ das Schloß ihrer Eltern, an die nach wenig Stunden ein Abſchiedsbrief von ihr aus dem nahen Kloſter ankam. Viola war anfangs über Maria's Entfernung untröſtlich, weil aber Graf Haſtras ein tiefes Stillſchweigen über dieſe Begebenheit beobachtete, und dadurch zugleich jedem andern auflegte, ſo ahndete ſie ein unerfreuliches Geheimniß. Sie fürchtete ſich die Hülle zu durchblicken, unter deren Dunkel ſie den Weg zu dem längſt erſehnten, und ihr noch ſo wunderbar zubereiteten Glück gehn ſollte.

10.

Der Tag von Maria's Einkleidung war vorüber, und Madasti suchte nun seine Vermählung mit der geliebten Viola möglichst zu beschleunigen. Er stellte sogar einen beträchtlichen Theil der Festlichkeiten ein, mit welchen er seine Vermählungsfeier zu verherrlichen gesonnen war, und begnügte sich seine Verbindung bloß im Kreis der Familie und einer kleinen Anzahl der nächsten nachbarlichen Freunde zu vollziehn. Außer der Sehnsucht seiner Liebe, bestimmte ihn noch zu dieser Eile eine Krankheit Maria's, die bedenklich zu werden schien, und mit einer unwillkommenen Verzögerung drohte. Maria's liebendes Herz konnte die vielen Kränkungen und Leiden nicht ertragen, welche die letzten Tage über sie gehäuft hatten. Sie erlag ihrem Schmerz und sehnte sich nur, ihre geliebte Schwester noch einmal zu sehn. Viola erfuhr nichts von diesem Wunsche, denn ihr Vater und Madasti fürchteten von der so sehr verkannten Maria neue Gefahr für ihren Liebling, und täuschten Violen mit den beruhigendsten Nachrichten von ihrer Schwester.

So erſchien der Vermählungstag. Viola brachte die Nacht zuvor ſchlaflos, in wilden Fantaſien zu. So nah' ihrem Glück, fehlte ihr die Ruhe, ſich deſſen zu erfreuen. Die Zithertöne jenes Kindes umhallten ſie, und unwillkührlich ſang ſie zu der ſchauerlichen Melodie

und willſt du den Bräutigam ſchauen,
ſo laß dir vor Todten nicht grauen.

Dann ſchien ihr die blutige Nadel überall zu begegnen, vergebens warf ſie ſie von ſich, immer kam ſie wieder, und immer blutiger in ihre Hand, und, wie damals in der Hütte der Wahrſagerin, durchdrang ihre Bruſt jener ſtechende Schmerz, der ſie aus den furchtbaren Träumen weckte, um ſie noch furchtbareren zu überlaſſen. Endlich, als der Morgen dämmerte, und die Erſchöpfte in dem matten Strahl Troſt zu finden meinte, da zittert' es wie weißer Morgenduft vor ihrem Bett, und eine blaſſe Nonnengeſtalt beugte ſich langſam über ſie hin. Viola erkannte Maria's Angeſicht, ein heftiger Schrei rief ihre Frauen herbei, und mit Entſetzen ſahen dieſe eine weiße Schattengeſtalt

von Viola's Bett weggleiten und in den hereinfallenden Morgenſtrahlen verſchwinden.

Nadaſti entſetzte ſich vor Viola's entſtelltem Anſehn, als er kam, ſeine Braut zum Altar zu führen. Sie ſchützte ein Fieber vor, das ſie geſtern ſchon gefühlt, aber vielleicht zu wenig geachtet habe. Nur nach Maria fragte ſie ängſtlich, allein man war noch ohne Nachricht von ihr aus dem Kloſter. Viola hatte alle Faſſung nöthig, um ihren Platz vor dem Altar zu erreichen. Immer fürchtete ſie noch im letzten Augenblick eine gewaltſame Störung ihres Bundes, und die Enthüllung einer entſetzlichen Täuſchung bei dem Zutreffen jener Vorſchau. Endlich waren die feierlichbindenden Worte geſprochen, und der erſte freie Athemzug erleichterte ihre bange Bruſt. Die Schrecken der vergangenen Nacht erſchienen ihr als weſenloſe bedeutungsleere Traumbilder, und ſie ſchmiegte ſich im Bewußtſeyn des ſichern Glücks liebend an die Seite des Gemals, der ſie froh den verſammelten Gäſten als ſeine Gattin vorſtellte.

II.

Man bereitete ſich eben zur Tafel, als eine Botſchaft von der Aebtiſſin des Kloſters die Trauerpoſt von Maria's Verſcheiden brachte.

Sie endete wie eine Heilige — ſagte die Laienſchweſter, die während der letzten Nacht mit andern Nonnen bei der Kranken gewacht hatte — die ganze Nacht ſehnte ſie ſich nur nach ihrer Schweſter, und betete brünſtig, daß ihr Gott die Gnade geben möchte, ihre Viola vor ihrem Ende zu ſehn, ſo, daß ihr die ſchmerzhaften Thränen wie Blutetropfen aus den frommen Augen floſſen. Als nun die Schweſtern den Sterbegeſang um ſie anſtimmten, ſchloſſen ſich ihre Augen und ſie lächelte freundlich im Schlaf wie eine Selige unter Engeln. So lag ſie wol gegen eine Viertelſtunde, dann ſchlug ſie langſam die hellen Augen auf und ſah uns ſo freundlich an, daß wir alle weinten, denn wir glaubten der Schlaf habe ſie erquickt. Aber ſie ſprach leiſe zum Himmel gewendet: Nun nimm mich auf, ich habe meine Viola geſehn und ſterbe gern. Die Schweſtern wollten es ihr ausreden, aber ſie

lächelte und ſprach: ich weiß, was ich rede, ich war bei meiner Viola. Dann ſchloß ſie die Augen und wir beteten für die Entſchlafene.

Ja, ja! — rief Viola — es war ihr Geiſt, es war kein Traum. O meine Maria, ich habe dich geſehn, und du biſt mit Liebe zu mir in die Ewigkeit gegangen!

Die Anweſenden erſtaunten, und meinten, Viola ſpreche in neuer Fieberfantaſie, aber ihre Frauen traten hinzu und berichteten, was ſie bei der erſten Morgendämmerung in Viola's Schlafzimmer geſehn hatten. Die Zeit ſtimmte auf das genauſte überein, denn noch vor dem Morgenroth war Maria verſchieden.

Die Freude des Tages war durch dieſe Trauerbotſchaft geſtört. Auch Madaſti war tief erſchüttert. Maria's Liebe zu Viola war durch ein wunderähnliches Ereigniß beſtätiget, der Himmel ſelbſt ſchien den Verdacht gegen die Entſchlafene vernichten zu wollen. Wunderbar und unbegreiflich — rief er — dieſe Maria, die Mörder gegen Viola dingt, voll ſolcher Liebe zu der Verfolgten! Wer kann dieſe Widerſprüche vereinigen!

Wer darf meine Maria so lästern — rief Viola — Welche abscheuliche Heimlichkeit liegt hier verborgen!

Madaſti schwieg. Graf Harras gab seiner Tochter einige Winke über Maria's entdecktes Einverſtändniß mit Serini.

Lüge, abscheuliche Verläumdung! — entgegnete Viola heftig — Gott ist mein Zeuge, Maria verabscheute diese That, sie warnte mich selbst vor Serini. O, jetzt versteh' ich erst ganz deine Warnung, unschuldige Heilige!

Madaſti erwähnte Serini's heimliche Befreiung aus dem Gefängnisse, welche Maria des Einverſtändnisses verdächtig machte.

Viola war wie vernichtet. Unselige Verwirrung — sagte sie mit schwacher Stimme — Ich öffnete das Gefängniß. Sollt' ichs gestatten, daß meinetwegen ein Mensch getödtet werde? konnt' ich Serini für mich sterben lassen? Maria wußte nichts von meiner That. O Heilige, kannst du mir vergeben, deiner Mörderin?

Madaſti und Graf Harras versuchten alles, um Viola zu beruhigen. Sie bekann-

ten ſich allein an dieſer traurigen Verwirrung ſchuldig, durch die Rückſicht auf Convenienz, welche damals eine genauere Unterſuchung verhindert und dadurch die Enthüllung der Wahrheit unmöglich gemacht hatte. Allein nur Maria's Erſcheinung konnte der Verzweifelnden einigen Troſt geben, und dieſe ward bald der einzige Gegenſtand des Geſpräches.

12.

So befremdend uns dergleichen Vorfälle ſcheinen — ſagte unter andern der Prieſter, der die Trauung vollzogen hatte — ſo dürfen wir doch mit unſerm Urtheil über Täuſchungen und Unmöglichkeiten nicht zu ſchnell ſeyn. Daß etwas gegen die Geſetze der Natur geſchehe, iſt freilich unmöglich, nur ſollten wir unſre Kenntniß der Naturgeſetze nicht mit dieſen Geſetzen ſelbſt verwechſeln, und das für unmöglich halten, wovon wir die Geſetze noch nicht einſehn. Die körperliche Natur zeigt uns unerklärliches genug, deſſen Wirklichkeit wir nicht bezweifeln, um nur ein bekanntes zu nennen, die Bewegung des Weins im Gefäß zur

Zeit der Blüte. Warum wollen wir der geiſtigen Natur, deren Geſetze wir noch weniger kennen, unſre oberflächliche Kenntniß als Gränze feſtſetzen? Wir leſen und hören Beiſpiele von einer ähnlichen Anziehungskraft unter Geiſtern wie unter Körpern, ſtatt aber als geiſtige Naturforſcher ihre Geſetze zu unterſuchen, fertigt die faule Vernunft, daß ich nicht ſage der Unglaube, alles mit dem Wort Täuſchung und Unmöglichkeit ab.

Sie überreden uns am Ende wol von der Wirklichkeit der Vampyrs, die unſre Nachbarn beunruhigen? — wandte einer von den Gäſten ſcherzend ein.

Ich wünſche nur eine unbefangene Unterſuchung — antwortete der Geiſtliche ruhig — man muß bei einer Rechnung ſich nicht ein Facit zuvor einbilden, ſonſt läuft man Gefahr falſch zu rechnen. Ein andres iſt aber immer ein Vampyr, ein andres ein Geiſt, der ſich auf kurze Zeit von ſeinem Körper trennt, weil ihm entweder Sehnſucht oder eine fremde Gewalt zwingt ihn zu verlaſſen. Vom erſtern Fall haben wir das neue Beiſpiel an unſrer

ſeligen Maria, vom andern ſind uns Erzählungen von Citationen genug bekannt, und alle ſtimmen darin überein, daß der Citirte unter furchtbarer Angſt in einen todtähnlichen Zuſtand verſetzt wird, und darin bleibt, bis ſein Geiſt in den Körper zurückgekehrt iſt.

Faſt möchte ich Ihnen beiſtimmen — fiel Madaſti ein — könnt' ich nur errathen, wer mich citirt haben ſollte. Vor einigen Wochen erfuhr ich einen ähnlichen Zuſtand, wo ich unter unnennbarer Angſt als ein Todter hinſank und mich nur langſam erholte, und ſonderbar genug, daß mir jetzt eine dunkle, ganz verworrne Erinnerung vorſchwebt, als wär' ich an einen fremden unbekannten Ort entrückt worden und hätte Dinge geſehn, für die ich, wie manchmal für die Erzählung eines Traumes, nicht die Worte finden kann. Auch meine Gemalin erfuhr bald darauf eine ähnliche Ohnmacht. Wer mag mir dieſen zarten, ſchönen Geiſt gebannt haben? Ich könnte den Böswicht tödten, denn die Qual, die ich empfand, war furchtbar und könnte einem Verdammten auf die Höllenſtrafen gut geſchrieben werden. Meine Viola,

wie konnte ihr zarter Körper solchen Schmerz ertragen?

Viola schauderte, und um ihre Bewegung zu verbergen, fragte sie den Geistlichen, ob unsre Kenntniß der Natur jemals zu der Höhe gelangen könne, um ähnliche Wunder aus Gesetzen zu erklären?

Warum nicht — erwiderte dieser — die Zeit hat schon manches bestätigt, und wird noch mehr außer Zweifel setzen, was wir jetzt als Märchen ansehn und verlachen oder verwerfen. Ich habe nur kürzlich eine Entdeckung gemacht, die mir sehr interessant war. Die ältesten Schriftsteller behaupten, daß der Diamant durch Blut erweicht werden könne; die neuern hingegen verlachen diese Behauptung als ein Märchen. Neulich aber fand ich bei einem Juwelier einen Stein, der ohne allen Zweifel ein Diamant war, aber dabei so weich und elastisch, daß er sich drücken ließ. Da er als Brilliant geschliffen war, so mußte seine Erweichung später geschehn seyn, denn in diesem Zustande war kein Schleifen möglich. Ueberdieses machte mir ein rother Streif wahrscheinlich, daß

er lange in Blut gelegen, und ſogar davon eingeſogen haben mußte. Ich kaufte ihn als Liebhaber von Naturſeltenheiten um ziemlich hohen Preis, obgleich für dieſe Seltenheit bei weitem nicht zu theuer.

Man machte Einwendungen, und der Geiſtliche ließ ſich ſeinen Diamant bringen.

Er iſt noch in der Faſſung — ſagte er, als er das Etui eröffnete — ſo wie der Juwelier ihn gekauft hatte.

Graf Harras, der neben dem Geiſtlichen ſaß, griff ſchnell nach dem Juwel. Was iſt das — rief er heftig — wie kommt ihr Juwelier zu dieſer Nadel? Das iſt dieſelbe, die ich meiner Tochter Viola vor kurzem nach Roſeck ſchickte.

So viel ich mich erinnere — erwiderte der Geiſtliche — hatte er ſie von einem Knaben erkauft, der ſie in einer Felsſpalte gefunden haben wollte.

Graf Harras ſchien zu zweifeln. Sieh ſelbſt Viola — ſprach er — ob dieſe Nadel nicht ein Stück von deinem Schmuck iſt?

Viola bedeckte mit einer Hand die Augen,

und wehrte mit der andern die furchtbare Nadel ab, die ſich jetzt wirklich, wie in dem Traume der vorigen Nacht, ihr von allen Seiten entgegendrängte.

Was bedeutet das? — rief Graf Harras — warum erbleichſt du vor dieſer Nadel?

Beſinnen Sie Sich, liebſte Viola — ſagte Nadaſti beſänftigend, indem er ihr ebenfalls die Nadel vorhielt.

Allein kaum hatte er ſelbſt einen Blick auf dieſes unglückliche Kleinod und auf Violen geworfen, als er plötzlich mit ſtarren furchtbaren Blicken aufſprang, die Wunde in ſeiner Hand öffnete ſich, und Blut ſpritzte umher.

Ha, Schlange — rief er mit wildem Zorn gegen Viola, die erſtarrt und blaß wie eine Leiche in ihrem Stuhl lag — Fürchterlich wird mir jetzt alles klar. Du biſt die verfluchte Zauberin, die mit hölliſchem Bann mir die Seele auszog, und mich bis zum Tod ängſtete. Mein Blut iſt es, das dieſen Stein geröthet hat. Es dringt von neuem aus meiner Wunde, dich hölliſche Gaukerin anzuklagen. O Maria!

Eine Heilige hab' ich dieſer Verbündeten des Abgrundes geopfert!

Viola ſtreckte bittend ihre Arme nach dem Erzürnten aus. Aber Nadaſti ſtieß die Bittende ergrimmt von ſich. Ein ſchadenfroher Dämon leitete ſeine Hand; die Spitze der Nadel drang in Viola's Bruſt.

Du biſt gerächt, Nadaſti — ſagte ſie ſterbend — aber eine Zauberin war ich nicht. Ich liebte Serini. Eine hölliſche Kunſt zeigte mir ſtatt ſeines Bildes, das ich begehrte, das deine. Der Zauber iſt gelöſet. Vergib mir jene Stunde der Angſt, wie ich dir meinen Tod vergebe.

In dieſem Augenblicke traten Serini und Gertrud herein. Sie hatten von dem Verdacht gegen Maria gehört, und waren geeilt ihre Unſchuld zu beweiſen. Viola's Blut mäßigte den Zorn der beiden Männer, und die letzten Blicke der Sterbenden flehten um Verſöhnung. Viola erblaßte in den Armen ihrer treuen Gertrud.

Serini zog als Pilgrim zum heiligen Grabe, und Nadaſti fand in der erſten Schlacht unter fallenden Feinden den willkommenen Tod.

Der Todtenkopf.

Der klare Abend, welcher ſich beruhigend einem ſchwülen Sommertage anſchloß, hatte den neuen Gutsbeſitzer, Oberſten Kielholm, mit ſeiner kleinen Familie auf die ſteinerne Bank vor dem Herrenhauſe gelockt. Um mit den einzelnen Unterthanen allmählig bekannt zu werden, gefiel es ihm, manchen Vorübergehenden um ſein Treiben und Thun zu befragen, und mancher Beſchwerde durch Rath oder auch wohlthätige Unterſtützung abzuhelfen. Eine beſondere Freude gewährte es der Familie, daß der ſchrägüber liegende Gaſthof, der unter ſeinem vorigen Inhaber ein abſtoßendes, ſchmutziges Anſehen gehabt hatte, mit jedem Tage ſich ſtattlicher herausputzte. Es freute ſie um ſo mehr, da der neue Gaſtwirth, der zuvor Jahre lang ihrem Dienſte eifrig vorgeſtanden, ſchon jetzt die guten Folgen ſeiner Verbeſſerungen lobte und in dem neuen Gewerbe ſich überaus wohlgefiel, das

ihn und seine junge Frau nebst den Zugehörigen künftig einmal reichlich zu nähren verſprach. Wo ſonſt, trotz der lebhaften Straße, kein Menſch ſo leicht gewagt hatte, eine Nacht zuzubringen, da kehrten jetzt tagtäglich Gäſte ein. Immer ſtanden Kutſchen im Hofe und vor dem Hauſe, und die insgemein recht freundlichen Mienen der zur Abreiſe wieder Einſteigenden gaben dem Wirthe, der mit abgezogener Mütze am Kutſchenſchlage zu ſtehen pflegte, ein unzweideutiges Zeugniß für die Güte und Billigkeit ſeiner Anſtalt.

Ein eben verſchwundenes, bewegliches Gemälde dieſer Art lieh jetzt den Stoff zur Unterhaltung, als eine ſeltſame Equipage, die von der andern Seite herankam, die Aufmerkſamkeit des Oberſten und der Seinigen an ſich zog. Einem langen, mit Kaſten und allerlei Geräthe beladenen Leiterwagen waren zwei in Größe, Geſtalt und Farbe durchaus verſchiedene und von einander lächerlich abſtechende Pferde vorgeſpannt, welche dem Hungertode allmählig entgegen zu gehen ſchienen. Ein zweiter, vermuthlich durch Beraubung des benach-

barten Waldes erſt zum Theil zur Laube eingerichteten, unförmlich langer und breiter Wagen hatte vier, nicht viel beſſere Pferde aufzuweiſen. Das wunderliche Völkchen, das auf dieſem Wagen ſaß, frappirte die Geſellſchaft am meiſten. Mit Kindern und Erwachſenen, mit Männern und Weibern war er vollgeſtopft. Aber kein Augenpaar ſchien dem andern freundlich zugeneigt. Aus den braunen Geſichtern ſprach theils Mißbehagen, theils entſchiedener Haß und Widerwille. Das war keine Familie, ſondern ein aufgeraffter Troß, der, vermuthlich nur durch Furcht und Bedürfniß der Nahrung, locker zuſammengehalten wurde.

Der ſcharfe Blick des Oberſten entdeckte dies ſchon in ziemlicher Entfernung. Er ſah auch deutlich, wie ſich aus dem Laubgewölbe im Hintertheile des Wagens ein beſſer als die Uebrigen gekleideter Mann hervorbewegte, und auf ein ermahnendes Wort von ihm alle ſich nach dem Hauſe zukehrten, und mildere Geberden annahmen, auch Haar und Kleider in beſſere Ordnung zu ſtreichen ſuchten.

Der vordere Wagen hielt ſchon am Gaſt-

hofe, als der andre beim Herrenhauſe vorüberkam, und äußerſt demüthige Grüße die Gewogenheit der Gutsherrſchaft erbitten zu wollen ſchienen.

Kaum ſtand der zweite Wagen ſtill, als auch ſchon alles herausgeſprungen war. Jedes beeiferte ſich der Nähe des Nachbars baldigſt zu entkommen. Das überaus flinke und künſtliche Herabſpringen ſelbſt gab den ſicherſten Aufſchluß über das Gewerbe der Leute. Unfehlbar waren es Equilibriſten.

Der Oberſte äußerte, daß ſie ohngeachtet der ehrerbietigen Grüße ihre Künſte wohl ſchwerlich hier Preis geben, ſondern allem Vermuthen nach ohne Verzug der Reſidenz zu reiſen würden, weil es ſich kaum der Mühe verlohne, die reiche Loſung, welche ſie dort erwarte, des dürftigen Gewinnes halber, auf den ſie hier rechnen könnten, auch nur einen Tag ſpäter einzunehmen.

„Wir haben dieſe Leute," ſagte er, „von ihrer ſchlechteſten Seite geſehen, ohne die Hoffnung, ſie auch von der guten kennen zu lernen."

Seine Gemahlin ſchien eben ihre Abneigung vor allen halsbrecheriſchen Künſten ausdrücken zu wollen, als der beſſer denn die Uebrigen gekleidete Mann herüberkam, und nach einer tiefen Verbeugung um Erlaubniß bat, ſich einige Tage hier aufhalten zu dürfen. Der Gutsbeſitzer konnte um ſo weniger etwas dagegen haben, da der höfliche Fremde zu gleicher Zeit einen ganz unverdächtigen Paß überreichte.

„Nur erſuche ich Sie," ſagte der Oberſte lächelnd, „Ihren Leuten recht einzuſchärfen, daß alles Unerlaubte auch in meinen Dörfern verboten iſt, damit verdrießlichen Händeln ausgewichen werde."

„Sorgen Sie nicht, gnädiger Herr. Eine ſehr ſtrenge Disciplin greift der Ambition meiner Truppe nachdrücklich unter die Arme. Sie iſt gewiſſermaßen ihre eigene geheime Polizei. Alle müſſen mir für einen und einer für alle ſtehen. Jeder hat die Pflicht auf ſich, das Unrecht des Andern zu entdecken. Auch wird er dafür jederzeit obendrein belohnt; wogegen

die Verheimlichung immer zu einer empfindlichen Strafe führt.“

Die Gemahlin des Obersten konnte ihren Abscheu vor so grausamen Verhältnissen kaum verhehlen. Der Fremde entdeckte ihn und sagte achselzuckend: „Ein jeder muß sich in seine Lage zu fügen suchen. Ich habe gefunden, daß ohne eine Behandlung dieser Art kein Auskommen mit solchen Leuten ist. Uebrigens können Ew. Gnaden um so sichrer auf meine Wachsamkeit am hiesigen Orte rechnen, da ich das Glück habe hier geboren zu seyn, und dieserhalb doppelte Verpflichtungen gegen den Ort und dessen gnädige Herrschaft in mir fühle.“

„Von hier?“ sagte die Oberstin verwundert.

„Nicht anders, gnädige Frau. Mein Vater war der Schulmeister Schuster, der vor Kurzem erst gestorben ist. Ich nenne mich Calzolaro, weil ich gefunden habe, daß mein Gewerbe unter italienischem Namen sich etwas dankbarer beweist, als unter deutschem.“

Das Interesse der Herrschaft an dem nicht ungebildet scheinenden Manne verdoppelte sich.

Es war bekannt, daß der wegen der Volksmenge des Kirchspiels ziemlich reich verstorbene Schulmeister seinen einzigen Sohn auf den Pflichttheil reduzirt, und eine entfernte junge Verwandte zur Universalerbin eingesetzt hatte. Man bedauerte ihn daher nicht allein aus gewohnter Höflichkeit, sondern auch, weil durch die angenehme Gestalt des jungen Mannes sowohl, als durch sein Benehmen das Mitleid der Gutsherrschaft wirklich rege geworden war.

„Mein Vater," sagte Calzolaro, „hat nicht väterlich an mir gehandelt. Daher glaube ich auch um so eher von dem Rechte Gebrauch machen zu müssen, was mir gegen sein Testament zu Gebote steht. Es hat einige wesentliche Mängel, und ich bin im Begriff diesen sogenannten letzten Willen förmlich umzustoßen. Doch verzeihen Ew. Gnaden, daß ich Sie mit diesen Dingen behellige, welche das Gespräch unwillkührlich herbeiführte. Nur noch eine unterthänige Bitte erlauben Sie mir. Zum Dank für die gnädige Aufnahme wünschte ich Ihnen etwas von den Künsten meiner Truppe sehen zu lassen.

Der Oberſte zeigte ſich beifällig, und der Tag dazu wurde feſtgeſetzt.

Noch an demſelben Abend ſuchte Calzolaro den Doktor auf, um ihm ſein Vorhaben gegen des Vaters Teſtament mitzutheilen. Der gute fromme Mann entſetzte ſich darüber. Er ſuchte ihm die Gerechtigkeit des väterlichen Zornes zu beweiſen. „Denken Sie ſich, junger Mann,“ ſagte er, „einen Greis, der dieſes in ſeinem Berufe erworben hat, und ſich eines Sohnes erfreut, in deſſen Hände er dieſen Beruf legen kann. Denken Sie ſich einen Sohn von Talent, Kenntniß und Willen dazu. Was hat der Vater weiter zu thun, als dahin zu ſtreben, daß dieſer Sohn nach ſeinem Hinſcheiden ſein Amt erhalte. Auch Ihnen begünſtigt das Glück Ihren Vater. Der Sohn wird zu ſeinem Nachfolger ernannt. Und nun, wie ſich der Greis ganz geborgen und glücklich glaubt, wird dieſer Sohn auf einmal durch loſere Geſellen dem zwar ziemlich unbedeutenden, aber doch gewiß ehrwürdigen Kreiſe ſeiner Zukunft entriſſen! Lieber Schaffer, wenn Sie auch damals, als Sie Ihren würdigen Vater heimlich

verließen, um zaum- und zügellos in der Welt herumzuschwärmen, seinen Kummer darüber aus Leichtsinn vergessen konnten, so dürfen Sie doch das jetzt nicht mehr; oder ich würde Sie ohne Rückhalt einen Bösewicht nennen. — Und that auch nachher Ihr Vater nicht alles, um Sie auf die gute Bahn zurückzurufen? Aber Sie verstopften Ihr Ohr dem väterlichen Worte."

„Weil die Verbindung, in der ich damals lebte, Rechte auf mich hatte, die ich nicht wie ein mißfälliges Kleid von mir werfen konnte. Wäre ich mein eigener Herr gewesen, wie jetzt — —"

„Keine Silbe weiter darüber. Nur so viel bitte ich Sie, Ihres Vaters Gebeinen nicht durch Umkehrung seines Willens die gebührende Ehrfurcht zu versagen."

Wirklich war der junge Mann durch diese Reden und das ehrwürdige Ansehen des Pfarrers schwankend in seinem Entschlusse geworden. Allein dieser stand schon am folgenden Tage wieder fest. Er hörte nämlich hier und da, mit welcher Erbitterung sein Vater von ihm noch kurz vor seinem Ende gesprochen hatte,

und wurde dadurch so entrüstet, daß er nun nicht einmal von einem Vergleiche mit der Erbin etwas wissen wollte, den der Pfarrer in Vorschlag brachte.

Selbst der Gutsherr suchte vergebens Vermittler zu werden, und überließ, da er dies sah, die Sache ihrem Gange. Uebrigens fand er Interesse an dem neuen Bekannten von so abenteuerlichem Gewerbe, wohnte mancher Uebung der Equestrischen bei, und ergötzte sich so sehr an der wohlgelungenen Vorstellung, welche Cajetano zur Freude seiner Familie veranstaltet hatte, daß er ihn zu einer zweiten bewog, worauf er einigen Bekannten aus der Nachbarschaft Einladungskarten schickte.

Bei dieser Gelegenheit sagte Cajetano: „Bis hierher haben Sie noch gar wenig von meiner eigenen Fertigkeit gesehen. Aber glauben Sie nicht, daß ich immer nur als Kritiker müssig neben den Leuten stehe. Ich habe meine Kunststücke so gut wie diese, und behalte mir vor, Ihnen, ehe ich abreise, mit manchem magnetischen und elektrischen

Stücke ein Stündchen, vielleicht nicht unangenehm, zu vertreiben."

Der Oberſte erzählte hierauf, wie er erſt vor Kurzem einen Mann dieſer Art in der Reſidenz geſehen, von dem ihm manches recht wohlgefallen habe. Am meiſten ſei er durch die ſogenannte Bauchſprache überraſcht worden, worin derſelbe ganz vorzüglich geweſen ſei.

„Darin grade," antwortete Calzolare, „glaube auch ich mich mit jedem meſſen zu können."

„Das freut mich," rief der Oberſte. „Beſonders müßte ein Geſpräch, das jener Mann ſcheinbar mit einem Todtenſchädel hielt, einen großen Effekt hervorgebracht haben, wenn von Gaſtrologie zuvor gar nicht die Rede geweſen wäre."

„Wenn Ew. Gnaden befählen, ſo könnte man dieß ja verſuchen."

„Schön!" ſagte der Oberſte, und fügte, nachdem Calzolare gute Beweiſe von ſeiner Geſchicklichkeit in der erwähnten Kunſt gegeben hatte, hinzu: „Man müßte das Schauerliche der Sache noch durch manche Nebenmittel mehr

hervorheben, z. B. durch ſchwarze Bekleidung des Gemachs, Auslöſchen aller überflüſſigen Lichter, die Wahl der Mitternachtsſtunde u. ſ. w. Es müßte eine Art von geiſtigem Deſſert nach dem Abendtiſche, ein ganz unerwartetes Schauſpiel werden, wobei den Zuſchauern etwas Eis über den Körper liefe, damit ſie bald darauf, bei Entröthſelung der Sache, reichlichen Stoff zum Lachen über ihre eigene Furcht gewännen. Denn ohne einiges Grauen wird es wohl, wenn alles gelingt, für niemand abgehen."

Calzolaro nahm Intereſſe an dem Projekt, und verſprach, gewiß nichts zu vernachläſſigen, was deſſen Gedeihen befördern könne.

Ein Kabinet wurde indeſſen geräumt und ſchwarz austapeziert. Aber alles möglichſt geheim. Nur die Oberſtin, auf deren Verſchwiegenheit man bauen konnte, war von dem Vorhaben unterrichtet.

Ihr Gemahl hatte ſogar einen kleinen Zwiſt bei dieſer Gelegenheit mit ihr. Sie verlangte nämlich, daß zu dem ſeltſamen Schauſpiele das Modell eines Todtenkopfes von Gips angewendet werde, wonach der junge Junker zeichnete.

Allein der Oberſte beſtand darauf, daß ein wirklicher Schädel dazu gehöre, weil ſonſt die Illuſion der Zuſchauer gar leicht geſtört werden könne, auch der Schädel, nachdem man ihn ſprechen gehört hätte, zu vollkommener Ueberzeugung, daß es einer ſei, den Gäſten zum Anſchauen herumgegeben werden ſolle.

„Und woher den Schädel nehmen?“ fragte die Oberſtin.

„Dafür wird der Todtengräber ſchon Sorge tragen.“

„Und welches Todten Ruhe ſoll durch dieſen frevlen Scherz geſtört werden?“ fragte die Oberſtin.

„Wie ſentimental!“ rief Kielheim, der die Sache weit leichter nahm. „Man hört es wohl, daß Du kein Schlachtfeld mit angeſehen haſt, wo für die Ruhe der Todten nur ſo lange geſorgt iſt, als der Landmann es will, auf deſſen Acker ſie eingeſcharrt liegen.“

„Gott bewahre mich auch für ſolchem Anblick!“ ſagte die Oberſtin und entfernte ſich, da ſie wohl merkte, daß der Gemahl für ihre Einwendungen durchaus keine Empfänglichkeit beſaß.

Auf ſein Geheiß ſchaffte der Todtengräber einmal des Abends einen wohlerhaltenen Schädel herbei.

Am Morgen des für das eigene Schauſpiel feſtgeſetzten Tages ſann Calzolaro eben im nahen Wäldchen über die Anrede an den Todtenkopf und deſſen Antworten, auch darüber nach, wie der Schädel am beſten zu placiren ſei, um ſogleich dem Verdacht entgegen zu arbeiten, als ob ſeine Antworten durch Communication mit einer verſteckten Perſon hervorgebracht würden. Da kam der Pfarrer vom Filiale gefahren, wohin er in der Nacht zu einem Sterbenden war geholt worden. Der fromme Mann, der in dieſem zufälligen Zuſammentreffen einen Fingerzeig des Himmels zu finden glaubte, ließ halten, um den Abenteurer nochmals zu einem Vergleiche zu rathen. „Ich habe," ſagte er, „von der Erbin Ihres Vaters erſt geſtern Abend einen Brief erhalten. Um alle öffentliche Störung der letzten Verfügungen des würdigen Mannes zu vermeiden, bietet ſie Ihnen die Hälfte des ihr zugeſprochenen Vermögens freiwillig an. Das werden Sie doch wohl dem

ungewissen Ausfalle eines für Sie auf keine Weise ehrenvollen Prozesses vorziehen?"

Allein Calzolaro blieb dabei, daß die Gesetze zwischen ihm und dem Erblasser entscheiden sollten. Der rechte Gesichtspunkt war dem jungen Manne verrückt, aus dem er seines Vaters Widerwillen gegen ihn hätte beurtheilen sollen. Der Pfarrer, der alle Bitten und Vorstellungen verschwendet sah, verließ ihn im Zorne, und Calzolaro ging langsam in den Gasthof zurück, um den Equilibristen ihr Pensum für den heutigen Tag aufzugeben und ihnen zugleich zu sagen, daß er zwar nicht in der Nähe seyn, aber doch von weitem alles Vorzügliche wie alles Fehlerhafte beobachten werde. Auch das, daß er sich den Gästen nicht als Vorsteher dieser Gaukler zeigen wollte, war ein Kunstgriff auf die Nacht berechnet, wo er als ein gänzlich Unbekannter das Räthselhafte der Scene zu erhöhen dachte.

Das Voltigiren und Seiltanzen lief vorzüglich ab. Je seltener die auf dem Lande lebenden Gäste etwas Bedeutendes in diesen Künsten zu sehen bekamen, desto mehr fanden sie sich

veranlaßt, die Kräfte der Truppe zu bewundern und zu erheben. Besondern Beifalls genossen die Kinder, die für ihr Alter in der That nicht wenig leisteten. Das Mitleid mit einem bedauernswürdigen Schicksale ging dem Beifall zur Seite, und die Damen beeiferten sich durch kleine Gaben freundliche Gesichter hervorzulocken.

Die Geschicklichkeit der Truppe war den ganzen Nachmittag der Gegenstand des Gesprächs, ja der Abendtisch hatte noch viel davon zu hören, bis der Hausherr, welcher bis dahin häufig ab- und zugegangen war, endlich ebenfalls festen Platz nahm und also anfing: „Ich freue mich, meine genügsamen Freunde mit dem kleinen Schauspiele, das ich ihnen zu geben hatte, so zufrieden zu sehen. Ich freue mich um so mehr darüber, daß ich manches Natürliche mit dem Namen: unbegreiflich belegen höre, da ich im Stande bin, noch diesen Abend etwas in der That Unbegreifliches Ihrer Prüfung zu unterwerfen. Es ist nämlich in diesem Augenblicke ein Mann auf meinem Gute, der einen so seltsamen Verkehr mit der Geister-

Geiſterwelt hat, daß er die Todten ſelbſt zur Antwort auf ſeine Fragen zu nöthigen verſteht.

„Ei," ſagte eine Dame lachend, „machen Sie uns nicht bange!"

„Jetzt ſpotten Sie," verſetzte der Oberſte, „aber ich wette darauf, daß Ihre Laune bei der Scene ein wenig erſchüttert werden ſoll."

„Ich gehe die Wette ein!" war die Antwort.

Die Uebrigen traten der ungläubigen Dame bei, und erklärten ſich ſo laut und übermüthig gegen die Wahrheit von dergleichen Schauerſcenen, daß der Oberſte für den Effekt der vorhabenden wirklich beſorgt zu werden anfing, und gewiß die ganze Sache unterlaſſen hätte, wenn er nicht von ſeinen Gäſten ſelbſt beim Worte gefaßt worden wäre.

Die Gäſte gingen noch weiter. Sie drangen in den Wirth, ſie doch nicht ſo lange auf die verſprochenen, großen Dinge warten zu laſſen. Aber der Oberſte, der, um nur einigermaßen ſeine Rolle zu behaupten, den Spott, welcher ſie dazu antrieb, ganz ignorirte, ver-

ſicherte ernſtlich, daß vor der Mitternachtsſtunde das Experiment durchaus unmöglich ſei.

Endlich ſchlug die Thurmuhr zwölfmal, und der Hausherr winkte den Bedienten, daß ſie einige Reihen Stühle vor die Thür eines Seitenkabinets ſetzten. Dann lud er die Gäſte ein, auf dieſen Stühlen Platz zu nehmen, und befahl, als das geſchehen war, das Auslöſchen ſämmtlicher Lichter.

Während dieſes vor ſich ging, ſagte er: „Noch will ich meine Freunde vor allem Vorwitze gewarnt haben!“

Es war in der That, als ob das Ernſte und Feierliche dieſer Worte einen tiefen Eindruck auf die Verſammlung mache, welcher ſchon der Schlag der Mitternachtsſtunde und dann das Verlöſchen eines Lichts nach dem andern einen Theil ihres Unglaubens benommen zu haben ſchien.

Dazu erſchollen aus dem Gemache, vor dem die Verſammlung ſaß, der Geiſterbeſchwörung tiefe, wunderliche Töne, die von abgemeſſenen Hammerſchlägen unterbrochen wurden, bis endlich beide Flügelthüren auseinander flogen, und

aus der Weihrauchwolke, welche das ganze Kabinet ausfüllte, nach und nach die mit einfachem Schwarz bekleideten Wände zum Vorschein kamen, nebst einer ebenfalls schwarz umhangenen Ara, von der ein Todtenkopf die Gesellschaft schauerlich anblickte.

Schon jetzt schienen die Athemzüge der Anwesenden lauter und unsichrer zu werden als zuvor. Ja, die Unruhe vergrößerte sich, je mehr allmählig der Weihrauchnebel dem klaren Lichte weichen mußte, das von einer an dem Plafond befestigten grosen Alabasterlampe ausging. Auch blickten die meisten sehr besorgt um sich, wie sie ein Geräusch hinter sich vernahmen, welches beiläufig gesagt, von niemand herrührte, als ein Paar Hausofficianten, denen der Oberste erlaubt hatte, die Scene in einiger Entfernung mit anzusehen.

Nach einer Minuten langen Todtenstille trat endlich Calzolaro von der Seite hervor. Ein langer Bart hatte sein noch ziemlich jugendliches Gesicht dermaßen verändert, daß er, selbst wenn ihn jemand von den Anwesenden schon früher gesehen gehabt hätte, schwerlich wieder

erkannt worden wäre. Die morgenländiſche Kleidung, die er zu dem Akt gewählt hatte, kam dazu, ſo daß ſchon ſein Auftreten allein eine große Wirkung hervorbrachte.

Um ſogleich durch den Stolz auf ſeine höhere Kunſt zu imponiren, hatte der Oberſte ihm geheißen, ohne alle Verbeugung und höfliche Anrede an die Verſammlung aufzutreten, auch überhaupt eine Sprache zu führen, welche von der gewöhnlichen Umgangsſprache um ein Merkliches abwiche. Ein myſtiſcher Galimatias, meinten beide, würde dabei gar nicht zu verwerfen ſeyn.

Calzolaro begann daher mit tiefer, erſchütternder Stimme:

„Das Leben iſt da, um ſich in den ſchwarzen Schlund, den wir Tod nennen, hinabzutauchen, und dort einem ganz neuen, ſtillen Reiche einverleibt zu werden. Es aus dieſem Reiche wieder hervorzuziehen, darin beſteht der Zweck aller höhern Kunſt. Mögen Thoren und Schwachköpfe von Unmöglichkeiten ſchwatzen, der Weiſe beklagt ſie, die nicht wiſſen, was möglich oder unmöglich, was wahr oder falſch,

was Licht oder Schatten iſt, die die groſſen Geiſter nicht kennen und begreifen, welche aus den ſtummen Grüften und Gräbern, aus den zerfallenen Gebeinen der Abgeſchiedenen eine ſo ſchauerliche als wahre Sprache vor das erſtaunte Ohr der Lebenden bringen. — An Euch, die Ihr hier verſammelt ſeid, vorerſt ein warnendes Wort. Hütet Euch durch irgend eine vorwitzige Frage die Rache des Geiſtes zu reizen, der von meinem erſten Worte an dieſen Todtenkopf unſichtbar über ihm ſchweben wird. Verſuchet übrigens Eure Grauen zu mäſſigen, und höret alles in Demuth und Ruhe. Denn ich nehme die Gehorſamen in meinen mächtigen Schutz, und laſſe nur die Frevler von dem wohlverdienten Verderben ereilen."

Der Oberſte bemerkte mit innigem Wohlgefallen, welchen Eindruck dieſe hehren, mit der nöthigen Pracht und Anmaſſung ausgeſprochenen Worte auf die vor Kurzem noch ſo ungläubige Verſammlung machten.

„Die Sache gelingt beſſer als ich mir eingebildet hätte!" flüſterte er ſeiner Gemahlin zu, die jedoch kein Wohlgefallen an der Scene

bezeigte, ja ſie einzig ihrem Gatten zu Liebe mit abgewartet hatte.

Cajetano fuhr indeſſen fort: „Betrachtet dieſen Schädel. Armſelig und hülflos, wie er jetzt vor Euch liegt, gehörte er einſt einem der ſtolzeſten, unmäßigſten Tyrannen. Meine geheime Kunſt öffnete die Riegel, welche das marmorne Grabgewölbe einer Reihe von Fürſten verſchloß. Und nun iſt er da, dem Geweihten der Geiſter Rede zu ſtehen über ſein ganzes, einſt ſo furchtbares Herrſcherleben. Erzittert nicht, wie ſehr er auch in Drohungen gegen mich und Euch ausbrechen ſollte. Denn nur vergebens wird ſeine Ohnmacht ſich mit der verſchwundenen Größe gegen meine Herrſchaft über ihn zu ſträuben ſuchen, wenn keine ſtrafbare Vorteil von Eurer Seite den ſtillen Gang meiner ernſten Fragen zu unterbrechen ſucht.“

Nach dieſem öffnete er eine der Verſammlung unſichtbare Seitenthüre des Kabinets, langte eine Kohlenpfanne herein, ſtreute Weihrauch darauf und ging dreimal damit um die Ara herum, unverſtändliche Laute nach allen vier

Ecken aufsprechend. Dabei zog er ein Schwert, mit dem er umgürtet war, aus der Scheide, und hieb damit in den Weihrauch hinein, auch einigemal mit entsetzlich verzogenem Gesichte und als ob er den Schädel zerspalten wollte, nach diesem, den jedoch sein Schwert unberührt ließ. Darauf faßte er ihn mit der Spitze des Schwertes an, hielt ihn vor sich hin und trat damit den geängsteten Zuschauern näher.

„Wer bist du, elender Staub, hier auf meiner Degenspitze?“ fragte Calzolaro, und das noch mit festem Auge und gut abgemessener Stimme. Aber kaum ist die Frage aus seinem Munde, so erbleicht er plötzlich, sein Arm erzittert, die Knie schwanken. Die starren, auf den Schädel gerichteten Augen vergehen ihm. Kaum daß er zuvor noch das Schwert und den Todtenkopf auf die Ara zu legen vermag, sinkt er plötzlich und mit allen Merkmalen eines grenzenlosen Entsetzens zu Boden.

Die außer Fassung gerathenen Gäste sehen den Wirth, der Wirth sieht die Gäste an.

Niemand weiß, ob dieser räthselhafte Vorfall mit zur Sache gehöre, oder wie er sonst zu erläutern seyn möchte.

Die Versammlung ist aufs höchste gespannt. Man wartet noch lange, aber der Aufschluß will sich nicht finden. Endlich regt sich Calzolaro wieder und fragt, ob sein verstorbener Vater wieder hinweg sei?

Hat man sich vorher verwundert, so erstaunt man nun. Der Oberste will wissen, was diese Sonderbarkeiten zu bedeuten hätten, und ob er die Versammlung mit dem versprochenen Todtengespräche zum Besten gehabt habe?

Calzolaro äußert hierauf, er wolle sich in alles ergeben und jede Bestrafung seines unseligen Frevels gern erleiden, nur bitte er inständig, daß der Schädel wieder an seine Ruhestätte gebracht werde.

Er hatte alle Haltung verloren und stand auch nicht eher vom Boden auf, bis die Oberstin seiner Bitte nachgegeben und Befehl ertheilt hatte, den Todtenkopf sogleich auf den Gottesacker zu schaffen, um ihn wieder beerdigen zu lassen.

Bei dem ſo ganz unerwarteten Ausgange der Sache verwendete ſich kein Auge von dem vor Kurzem noch ſo hochfahrenden Redner, welcher gar nicht wieder zu Athem kommen konnte und von Zeit zu Zeit flehende Blicke herüberwarf, daß man ſich nur ſo lange gedulden möchte, bis ſeine Kräfte wieder zum Vortrag geſammelt ſeyn würden.

Der Oberſte erzählte inzwiſchen den Anweſenden, welch ein Scherz auf eine bis jetzt noch unerklärliche Weiſe verfehlt worden war. Endlich fing Calzolaro ſehr kleinmüthig an:

„Das Gaukelſpiel, das ich vorhatte, hat gar furchtbar für mich geendigt. Zum Glücke ſcheint der höchſtgeehrteſten Verſammlung der ſchreckliche Anblick erſpart worden zu ſeyn, der mich wohl um alles Bewußtſeyn bringen mußte. Denken Sie ſich, daß kaum, da ich den Schädel mit dem Schwerte aufgehoben und angeredet habe, er mir auch ganz in der Geſtalt meines verſtorbenen Vaters erſcheint. Ob es mein Ohr war, das ſeine Worte ſelbſt hörte, weiß ich nicht, noch wie ſonſt mir der Sinn der Anrede: „Erzittre Vatermörder, wenn

Du nicht umkehrſt und den Weg erwählſt, den Du ſchändlicher Weiſe verlaſſen haſt," beigebracht wurde."

Die grauſende Erinnerung benahm den Athem des Abentheurers dergeſtalt, daß er nicht weiter zu ſprechen vermochte. Der Oberſte erklärte indeſſen der Verſammlung in der Kürze, was dieſer dunkel in der Rede ſeyn mußte.

Darauf ſagte er zu dem reuigen Gaukler: „Da Ihnen Ihre Phantaſie nun einmal den befremdenden Streich geſpielt hat, ſo erſuche ich Sie, ihr, um künftigen ähnlichen Vorfällen auszuweichen, wenigſtens in ſo weit zu gehorchen, um mit der Erbin Ihres verſtorbenen Vaters den angebotenen Vergleich einzugehen."

„Nein, gnädiger Herr," erwiederte er, „keinen Vergleich! Dadurch würde meine Schuldigkeit nur halb erfüllt. Alles ſoll ihr gehören und der Prozeß niedergeſchlagen werden."

Zugleich verſicherte er, daß er ſeine zeitherige Lebensweiſe aufgeben und den Wunſch ſeines Vaters ganz erfüllen wolle.

Der Oberſte äußerte hierauf, daß dies ein

ſehr guter Gedanke ſei, der ihn mit dem Striche durch die Rechnung, den er ihm dieſen Abend gemacht habe, gänzlich ausſöhne.

Die Verſammlung ermüdete nicht mit mancherlei, zuweilen recht ſeltſamen Fragen an den Geiſterſeher. Unter andern verlangte man zu wiſſen, ob der Kopf, der ihm erſchienen ſei, leichenähnlich oder geſund ausgeſehen habe.

„Vermuthlich das erſte," war ſeine Antwort. „Die grauſende Wirkung des Ganzen hatte mich ſo zermalmt, daß ich das Einzelne wohl darüber vergeſſen mußte. Denken Sie ſich nur einen Sohn, der auf dem Schwerte in ſeiner Hand den Kopf ſeines eigenen Vaters erblickt! Der bloße Gedanke könnte ja ſchon allein zum Wahnſinn führen."

„Hätte ich doch nicht geglaubt," ſagte der Oberſte, nachdem er den Geiſterſeher lange angeſchaut hatte, „daß das Gewiſſen eines Mannes, der wie Sie die Welt durchſtreift hat, ſeiner Einbildungskraft noch ſo viel zu ſchaffen machen würde."

„Alſo, gnädiger Herr, Sie zweifeln an der Wirklichkeit der Erſcheinung? Ich meines

Orts bin bereit, darauf den fürchterlichſten Eid abzulegen.“

„Ihre Behauptung widerlegt ſich von ſelbſt. Wir alle hier haben ja ebenfalls Augen für das Wirkliche, und niemand ſah etwas, als einen gewöhnlichen Todtenkopf.“

„Das kann ich freilich nicht erklären. Aber noch mehr; ich bin ſogar überzeugt — woher iſt auch mir ein Räthſel — doch überzeugt, wie von meinem eigenen Leben, daß dieſer Schädel wirklich der Schädel meines Vaters ſelbſt müſſe geweſen ſeyn. Auch hierauf erbiete ich mich zu dem ſchauerlichſten Eide.“

„Ihnen den Meineid zu erſparen, ſoll ſogleich vom Todtengräber Auskunft eingeholt werden.“

Der Oberſte ging hinaus, um dies anzuordnen. Als er nach einer Weile wieder hereinkam, ſagte er: „Wunderbar genug iſt der Todtengräber hier im Hauſe, aber nicht in dem Zuſtande Antwort zu geben. Um das Schauſpiel, welches ich meinen Gäſten zugedacht hatte, ebenfalls mit anzuſehen, hat er ſich unſern Leuten beigeſellt, welche zu dem-

ſelben Zwecke die Thüre, durch welche die Rauchpfanne hereingegeben wurde, leiſe geöffnet haben. Zugleich mit unſerm Geiſterſeher iſt auch der Todtengräber umgeſunken und bis dieſen Augenblick noch nicht wieder zum Bewußtſeyn gelangt, obſchon alle hierher gehörige Mittel verſucht worden ſind.“

Einer der anweſenden Herren behauptete jetzt, daß ein ſtarker Liquor, den er, der ebenfalls zu Ohnmachten geneigt ſei, bei ſich zu führen pflege, die hartnäckigſten Zufälle dieſer Art jederzeit zuverläſſig vertreibe.

Die ganze Verſammlung begleitete ihn zu dem Kranken. Aber auch dieſes Mittel ſchlug nicht an. „Unfehlbar iſt der Mann ein Kind des Todes,“ ſagte der Herr.

Die Thurmuhr, welche eben die erſte Stunde nach Mitternacht anſagte, mahnte zum Aufbruch. Doch die Regung, die unmittelbar darauf in dem Ohnmächtigen von ſelbſt ſich zeigte, hielt die Gäſte beiſammen.

„Gott ſei Dank,“ rief der Erwachende, „daß er nun wieder zur Ruhe iſt!“

„Wer, Alter?“ fragte der Oberſte.

„Der ſelige Schulmeiſter!“

„Hat denn der Schädel wirklich dieſem gehört?“

„Ach, wenn Sie's nicht ungnädig nehmen wollen, ja. Alte Leute und Vorwitz; man ſollte es kaum glauben. Aber ich habe doch weichen gehabt. Nun iſt es ſo gekommen.“

Aus dieſen räthſelhaften Worten war wenig zu nehmen. Daher fragte der Oberſte, wie er auf die Idee gerathen ſei, juſt des Schulmeiſters Schädel herauszuholen?

„Eben aus gottloſem Vorwitz. Da ſpricht man immer, daß, wenn Kinder die Schädel ihrer verſtorbenen Eltern nach Mitternacht anreden, dieſe Schädel wieder zu leben anfangen. Das wollte ich denn verſuchen, mache aber in meinem Leben den Verſuch nicht noch einmal. Zum Glück iſt der Schädel nun wieder zur Ruhe.“

Man fragte ihn, woher er das wiſſe? und er antwortete, daß er alles in ſeinem Todtenſchlafe geſehen habe. Schlag eins ſei ſeine Frau damit zu Stande geweſen. Dabei

beſchrieb er die Art ihres Verfahrens nebſt allen Umſtänden.

Die Verſammlung war von dem mancherlei Unerklärlichen wieder ſo munter geworden, daß ſie nun auch die Rückkehr des Bedienten abwarten wollte, den der Oberſte deshalb ſogleich an die Frau des Todtengräbers abſchickte. Wirklich verhielt ſich alles, wie dieſer geſagt hatte. Schlag ein Uhr war der Schädel neubeerdigt geweſen.

Die ſonderbaren Vorfälle hatten ſämmtlichen Anweſenden eine weit ſchauerlichere Nacht herbeigeführt, als der Oberſte ihnen zugedacht hatte. Seine eigne Einbildungskraft war ſo aufgereizt, daß ihm jeder leichte Windſtoß, jedes kniſternde Bret als die Vorboten eines unwillkommenen Zuſammentreffens mit der Geiſterwelt erſchienen.

Mit dem erſten Morgenlichte verließ er daher ſein ſchlafloſes Bette, um am Fenſter zu ſehen, was für ein Leben ſchon vom Gaſthofe her ſich hören ließ. Es waren die Gaukler, welche ſchon fix und fertig auf den Wagen ſaßen, um abzufahren. Calzolaro fehlte noch.

Aber bald erſchien er ebenfalls an den Wagen. Man nahm wirklich Abſchied von ihm. Beſonders ſchienen die Kinder dieſe Trennung ſehr ungern zu ſehen.

Die Wagen gingen ab, und der Oberſte winkte dem Zurückbleibenden.

„Faſt muß ich fürchten," redete er ihn beim Eintreten an, „daß Sie die Truppe ſchon heute gänzlich aufgegeben haben?"

„Und ſollte ich dies nicht, gnädiger Herr."

„Es iſt meines Erachtens ein faſt zu übereilter Schritt als der, welcher Sie in dieſe Verhältniſſe verflocht. Sie hätten doch darauf denken müſſen, das kleine Kapital, das in der Sache ſteckt, mit guter Gelegenheit herauszuziehen."

„Sie vergeſſen, Herr Oberſter, was mir begegnet iſt, und daß ich keinen ruhigen Augenblick mehr unter jenem faſt nur halbmenſchlichen Kreiſe haben würde. Der Anblick von voriger Nacht erſtarrt mir noch immer das Blut in den Adern, wenn ich ihn in mein Gedächtniß zurückrufe. Alles muß ſogleich zur Verſöhnung des ſchwerbeleidigten Schattens

geſchehen. Uebrigens habe ich mich noch ganz leidlich aus den Verhältniſſen gezogen, die wahrlich auch nichts Annehmliches hatten. Denken Sie ſich nur das Unglück, einem Trupp zuſammengelaufener Menſchen vorzuſtehen, die um einen Biſſen ſchlechten Brotes das Leben jeden Augenblick aufs Spiel zu ſetzen gezwungen ſind. Alles dabei nichts als leerer Schein, Alles muß zuſammengegeizt werden, um dem Ganzen ſeine kümmerliche Exiſtenz zur Nothdurft zu friſten. Die Skelette von Pferden mögen als traurige Beweiſe dienen. Der Luſtigmacher bei der Truppe, ein Menſch ohne alles Gefühl, hat längſt nach Uebernahme derſelben getrachtet. Er iſt, ich weiß es ſicher, ſchon damit umgegangen, mich auf irgend eine Weiſe aus der Welt zu ſchaffen, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Daher kann man es wohl nicht Uebereilung nennen, wenn ich ihm auch für ein geringes Geld meine Rechte baldmöglichſt abgetreten habe. Niemand dauert mich als die armen Kinder. Gern hätte ich ſie ihm abgekauft, um ſie der unſeligen Laufbahn zu entziehen, aber um keinen Preis waren ſie ihm

feil. Mein Troſt iſt noch, daß die ſchlechte Behandlung, die ihrer bei ihm unfehlbar wartet, ſie vermuthlich zur Flucht antreiben und ſo einer beſſern Beſtimmung zuführen wird."

„Und Sie, was denken Sie anzufangen?"

„Was ich geſagt habe. Irgend ein kleiner unbekannter Winkel Deutſchlands ſoll dem Berufe gewidmet werden, den mein Vater mir zugedacht hatte."

Der Oberſte bat ihn, noch einige Tage zu warten, weil er vielleicht etwas für ſeine Zukunft thun könne. Inzwiſchen kam auch die Erbin ſeines Vaters, um ſich mit ihm zu beſprechen. Als er ihr ſeinen Entſchluß eröffnete, erſuchte ſie ihn, die Hälfte der Erbſchaft wenigſtens als freies Geſchenk von ihr nicht zurückzuweiſen. Das milde gutmüthige Weſen der hübſchen Perſon gefiel ihm dergeſtalt, daß er ſich bald gar um ihre Hand bewarb. Er erhielt die Zuſage darauf und der Oberſte ſorgte nun um ſo lieber für den Mann, der ſich ſein Wohlgefallen erworben hatte. Auf einem fernen Gute, das ſeiner Gemahlin zugehörte, be-

friedigte er Calzolaro's Verlangen, seines Vaters Beruf fortzusetzen. Ehe er dahin abging, suchte er seinen deutschen Namen wieder hervor. Auch besorgte der vor Kurzem noch über seinen Starrsinn erzürnte Pastor im Beiseyn der Gutsherrschaft die Trauung des frohen Paares, dem ein artiges Fest auf dem Schlosse bereitet wurde.

Am Abend, als die Sonne kaum untergegangen war, und die Neuvermählten etwas entfernt von den Uebrigen im Laubgange sich einem tiefen Nachsinnen zu überlassen schienen, da sahen sie einander plötzlich an, und es war ihnen, als ob jemand ihre Hände ergriffe und in einander legte. Wenigstens versichern sie, der Trieb, sich die Hand zu reichen, sei so rasch und unwillkührlich in beiden zugleich entstanden, daß sie selbst ein Befremden darüber angewandelt habe.

Einen Augenblick später hätten sie auch beide die Worte gehört: „Gott segne Euch!“ und zwar ganz deutlich von der Stimme des verstorbenen Vaters ausgesprochen.

Kurze Zeit darauf äußerte der neue Ehemann gegen den Obersten, daß ihn ohne diese tröstlichen Worte das schreckliche Bild aus jener frevelhaften Nacht gewiß Zeitlebens verfolgt und seine seligsten Stunden plötzlich vergiftet haben würde.

Die ſchwarze Kammer.

Anekdote.

Unſer Journaliſtikum beſtand nur aus drei Perſonen. Aktuarius Wermuth gab die gelehrten Blätter, Stadtphyſikus Bärmann die eleganten, und ich, was weder gelehrt noch elegant, oder beides zuſammen war. Gleichwol hatten wir unſre Convente und Schmäuſe ſo gut als andre Journalgeſellſchaften, ja, wir übertrafen alle andre darin, denn wir hatten täglich Convent und Schmaus, ſobald der Aktuarius ſeine Delinquenten und der Stadtphyſikus ſeine Patienten abgefertigt hatte. Dieſe beiden kamen dann zu mir, und bei einer Pfeife Tabak und einem Krug Bier laſen wir uns das neueſte aus der Literatur vor und machten unſre Bemerkungen darüber.

Der Aktuarius ließ heute länger als gewöhnlich auf ſich warten. Wir ſchmälten ein Viertelſtündchen und beſchloſſen dann, ohne

ihn, unſre literariſchen Lektionen anzufangen. Der allgemeine Anzeiger lag ſchon als das neueſte auf dem Tiſche und von der Poſt kam eben das graue Couvert mit dem Freimüthigen an. Wir hatten alſo keine Zeit zu verlieren. Ich ergriff den Anzeiger, der in mein Lieſer- und Leſe-Departement gehörte, und las.

Das erſte Blatt enthielt gerade die Vorhaltung an den Freimüthigen, wegen der grauen Stube. Ich las mit heimlicher Freude, denn ich hatte ſchon früher mit dem Stadtphyſikus über die graue Stube diſputirt, und hoffte mit dieſem Alliirten in der Hand, ihn und ſeinen Geſpenſterglauben auf das Haupt zu ſchlagen.

Mich hat es lange gewundert von dem Freimüthigen — ſagt' ich — der doch ſonſt auf Realitäten hält, und obendrein in Berlin die Aufklärung aus der erſten Hand haben kann, daß er ſolche Dinge aufnimmt, und ſein Blatt gleichſam zu einer Oeſkuranten-propaganda macht. Nun bin ich neugierig, wie er ſich rechtfertigen wird.

Wie? — fuhr der Stadtphyſikus auf — mit Schweigen, wie's ſo ein Gegner verdient! — Dabei warf er ſich in die Lehne des Stuhls, und zog ſo kräftig, daß Pfeife und Mund wie zwei vulkaniſche Krater dampften.

Aber, ich bitte dich — fuhr ich fort — wer ſoll denn ſolche Dinge glauben, von wandelnden Todtengerippen und der geiſtigen Gertrud, die ſich anfühlen läßt und Lichter anzündet, wie das allerkörperlichſte Kammermädchen.

Aber ich bitte dich — erwiderte er etwas erhitzt — wer ſoll denn glauben, daß ihr Aufgeklärten allein alle Weisheit beſitzet, und der Natur auf die Hände ſehn könnet, was ſie damit zu wirken vermag, oder nicht? Ihr ſchwatzt und ſchwatzt, und je weniger ihr von einer Sache verſteht, deſto lauter ſprecht ihr darüber ab.

Er ſtopfte dabei ſo nachdrücklich den Finger in ſeine Pfeife, daß der Kopf abbrach, und die glimmende Aſche auf den Stuhl fiel.

Excüſe! — fuhr er fort, und ſtäubte den Stuhl ab — nimm's nicht übel, ſie nehmen

doch immer ſchlechtern Ton zu den Pfeifen. Ja, was ich alſo ſagen wollte, Herzensbruder, du haſt als Schulcollaborator nicht die Gelegenheit, dich mit der Natur und ihren Kräften ſo bekannt zu machen, als wir Aerzte. Glaub mir's nur, wir wiſſen ſo blutwenig von dem, was die Natur kann und nicht kann, und wie ſie etwas bewirkt, daß — daß —

Daß es nicht zu begreifen iſt, wie ihr einen Schnupfen kurirt — fiel ich ein.

Warum glaubt ihr denn, daß wir's können? — nahm er ſchnell das Wort — Warum ſchickt ihr denn meilenweit nach uns, und conſulirt uns und thut Verſtändniß und Beutel gegen uns auf? Da habt ihr's! Ihr glaubt, was ihr eben wünſcht, und wobei ihr euch am wenigſten zu inkommoduen braucht. So macht ihr's im Moraliſchen, im Politiſchen und überall. Habt ihr nicht ſchon Leute arretirt, weil ſie ſagten, der Feind habe eine Schlacht gewonnen? Er kam aber darum doch zu euch ins Land, und ſo kommen auch Geiſter zu euch ins Haus, und wenn ihr die Obſkuranten, wie ihr ſie nennt, alle zum Kukuk jagtet.

Fast sollt' ich glauben — sagt' ich kopfschüttelnd — du habest selbst einmal Geister gesehn.

Nun — antwortete er — ich will mich eben nicht für einen Geisterseher ausgeben, aber so etwas ähnliches, wie dem Blendheim in der grauen Stube, ist mir auch passirt, und, wunderlich genug, meine Schlafstelle hieß die schwarze Kammer.

Jetzt half es nichts, der Stadtphysikus mußte von der schwarzen Kammer erzählen. Nach kurzem Weigern stopfte er sich eine frische Pfeife, verbat sich alles Lachen, und fing an:

Ich hatte meine Universitätsstudien beschlossen, und famulirte, um mir Bekanntschaft zu machen, einige Jahre bei dem Doktor Wendeborn, der damals die stärkste Praxis hatte. Weil ich für einen guten Reiter galt, so überließ er mir hauptsächlich seine auswärtigen Kranken und machte es sich auf seine alten Tage bequem. So schickte er mich unter andern einmal auf ein benachbartes Rittergut zu dem Oberstlieutenant von Silberstein, dessen

Tochter an einem heftigen Nervenfieber lag. Viel zu helfen war nicht mehr, indessen verordnete ich Medicin und Diät, wie die Umstände es mit sich brachten, und wollte mich wieder auf den Weg machen. Aber die Eltern ließen mich schlechterdings nicht fort, wiewol ich ihnen meine Verordnung schriftlich hinterlassen wollte, damit kein Mißgriff in der Behandlung der Kranken möglich sei. Ich mußte also bleiben. Die Frau vom Hause ließ mir geschwind ein Zimmer zurecht machen, und weil die Kranke etwas ruhig war, entfernte ich mich bei Zeiten Abends von der Familie.

Das ganze Schloß sah ziemlich finster aus, und mein Stübchen war eben nicht das freundlichste darin. Die altväterischen schweren Thüren waren schwarz angestrichen, und eben so die getäfelte Decke und das Holzwerk, das sich von den Fenstern unten an den Wänden hinzog. Kurz, mir gefiel nichts, als das Bett, das schneeweiß überzogen, an der Wand hinter schweren grünseidenen Vorhängen stand.

Ich setzte noch einen ausführlichen Bericht über den Krankheitszustand des Fräuleins an

meinen alten Herrn auf, und gähnte bei jedem Komma. Da pochte etwas an meine Thüre. Ich fuhr ein wenig zusammen, faßte mich aber geschwind, und rief, so barsch ich konnte: Herein! Dasmal aber war es nichts bedenkliches, sondern der Jäger des Oberstlieutenants, der nachfragen wollte, ob ich vielleicht noch etwas zu befehlen hätte. Ich erzähle mit Vorsatz jede Kleinigkeit, denn in solchen Dingen muß man pünktlich seyn, bis zur Pedanterei, wie bei einem Visum repertum. Der Jäger war ein junger, artiger Mensch, wir sprachen von diesem und jenem, unter andrem fragte er mich, ob es mir nicht zu einsam in dem Stübchen vorkäm und erbot sich bei mir zu bleiben. Ich lachte ihn aus, denn er schien mir sogar selbst in dem düstern Behältniß ängstlich zu werden, und sah sich bei dem geringsten Geräusch bedenklich in allen Winkeln um. Endlich erzählte er mir, mein Stübchen heiße die schwarze Kammer, und man trage sich mit allerhand seltsamen Erzählungen davon, welche jedoch der Herrschaft verborgen bleiben müßten, um ihr nicht

den Aufenthalt zu verleiden. Er erzählte mir auch manches Histörchen von Spukereien und erbot sich nochmals recht angelegentlich bei mir zu bleiben, oder sein Schlafzimmer, welches weit freundlicher gelegen sei, mit mir zu theilen. Ich wollte aber durchaus keinen Vorschlag annehmen, der meine Herzhaftigkeit kompromittirt hätte, und weil er sah, daß ich unbeweglich auf meinem Vorsatz blieb, so ging er endlich, und wiederholte noch in der Thür seine Warnung gegen den Unglauben, der schon manchen in das Verderben gestürzt hätte.

Ich war nun allein in der übel berüchtigten schwarzen Kammer. Damals, wo ich noch über Geister leichtsinniger dachte, und ungefehr so, wie — gewisse aufgeklärte Leute, glaubte ich Gelegenheit zu finden, meinem Heldenmuthe durch die abgerissene Larve eines Gespenstes ewige Lorbeern zu verdienen, und freute mich auf die nahe Mitternacht. Zuvörderst aber untersuchte ich mein Zimmer auf das genaueste. Ich verschloß beide Thüren, und verriegelte sie von innen mit einem besondern vom Schlosse ganz verschiedenen Riegel. Ein gleiches geschah

mit den Fenstern. Zum Ueberfluß störte ich mit meinem Reisesäbel unter dem Bett und allen Tischen und Schränken umher, und erst, als ich mich genau von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, daß Mensch oder Thier mir einen Besuch machen konnte, kleidete ich mich aus. Das Nachtlicht stellte ich in den Ofen, so daß mein Zimmer völlig dunkel war, denn die Beleuchtung macht mir die Furcht mehr rege, als daß sie mich davon befreien sollte.

Nach diesen Vorbereitungen legte ich mich nieder, und schlief von der vielfachen Ermüdung früher ein, als ich gehofft hatte. Ich war noch im ersten Schlafe, da dünkte es mich, als hört' ich meinen Namen ganz leise nennen. Ich fuhr zusammen und horchte auf, da hört' ich nochmals ganz deutlich rufen: Auguſt! Der Schall kam, wie es schien, aus den Vorhängen meines Bettes. Ich riß die Augen weit auf, sah aber nichts als dichte Dunkelheit um mich. Indessen hatte mich doch der leise Ruf mit einem Fieberfrost übergossen, ich drückte die Augen fest zu und fing an wieder einzuschlummern. Auf einmal weckt

mich ein Rauschen in den Bettvorhängen und der Ruf meines Namens tönt mir noch deutlicher zu. Ich öffne die Augen halb, mein Zimmer kommt mir wie verwandelt vor; es ist von einem wunderbaren Lichte durchdämmert, eine eiskalte Hand berührt mich und neben mir im Bett liegt eine todtbleiche Gestalt im Leichenhemd, die ihren kalten Arm nach mir ausstreckt. Ich schrie im ersten Schreck laut auf, und prallte zurück, im Augenblick geschah ein heftiger Schlag, die Gestalt war verschwunden, und ich sah nichts um mich, als die vorige Dunkelheit. Ich zog die Decke über den Kopf, da schlug die Thurmuhr, ich zählte, es war Mitternacht.

Jetzt ermannte ich mich und sprang ohne Verzug aus dem Bett, um mich sicher zu überzeugen, daß kein Traum mich getäuscht haben könnte. Ich zündete zwei Lichter an, und untersuchte wie zuvor das ganze Zimmer. Alles war noch in demselben Zustand, wie ich es verlassen hatte, kein Riegel an den Thüren verschoben, kein Fensterwirbel verrückt. Ich ward schon versucht, meine Erscheinung, so klar

ich

ich mir auch ihrer bewußt war, dennoch einem Traume, und meiner, durch des Jägers Erzählungen aufgeregten Fantaſie zuzuſchreiben, als ich, um nichts ununterſucht zu laſſen, noch mit dem Licht an mein Bett leuchtete. Hier lag eine lange ſchöne dunkle Locke auf meinem Kiſſen. Dieſe konnte doch nicht durch Traum und Täuſchung hergekommen ſeyn. Ich hob ſie auf, und wollte eben die ganze Begebenheit dieſer Nacht niederſchreiben, als ein fernes Geräuſch mich aufmerkſam machte. Ich unterſchied bald ängſtliches Laufen und Werfen mit den Thüren; endlich kommt es gegen mein Zimmer und es wird haſtig und ſtark an die Thüre gepocht. Ich rufe: Wer da? Stehn Sie ſchnell auf, Herr Bärmann, antwortet es draußen, das gnädige Fräulein will ſterben! Ich warf mich in möglichſter Eil in meine Kleider, und flog nach dem Krankenzimmer; es war zu ſpät, das Fräulein lag entſeelt vor mir. Kurz vor Mitternacht hieß es, war ſie vom Schlafe erwacht und nach wenigen ſchnellen Athemzügen verſchieden. Die Eltern waren untröſtlich, ſie brauchten jetzt ſelbſt

meinen ärztlichen Beistand, besonders die Mutter, die durchaus die Leiche nicht verlassen wollte, so daß man sie fast mit Gewalt von ihr trennen mußte. Endlich gab sie nach, doch mußte ich ihr gestatten eine Locke vom Haupt der Todten als Reliquie und Andenken mit sich zu nehmen. Denke, wie mich schauerte, als ich jetzt in den langen dunkeln Ringeln, die vom Haupte der Leiche herabwallten, die Ebenbilder jenes nächtlichen Geschenks erblickte. Ich ward den Tag darauf gefährlich krank, und, merke wohl! an derselben Krankheit, an welcher meine Patientin verschieden war. Was sagst du nun zu dieser Thatsache, deren Gewißheit ich mit jedem Eide bekräftigen kann?

Es ist in der That sehr sonderbar — antwortete ich — Sprächst du nicht ernsthaft, und hättest du mich nicht versichert, daß du das ganze Zimmer auf das genaueste durchsucht hättest, so möcht' ich fast einige Bedenklichkeiten haben.

Wie ich dir sage — fiel der Stadtphysikus ein — Täuschung war hier durchaus

unmöglich. Ich habe mit wachendem Sinn gesehn und gehört, und die Locke setzt vollends alles außer Zweifel.

Gleichwol muß ich dir gestehn — erwidert' ich — ist gerade diese Locke mir ein Anstoß. War deine Erscheinung nicht Täuschung, so mußte sie von einer geistigen Einwirkung, oder wie du es sonst nennen willst, herrühren, diese aber wird mir durch die Dazwischenkunft einer körperlichen Locke etwas zweideutig. Ein Geist, der körperliche Dinge hinterläßt, wird mir sehr verdächtig und macht auf mich denselben widrigen Eindruck, wie ein Schauspieler, der aus seinem Charakter in einen unschicklichen fällt.

Der Stadtphysikus rückte hier ungeduldig mit seinem Stuhle. Gott ehre mir die Konsequenz! — rief er. — Erst glaubt ihr gar keine Geister und werft sie meilenweit von euch; und nun habt ihr gar eine Theorie des gespenstischen Charakters fertig, und kritisirt danach die Erscheinungen!

Hier trat der Aktuarius ein, und trocknete sich die Stirn. Gewiß aus dem Thea-

ter! — riefen wir ihm entgegen und hielten ihm die Strafbüchse vor.

Ihr habt gut reden — antwortete er — setzt euch nur hinauf und vernehmt von frühem Morgen an den ganzen geschlagenen Tag durch Spitzbuben, Vagabunden und ander solch Gesindel. Gestern ist wieder ein Pärchen eingebracht worden, das mich heute ein gut Stück Lunge gekostet hat.

Um des Himmels Willen — rief der Stadtphysikus — bleib mir heut mit allen Spitzbuben- und Vagabundenhistorien vom Halse! Wir haben uns hier schon eine Stunde lang über die graue Stube herumgestritten, und da liegt noch Anzeiger und Freimüthiger ungelesen.

Nun zur grauen Stube muß ich euch ein Gegenstück geben — fiel der Aktuarius ein — Ihr könnt es dem Freimüthigen einschicken, wenn ihr wollt, unter dem Titel: die schwarze Kammer.

Die schwarze Kammer? — riefen

wir beide, der Stadtphyſikus und ich, aber jeder in einem andern Tone.

Ja, ja! — wiederholte der Aktuarius — hört an, eine brillante Spitzbuben- und Geſpenſterhiſtorie.

Da bin ich doch kurios — murmelte der Stadtphyſikus und trommelte dazu auf dem Tiſche.

Ihr kennt doch — fing der Aktuarius an — den Advokat Tippel? — den kleinen Hanswurſt, der immer um die Weiber herumflattert — ihr müßt ihn ja kennen!

Ja doch, ja! — riefen wir beide — komm nur zur Sache!

Nun — fuhr er fort — der hat neulich draußen in Rabenau einen Termin vor den Silberſteiniſchen Gerichten. Die Sache mag ſich aber etwas in die Länge ziehn, kurz der Abend kommt heran, ehe Tippel abgefertigt iſt. Von Natur, wißt ihr, iſt er eben nicht der Herzhafteſte, und jetzt haben ihn die Geſchichten von Poſträubern und Zungenab-

schneidern so besorgt gemacht, daß ihn kein Mensch durch alle Versprechungen in der Welt des Nachts auf die Straße locken könnte. Silbersteins sind gute Leute, und weil sie seine Angst sehen, so offeriren sie ihm ein Nachtlager auf dem Schlosse. Tippel nimmt es mit dem größten Dank an, und bittet nur im Voraus um Entschuldigung, wenn er vielleicht zu früh Lärm im Hause machen sollte, denn er müsse mit Tagesanbruch fort. Den andern Morgen läßt sich aber kein Tippel hören und sehen. Eine Stunde nach der andern vergeht, man klopft an seine Thüre, man ruft, man lärmt; kein Mensch antwortet. Endlich wird es den Leuten bedenklich, und sie machen die Thüre mit Gewalt auf. Da liegt Tippel todtenblaß und ohne Besinnung im Bett und sieht aus, als wollt' er eben abscheiden. Endlich durch viel Bemühungen wird er wieder zu sich gebracht, und erzählt nun fürchterliche Dinge, die ihm in der Nacht begegnet waren. Er hatte sich Abends zeitig zu Bett gelegt, um bei rechter früher Tageszeit sich auf den Weg machen zu können. Wie er noch im

ersten Schlafe liegt, weckt ihn ein Pochen an der Thüre. Tippel hat gleich den Kopf voll Schreckenshistorien, schmiegt sich möglichst an die Wand, und versteckt den Kopf unter die Decke. Kaum ist er wieder einen Augenblick eingeschlummert, so weckt ihn von neuem ein dumpfes Rauschen an seinem Bett, und wie er aufblickt, da steht eine weiße Figur vor einem Schranke, den er zuvor in seiner Stube gar nicht gesehn hat, und in dem Schranke glänzt es wie lauter Gold und Silber und Edelstein. Der Geist überzählt seinen Reichthum, klimpert mit Geld, schließt dann den Schrank zu, und nähert sich endlich dem Bette. Da sieht denn Tippel ein kleines blasses Todtengesicht mit einer altväterischen Kopfbinde um die schwarzen Haare. Es weht ihn eine eiskalte Luft an, und der Geist macht Anstalt sein moderfleckiges Grabtuch abzuwerfen und sich mit Tippeln in das Bett zu theilen. In der Todesangst dreht sich Tippel um, schließt die Augen fest zu und rückt so weit er kann nach der Wand zu. Im Augenblick thut es einen lauten Schrei und einen heftigen Fall

in seiner Nähe, der ihm vollends alle Besinnung raubt. So hat er nun gelegen bis früh Morgens, wo ihn die Leute, wie ich euch erzählt habe, halb todt im Bette fanden.

Ihr könnt leicht denken, daß die Sache gewaltiges Aufsehen im Hause machte. Silbersteins, die ohnedies immer Visionen haben, erzählten von einer alten Tante, die sich schon eher sollte gezeigt haben, und von vermauerten Schätzen, die ein Ruthengänger schon dem vorigen Gutsbesitzer angezeigt haben sollte. Dabei betheuerte Tippel jedes Wort seiner Erzählung und vermaß sich hoch und theuer, sie mit tausend Eiden zu bekräftigen. Er deponirte auch wirklich seine Aussage gerichtlich, aber der Gerichtshalter, der auch zu den Ungläubigen gehört, bestand auf einer Lokalbesichtigung des Zimmers, wo Tippel geschlafen hatte. Der alte Silberstein wollte zwar nicht daran, und meinte, er möge in seinem Hause mit Geistern nicht anbinden, er könne die schwarze Kammer entbehren, und sei zufrieden, wenn der Geist sich mit dieser begnüge;

allein der Gerichtshalter behauptete seinen Satz als ein entschlossener Mann, und setzte dasmal seine Meinung gegen den Gerichtsherrn durch. Die schwarze Kammer wurde also geöffnet. Tippel konnte kaum angeben, wo der Schrank mit dem Schatz sollte gestanden haben, denn dem Bett gegenüber waren Fenster, und kein Platz, wo ein Schrank sichtbar oder unsichtbar stehen konnte. Man untersuchte das ganze enge Zimmerchen, aber nirgends fand sich auch nur die geringste Spur von etwas Unheimlichem oder Verdächtigem. Die Gerichtspersonen und alle Zuschauer bewiesen nun unwidersprechlich, daß das Geschehene nicht mit rechten Dingen zugegangen seyn könne. Tippel erbat sich eine beglaubte Abschrift des Protokolles und seiner Aussage, um sich in allen Zeitungen als ächten und aufrichtigen, gerichtlich attestirten Geisterseher aufführen zu können; da fällt es aber dem Gerichtshalter noch ein, das Bett zu untersuchen, worin der Geisterseher geschlafen hatte. Er schüttelt, rüttelt, pocht und visitirt darin herum, da fährt auf einmal die Bretwand hinter dem Bett wie ein Schieber in

Fugen in die Höhe, und es öffnet sich eine Communication mit einem zweiten Bett auf der andren Seite der Wand, und durch dessen Vorhänge die Aussicht in ein allerliebstes nettes Zimmerchen.

J, der Donner! — fiel der Stadtphysikus hier mit drolligem Aerger ein, und schlug sich vor die Stirn. Der Aktuarius verstand die rechte Beziehung seines Ausrufes nicht, und fuhr fort:

Gerade so rief auch Tippel, als der unerwartete Prospekt sich öffnete. Die ganze Gesellschaft passirte nun durch die beiden Betten in das benachbarte Zimmer. Tippel rekognoscirte hier den Wandschrank seines Geistes und die Gutsherrschaft das Schlafzimmer des Kammermädchens. Man eröffnete den Schrank, der nun zwar nicht, wie Tippel gesehn haben wollte, von Juwelen und Gold und Silber flimmerte, aber doch manch hübsches Stückchen an Silbergeräth, Schmuck und Geldröllchen enthielt. Die hübsche Bewohnerin des Stübchens sollte nun über den Schatz und die

nächtlichen Erscheinungen nähere Auskunft geben, aber sie hatte sich mit dem Jäger des Oberstlieutenants unsichtbar gemacht.

Mit dem Jäger? — wiederholte der Stadtphysikus.

Mit dem herrschaftlichen Revierjäger, August Leisegang, bekräftigte der Erzähler.

August heißt der Spitzbube? — fiel der Stadtphysikus nochmals mit Heftigkeit ein — Weißt du das gewiß?

Warum soll ich's denn nicht wissen — erwiderte der Aktuarius etwas verdrüßlich — ich hab' ihn ja eben mit seiner Schönen vernommen. Warum fällt dir der Name auf?

Mein Namensvetter — murmelte der Stadtphysikus gelassen und zupfte an der Halskrause — Erzähl' nur weiter!

Nun, das Uebrige könnt ihr errathen — fuhr jener fort — Die bewegliche Wand, die in uralten Zeiten einem Schloßherrn Dienste geleistet haben mochte, war vergessen und von dem Liebespärchen neu entdeckt und benutzt

worden. Tippel hatte nun im Schlaf an die Feder gedrückt und die Wand gehoben, das war das Rauschen, das ihn geweckt hatte, das Kammermädchen hatte dann, wie sie statt des Jägers den fremden Gast in ihrem Bett fand, aufgeschrieen, und den Schieber fallen lassen, das war der Fall, den Tippel gehört hatte. So erklärte sich nun alles ganz natürlich. Man schickte nun den Leutchen Steckbriefe nach, und gestern wurden sie richtig von unsern Gerichtsdienern eingebracht. Da hab' ich denn seit Morgens gesessen und vernommen, der größte Spaß aber dabei war, daß Tippel von ungefehr dazu kommen mußte und sich nun todärgern wollte, wie er das nette rothbäckige Schwarzköpfchen sah, vor dem er, als vor einem leichenblassen todten Geizhalse, in der Nacht die Augen fest zugedrückt hatte. Das soll mir nicht wieder passiren, sagte er, und wollte einen von den versäumten Küssen nachholen, aber der kleine, schwarzäugige Schelm drehte sich so flink, daß Tippels Lippen gerade mit der rothen Nase des Gerichtsfrohns zusammenstießen. Nehmen Sie sich in Acht,

ſagte ſie, der erſte April kommt alle Jahre wieder, und will jedesmal ſein Recht haben.

Krabbe du! — murmelte der Stadtphyſikus, der nun ſein Abenteuer noch einmal zum Beſten geben mußte.

Aber — ſchloß er, als wir ausgelacht hatten — wenn ich euch auch meine ſchwarze Kammer preiß gebe, die graue Stube disputirt ihr mir doch nicht weg! Und nun zur Lektüre!

Er griff nach dem Freimüthigen. Die graue Stube! — rief er — Das iſt ja ein altes Stück! Wir beſahen es; das Datum war neu. Der Stadtphyſikus las. Aber eh' er zu Ende kam, warf er das Blatt derb auf den Tiſch, denn es enthielt nichts anders, als die ſonnenklare Auflöſung der bekritteiten und verſchrieenen Wunder der grauen Stube.

Geht mir — rief er — wir leben in einer ſchlechten Zeit! Alles Alte geht zu Grunde, nicht einmal ein rechtſchaffenes Geſpenſt kann ſich mehr halten. Komme mir keiner wieder mit einer Geſpenſterhiſtorie!

Bewahre! — erwiderten wir andern beiden — Gerade wenn es mit den Gespenstern aus ist, geht das rechte Zeitalter für ihre Geschichte an. Kommt doch jede Geschichte erst hinter der Wirklichkeit, und der Leser dadurch, wenn das Glück gut ist, hinter die Wahrheit!

Das Todesvorzeichen.

Häusliche Gesinnung.

Herr von Tiefeneck war so eben mit seiner Gemahlin am Schachbrete beschäftigt, als der Bediente hereintrat, um den Baron von Wartenstein anzukündigen.

„Wir sind nicht zu Hause!“ rief Klotilde, und Johann trug die Abweisung an die Behörde hinaus.

„Er wird es übel aufnehmen,“ sagte Tiefeneck.

„Desto besser. So erläßt er uns ein andermal seine Besuche.“

„Um am dritten Orte boshaften Witz über unsre Häuslichkeit auszugießen.“

„Weil Häuslichkeit überhaupt sich mit seinem saubern Liebessysteme nicht vertragen will! Mag er. Hätte die Marquise ihn so aus ihrem Hause verbannt, so wäre es zu keinem Skandal

zwischen ihrem Gatten und ihr gekommen. Ich will zeigen, daß seine stechenden Blicke so gut von mir abprallen, wie seine hohlen Worte."

„Aber, warum ihm ausweichen?"

„Aus Furcht wahrlich nicht, eher aus Liebe zur Bequemlichkeit."

„Oft, gute Klotilde, macht grade die Liebe zur Bequemlichkeit das Leben recht unbequem. Der Baron hat viel Bekanntschaften, und kann mancherlei Schaden thun, wenn er will. Er konnte wissen, daß wir beide zu Hause waren. Mit Einem Worte, Liebe, ich muß darauf denken, dich durch Unpäßlichkeit bei ihm zu entschuldigen."

„Ich bekomme wirklich in diesem Augenblicke heftiges Kopfweh!" sagte sie aufstehend.

„Man muß niemand reizen," sprach Tieseneck mit einem zärtlichen Kusse. Doch aus dessen gleichgültiger Aufnahme zu schließen, hatte er es in diesem Momente völlig mit seiner Gattin verdorben.

Der abscheuliche Mensch!

Tiefeneck beharrte indessen bei seinem Vorsatze und veranstaltete es, daß ein Paar Tage darauf Wartenstein den ganzen Abend im Hause zubrachte.

„So, liebe Klotilde," sagte ihr Gatte am Morgen nachher. „Ich danke Dir, daß Du mir gestern Deine Bequemlichkeit so schön zum Opfer gebracht, und den Dir Verhaßten mit der nöthigen Höflichkeit abgefunden hast."

„Aber sahst Du wohl, wie jedes seiner Worte mir einen längern Blick von ihm zuzog, wie sein Auge mich hütete; wie sein Fuß, wo er konnte, mir auf den Ferfen war?"

„Lächerlichkeiten, liebes Kind. Wahrlich, ich bin zu eitel für den Glauben, daß ein Mensch, wie Wartenstein, jemals in deinem Herzen, ich will nicht sagen, einen Vorzug vor mir, sondern auch nur das geringste Plätzchen erlangen könnte. Oder sollte ich mich irren?"

„Diese Frage verdiente — —! Doch da kommt er eben wieder um die Ecke. Vielleicht gar in unser Haus."

„Ganz gewiß. Er hat mir eine seltene Münze in meine Sammlung versprochen.“

„Nur diesmal, Tiefeneck, laß mich von seinem gierigen Auge verschont. — Um der gestrigen Aufopferung willen!“

Und nach einer herzlichen Umarmung schlüpfte sie aus dem Zimmer.

Als der Besuch fort war, erzählte ihr Tiefeneck lachend, wie Wartenstein allezeit beim Aufgehen der Thüre, wahrscheinlich in Hoffnung ihres Erscheinens, das Auge aufgerissen und ihm mit dem ermüdendsten Geschwätz, vermuthlich nur darum so lange lästig gefallen sei, weil er noch immer auf Klotildens Hereintreten gerechnet habe.

„Der abscheuliche Mensch!“ rief Frau von Tiefeneck. „Er wird mir noch manchmal Deine liebe Nähe, mein einziges Bedürfniß, durch seine verdrießliche Dazwischenkunft entziehen.“

Vor'm Jahre.

Aber die Stimmungen sind einander nicht gleich. Ein Paar Wochen später gähnte Tiefeneck eines Nachmittags im Zimmer auf und

nieder, und ſeine Gemahlin war auch nur halb bei dem Romane, deſſen Blätter ſie von Zeit zu Zeit umwendete. Da rollte ein Wagen, und ſie flog ſo raſch an's Fenſter, daß der Roman herunterfiel.

„Wo iſt denn mein Buch hingekommen?“ fragte ſie, als ſie vom Fenſter zurückkehrte.

„Wo es Ihre Eilfertigkeit aufgehoben hat,“ antwortete Tiefeneck mit Lachen auf die Erde zeigend.

„Wie ſchnell auch die Zeiten ſich ändern!“ rief ſie und langte nach dem Buche. „Nur ein Jahr früher, und ich hätte zuverläſſig weder der Frage noch dieſes Bückens bedurft, weil Sie dem allen galant zuvorgekommen wären.“

„Vor'm Jahre, liebes Kind, hätten Sie auch ſicher kein Buch ergriffen, um ſich damit vor meiner Unterhaltung zu ſchützen.“

„Aber vor'm Jahre, mein Lieber, hatten Sie ſich das verdrießliche Gähnen noch gar nicht angewöhnt.“

„Weil Sie vor'm Jahre einen äußerſt gefälligen Humor beſaßen.“

„Aber beſinnen Sie ſich nur auch, wie liebenswürdig Sie vor'm Jahre waren, wie Sie jeden Anlaß ergriffen, mir Freude zu machen, wie mein ärmſtes Wort, mein kürzeſter Blick Sie in Entzücken verſetzen konnte.“

„Vor'm Jahre, liebes Kind! — — Doch wozu Bitterkeit gegen Bitterkeit? Die Zeit der großen Hoffnungen iſt vorüber. Wir wiſſen nunmehr, daß die Leidenſchaft eine Menge davon mit Affenliebe pflegt, die nur im Lande der Träume ihre Erfüllung finden. Begnügen wir uns mit dem Wenigen, was etwa übrig bleibt.“

Tiefeneck entfernte ſich nun, und Klotilde ſann mißmuthig darüber nach, warum auf die üppige Poeſie des Brautlebens eine ſo magre Proſa, wie der Eheſtand, folgen müſſe.

Ein recht lieber Abend!

Die Theeſtunde führte endlich Tiefenecken zurück, die heute eine anſehnliche Geſellſchaft mitbrachte. Sehr natürlich. Man mußte ſich mittheilen über einige Hauptereigniſſe im Reiche der Mode. Man mußte ein großes politiſches

Wunder mit erklärenden Anmerkungen begleiten. Man mußte die geheimen Urſachen einer ſo eben verloren gegangenen Schlacht einander in's Ohr ſagen.

Bei ſolch einer Menge von Stoff war die Unterhaltung recht animirt und laut. Beſonders gerieth der Hausherr in lebhaften Streit mit einer reizenden Dame, und führte ihn ſo anmuthig und galant, daß Klotilde nichts anders als Rache zu denken hatte. Hierzu, meinte ſie, würde Wartenſtein kein übler Mann ſeyn. Auch war er ziemlich der einzige, welcher, nicht ganz von dem allgemeinen Geſpräche umſtrickt, der Hausfrau nahe ſaß, und ihr von Zeit zu Zeit einige beſondre Artigkeiten zuflüſterte.

Frau von Tiefeneck ſprach viel und angelegen mit ihm. Allein ſo ſehr ſie ſich auch beſtrebte, durch laute Munterkeit ihren Gemahl aufmerkſam zu machen, dieſer hatte kein Ohr als für die Gräfin. Der Verdruß darüber zog die Wirthin immer tiefer in das Geſpräch mit dem Baron.

„Ein recht lieber freundlicher Abend!“

sagte Tiefeneck zu seiner Gattin, als die Versammlung auseinander war.

„Gewiß. Wartenstein kann doch wahrlich weit angenehmer seyn, als ich's ihm zugetraut hätte."

„Ach," sagte Tiefeneck, „die Gräfin hätten Sie erst beobachten sollen. Nie würde ich von einer Dame diese tiefe und vielseitige Bildung erwartet haben."

„Und ich niemals von einem Manne so viel Gefälligkeit, jeder Laune des Gesprächs mit dieser Anmuth des Geistes nachzufolgen."

„Die Gräfin kennt die Geschichte, wie wenig Männer."

„Der Baron die ganze Zartheit der weiblichen Natur."

„Der Mann sollte heirathen, um die Weiblichkeit näher in's Auge zu fassen."

„O, der Baron an Ihrer Stelle hätte mir wahrlich vorhin die kleine Aufmerksamkeit bewiesen." Ihr Auge zeigte dazu nach der Stelle, wo das Buch am Boden gelegen hatte.

„Und der Gräfin an Ihrer Stelle wäre

die große Vernachläſſigung gewiß nicht zur Laſt gefallen, meinem Umgange einen ſchlechten Roman vorzuziehen.“

Beide erhitzten ſich äußerſt. Beide ſahen aber auch bald darauf ein, daß ſie es nicht hätten thun ſollen. Beide fühlten ſich ſogar bereit, durch ein herzliches Bereuen allen übeln Folgen vorzubeugen. Nur den erſten Schritt wollte niemand thun. Darüber verſtrich eine halbe Woche in dumpfer Stille. Die Gräfin war indeſſen auf ihre Güter gereiſet, ohne daß Tiefeneck auch nur ein bedauerndes Wort hätte fallen laſſen.

Der Baron.

Am vierten Tage machte der Baron den Beſuch, den er verſprochen hatte.

Die zwangloſe Freundlichkeit, mit welcher Tiefeneck ihn behandelte, verfehlte ihre Wirkung nicht auf Klotilden.

„Ich habe Wartenſteinen neulich doch wohl zu ſehr gerühmt!“ ſagte ſie, als er fort war, ihrem Gatten die Hand reichend.

„Gern übernehme ich einen Theil an dieſer Schuld!“ erwiederte er ſie umarmend.

„Uebrigens kann der Baron unmöglich ſo gefährlich ſeyn, als man ihn geſchildert hat.“

„Siehſt Du wohl. Nun, ſo hat der reizbare Tag wenigſtens das Gute hervorgebracht, daß Du künftig Wartenſteinen als Geſellſchafter wirſt dulden können.“

„Indeſſen, mein lieber Tiefeneck, begreife ich immer noch nicht, wie wir beide in ſo reizbare Stimmung gerathen waren.“

„Das iſt nun einmal das Zubehör mancher Tage, meine gute Klotilde. Man muß aber in der Ehe vergeſſen können.“

Dieſer Gegenſtand wurde mit allen ſeinen Nebenbeziehungen noch weiter abgehandelt, bis man übereinkam, daß das eheliche Leben einen hinlänglichen Erſatz gewähre für den Verluſt der zarten Blüten, unter denen die Sehnſucht der Verlobten ſich verborgen halte.

Allein die Folgen jenes reizbaren Tages waren hierdurch nicht geſchloſſen. Der Baron

verdoppelte seine Besuche, kam immer öfter, und wurde bald ein nothwendiges Zubehör im Hause.

Tiefeneck hatte einigen Argwohn gegen den Baron. Die Stadt wollte wirklich wissen, daß Wartenstein seine Leidenschaft gern ohne Zügel herumirren ließ, unbesorgt, was daraus entstehen, und welches Glück dadurch vernichtet werden könnte. Nach des Barons sichtbarer Aufmerksamkeit für Klotilden wollte er in diesem Hause nicht vorsichtiger zu Werke gehen. Aber Tiefeneck wußte noch immer, welche Abneigung Klotilde vor dem Menschen gehabt hatte. Dazu traute er auf die geprüften Sitten seiner Gemahlin, und am meisten auf ihren Geschmack. Denn die Eitelkeit überredete ihn, daß es einer geschmackvollen Dame unmöglich sei, seinem ausgezeichneten Aeußeren den darin höchst unbedeutenden Baron vorzuziehen. Die tägliche Erfahrung hatte gut reden, da seine überlaute Eitelkeit ihn taub machte.

Aufmerksamkeiten.

Der Baron hatte sich indessen wirklich durch tausend gefällige Kleinigkeiten der Frau von Tiefeneck allmählig so sehr genähert, daß bald jeder Abend, an dem er ihrem Umgange fehlte, sich ihr zu der Länge einer schlaflosen Nacht ausdehnte. Ihr selbst unbewußt, wurde der Hausfreund ihr drittes Wort, und wenn von Güte und Tugenden überhaupt die Rede in ihren vertrautern Zirkeln war, so wußte sie gemeiniglich aus des Barons Leben Beweise für das Daseyn dieser Tugenden aufzufinden.

Anfangs schien er nur zufällig auch zu solchen Zeiten zu kommen, in denen der Hausherr abwesend war. Aber bald wurde die Frau von Tiefeneck inne, daß er einzig noch diese Zeiten gern bei ihr zubrachte. Sie machte sich Vorwürfe, seine unverkennbare Leidenschaft nicht früher ernstlich zurückgewiesen zu haben. Doch mußte sie es billigen, daß sie von dem anfänglich so ungerechten Betragen gegen ihn abgegangen war. Und, fragte sie sich entschuldigend, wenn hätte ich nachher anfangen sollen,

ein Wohlwollen zurückzuweisen, das seiner völligen Anspruchlosigkeit wegen noch bis diese Stunde Schonung und Dankbarkeit zu verdienen scheint?

Ihr gutes Herz entfernte alles, was den Baron ein Weh zufügte. So hatte sie bemerkt, daß ein Ring mit Tiefenecks Portrait ihn betrübte, und sie vermied es, diesen Ring in Wartensteins Gegenwart am Finger zu tragen. Ihr Dankgefühl erwieß ihm tausend ähnliche Aufmerksamkeiten, die, so schuldlos sie an sich seyn mochten, doch des Barons Leidenschaft in immer mächtigere Flammen setzten.

Nur eins hatte er sie gebeten, daß er sie nämlich bei ihrem Vornamen nennen dürfe, und eben weil es seine einzige Bitte war, hatte sie geglaubt, es ihm bewilligen zu müssen.

Die Aufopferung.

Der Baron hatte seit kurzem ein Wort auf dem Herzen, dem der Weg über die Lippen schwer wurde. Klotilde bemerkte es, scheute sich vor dem Worte, und suchte es durch scherzhafte Einfälle so lange zurückzutreiben, bis

Wartenstein einmal ganz unerwartet damit hervorbrach.

„Klotilde," fing er an, „daß Sie das Wesen sind, dem mein ganzes Dasyn gehört, das müssen Sie längst errathen haben."

Frau von Tiefeneck erschrak um so mehr über diesen Ausbruch, da der Baron ihre Hand zugleich mit Heftigkeit anfaßte. Sie wollte sich schon losreißen, als er gelassener fortfuhr:

„Lassen Sie mich ausreden, Beste. Es zerreißt mir die Brust dieses Schweigen; mein Leben ginge zu Grunde, wenn es länger dauerte, und das würde Sie doch ein wenig schmerzen."

„Was wollen Sie von mir, da Sie wissen — —" Hier warf sie einen Blick auf das Gemälde ihres Gatten, das über dem Sopha hing.

„Ich weiß — und will nichts von Ihnen, als die Annahme — meiner ewigen Treue."

„Unmöglich, Wartenstein. Womit könnte ich Sie entschädigen?"

„Und habe ich denn Entschädigung verlangt? Ist es nicht eben der entzückende Gedanke der Aufopferung, der mich glücklich macht.

der Aufopferung für Dich? — Hier ſtehe ich am Abgrunde. Dein Nein ſtürzt mich unerbittlich hinab.“

Er warf ſich dabei vor ihr nieder, und ſie verlor ihr halbes Bewuſtſeyn, als in demſelben Augenblicke Frau von Seiter hereintrat.

Allgemeine Verſtimmung.

„Ich ſtöre!“ ſprach die Angekommene erſchrocken.

„Nichts weniger!“ antwortete Klotilde, und der Baron rief aufſtehend: „Seyn Sie Schiedsrichterin, gnädige Frau, da Sie nun einmal ſo viel geſehen haben.“

Er trug hierauf ſein Verlangen vor, und Frau von Seiter ſagte: „Die Sache iſt ſo eigen, daß Sie wohl Ueberlegung fordert.“

„Aber, mein Himmel,“ rief der Baron, „ich begehre ja bloß die Annahme eines freiwilligen Geſchenkes.“

„Wohl möglich. Aber die Treue iſt ein Geſchenk, das — in der Regel wenigſtens — ein Gegengeſchenk von derſelben Art verlangt.“

Hierauf ſagte Wartenſtein mit beleidigendem

Spotte, daß man doch nicht jeden ungewöhnlichen Fall nach dem gemeinen Maaßstabe beurtheilen möge.

Es war ein Glück, daß Tiefenecks Eintreten den Faden der zeitherigen Unterhaltung gänzlich abschnitt, weil zu Klotildens großer Betrübniß beide Partheien Bitterkeiten gegen einander auf der Zunge zu haben schienen.

Tiefeneck wußte gar nicht, woran er war. Des Barons unsichere Blicke, der Seiter glühendes Gesicht und Klotildens Aengstlichkeit, sollte dies alles ein Werk des Zufalls seyn? Dazu kam, daß keine Saite des Gesprächs, die er zu berühren versuchte, einen fortlaufenden, ja manche nicht einmal einen einzelnen Ton angab.

Der Baron konnte endlich seinen Unmuth nicht länger beschwichtigen und ging.

Ausflucht.

„Was hatte denn der?“ fragte der Hausherr. Es war ein Glück, daß Frau von Seiter die Frage Klotilden sogleich von der gereinigten Seele nahm und sagte: „Ich bin in Streit

mit

mit ihm gerathen, lieber Tiefeneck, und zwar über Kleinigkeiten, wie das wohl zu gehen pflegt."

„Zum Beispiel?"

„Wahrhaftig, ich wüßte Ihnen die Sache gar nicht vorzutragen. Auch verdient sie in der That keiner weitern Erwähnung."

Tiefeneck war um so weniger hiervon befriedigt, da ihm das stumme, gespannte Wesen seiner Gattin durchaus nicht entgehen konnte. Doch fand er es schicklicher, das Zimmer wieder mit Anstand zu verlassen, als in die Ursachen des Streites sich eindrängen zu wollen, die ihm, wie es schien, verhehlt werden sollten.

Herber Rath.

„Gott sei Dank!" rief Klotilde, als ihr Gemahl hinaus war. „Sein Auge traf wie ein Richtschwert auf mich. Was aber nun, liebe Seiter?"

„Alles vermeiden, was ähnliche Verlegenheiten erzeugen kann."

„Und Wartenstein?"

„Muß nach ſeinen heutigen Anſprüchen zuerſt vermieden werden.“

„Aber, liebe Selter, iſt eine freiwillige Opferung ſeiner ſelbſt ein Anſpruch?“

„Opferungen, die nicht viel ſagen wollen!“

„Wie wenig kennſt Du den Mann, von dem die Rede iſt.“

„Vielleicht beſſer, liebe Tiefeneck, als ſein untreuer Spiegel, dein beſtochenes Herz. Ich ſage gar nicht, daß Wartenſtein böſe ſei. Aber er überläßt ſich der Leidenſchaft, wohin ſie ihn führt. Die Reize jedes Weibes können Zaubernetze für ihn werden.“

„Ich weiß jetzt beſſer, wie ſehr der Ruf ihn verläumdet. Aber ich widerſpreche nicht, ſo ſehr ich auch könnte. Sage nur, was ich thun ſoll?“

„Durch entſchiedene Kälte ihn nöthigen, eine neue Liebe aufzujagen.“

„Beſte! Er liebt niemanden als mich, er kann niemanden weiter lieben. Du kennſt ihn wahrlich nicht im geringſten. Er geht zu Grunde über meinen Verluſt.“

„Ueber Deinen Verluſt! Er hat Deine Neigung alſo ſchon gewonnen?“

„Das nicht! Auch liebe ich Tiefenecken aufrichtig, aber —“

„Ohne aber! Ich gehe, um Dich den Gedanken an Deine Pflicht allein zu überlaſſen, welche unbedingten Gehorſam fordert und keinem treuloſen Aber das Wort geſtattet.“

Gegenvorſtellungen.

Der tiefe Eindruck dieſer Ermahnung auf Klotilden bewährte ſich, als der Baron bald nach der Selter Hinweggehen zurückkam. Stürmiſcher als zuvor drang er auf Erklärung. Klotilde machte ihre Hand von ihm los und trat einige Schritte zurück. „Sie kennen meine ganzen Verhältniſſe,“ ſprach ſie, „und ſollten als Freund unſers Hauſes am wenigſten darauf denken, ſie zu zerſtören.“

„Zerſtören, wer will das? Mein Vorſatz iſt vielmehr, ſie Ihnen zu erleichtern“

„Wer ſagt Ihnen denn, daß ſie mich drücken?“

„Wie oft, Klotilde, bin ich nicht Zeuge

gewesen, daß Ihr feuchtes Auge den Himmel schüchtern suchte, um zu fragen, was Sie verschuldet hätten, daß man Ihre zarten Gefühle mit so unzarten Händen anfassen dürfe? Wie oft habe ich gesehen, daß Ihre billigsten Wünsche da Widerstand fanden, wo man ihnen mit Freuden hätte entgegenkommen sollen! — Sollte es Ihnen kein Trost seyn, zu wissen, daß es einen Menschen in der Welt giebt, der Sie besser versteht der, wenn ihm das Glück durch Ihren Besitz hätte den Himmel auf Erden vergönnen wollen, gewiß nicht Ihre höchsten heiligsten Gefühle mit einem eiskalten Verstande erstiken würde; einen Menschen, der überall, wo er lebt, nur für Sie lebt; den jeder Schmerz, der Sie anfaßt, zehn, ja tausendfach trifft, und der, seit er Sie näher kennt, nur noch in Ihrem Anschauen die Freuden seines Daseyns empfindet?"

„Und wenn es wäre, Wartenstein, wenn ich Ihre Güte auch schätzte, so würde ich doch wahrlich nicht so grausam seyn, Ihnen das Versprechen einer Treue abzunehmen, welche unter meinen Verhältnissen so wenig belohnend

für Sie seyn könnte!“ wandte Frau von Tiefeneck mit gerührter Stimme ein.

„Abnehmen? Der Himmel hat längst schon meine Zusage angenommen, wie manches andre Gelübde der Entsagung. Ihr Billigen der Sache verlange ich ja nur, das, genau betrachtet, nichts weiter ist, als die Anerkennung meiner so uneigennützigen wie unvergänglichen Liebe zu Ihnen. Denn ich schwöre — —“

Hier unterbrach der Bediente die Scene mit Anmeldung einer Verwandten, die sogleich selber hereintrat. Vergebens hoffte der Baron, den Besuch abzuwarten. So einsilbig auch die Unterhaltung ward, die Dame blieb noch als er ging, und wartete auch, bis Tiefeneck nach Hause kam.

Zwei Wege.

Als Gatte und Gattin allein waren, fragte der erstere Klotilden, was ihr fehle, und seine sichtbare Theilnahme rührte sie so, daß sie Zuversicht faßte und ausrief: „Ein Vertrauter, und in wem könnte ich einen bessern finden als in Dir.“

Hierauf entdeckte ſie des Barons Begehren, jedoch mit Behutſamkeit und Entfernung alles desjenigen, was den Gemahl hätte beleidigen können.

„Und wozu denkſt Du Dich zu entſchließen?“ fragte er nach mehrmaligem Farbenwechſel ſehr gemäßigt und ſanft.

„Das eben ſollſt Du mir ſagen, mein Lieber.“

„Hier ſind nur zwei Wege. Gänzliche Trennung — entweder von dem Liebhaber oder von dem Gatten.“

„Um Gotteswillen, Tiefeneck, wie magſt Du den zweiten auch nur ausſprechen?“

„Weil Du den erſten — weit näher liegenden — nicht finden konnteſt.“

Das Billet.

„Aber, mein Lieber,“ ſeufzte Klotilde, „der arme Wartenſtein — —“

„Den Namen nicht wieder, wenn Du nicht auch den Mann haben willſt! Der Baron iſt in unſer Haus gekommen, ich weiß kaum wie.“

„Aber ich weiß es! —“ sagte Frau von Tiefeneck im sanftesten Tone die Hand des Gatten ergreifend.

„Soll ich etwa gar heute noch Vorwürfe hören? Damals war mir es um den Anstand zu thun. Und auch heute wieder um den Anstand. Ich habe sehr gut bemerkt, wie sich dieser Mensch nach allen Kräften hier befestigte, und seine tausend Vorbereitungen bis zu der heutigen Unverschämtheit werden mir in diesem Momente recht klar. Wer Treue giebt, begehrt auch Treue und verkleidet dies Begehren nur so lange, bis er seines Erfolges gewiß ist. Von Stunde an wird ihm mein Haus verschlossen, daher kommt es nun darauf an, ob Du es unter diesen Umständen künftig auch noch für das Deinige ansehen willst.“

„Tiefeneck!“

Klotilde wollte ihn in die Arme schließen. Doch er sagte zurücktretend: „Jetzt verlange ich einen Entschluß und keine Umarmung. Soll ich dem saubern — Liebhaber seinen Platz hier sogleich schriftlich aufkündigen, oder Ihnen bis

nach unſrer geſetzlichen Trennung die Schlüſſel allein überlaſſen?“

Klotilde öffnete ihm ſelbſt den Schreibetiſch, und bat nur, daß er in dem Baron den Kranken nicht vergeſſen möge.

„Seyn Sie unbeſorgt. Ich werde kein Wort zu viel an ihn verſchwenden.“

Tieſeneck ſchrieb:

„Auf meiner Gattin Verlangen erſuche ich „Sie hierdurch, die Schwelle unſers gemein„ſchaftlichen Hauſes nicht wieder zu betreten.“

Das Todesurtheil.

Klotilde erblaßte, als er ſie das Billet leſen ließ, und er ſagte im Zuſammenbrechen deſſelben: „Auf Ihr Verlangen mußte ich ſchreiben. Ihre eigene Ehre forderte das.“

Frau von Tieſeneck ſchwieg, und der Zettel wurde dem Bedienten übergeben.

„Und nunmehr noch eins!“ fügte der Hausherr bald darauf hinzu: „Ich verlange, daß jeder Brief von dem — — verunglückten Liebhaber, der ſich durch geheime Gänge bis zu Ihnen ſchleichen könnte, mir uneröffnet ein-

gehändigt werde. Dieſes bin ich meiner Ehre ſchuldig.“

Klotilde ſagte es weinend zu, nur bat ſie, daß ihr kein Geheimniß aus dem Inhalte der Wartenſteiniſchen Aeußerungen gemacht werden möchte.

Der Baron ſchrieb zur Antwort:

„Das Todesurtheil, welches Ihre Gattin „über mich ausgeſprochen, habe ich ſo eben „erhalten.“

„Der lächerliche Romanheld!“ ſagte Tieſeneck unwillig.

„Aber, geſetzt nun, daß er — —“ warf Klotilde ein, die der Ohnmacht nahe war.

„Geſetzt! So hätte die Welt einen albernen Menſchen weniger.“

Mit dieſen hart genug ausgeſprochenen Worten verließ er das Zimmer.

Wieder ein Brief.

Eine Stunde ſpäter ſuchte Klotilde ihren Gemahl auf ſeinem Zimmer auf. „Hier iſt ein Brief an mich.“

„Auf welchem Wege?“

„Durch seinen Bedienten.“

Tiefeneck erbrach den Brief und las:

„Gnädige Frau! Ich könnte Sie vorhin „beunruhigt haben, daher diese Zeilen. Was „auch aus mir werde, so soll doch auf Sie „keine Schuld fallen. Die mündliche Ver„sicherung meiner Treue haben Sie zurückge„wiesen. Dennoch wiederhole ich es hier, „daß ich sie Ihnen für die Ewigkeit widme, „und lieber mein Daseyn aufgeben, als aus „einer andern weiblichen Hand mein Glück „empfangen will. Leben Sie wohl. Die „Pferde, die mich von hier wegbringen sollen, „sind schon vor meinem Wagen. Leben Sie „zufrieden!“

„Glückliche Reise!“ rief Tiefeneck. „Der Entschluß zeigt doch, daß er noch nicht alle Vernunft bei seiner Liebe zugesetzt hat. Das Uebrige wird sich finden.“

Klotilde schüttelte seufzend den Kopf.

Die Anzeichen.

Frau von Tiefeneck hatte eine heillose Nacht. Ihre Träume ließen den Baron auf tausendfache Weise umkommen. Sie fuhr aus ihnen auf, und da gab alles im Zimmer, was platzen konnte, als Wandschränke, Tische und dergleichen, die entschiedensten Vorzeichen seines nahen Todes von sich. „Ach unfehlbar ist er schon in dieser Nacht gestorben!“ klagte Klotilde am Morgen den einsamen vier Wänden ihres Boudoirs. „Und zwar wegen seiner Liebe zu Dir!“ Sie warf mit dem Frühesten ihren Mantel um, und eilte zur Seiter.

Diese war sehr erfreut, als sie das Vorgefallene erfuhr.

„Aber meine Ruhe?“ rief Klotilde.

„Kann einzig in diesem Gleise Dir erhalten werden. Denn nur der hat Anspruch auf Ruhe, der die Verhältnisse eines anständigen Lebens zu ehren weiß.“

Klotilde erzählte hierauf von den Vorzeichen der Nacht.

„Vorzeichen! Ei, liebes Kind, seit wenn

bist Du denn so abergläubig? Am Ende wirst Du gar noch zur Geisterseherin."

„Das wolle der Himmel nicht."

„Er will es auch gewiß nicht. Aber das verlangt er, daß Du deiner Phantasie nicht den Zügel schießen lässest wie vorige Nacht. Denn sonst könnte sie doch wohl noch bis dahin gelangen. — Es ist wahrhaftig schon eine schlimme Sache, wenn man die todten Schränke und Tische reden hört."

Klotilde gestand es jetzt selbst, daß sie in diesem Augenblicke nicht sonderlich mehr an die Anzeichen glaube. Uebrigens erbot sich Frau von Seiter, wegen des Barons Aufenthalt und Leben Erkundigung einzuziehen, und die Resultate davon gewissenhaft anzuzeigen.

Allein, leider, war sie durchaus unglücklich in ihren Nachforschungen. Kein Mensch wußte, welchen Weg der Baron nach den ersten Poststationen eingeschlagen hatte.

Klotilde war untröstlich, und ihr Gatte versuchte alles umsonst zu ihrer Zerstreuung. Die Gesellschaft bewirkte so wenig eine Veränderung in ihr als die Einsamkeit. Ja, die

letztere brachte ihr, zumal bei Nacht, immer wieder neue Anzeichen und Vorbedeutungen mit, und sie durfte das nicht einmal jemanden im Hause sagen, weil lauter ungläubige Menschenkinder darin ihr Wesen treiben.

Uebrigens hatte bei der fortdauernden Unruhe der Wirthin die Stimmung aller, die ins Haus gehörten, eine ziemlich dunkle Farbe angenommen.

Der lustige Gast.

Endlich erschien doch einmal ein heiterer Abend. Der seltene Humor eines alten Universitätsfreundes, des Herrn von West, der sich unverhofft bei Tiefenecken sehen ließ, war die Ursache.

Klotilde gestand, als der Mann fort war, daß er ihr sehr wohlgefallen habe, und Tiefeneck eilte am folgenden Morgen mit dem Frühesten in's Hotel, um die von dem Fremden abgelehnte Bitte, sein Haus dem Gasthofe vorzuziehen, so dringend zu wiederholen, daß der alte Freund nicht widerstehen konnte.

Die unerschöpfliche Laune des neuen Hausgenossen brachte auch in der That eine recht glückliche Veränderung in Klotilden hervor. Er hatte so viel von sich und andern zu erzählen, und wußte das Unbedeutendste durch gute Einfälle zu würzen und zu erheben.

„Meine ganze Familie," sagte er einemals, wie man seine Laune gerühmt hatte, „besitzt diesen heitern Sinn, und wenn meine Schwester nicht etwa durch eine Liebschaft, von der sie mir eben geschrieben hat, zu sentimental geworden ist, so sollen Sie in der eine Person kennen lernen, die ich selber nothwendig heirathen müßte, wenn sie nicht eben das Unglück hätte, meine Schwester zu seyn. Sogleich nach ihrer Hochzeit wird sie mit ihrem Gatten hieherkommen. Nur soll mir der letztere kein Murrkopf seyn, wenigstens nicht ungestraft. Denn sonst ruhe ich nicht eher, bis die Scheidung vollzogen ist, oder ich schieße ihn im Zweikampfe todt, weil ich meine Familie durch kein dickes Blut verfälscht sehen will."

Die Geiſtergeſchichte.

Allein Klotildens kaum gewonnene beſſere Stimmung ging auf Einmal wieder verloren. Eine Geſchichte, welche das Gerücht mit vielen Umſchweifen herumtrug, gab die Veranlaſſung dazu. In einer nah gelegenen kleinen Stadt war der Liebeshandel einer jungen Perſon mit einem Manne unter ihrem Stande von den Verwandten entdeckt und zerſtört worden. Die Verliebte ſelbſt hatte den Vernunftgründen ihrer Angehörigen nachgegeben, der junge Liebhaber jedoch ſich die Sache dermaßen zu Gemüthe gezogen, daß er in ein hitziges Fieber verfallen und daran geſtorben war. Seit ſeinem Tode nun erſchien er dem Mädchen, nach dem Ausſpruche von Augenzeugen, faſt in jeder Nacht in drohender weißer Geſtalt. Der Geiſt ſcheute auch die Wächter nicht, welche ſpäterhin die Geplagte ſich beigeſellte. Man bettete ſie in andre Zimmer, aber auch dieſe wußte er zu finden. Angſt, Schlafloſigkeit und Gram bedrohten die Arme mit einer auszehrenden Krankheit. Auch war nach allen Umſtänden, die man

hörte, an keinen Betrug bei der Sache zu denken.

Klotilde vernahm die Geschichte nicht ohne das heftigste Grausen. Ihrer Meinung nach war sie weit schuldiger als das gequälte Mädchen. Diesem blieb doch der Trost, ein unwürdiges Verhältniß abgebrochen zu haben, und der Liebhaber trug eigentlich nur die Strafe seiner Schuld. Was aber war Wartensteins Verbrechen? fragte sich Frau von Tiefeneck. Ist es nicht die höchste Grausamkeit, einem Menschen die uneigennützigste Liebe zu verweigern, ihn um dieser willen wie einem Nichtswürdigen das Haus zu verbieten, und durfte ich die Willkühr eines Ehegatten so weit gehen lassen, daß er den schuldlosesten Mann darum, weil er ein Herz — jedoch ein Herz ohne alle Ansprüche, für mich hatte, dem peinlichsten Tode überlieferte? Denn daß Wartenstein die Verweisung aus ihrer Nähe nicht überleben würde, davon war sie wie von ihrem Leben überzeugt.

Der Umstand, daß kein Mensch von des Barons Aufenthalte Nachricht geben konnte, schien ihr die finstre Vermuthung außer allen

Zwei-

Zweifel zu ſetzen. Aus unverdienter Schonung für mich, dachte ſie, will er gar nichts mehr von ſich wiſſen laſſen. Sie überredete ſich ſogar, daß er, um ihr nur ſo nahe als möglich zu ſeyn, unter fremdem Namen in die Stadt zurückgekehrt wäre, und hier ohnfehlbar ſeinen Tod erwarten wolle.

Der Piſtolenſchuß.

Klotilde hatte eine äußerſt ſchauerliche Nacht. Denn bei dieſen Gedanken fiel ihr kurz vor dem Schlafengehen auch noch ein, daß Wartenſtein einmal den Werther ſehr geprieſen hatte. Daher ſtellt ihr ein Traum den Baron dar, wie er unten an ihrer Hausthüre Anſtalten zur Reiſe in die andre Welt trifft. Sie verſucht nun durch einen Schrei das Abdrücken des Piſtols zu verhindern, aber der Athem fehlt ihr, und in demſelben Augenblicke weckt der Knall des entſetzlichen Piſtols ſie aus dem Schlummer.

Klotilde klingelt ſogleich ihren Leuten. „Nur ſchnell hinunter und nachgeſehen, was vor unſerm Hauſe vorgefallen iſt!“ ruft ſie

mit bleichem, verstörten Gesicht in's Bette zurücksinkend.

Der ebenfalls aufgeschreckte Gemahl will wissen, was das seltsame Begehren bedeute.

„Sie werden alles erfahren," sagte Frau von Tiefeneck, „wenn die Leute zurückkommen. O mein Gott, daß ich Ihrer übermüthigen Forderung wie ein einfältiges Kind nachgeben konnte!"

„Welcher Forderung?"

„Nur Geduld, Sie werden alles erfahren."

Indessen kamen die Leute zurück, und versicherten, daß sie nicht das mindeste an der Hausthüre entdeckt hätten.

Der Gefühllose.

„Kann ich immer noch nicht hören — —?" sprach Tiefeneck, als die Leute wieder zur Ruhe waren.

„O ja, Wartenstein, der unglückliche Wartenstein hat unten, dicht vor unserm Hause, seinem Leben ein Ende machen wollen."

„Woher wissen Sie denn diese unwahr-

ſcheinliche Thatſache?“ rief ihr Gatte befremdet und nicht ohne Ironie.

„Ich weiß es. Schreiben Sie übrigens das Woher einer Ahndung, einem Traume, oder irgend etwas anderm zu. Genug, ich habe ganz deutlich den Unglücklichen geſehen. Ich habe den Schuß mit dieſen meinen Ohren gehört.“

„Und die Leute, die weder in einer Ahndung noch im Traume, ſondern wirklich unten am Hauſe geſucht und nichts gefunden haben!“

„Kann er denn nicht von ſeiner Todesangſt nach vollbrachter That noch über einige Straßen geſchleppt worden ſeyn? Ach, wenn er zu retten wäre!“

„Wenigſtens wollen wir an dieſe vermeintliche Rettung nicht unſern Ruf als vernünftige Menſchen wagen, und die, ſehr zur Unzeit geſtörten, Dienſtleute wieder einſchlafen laſſen.“

Mit dieſen Worten legte ſich Tiefeneck nieder.

Klotilde ſtand auf, um ſich anzukleiden. Aber ihr Gemahl äußerte ſehr hart, daß er,

wenn ihre Fieberhitze auf so ungereimte Dinge verfiele, seine Thüren verschließen müsse.

Er that es auch wirklich.

Klotilde jammerte laut, und begriff nicht, wie die Gefühllosigkeit bis zu dieser Höhe steigen könne.

Nachrichten.

Am Morgen bezeigte Frau von Tiefeneck gar keine Lust zum Aufstehen. Der herbeigerufene Arzt fand ihren Puls in sehr fieberhafter Bewegung. Ihr Gemahl beschwur sie zum Einnehmen der verschriebenen Mittel. Der Ausspruch des Arztes hatte sein Mitgefühl so hoch aufgeregt, daß er wenig von ihrem Bette kam.

„Und hört man noch nichts von seinem Tode?“ fragte sie angelegen.

Tiefeneck verneinte.

„Verhehlet mir's nicht!“ flehte sie.

„Gewiß nicht!“ antwortete ihr Gemahl mit der sichtbarsten Theilnahme.

„Im Bette?“ rief Frau von Selter, die einen Besuch machen wollte.

„Ein plötzliches Fieber!“ erwiederte der Hausherr, der ſo eben abgerufen wurde.

„Glaub' es nicht!“ ſprach Klotilde. „Haſt Du aber vielleicht etwas gehört? Wartenſtein — —“

„Ich komme, um Dir von ihm zu ſagen.“

„Leider, weiß ich ſchon alles.“

„Nun, er ſoll auf einem Gute nicht gar weit von hier leben.“

„Leben? — Wenn das wäre!“

„Ja wohl leben, und ſich zudem bei einer neuen Liebe recht wohl befinden.“

Klotilde entzog ihr ihre Hand und kehrte ſich von ihr weg. „Elende Vorſpiegelungen!“ rief ſie. „Man hat Dich, merke ich, geholt, um mich wie eine Verrückte mit Fabeln hinzuhalten. Glaube mir, ich weiß es, weiß nur allzugut, daß er in dieſer Nacht hier in der Stadt geſtorben iſt!“

„In dieſer Nacht?“ — — — Frau von Seiter erinnerte ſich an das Fieber, von dem Tiefeneck ihr geſagt hatte, und glaubte unter

solchen Umständen den Widerspruch vermeiden zu müssen. „Das ist mir etwas Neues!“ sagte sie.

„Man wüßte also wirklich in der Stadt noch nichts von seinem gewaltsamen Tode?“

„Ich komme von seinen Schwestern, die keine Silbe davon erfahren hatten, vielmehr das mir sagten, was ich Dir eben mittheilte.“

„Apropos, eine Neuigkeit!“ sprach Tieseneck, der jetzt wieder hereintrat. „Die Zeitung bringt die Nachricht mit, daß Wartenstein Hochzeit gemacht habe.“

Klotilde kehrte sich hierauf von neuem nach der Wand und war zu keinem Worte zu bewegen. Erst als Frau von Selter kopfschüttelnd das Zimmer verlassen hatte, wendete sie sich wieder herum, und sagte: „Ich weiß in der That nicht, warum man mir eine so große Portion von albernem Glauben zutrauen kann.“

„Das Zeitungsblatt wird in einer halben Stunde hier seyn, um Dich zu überzeugen.“

Die Erklärung.

„Hier, meine liebe Klotilde!“ ſagte Tieſeneck bald nachher, und ſie nahm ſelbſt die Zeitung und las:

„Heute war der ſelige, erſte Tag unſerer Ehe.“

Moritz Franz von Wartenſtein,
Leopoldine von Wartenſtein,
geborne von Landau.

„Seine Taufnamen treffen zu.“

„Nicht übel, aber doch vergebens erſonnen!“ rief Klotilde das Blatt weglegend.

„Erſonnen? Von wem und weshalb? Etwa wegen Deines Fieberanfalls in dieſer Nacht? Und die Zeitung iſt ſchon vorgeſtern gedruckt geweſen!“

„Doch dieſen Morgen vermuthlich hier in der Stadt nachgedruckt worden. Dergleichen iſt ſogar neu nicht mehr.“

„Klotilde, welche wunderliche Grillen?“ rief Tieſeneck, mit Geberden, worein ſie kein Mißtrauen ſetzen konnte.

„Nun dann," sprach sie, „so hat irgend jemand einen schlechten Scherz auf Wartensteins Kosten machen wollen. Auch solche Dinge sind häufig dagewesen."

„Aber warum nun nicht lieber das Natürlichste zuerst glauben! Klotilde, Klotilde, fast besorge ich, daß Dein Herz diesen Schritt von Wartenstein tief empfinden würde."

„Mein Herz? Wahrlich, Tiefeneck, Du thust meinem Herzen großes Unrecht. Ich könnte wahnsinnig werden vor Freude, wenn der Baron geheirathet, und dadurch meine Unruhe für immer gehoben hätte. Doch leider ist mir der Vorfall von voriger Nacht zu denkwürdig, und wenn es wirklich nur ein Blendwerk war, was mir seinen Tod vorspiegelte, so bin ich doch fest überzeugt, daß es zu denjenigen denkwürdigen Blendwerken gehört, welche man Todesvorzeichen nennt, und daß nichts so wenig als eine Hochzeit darauf folgen könne.

Die neue Neuigkeit.

Klotilde war endlich kaum aufgestanden und zu ihrem Gatten in's Wohnzimmer gegangen, so trat West lachend mit der Neuigkeit von der Auflösung jener Gespenstergeschichte herein, welche zu Klotildens schlimmer Nacht die erste Veranlassung gegeben hatte, einer Auflösung, die zu ihrer gläubigen Laune an Geistererscheinungen und Todesvorzeichen nicht sonderlich passen wollte. Denn so viel auch das Gerücht die Geschichte mit Umständen verbrieft und versiegelt hatte, die ihr Uebernatürliches recht außer Zweifel setzen sollten, und so häufig gesagt worden war, daß hier von Betrug gar nicht die Rede seyn könne, so war es doch endlich herausgekommen, daß der Liebhaber des Mädchens die Sage von seinem Tode nur hatte verbreiten lassen, um im Einverständniß mit der Geliebten bei Nacht in die Stadt zu schleichen, und sie als Gespenst besuchen zu können, und daß die Wächterinnen sämmtlich von ihr selbst gewählt und in's Interesse gezogen waren.

Die alte Neuigkeit.

„Das wäre denn eine ganz neue Neuigkeit gewesen!“ fügte West hinzu. „Aber nun habe ich auch noch eine alte diesen Morgen erhalten.“ Hierbei zog er einen offenen Brief aus der Tasche. „Vor einer halben Stunde nämlich wird mir dieses Billet zugestellt, nachdem es als Einschluß bei einer Dame, welche erst gestern Abend von einer Reise zurückgekommen, schon vierzehn Tage hier in der Stadt ausgeruhet hat. Es ist von meiner Schwester, die mir endlich den Namen ihres Bräutigams darin meldet. Der Mann hat seinen Wohnsitz in dieser Stadt, und sie schreibt mir, daß er ihr einen ganzen Schwarm verliebter Unbesonnenheiten bereits eingestanden habe. Indessen, sie will es wagen, ihm den Kopf zurecht zu setzen. Was wagte ein verliebtes Mädchen nicht? Apropos, Leutchen, er ist in euerm Hause auch aus- und eingegangen, und zwar noch vor Kurzem. Es wäre mir lieb, wenn ihr mir einige dumme Streiche von ihm angeben wolltet, die ich ihm in einer poetischen

Brühe überreichen könnte. Und je dümmer die Streiche, je beſſer! Sie errathen wohl aber noch gar nicht, daß es ein Herr von Wartenſtein iſt, den meine Schweſter heirathen wird, oder nun ohnfehlbar ſchon geheirathet hat.“

Zweifel.

„Alſo auch Sie, lieber Weſt,“ erwiederte Klotilde, „auch Sie hat man in das Bündniß gezogen, das meinen nur zu gegründeten Beſorgniſſen durch offenbare Widerſprüche entgegen wirken ſoll? — Ich begreife nicht, wie man bei dieſen verabredeten Nachrichten nicht mehr auf Uebereinſtimmung ſehen kann.“

„Mein Gott, ich begreife ja gar nichts mehr!“ rief Weſt. „Ich weiß nicht einmal, ob meine Ohren noch die Fähigkeit beſitzen recht zu hören. Ein Bündniß, das Ihren Beſorgniſſen entgegenwirken ſoll?“

„Und das ſich lauter Widerſprüche zu Schulden kommen läßt. Nach Ihrer Behauptung iſt Ihre Schweſter Wartenſteins Gattin, während die letztere nach dieſem Zei-

tungsblatte einen ganz andern Familiennamen führt.“

„Also die Zeitungen sagen schon von der Heirath?“

„Ja,“ antwortete Tiefeneck, „aber wirklich ist nach ihnen, wie Du hier selber lesen kannst, der Baron mit einem Fräulein von Landau verheirathet.“

„Nun ja! Ich denke das wißt Ihr längst, daß es meine Halbschwester ist, die den zweiten Gemahl meiner Mutter zum Vater hat!“

Schluß.

West übergab Klotilden den Brief, und je mehr sie sich von der Wahrheit des Vorganges überzeugte, desto heiterer wurde sie, und gab auch Westen über ihre vorige, ihm sehr räthselhafte Aeußerung selber und mit vieler Laune Auskunft.

Es kam zu tausend Scherzen, die bald den Todesvorzeichen, bald den ersten Veranlassungen zu Wartensteins Befestigung im Tiefeneckschen Hause galten.

„Das heißt mit blauem Auge davon gekommen!“ sagte Klotilde, als sie wieder mit ihrem Gemahl allein war. „Von nun an, Tiefeneck, wird niemals in Deiner Gegenwart zu einem Romane gegriffen.“

„Oder,“ erwiederte der Gatte, „wenn es doch geschähe, und das Buch herunterfiele, soll es auf der Stelle von mir aufgehoben werden.“

„Wenn Du nur den Abend nachher die schöne Gräfin nicht so sorgfältig unterhalten hätteſt.“

„Wohl wahr, meine Gute!“

„Doch wer wird nicht über dem luſtigen Ende alles gern vergeſſen!“ rief Klotilde.

In der Folge kam das Paar zuweilen mit Wartenſteins zuſammen, und man ging ſelten auseinander, ohne des vormals verunglückten Liebhabers ſchnellen Entſchluß, ſeinen ewigen Harm gegen die Freude umzutauſchen, zu erwähnen und zu belachen.

Uebrigens war aller äußere Anschein dafür, daß der Baron den vorigen Flatterſinn über dem fröhlichen Geiſte ſeiner Gemahlin gänzlich vergeſſen habe.

Der Brautschmuck.

Deutsches Volksmärchen.

Wer vor etlichen hundert Jahren durch das Thüringerland zog, wählte gern, wenn nicht Liebesgram oder andres Herzweh ihn nach der Einsamkeit trieb, den Weg bei der Feſte Aarburg vorüber. Der Thürmer ſtand Tag und Nacht auf der Warte, und lugte umher nach Rittern, Pilgrimmen oder andern Reiſenden, und wenn er einen erſpähte, ſo bließ er ihm zuerſt ein munteres Willkommen zu, dann knarrten die Thore, die Zugbrücken raſſelten, die Roſſe ſtampften, die Knappen ritten dem Fremden entgegen und luden ihn ein zum Imbis und zur Nachtherberge. Der Ritter ſprach mit jedem Fremden ein freundliches Wort, und nach Standesgebühr führte er ihn ſelbſt in das Gaſtzimmer, oder befahl ihn ſeinen Knechten zur Pflege, bis der Gaſt weiter gedachte.

Der letzte Ritter, Herr Thimo von der Aarburg blieb, in der, von Alters her berühmten Gastfreundlichkeit der Aarburger nicht hinter seinen Vorfahren zurück. Er hatte Brüder, Vettern und Oehme beerbt, und kannte keine Sorge, als wenn die Gäste und Fremden in gar so kleinen Haufen bei ihm einzogen. Dann geschah es zuweilen wol, daß er selbst auszog und die Reisenden nöthigte hereinzukommen. Diesen zeigt' er alsdann seine Herrlichkeit und seine Schätze, freute sich, wenn einem ein Stück oder das andre gefiel, und wenn er es klüglich und mit Verstand lobte, so verehrt' er es ihm wol zum Geschenk. Machte einer aber den Maulredner, lobte, da nichts zu loben war, und wollte mit solcher verkehrten Liebedienerei dem Hausherrn nur den Fuchsschwanz streicheln, so rühmte er ihm oft selbst ein unbehülflich unnütz Stück als ein kostbares Kleinod, und wenn der Fuchsschwänzer dann einstimmte, flugs hatt' er das lose Geschenk am Halse, und mußt' es Höflichkeitswegen behalten und mit auf den Weg nehmen.

Der größte Schatz aber in der Aarburg war des Ritters einzige Tochter, in dem ganzen deutschen Lande unter dem Namen der schönen Bertha bekannt. Ritter und Fürsten zogen weit und breit nach ihr herbei, Franken, Britten und Wälsche bewarben sich um ihre Minne, aber, der war ihr zu fad, jener zu dreist und der dritte hatte den Spleen; denn die Epidemie der Fremdsucht hatte sich damals noch nicht bis in das Thüringerland verbreitet, und das Wort des Mannes fand nicht bessern Eingang, wenn es mit fremder Zunge gesprochen ward. Wer diese Braut einmal heimführt, sagte die allgemeine Stimme, der ist das erste Glückskind der Welt. Denn außer der holden Schönheit, mit welcher sie von der Natur, und dem unermeßlichen Reichthum, mit dem ihr Vater von dem Glück beschenkt war, ging noch die Rede von einem unschätzbaren Schmuck, der ein altes Eigenthum des Aarburger Hauses sei, und den nun Bertha als letzter Zweig dieses Stammes zum Brautschmuck erhalten werde.

Einige Bogenschüsse weit von der Aar-

burg ſtand eine ſchlechte, verfallene Feſte, die der alte Ritter Heerwart ſeinem Sohn Balduin als einziges Erbe hinterlaſſen hatte. Ehe Kaiſer Maximilian die Wucherpflanze des Römiſchen Rechtes auf deutſchem Boden einheimiſch machte, und noch der Ritter jeden Flauſenmacher, den nach ſeinem Gute gelüſtete, mit Schwert und Lanze auf die Finger klopfte, war Ritter Heerwart unter den wohlhabenden Rittern nicht der letzte geweſen; denn er wußte tapfer darein zu ſchlagen, und hatte manchen Gewinn an Beute und Löſegeldern: aber jetzt, da das Ritterſchwert ſich unter die Schreiberfeder beugen ſollte, und der Kaiſer im Landfrieden allen Kleinhandel mit fremdem Eigenthum hart verpönt hatte, wollt' es nicht mehr recht mit ihm vorwärts. In ſeiner verfallenen Burg mußt' er jährlich mehre Kammern und Thürme an Kauze und Eulen abtreten, denen das Handwerk im Freien nicht wie dem Hausherrn gelegt war, und endlich mußten Thorflügel und Brücken zur Bedachung benutzt werden, um den Winterpalaſt des Ritters vor Schnee und Froſt zu ſichern, das

Sommerhaus hatte ſich ſelbſt aus Dornen und Holundergebüſch über dem alten Gemäuer gewölbt.

Ritter Balduin beſah mit wehmüthigen Blicken die natürlichen Ruinen ſeiner väterlichen Burg. So wenig Raum er auch mit ſeiner ganzen fahrenden Habe nöthig hatte, ſo nahm es doch den Anſchein, als ob ihm ſeine Burg dieſen nur für die wenigen warmen Tage des zu Ende eilenden Sommers gewähren, keineswegs aber gegen den Froſt und Schnee des nächſten Winters Schutz verſprechen wollte. Er hielt mit ſich ſelbſt geheimen Rath, was unter ſolchen Umſtänden zu thun ſeyn möchte, aber ſeine Gedanken ſchweiften immer ab von dem Thema, das ihnen der Verſtand als Penſum zu bearbeiten gegeben hatte, und ergetzten ſich mit der Fantaſie an den Bildern und Wünſchen, die mit dem Einen, was jetzt noth war, ſich nicht vertragen wollten.

Ritter Balduin's Herz war nämlich dem Bruch ſo nah' als ſeine Burg, nur daß jenes nicht durch Alter und Feindesgrimm in ſolchen Zuſtand gerathen war, ſondern vielmehr durch

Jugend und Schönheit. Er hatte des Aarburgers Tochter, die schöne Bertha gesehn, wie sie bei einem Turnier als das schönste Fräulein einmüthig berufen wurde, dem Sieger den Dank zu reichen, um den Preis der Tapferkeit dadurch zu erhöhen, und den Muth der Ritter zu entflammen. Balduin stärkte sich an dem Anblick ihrer Schönheit, wie an einer Engelerscheinung, hob die Ritter aus dem Sattel, als wären sie Strohmänner, und führte mit seinem Schwert Streiche, als regierten es Luftgeister, wie Stichling Mallocher's des regsamen Schneidermeisters, auch Geisterkönigs, Scheere und Nadeln *). Das schöne Fräulein Bertha war nicht kurzsichtiger als ihre andren schönen Schwestern in ähnlichen Fällen. Sie merkte wohl, daß ihre Augen die Sonnenstrahlen, und ihre süßen Worte die Frühlingshauche waren, welche in dem jungen Ritter die Pflanze des Muthes so kräftig hervorkeimen ließen, sie lohnte daher dem

*) S. das Märchen: Der Kalif und der Schneider von Kretschmann in dem Bekkerschen Taschenbuche.

Kampfrichtern mit dem freundlichſten Lächeln, als ſie einſtimmig ihrem Helden den Preis zuerkannten, und reichte dem jungen Ritter mit ſo holdem Erröthen den Dank, daß ihm die Morgenröthe ſeines Glücks auf ihren Wangen den heiterſten Tag hätte verkündigen müſſen, wär' nicht ſeine Seligkeit in dem Augenblicke ſo übergroß geweſen, daß er vergaß ſich daraus eine Zukunft zu deuten.

Indeſſen verſäumte Balduin nicht, den Aarburger auf ſeiner Burg fleißig heimzuſuchen, und, weil er ein muntrer Geſell war, der dem Burgherrn manchen Schwank ausſinnen und ausführen half, ſo ward er bald der tägliche Gaſt auf der Aarburg, fand allezeit ſeinen Platz an der Tafel, dazu ein Kämmerlein und Bett, wenn ihn nicht gelüſtete bei Nacht und Nebel nach Haus zu reiten. Fräulein Bertha gab dem ſchlanken, muntern Ritter auch manchen freundlichen Blick, forderte ihn wol ſelbſt zuweilen zum Tanze auf, wenn ihr ungeſchickte Gäſte mit einem Schleifer oder einer Sarabande drohten, und fragte ihn um ſeinen Rath, wenn ſie ein neues

Stück von Putz oder Kleidung sich zulegen wollte.

Hierdurch ward der verliebte Baldwin kühner in seinen Hoffnungen und an einem schönen Sommerabend, als Fräulein Bertha bei Sternenlicht in der Laube des Schloßgartens saß, und mit ihrer Flötenstimme zu dem Lispeln ihrer Harfe sang, wie die Nachtigall in das Säuseln der Abendluft, da ward's ihm zu warm und zu mächtig im Herzen, es übermannte ihn, er sprang auf, vertauschte seinen Sitz auf der Rasenbank mit dem Platz zu Bertha's Füßen, schwur, gleich dem Ton ihres Gesangs, nur durch ihren Hauch zu leben, und bat um ihre süße Minne. Das Fräulein war überrascht, aber weniger von des Ritters Liebesglut, deren verborgenes Flämmlein sie längst mit heimlicher Freude gesehn hatte, als von ihrem schnellen und heftigen Ausbruch. In der Bestürzung entsank die Harfe ihren weißen Armen, und, indem sie sich vorbeugte, das Saitenspiel zu ergreifen, begegneten ihre Lippen Baldwin's Munde, die Arme, welche nach der Harfe sich aus-

ſtreckten, verſchlangen ſich mit des Ritters Armen, und beide Liebende waren in Kuß und Umarmung gefangen, eh' ſie noch wußten, wie viel Dämon Zufall dem Gott Amor in die Hände gearbeitet hatte.

In den wenigen Augenblicken, wo die Wirklichkeit einen düſtern Erdſchatten in das Mondlicht der erſten Liebesfantaſie wirft, war den Liebenden wol etwas bange, wie Vater Thimo, der reiche Ritter von der Aarburg, das heimliche Minnespiel ſeiner Tochter mit dem armen Ritter aufnehmen werde. Sie berathſchlagten dann mancherlei mit einander, und ſaßen manche Stunde zuſammen, ohne über etwas anders einig zu werden, als: Balduin müſſe ſich immer feſter in des Aarburgers Gunſt zu ſetzen ſuchen, und gelegentlich deſſen Geſinnungen und Pläne mit Bertha ausforſchen.

Dieſe Gelegenheit zeigte ſich bald. Ohnerachtet alles Aufwandes und aller Pracht auf der Aarburg füllte ſich doch Vater Thimo's Geldkaſten täglich mehr und mehr, ſo daß es oft an Raum gebrach, und der reiche Ritter

sich genöthigt sah, eine Feste oder ein andres Stück Land an sich zu kaufen, um die vollen Säcke zu leeren. An Gelegenheiten zum Ankauf fehlt' es ihm niemals; denn, weil er vom geforderten Kaufpreis nichts abzudingen pflegte, so war er als Käufer Hohen und Niedern willkommen und hatte Verwalter und Vögte seiner Herrschaften im Pleisner- und Meißnerland wie in Thüringen. Einmal hatte er auch eine schöne Herrschaft an sich gebracht, aber, als ihm seine Tischgenossen mit vollen Pokalen dazu Glück wünschten, setzt' er unmuthig seinen Becher hin. Was hilft mir das Alles — sprach er — hab' ich doch keinen Erben, dem ich einmal mein Hab und Gut verlassen kann! Ei — versetzte darauf einer von den Gästen — habt ihr nicht eine holde minnigliche Tochter, die euch einen Eidam geben könnte, wie euer Herz ihn wünscht? Wol wahr! — entgegnete der Aarburger — aber ein Sohn wär mir doch lieber! Der Eidam führt sein Weib auf seine Burg heim, und der alte Vater sitzt dann noch verlassener im leeren Hause. Hätt' ich einen Sohn, wie da

den Balduin, dem ſucht' ich eine wackere Hausfrau, und ſetzt' ihn dort in die neue Herrſchaft, oder ließ ihn hauſen in der Aarburg, wo Raum iſt für ein ganz Geſchlecht.

Bei dieſen Worten wuchs dem Ritter Balduin der Muth, den zuvor der Wein ſchon etwas angefeuert hatte. Er beſann ſich nicht lange und fuhr mit der Rede heraus. Vater Thimo — ſagt' er — wer wehrt es euch, mich zu eurem Sohne zu machen? Gebt mir eure Tochter, die minnigliche Bertha zu meiner Hausfrau, und laßt uns auf einem eurer Schlöſſer wohnen, oder, ſo es euch gefällt, hier auf der Aarburg. Da ſollt ihr eure Freude ſehn, an Kindern und Enkeln.

Aber anſtatt einer freundlichen Zuſage zog ſich des Aarburgers Geſicht bei dieſer Rede gewaltig in die Länge. Meint ihr, Ritter Heerwart? — ſagte er mit gezogenem Tone, und wendete ſich mit einer gleichgültigen Frage an ſeinen Nachbar.

Balduin hätte zwar an allen dieſen Zeichen merken können, daß ſein Liebesgeſtirn jetzt nicht in der günſtigſten Conſtellation ſtand.

Gleichwol ſchwoll ihm die Zornader über die Kälte, mit welcher der Aarburger ſein warmes Herz und ſeine Werbung aufgenommen hatte. Er ſtand im Eifer auf, wiederholte ſeine Worte und erklärte mit der feurigſten Beredſamkeit ſeine Liebe zu der ſchönen Bertha.

Thimo ließ ihn gelaſſen ſich ausſprechen. Dann erwiderte er mit Ernſt: Ritter, woran ſoll ich erkennen, ob ihr meine Tochter mit redlicher Minne liebt, oder um zeitliches Gutes willen? Laßt mich ausreden! Ihr beruft euch auf Ritterwort, das genügt mir als Ritter in allen Ehrenſachen, aber meine Bertha iſt nicht allein der Stolz meines Hauſes, ſondern auch mein Herzblatt. Uebrigens habe ich meine Grille, wie alle reiche Leute, und ihr werdet mich davon nicht abwendig machen. Wer um meine Bertha werben will, muß Burgen und Ländereien vollauf haben, je mehr, je lieber, daß ſeine Hausfrau nicht aus Meiſter Sparbrot's Rechentafel wirthſchaften muß, ſondern leben kann, wie ſie als Jungfrau es gewohnt worden iſt. Die Liebe im Eheſtand iſt nicht ein Paradiesvogel, der hoch im Wolken-

revier einzig von Himmelsluft lebt, und erst wenn er todt ist, auf die Erde fällt; sie ist eine holde Blume, die aus dem Erdboden ihre Nahrung saugen muß, soll sie kräftig und schön blühen, und nicht mitten unter Sonnenglanz und Westgesäusel hinwelken und verdorren. Darum muß mein Edam, wie ich gesagt habe, Geld und Güter vollauf haben, denn, was ich von zeitlichem Gut besitze, das verwende ich zur Ausstattung meiner Tochter und zu ihrem Brautschmuck, der köstlich seyn soll, als einer königlichen Prinzessin.

Den Ritter Balduin wollte diese Rede fast kindisch bedünken. Er belächelte die Unwissenheit des Aarburgers in dem Courszettel wahrer Minne, nach welchem die Staats- und Luxus-Mandate güldener Ketten, demantner Ringe und sammetner Kleider, gegen das natürliche Courant seidener Haarflechten, feuriger Augen und sammetner Wangen in den Zeiten der Liebe mehr verlieren als Staatspapiere und Banknoten zu Kriegszeiten gegen klingendes Gold und Silber.

Vater Thimo — hob er an — ihr sollt

nicht meinen, daß mich nach deraleichen Eitelkeiten gelüstet, auch weiß ich sicher, daß die holde Bertha eben so wenig danach Verlangen trägt. Ist nicht ihre Schönheit das herrlichste Kleinod....

Spart eure Worte — fiel hier der Aarburger lachend ein — Ich kenne die Redensarten aus meiner Jugendzeit her, wär mir auch sehr unlieb, so ihr sprächet, ihr liebet meine Tochter und wolltet ein Haarringlein von ihr nicht viel höher achten, als alle güldene Gnadenketten von Kaiser und Königen. Aber vergeßt nicht, daß ich gesagt habe, es wär eine Grille von mir, daß meine Tochter königlichen Brautschmuck tragen soll, und daß ihr gegen eine Grille alle Beweise und Gründe ganz vergeblich auskramt. Uebrigens bleiben wir — wenn ihr wollt — Freunde, nach wie vor; doch gebt ihr mir vor diesen vesten Rittern euer Wort, daß ihr mit Bertha kein heimliches Minnespiel treibt, weder in, noch außer der Aarburg, auch weder durch Trutz noch List gegen meinen Willen um sie werbt.

Balduin wollte noch manche Einwendun-

gen machen, aber der Aarburger blieb auf seinem Satze, und der verliebte Ritter mußte ihm Ritterwort und Handschlag geben, wollt' er nicht durch Weigerung Gefahr laufen, auch des Anblicks seiner Bertha verlustig zu gehen.

Unter den Rittern, die Zeugen dieses Versprechens waren, hatten aber mehrere die Sage von dem Brautschmuck auf der Aarburg gehört, und fragten scherzweis, ob vielleicht Ritter Thimo schon insgeheim ein Töchterlein mit diesem Erbschmuck ausgestattet hätte? Der Hausherr aber ward ernsthaft und sagte: Es geziemt euch mit nichten über diese Sache euren Scherz zu treiben. Wol weiß ich, daß ein solcher Schatz und köstlicher Brautschmuck vormals ein Erbtheil der Aarburger gewesen ist, allein er ist verschwunden und weiß niemand wohin, darum, so ihr es wissen wollt, hab' ich beschlossen, jenes alte Familiengut zu erneuern, und meiner Tochter als ein unveräußerliches Erbtheil mitzugeben, nach allen Stücken, wie es in einem alten Pergament beschrieben und verzeichnet ist. Daß es ein überköstliches Werk gewesen seyn müsse, möget

ihr daraus urtheilen, daß mir auſer meiner Stammburg nach Ankauf dieſer Kleinodien nichts übrig bleiben wird. Anders aber, als mit einem ſolchen Schmuck ſoll meine Bertha keinem Manne vertraut werden, das hat ſeine guten Gründe, wenn ihr ſie auch nicht errathen mögt.

Mit dieſer runden Erklärung meinte nun zwar der Aarburger das weitere Fragen ſeiner Zechbrüder abgewieſen zu haben, allein die alte Welt war nicht weniger auf das Wunderbare begierig, als unſre Zeitgenoſſen des neunzehnten Jahrhunderts. Die Ritter ſetzten die gefüllten Becher vom Mund ab, um der Zunge mächtig zu werden und ließen nicht ab in ihren Zechwirth zu dringen, daß er mit ſeinem Geheimniß nicht hinter dem Berge halten, ſondern ihnen entdecken ſolle, von wannen der Aarburger Brautſchmuck gekommen und wohin er gefahren ſei; ſchwuren auch, ihn herbeizubringen, und wäre er in des Türken Gewalt gerathen. Ritter Thimo war durch den Wein geſprächig geworden, und begann:

Wohin der Schatz gefahren, vermag ich nicht

nicht euch zu berichten, sintemal er vor meines Vaters Zeit vermißt worden ist, ohne daß sich eine Spur findet, wie er abhanden gekommen. Eine Aarburgerin, Namens Uda, soll ihn zuletzt getragen haben, es finden sich aber keine Nachrichten von ihr, und man weiß nicht, in welches Haus sie sich verheirathet, oder ob sie mit dem Schmuck entführt worden, oder was es sonst für eine Bewandniß damit habe. Fast scheint es, als hätte man absichtlich diese Sache in Dunkel lassen wollen. Wie aber jener Schmuck auf die Aarburg gekommen, davon hat mir mein alter Burgpfaff ein wunderliches Histörchen erzählt, das ich euch nicht verhalten will, und steht es bei euch, was ihr davon glauben wollet oder nicht.

Meine Urältermutter, Namens Ursula, aus dem Geschlecht der von Ranzau, war schon hochbetagt, und eine Mutter von sieben Kindern. Einmal, als sie bei ihren Kindlein in der Johannisnacht ruhte, ward sie mit ihrem Namen gerufen, daß sie darüber vom Schlaf erwachte. Sie meinte, es wär eine von ihren Dienerinnen, und fragte, warum man sie zu

so ungewohnter Zeit in ihrer Ruhe störte. Da sie aber die Augen aufthat, sah sie ein unbekanntes Weib von zwerghaftem Ansehn bei ihrem Bett stehn, entsetzte sich und wollte nach Hülfe rufen. Aber das Weib hieß sie still seyn und ihr nachfolgen, weil eine Frau in Kindesnöthen ihrer Hülfe begehre. Frau Ursula machte nun zwar manche Einwendung, fragte woher und wohin, aber das Weib bat sie beweglich und klagte wie die Kindbetterin, so von gar fürnehmen Geschlecht, all ihr Vertrauen auf Frau Ursula gesetzt, daß die Rittersfrau sich endlich entschloß ihr zu folgen. Die fremde Zofe führte sie nun aus der Burg, durch alle Wachen ungestört über Wälle und Zugbrücken, durch Pförtchen und Thore, über Felder und Gewässer, bis sie endlich an einen hohen Berg kamen. Hier pochte das Weib an eine Steinplatte, und alsbald öffnete sich ein hohes Portal in dem Berge, durch welches Frau Ursula mit ihrer Begleiterin in die Vorhalle eines unterirdischen Palastes einging. Aus dem Innern kamen ihr eine Schaar kleiner Männlein entgegen, kaum einer Ellen lang;

die neigten ſich demüthig vor ihr; und führten ſie durch eine Reihe koſtbarer Säle und Gemächer, die alle von Edelgeſtein und Perlen und dem herrlichſten Gold- und Silbererzen glänzten. Endlich kam ein andres zwergiſches Weiblein und ſagte der Frau Urſula an, daß die Bergkönigin ihrer ſehnſüchtig harre. Zugleich thaten ſich ein paar große goldene Flügelthüren auf, die kleinen Männlein traten ehrerbietig zurück, aber die beiden Zofen führten Frau Urſula in die Wochenſtube der unterirdiſchen Königin. Hier waren die Wände von feinem, zart geädertem Marmor und oben wölbte ſich eine Kuppel von ſanftgrünem Smaragd. An der Seite ſtand ein Bett von gediegenem Gold, auf dieſem lag ein Frauenbild, ſchön und holdſelig, wie die welſchen Maler die Mutter Gottes malen, die ſprach, als Frau Urſula ſich ihr näherte: edle Frau, fürchtet euch nicht, und tretet getroſt näher, mir beizuſtehn in der Stunde der Angſt, die mich überfällt in der Johannisnacht, wo den Erdgeiſtern die Kräfte gebunden ſind, bis zum Hahnenruf. Auf dieſe Rede trat Frau Urſula

hinzu, und sprach selbst der Kreisenden Muth ein, segnete sie auch mit dem heiligen Kreuz, weil sie noch immer ein böses Blendwerk des Satanas fürchtete. Als sie aber bemerkte, daß alles unverändert blieb, wie zuvor, und die schöne Königin während des Segens sie nur noch holdseliger anblickte, ging sie freudig ans Werk. Nun erhob sich während der Arbeit ein wunderbar Getön, als flüsterte der Wind in Saiten, und spielte mit hellen Glöcklein, bald fern bald nah und wunderlieblich anzuhören. Es währete auch nicht lange, da reichete Frau Ursula der jungen Mutter ein zartes Knäblein und in dem Augenblick klang es wie tiefer Glockenton und Posaunenschall, die goldenen Pforten öffneten sich von neuem, und der König trat herein, nahm stillschweigend das Kind, küssete es, und zeigte es einer großen Schaar kleiner Männlein, die vor den Pforten standen und niederknieten, als der König das Kind aufnahm. Frau Ursula sah mit großer Verwunderung alles dieses an, endlich berief die Königin sie an ihr Bett, und sprach: Nehmet meinen Dank, edle Frau,

für euren Beistand und dieses zum Andenken an Saffira, die Bergkönigin. Bewahret den Schmuck in diesem Kästlein wohl; so lang' er bei eurem Hause bleibt, wird es grünen und blühen, und mit seinen Zweigen das ganze deutsche Reich überschatten, aber verlöschen wird euer Name, kommt dieser Schmuck von euch. Doch möget ihr wol ein Stück davon oder das andre einer geliebten Tochter mitgeben, denn es erhalten die edlen Steine das Herz und den Geist frisch, machen auch angenehm und fröhlich, nur seid sodann bedacht, daß ihr alsbald ein ähnliches Stück von gleichem Werth dagegen schaffet, damit der Schmuck vollständig bleibe und jede Braut auf der Aarburg an ihrem Ehrentage sich damit schmücke. Mit diesen Worten deutete die Königin auf ein ansehnliches und sehr zierlich gearbeitetes Kästlein, das eine der Zofen hielt, und wozu Saffira selbst an Frau Ursula den Schlüssel überreichte. Das Zwergweib geleitete nun die reichbeschenkte Wehmutter aus dem unterirdischen Königspalast in ihre Burg zurück, bediente sie beim Auskleiden, stellte so-

dann das Schmuckkäſtlein auf den Nachttiſch und beurlaubte ſich zuletzt mit höflicher Verneigung von der Burafrau.

Als nun meine Urältermutter am Morgen ſpät erwachte, dünkte ſie das Alles ein Traum, doch merkte ſie bald an dem Käſtlein, wozu ſie den goldenen Schlüſſel noch in der Hand hielt, daß ihr wirklich etwas ſeltſames und wunderbares in dieſer Nacht begegnet ſei. Sie zeigte alles ihrem Eheherrn an, und beide ſtaunten ob dem überköſtlichen Schmuck in dem Käſtlein, denn da waren Demanten als die Sankt Lambertus-Nüſſe und Perlen als die größten Weinbeeren, daß ſchier der Römiſche Papſt keine ſo koſtbaren in ſeiner Krone hat, und man dieſes wol mit Recht ein mehr als königliches Gratial nennen konnte. Es bewieß ſich auch der Wunderſegen, den die Bergkönigin verheißen hatte, denn das Geſchlecht der Aarburger mehrte und breitete ſich durch das ganze Reich und hatten alle vollauf, ſo lang der Schmuck auf der Aarburg war, ſeit er aber verſchwunden iſt, ſtarb ein Aarburger nach dem andern kinderlos hin, und

ich bin der letzte, werde auch bald den Namen der Aarburger mit mir zu Grabe tragen. Meiner Bertha soll aber der Schmuck darum nicht entgehen, denn es ist mir ein früher verschenktes Stück davon durch Erbgangsrecht zugefallen, welches, falls den Worten der Bergkönigin zu trauen ist, den andern Stücken, die dazu gefertigt werden sollen, seine Tugend mittheilen wird.

Die Ritter kannegießerten noch lange über diese Berggeisterspende. Mancher wollte den Starkgeist machen, meinte, die Aeltermutter habe lebhafte Fantaseien gehabt im Traum, der Schmuck aber sei später hinzugedichtet worden, wie die Legende zum Evangelium, und sei das heimgefallene Stück nicht besserer Beweis für das Ganze, als eine Sproße von des Erzvaters Jacob Himmelsleiter für dieses englische Zimmerwerk selbst. Mancher hingegen wußte ähnliche Begebnisse solcher geistigen Schenkungen und Rekompensen anzuführen, als die güldischen Sandkörner, welche das Zwerglein im Schloß Rosenberg dem Grafen Hermann

zum Valet darbot, ingleichen den Ring, welchen die edle Frau von Alvensleben zu Kalba an der Milda von einem gespenstischen Weiblein für einen ähnlichen Liebesdienst erhalten habe, und bewieß gleich dem geisterkundigen Jung aus der Gewißheit dieser Geschichten die Möglichkeit der Aarburgischen Wunderhistorie und des Geisterspucks überhaupt. Ein dritter aber schütteite bedenklich das Haupt, meinte, solche Spenden seien überhaupt verdächtig und nehm' es gewöhnlich mit ihnen kein gutes Ende; wie er denn schon früher von einem Harfner in Palästina ein Liedlein gehört, von einem schönen Fräulein, die auch einen solchen Schatz besessen. Als sie aber am Hochzeittage sich geschmücket und auf den Bräutigam geharret, sei anstatt des Hochzeiters der schwarze Höllenritter gekommen und habe die Braut mit dem eitlen Schmuck heimgeholt, wodurch denn die Kleinodien vermuthlich dem finstern Schacht des Abgrundes wieder anheimgefallen wären. Ritter Balduin saß gar mißmuthig dabei, nahm geringen Antheil an der Controvers und verwünschte den Braut-

ſchmuck, der ihm die Braut raubte, in die unterſten Oerter der Erde.

Die Tage waren indeſſen kürzer geworden, und es nahte die Zeit der Herbſtnachtgleiche, der Wind bließ froſtig über die Stoppeln und ſchlug Regen und Graupelwetter durch Dach und Fenſter in Balduins Burg. Da entſchloß er ſich eines Tages ſchnell, trat zu dem Aarburger und ſprach: Ritter Thimo, mich duldet es nicht länger in der Nähe der Aarburg. Der Sturmwind ſpielt meiner Feſte gar übel mit, und die Liebe meinem Herzen noch übler. Darum hab' ich beſchloſſen zu dem Heer des Kaiſers zu ziehn, ob ich mir Ehr' und Gut erwerben mag. Meine alte Burg biet' ich feil, mögt ihr ſie haben, ſo ſeid ihr mir der beſte Käufer, gebt mir dafür was euch recht dünkt. Ritter Thimo hörte dieſe Rede zwar ungern, denn er war dem Balduin gewogen, doch als er ſah, daß dieſer auf ſeiner Meinung beſtund, ließ er ab vom Zureden, ſchloß den Handel über die Burg, richtete ſodann ein großes Mahl zum Valet aus, und ließ den Ritter Balduin

zur letzten Ergetzlichkeit an der Seite der schönen Bertha sitzen. Zum Schluß berief er den reisefertigen Gast zu sich in ein Fenster, übergab ihm einige Briefe, und sprach: Zieht mit Gott, Ritter, und kehrt bald und fröhlicher wieder, als ihr auszieht. Ihr werdet nicht allerwärts gute Herberge finden, absonderlich jetzt, wo öfters jeder Winkel mit Rittern, Knechten und Reisenden angefüllt ist, darum nehmet diese Briefe mit euch, die ich an meine Burgvögte und Haushalter habe schreiben lassen, daß sie euch auf das Beste bewirthen, gleich als käm ich selbst. Ihr sollt Herr seyn auf meinen Burgen, so lang es euch gefällt, und habt deshalb nur meinen Befehl vorzuzeigen. Nun Gott befohlen. Euer Roß harret euer.

Damit schob er jenen zur Thüre hinaus, und hörte auf keinen Dank. Unten aber fand Balduin sein Roß gesattelt und fertig, schwang sich darauf und zog, mit manchem Seufzer nach dem Fenster seiner Bertha, auf gut Glück in die Welt hinein.

Er hatte schon manchen Gebrauch von seinen

Panis-Briefen gemacht und die nächsten Vögte freundlich und willfährig, die entferntern rauher und herrisch gefunden. Schon war er Willens, die letzten Briefe unabgegeben zu lassen, denn ihn widerte das hochfahrende Wesen der Amtleute, aber ein unfreundliches wildes Schlackerwetter trieb ihn gegen Abend nach der Funkenburg, nahe bei der Stadt Leipzig im Pleißnerland, die vormals eine mäßige Feste war, auf welcher ein Vogt des Aarburgers hauſete; heutzutag' aber iſt es ein anmuthiger Platz, wohin Sonntags und Werkeltags die Städter luſtwandeln, und iſt nichts rittermäßiges daſelbſt zu ſehen, als Meſſenzeit welſche und engliſche Kunſtreiter, auch zuweilen ein fahrender Ritter, ſo aber nicht vom Stegreif und Sattel, ſondern vom Windfähnlein und der Luſtgondel lebt. Die Burg ſchimmerte von weiten durch Nebel und Schneegeſtöber, und in der Nähe ſah Balduin, wie ſie gar luſtig in allen Fenſtern beleuchtet war, als feierte der Vogt ein Freudenfeſt zu Ehren des Burgherrn. Balduin ſtieß einigemal in ſein Horn, aber drinn war man zu geſchäftig,

um dem Wandrer draußen zu antworten. Endlich ertönte von innen die allgemeine Präliminarfrage des Einlasses: Werda? und dem Ritter ward nach einem langweiligen Examen aufgethan. Er schickte dem Burgvogt seinen Brief, mußte aber indessen unter den Roßlauben verweilen, bis der Vogt Befehl gab ihn in die Burg zu führen.

Hier ging es gar munter zu: Geiger und Pfeifer spielten gar lustig auf, Ritter und Dirnen dreheten sich im Tanz, oder saßen in vertrauter Umarmung auf weichen Lotterbettlein. Andre saßen an Schenktischen und leerten die Becher geschwinder als die Diener sie füllen konnten, sangen dabei Trink-, Schimpf- und Liebeslieder, und lachten darunter, daß die Becher auf den Tischen klirrten. Der Vogt taumelte dem ankommenden Ritter entgegen, und bat ihn Platz zu nehmen und es sich wohl seyn zu lassen, aber Baldwin mochte in dem Lärm nicht bleiben und sehnte sich nach Ruhe. Da zog der Wirth die Augbraunen aufwärts, zuckte die Achseln bis über die Ohren, und sprach: Edler Ritter, der

veſte geſtrenge Herr Thimo von der Aarburg gebietet mir zwar, eurer auf das beſte zu pflegen; gleichwol werdet ihr dieſe Nacht mit einem engen ſchlechten Zimmerlein verlieb nehmen müſſen, weil, wie ihr ſehet, die ganze Burg beſetzt iſt; es wär denn, daß ihr das Herrenzimmer erwählitet, wo es aber nicht ganz geheuer ſeyn ſoll. Das ſagte aber der arge Schalk nur, um ſich des Spähers, für welchen er den Ritter hielt, mit guter Art zu entledigen, denn er hoffte nicht vor dem Hausherrn zu beſtehen, wenn dieſer einmal ſagen ſollte: thue Rechnung von deinem Haushalten. Das Zimmerlein, das er dem Ritter zur Schlafſtätte angeboten hatte, war ſo luſtig, daß es jedem Gaſt im Schloßhofe angenehmer gedäucht haben würde, dagegen war das Herrenzimmer ſeit langer Zeit eine wüſte Behauſung der Geiſter; und mancher Waghals, der den Strauß mit den geſpenſtiſchen Uſurpatoren hatte unternehmen wollen, war am Morgen mit rückwärts gekehrtem Geſicht gefunden worden. Der Ritter ließ ſich beide Gemächer zeigen, verwarf das erſte und befahl im Her-

renzimmer ihm ein Bett aufzuschlagen und ein Abendessen nebst Schlaftrunk zu bereiten.

Er war mit seiner einsamen Mahlzeit geschwinder zu Ende, als die Bankettirer an der Tafel des Vogtes, von der noch lange Jubel und Gesang zu ihm schallte. Als es aber gegen die verrufene Stunde hin kam, wo die Unterwelt ihre gespenstischen Missionare zu Bekehrung der Ungläubigen und Freigeister in der Oberwelt aussendet, da ward es stiller und immer stiller in der Burg, die Fackeln und Kerzen verloschen, die Sänger verstummten und die Geiger und Pfeifer zogen nach Haus. Baldwin stärkte sich mit einem Schlaftrunk gegen die Anfechtungen des Nachtgrauens, schob das Feuer im Kamin zusammen und warf sich auf das ihm bereitete Bett, wo er in Gedanken an seine Bertha zu entschlummern, und wenigstens im Traum ihrer holden Schönheit sich zu erfreuen hoffte.

Aber der Wächter, der die Stunde der Mitternacht in der Burg ansagte, rief den Ritter aus der anmuthigen Vorhalle des Traumtempels in die dornige Wildniß seines

Lebens zurück, wo ihm die neckenden Kobolde Liebespein und Unmuth irr' führten, daß er die Traumpforten nicht wieder finden konnte. Er versuchte zwar mancherlei Wege, und vergaß auch nicht den dürren, sandigen Hohlweg der Langenweile, welchen der humoristische Jean Paul als probat rekommandirt, *) ohne jedoch seine Leser dieser Wohlthat froh werden zu lassen; aber selbst dieser Weg führte ihn nicht zum Ziel, denn er ward bald von gar seltsamen romantischen und abenteuerlichen Parthieen unterbrochen.

Der Ritter wendete sich auf seinem Pfühl unmuthig von einer Seite zur andern, da dünkt' ihn, als rauscht' es im Schlot des Kamins. Er richtete seine Augen dahin, und sah bald durch den Schornstein etwas herabfallen, wie eine Menschenhand. Nicht lange, so rauscht' es von neuem und es fiel ein Fuß durch denselben Weg herab, diesem folgte eine zweite Hand und wieder ein Fuß, und so kamen nach und nach alle Requisiten eines

*) E. D. Kapenbergers Badereise von Jean Paul. Erstes Bändchen S. 233.

menſchlichen Körpers, jedes nach ſeiner Gebühr bekleidet, herab, fügten ſich zuſammen, wie im chineſiſchen Schattenſpiel, oder im Pygmäentheater, womit Herr Charles und Compagnie die pariſer Oper pygmäiſiren, und alsbald ſtand ein rieſenhafter Schweizer mit Wehrgehenk und Partiſane fertig da, und ſtellte ſich auf die eine Seite des Kamins.

Der Organiſationsproceß begann in kurzem von neuem, und ein zweiter Hellebardierer trat geſchmückt und gerüſtet auf die andre Seite des wunderbaren Laboratoriums. Aber jetzt verwandelte ſich der allmälige Gliederregen in ein praſſelndes Hagelwetter. Weiberfüßchen, Männerfäuſte, Kinderköpfe, ein ganzes Sortiment menſchlicher Gliedmaßen polterte herab, darunter Materialien zu Tiſchen, Seſſeln, Schemeln; auch Tafelgedeck, goldne Kannen, Pokale und Keſſel mit allem Zubehör eines ſardanapaliſchen Mahles, daß das halbe Zimmer davon erfüllt ward. Die beiden Erſtgebornen der geſpenſtiſchen Schöpfung legten nun ihre Partiſanen aus den Händen, und fingen an, die eingekommenen Beiträge und Miſcellen für die

neueſte

neueſte Welt- und Menſchenkunde zu redigiren. Sie ſetzten aus dem Chaos menſchlicher Fragmente ſo geſchickt und zierlich Menſchen zuſammen, wie die Sagenſammler der Vorzeit aus den Rhapſoden einen Homer, der lange unter Griechen und Griechengenoſſen für ein Muſter eines ganzen Mannes paſſirte, bis ein Deutſcher die Fugen ſeiner Zuſammenſetzung ausſpähte. Unter ihren Händen entſtand zuerſt eine ſtattliche Dienerſchaft, die geſchäftig ſich umhertrieb, Tiſche, Seſſel und Schemel zuſammenſetzte und bald eine Tafel ſervirt hatte, an der nur noch die Gäſte fehlten. Bald aber gingen auch dieſe aus dem alchymiſtiſchen Schornſtein hervor. Männer und Frauen in der prächtigſten Galatracht der frühern Zeit erſchienen, nahmen auf den Seſſeln Platz oder ſpazierten umher. Zuletzt kam aus dem finſtern Schlot ein holdes Fräulein, in weiße Seide gekleidet, ſchön, zart und ſchlank, aber auch blaß wie eine Lilie. Ihr Antlitz war, wie ein Seufzer des Himmels, kummervoll, aber von unausſprechlicher Lieblichkeit. Zu ihrer Seite ging ein Ritter, ſchwarz und unhold-

selig anzusehn; sein Mund war lachender Grimm, und seine Augen finstre Gewitterwolken voll düsterer Blitze. Er führte das Fräulein vor einen Spiegel, der ihre schöne Gestalt als ein schmäliges Todtenbild ihr zeigte, daß sie voll Entsetzen sich abwendete; doch zwang sie der Unhold mit ihren sanften Augen das abscheuliche Trugbild zu beschauen und sich vor diesem Spiegel zu schmücken. Denn es brachten ihr nun die Diener Kleider von Gold- und Silberstück und eine Brautkrone, auch Halsschmuck und Armspangen, Fingerreifen und Ohrengehänge, aber alles war geglüht in höllischem Feuer und zischte Funken wie rother Stahl auf dem Ambos des Waffenschmides.

Bis hieher hatte Ritter Balduin auf seinem Lager einen stummen Zeugen dieses Abenteuers abgegeben, allein jetzt schien er selbst zur Theilnahme daran genöthigt zu werden. Auf einen unwillkührlichen Schrei, den das Mitleid mit der Geängsteten ihm auspreßte, wendete sich die ganze Geisterversammlung nach dem Bett; Einer stand auf, nahm einen gül-

denen Pokal von der Tafel und kredenzte ihn dem menschlichen Gaste, nöthigte ihn auch durch Zeichen sich zu erheben und an dem mitternächtigen Mahle Theil zu nehmen. So muthig die alten Ritter waren, wo es einen körperlichen Feind galt; so wenig achteten sie es, als wahre Gegenfüßler der tapfern Paladins unsrer Zeit, für Schande, der Geisterwelt gegenüber einen Schauder zu empfinden. Ritter Balduin hätte lieber hundert Saracenensäbel gegen sich blinken sehn, als diesen goldenen Pokal, welchen ihm der nächtliche Zechbruder mit der entfleischten Knochenhand bot. Indessen sah er hier kein Entkommen, und sein Zögern machte schon die andern Gäste rege, daß sie langsam seinem Bett sich näherten. In solchen Augenblicken ist in einem starken Gemüth der Uebergang von ängstlichem Zweifelmuth zu dem tapfersten Heroismus so leicht und schnell, als in dem Hasenherzen eines Poltrons der Sprung von großthuender Prahlerei zu der kleinmüthigsten Verzagtheit. Ritter Balduin ermannte sich, sprang frisch vom Lager auf, faßte mit der Rechten sein Schwert,

mit der Linken ergriff er den dargebotenen Becher und ſetzte ihn gewaltſam auf den Tiſch. Wer ihr auch ſeid — rief er mit feſtem Ton — wie mögt ihr einen rechtlichen Ritter auffordern, euch Beſcheid zu thun und den Becher mit euch zu leeren, ſo ihr doch Gewalt übt an ſchwachen Dirnen nach Art des Raubgeſindels! Seid ihr Menſchen, ſo ſtellt euch meinem Schwert, daß wir um die Dirne fechten, wo nicht, ſo hebt euch weg aus der Menſchen Wohnungen!

Auf dieſe Rede lachte der ſchwarze Ritter verbiſſen, und von ſeinem dumpfen heimlichen Gelächter erzitterten die Mauern des Hauſes. Dieſe Dirne — rief er — hat ſich mir zur Braut ergeben und bleibt mein. Jede Nacht prangt ſie mit dem feurigen Schmuck, bis dieſe Steine zurückkehren in die Hand des rechten Herrn. Schmückt euch, ſchöne Braut, und ihr, Ritter, thut uns Beſcheid!

Bei dieſen Worten drangen die Hochzeitgäſte, in den dürren Händen die Pokale, mit

rothem dampfenden Schaume gefüllt, auf Balduin ein. Die Männer ſchienen ihn zum Trunk, die Frauen zum Tanz einzuladen. Aber Balduin hielt ihnen den Griff ſeines Schwertes vor und machte ſich Platz durch den grinſenden Haufen. Er brauchte keine Arettinſche Gedächtnißkunſt, um ſich bei dieſer peinlichen Toilettenſcene an den verſchwundenen Aarburger Brautſchmuck zu erinnern, und in der blaſſen Braut das Fräulein im Liede des Harfners in Paläſtina, und zugleich jene Uda zu erkennen, von welcher die Aarburger Geſchlechtsregiſter ſchwiegen, und über deren Verſchwinden ihm die unholde Geſellſchaft ein genügendes Licht gab. Seiner Sache gewiß trat er zu dem ſchwarzen Ritter und ſprach: Ich werde dir Beſcheid thun, wie du es verdienſt. Dieſe Jungfrau iſt Uda die Aarburgerin und du haſt fernerhin keinen Theil an ihr. Dieſe Steine ſind eine Gabe der Bergkönigin Saffira, und jetzt in den Händen des rechtmäßigen Eigenthümers, denn ich ſelbſt nehme ſie hiermit für den Ritter Thimo von der Aarburg in Beſitz.

Diese mündliche Proklamation, mit der Baldwin sein erobertes Territorium okkupirte, hatte denselben Erfolg, wie die gedruckten in unserm diplomatischen Zeitalter. Die feindliche Besatzung, die in dem Herrenzimmer garnisonirte, wartete das Ende nicht ab, und zufrieden, ihre Persönlichkeit zu salviren, ließ sie das nächtliche Bankett mit allem Zubehör dem Sieger zur Beute.

Baldwin war außer sich vor Erstaunen und Freude, als ihm der Morgenstrahl die Pracht der zurückgelassenen goldenen und silbernen Geschirre nebst den Reichthum und Glanz der Juwelen zeigte, und ihm kein Zweifel blieb, daß dieser Nachlaß der gespenstischen Braut nichts anders sei als der verlorene Aarburger Brautschmuck. Er war noch mit Musterung seiner Reichthümer beschäftiget, als der Burgvogt mit mehrern Knechten die Thür öffnete, und sich höchlich verwunderte, den Ritter nach dem fürchterlichen Brausen, das alle Schläfer im Schloß um Mitternacht aufgeschreckt und geängstet hatte, noch lebend und

gar im Glanz solcher Umgebungen zu finden. Denn der Schalk hatte nichts gewisser geglaubt, als der tosende Schwarm habe den verwegenen Geisterseher, wie Mephistopheles den Doktor Faust durch die Lüfte geführt. Ritter Balduin durchschaute auch bald das Herz des Vogtes, wie es nach der glänzenden Beute aus der Geisterwelt gelüstete. Er befahl ihm daher, Wagen und Rosse bereit zu halten, um den Schatz unter seinem Geleit auf die Aarburg zu bringen, mit dem Bedeuten, daß die Geister nicht mehr in dem Herrenzimmer hausen würden, dagegen der, welcher es wagen möchte, seine Hand an das geringste Stücklein dieser Kleinodien zu legen, alsbald von den hölliſchen Heerschaaren werde in die Lüfte geführt, und zur Speisung der Raben zerrissen werden. Da nun in der folgenden Nacht kein Geisterspuk mehr im Herrenzimmer gehört wurde, so galt Ritter Balduin für einen kräftigen Teufelsbanner und der Vogt gehorchte allen seinen Befehlen auf das pünktlichste.

Ritter Thimo war seit Balduins Abschied' gar mißmuthig worden. Die schöne Bertha saß oft neben ihm, sang traurige Lieder vom Scheiden und Meiden, und harfenirte gar trübselig dazu. Da bließ einmal der Thürmer des Morgens ein lustiges Stücklein, und die Edelknaben verkündigten, aus dem Walde nahe sich ein glänzender Zug von Wagen und Reisigen, und der Ritter, der den Zug führe, trage Ritter Balduins Feldbinde und Helmzeichen, sei auch der Gestalt nach kein anderer als er selbst. Da schlug dem Vater Thimo das Herz hoch vor Freude, und die holde Bertha lief, und trat eilend auf die Burgzinnen und deckte mit ihrer weißen Hand ihre Augen vor dem Licht der rothen Morgensonne. Vom Walde her aber blinkten ihr Helme und Schilder und hell polirte Harnische und Schwerter entgegen. Er ist es! — rief sie herab und der alte Ritter befahl schleunigst die Burg zu öffnen. Da rasselten die Riegel der Thore und die Ketten der Zugbrücken klirrten, die Edelknechte schwangen sich zu Rosse, und der Thürmer intonirte ein Will-

kommen ohne Ende, daß es widerschallte in Wald und Gebirg und die Hirsche und Eber waldeinwärts flohen. Die schöne Bertha aber stieg eilig vom Burgsöller herab und barg sich verschämt in ihr Kloset, wo sie geheim in den Fenstern lauschte nach dem Einzuge des Ritters. Der sprang fröhlich vom Rosse, umhalsete den Aarburger und sprach: Vater Thimo, so ich euch zurückbringe die Spende der Bergkönigin Saffira, die an Werth ihr gleich achtet allen euren Burgen, und dazu noch einen köstlichen Schatz von Gold und Silbergeräth, achtet ihr mich dann werth euer Eidam zu seyn, und lasst ihr mich wohnen mit der holdseligen Bertha, auf einer eurer Burgen, dieweil ihr nun nicht nöthig habt sie hinzugeben um des Brautschmucks willen eurer Tochter?

Der Aarburger meinte in dieser Rede eitel Räthsel zu vernehmen, und hieß den Ritter Balduin mit sich in die Burg gehen, um bei dem Becher die Räthsel zu lösen. Als er nun alles gehört, und die Kleinodien mit

Verwunderung betrachtet hatte, sprach er: Ihr wißt, daß mir das Herz nicht an schnödem Geld und Gut hängt, und daß ich darum euch meine Bertha nicht geweigert habe. Auch möcht' ich sie euch vielleicht nicht vorenthalten haben, hättet ihr nach einiger Frist nochmals um sie geworben, wiewol ich ungern sie minder reich gesehn hätte, als Hausfrau, denn als Dirne. Nun aber nehmt sie hin! Sie wird Saffira's Brautgeschenk mit Ehren tragen, und laßt eure Hochzeit seyn sobald es euch gefällt.

Balduin und Bertha säumten nicht lange, ihren Liebesbund durch die heilige Weihe der Kirche einsegnen zu lassen. Als nun die holde Braut, geschmückt, wie die Bergkönigin Saffira selbst, und doch ihren Schmuck überstrahlend, wie der edle Demant seine goldene Fassung, in das Brautgemach geführt ward, und an der Seite ihres Balduin sanft entschlummert war, da trat ein Traumbild an ihr Lager, und flüsterte ihr zu: Ich bin Uda, die Erlöfete. Bitte deinen Gemal, daß er

meinen Leib aus der Berghöhle in die Gruft meiner Väter bestatten lasse. Von der Stimme erwachte Bertha, und sagte ihrem Gemal das Gesicht an. Dieser fand am Morgen alles, wie es das Traumbild angezeigt hatte, und brachte Uda's Gebeine in die Gruft zur Ruhe.

Dem Vogt von der Funkenburg aber verehrte Herr Thimo einen schönen, großen güldenen Pokal, von dem Bankett des gespenstischen schwarzen Hochzeiters, in welchen er eine ausführliche Verzeichnung der sämmtlichen Kleinodien an Gold, Silber, Perlen und Edelstein zum Gedächtniß eingraben ließ, welche Ritter Balduin von den Geistern in dem Herrenzimmer erbeutet hatte. Hierdurch erhielt sich die Sage von einem großen, in der Funkenburg bei Leipzig verborgenen Schatze, wovon ein jeder Besitzer bis auf den heutigen Tag ein ausführliches Verzeichniß vorzuzeigen weiß. Aus unsrer Geschichte aber ergibt sich, daß es nur eitle Mühe seyn würde deshalb Nachforschung zu thun, indem Ritter

Baldwin den wahren Schatz längst von der Funkenburg abgeführt, und den Eigenthümern dieser weltbekannten Besitzung nichts davon übrig gelassen hat, als die vollständige Beschreibung.

Kleine Sagen und Märchen.

I.

Empusa-Lamia.

Griechische Sage.

Phyllis, Chloe.

Phyllis.

Chloe, wohin?

Chloe.

Zu der Stadt!

Phyllis.

In der Nacht?

Chloe.

Kaum dämmert der Abend!

Phyllis.

Aber du gehst in die Nacht.

Chloe.

Süß iſt ja die nächtliche Kühlung,
Jetzt in der heißeren Zeit, wo die Luft durch-
flammt Hyperion.

Phyllis.

Doch dir bleibt einſam in dem Hauſe das Kind?

Chloe.

Erybéa
Pfleget es mir, vormals mir Pflegerin auch in
der Kindheit.
Achtſam iſt ſie, und treu.

Phyllis.

Doch lieben den Schlaf die Bejahrten.
Stets unhold iſt die Nacht und gefahrvoll ſchlum-
mernden Kindlein,
Lamien wandeln umher, und es ſchleicht in die
Häuſer Empuſa.

Chloe.

Hat dir ein Märchen erzählt die Theſſalerin?

Phyllis.

Frage Komätho!
Kinderberaubt nun weint, die zuvor hohnlachte
der Warnung.

Chloe.

Chloe.

Wahrlich es ängſtiget mich was du ſagſt. Sprich, meinſt du es ernſthaft?

Phyllis.

Ernſthaft ſprech' ich vom Ernſt, und erzähle die lautere Wahrheit.
Nachbarhäuſer, du weißt es, bewohnt mein Mann, und Komätho's,
Selten verſtreicht ein Tag, wo nicht in geſelliger Zweiſprach
Säßen die Männer, und fröhliches Spiels ſich erfreuten die Kinder,
Bald in des Einen Gehöft, bald auch, wie es trifft in des Andern.
Jüngſt heimſuchte mich auch in den Dämmrungsſtunden Komätho,
Manches Geſpräch anſpinnend entflohener Zeit, von der Jungfraun
Heiterem Loos, und dem rauheren Sinn vieljähriges Ehmanns.
Vielerlei hatten wir uns zu geſtehn, nach Frauengewohnheit,

Wenn das entfesselte Wort einmal zu dem Munde
sich aufdrängt.
Doch, rings saßen die Kinder; gewohnt frühzeitiger Nachtruh,
Gähnten die Kleineren oft, neugiervoll lauschten
die Größern.
Da, zu der ältesten Tochter, begann umweise
Komátho:
Pholoe, führe zum Haus die Geschwisterchen:
Klug und verständig
Bist du ja schon, du begingst sechsmal den bekränzten Geburtstag.
Bringe die Kleinen zur Ruh, heimkehrend lob ich
die Tochter.
Sprach's, und küßte das Mädchen; vergebens
warnt' ich die Thörin,
Denn unheimliches nahet sich oft unberathenen
Kindern.
Aber sie lachte des Worts und erhob die verständige Tochter,
Welche, so jung, wirthschaftet' im Haus, gleich
wackeren Hausfraun,
Emsig stets und besorgt um das Nützliche, nimmer geschäftlos.

Doch, als ſpät in der Nacht zu dem Haus rückkehrte Komátho,
Furchtbar ward ſie geſchreckt um den kinderverderblichen Leichtſinn!
Denn an dem Seſſel, wo Schlummer umfing die geprieſene Tochter,
Stand Empuſa's Schreckengeſtalt, das entſetzliche Antlitz
Todtbleich, hager und welk, dem Gebild gleich grauſer Harpyien.
Aber vom Munde herab quoll ſchäumendes Blut, das der Unhold
Kindern entſaugt und befleckte die Bruſt und den ſcheußlichen Körper.
Uebergebeugt zu der Wange des Kinds und den röthlichen Lippen
Lehnte der nächtliche Spuk, und berührt' es in gräßlichem Kuſſe,
Ihm ausſaugend im Blut die erfreuliche Blüte des Lebens.
Laut aufſchrie, und zu helfen dem Kind hineilte die Mutter,
Aber es glitt das Geſpenſt hinweg, und bewegte den Fuß nicht.

Fruchtlos küßte die Mutter des Kinds hinwelkende Lippen,
Rief es mit Namen, und wärmt an der Bruſt die erkaltete Wange:
Nimmer ja kehret das Blut mit dem Leben zurück in den Leichnam!

Chloe.

Gräßliches redeſt du traun! Ich entſage dem Gang, und zum Haus ſchnell
Eil' ich, zu ſchützen das Kind vor blutigen Küſſen Empuſa's.
Hart, fürwahr! iſt der Mütter Geſchick. Kaum regt ſich das Kindlein,
Flugs droht Zaubergefahr, und es ſchlingen ſich feſſelnde Knoten.
Hat dann Kinder gewährt die Geburtobwalterin Hera,
Aengſtiget Hekate noch mit dem blutausſaugenden Schreckniß
Lamia's! Eile mit mir, ſchon ſeh' ich den Spuk an dem Kindbett.

Phyllis.

Aengſtliche! Erſt ſo beherzt und verzagt jetzt! Beides zur Unzeit.
Kaum noch flimmert ein Stern, und ein leichtes Gewölk iſt Selene.
Setze dich hier an den Quell; bald füll' ich die blinkenden Eimer;
Flugs dann kehren wir heim, und berathen die ſchlummernden Kindlein.

Chloe.

Lamia, ſchone das Kind! bald blutet dafür dir ein Böcklein.

Phyllis.

Thörige! Nimmer gewährt doch Lamia frommen Gebeten.
Wild Anſchreyn, Scheltwort' und Beſchimpfung bannet den Unholy.
Denn ungöttlich ſchweift ſie umher voll gräßliches Wahnſinns.
Belus zeugte ſie einſt in verbotener Brunſt mit der Mutter
Libya. Schön wie ein Göttergebild war Lamia's Jugend;

Göttin dünkte sie sich, und zu schön für sterbliche Männer.
Ihm, dem Kroniden gewährte sie nur, was sie allen versagte.
Aber es zürnte darob die olympische Königin Hera,
Fluchend jener, daß vor der Geburt hinstarben die Kinder,
Und nach grimmigen Wehn ihr starrt in den Armen ein Leichnam.
Laut nun weinte die Arme, und schlug die ernährenden Brüste
Wund, und den tragenden Leib, der Gezeugeten lebendes Grabmal.
Hin auch welkte der Gram die vergötterte Blüte der Schönheit,
Wuth durchglühte den Geist, und in wahnsinnvoller Verzweiflung
Stürzte sie wild in des Volkes Gewühl; ein empörendes Scheusal
Riß sie die Kinder hinweg; liebkosend in grauser Umarmung
Saugte sie wüthend im Kusse das Blut, bis, greuelempört, Zeus

Tief in des Hades Nacht die Entſetzliche warf mit dem Blitzſtrahl.
Nächtlich ſteiget ſie nun, ein kinderverderbliches Schreckbild,
Blutig empor und gleitet umher nach ſchlummernden Kindern.

Chloe.

Sieh, ſelbſt füllt ich die Eimer, o komm! unfern iſt die Nacht uns.
Bald nun ſteigen ſie auf, die Geſpenſter des ſchrecklichen Hades;
Dort ſchon glänzet der Bär, und es zeichnet mit ſilbernem Lichtſtrahl
Wandelnde Schattengeſtalten von uns an den Boden Selene.

2.

Asvit und Asmund.

Nordische Sage.

König Erich zog wol auf und ab,
Er traf an ein mächtiges Hünengrab.

„Wer wälzt mir vom Grabe den schweren Stein?
Drin ruft es, als litt' es viel grimmige Pein."

O Herr, nicht gut ist's in Gräber schaun;
Drin wehnet Entsetzen und finsteres Graun;

Drin sitzen die Geister mit grimmigem Blick,
Und halten verborgene Schätze zurück.

„Die Geister zwinget mein Zauberschwert,
Den Eingang lassen sie unverwehrt."

Da regt sich der Stein von der Männer Gewalt,
Und es öffnet sich langsam ein finsterer Spalt;

Und es öffnet sich weiter das finstere Thor,
Ein greuliches Schreckbild drängt sich hervor.

Bleich ist es zu schaun, wie der bleiche Tod,
Von triefendem Blut sind die Wangen roth.

Die Glieder sind zitterndes Todtengebein,
Und modernde Tücher hüllen sie ein.

Und der König entsetzet sich ob dem Gesicht,
Da hebt es die Händ' empor, und spricht:

O König, wende dein Aug nicht ab,
Ein Lebender bin ich, doch wohn' ich im Grab;

Mein Nam' ist dir und den Helden bekannt,
Asvit ward ich einst mit Ruhme genannt.

Da staunt der König, es staunt das Heer:
Asvit, wie kamst du ins Grab hieher?

O König, ich schloß den Freundschaftsbund
Auf Tod und Grab mit dem Held Asmund.

Wir trugen zusammen die Freud und das Leid,
Wir fochten zusammen den heißen Streit.

Und als Asmund zu sterben kam,
Seine Ross' und Hund' er mit sich nahm:

Seine Aeff' und Hund' und das beſte Kleid,
Und ich folgt' ihm ins Grab nach meinem Eid.

Die erſte Nacht, und den erſten Tag
Beweinend den Todten ich traurend lag,

Den zweiten Tag und die zweite Nacht
Ergriff mich brennend des Hungers Macht,

Am dritten wühlt ich in Roß und Hund,
Doch graute vor ſolcher Speiſe dem Mund.

Am vierten erlag ich der gräßlichen Qual,
Ich ſchweigt' in dem blutigen Leichenmahl.

Das ſtörte den Todten in fünfter Nacht,
Und der modernde Leichnam Asmund's erwacht.

Gewendet war ſeine Lieb' in Haß,
Seine Stimme war grimmig, ſein Blick war graß.

Er ſtürzt' auf mich mit entſetzlicher Wuth,
Er ſaugt' aus Gliedern und Wangen das Blut;

Aus Lippen und Mund er den Athem mir ſaugt
Und Grabesluft in die Bruſt mir haucht.

Allnachts ward grauſer das Todtengebein,
Und grimmger ſein Blick und wilder das Schreyn.

Allnachts mit dem Todten der Lebende rang,
Und doch nimmer die morſchen Gebeine bezwang.

Drum ſeht ihr mich bleich, wie den bleichen Tod,
Von triefendem Blut nur die Wangen roth.

Drum ſind meine Glieder wie Todtenbein
Und modernde Lumpen hüllen ſie ein.

Da ſprach der König: du treuer Mann,
Deinem Schwur haſt du wahrlich genug gethan!

Der Lebendge ſich nicht zu dem Todten geſellt,
Dem Todten der Lebende nicht gefällt.

Nun ſollſt du des Königs Gefärthe ſeyn,
Und den Todten verſchließe des Grabes Stein.

3.

Alp.

Am Weidenbuſch, an dem ſchilfigen Teich
Ging Martha mit ihrem Kind:
„Ach, Mutter, was wird dein Geſicht ſo bleich?
Was eilſt du ſo bang und geſchwind?“

Sei ruhig mein Kind, der Wind bläßt kühl,
Komm, hüll' in den Mantel dich warm.
Da krächzt es dumpf: Gib mir zum Spiel
Das Knäblein auf deinem Arm!

„Ach Mutter, hörſt du die Eule ſchreyn,
Wie ſie krächzt: Komm mit! komm mit!“
Sei ruhig mein Kind, bald ſind wir heim,
Wir eilen mit ſchnellem Schritt.

Gib deinen Sohn mir, und willſt du nicht,
So nehm ich ihn mit Gewalt.
Still zeichnet die Mutter des Kindes Geſicht
Mit des heiligen Kreuzes Geſtalt.

Soll ich dein Kind nicht haben, so schau,
Wie Alp sein eignes dir bringt,
Und schnell aus dem Busche wälzt sichs grau
Und auf den Nacken ihr springt.

Und sie ängstet sich ab und stöhnt, und keucht,
Gebeugt von der gräßlichen Last;
Und sie trägt bis sie mühsam den Hof erreicht,
Da sinket sie hin und erblaßt.

4.

Der Rabe.

Griechiſches Märchen.

Alexis, Daphne.

Alexis.

Daphne, ſprich, warum ſo falſch und treulos!
Sollt' ich dein nicht warten heut im Buchhain,
Wenn zum Mittagsſchlaf einnickt die Mutter?
Mittag war, die Mutter nickt' im Lehnſtuhl,
Aber einſam blieb ich in dem Buchhain
Bis die Sonne ſank und ich voll Unmuth
Trüb' und miesgelaunt zum Hauſe kehrte.
Daphne, ſprich, warum ſo falſch und treulos?

Daphne.

Zürne nicht auf mich. Leicht ſchlief die Mutter,
Oft im Schlaf auffahrend. Durft ich's wagen
Aus dem Haus zu ſchleichen, wenn ſie wachte?

Aleris.

Unwahr ſpricht dein Mund. Der Wangen Purpur
Zeugt der Lippen Falſchheit: Fürcht' o Mädchen
Eros' Zorn; er ſtraft der Liebe Täuſchung
Wie Apollon einſt die Liſt des Raben,
Der zuvor ſchön war, wie Kypris' Tauben.

Daphne.

O geſchwind, erzähle mir das Märchen!

Aleris.

Wie viel Küſſe bringt es mir von Daphne?

Daphne.

Iſt es hübſch, vielleicht wol einen halben.

Aleris.

Gut, ſo geb' ich ſelbſt die zweite Hälfte,
Daß ein ganzer wird, du geiz'ges Mädchen.
Höre nun, und nimm es dir zur Warnung,
Wie es einſt dem Raben ging Apollon's:
Weiß, wie Daphne's Arme war der Rabe,
Phöbus Liebling; aus dem Purpurſchnabel
Hallte wollautvoll Geſang und Rede
Wie von Daphne's ſüßen Honiglippen
Schmeichelwort ertönt und Liebeszauber.

Flügel schwang er, weich und zart und rosig.
Eros hatte selbst sie überhauchet
Mit dem Rosenduft von Mädchenwangen.
Einst berief ihn Phöbus. Schnell, o Korax,
Sprach der Gott, entschwinge dem Olymp dich,
Und vom klaren Quell der Hippokrene
Schöpfe Wasser mir in goldner Schale.
Schnelles Flugs schwang Korax nun den Fittich.
Fand am Helikon den klaren Quellborn,
Kühl von Feigenbäumen rings umschattet.
Schön wie Mädchen, war er auch so naschhaft,
Eh' er Wasser schöpft, prüft er die Feigen,
Doch er fand die grünen herb' und unreif.
Zeit bringt Rosen, dacht er, bringt auch Feigen,
Und begann im dunklen Laub zu tändeln,
Buhlte mit den Blättern, mit den Wellen,
Und mit Vögeln, die vom Glanz der Schönheit
Angelockt süß mit dem Raben kos'ten.
So verweilt er an des Gottes Quellborn,
Bis die Frucht dem leckren Gaum behagte.
Vierzig Tage waren so verstrichen,
Da gedacht' er des versäumten Auftrags.
Schön wie Mädchen, war er auch so listig.
Schnell erfaßt' er einer mächtigen Schlange

Bunt

Bunt geſchwyten Leib und trug ihn rauſchend
In bebendem Flug zu Phöbus Goldthron.
Dieſe, ſprach der Schlaue, lag am Brunnquell.
Und, mit unerſättlich durſtgem Munde,
Sog ſie täglich aus die klare Feuchtung.
Heut erſt ſchöpft' ich, als ich ſie bezwungen.

Lügner! — ſprach mit zorngem Blick Apollon,
Meinſt du mich mit ſchnödem Trug zu täuſchen?
Fleuch hinweg, ein ſchwarz verhaßt Geflügel,
Und verſtummt ſei dir die ſüße Stimme.
Todesruf und Nebel ſollſt du krächzen,
Jünglingen geſtohn, und zarten Jungfraun.
Und wenn von des Sirius Entzündung
Jedes Leben durſtig blickt nach Labung
Sei verſchloſſen dir die Räſcherkehle,
Daß des Tranks beraubt die Zunge ſtarre!
Alſo ſtraft' Apollon ſeinen Liebling.

Iſt nun Kypris nicht gerecht wie Phöbus?
Wird ſie nicht des Mädchens Wange bleichen,
Ihr der Liebe ſüßen Laut verſtummen,
Wenn ſie Täuſchung ſinnt im Dienſt der Göttin?

Jetzt erſt meinen Kuß, und dann bekenne:
Warum blieb ich einſam heut im Buchhain?

Welcher Buhle hat dich ſüß umflattert,
Mir die Stunde raubend und das Mädchen?

Daphne.

Erſt bekenn' ich, dann den Kuß zur Sühnung.
Wohl umſchwebte mich ein ſüßer Buhle,
Schön und ſchöner noch, wie du, Alexis,
Schmeichelnder zum wenigſten und ſanfter.
Ach, unwiderſtehlich war ſein Schmeicheln!
Draußen war's ſo ſchwül, und ſüß umduftet
In der Geißblattlaube ſchwoll die Moosbank,
Lange ſträubt' ich mich, und wollt' ihn ſcheuchen.
Endlich — ach Alexis, ſieh nicht finſter —
Endlich in des ſüßen Wahns Berauſchung,
Abgeſpannt von Blütenduft und Schwüle,
Ach — erlag ich ſeinem Drang und Schmeicheln,
Und ich ſank in ſeine Liebesarme,
In den Arm des mohnbekränzten Schlummers.

5.

Hildur's Zauberlied.

Nordiſche Sage.

Alwida.

Wohin? Hildur, wohin?
Nacht iſt draußen!
Horch, in der Haide,
Mit hungrigen Wölfen,
Heulet der Sturm.
Er peitſcht zerriſſnes Gewölk
Und Hagel praſſelt.

Hildur.

Folge mir nicht, Schweſter!
Im Grauen der Nacht
Iſt Hildur's Lauf
Zu blaſſen Gebilden der Luft.
Sturm iſt ihr Ruf,
Blitz ihr Auge;

Es raſſeln die Schilde
Wie Hagelſchlag;
In den Wolken, blutigroth,
Schimmern die Funken
Des Schwertergemengs
In der Mitternacht.

Alwida.

Zurück, Hildur, zurück!
Walkyren reiten
Auf Zauberroſſen.
Ihr Huf iſt auf Spitzen der Wälder,
Ihr Schnauben in Hagelgewölk.
Geiſtergebilde wirbeln
Um den flammenden Speer,
Sie ſchwingt ihn empor und ziſchend
Fallen Sterne herab.

Hildur.

Bleib' o Schweſter
Im Vaterhaus.
Mit Walkyren zu Nacht
Feiert Hildur
Das Todtenfeſt.
Ich winke den Schatten,

Den wolkigen Bildern,
Ich rufe den Geistern
In Gräbern der Haide,
Sie hören den Ruf.

Alwida.

Hildur, Schwester, o komm,
Folg' Alwiden zum Vaterhaus!
Schwer von Geistern sinken die Wolken,
Dein Arm theilt die Gebilde der Luft,
Tödtlich schallt das Geschrei der Geister,
Hildur komm in das sichere Haus!

Hildur.

Was soll ich im Haus des Vaters?
Schlug nicht Hogne den Gatten?
Traf nicht Hedin's Lanze
Blutig des Vaters Brust?
Hedin, Gatte, du bist gefallen,
Hogne, Vater, du sankst in dem Streit!
Zurück, Alwida, schlinge
Den Arm um die Schwester nicht!
Was soll ich im Haus?
Kehre zurück Schwester,

Dein harret der Bräutgam
Im Königsſchmuck,
Dein harren Geſänge
Gürtel und Spangen,
Bräutliche Decken
Und jegliche Wonne
Der jungen Braut!
Hildur's Luſt iſt im Grauen der Nacht,
Hildur's Schmuck iſt der Thau des Grabes,
Hildur's Decke der Nebel der Haide,
Sturmwind heult mir den Brautgeſang.

Zurück Alwida, faſſe mir nicht
Das Gewand in dem Sturme der Nacht!
Hildur's Zauber beginnt,
Er ſchreckt die Götter,
Er feſſelt Geiſter,
Er ſtürzet Wahnſinn
In Menſchenbruſt.

Empor, Empor!
Hedin, Hedin, empor!
Mit des Herzens Brunſt,
Mit der Liebe Gewalt

Bannet dich Hildur's
Nächtlicher Ruf.
Hedin, Schöner, Gram des Mädchens,
Hedin, Lieblicher, Wonne der Braut!
Mit der Sehnsucht Zaubergewalt,
Mit der Treue Todesschwur
Weckt dich Hildur's liebender Ruf.
Hedin, Mächtiger, Lust der Gattin,
Hedin, Schwert in der Wittwe Brust.
Entsteige dem Grab, du Stern der Erde,
Liebliches Wolkenbild, steige herauf,
Schön wie du kamst aus dem Lande der Fremde,
Hildur's Liebe zog dich herbei.

Alwida.

Schwester, Schwester, laß ab!
Taub und fühllos schlummern die Todten,
Lieb' und Klagruf wecket sie nicht!
Nachtthau kühlt der Erschlagenen Wunden,
Sturmwind pfeift in den Binsen der Haide
Ueber den Gräbern das Schlummerlied.

Hildur.

Schweig, Alwida!
Ich banne die Todten

Mit Zauberſang.
Ich weiß die Lieder
Des Zaubervaters.
Ich ſing' und es wendet
In der Luft ſich der Pfeil,
Ich breche die Ketten,
Die eiſernen Banden,
Ich ſtürze die Felſen
Mit Zaubergeſang.
Ich faſſ' in Wolken
Das Roß der Walkyre
Und reiß' es zur Erde
Mit Zauberliedern.
Ich ängſte den Mond
Und ſchüttle vom Himmel
Die Sterne wie Schloßen
Mit Zauberſpruch,
Und ſollte nicht brechen
Die Pforten Hela's
Und ſollte nicht zwingen
Die Geiſter der Gruft?

Herauf, Herauf!
Hedin, folge dem Liebesruf!

Furchtbar ſchallet
Der Bann der Todten,
Graunvoll Hildur's Zaubergeſang!

Wolan, wolan!
Steig' aus Gräbern
Kühlender Thau,
Verweh' in Nebel.
Ich bann' Erquickung
Hinweg von den Todten;
Ich dorre den Grund
Zu beiſſender Aſche;
Ich ſchleudre den Blitz,
Den ſengenden Strahl,
Mit grimmigem Schmerz
Hinab in das Grab,
Und brenne die Wunden
Der ſchlafenden Leichen.
Heule, Sturmwind!
Ich banne die Ruh
Von den Gräbern hinweg:
Heul' aus dem Schlaf die Todten
In den Gräbern der Haide.

Hedin, Hedin, herauf!
Folge dem Ruf der Betrübten,
Dich ruft die Gattin,
Zeig ihr noch einmal
Dein ſüßes Bild!
Soll ich dich zwingen
Mit gröſserem Zauber?
Soll ich dich bannen
Mit ſchlimmres Bannes
Wilderer Qual?

Wolan, wolan!
Ich ſinge die Lieder
Des Zaubervaters,
Die mächtig hallten
In Wola's Grab.

An Hela's Thor
Heulet der Wolf,
Den die Rieſenmutter
In Höhlen gebrütet
In der Nacht der Nächte.
Ich breche die Ketten
Dem heulenden Unthier,

Dem Sonnentödter,
Daß Hela zittert
In finſterer Burg.
Rag' an Todten
Du Höllenwolf,
Hauch' in Gräber,
Du Höllendrache,
Den giftgen Hauch,
Zur Pein der Todten.

Zittern die Gräber?
Regt ſich der Todte
Mit dem luftigen Schild
Und der mächtigen Lanze
Von Feuergewölk?

Hedin, Hedin, du weileſt?
Ich muß dich ſehn,
Ich laſſe nicht ab.
Den Buſen Hildur's
Verzehrt die Sehnſucht,
Mir glüht ein Feuer
Durch Herz und Adern;
Und jedes Zaubers

Wilde Gewalt
Quält mich, die Rufende,
Sprach ich vergebens
Den ſtarken Bann.

Wolan, wolan!
Ich ſinge die Lieder,
Die wilden Lieder,
Die meine Mutter
Mich einſt gelehrt.
So mächtigen Zauber
Kennt Odin nicht.

Herbei, Walkyre, herbei!
Wirke Gewebe
Des Schattenkampfs.
Web' in blutigen Nordſchein
Giftge Nebel der Haide!
Sturmwind, reiße das Weberſchiff
Hinauf, hinab;
Schüttle das Gewirk,
Es beginnt auf der Haide die Schlacht.
Herch, bang ächzt der Mond,
Dreifach windet ſich

Die alte Schlang um ihn,
Und Blut füllt ſein Horn.
Hinauf, Walkyre, hinauf!
Schütte den blutigen Todestrank
Auf die Haide der Schlacht.
Ringsum lauren die Schlingen des Tods,
Gewebt iſt das Garn der Zwietracht.

Herab, herab,
Von dem Lauf im Gewölk!
Nieder Walkyren
Zum Land der Gräber.
Ich banne den Todten
Die Zwietracht zu.
Stampft mit den Hufen
Der Roſſe die Gräber;
Pocht mit den Schäften
Der grimmigen Speere
Die Todten herauf.
Werft das Gewebe,
Das Garn der Zwietracht.
Auf Gräber der Haide
Zum Todtenkampf.

Hab' ich geweckt
Mit dem Zauberlied
Die Bewohner der Gruft?
Sie steigen empor
Auf luftigen Rossen,
Ihr Haar so finster
Wie Donnergewölk,
Ihr Schild wie der Mond;
Nordscheinflammen die Schwerter.

Hedin, Hedin, herbei!
Hildur öffnet die Arme;
Aber du kämpfest
Den Schattenkampf.
Gieriger, wüthender
Schwingst du im Streit
Den Helmspalter empor.
Nach dem Feind allein
Streckst du die Arme,
Nicht gegen Hildur.
Rief ich darum
Den Schatten empor?
Sang ich darum
Den wildesten Zauber,

Den Odin ſcheuet,
Der Göttervater?

Hedin's Geiſt.

Geh zu den Rieſen,
Du Zauberſchweſter,
Nicht Hedins Weib.
Du haſt mich gebannt
Mit mächtgem Zauber
Der Rieſenmutter.
Allnächtlich nun,
— Fluch deiner Kunſt! —
Muß ich erwachen
Aus Grabesſchlummer.
Allnächtlich muß ich,
— Fluch deinem Zauber! —
Mit Hogne fechten,
Bis Götterdämmrung
Den Zauber bricht.

Hildur.

Und mußt du fechten
Allnächtgen Kampf,

So wohnet Hildur
Auf deinem Grab,
Und ſieht dich ſteigen,
Und ſieht dich kämpfen,
Du Wonne Hildurs.
Hinweg, Alvida!
Verlaß die Schweſter.
Hier auf der Haide
Wird Hildur wohnen
Bei Hedin's Grab.

Inhalt.

Die Todtenbraut; von L. . Seite 1

Die Bräutigamsvorschau. Volkssage; von A. . . . — 73

Der Todtenkopf; von L. . — 143

Die schwarze Kammer. Anekdote; von A. — 181

Das Todesvorzeichen; von L. . — 207

Der Brautschmuck. Deutsches Volksmärchen; von A. . . — 233

Kleine Sagen und Märchen; von A. — 301

Gespensterbuch.

Herausgegeben

von

A. Apel und F. Laun.

Drittes Bändchen.

Leipzig, bei G. J. Göschen. 1811.

Goc 123(3)

Inhalt.

Die Vorbedeutungen; von L. Seite 1

Klara Mongomery. Aus den Papieren des Chevaliers St. **ge; von A. — 141

Der Gespensterläugner; v. L. » — 233

Anekdoten; von A.

1. Das Geisterschloß. » — 277
2. Der Geisterruf. » — 291
3. Der Todtentanz. » — 305

Die Vorbedeutungen.

Im ersten Hotel der Residenz fiel bald die Aufmerksamkeit der Gäste sowohl als des Wirths auf einen gewissen Herrn von Ebengrün. So nannte sich wenigstens der junge Mann von etwa sechs und zwanzig Jahren, der vor einigen Wochen, mit allen Reisebequemlichkeiten versehen, angekommen war, seitdem die ganze Tageszeit gewöhnlich in der waldigen Gegend zubrachte und aller Ansprache möglichst auswich. Auch seinen Leuten ließ sich keine Auskunft über ihn abgewinnen. In einem benachbarten Lande an Einem Tage von ihm gemiethet, waren sie gleichfalls ohne alle Nachricht über Heimath und Herkunft ihres neuen Herrn.

Die Neugier stieg, als einmal des Morgens ein junger Mann vor das Hotel fuhr und in gebrochenem Deutsch hastig nach dem Herrn

von Eibengrün fragte. Der Wirth war dem sichtbar höchst Zornigen nachgeschlichen und hörte bald vor Eibengrüns Zimmer ein Gepolter von italiänischen Worten, das ihm auf einen gefährlichen Ausgang zu deuten schien. Darauf eilte der Fremde zurück in seinen Wagen. Eibengrüns Bedienter wurde gerufen und kam mit ein Paar Pistolen kopfschüttelnd wieder heraus, um sie zu laden. Eine Stunde später fuhr auch Eibengrün ab, denselben Weg als der Fremde. Die Pistolen wurden mitgenommen, der Bediente zurückgewiesen. Mein Herr, mein guter Herr ist verloren! rief dieser und ward so ängstlich, daß es ihm nur noch kurze Zeit im Hause litt. Er nahm ein Pferd und jagte davon. Unfehlbar sollte ein Zweikampf Statt finden, das glaubte man im Hotel allgemein.

Man hatte nicht geirrt. Nachmittags kehrten beide Gegner in Einem Wagen zurück, Herr von Eibengrün aufs gefährlichste in den Unterleib geschossen. Uebrigens war sein Gegner in dem Grade sein Freund geworden, daß er durchaus nicht von ihm weichen wollte. Die Aerzte stellten dem Verwegenen vor, wie mißlich der

sehr wahrscheinliche Todesfall für ihn werden könne. Der Kranke selbst beschwor ihn, auf schleunige Rettung bedacht zu seyn. Alles tauben Ohren gepredigt.

Die Neugier des Hauses wuchs immer größer und verbreitete sich endlich in der ganzen Stadt. Der Fürst selber erfuhr davon, wollte aber, aus Mitleid, den Thäter wenigstens so lange in freiem Zustande lassen, bis der Verwundete wirklich seinen Geist aufgegeben. Wer hätte auch nicht Theilnahme mit dem Kranken sowohl als mit dem bitter Bereuenden bezeigen sollen, der mehr als Aerzte und Wärter that, um den so eben noch grimmig gehaßten Mann die letzten Stunden zu erleichtern und zu versüßen. Es findet sich oft, daß ein Zweikampf das gute Vernehmen der Kämpfer wieder herstellt. Aber auf den Grad des Hasses wie hier, eine bis zur Aufopferung gehende Liebe folgen zu sehen, das war allen eine so befremdliche als erhebende Erscheinung.

Wider jedermanns Erwarten überlebte der Kranke eine äußerst schmerzhafte Operation, und bald wiesen die Aerzte auf ihn als auf einen

besondern Beweis ihrer Kunst hin, denn seine gute Natur hatte ihn wirklich wunderbar gerettet.

Jetzt schied endlich sein vormaliger Gegner. Der Gastwirth konnte nicht müde werden, die Herzlichkeit bei ihrer Trennung zu beschreiben.

Mit dem Winter, der ziemlich früh eintrat, schien in dem Genesenen das Bedürfniß eines geselligern Lebens zu entstehen. Ueberall bot man dem wohlgebildeten, interessanten Manne die Hand. Doch lag es außer seinem Plane, sich in allen guten Zirkeln der Residenz herumzutreiben. Ein einziges Haus, dessen Gesellschaft fast tagtäglich dieselbe blieb, wurde sein eigentlicher Zufluchtsort. Da hier eine schöne Tochter aufblühte, so gab es bald Vermuthungen von Absichten. Er dachte nicht an die schöne Blanka. Uebrigens schien ihm in diesem Hause eine Person, eine junge Verwandte, vorzüglich anzuziehen. Wenn sie nicht da war, hatte er meistentheils Langeweile.

Gleichwohl begriff man auch nicht, was er an ihr grade finden konnte, da sie weder hübsch noch besonders geistreich war, und zumal mit Männern gar kein Gespräch bei Seele und Leben zu erhalten wußte, ein Fehler, der von versäumter Erziehung in ihren frühern Jahren herrührte, und den die nachherigen günstigern Verhältnisse nicht hatten verbessern können. Ihre Stimme war nicht ganz unrecht. Aber sie hatte schon einen Bräutigam, der regelmäßig alle Tage das Haus besuchte und manchmal über den Herrn von Eibengrün lächelte, wenn dieser Sophien nachging, sich neben sie setzte und doch größtentheils von einer unbequemen Stummheit gefesselt wurde.

Der seltsame Gast hatte über seine eigene Geschichte bisher geschwiegen, und man ließ ihn gewähren, weil ihm jede Erinnerung an die Vergangenheit Kummer zu machen schien.

Er bemerkte jetzt eine traurige Spaltung in der Familie. Ein ausländischer Offizier war Veranlassung, der eine Zeitlang sein Quartier im Hause gehabt und das Herz der schönen Tochter gewonnen hatte. Der Vater war da-

gegen. Die Mutter schwankte zwischen beiden Partheien und schien von beiden ungerechte Klagen und Vorwürfe anhören zu müssen. Sophie war entschieden auf der Seite des Ausländers.

Die innere Gährung, welche daraus entstand, kam dem Herrn von Eibengrün sehr ungelegen. Am meisten fürchtete er das Zutrauen der Partheien in dieser ziemlich offen daliegenden Sache, weil er wohl wußte, wie schwer selbst der beste und einleuchtendste Rath bei solchen Gelegenheiten Zugang findet.

Der Abmarsch des Offiziers, der jetzt erfolgte, stiftete indessen wieder einigen Verein. Mitleid und Hoffnung neigten den Vater zu der Tochter herüber, welche dessen besondere Zärtlichkeit für eine Aufforderung zum Verdoppeln der ihrigen annahm. Allein das Mißverständniß kam bald an den Tag. Die Hoffnung des Vaters auf Blankens Vergessen des Abwesenden scheiterte, und der allgemeine Mißklang im Hause wurde immer vernehmbarer und unbehaglicher. Endlich fiel Sophie auf die Idee, Eibengrün zum Mittler zu machen und all ihren Einfluß anzu-

wenden, um ihn zu einem Sturme auf das Herz des Vaters zu vermögen.

Sie war wirklich so voll von dieser Sache und deren Gerechtigkeit, daß die Worte sich dießmal in ungewöhnlicher Menge einfanden. Allein, ob sie schon nicht aufhörte von Grausamkeit und einem ganz unväterlichen Herzen zu sprechen, ob sie schon ihre Ueberzeugung bekannte, daß nur ein ganz fühlloses Gemüth von dem schreienden Unrecht, das der armen Liebenden wiederfahre, nicht empört und zur Hülfe aufgefordert werden könnte, so zuckte Eibengrün doch die Achseln und erwiederte die finstre Miene, die sich ihm hierauf zeigte, durch die wenigstens eben so finstern Worte: Ich will und werde mich nie für eine so leichtsinnig beschlossene Verbindung verwenden, vielmehr würde ich, wenn ich Parthie nehmen müßte, gewiß auf die Seite des verständigen Vaters treten.

Sie hatten in ihrer Leidenschaftlichkeit ganz überhört, daß der Vater unterdessen wirklich herbeigekommen, und dem Inhalte des hitzigen

Gespräches zu Gefallen, ganz still in der Thüre stehen geblieben war.

Das heißt wie ein edler Mann sprechen! sagte er, Eibengrün umarmend, der über den Zeugen nicht viel weniger erschrak als Sophie, welche sich sogleich entfernte.

So groß war die Verstimmung noch nicht gewesen als diesen Abend; Sophie und Blanka vermieden Eibengrün, und dieser wich dem Vater aus, um nicht ohne Frucht tiefer in die Sache verwickelt zu werden.

Nach einigen Tagen, als sich die Aufwallung der jüngern Parthei ein wenig gelagert hatte, aber doch noch selten ein zusammenhängendes Gespräch Statt finden wollte, da sagte die Dame vom Hause: Lieber Eibengrün, Sie haben uns nun schon so lange ihre Geschichte versprochen, ja uns durch einzelne Andeutungen auf deren Sonderbarkeit nur noch wißbegieriger gemacht, warum länger mit der Erfüllung dieser Zusage zögern? Wir dürfen, glaube ich,

zwiefachen Anſpruch darauf machen, da Sie nach und nach im Beſitz der meiſten, neuerlich wahrlich nicht troſtreichen Heimlichkeiten unſers Familienlebens gekommen ſind.

Sehr wahr, antwortete Eibengrün. Ich trete auch grade jetzt um ſo lieber damit hervor, da meine Begebenheiten die anſcheinende Härte erklären und entſchuldigen können, mit der ich mich, wie Sie ohnfehlbar durch Ihren Gemahl wiſſen, in einer wichtigen Sache gegen Sophien geäußert habe.

Die Dame konnte einen ſchweren Seufzer nicht unterdrücken. Sie ſchien ihn mit einem Kommentare begleiten zu wollen, als Blanka's Eintritt die Veränderung des Geſprächs erheiſchte.

Endlich, fing die Wirthin an, da der Kreis beiſammen war, endlich ſollen wir unſeres Freundes Schickſale in ihrem Zuſammenhange erfahren.

Die wenige Empfänglichkeit für dergleichen, welche Eibengrün auf den Geſichtern der jüngern Parthei bemerkte, machte ihm wenig Luſt dazu, allein die Dame ſowohl als der Herr

vom Hause ließen nicht nach, und der Gast fing also an:

Das Reisen hatte mich eine Zeitlang überaus glücklich gemacht. Jugend und Wohlhabenheit bahnten mir selbst die bedenklichsten Wege. Heute taumelte ich munter durch die glänzenden Reihen seiner Gesellschaft. Morgen saß ich nicht minder froh neben einem einfachen Hirtenstamme, auf der Alpe, die alle seine Kenntnisse, Erfahrungen und Wünsche beschränkte. Manche weitberühmte Merkwürdigkeit blieb ungesehen. Ich hüpfte gern regellos in der Welt umher, nicht grade mit dem Vorsatze, dem unmittelbaren Nutzen des Reisens aus dem Wege zu gehen, aber auch nicht mit dem Willen ihn mühsam und ängstlich aufzusuchen. Mein Vater nannte mich darum in manchem Briefe seinen Ueberall und Nirgends, war aber nicht unzufrieden mit diesem Herumschweifen. Vielleicht trugen sogar seine frühern Aeußerungen dazu bei, mich zu dieser Art des Reisens zu bestimmen. Die sogenannten Denkwürdigkeiten der Orte, meinte er, wären größtentheils der Aufmerksamkeit kaum werth, desto müh-

licher aber, das Leben in seiner tausendfachen Gestaltung aufzusuchen, und durch das Mannichfaltige unvermerkt zu seinem Einen und Nothwendigen zurückgeführt zu werden.

Festern Fuß als zuvor fing ich an in Italien zu fassen. Die ewig bleibende Größe dieses heiligen Landes schien auch mich zum Bleiben aufzufordern.

Jetzt fingen die Briefe meines Vaters an einige Unzufriedenheit zu äußern. Ich war ihm viel zu lange in Florenz und Neapel gewesen, und als ich nun gar nach Rom zum zweitenmale ging und mich hier gleichsam häuslich niederließ, da legte er mir die bedenkliche Frage vor, wer denn, wenn ich immer dort bleiben wollte, seine weitläuftigen Besitzungen nach seinem Tode verwalten würde und ob ich nicht dächte, daß eine Abwesenheit zu dieser Zeit und die Unbekanntschaft mit seinen Gütern mir einen unendlichen Verlust zuziehen müsse.

Ein neuer Brief, der, als jene Aeußerungen keinen großen Eindruck gemacht hatten, an mich erging, traf mein Herz um so gewaltiger. Er sprach die heftigste Sehnsucht mei-

nes Vaters auf, mich im Vaterlande an der Seite einer Gattin glücklich zu sehen.

Es mußte nun ein Entschluß gefaßt, die willkommene Gegenwart mußte aufgegeben werden. Sie war mir indessen so freundlich gewesen, daß ich, um wenigstens alle künftigen Augenblicke mich in ihrer Erinnerung berauschen zu können, auf die Idee gerieth, wenn nicht eine schöne Römerin selbst, doch eine Zeugin und Theilnehmerin an meinem hiesigen Wohlseyn als Gattin mit in mein Vaterland zu nehmen. Die Wahl bedurfte keines langen Nachsinnens. Die liebenswürdige Familie eines deutschen Grafen war der Kreis, der seit meiner Ankunft in Rom fast mein ganzes Leben umgränzte. Ich brachte Monate auf ihrem Landhause zu. Ich zeichnete mit den beiden Töchtern. Ich begleitete ihren Gesang bald mit der Guitarre, bald mit dem Pianoforte. Wir gaben in Gemeinschaft mit jungen Bewohnern benachbarter Villen kleine Schauspiele auf einem eigends dazu im Walde angelegten, wunderherrlichen Platze. Wir veranstalteten kleine Bälle, die nicht eben dem Glanze, aber

doch der anständigen Fröhlichkeit in ihrem ganzen Umfange gewidmet waren. Was Kunst und Natur in und um Rom befaßt, alles dieß hatte ich mit dieser Familie genossen. Die jüngere Tochter, Julie, sollte meine Gemahlin werden. Immer hatte ich mich näher an das stille gelassene Herz dieser blonden, etwas kränkelnden Schönheit als an den kräftigen, fast gigantischen Wuchs der lebhaften Aimee hingezogen gefühlt. Julie schien auch mich vor andern jungen Männern auszuzeichnen. Die Augen der Aeltern ruhten ebenfalls wohlgefällig auf unserer wechselseitigen Freundlichkeit, so daß von ihrer Seite kein Widerspruch zu besorgen war, wenn ich, der künftige Universalerbe eines reichen und angesehenen Mannes, mich um ihre Hand gehörig bewerben wollte.

Schon war ich im Begriff, Julien meine Wünsche zu eröffnen, als eine unbekannte Gestalt mein Auge berührte und der Sache eine andere Wendung gab. Ich besuche einst mit

Julien und Aimeen die Peterskirche. Andächtig hören wir der Begeisterung eines deutschen Architekten zu, der uns begleitet. Wir theilen sein Entzücken über die Offenbarungen, deren der Himmel und die Kunst den Erbauer dieses Tempels gewürdigt haben. Da tritt aus einem benachbarten Beichtstuhl ein hohes weibliches Wesen, schreitet wie die Königin des Himmels an uns vorüber und läßt sich neben einer andern nicht mehr ganz jugendlichen, aber sehr reitzenden Dame auf die Kniee nieder. Nach dem Rosenkranze, der sich durch kostbare Steine besonders auszeichnete, mußten die Damen von bedeutender Herkunft seyn, eine Vermuthung, welche durch ihr würdevolles Benehmen ein noch stärkeres Gewicht erhielt.

Ob mein Auge erst der Wegweiser von Juliens Blicken geworden war, muß dahin gestellt bleiben, doch entging es mir nicht, daß sie meine Aufmerksamkeit auf die Unbekannte theilte. Auch schien Julie die Erschütterung zu bemerken, die der Moment in mir hervorbrachte, wie die Betende den Schleier zurückwarf, der bis dahin die schönen Züge verborgen hatte.

hatte. Nie hatte ich ein Geſicht von dieſer Würde geſehen! Das mußte auf dem meinen zu leſen ſeyn. Der Kummer der erſt aufgeblühten Dame beängſtigte mich, von dem ein Paar große Thränen und die ſchweren Athemzüge zeugten, unter denen der herrliche Buſen auf- und niederflog.

Auch ich wurde von ihr bemerkt und kein Mahnen meiner Begleiter war vermögend mich von dem Platze zu rücken. Eine Säule zu ihrem Ruhme aufgerichtet ſtand ich da, denn meine Augen hatten nicht einmal die Macht ſich in den Schranken der Mäßigung zu erhalten. Der ernſte Blick der älteren Dame — der Mutter, wie es ſchien — ſah wie ein Verweis aus. Aber was kümmerten mich die Verweiſe der ganzen Welt, wenn die Geſtalt, der ich huldigte, meine Opfer gnädig aufnahm, wie meine Wünſche mich wirklich überredeten.

Endlich veränderte ſich die Scene. Die ſeidenen Mäntel der Damen rauſchten vorüber. Ein leidender Blick der jüngern brachte mich ſo außer Faſſung, daß ich, allen Anſtand aus den Augen ſetzend, die Hand der mir völlig Frem-

den zu ergreifen suchte. Erschrocken entfernte sie sich und verlor darüber den Rosenkranz. Ihrer Begleiterin Unwille schien um so größer zu werden, da ich die Perlenschnur aufhob und mir dadurch einen dankbaren Blick von der Herrlichen verdiente.

Unbekümmert um meine beiden Freundinnen ging ich hinter den Unbekannten her. Fruchtlos. Denn der Wagen, der sie draußen erwartete, rollte so schnell mit ihnen davon, daß mir keine Spur weiter von den Damen blieb.

Seitdem wurde ich manchmal von Juliens Schwester mit diesem Vorfall aufgezogen. Julie schwieg darüber, woraus ich schließen konnte, daß sie weit weniger gleichgültig als jene dabei gewesen seyn mochte.

Indessen bewendete es bei der flüchtigen Erscheinung. Nirgends hatte ich die Fremde wieder entdecken können. Ich hielt es für lächerlich einem Bilde nachzujagen, das sich gleichsam in Dunst und Nebel verlor, und dachte nach einer kurzen Unterbrechung wieder in ganzem Ernste an die Sehnsucht meines Vaters und an Juliens Hand. Nur mit dem

Unterſchiede, daß ich vor dieſer Erſcheinung mich zuerſt an die Geliebte ſelbſt wenden wollte, nunmehr aber auf den Gedanken gerieth, die Sache recht nach alter guter Methode zu betreiben, und vor allen Dingen meinen Vater von dem Vorhaben und den Hoffnungen zu benachrichtigen, die ich allem Anſcheine nach faſſen konnte.

Der wackere Alte war zu glücklich in dem Gedanken an meine Rückkehr, als daß er irgend eine Einwendung hätte machen ſollen. Ich bekam den Brief der ſeinen Segen enthielt, als ich eben meine Wohnung in der Stadt beſuchte, wohin alles abgegeben wurde, was vom Auslande an mich einlief.

Im Ganzen konnte mir die Sache nicht anders als willkommen ſeyn. Aber jetzt beunruhigte mich zum erſten Male die Schwierigkeit, mit der Sprache gegen Julien herauszugehen. So entſchieden auch mir ihre Vorliebe für mich geſchienen hatte, ſo war doch hierin

eine Täuschung möglich. Dergleichen Täuschungen kommen häufig im Leben vor, und die einmal aufgewachte Besorgniß fing an mich immer mehr und mehr der Eigenliebe und eines viel zu festen Zutrauens auf meine Person und Verdienste zu beschuldigen. Wenigstens glaubte ich mich sicher setzen und auf eine Einleitung meiner Liebeserklärung sinnen zu müssen, von der ich allenfalls unkompromittirt in mein zeitheriges Verhältniß mit Julien zurücktreten konnte.

Gedankenvoll war ich lange schon in der hellen Nacht herumgestrichen. Ein Eingang nach den sogenannten Farnesischen Gärten, der vermuthlich aus Unachtsamkeit offen geblieben war, lockte mich. Das Mondlicht durchzitterte die weiche herrliche Luft, und die grünenden Trümmer zweier verschiedenen Vorzeiten schienen ihre jetzige Schmach inniger als jemals zu beklagen. Ich schaute umher, und von dem Gefühle der Nichtigkeit des Lebens ganz übermannt, fand ich den schlauen Einfall, auf den ich ausging, des Suchens ganz unwürdig. Mochte doch Julie meinen Antrag aufnehmen wie sie wollte. Ich war in diesem Momente

geneigt, jeden Winkelzug zu vermeiden, und trat rascher den Rückweg an.

Da höre ich einen Pistolenschuß und zugleich den durchdringenden Schrei einer weiblichen Stimme. Unwillkührlich griff ich nach einem Messer, das ich immer heimlich bei mir trug, um auf meinen oft ganz einsamen Wanderungen im Nothfalle mich vertheidigen zu können. Dem Schalle nach war das Pistol dicht neben mir hinter einem kleinen Gebüsch abgebrannt worden, und ich beeilte mich, der Hülfsbedürftigen beizustehen. In demselben Augenblicke schoß diese bei mir vorüber. Die schöne Andächtige in der Peterskirche war es.

Halt! rief ich ihrem Verfolger zu und schlug ihm das zweite Pistol, das er nachfeuern wollte, aus der Hand.

Er schäumte vor Wuth und beschwor, ein Stilet hervorreißend, meinen Untergang. Der Mann war ein Riese gegen mich und an seine Entwaffnung nicht zu denken. Bloß auf meine Gewandtheit und mein Messer konnte ich vertrauen. Die Furien waren mit mir. Ein

Stich durch sein Herz verhinderte die Ausführung seines Vorhabens.

Ich hatte ihn so gut getroffen, daß ihm keine Regung übrig blieb. Sein feiner Anzug kündigte den vornehmen Mann an, und es war das Rathsamste, mich schleunig aus der Gegend zu entfernen. Von der Dame, die mir allein über das mißliche Abentheuer Aufschluß geben konnte, war nichts weiter zu hören noch zu sehen.

Ich war noch uneins mit mir, ob ich der Polizei Nachricht von dem Vorgange geben sollte. Der Zufall hatte mich in den Streit verwickelt und die Nothwehr allein eine so schauerliche Katastrophe herbeigeführt. Der Beweis meiner Unschuld war indessen so schwer, daß die Sache mich mit sehr nachtheiligen Folgen bedrohte. Ich beschloß des Grafen Rath darüber einzuholen und für's erste noch in Rom zu bleiben, weil nirgend ein Zeuge zu erblicken war, und auf mich schwerlich der Verdacht des Mordes dieses mir ganz Unbekannten sogleich fallen konnte.

So wenig ſich auch mein Gewiſſen beſchwert fühlte, ſo hatte doch der unerwartete, blutige Auftritt mein ganzes Bewußtſeyn dergeſtalt umnebelt, daß in den erſten Momenten die Veranlaſſung zu der Verfolgung der Dame und die Dame ſelbſt mein Nachdenken unbeſchäftiget ließ. Erſt als ich in meiner ländlichen Behauſung angelangt war und den Grafen abweſend fand, erſt da fing mich die räthſelhafte, auf jeden Fall unglückliche Situation der ſchönen Dame zu beunruhigen, um ſo mehr zu beunruhigen an, weil ſie allem Vermuthen nach in ſehr ſchlimmen Verhältniſſen mit ihrem Verfolger geſtanden haben mußte, und ſein Tod ſie daher leicht in gefährliche Händel mit der Juſtiz verwickeln konnte.

Aus dieſem Grunde entſchloß ich mich nunmehr, die That anzuzeigen, als eine dichtverſchleierte Alte mir gemeldet wurde. Eine ſeltſame Zeit zum Beſuch, da nach deutſcher Uhr die eilfte Stunde eben vorüber war. Doch das Seltſame gehörte nun einmal in die heutige Nacht.

Herr, fing die Alte an, meine Gebieterin

läßt Sie beschwören mir an den Ort ihres Aufenthalts zu folgen. Zu ihrer nähern Bezeichnung und zur Beglaubigung meiner Rede soll ich Ihnen diesen Rosenkranz einhändigen.

Es war der nämliche, den ich einst jener Dame aufgehoben hatte. Ich warf einen Mantel um und folgte der Alten, so viel ich auch Bedenken dagegen hätte haben können.

In einiger Entfernung von dem Landhause sagte sie: Jetzt haben Sie sich ganz meiner Führung zu überlassen! Dazu überreichte sie mir eine Maske, welcher die Oeffnung vor den Augen gänzlich mangelte.

Auf meine Weigerung erfolgte ein Achselzucken, auch erbat sich die Alte den Rosenkranz zurück.

Ich mußte mich schon zu der Beraubung meines Gesichts auf diesem Wege verstehen. Dazu nahm mir die Verhüllte das Wort ab, die Maske nicht eher anzurühren, als bis sie mich selber dazu auffordern würde. Drauf gab sie mir ihren Arm zur Leitung.

Ich suchte durch künstlich gestellte Fragen einige Auskunft über das Herkommen der Dame

zu erlangen. Aber da hatte ich mich grade an die rechte Person gewandt! Ja, nein und vielleicht, weiter war wenig aus ihr zu bringen. Wir wanderten wohl schon eine Stunde, größtentheils über einsame Straßen und Plätze, als mich endlich die Ungeduld anwandelte. Meine Führerin tröstete indessen mit der Nähe des Ziels, und wirklich schloß sie bald nachher eine Thüre auf.

Ich fragte, ob die Maske noch immer unentbehrlich sey? Mehr als jemals! war ihre Antwort.

Wie mich dünkte, ging es über eine enge, schmale Treppe hinauf. Jetzt zum ersten Male seit der Verlarvung richtete meine Führerin ein Paar Worte an mich, die ich ihr nicht durch Fragen abgedrungen hatte. Leise, sagte sie, ganz leise; jeder Laut von uns auf diesem Wege könnte zu etwas Gräßlichem führen.

Mit unbefangenerm Gemüth würde ich vielleicht empfänglicher für ihre furchterweckenden Reden gewesen seyn. Doch das Opfer, das ich vor Kurzem erst dem Tode gebracht, hatte mich dermaßen mit diesem Erbfeinde des Lebens

befreundet, daß ich in seinem öden Reiche schon ziemlich einheimisch war. Daher ging alles, was mir nachmals noch in der Erinnerung ein geheimes Grauen erregte, wie ein gleichgültiger Ton durch meine Ohren. Nur das verdroß mich, daß meine Neugier so lange auf der Folter liegen mußte.

Die Gemächer, durch welche ich jetzt geführt wurde, schienen zwar dem Schalle der Tritte nach sehr hoch und weit, mit Einem Worte nach vornehmer Art eingerichtet. Allein der starke Luftzug der hindurchstrich und mit Schadhaftigkeiten in der Decke zu korrespondiren schien, ließ auf schlechtverwahrte Fenster und ein verfallenes Gebäude überhaupt schließen. Auch wurde mein Fuß einigemal, wie mir däuchte, durch Grasbüschel aufgehalten.

So hoch ich erst eine Treppe hinaufgestiegen war, so tief führte mich jetzt eine hinab, welche den häßlichsten Moderduft aushauchte.

Hierauf wieder eine Thüre, und nun endlich auch die Erlaubniß die Maske abzunehmen.

Ich fand mich in einem ungeheuer großen Zimmer, dessen seltsames Geräth von einem

Jahrhundert früher Zeugniß ablegte. Die Fenster mit Bretern versetzt. Eine Oeffnung im Plafond der einzige Zugang für die äußere Luft. Zwei Fackeln erhellten das Gemach, in dem die schöne Dame sich wie in einer unnatürlichen Verzauberung befand.

Ihr Hierseyn, sagte sie, als die Alte sich entfernt hatte, beweist mir die Gerechtigkeit meines Vertrauens.

Fast hätte ich, erwiederte ich, nicht ohne Empfindlichkeit, aus der Art, wie ich hierher geführt worden bin, auf gänzlichen Mangel an diesem Vertrauen geschlossen.

Vergeben Sie. Mein Geheimniß hätte ich ihrem herzvollen Auge gern anvertraut, doch der Ort meines Aufenthaltes ist nicht das meinige allein. Entweder mußte ich auf diese, wie auf jede Zusammenkunft, mit Ihnen Verzicht leisten, oder das Geheimniß meiner treuesten Freundin dabei als ein heilig anvertrautes Gut sichern können.

Ich wußte bei dieser Rede kaum wie mir geschah. Die Worte waren es nicht, die mich entzückten, aber das Gemüth, wenn ich so

ſagen ſoll, das in ihnen lag, das von den anmuthigſten Tönen, wie das Hochheilige von der Monſtranz, umgeben wurde. Ich hatte in meinem ganzen Leben noch nicht ſprechen hören, ſo dünkte es mir in dieſem Augenblicke. Auch wagte ich keine Erwiederung. Ich verlor mich die kurze Zeit, die mir dazu blieb, in den hohen Augen und der ganzen Kraft und Jugend ſtralenden Geſtalt, die hier, wie eine ſchöne Roſe, aus altem Schutt und Ruinen prächtig hervortrat.

Zuerſt, fing Sie nun an, danke ich Ihnen für meine Rettung und dem Himmel für die Ihrige. Was aber iſt aus unſerm Gegner geworden?

Ein Nichts! Was allen Ihren Gegnern zu gönnen wäre. Mein Meſſer hat den Frevel, Sie zu verfolgen, mitten in ſeinem Herzen aufgeſucht. Der wird kein Gewehr wieder nach Ihnen ausſtrecken.

Gott im Himmel! rief die Dame außer ſich, und bedeckte verzweiflungsvoll ihr Geſicht mit den Händen.

Nichts glich meinem Befremden. Das

Bedauern eines Miſſethäters wäre durch die milde Natur der Frauen erklärbar geweſen. Aber das war ein weit tieferer Antheil.

Wer war Ihnen denn der Getödtete? fragte ich.

Mein Bräutigam!

Das Wort durchſchmetterte alle meine Gebeine.

Ihr Bräutigam? Aus der letzten Situation war dieß Verhältniß nicht herauszufinden.

Er war — Doch wozu Ihnen, mein Herr, das Herz noch ſchwerer machen, das ſchon einen Todtſchlag zu tragen hat? — Der böſe Ausgang ahndete mir, daher ließ ich Sie zu mir bitten. Ihres eigenen Heils wegen! — Weiß die Obrigkeit ſchon von der That?

Noch nicht!

Gott ſei Dank! Dann ſuchen Sie alles, den Gräuel zu verhelen. Denn ſelbſt die Entſchuldigung eine auf den Tod Verfolgte zu retten, würde Sie nicht zu ſchützen vermögen. Bei allen Ihren Bekanntſchaften nicht! Sogar dann nicht, wenn ich mich ſelbſt entſchlöſſe, Ihr Vorgeben zu bezeugen. Die Obrigkeit zwar

könnte Sie freisprechen, aber niemand vor den gewiß überall auflauernden Dolchen der Verwandten des Erblichenen in Schutz nehmen.

Ich will Ihr Bestes! fügte sie sanft hinzu. Befolgen Sie darum meinen Rath. Jetzt verlassen Sie mich. — Allezeit den dritten Tag, sobald es dunkel ist, wird die Alte bei der Villa, die Sie mitbewohnen, vorübergehen. Liegt Ihnen daran mich noch einmal zu sprechen, so gehen Sie ihr nach und befehlen über sie. Immer werden Sie mir willkommen seyn, wenn Sie sich wie heute der Führung meiner Dienerin blind überlassen. — Leben Sie wohl!

Der letzte Wunsch war so seelenvoll ausgesprochen, daß ich kaum von der Stelle konnte. Allein mit einer an Zärtlichkeit grenzenden Wehmuth öffnete sie die Thüre und übergab mich der Alten Leitung, welche ganz auf die vorige Weise erfolgte.

Als mich die Führerin meinen Augen wieder überließ und von mir Abschied nahm, war ich in einem Gäßchen ohnweit dem Platze del Popolo.

Ein seltsameres Abentheuer als mein heutiges schien mir kaum ersinnlich. Ein Bräutigam, der seiner Braut nach dem Leben steht; eine Braut, die über den Verlust eines solchen Bräutigams außer sich geräth, und gleichwohl denjenigen, der sie von ihm befreite, sehr entschiedene Beweise ihres Wohlwollens giebt! Dieß alles, verbunden mit der ungewöhnlichen ja schauderhaften Wohnung ließ auf das Zusammentreffen außerordentlich widriger Begebenheiten schließen.

So wenig ich mir aber auch einen Begriff machen konnte, weder von den äußern Beziehungen, noch von dem, wie es schien, aus ganz widersprechenden Bestandtheilen zusammengesetzten Charakter der Dame, so sehr war ich dennoch für sie eingenommen. Gestalt und Haltung, Sprache und Stimme, alles kündigte mir eine innere Größe an, welche die Verworrenheit der Gefühle und äußern Ereignisse noch einmal gänzlich zu lösen versprach.

In diesen Gedanken eilte ich der Villa zu, wo meine späte Ankunft an sich nicht auffallen konnte, da ich ohnehin, wegen häufigen Her-

umschwärmens in schönen Nächten, der Nachtwandler genannt zu werden pflegte. Nur das, daß der späte Besuch der Alten vorausgegangen war, hätte die Sache verdächtig machen können. Doch hatte mein Bedienter und niemand sonst diesen Besuch bemerkt, und auf seine Verschwiegenheit war immer zu bauen. Daher war auch am andern Morgen gar nicht von meiner nächtlichen Abwesenheit die Rede. Desto mehr aber von meinem Spleen, wie man das dumpfe, düstre Hinbrüten nannte, welches mich für die Gesellschaft unerträglich machte.

Als mein Bedienter beim Reinigen der Kleider ihre Taschen auf meinem Zimmer ausleerte, da erst ward ich inne, daß der Rosenkranz, den ich von der Alten unterpfändlich erhalten hatte, noch in meinen Händen war.

Um nicht mißfällige Scherze zu veranlassen, legte ich ihn in mein Büreau. Zu spät. Julie hatte sich an dem Nebengeländer vor meinem Fenster etwas zu thun gemacht, und die Andacht war ihr nicht entgangen, mit der ich, ehe ich den Rosenkranz bei Seite legte, ihn betrachtete. Sie pochte an's Fenster und bat

mich,

mich, ihr ebenfalls die ſchöne Perlenſchnur zu zeigen.

Sie ſchien den Roſenkranz wieder zu erkennen. Sprachlos gab ſie ihn zurück. Auch bemerkte ich, daß ſie in einiger Entfernung mit ihrem Taſchentuche ſchnell über die Augen fuhr, auf denen ich einen, gewiß nicht ſchmerzloſen, Glanz hatte ſchwimmen ſehen.

Der Brief meines Vaters war über den ſo anziehenden als grauſamen Vorfällen des geſtrigen Abends vergeſſen; die Villa mir zuwider. Ich gab Geſchäfte für einige Tage vor und fuhr noch vor Tiſche in meine Wohnung auf dem ſpaniſchen Platze. Aber die Stadt bereitete mir nur neue Sorgen und Unruhe. Der Körper des Getödteten, eines Grafen Pignola, war gefunden worden und die That ſelbſt das allgemeine Geſpräch. Man glaubte ſie der Eiferſucht zuſchreiben zu müſſen, weil der Verſtorbene in ſeinen letzten Tagen ſehr reich an Liebesintriguen geweſen ſeyn ſollte. Darum wurde

er auch nicht sonderlich bedauert und das war mir ein Troſt. Jedoch hörte ich zugleich, welche hohe Preiſe ſeine angeſehenen Verwandten auf den Kopf des Mörders geſetzt hatten. Man hatte bereits einigen Verdacht geäußert. Zum Glück aber blieb die Unſchuld der Perſonen, auf die er fiel, nur wenige Stunden unentſchieden. Uebrigens glaubte man allgemein, daß ein Bandit die Mittelsperſon geweſen ſeyn müſſe, weil der Dolchſtoß, den der Zufall mitten durch die Wohnung des regeſten Lebens geführt hatte, von einer feſten und erfahrenen Hand zu zeugen ſchien. Der Dolch ſelbſt, welchen man noch neben ihm liegen gefunden, trug zwar die Aufſchrift: Nothwehr, auf einem grünen Griffe mit goldenen Buchſtaben. Aber das bewies freilich nichts gegen jenen ſehr wahrſcheinlichen Glauben. Ein Glück für mich war es, daß ich gewiß wußte, dieſer ſo auffallende Dolch, den ich einmal in Lüttich gekauft und auf Reiſen immer bei mir geführt hatte, ſei, ſo lange ich ihn beſaß, noch von niemand geſehen worden.

Ich beſuchte, wie gewöhnlich in den Tagen, die ich in der Stadt zubrachte, einen großen

Theil meiner Bekannten, hauptſächlich unter den Künſtlern, kehrte aber dießmal, des überall herrſchenden Geſprächs bald überdrüſſig, bei Zeiten in meine Wohnung zurück. Doch was ich auch zu meiner Beſchäftigung vornahm, behagte mir nicht. Das Betrachten des Roſenkranzes der räthſelhaften Dame gab mir noch die meiſte Unterhaltung.

Der Abend verdoppelte meinen Unmuth. Ich warf mich in's Fenſter. Die Nacht begann köſtlich wie die geſtrige, aber ſo lieblich die Luft auch wehte, ſo war ſie doch nicht vermögend die gewaltige Gährung in meiner Seele zu ſtillen, oder auch nur zu mäßigen. In zwei ungeheuern Nebelgeſtalten ſtießen Furcht und Hoffnung einander ohne Aufhören an. Ein unermeßlicher Abgrund vor meinen Füßen, ein unergründlicher Himmel darauf. Ohne Flügel, die mich zu dieſen hinauftragen konnten, mußte ich wahrſcheinlich eine Beute des Abgrunds werden.

Die fröhlichen Gruppen des bunt belebten Platzes hatten durchaus keine Berührung mit mir. Deſto tiefer und ſchauerlicher griff ein

anderes Nachtgemälde, das sich jetzt langsam um die Ecke herumbewegte, in mein zitterndes Leben ein. Ein Leichenzug. Viele Fackeln, die ihn begleiteten, kündigten die Wohlhabenheit des Verstorbenen an. Da solche Züge sonst in Rom keiner großen Aufmerksamkeit gewürdigt werden, so erregte schon die ungewöhnliche Volksmenge eine bittere Ahndung.

Da bringen sie den gestern Ermordeten! sagte mein Bedienter, in diesem Augenblicke eilig hereintretend. Der Mörder, setzte er hinzu, wenn er den betrübten Zug mit ansähe, müßte wohl von seiner Reue allein zu dem Bekenntnisse angetrieben werden.

Kerl! rief ich aus, und mein Auge traf so schrecklich, daß er bat, ich möchte doch ihn um Gotteswillen nicht in dem abscheulichen Verdachte haben.

Wer weiß — sagte ich einlenkend, doch mit baldiger Hinzufügung des Trostes, daß ich ihn nur auf die Probe gestellt hätte.

Indessen war der Zug bis unter meine Fenster gekommen. Die rothauflodernden Fackeln schienen mich mit Blut besprengen zu wollen.

Der schwarze Rauch um sie her nahm die Gestalt von Furien an, die der Todte, der, nach Landessitte, unverhüllt getragen wurde, in so leisen als gräßlichen Tönen zu meiner Qual aufzufordern schien. Dazu der leichenfarbige Mond nicht nur über mir, sondern auch unten auf dem Platze in dem Brunnen, die Barcaccia genannt, gleich als hätte sich der furchtbare Zeuge meiner blutigen That nur verdoppelt, um meinem Auge weder im Himmel noch auf der Erde einen Ruhepunkt zu vergönnen.

Du hast Recht, mein ehrlicher Franz! rief ich, ein Schauspiel, wie dieses, kann der Mörder ohnmöglich aushalten!

Ich war auch in diesem Augenblicke fest entschlossen, den gestrigen Vorfall zu Papiere zu bringen und von richterlicher Entscheidung den Ausspruch meiner Schuld oder meiner Unschuld zu erwarten.

Je tiefer aber das furchtbare, lebendige Gemälde in den Hintergrund wich, desto lebhafter trat auch wieder mein Bewußtseyn hervor, daß bloß Nothwehr mich zu dem Schritte

vermocht, und der Zufall, nicht ich, die Sache zu verantworten habe.

Bei alledem hatte der Zug einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich nicht im Stande war, die Nacht in meinem Quartiere zuzubringen. Der Kutscher mußte sogleich anspannen.

Alles auf dem Landhause schien in tiefen Schlaf versunken. Nur Julie sah noch zum Fenster heraus und lief sogleich um Leute zu wecken.

Ich merke wohl, sagte sie, mir auf der Flur entgegenkommend, ich merke, was Sie so über Hals über Kopf uns zurückbringt. Ihre Brieftasche ist oben liegen geblieben.

Meine Brieftasche?

Ja. Sie hat aber in mir eine gutmüthige Person gefunden, die von den Wechseln darin keinen übeln Gebrauch machen wird. — Denn, setzte sie hocherröthend hinzu, da Sie erst gestern Briefe vom Hause erhalten haben, so sind vermuthlich auch die Wechsel mit angekom-

men, welche Sie ſchon vor einigen Wochen erwarteten. Ich muß Sie nur ſogleich außer Sorge ſetzen.

Mit dieſen Worten eilte ſie auf ihr Zimmer, um mir bald darauf die Brieftaſche ſelbſt zu übergeben.

Das war wieder ein trefflicher Streich! Mit ganz andern Gedanken erfüllt, hatte ich an dieſe Brieftaſche nicht im mindeſten gedacht. Gleichwohl enthielt ſie auch den Genehmigungsbrief von meinem Vater, den, allem Anſcheine nach, Julie nun ſelbſt geleſen hatte. Ganz unbezweifelt geleſen! Denn nur mit ſichtbarer Gewalt unterdrückte ſie am folgenden Tage einen Frohſinn, der ihr bei meinem Abgange nach der Stadt gänzlich gefehlt, und ein Zuvorkommen, das ſie mir noch niemals in ſolchem Grade bewieſen hatte. Sie ſchien ſogar Aimeen den Brief gezeigt zu haben. Denn dieſe, weniger auf ein Geheimniß haltend, was ja doch, wie ſie glauben mochte, nächſtens an's Licht kommen müßte, verſuchte ein Paarmal mich mit meinem Tiefſinn aufzuziehen, ja ſie erbot ſich ſogar — nur halb im Scherze — die Ver-

traute meiner heimlichen Unruhe zu werden, und verſprach ihr Mögliches zu thun ſie zu mindern, oder gänzlich zu heben.

Sie können ſich meine ſo unangenehme als verworrene Situation denken. Ich fand tauſend Gründe in mir, um von dem Briefe, deſſen Inhalt durch meine Nachläſſigkeit ſo unverantwortlich Preis gegeben war, wenigſtens für den Augenblick den Gebrauch nicht zu machen, den man allaugenblicklich zu erwarten ſchien.

Der Tiefſinn, der mir ſchon vorgeworfen war, artete allgemach in ein unleidliches Benehmen aus, weil ich auf andere Weiſe die guten, aber unwillkommenen Rathgeberinnen und Tröſterinnen nicht ferne von mir zu halten vermochte. Kein Menſch wußte, wie er mit mir dran war, und was ſo myſanthropiſche, mir zeither ganz fremd geweſene Launen hervorgebracht haben könne.

Ich war in der Gegend umhergelaufen, um nur aller Anrede auszuweichen, und kam erſt Abends im Dunkeln zurück. Mein Franz ſagte, daß nach mir gefragt worden wäre.

Von wem?

Von der alten — Teufelskünſtlerin.

Ich betrachtete ihn wild und ungeduldig.

Nun, die vorgeſtern Nacht auch hier war. Ihr Schleier blieb heute an der Thüre hängen, und da ſah man wohl, weß Geiſtes Kind ſie iſt. Um's Himmelswillen, laſſen Sie ſich mit der nicht ein, gnädiger Herr! Denn wenn das Thier mit den rothen Augen in dem weißgeſottenen Todtenkopfe nicht ſo ein Beeſt iſt, was wir in Deutſchland eine Hexe nennen, ſo giebt es gar keine Hexen mehr. Und wer mit ſolchen Leuten zu thun hat, dem geht auch gar bald Muth und Blut und Leib und Seele verloren.

Zum erſten Male in zwei Tagen mußte ich jetzt herzlich auflachen. Allein das nahm er vollends übel auf. Er und das ganze Haus merke ſchon, daß etwas Wichtiges mit mir müſſe vorgegangen ſeyn. Er bitte mich daher,

was er nur bitten könne, dieſe unſchibare Urſache meines Mißtrauens und meiner melankoliſchen Stimmung überhaupt, ſo bald ſie wieder käme, fortzuweiſen.

Er hatte kaum ausgeredet, als auch die Alte ſchon neben uns ſtand.

Ich winkte ihr nach meinen Zimmern. Dieſes brachte den Bedienten ſo außer Faſſung, daß er, ſich ganz vergeſſend, ihr den Schleier vom Geſichte zog, und weinerlich ſagte: So ſehen Sie doch nur, gnädiger Herr!

Ich bekenne, daß mich wirklich vor der Perſon ein Grauen überlief. In meinem ganzen Leben war mir nichts Abſchreckenderes vorgekommen, als dieſes pergamentfarbige, fleiſchloſe Geſicht und der ſchwarze Abgrund, aus dem ein Paar kleine rothgeſchwollene Augen halb hervortraten, zumal wenn der aſchgraue Mund ohne Zähne ſich im Sprechen hin und her bewegte.

Franz ſeufzte tief, als ich ſie dennoch mit auf mein Zimmer nahm.

Meine Gebieterin, ſagte ſie leiſe, wünſcht, daß Sie ihr entweder durch mich den bewußten

Rosenkranz überschicken, oder ihn noch heute selbst überbringen, da sie schon in dieser Nacht Rom zu verlassen gedenkt.

Diese Nachricht, und der gleichsam in Thränen eingeweihte, widerwärtige Ton, in dem sie vorgetragen wurde, machte mich dieser Person nur noch abgeneigter. Folgen mußte ich ihr jedoch unter solchen Umständen. Denn wie wäre es mir möglich gewesen, die Dame aus Rom zu lassen, ohne sie noch einmal gesehen zu haben, da dieses in meiner Macht stand.

Franzen, der mir an der Hausthüre mit unschicklicher Gutmüthigkeit den Weg vertrat, mußte ich mit Gewalt auf die Seite schieben.

Der Pfad dünkte mich heute unter der Maske noch eins so lang und unheimlich als das erste Mal. Uebrigens endete er grade wie vorgestern.

Die Dame kam freundlich zwar, aber mit tiefer Bewegung auf mich zu. Es freut mich, Sie noch einmal zu sehen! sagte sie. Ver-

muthlich das letzte Mal in meinem Leben. Des Verstorbenen Angehörige haben aus seinen Papieren Argwohn gegen mich geschöpft. Sie vermuthen mein Hierseyn und forschen nach meinem Aufenthalte. Ich darf die Freundin, die mir diese Zuflucht gewährte, durchaus nicht in mein bitteres Geschick verflechten. Noch vor Tagesanbruch werde ich daher mich zu retten versuchen.

Das ist zu viel! rief ich. Mit diesem herrlichen Leben wäre mein schuldiges allzu theuer erkauft. Der Mörder soll sogleich zum Richter eilen.

Um Gotteswillen nicht, sprach die Dame, mich, der ich schon die Thür aufhatte, mit einer Kraft zurückhaltend, die der Verzweiflung ähnlich sah. Sie zog mich an die hochaufschlagende, schöne Brust.

Ihr Unglück wäre unfehlbar auch das meinige, sagte sie, und die hellen Blicke, der warme runde Arm, das alles erklärte vollends, was die Worte dunkel gelassen hatten. Wenig Minuten später küßte ich ihr die Thränen aus dem braunen Auge. Es war ausgemacht, daß

unſer Schickſal von nun an eins und daſſelbe ſeyn und bleiben ſollte. —

Bei alledem that ſie mir gegen mein Erbieten, ihr Begleiter aus Rom zu werden, die lebhafteſten Vorſtellungen, die ich auch ſo wohlgegründet fand, daß nichts dagegen vorzubringen war.

Uebermorgen Abend, ſagte ſie als ich ſcheiden mußte, da ſollen Sie den erſten Brief erhalten.

Und bis dahin leben? rief ich, die reichende Hand krampfhaft an mein Herz preſſend, leben, mit dem ſchrecklichen Bilde deiner Gefahren?

Das Bewußtſeyn eines göttlichen Beſitzes, der vielleicht nach wenig Stunden für immer verloren war, blies den Sturm in meinem Blute mächtiger an. Ich umfaßte ſie mit wilder Leidenſchaft und taumelte von ihr, zugleich mit Schonung und Unwillen, hinausgeſtoßen, der harrenden Alten in die häßlichen Arme.

Was hatte ich gethan? An eine Perſon mich gebunden, von der ich nichts wußte als abſchreckende Abentheuerlichkeiten! Nichts? Hatte ich nicht durch ihre Augen bis in die heiligen Tiefen des ſchönſten Herzens geſchaut, nicht in ihren Worten und Tönen die Sprache der Engel kennen gelernt? Meine Vernunft, wenn ſie allein redete, wollte mich einen berauſchten Knaben ſchelten, aber mein Bewußtſeyn, zu dem ſie doch ebenfalls beitrug, ſtrafte ihre einſeitige Anſicht Lügen und pflichtete meinem Herzen darin bei, daß es allen meinen geiſtigen und körperlichen Eigenſchaften nach, unter dieſen Umſtänden und bei dieſer Perſon, nicht anders mit mir habe kommen können.

In dieſer Stimmung fand mich Olivia's Brief, der zur verſprochenen Zeit richtig eintraf.

Sie war glücklich bei ihren Verwandten in Spoleto angelangt und äußerte den Wunſch, daß ich recht bald eine Reiſe dahin möchte unternehmen können.

Ein Wunſch, der ſo ſehr mit meinen Wünſchen übereinſtimmte, konnte nicht unbefriedigt

bleiben. Ich machte Anſtalt am andern Morgen abzureiſen. Im Hauſe ſtand ich zwar ſchon von längerer Zeit her auf dem Fuße, für ein ſolches Vorhaben eine Urſache angeben zu müſſen. Seit den letzten Tagen aber, in denen mein Verhältniß mit dieſer Familie merklich gelitten hatte, brauchte ich nicht grade um einen wahrſcheinlichen Vorwand der Reiſe verlegen zu ſeyn, ſondern bloß im Allgemeinen Geſchäfte vorzuſchützen, unbekümmert ob das Vorgeben Glauben fand oder nicht.

Julie dauerte mich herzlich. Ich ſah ihre Bekümmerniß. Sie kommen doch wieder? fragte ſie am andern Morgen als ich ſchon aus dem Hauſe trat. Gewiß, antwortete ich mit Innigkeit und ſprang in den Wagen, um nur ihren naſſen Augen baldmöglichſt zu entkommen.

Ein allerliebſtes Komteßchen! ſagte Franz, der wie gewöhnlich den Rückſitz inne hatte. Sie hat ſich, fügte er hinzu, in dieſen Tagen erſchrecklich abgehärmt!

Worüber? fragte ich finſter.

Er ſchwieg und ich hatte auch keine Luſt ihn zur Fortſetzung eines Geſprächs zu ermun-

tern, von deſſen Anfange ich mich ſchon durchaus verſtimmt fühlte. Ob ich gleich gar nicht anders handeln zu können glaubte, als wirklich geſchah, auch der Hoffnung lebte, daß ich die Einwilligung meines Vaters in die neue Parthie ſo gut als in die aufgegebene erhalten würde, ſo konnte ich mir doch die Nachläſſigkeit, ſeinen Brief in Juliens Hände gelaſſen zu haben, gar nicht verzeihen, denn unfehlbar nur dieſe Nachläſſigkeit hatte das Mädchen in ihren Erwartungen von mir beſtärkt.

Gegen Abend kam ich zu Spoleto an. Das Haus, in dem Olivia ſich aufhielt, zeugte von Wohlhabenheit und Anſtand. Erſt durch dieſe erfreuliche Umgebung trat ſie auf Eine Stufe des Lebens mit mir. Ihr zeitheriger Zuſtand hatte einer fabelhaften Verzauberung geglichen, deren nunmehr erfolgte Löſung mir ſehr wünſchenswerth war, wiewohl ich noch von dem halbzertrümmerten Zauberſchloſſe ſelbſt und den Umſtänden, durch welche Olivia hineingerathen, keinen Schlüſſel beſaß.

Hier-

Hierüber und über ihre Perſon einige Auskunft zu erhalten, das mußte mir nothwendig am nächſten liegen. Daher nahm ich von dem ſchönen Abende Anlaß ſie zu einem Spaziergange in den Garten aufzufordern, deſſen Orangenbäume ihre goldenen Früchte bis dicht an die Fenſter heraufſtrugen.

Ich war nur erſt in den Vorhallen meines heutigen Himmels geweſen, wie ich unter den duftenden Alleen ſogleich inne ward. Wegen der aufmerkſamen Verwandten hatte Olivia's Herz oben nur in leiſen, verſtohlenen Tönen aus ihren Augen geſprochen, hier rauſchte es ihr mit Gewalt über die köſtlichen Lippen. Nicht kleinliche Worte, die ganze Seele der Geliebten dankte mir für die ungeſäumte Erfüllung ihres Verlangens mich bald zu ſehen, die, wie ich ihr auch ſagte, von meiner Seite nichts weniger als Verdienſt, ſondern nur Befriedigung der eigenen, übermächtigen Sehnſucht war.

Wir ſprachen manches; meiſt einzelne Laute der Liebe, nur den Liebenden vernehmlich. Allgemach kam die Rede auf Olivia's Schickſale, und ſie erſchrak, daß ſie den Eigenthümer oder

wenigſtens Mitbeſitzer ihrer Zukunft, bis dahin einzig dem Glauben an ihre Reinheit und Güte überlaſſen, und ihm nicht wirklich auch ſchon die Geſchichte ihrer Vergangenheit als Bürgin für dieſen Glauben erzählt hatte.

Wir ſetzten uns auf den Raſenſitz unter einer immergrünen Eiche, wo uns von den benachbarten Spitzen der Berge, deren untern Theil ſchon der Dämmerung weiche Nebel umwallten, der letzte Sonnenblick liebreich anlachte.

Merkwürdig kann ich es nennen, daß mir bei einem Gedächtniſſe, welches ſich ſonſt nicht über das Mittelmäßige erhebt, auch die geringſte Kleinigkeit von Oliviens Mittheilungen im Andenken geblieben iſt.

Der Anfang unſerer Bekanntſchaft, ſagte ſie, war ſo plötzlich und kurz, ihre Erneuerung ſo tragiſch, und das bald darauf erfolgte ſüße Einverſtändniß von einem ſolchen Rauſche umfangen, daß über meine Perſon noch wenig oder nichts zur Sprache gekommen iſt, und ich kaum weiß, ob meine Abkunft dem liebſten Freunde bekannt ſeyn möchte.

Auf mein ſtilles Verneinen fuhr ſie fort:

Ich ſtamme von dem alten Geſchlecht der — conti, das bekanntlich in Mailand zu Hauſe iſt. Mein Vater, der ſich mit ſeinen Aeltern wegen des Mädchens erzürnt hatte, die er zur Gemahlin haben wollte, wandte ſich nach Rom, dieſer herrlichen Hauptſtadt der Welt. Er heirathete die Geliebte, eine Römerin, und behielt, da ſeine Aeltern ihn deßhalb enterbten, nur noch ſo viel Vermögen, um bei möglichſter Eingezogenheit ein bequemes Leben führen zu können, und dabei auch den Stolz ſeines Namens nicht ganz verläugnen zu dürfen.

Leider ſtarb er, als ich, das einzige Kind, erſt die Jahre der Jungfrau erreichen ſollte und meine Mutter noch in voller Blüthe ſtand. Ihre Trauer gränzte an Wahnſinn. Sie glaubte ſeinen Aufopferungen um ihretwillen das Gelübde ſteter Wittwenſchaft ſchuldig zu ſeyn, und hat es auch, ohngeachtet vieler ſehr vortheilhaften Anträge, mit der ängſtlichſten Treue in Erfüllung gebracht.

Ueberhaupt war meine Mutter die trefflichſte Frau, die es geben kann. Ihr ganzes

Beſtreben ging auf meine Bildung und wie ſie dabei jeden Wink des verſtorbenen Gatten benutzen wollte. In dieſer Rückſicht war ſie, wenn ich ſo ſagen darf, bis zur Schwäche pünktlich, und ein Theil meines nachherigen Mißgeſchickes kann wohl mit davon herrühren. Doch iſt gewiß die meiſte Schuld auf meiner Seite. Mein ſeliger Vater hatte nämlich eine unaufhörliche Angſt über das ſchlimme Verhältniß, worein er mit ſeinen Aeltern gerathen war, und hätte ſein Leben drum gegeben, um mich wenigſtens wieder mit ſeiner mailändiſchen Familie auszuſöhnen. Ein Mittel dazu glaubte er in dem jungen Grafen Pignola zu ſehen, deſſen Vater mit ihm ſowohl als mit ſeinen Aeltern in recht traulichem Vernehmen ſtand. Eine Verbindung zwiſchen mir und dem jungen Pignola ſchien ihm um ſo zweckmäßiger, da der alte Graf ihm auf ſolchen Fall ſein Wort gegeben hatte, die gewünſchte Ausſöhnung vollkommen zu bewirken.

Beide, mein Vater und meine Mutter, ſprachen daher von dieſem Bräutigam mit mir, als, meiner Jugend wegen, noch nicht die Rede

seyn konnte, mich zu verheirathen. Ueberdieß hatte ich auch den jungen Mann, der seine Bildung auf Reisen zu vollenden suchte, gar nicht einmal gesehen. Doch lobte man ihn außerordentlich, wodurch sich unvermerkt ein Bild von ihm in meiner Seele entwickelte, so schön und reitzend, daß das Original vielleicht nur in einem Feenlande anzutreffen seyn möchte.

Inzwischen ging mein Vater aus der Welt.

Der junge Pignola kam nicht lange nachher zu Rom an. Aber wie wenig fand ich meine Erwartungen befriedigt. Seine Gestalt völlig unbedeutend, sein Geist arm und kokett zugleich. Uebrigens war er, was man im gemeinen Leben einen guten Menschen nennt, in recht vorzüglichem Grade.

Allein so sehr auch meine Mutter mich auf diese Güte hinwies und, vielleicht mit Recht, behauptete, daß ich bei ihr das Uebrige bald würde entbehren können, mein Widerwille gegen den jungen Grafen ging in eine Abneigung über, die immer heftiger wurde, je angelegener er seine Bewerbungen um meine Hand betrieb.

Seine Leidenschaft wuchs größer. Die alte

Gräfin Pignola ſprach mit meiner Mutter von einer baldigen Verbindung. Meine Mutter drang in mich, aber Thränen waren ihr keine gnügende Antwort. Ein Augenblick — der übrigens meinem Bewerber nicht zu Schulden kam, verwandelte jetzt meine Abneigung in eigentlichen Abſcheu. Dir, Geliebter, kann ich es nun mit Freude entdecken, es war der ſchöne Moment Deiner Bekanntſchaft. Dein Bild haftete feſt in meiner Seele. Es glückte mir auch, daß ich etwas Näheres über Deine Verhältniſſe und Deinen Aufenthalt erfuhr.

Unvorſichtig genug entdeckte ich einmal der Mutter meine Neigung. Aber höchſt entrüſtet ſprach ſie von Luftſchlöſſern, von Ideen, die ſich nicht mit den Einrichtungen in der Welt vertrügen, von kindiſchen Regungen alberner Gefühle. Ich durfte mich dagegen nicht auslaſſen, weil meine Mutter, ihrer immer zunehmenden Kränklichkeit halber, äußerſt reitzbar geworden war. Deſtomehr mochte es wohl, mir ſelber unbewußt, Pignola entgelten müſſen, der bald nachher ſeinen Beſuch machte. Wenigſtens datirt ſich von dieſer Zeit eine voll-

kommene Aenderung ſeiner Lebensweiſe. Er, der ſonſt der ſtillſte, ordentlichſte Menſch geweſen war, verfiel auf einmal in ein wüſtes, unwürdiges Leben. Aus Verzweiflung über mein Zurückweiſen ſeiner Leidenſchaft! ſagten ſeine Verwandte, und dieſe und meine Mutter beſchworen mich, durch Aufgeben meiner Härte ihn auf den guten Weg zurückzuführen.

Beſonders ſtellte auch meine Mutter mir vor, wie ſo ſelten ein Plan gelinge, den Kinder gegen den Willen der Aeltern unternähmen. Sie ſtellte mir ihre eigene Ehe vor, die bei aller wechſelſeitigen Liebe doch den Keim des Unfriedens in ſich getragen hatte, der mit den Jahren immer höher und giftiger emporgeſchoſſen war.

Hatte ſie meinen Bewerber rufen laſſen, oder kam er zufällig, ich weiß es bis dieſe Stunde nicht. Das aber erinnre ich mich, daß er nach dieſer Rede hereintrat und ſein bleiches verſtörtes Geſicht mein Mitleid vollends in Anſpruch nahm, das die kranke Mutter zuvor gefliſſentlich aufgeregt hatte.

Mein gütigeres Benehmen gegen Pignola

machte ſie in der That zuſehends geſünder, ſo daß ſie am andern Tage außer dem Bette bleiben konnte.

Kind, ſagte ſie, ich glaube faſt, daß mein Wiederaufkommen in Deiner Macht ſteht. Dein geſtriges Betragen iſt gar heilſam für mich geweſen.

Man muß die herrliche Frau haben leiden ſehen, um mein Uebermaß des Glückes bei dieſen Worten zu empfinden. Ich kniete vor ihrem Lehnſtuhle nieder, und wäre im Stande geweſen, alle irdiſche und himmliſche Ruhe aufzugeben, um nur ſie beim Leben zu erhalten.

Sprich ganz aufrichtig mit mir, ſagte ſie endlich. Keine Täuſchung. Hat mein Rath Frucht getragen in Deinem Herzen? Soll Pignola Deine Hand erhalten?

Er ſoll ſie erhalten, ja! rief ich.

Merke wohl auf, Olivia. Kein Zwang iſt es, der Dich auffordert.

Nein, nein, mein freier Wille.

So ſei mir geſegnet, fromme Tochter, welche die Wünſche der Aeltern höher achtet als die Grillen ihres ſchwankenden Herzens; die

mir gleichsam das Versprechen mit in die Gruft giebt, das Band wieder anzuknüpfen, was meine und meines Gatten Liebe so leichtsinnig zerrissen hat! — Jetzt ist mir wohl, Olivia, mit Deiner Zusage werde ich dem verewigten Gemahl entgegengehen.

Nur so bald noch nicht! rief ich, ihre Hand ängstlich an mein Herz ziehend und mit den Lippen auf das Gesicht sinkend, das bei den letzten Worten schon gleichsam vom Glanze der Verklärung überstrahlt wurde.

Warum nicht jetzt? antwortete sie, jetzt wo ich im vollen Genusse der Liebe und des Gehorsams meines einzigen Kindes scheiden kann? — Nein, nicht scheiden, gute Olivia. Nur mein Sterbliches wird Dir entzogen werden. Ich selbst, diese Ueberzeugung beseliget mich, ich werde Dir nahe bleiben, und wo möglich, Deine künftigen Entschlüsse zu leiten suchen.

O Mutter, rief ich, vor ihr auf die Kniee sinkend, darum, ja darum flehe ich Sie. Bleiben Sie auf immer mein Schutzgeist, wie Sie es von jeher gewesen sind.

In demſelben Momente erſchien Pignola.

Sie kommen zur rechten Zeit! ſagte ſie ſchon ganz ſchwach. Dabei ergriff ſie meine Hand und legte ſie in die ſeinige.

Jetzt erwachte ich aus der Betäubung. Mein Arm zuckte zurück von dem ſchauerlichen Vorgefühle der Folgen dieſes entſcheidenden Aktes. Pignola ſchien mein Widerſtreben gewahr zu werden und hielt die Hand ſo feſt, daß' mir meine Zukunft im Bilde erſchien und die Bruſt davor faſt zerſpringen wollte. Dennoch ſuchte ich, der geliebten Mutter wegen, meine Mienen wenigſtens, im Gleichgewicht zu erhalten. O es war ein Zuſtand, deſſen Entſetzen nur durch den kurz darauf erfolgten Hintritt der Mutter übertroffen wurde.

Pignola miſchte ſich nun in die nothwendig zu treffenden Anſtalten. Ich konnte es ihm um ſo weniger wehren, da mein Vormund, der Herr dieſes Hauſes, noch nicht in Rom zugegen war. Dazu nannte er mich vor allen Menſchen ſeine Braut, und ſprach ſchon von unſrer Abreiſe nach Mailand. Nein, ſo etwas muß man

erlebt haben, um die Fülle meines Jammers und meiner Verzweiflung zu begreifen!

Am dritten Tage kam mein Onkel und Vormund in Rom an. Kaum war der Leichnam meiner Mutter beſtattet, ſo eilte ich ohne Abſchied von dem verhaßten Bräutigam hierher. Obſchon aber dadurch ſowohl, als überhaupt durch mein Benehmen, meine Geſinnung gegen ihn am Tage lag, ſo verfolgte er mich doch auch bald bis hierher, und ſelbſt meine tiefe Trauer hielt ihn nicht ab, von der künftigen Hochzeit zu ſprechen und mich zu ihrer Beſchleunigung anzutreiben. Weder mein Zorn noch mein Flehen brachte ihn auf andere Gedanken. Seine Sinne vollkommen entbrannt, ſchienen nicht auf Anſtand oder irgend etwas länger Rückſicht nehmen zu wollen.

Nicht einmal mehr vor ſeinen Beleidigungen ſicher, verſchwand ich einmal bei Nacht und ließ eine ſchriftliche Entſchuldigung an den Onkel zurück, die von Thränen faſt ausgelöſcht war. Dem verhaßten Bräutigam ſchrieb ich die Worte: Heilige Mauern werden mir Schutz

vor Ihren Nachstellungen gewähren. Wir sehen uns nie wieder.

Es war mein fester Vorsatz in ein Kloster nach Rom zu gehen. Auch schien der Himmel meine Schritte stärken zu wollen, denn mit dem anbrechenden Morgen hatte ich so viel Weg zurückgelegt, daß ich mich völlig in Sicherheit glaubte. In welches Kloster aber? Eine Freundin, die selbst Schwestern in zwei verschiedenen Klöstern hatte, sollte meine Rathgeberin werden. Mein erster Weg in Rom war zu ihr. Aber wenig Trost. Sie schilderte mir die Klöster, welche sie kannte, ganz anders, als ich sie mir gedacht hatte, vertröstete mich jedoch auf die Zeit, wo eins derselben sich gänzlich umwandeln müsse, weil die künftige Aebtissin eine vortreffliche Person sei. Bis zu ihrer bald bevorstehenden Wahl wurde jedoch niemand in diesem Kloster aufgenommen.

Wohin nun indessen? Meine Freundin durfte sich am wenigsten mit meinem Unterkommen befassen, da ein großer Theil ihres Vermögens von ihren nahen Verwandten, den Pignola's abhängig, auch überhaupt der Haß

dieſer rachgierigen Familie ſehr zu fürchten iſt. Grade aber auf die Unwahrſcheinlichkeit, daß ich bei ihr Zuflucht ſuchen würde, konnte hier meine Sicherheit gebaut werden. Die edle Freundin ſelbſt äußerte dieß gegen mich, und ließ nicht nach, bis ich in ihr Erbieten, mir einen Aufenthalt zu verſchaffen, gewilligt hatte. In ihren eignen Zimmern wollte ſie mich verbergen. Allein bei aller Zuverläſſigkeit ihrer Dienſtleute, die ſie mir anrühmte, durfte ich das nicht annehmen, weil ein einziger geſchwätziger Mund ihr lebenslangen Jammer hätte zuziehen können.

Auf ein ſeiner Baufälligkeit halber ſchon lange unbenutzt liegendes Hinterhaus aber, war mein Abſehen gerichtet, da die alte Aufſeherin darüber von jeher für ein Muſter der Treue gegolten und überdieß, wegen eines in frühern Jahren unvorſichtig ausgeſtoßenen Wortes, das Gelübde gethan hatte, durchaus von nichts, als dem zu ihrem Dienſte oder Leben Nothwendigen zu ſprechen; ein Gelübde, worauf ſie ſo ſtrenge hielt, daß viele Leute bei dieſer Seltſamkeit, die durch ihr leichenfahles Geſicht noch

mehr herausgehoben wurde, ſich eines Grauens vor der bejahrten, auf den Füßen aber noch ziemlich rüſtigen Perſon gar nicht erwehren konnten.

Das Räthſel meines letzten Aufenthaltes in Rom wäre Dir hiermit gelöſt. Das übrige ſoll ſich Dir ebenfalls aufhellen.

Pignola hatte, wie ich ſeitdem erfahren, dem Vormunde und deſſen Familie wegen meines Entweichens gewaltig zugeſetzt. Er glaubte es ſei mit ihrem Vorwiſſen geſchehen, und entblödete ſich nicht, ſo unſinnige als boshafte Drohungen gegen ſie und mich auszuſtoßen. Bei ſeiner ausgebreiteten Bekanntſchaft wurde es ihm nicht ſchwer, alle Klöſter in der Gegend nach mir durchſuchen zu laſſen. Denn ſelbſt den heiligen Mauern drohte er mich wieder zu entreißen.

Da ich nirgends gefunden worden, war er nach Rom gegangen, vermuthlich ebenfalls um mir nachzuſpüren.

Nur mein Vorhaben, die Gruft der Mutter zu beſuchen, verrieth mich ihm. Des Verſprechens der Seligen eingedenk, immer um

mich seyn zu wollen, war ich schon oftmals niedergesunken sie beschwörend, mir ein Zeichen zu geben, ob mein Entschluß in ein Kloster zu gehen, dem Himmel nicht wohlgefälliger seyn müsse, als die mir so herzinnig verhaßte Vermählung. Vergebens; der ersehnte Aufschluß unterblieb. Da gerieth ich endlich auf den Gedanken, bei einbrechender Nacht an ihr und meines Vaters vereintes Grabgewölbe in der Kirche della ** zu gehen, weil ich hier mein heißes Verlangen eher erfüllt zu sehen hoffte. Der Aufseher war durch die Alte vorbereitet. Aber ob Pignola schon früher diesen Besuch, bei meiner Liebe zur Mutter, vorausgesetzt und den Kirchenaufseher bestochen, oder ob der bloße Zufall ihn mir in den Weg geführt hatte, genug, nicht weit von der Kirche selbst steht Pignola plötzlich dicht vor mir. Der Schrecken fesselt mich einen Augenblick, auch kann es wohl seyn, daß mir ein verrätherischer Laut entschlüpft ist. Kurz, obschon wohl maskirt, bin ich ihm verdächtig. Er spricht meinen Namen aus und geht mir nach. Wohin weiß ich nicht. Der offne Eingang zu den Farnesi-

ſchen Gärten bietet ſich dar. Vielleicht hier irgendwo ein Verbergen. Aber nur zu bald ereilt er mich. Entſetzliche Vorwürfe von ſeiner Seite. Er will meine heimliche Zuflucht wiſſen. Auf mein hartnäckiges Schweigen ſagt er, daß er ſchon dahinter kommen wolle, und fügt mit der frechſten Wildheit hinzu: Niemand ſolle mich wieder ihm von der Seite reißen. Ich müſſe ſein werden, lebend oder todt. Dazu zeigt er auf Waffen, mit denen er reichlich verſehen war, die mir es auch wahrſcheinlich machen, daß ein Verrath Statt gefunden hatte.

Nur mit halbem Bewußtſeyn ſchwanke ich ſprachlos neben ihm her. Sein Fall mit dem einen Fuße in einen tiefen Graben giebt jetzt meinem einzigen Gedanken, dem Verſuche zur Flucht, neue Stärke. Lebendig oder todt! ruft er, ſich wieder aufraffend und ſeine Piſtolenkugel fährt dicht bei meinem Ohre vorbei in einen Baumſtamm.

Welche Wendung die Sache nun nahm, iſt Dir bekannt. Auch kannſt Du Dir meine verworrenen Gefühle bei der That, die mich

von ihm befreite, zu erklären. Noch bleibt mir aber die Erwähnung des Argwohns übrig, als ob Pignola's Verwandte böse Absichten gegen mich gefaßt hätten. Er kommt aus sehr wahrhaftiger Quelle. Am Tage vor meiner nächtlichen Abreise schrieb nämlich meine gütige Wirthin mir aufs ängstlichste die Nachricht, daß Pignola's Mutter bei ihr gewesen und aufs Begierigste zu wissen verlangt habe, wo ich mich aufhalte, auch daß sie, als meine Freundin Unwissenheit vorgegeben, mit vielem Kaltsinne von ihr geschieden sei. Zwar scheine man meine eigentliche Zuflucht noch nicht entdeckt zu haben, aber aus des Grafen nachgelassenen Papieren so viel gewiß zu vermuthen, daß ich nach Rom geflüchtet sei. Auch hätte man meinen letzten Zettel an Pignola gefunden, welcher dessen Verwandte auf den unseligen Argwohn gebracht, daß ich die Anstifterin seines Todes gewesen. Meine Freundin fügte hinzu, daß sie nach allen Reden der entrüsteten Dame besorgen müsse, man werde keine Mühe scheuen mich aufzuspüren. Vermuthlich nicht, mich vor Gericht zu ziehen, denn dazu

fehle es an Beweisen, sondern bloß um Pignola's Tod durch einen gedungenen Bravo blutig an mir rächen zu lassen.

Ich konnte kein Mißtrauen in meine Freundin setzen, und es wäre heillos gewesen, meine Beschützerin in das Unglück mit hinabzureißen. Daher entschloß ich mich zur schleunigen Entfernung.

Meine Frage, ob Olivien hier von Nachstellungen etwas vorgekommen sei, beantwortete sie zwar mit keinem bestimmten ja, doch äußerte sie, daß ein Mann in rothem Mantel gestern Abend' nach dem Fenster heraufschielend ums Haus geschlichen sei, dem sie wenig Gutes zugetraut habe.

Heute sollte er an mir seinen Mann finden, sagte ich, und plötzlich antwortete eine rauhe Stimme: das laßt uns sehen. Ein nerviger, gedrungener Kerl trat dazu mit gezogenem Dolche aus dem Gebüsch hervor. Er schien auf unser Erschrecken gerechnet zu haben, auch

war Olivia wirklich ohne Bewußtseyn zurückgesunken.

Seid klug und laßt mich mein Stück Arbeit ungehindert verrichten! sagte der freche Bravo sich Olivien nähernd.

Schurke! rief ich, das für dein schamloses Verlangen.

Er wich meinem Messerstiche aus und sagte mit einer empörenden Kälte: Geht, Herr. Ich habe Gewissen, und verlange kein überflüssiges Blut. Ihr könnt dieser nicht Beistand leisten. Denn im Ernste werdet ihr euch wohl schwerlich mit einem vom Handwerke messen wollen?

Auf diese Rede warf ich mich über den mir weit überlegenen Kerl her. Ich hatte bald zwei Stiche, aber ich ließ nicht ab, brachte ihn auch endlich in der That zu Boden. Ein glücklicher Zufall und die Verzweiflung hatten mich seiner Meister werden lassen.

Kein Laut von Seiten des Banditen. Er war entweder todt oder in der tiefsten Ohnmacht.

Mit dem schönen Gefühle mein einziges Glück im Kampfe gerettet zu haben, trug ich

die noch nicht wieder ins Leben zurückgekehrte Olivia dem Hause zu. Zugleich rief ich nach Leuten, den Todten oder schwer Verwundeten in Empfang zu nehmen und der Obrigkeit den Vorfall anzuzeigen.

Als Olivia zu sich kam, zog sie mich heftig an ihr Herz. Ihre Freude war zu gebieterisch, als daß die Gegenwart der umstehenden Verwandten sie hätte unterdrücken, oder auch nur beschränken können. Indessen kamen die Leute mit der Nachricht zurück, daß sie keine Spur von dem Banditen gefunden hätten. Er müsse entweder geflohen oder von Spießgesellen weggebracht worden seyn. Beides war mir unbegreiflich, denn wenn er Kameraden bei der Hand gehabt hätte, so wären diese bei meinem nicht sogleich beendigten Kampfe mit ihm unfehlbar zu seiner Hülfe herbeigeeilt und zum Davongehen glaubte ich ihn zu gut getroffen.

Gleichwohl mußte mich dieser Glaube getäuscht haben. Das machte Olivien und mir große Sorge. Der Kerl hatte vermuthlich unser ganzes Gespräch mit angehört und wir erinnerten uns, daß bei den Reden, die ich

zwiſchen Olivia's Erzählung geworfen, des Grafen Todesfall durch mich, erwähnt worden war. Die Sache konnte ſogar noch vor Gericht gezogen werden und mir hauptſächlich die lange Verheimlichung ein gar böſes Spiel machen.

Meine von mir ganz vergeſſenen Wunden, welche Olivien jetzt das hervorquellende Blut entdeckte, ſtürzten meine Braut in neue nicht minder peinliche Unruhe. Doch gab der Arzt gar bald den Troſt, daß beide Verletzungen nur ſeitwärts in's Fleiſch gegangen und von keinem Belange wären.

Ueber den Banditen erhielt man am folgenden Tage nähere Auskunft. Er war nämlich bis in einen mit Strauchwerk überwachſenen Graben gekrochen, wo er am Morgen gefunden und von der Obrigkeit aufgehoben wurde. Sein Tod verurſachte viel Freude in der Gegend, weil man in ihm einen der gefährlichſten Meuchelmörder erkannte, auf deſſen Kopf ſchon vor mehrern Jahren ein hoher Preis vergebens geſetzt worden war.

Nebſt andern angeſehenen Perſonen wurde auch wirklich Pignola's Mutter durch ſeine Brief-

taſche kompromittirt. Sie war des Frevels Anſtifterin und konnte der gerichtlichen Nachfrage ohnmöglich entgehen. Wenn ſchon ihre gewichtigen Konnexionen die förmliche Unterſuchung abwendeten, ſo durfte ſie doch nicht ohne große Gefahr künftige Anſchläge gegen Olivia's Leben faſſen, daher denn der Vorfall, der erſt auf ſo finſtere Folgen hinwies, in der That die erfreulichſten für uns hatte.

Deßohngeachtet war wohl eine baldige [illegible]rath und Abreiſe das Rathſamſte. Nur mußte mein Vater um ſo mehr davon im Voraus unterrichtet werden, weil ich wegen meines frühern von ihm gebilligten, nunmehr aber zurückgethanen Schrittes ſeiner Verzeihung zuvor bedurfte. Daß er mir ſie vorenthalten würde, ſchien mir nicht glaublich, da er Julien ſo wenig als Olivien kannte, und es ihm, wenn ich mich nicht ganz irrte, um weiter nichts, als um meine Rückkehr und eine junge, geſunde Schwiegertochter zu thun war. Nur ein Vergeſſen der hergebrachten Form würde er, auf alte löbliche Sitten haltend, nicht ungeahndet gelaſſen, und es mir zum Beiſpiel niemals ver-

geſſen haben, wenn ich mit der Heirath hätte anfangen und ihn erſt hinterher davon unterrichten wollen.

Ich that daher ſogleich den erſten zu meinem Vorhaben nöthigen Schritt, indem ich an ihn ſchrieb. Ich nahm mir die Mühe, die Ereigniſſe alle in einer umſtändlichen Erzählung ſo mitzutheilen, wie ſie aus einander gefolgt waren, weil ich ihn auf dieſe Weiſe am leichteſten den unvermeidlichen Stufengang meiner Liebe gleichſam mit hinanzuführen hoffte. In meinem Leben habe ich keinen Brief abgeſchickt, mit dem ich zufriedener geweſen wäre.

Nach einer vom Glück überſtrömten Woche kehrte ich endlich nach Rom zurück. Obſchon die Umſtände meinen Unmuth gänzlich gehoben und mich fröhlicher als jemals gemacht hatten, ſo erfuhr ich doch hier eine viel kaltſinnigere Behandlung als ſonſt. Die gute Julie allein war in ihrer Geſinnung unverändert geblieben, und kam mir, wie immer, überall mit herzlicher

Zuneigung entgegen. Sie ſchien zu errathen, was in mir vorgegangen war, und mit heiterm Anſtande das tragen zu wollen, was ein unfreundliches Geſchick ihrem ſchönen Herzen auferlegte.

Nur ihr Wunſch hielt mich länger in dieſem Landhauſe, wo mir faſt alle Spur meiner vormaligen harmloſen Genüſſe durch den geſtörten, in leere Ceremonie ausgearteten Ton der Uebrigen ausgelöſcht worden war.

Schon hatte ich Luſt ihr mein ganzes Vertrauen zu ſchenken, weil die Lage der Dinge ihre vormaligen Gefühle gegen mich in das Verlangen nur von meinem Herzenszuſtande irgend etwas Gewiſſes zu erfahren, verwandelt zu haben ſchien, als meines Vaters Antwort anlangte, die dieß, bei meinen feſten Vorſätzen, nicht möglich machte, wenigſtens nicht, ohne Julien auf das empfindlichſte zu betrüben.

So viel ich nämlich auch auf die überzeugende Darſtellung meines Briefes an ihn gerechnet hatte, ſo wenig war damit ausgerichtet worden. Mein Vater zeigte großes Erſtaunen

über die Abänderung meines Vorhabens um Julien anzuhalten.

Von der Ueberlegung, sagte er, die meinen Jahren zukäme, hätte er durchaus keinen so raschen Sprung erwartet. Er hätte geglaubt, der frühere Entschluß beruhe auf einem reiflich erwogenen Lebensplane, nun aber müsse er leider sehen, daß ich im Stande sei meine ganze Zukunft dem ersten besten, blendenden Augenblicke aufzuopfern. Der Enthusiasmus, mit dem ich Olivien lobe, beweise ihm unter solchen Umständen nichts weiter, als daß mein fünf und zwanzigjähriger Kopf noch unter dem Drucke eines leichtsinnigen Herzens stehe. Kurz, so schloß er, er würde weit lieber sehen, daß diese durch Abentheuer herbeigeführte Leidenschaft für eine Ausländerin aufhöre und dafür die Neigung zu Julien wieder fortgesetzt werde, die wenigstens den Anschein einer bessern Besonnenheit gehabt hätte.

Der Brief vernichtete mich ganz. Ich sah das Alter und dessen Ansichten darin so unverkennbar, daß ich an einer Widerlegung seines Inhalts verzweifelte. Eine Leidenschaft auf-

hören lassen, eine Neigung fortsetzen! Was war darauf zu sagen, da das Eis der Jahre die Begriffe von der Kraft der Leidenschaft und dem Eigensinne der Neigung meinem Vater genommen zu haben schien. Hier war nichts zu thun, meinte ich, als sich bescheiden zu erklären, daß die neuen Verhältnisse zu weit gediehen und die frühern nicht mehr zu berücksichtigen wären. Nur Olivia, keine als sie, könne jemals die Meinige werden. Sobald sein Segen zu dieser Verbindung einlange, solle auch der priesterliche und darauf die Rückkehr ohne Verzug erfolgen. Das letztere Versprechen, bildete ich mir ein, werde bei meinem Vater gewiß alle das Bittere aufwiegen, was das Beharren auf meinem Willen für ihn haben konnte.

Olivia, mit der ich, wie sich versteht, eine starke Korrespondenz regelmäßig unterhielt, erfuhr so wenig als Julie von dem Inhalte dieses Schreibens, wie sehr sie auch den jetzt so

düſtern Ton meiner Briefe beklagte, und die Urſache zu erfahren trachtete.

Ihr Umgang würde dazu gehört haben, mir die Zeit, welche bis zu meines Vaters Antwort verſtreichen mußte, erträglich zu machen. Dennoch ließ ich mich hierdurch nicht zur Reiſe nach Spoleto verleiten, weil mein Mißmuth über die väterliche Sonderbarkeit in Briefen immer noch eher zu umſchleiern war, als im ſteten Beiſammenſeyn, und ich Olivien, die alles Recht hatte, über meine veränderte Stimmung Aufſchluß zu verlangen, weder durch eine Unwahrheit hintergehen, noch durch die Wahrheit betrüben mochte.

Endlich kam der Brief an. In zwei Zeilen enthielt er die abgedrungene Genehmigung, jedoch unter der Bedingung baldigſter Rückkehr, weil, ſetzte mein Vater hinzu, ſeine Güter bei längerm zweckloſen Herumſchiendern ihres Erben unſtreitig ſehr zurückkommen und die Unterthanen der Willkühr gieriger Verwalter unterliegen müßten, da ihm die Kraft abgehe, ſie wie vormals zu bereiſen und ein wachſames Auge überall mitzubringen.

Ich vergaß den Unmuth, der unter diesen Zeilen lauschte. Guter Vater, dachte ich, ein Blick auf Olivien und du wirst meine Neigung williger als in diesem Briefe gutheißen. Ihre Person und ihre Eigenschaften werden dich überzeugen, daß es mir unmöglich gewesen wäre, ihre Hand aufzugeben!

Um nach der Trauung mit Olivien die Rückkehr ohne Verzug antreten zu können, traf ich im Voraus alle hierzu nöthige Maßregeln. Ich brachte meine Angelegenheiten in der Stadt in Ordnung, und ließ schon vorläufig die Kunstsachen und andre zum Mitnehmen eingekaufte Dinge packen und bereit legen.

Das schöne Vorgefühl künftig stets um Olivien zu seyn, träufte Balsam in den Schmerz bei dem Gedanken der Entfernung aus diesem heitern Götterlande.

Nur Julie beunruhigte mich. Meine Reiseanstalten bewegten sie tief. Das gute, an mir seit so langer Zeit innig theilnehmende Wesen hatte die häufigen Briefe, deren Inhalt ihr nicht fremd bleiben konnte, hin und her laufen sehen, ohne ihren Unwillen darüber auch

nur durch eine Miene zu äußern. Die Trennung aber, die ihr nun bevorstand, konnte sie nicht ohne zahllose Thränen verschmerzen.

Julie, sagte ich, sie zu trösten, wir sehen uns ja wieder, wir müssen uns ja wiedersehen. Ihr Leben in Italien wird auch am längsten gedauert haben und das Vaterland uns wieder vereinigen. Gern entschließe ich mich dort meistens auf dem Gute zuzubringen, das Ihrem künftigen Aufenthalte am nächsten liegt, auch wohl den Winter der Residenz Ihres Hofes zu widmen. Gewiß, Julie, wir werden noch recht glücklich mit einander leben.

Alles dieses aber stillte die Weinende nicht.

Der Brief von Olivien blieb dießmal ungewöhnlich lange aus. Schon war ich im Begriff ihn nicht erst zu erwarten, sondern sogleich zu ihr zu reisen und ihr die väterliche Einwilligung mit Uebergehung der Art, wie sie erfolgt war, in Person zu bringen. Schon hatte mein Franz die Pferde vorgeführt, als der Brief doch noch ankam und also lautete:

Leben Sie wohl, Guido. Ich kann die Ihrige weder seyn, noch jemals werden. Forschen Sie nicht nach der Ursache, nicht nach meinem Aufenthalte. Alles ist vergebens.

Olivia.

Zugleich war ein Brief von ihrem Vormunde gekommen, der alle Spuren der äußersten Unruhe trug. Olivia war abermals verschwunden und ich ward ängstlich ersucht ihm Auskunft darüber zu geben, weil ich doch unfehlbar davon wissen müsse.

Gott, was ist Ihnen? rief Julie, als ich auf mein Reitpferd schwankend, mich nur mit Mühe darauf erhalten konnte.

Nichts ist mir, weiß ich doch kaum, ob ich selber noch bin! rief ich laut auflachend und flog mit dem Pferde wie rasend von dannen.

In Spoleto hatten alle Mitleid mit mir; ich war ganz zum Kinde geworden. Doch raffte ich mich bald ein wenig auf, um Nachforschungen anzustellen, die indessen, wie Olivia vorausgesagt hatte, ohne Erfolg blieben.

Keine Seele errieth die Urſache von ihrem plötzlichen Verſchwinden.

Ein wahrer Menſchenfeind kam ich in Juliens Nähe zurück — Selbſt in dieſen Tagen that ſie alles, mich mit der Welt auszuſöhnen. Ihr Verlangen etwas Beſtimmtes von der Veranlaſſung zu meinem innern Unglück zu wiſſen, konnte nicht länger zurückgewieſen werden. Ich entdeckte ihr das Hauptſächlichſte. Dagegen erfuhr ich von ihrer Dankbarkeit für dieſes Zutrauen alles. Selbſt, daß ſie jenen erſten Einwilligungsbrief meines Vaters wirklich geleſen hatte, verſchwieg ſie mir nicht.

Offen vor mir lag das liebende, zarte Gemüth, das ich verſcherzt, um einer Andern willen verſcherzt hatte, deren Charakter mir jetzt in manchem Momente zweideutig vorkam.

Gleichwohl hatte meine Rückkehr zu Julien große Schwierigkeiten. Meine Neigung ging noch immer mit Ungeſtüm zu der Andern hinüber, die es wirklich ihrem Herzen hatte abgewinnen können, mir einen ſo kurzen Abſagebrief zu ſchreiben. Sollte ich Julien eine

Hand verſprechen, die unwillkührlich nach der Verſchwundenen in die leere Luft hinauslangte?

Auf der andern Seite ſtürmte mein Vater in Briefen auf mich ein. Er berief ſich darauf ſeine Einwilligung nur bedingungsweiſe gegeben zu haben, und drohte ſie ganz zurückzunehmen, wenn ich länger im Auslande verweilen wollte. Ihm den Zuſammenhang der Sache mitzutheilen, dazu fehlte mir der Muth. Es war natürlich, daß er, der Olivien nie geſehen, der den Zauber ihres Geiſtes und Körpers nie vor ſich gehabt hatte, mich eines gränzenloſen Leichtſinnes bezüchtigen mußte, wenn ich ihm ſagte, wie dieſelbe Perſon, um derentwillen ich die Hand der ihm zuver ſo angerühmten Julie aufgegeben, nun auf Einmal mit mir umgegangen war.

Was zu thun? Ich hatte ſchon zu viel und überall vergebens einer Spur von Olivien nachgeforſcht um noch Hoffnung zu haben ſie aufzufinden. Und wenn ich ſie fand, womit wollte ſie jene abſcheulichen Zeilen entſchuldigen?

Nur

Nur Eine Entschuldigung blieb mir denkbar, nämlich, daß irgend ein Zwang der Beweggrund seyn könne. War aber dieß der Fall, so mußte ich besorgen, daß sie damit zwar von den blutgierigen Menschen, die ihr schon nach dem Leben getrachtet, das letztere eingelöst, doch nur darum eingelöst hatte, um es in einem tiefen, unzugänglichen Kerker vergraben zu sehen.

In dem tollen Wahne mir selbst entfliehn zu können, suchte ich jetzt in der umliegenden Gegend Zerstreuung und blieb oft ganze Nächte im Freien. Der Himmel war zu mild. Nordische Stürme würden mir willkommener gewesen seyn.

Hauptsächlich begab ich mich gern auf hohe Berge. Indem ich die weite Gegend übersah, glaubte mein Auge zwar bewußtlos, aber doch gewiß auch auf Olliviens Wohnung sich zu senken und auszuruhen. Als ich eben wieder gegen Untergang der Sonne eine ziemliche Anhöhe erstiegen hatte, zog ein Ungewitter näher und näher. Der Regen trieb mich unter einige Bäume. Nie habe ich dem Donner mit so

inniger Freude zugehört, nie mit solchem Verlangen in die kreuzenden Blitze geschaut.

Warum nur den kummerlosen Baum? rief ich, als wenig Ellen weit von mir eine Pinie durch den Wetterstrahl zu Boden gestreckt wurde. Bald loderte auf einem Berge gegenüber die Flamme aus einem Gebäude, einem Kloster, wie es schien. Das Feuer war jedoch noch vor Ende des Gewitters wieder gelöscht.

Im Wirthshause unten, wo ich übernachtete, sprach man viel von diesem Brande und der thätigen Hülfe, die man dem Kloster geleistet hatte. Auch bedauerte man unter andern eine dabei umgekommene Person, eine Novize, die nach der Aebtissin Versicherung die Ablegung des Gelübdes gar nicht habe erwarten können. Alle wollten so etwas Schönes lange nicht gesehen haben.

Unfehlbar war es weit mehr meine Ueberzeugung, daß so vieles Rühmen von Schönheit niemand ausser Oliven verdiene, als eine eigentliche Ahndung, was mich zu der Vermuthung brachte, sie möge doch wohl selbst diese Novize seyn. Meine Vermuthung ward immer

lebendiger, ſo daß ich auch am andern Morgen ſehr früh eine Gärtnerin aufſuchte, die mit im Wirthshauſe geweſen war und von ihrem Auftrage geſprochen hatte, den folgenden Tag Blumen zum Kloſter hinaufzubringen, womit die Abgeſchiedene bei ihrer Ausſtellung in der Kirche bekränzt werden ſollte.

Aber ſie machte große Schwierigkeiten, als ich ſie erſuchte, mich, als ihr Mädchen verkleidet, mitzunehmen. Auf ein gutes Verſprechen zeigte ſie ſich indeſſen ungleich williger. Nur, meinte ſie, daß ich den Abend, wo ſie nochmals Blumen hinaufzutragen habe, dazu abwarten müſſe. Dann, fügte ſie hinzu, ſei auch zugleich die feierliche Beerdigung zu ſehen.

Unter ſolchen Umſtänden mußte ich mir die Folter jeder ewigen Minute dieſes unglücklichen Tages gefallen laſſen.

Am Abend ging ich als Gärtnermädchen mit zum Kloſter hinauf.

Eine neue qualvolle Ewigkeit, während die

Blumen zuſammengebunden wurden, da die Kirche, worinnen die Erblaßte lag, bis zu der Feierlichkeit verſchloſſen blieb.

Endlich rückten, erſt die Aebtiſſin, dann die übrigen Nonnen, je zwei und zwei, mit brennenden Kerzen aus dem Kloſterthore hervor. Die bleichen, weißgekleideten Geſtalten glichen ſelbſt Abgeſandten des Todes, gekommen um einen Raub für ihn in Empfang zu nehmen. Ihre Geſänge, dumpf, wie Töne der Unterwelt, drangen tief in mein innerſtes Mark. Ein Paar heftig weinende Novizen, welche den Zug beſchloſſen, trugen die Guirlanden, mit denen die Erblichene in's Grab geſenkt werden ſollte. Als der Zug in die Kirche gelangt war, und, während die Novizen die welkgewordenen Blumen ihrer verblichenen Schweſter mit den friſchen vertauſchten, der Chor einen Halbkreis um den Sarg bildete, fand ich, daß der Platz, den man mir angewieſen hatte, mich ſeiner Entfernung und Tiefe halber, um die Hauptſache, die Entſeelte zu ſehen, brachte. Daher eilte ich, ohne meiner Begleiterin Aengſtlichkeit

zu achten, bis in die Mitte der Kirche dicht hinter die Nonnen.

Sie iſt es! Mit dieſen lauten, männlich ausgeſprochenen Worten drang ich bis dicht an den Sarg hinan.

Welche Gottloſigkeit! rief die Aebtiſſin. Die Nonnen ſchauderten. Die heilige Handlung war geſtört.

Ich ſtand ein Marmor, ohne Furcht und ohne Muth, das ſtarre Auge auf den Sarg geheftet, deſſen Deckel die Aebtiſſin vor allen Dingen zu ſchließen befahl.

In demſelben Augenblicke aber, als man damit theils, und theils mit meiner Entfernung beſchäftiget war, zeigte ſich eine Regung der Entſeelten. Und auf meinen Ausruf: Sie lebt, ihr heiligen Mächte! richtet ſie ſich wie durch einen elektriſchen Schlag aus dem Sarge empor.

Nun war keine Kraft der Welt vermögend mich lebendig von der Stelle zu bringen. Mein Herz brannte hoch auf. Die Hoffnung leuchtete meiner Sehnſucht vor. Olivia! rief ich, und die herrlichen Augen traten in's Leben, die

ſchönen Arme breiteten ſich nach mir aus, nach mir!

Mit dem Wunder, die Todte wieder erwachen zu ſehen, war das allgemeine Erſtaunen zu ſehr beſchäftigt, als daß an mich weiter hätte gedacht werden können. Alles ſuchte der Erwachten Erleichterung zu verſchaffen und hülfreiche Hand zu leiſten. Es kamen Betten, aber Olivia bedurfte deren nicht einmal, ſo ſehr hatte ſie ſich ſchon von dem Scheintodte erholt.

Die Umgebungen erſt ſchienen ihr zu verrathen, was vorgegangen war. Guido, ſagte ſie, Ihre Stimme hat mich in's Leben gerufen. Ich fühle tief, wie weh ich Ihnen gethan habe, und bin durch mein Gewiſſen zur Entdeckung der Urſachen aufgefordert. Morgen Vormittag.

Sie wendete deßhalb ein Paar Worte an die Aebtiſſin. Aechte Religioſität ruht allezeit auf einem fühlenden Herzen. Die heilige Frau beurtheilte, ſeit ihr mein Verhältniß zu Olivien klar wurde, den Frevel, mich verkleidet unter den Chor gedrängt und die ehrwürdige Stimmung durch meinen Ausruf „unterbrochen zu

haben, weit milder als zuvor. Sie gestand mir für den andern Tag ein Gespräch mit der Novize zu, deren Wiederkehr in's Leben ihr Freudenthränen hervorlockte.

Ein beruhigender Blick Oliviens erfrischte mein abgemattetes Herz. Er berauschte mich noch auf dem Rückwege. Ich schloß die alte Gärtnerin, die mir meine Unvorsichtigkeit vorrückte, lautlachend in die Arme. Die ganze Nacht verlebte ich in göttlicher Trunkenheit.

Die Aebtissin empfing mich am andern Morgen im Sprachzimmer. Dann erschien Olivia. Ein Strom von Liebe floß aus ihren Augen. Du bist blaß und krank geworden! rief sie. Meine Schuld! Aber ich will auch vergelten! Ein neues Leben beginnt, indem ich Dir angehöre, nur Dir.

Die Aebtissin, aus Diskretion zurückgetreten, eilte auf diese lauten Aeußerungen der Leidenschaft herbei, um ihrer Pflicht gemäß die Vorschriften des Hauses in Erinnerung zu bringen.

Verzeihung, heilige Frau! rief Olivia. Mein junges Leben iſt zu einem Bewußtſeyn erwacht, zu dem es die ganze Zeit meines Hierſeyns nicht gekommen war. Er hat mich aus des Todes Armen ſelbſt zurückgeholt. Meine Zukunft gehört ſein. Beklagen Sie Ihre dankbare Tochter, daß ſie in die Bande der Welt aufs neue verflochten wird, aber entziehen Sie ihr Ihren Segen nicht.

Die Aebtiſſin theilte unſre Rührung. Zu mir ſagte Olivia: Die fromme Frau iſt Zeugin meiner Zuſage an Dich. Da dieſe einmal erfolgt iſt, ſo kann die Entdeckung der Urſache meines Dir gewiß unbegreiflich geweſenen Schrittes bis zu dem veränderten Aufenthalte verſchoben werden. Benachrichtige nun ſchleunigſt meinen Vormund von allem, daß er Anſtalten treffe, mich abzuholen, weil ich mir und Dir ſchuldig bin das Kloſter mit Anſtand zu verlaſſen.

Ich billigte das und kehrte am vierten Tage mit dem Onkel zurück.

Die Verlegenheit, womit ſie dem Manne alle Entſchuldigungsgründe, auf die er doch

ebenfalls ein groſses Recht hatte, während unſrer gemeinſchaftlichen Rückreiſe verſchwieg und nur im Allgemeinen um Verzeihung bat und ſagte, beſondere Umſtände hätten ſie zu der Flucht bewogen, ſchienen ihn zu verſtimmen. Ich ſelber wuſste nicht recht was ich denken ſollte, und das tiefe Gefühl in ihrem groſsen, leuchtenden Auge gehörte dazu, mir den Verdacht irgend eines Leichtſinnes meiner Braut aufs neue zu benehmen.

Auch ſeine Gattin erfuhr bei unſerer Rückkehr nichts Beſtimmtes über Oliviens ſeltſames Entweichen.

Nachdem die Zurückgekehrte ihre Brieftaſche zu ſich geſteckt hatte, winkte ſie mir in den Garten:

Je näher ich dem Augenblicke meiner Rechtfertigung komme, ſagte ſie hier, deſto gröſser erſcheint mir auch das Schwierige davon. Wie wollen Worte ausreichen Dich in die Mitte der düſtern Vorſtellungen zu führen, die meinen Entſchluſs nach ihrem tyranniſchen Willen leite-

ten? — Und doch! Du wirst mich verstehen, aber Du allein. Du, selbst ein unzertrennbarer Theil meines innersten Wesens. Darum will ich auch lieber die Andern in Ungewißheit lassen über mich, als meine trüben Geheimnisse Gemüthern Preis geben, die mir weniger verwandt sind.

Dein Reisewagen hatte sich kaum aus meinen Augen verloren, als mir die kurze Zeit bis zu Deiner Wiederkehr ganz unabsehlich dünkte. Nur anhaltende und wo möglich ungewohnte Beschäftigungen konnten Linderung versprechen. Ich drängte mich daher zu häuslichen Arbeiten. Ich half der Tante in Besorgung der Oekonomie, ihrer größten Liebhaberei. Ich suchte mein ziemlich vernachlässigtes musikalisches Talent zu bilden und gerieth endlich auch auf den Gedanken, den Nachlaß meiner Aeltern, und besonders ihre Papiere, in bessere Ordnung zu bringen.

Welche ungeahndete Schätze fand ich bei genauerer Ansicht dieser Papiere! Ich fand, daß mein Vater über sein ganzes Leben gleichsam Buch gehalten hatte. Ich war gewissermaßen

umringt von seinen tiefsten Gefühlen, die er der Schrift anvertraut haben mochte, um so die flüchtigen Augenblicke, in denen sich dem Leben ein höheres Verständniß aufschließt, gleichsam zu fesseln und zu Wegweisern für die Zukunft zu machen. Was mich am meisten bewegte, war ein nur halb verhaltener Mißklang, der fast in allem tönte, was er niedergeschrieben hatte, und der mir lange Zeit nur durch das erklärbar wurde, was meine selige Mutter über seine ihr zwar verschwiegene, aber der Scharfsichtigen nicht unbekannt gebliebene Reue wegen des Zwiespalts mit den Verwandten gesagt hatte.

Als ich alles im ganzen Büreau untersucht zu haben glaubte, machte mich der Onkel noch auf ein verborgenes Fach aufmerksam, welches mir ganz entgangen war. Nur Papiere darin. Versiegelt und unter der Aufschrift: Für niemand auf der Welt als meine Olivia. Selbst die selige Mutter schien das Fach nicht bemerkt zu haben, weil ich sonst das Packet unfehlbar durch sie erhalten hätte. Von Vaters Hand war darauf bemerkt, daß er es mir kurz vor seinem Tode einhändigen wolle. Sein plötz-

liches Ableben hatte die Ausführung des Vorsatzes verhindert.

Die wichtigsten Bruchstücke enthält diese Brieftasche. Hier die Anrede an mich, welche im Innern sich vorfand:

Theures, innig geliebtes Kind, gegenwärtige Fragmente sind bei ihrem Entstehen nicht für Dich bestimmt gewesen. Es sind Eingebungen und Ergießungen der momentanen Stimmung, größtentheils den Schlüssel zu meinem innern Unfrieden enthaltend. Verbirg sie Deiner Mutter, weil ihr Inhalt ihr keinen Nutzen gewähren kann. Desto mehr Dir, mein Kind. Vielleicht sind grade diese Papiere das kostbarste Vermächtniß. Betrachte sie so, und gönne Deinem Vater seine Ruhe nach langem Leiden.

Für heute, lieber Guido, nur diejenigen Bruchstücke, welche vorzüglich auf unsre Verbindung Anwendung leiden. Hier sind sie beisammen.

Der Erzähler trug sie noch in seiner Brieftasche und las sie vor.

— — Nun habe ich doch erlangt, wonach alle meine Wünsche sich müde jagten! Der

Prieſter hat unſre Hände in einander gelegt. Aber was will der Vater dort mit ſeinem drohenden Geſichte, die Mutter mit ihren Thränen? Wie kann ich die Wohnung meines Glückes beſchreiben, wenn dieſe Schreckbilder ihre Schwelle bewachen? — —

— — Ja, es iſt aus mit mir. Was mich erheben ſollte, hat ſeine Hand plötzlich von mir abgelaſſen, und nun liege ich hier unten in der ſchauerlichſten Oede. Mein Sturz hat der Mutter das Herz zerdrückt, unter dem die Gütige mich getragen und des Vaters gellender Fluch iſt nicht gemacht, mich mit dieſem ſchaurigen Gedanken auszuſöhnen. — Und was ſoll mir das ſchöne, herrliche Weib in ſolchem Abgrunde, wo meine eigene Gemüthloſigkeit zermalmend auf mir liegt und der Theuern den tückiſchen Gift mitten im Kuſſe der Liebe reicht? — —

— — Die Zeit ſollte heilen. Gewiſſenlos vertraute ich dieſem Wahne. Die Zeit das Gefühl des ſchreiendſten Undanks? Nein, überall und immer wird dieſes bittre Gefühl zwiſchen mich und mein Weib treten und eine Verwor-

renheit in uns nähren, die auf baldige Zerstörung hinarbeitet. — —

—— Der harmonische Verein meiner Kindheit mit den spätern Jahren ist verloren. Mein Leben und das Leben meiner Frau in zwei fremde Hälften zerfallen, die der Rausch der Liebe vergebens an einander zu passen strebt. — Ach, daß die junge Liebe so eitel auf ihre flüchtige Lust seyn, daß sie so leichtsinnig mit den Erstlingsgefühlen des Lebens, mit den Gefühlen umgeht, welche die Vorsicht um Kind und Mutter geschlungen hat! — —

—— O des thörichten, unseligen Glaubens der Jugend, daß ihr ganzes Herz in Einem irdischen Wesen sein Heil finden könne, daß gewisse Menschen für einander geschaffen wären, wie Seele und Leib! Als ob die Vorsehung darauf sänne, den Menschen an's Irdische so zu ketten, daß er darüber der Ewigkeit ganz vergessen sollte. O es ist der frevelhafteste Wahnsinn, so schnöden Begierden die Kindespflicht aufzuopfern. Der Fluch ereilt jeden, der ihm huldigt. Auch mich wird er bald unter die Erde treiben. — —

Olivia — so lautete die Nachschrift, beherzige diese Worte und das Unglück meines Lebens überhaupt. Gedenke der Lehren und Weisungen Deiner Mutter immer in Liebe und Gehorsam. Dein Band mit Pignola ist mein sehnlicher Wunsch und der ihrige. Du müßtest denn das Kloster wählen wollen, wo sich auch Gelegenheit findet, für Dein und Deiner Aeltern Heil zu leben.

Durchbohrt von der Spitze dieser Worte, fuhr Olivia fort, war mein Muth völlig dahin. Ich mied die Verwandten, um nur ihren Fragen nach der Ursache meines Triebsinnes zu entgehen. Ich verschloß mich. Darüber kam der Abend heran und vermehrte meine Schauer. Der blutrothe Mond schien die Züge meines zornigen Vaters zu tragen.

Bei der Mutter glaubte ich Zuflucht suchen zu müssen. Du kennst ihre wohlgetroffene Bildsäule, die auf meinem Zimmer stand. Ich warf mich davor nieder. Ich beschwor sie ihr

Wort zu erfüllen und mich zu umschweben, aber auch sich mir kund zu thun. Meine Gefühle für Dich brachen in Worten und Thränen hervor. Ich berief mich auf die Nothwendigkeit selbst, die unsre Geister zusammengefügt, auf den ewigen Willen, der gewiß alles so geordnet habe. Ich beschwor sie um Antwort, fest überzeugt, daß wenn ein jenseitiges Leben Statt finde, und die Erblichene nicht um ihren ganzen Muttersinn gekommen sei, sie von meiner Seelenangst herbeigezogen, mir ihre Meinung durch Laut, Blick oder Wink offenbaren müsse.

O Theuerste, rief ich endlich, kannst Du mich in dieser Zerstörung hier liegen sehen und mir doch Deinen Willen vorenthalten? Die Verzweiflung treibt mich von Dir an sein liebes theilnehmendes Herz. Soll ich dem Rufe nicht Folge leisten?

Und wie ich meine verweinten Augen jetzt nach der Bildsäule aufschlage, sehe ich deutlich eine Regung, eine verneinende Regung. Ja, der Arm sogar scheint, beweglich geworden, sich drohend nach mir erheben zu wollen.

Dieß

Dieß dünkte mich die empörendste Ungerechtigkeit. Ich bedeckte meine Augen um die grausame Mutter nicht mehr zu sehen, und der Entschluß Dich selbst aufzusuchen und in Deinen Armen Vaterland, Aeltern, Welt und Himmel zu vergessen, riß mich vom Boden auf. Doch kaum bis zur Thüre geeilt, höre ich einen Fall, der mir die Glieder lähmt. Die Bildsäule der Mutter! Zertrümmert liegt sie auf der Erde.

Den Eindruck dieses Ereignisses wird keine Zeit jemals verlöschen. Als ob ich meine Mutter selbst ermordet hätte, so schwankte ich zurück die Trümmer der Bildsäule anstarrend. Keine Spur mehr von dem liebreichen Gesicht. Es war mir unverkennbar, daß sie mich ihres Anblicks nicht länger werth geachtet habe. Ach, Guido, welch ein gräßlicher Abend! Die Verwandten hatte der Fall auch in mein Zimmer gelockt. Sie kamen mit dem Troste, daß die Statue gar leicht zu ersetzen sei, weil noch ein Exemplar davon im Attelier des Bildhauers stehe.

Um sie nur los zu werden, stellte ich mich

als hierdurch vollkommen beruhigt, ſchlich aber noch in derſelben Nacht aus dem Hauſe nach dem Kloſter zu, wo Du mich ſo wunderbarer Weiſe wieder gefunden haſt. Es iſt das nämliche, auf das ich ſchon früher mein Abſehen gerichtet, und wo mich meine römiſche Freundin damals vorläufig empfohlen hatte. Die Veränderungen, denen man zu jener Zeit entgegenſah, waren ſeitdem eingetreten, und ich fand in der neuen Aebtiſſin eine ſo herrliche Frau, daß ihr bloßer Anblick mich zuweilen wegen der Nachricht an Dich beruhigte, die darum ſo nackt und ohne alle Beweggründe gegeben war, weil ich, wohl nicht mit Unrecht, beſorgte, jede nähere Erklärung der Sache werde Deine Leidenſchaft alles aufbieten machen, wieder in meinen Beſitz zu gelangen. Dir und Deinen Briefen ausharrenden Widerſtand zu leiſten, dazu floß ein viel zu heftiges Feuer einzig für Dich in meinen Adern. Gleichwohl war es, als ob mich unaufhörlich eine mahnende Stimme aus der Unterwelt Dir, der Todesurſache des mir beſtimmten, und eigentlich nur durch mein Widerſtreben in thörige Wildheit geſtürzten

Bräutigams, abwende, und meinen im halben Wahnwitz geschriebenen Zettel billige.

Die furchtbare Schwermuth, die ich zur Begleiterin hatte, machte es nothwendig, daß ich die Aebtissin einen halben Blick in mein zerrissenes Gemüth, in die Kämpfe thun ließ, zwischen meiner Liebe und meiner Pflicht. Ach, die fromme Frau war die Theilnahme und Milde selbst. Auch sie hatte vor dem Sturme widerstrebender Verhältnisse in den heiligen Mauern Schutz gesucht und gefunden. Sie äußerte bloß Mitleid, wenn sie hörte, daß mein Herz noch immer wach und träumend das Heiligthum verlasse und verbrecherische Hoffnungen auf Dich setze. Um ihm diese Hoffnungen gänzlich zu benehmen, wünschte ich mein Noviziat abgekürzt und mir vor der festgesetzten Zeit, durch förmliche Einkleidung, die Pforte nach der Welt hinaus auf ewig verschlossen zu sehen. Hierein aber zu willigen, das stand nicht in der Macht der Aebtissin. Auch sträubte sie sich sehr gegen mein Verlangen eine besondere Erlaubniß für diesen besondern Fall aus-

zuwirken. Doch ließ ich nicht ab mit Bitten, bis ſie endlich nachzugeben verſprach.

Das Ungewitter, das ſo große Veränderungen hervorbrachte, kam dazwiſchen. Durch lange Faſten, mir zu Bezähmung meiner freveinden Gedanken auferlegt, ganz kraftlos, war es kein Wunder, wenn ich von dem Blitze, der in meine Zelle fuhr, betäubt niedergeworfen und mein anhaltendes Erſtarren für den Tod ſelbſt gehalten wurde. Jetzt bin ich Dein. Mein früheres Leben iſt zu Grabe getragen. Dein Ruf hat mir ein neues Seyn abgerungen, deſſen Regungen alle Dir zugehören. Nun habe ich kein Bedenken weiter und wäre bereit, ſogleich mit Dir zum Altare zu treten.

Eine Umarmung ſchloß ſich an Olivia's Rede.

Morgen denn! rief ich, das ſüße Wort raſch ergreifend.

Ja, morgen!

Wir kehrten zurück zu den Verwandten, um ſie davon zu benachrichtigen, die über der Freude

an unſerm Glücke die Neugier nach Oliviens Veranlaſſung zur Flucht vergeſſen zu haben ſchienen.

Späterhin erinnerte ſich meine Braut im Vorbeigehen bei der Stelle, wo die zerbrochene Bildſäule geſtanden, an die erlebte Scene, und die Schauer jenes Abends erneuerten ſich in ihr. Sonderbar genug traf das Mondlicht grade auf dieſen Platz und nur auf dieſen, ſo daß mich ſelbſt einige Schauer anwandelten.

Laut maß ich indeſſen ihrer gereitzten Phantaſie allein die troſtloſe Vorſtellung bei, ſuchte auch zugleich das Uebernatürliche, das ſie dem frühern Ereigniſſe zuſchrieb, aus derſelben Quelle zu erklären. Wirklich hatten die Fragmente ihres Vaters ſie damals gleichſam mit Gewalt vor der Bildſäule der Mutter niedergeſtürzt. Die ſchon ſehr aufgeregte, hier immer heftiger entzündete Einbildungskraft konnte ja leicht ihre eigene Unruhe den Augen der Bildſäule untergeſchoben und ſogar den lebloſen Arm im Verdachte der Bewegung gehabt haben. Der Fall der Statüe erklärte ſich ſo ziemlich durch eine Berührung mit dem Kleide der plötzlich Auf-

ſtehenden. Denn in ihrem damaligen gewaltſamen Zuſtande war an einige Aufmerkſamkeit hierauf nicht zu denken.

Olivia wünſchte zu eifrig jene Schreckniſſe entkräftet zu ſehen, als daß mein Beſtreben ſie davon zu überzeugen nicht ſchon gebahnten Weg hätte finden ſollen. Selbſt die Bruchſtücke aus den Papieren ihres Vaters, die ſich durchaus nicht verläugnen ließen, konnten noch in ein unſerm Plane günſtigeres Licht geſtellt werden. Der verſtorbene Mann war in der letzten Zeit, worein dieſe Fragmente größtentheils fielen, der Aſcetik ſo eifrig ergeben geweſen, daß man alle ſeine Anſichten der Dinge aus ihr herleiten konnte. Ich ſuchte Olivien zu beweiſen, daß nur ein freies Urtheil etwas gelte, die Abhängigkeit ihres Vaters aber von ſeinen religiöſen Seltſamkeiten ein ſolches ſchwerlich erlaubt habe.

Die Liebe ſprach; die Liebe glaubte. Olivia war völlig beruhigt, als ſie mir gute Nacht ſagte.

Ich lag vor Schlafengehen noch ein wenig im Fenſter, als ein beſtürztes Mädchen herbeieilte, um mich zu Olivien zu holen, welche an heftigen Phantaſien leide.

Das befremdete mich, da ſie mich eben ganz geſund verlaſſen hatte. Ich fand ſie auf ihrem Sopha mit ſtarren Augen und bewegten Lippen. Erſt nach einer Menge Fragen deutete ſie mir an, daß ich ganz ſtill neben ſie niederſitzen möchte. Dann wollte ſie wiſſen, ob ich nichts höre.

Ja wohl. Das Brauſen eines ſtarken Luftzuges zwiſchen Thür und Fenſter, der Deiner Geſundheit ſchaden kann.

Ich ſtand auf um das Fenſter zuzumachen, aber ſie rief: Keine Beſchränkung! Wie ſehr auch die Stimme von dorther mich ängſtigt, ſo darf ich ſie doch nicht mit Gewalt von mir abwehren.

Erſtaunt fragte ich, was ſie höre.

Jetzt nichts, aber ehe Du kamſt dreimal ein lautes Ach! von der Stimme der Mutter.

Vergebens ſuchte ich ihr das Unwahrſcheinliche zu zeigen. Doch faßte ſie ſich, da die

Stimme nun ausblieb und beruhigte mich beim Abſchiede einigermaßen mit den Worten, daß ſelbſt dieſe Stimme nicht vermögend ſeyn ſolle, unſer ewiges Bündniß zu zerreißen.

Das öftere Wiederkehren von dergleichen Erſcheinungen war mir bedenklich. Es ließ, wie ich meinte, auf eine Reitzbarkeit des Gemüthes und der Phantaſie ſchließen, die von zerſtörenden Folgen für Oliviens Leben ſeyn konnte. Doch vielleicht, daß die Reiſe nach Deutſchland, die Zerſtreuungen überhaupt, und das Aufhören ihres jetzigen einſamen Zuſtandes die beſten Hülfsmittel darboten. Dieſer Gedanke ſtillte meine Unruhe wenigſtens ſo weit, daß ich endlich zur Betäubung, zum Schlafe kam.

Da überfiel mich aber ein Traum, ſo klar und zuſammenhängend, und dabei ſo gräßlich, daß der Schreck darüber mich aus dem Bette warf. Er iſt zu auffallend, greift auch in meine Geſchichte zu weſentlich ein, als daß ich deſſen Mittheilung unterlaſſen könnte. Mir war nämlich, als ginge ich mit Olivien in Begleitung ihrer Verwandten zur Kirche. In der vollen Blüthe der Reitze ſteht ſie ſchon neben

mir am Altare, als auf Einmal hinter uns ein Todtengesang erschallt. Befremdet und erschrocken über die so unpassende und unwillkommene Störung wende ich mein Gesicht nach der Gegend hin, und siehe da ein Leichnam von Fackelträgern umringt wird langsam und feierlich herbeigetragen. Die Zeugen staunen schweigend. Der Priester verstummt. Der Leichenzug schreitet unterdessen immer weiter und weiter vor. Grade nach dem Altare zu. Es ist, nun entdecke ich es, dieselbe Prozession, die ich auf dem spanischen Platze mit ansah; Pignola, der seinen Tod durch mein Messer fand. Nur mit dem Unterschiede, daß der grüne Heft des letztern hier noch wirklich in einem furchtbaren Glanze daraus hervorragt.

Olivia kann ihre Thränen, ich mein Entsetzen nicht verbergen.

Die vordern Leichenträger stehen schon dicht an mir und scheinen ihr Ziel noch nicht beendiget zu haben. Da scheidet der Priester mich und Olivien mit der Hand von einander, damit sie Platz erhalten. Und grade zwischen uns setzen sie den Leichnam nieder, aus dessen

Herzen in dieſem Momente der Dolch und mir dabei ein Blutſtrom in's Geſicht ſpringt.

Dieſes furchtbare Ereigniß ſcheint allen Anweſenden meine Anklage auszuſprechen. Alle werfen mir ſchreckliche Blicke zu, bis auf Olivien, welche lautſchluchzend ihre ſchönen Augen verſchloſſen hält.

In demſelben Momente richtet der Todte ſich empor, ſieht mit einem Hohnlachen auf mich, von dem die Wölbung der Kirche ſchauerlich wiederhallt, und ihre Säulen ſchwanken, bis der Prieſter durch einen Blick in die Höhe die Unordnung beſchwichtigt.

Der noch immer aufgerichtete Todte kehrt ſich darauf zu Olivien. Er reicht beide Arme zu ihr empor und der Prieſter ſcheint es wohlgefällig mit anzuſehen. Das iſt mir zu viel. Ich will den auflebenden Leichnam zurückſtoßen, aber der Geiſtliche hält den Gekreuzigten zwiſchen uns, und ſogleich fühle ich mich aller Regung beraubt, während der Todte Olivien, die ſchon keinen Blutstropfen mehr im Geſichte hat, zu ſich hinunter zieht. Da will ich mit Gewalt die Banden ſprengen, worein der Prie-

ſter mich gelegt hat und — falle aus meinem Bette um zu erwachen.

Bis dieſe Stunde noch iſt es mir, als ob ich auch zuvor nicht geſchlafen, ſondern nur in einem ganz andern Bewußtſeyn als nachher mich befunden hätte.

Das Traumgeſicht, von dem ich Olivien natürlich nichts entdecken konnte, kam mir den ganzen Tag nicht aus dem Sinne, und je mehr am Abend das Licht erſtarb, deſto lebhafter und ſchreiender ward das Kolorit jenes ſchauerlichen Bildes.

Die Trauungen im Gebiete des vormaligen Kirchenſtaats pflegen meiſt in der Nacht zu geſchehen. So auch die unſrige. Beim erſten Schritt in die Kirche prallte ich zurück. Das war allzu grauenvoll! Keine Säule, nicht die mindeſte Verzierung anders darin als in dem Bilde meines Traumes. Selbſt die Beleuchtung traf bis auf die kleinſten Eigenheiten zu. Gleichwohl erinnerte ich mich nicht je zuvor

diese Kirche gesehen zu haben. Auch der Geistliche, der mich in der vergangenen Nacht durch Vorhalten des Kruzifixes versteinert hatte, glich dem völlig, der nun hervortrat, um die heilige Handlung zu verrichten. Doch nahm mich dieses weniger Wunder, da mir der Mann schon früher im Leben vorgekommen war. Nur das, daß wie mir es schien, alle seine Bewegungen Kopien seines Abbildes auf die vorige Nacht waren, auch selbst die Rede ganz denselben Inhalt hatte. Ich sage, wie mir schien, denn meiner aufgeregten Phantasie mußte es jetzt ein Geringes seyn, Aehnlichkeiten wahrzunehmen, die sonst vielleicht niemand gefunden hätte.

Es ging noch weiter. Jeden zufälligen Schall bis auf das Räuspern der Anwesenden, glaubte ich schon vorige Nacht in dem Kirchgewölbe wiederhallen gehört zu haben. Zufällig hustete Oliviens Vormund, wie sein Ebenbild in der Nacht gleichfalls, und zwar damals grade vor dem Todtengesange. Dieser Umstand zwang jetzt mein Gesicht sich über die Schultern zu wenden, weil es mir unglaublich

ſchien, daß ſich alles reproduziren ſolle und nur der Leichenzug nicht. Ich wiederholte bald darauf dieſes Umſehen. Denn jeden Augenblick beſorgte ich die Töne zu hören und die Fackelträger eintreten zu ſehen.

Alles Aufmerken auf die heilige Handlung war verloren. Ich verfiel in eine gänzliche Gedankenloſigkeit.

Als der Prieſter das Ja von mir erwartete, und weil ich ſeine wiederholte Anfrage, die mir ganz entgangen war, unbeantwortet gelaſſen hatte, mich mit ſeiner Hand berührte, ſtieß ich einen Laut aus, der auch Olivien mein Entſetzen mittheilte. Ich glaubte, der Geiſtliche wolle, wie in voriger Nacht, mich von der Braut trennen, und der Todte werde nun ſogleich zwiſchen uns hereingeſetzt werden.

Daß nichts von dem allen der Fall war, beruhigte mich in dieſem Momente nur wenig. Denn was der Wirklichkeit an Schrecklichem abging, das fügte meine blutige Phantaſie hinzu.

Die Handlung war zu Ende, ohne daß ich eigentlich wußte was geſchehen war.

Mein Gott, Olivia! rief ich, im Fortgehen an der Kirchthüre ihr Geſicht beim Lampenſchein betrachtend. Denn grade ſo ſtarr und blutlos war es, wie in der vorigen Nacht. Ohne Antwort auf meinen Ausruf, ging ſie ſtill und geiſterähnlich neben mir hin. Den Verwandten war ebenfalls kaum ein Wort abzugewinnen.

Zu Hauſe ſtürzten Ströme von Thränen über das Geſicht meiner todtenblaſſen Braut. Das war ein Troſt für mich. Denn Thränen hatte ihr Auge in der vorigen Nacht keine gehabt.

Was fehlt Dir, Olivia? fragte ich.

Alles! antwortete ſie leiſe. O warum war ich ſchwach genug, bei dem Tone, der Deinen Abſcheu vor dem Jaworte ſo deutlich ausſprach, nicht ſogleich Dir ein Band zu erſparen, das ſchon im erſten Augenblicke Deine Bruſt zuſammenzog!

So befremdend mir auch Anfangs dieſe Anſicht war, ſo natürlich fand ich ſie doch bei einiger Betrachtung der Umſtände. Olivia, die nichts von meinem Traume wußte, konnte gar

keine andere als die gefaßte Idee von der Sache haben. Die Andern ebenfalls nicht. Und in der That fielen ſie auch aus Rache gegen meinen unmännlichen Wankelmuth, dem ſie das anſtößige Benehmen zuſchrieben, mit der ganzen Laſt ihres beleidigten Nationalſtolzes über mich her. Kaum daß ſie den Fremden, der um ein Glied ihrer urſprünglich römiſchen Familie mühſelig gebuhlt und daſſelbe, nun es ſein war, öffentlich am Altare erniedriget hatte, eines Wortes, ja eines Blickes mehr werth hielten.

An ihnen lag mir wenig. Nur Olivien ſuchte ich durch meine Liebkoſungen vom Gegentheile ihres Argwohns zu überzeugen und mich mit einem heftigen Kopfſchmerze zu entſchuldigen, der mir alle Beſinnung geraubt hätte.

Die eigentliche Veranlaſſung ihr mittheilen, hätte Hand an die Grundpfeiler unſeres beiderſeitigen Glückes legen heißen.

Zwei Tage kosteten die Anstalten zu unserer Abreise, in denen der erste Taumel der Liebe uns beseligte. Der Abschied war erschütternd. Ich mußte dem Umarmen zwischen ihr und den Verwandten noch durch eine halb unwillig ausgesprochene Bitte ein Ende machen.

Für's Erste ging es nach des Grafen Landhause. Bei der Freundschaft, die ich in seiner Familie genossen, konnte ich die Vorstellung meiner Gattin nicht umgehen, so viel Verdrüßliches auch diese Ceremonie, hauptsächlich Juliens halber für mich hatte.

Niemals in meinem Leben ist mir etwas rührender gewesen, als dieser Eintritt in jenes Landhaus; Julie war die erste Person, die wir antrafen. Die ganze Liebe ihres schönen Herzens schien sie zusammenzunehmen, um sich gegen den Schmerz zu waffnen, mit dem mein Verhältniß zu Olivien ihr weh that. Ich sah, wie meine Gattin einige Augenblicke aufmerksam von ihr betrachtet und dann an das Herz der Guten heftig gezogen wurde.

Die Scene veränderte sich beim Eintritt der Uebrigen, die jetzt von einer Spazierfahrt nach

Hause

Hauſe kamen. Ein feierlicher Hofton trat an die Stelle der Empfindung. Die kalten Glückwünſche der Gewohnheit drängten ſich mechaniſch auf uns zu. Julie allein zog ſich zurück, um wie es ſchien nicht in den Verdacht der Fühlloſigkeit mitzukommen.

Ich kürzte den läſtigen Aufenthalt möglichſt ab. Nur Julien hätte ich gern noch einmal geſehen. Aber mein gutes Auge ging überall vergebens nach ihr aus. Erſt beim Einſteigen in den Wagen wurde ich ihr gütiges Geſicht hinter einem fernen Oleanderſtrauche gewahr. Ich konnte mich nicht enthalten ihr einen freundlichen Abſchiedsblick zuzuwerfen und ſie eilte herbei, mir zum letzten Male die Hand zu reichen, die ich mit dem Gefühle des bitterſten Schmerzes an meinen Mund drückte.

Olivia ſaß eine Zeitlang ſtumm neben mir im Wagen. Endlich ſagte ſie — von meinem Verhältniſſe mit Julien bereits unterrichtet — ich begreife noch nicht, Guido, wie es Dir

möglich gewesen ist, dieses herrliche Mädchen vorüberzugehen, um nach mir Deine Hand unbedachtsam auszustrecken. Jetzt sollst Du mir Deine Reue am Trauungsabende nicht wieder wegerklären!

Ich hatte zu thun um Olivien die Sache von neuem auszureden. Auch gelang es nicht auf lange Zeit. Denn jene trübe Vorstellung war so tief in ihr Gedächtniß eingewachsen, daß sie, wenn ich auch einmal ihre Wurzel ausgerissen zu haben wähnte, auf Einmal wieder frische kräftige Zweige mächtig emportrieb.

In Rom war alles Nöthige in einem Tage abgethan. Dann ging es ziemlich vergnügt an die Reise.

Olivia billigte meinen Wunsch des Vaters wegen unterweges so wenig als möglich zu verweilen. Daher wurden die schönsten Gegenden nur durchflogen und ihr eigentlicher Genuß einer künftigen, bessern Zeit aufgespart.

Ein groſser Verdruſs, den mein Vater juſt vor unſerer Ankunft mit einem ſeiner Verwalter gehabt hatte, raubte dem Augenblicke des Wiederſehens die rechte Innigkeit. Auf mein Bedauern äuſserte er ſogar in der erſten Hitze: Und das alles wäre mir erſpart worden, wenn Du früher darauf gedacht hätteſt, den böſen Folgen meines unbeweglichen Alters durch eine kräftige Oberaufſicht über Dein künftiges Beſitzthum vorzubeugen. Genau genommen, fügte er noch rauher hinzu, bin ich ein Thor, mich über den Betrug meiner Dienſtleute zu ärgern. Was ich auf dieſer Welt noch brauche, ſo viel wird mir gewiſs bleiben, und warum für die Güter eines Erben ängſtlich ſorgen, deſſen eigne Schuld es iſt, wenn ſie zu Grunde gehen?

Olivia ſtand zitternd neben mir. Es muſste ihr bei dem hochrothen, finſtern Geſichte meines Vaters und ſeinen polternden Worten um ſo unheimlicher werden, da ſie ſolche bei ihrer gänzlichen Unkunde der deutſchen Sprache mit auf ſich bezog.

Zwar ſuchte er ſogleich mit Gewalt eine freundlichere Rolle — denn mehr als Rolle kann

ich es bei ſeinem hitzigen Charakter nicht nennen — gegen ſie anzunehmen und entſchuldigte die Aufwallung mit milden Worten. Allein Olivia faßte den Sinn ſeiner Rede nicht. Ich mußte den Dollmetſcher zwiſchen ihr und dem Vater abgeben, bis letzterer ſich zur franzöſiſchen Sprache bequemte, die ihm ſeltſamer Weiſe von jeher ſo zuwider geweſen war, daß er, bloß um ihr auszuweichen, den Hof ſeit Jahren vermieden hatte. Durch lange gefliſſentliche Vernachläſſigung derſelben obendrein um alle Geläufigkeit darin gekommen, brach er das Geſpräch baldmöglichſt ab und entfernte ſich unter ganz nichtigem Vorwande mit ziemlich merkbarer Unzufriedenheit.

Olivia konnte ſich ſonach nicht anders als ſehr unbehaglich in ihrer neuen Heimath fühlen. Ich war dazu ein ſchlechter Tröſter, denn der Gedanke ließ nicht von mir, daß dieſe erſten ſchlimmen Eindrücke dem ganzen Grunde, auf dem das Bild ihrer Zukunft ausgeführt

werden ſollte, einen widrigen Ton zu geben drohten.

Auch in den folgenden Tagen ſprach mein Vater nur dann mit meiner Gattin, wenn er es durchaus nicht umgehen konnte. Ich mußte gemeiniglich, wie beim erſten Eintritt, die Mittelsperſon abgeben, ein Umſtand, der die allgemeine Unterhaltung überaus ſpröde und ſchwerfällig machte.

Aus dieſem Grunde vermied der Vater jetzt Geſellſchaft ins Haus zu bitten und wenn — was ihm ſonſt immer viel Freude gemacht hatte — der Zufall einen Bekannten, oder intereſſanten Fremden zur Tiſchzeit zu uns führte, ſo war ihm dieß gemeiniglich unangenehm. Die franzöſiſche Sprache, die dann gewählt werden mußte, wollte weder ſeinem Munde noch ſeinen Ohren zuſagen.

Bei alledem war Olivia zu gut in jeder Hinſicht, als daß ihm ihre Perſon hätte mißfallen können. Doch hatte er ſich darüber nicht geäußert. Grade an dieſer beruhigenden Aeußerung aber war mir gelegen, daher redete ich ihn eines Abends, wie eben die Erinnerung

der deutſchen Sprache ſie auf ihrem Zimmer beſchäftigte, deßhalb an, machte ihn auf den Eifer, womit ſie die Sache betrieb, aufmerkſam, und fragte endlich gradezu, wie ihm meine Gattin gefalle.

Ich bin vollkommen mit ihr zufrieden, mein Sohn, antwortete er. Das würde ich Dir ſchon längſt erklärt haben, wenn ich nicht, um mich ganz über den Punkt auszuſprechen, noch eine Dir weniger willkommene Erklärung hinzuthun zu müſſen geglaubt hätte. Mit ihr vollkommen aber — verzeihe — mit Dir und Deiner Wahl durchaus nicht. Ich bin gewiß kein Grillenfänger. Habe ich Dir zum Beiſpiel je ein unſchönes Wort geſagt, als Du in der Welt ſorglos herumſchwärmteſt? Nein. Was er nicht abſichtlich lernen will, dachte ich, wird ihm beiläufig gleichſam in Fleiſch und Blut übergehen. Er wird mit dem Gange des allgemeinen Lebens bekannt werden, und ſeine eigene Straße künftig unwillkührlich gut und bequem einrichten. Das haſt Du aber gar nicht gethan. Nur eins. Du konnteſt Dir Deine Verhältniſſe in meinem Hauſe unge-

fähr vorstellen. Du konntest wissen, welche schlimme Wirkung es auf Deine Gattin und mich hervorbringen müsse, daß das schöne Band gemeinschaftlicher Sprache zwischen uns nicht Anfangs vorhanden war. — Du übersahest alles um ihrer Reitze willen. Es ist nicht das erste Mal, mein Sohn, daß die Reitze, selbst der trefflichsten Frau, dem Hause, worein sie widernatürlich gerieth, und ihr selbst nachtheilig geworden sind.

Widernatürlich! rief ich aus. Dieses Wort sollte hier anwendbar seyn? Mein Vater zuckte die Achseln und ich fuhr etwas hitzig fort: Weil meiner, gewiß in jedem Betracht liebenswürdigen Gattin die Ansprache an Sie, für die erste Zeit fehlte, eigentlich nur wegen Ihrer, doch auch etwas sonderbaren Abneigung vor dem Französischen, fehlte, darum kann wohl meine Verbindung mit ihr nicht sogleich widernatürlich gescholten werden!

Und doch! sagte mein Vater. Das Wort ist mir entschlüpft und Dein Einwurf zwingt mich tiefer in die Sache zu gehen. — Auch ich habe in meiner Jugend Italien und die

dortigen Gewohnheiten und Gebräuche kennen gelernt. Ich mißbillige die wenigsten, da sie meist alle mit Klima und Verfassung zusammenhängen. Aber, mein Sohn, wie wenig paßt unser auf einen rauhern Himmelsstrich berechnetes Leben zu ihnen, und muß nicht eine dort Eingeborne hier von dem schlimmen Gefühl in eine unwirthbare Fremde verstoßen zu seyn, ewig verfolgt werden? Ich sehe die Einwendung voraus, die so eben Deine Lippen bewegt. Sie hat sich freiwillig dazu entschlossen, meinst Du. — Vielleicht, sage ich, aus gänzlicher Unbekanntschaft mit unserm Lande, oder unter der Voraussetzung, daß dieser Wille stets der ihrige bleiben werde. Oder auch möglich, daß sie gar keinen Gedanken dabei hatte. Im Rausche der Liebe ist dem Weibe wohl der Glaube an dessen Ewigkeit erlaubt. Aber der Mann muß weiter hinaus denken, wie denn überhaupt der Mann bei jeder guten Liebe die Verbindlichkeit auf sich hat, seiner Geliebten Zukunft von allen Seiten zu berücksichtigen und zu sichern. Das hast Du nicht gethan, mein Sohn. Gott gebe, daß der schöne Orangen-

baum nicht zu Grunde gehe, den Du ſeinem milden Himmel entzogen haſt! — Es iſt nun heraus, was mir lange das Herz beſchwerte, und kein Wort weiter über die geſchehene Sache. Von jetzt an fühle ich mich Dir wieder ganz nahe gerückt. Laß uns das Uebrige ſchweigend ertragen.

Liebreiche Augenwinke und eine herzliche Umarmung vertraten meiner Entſchuldigung den Weg. Auch erkannte ich das Wahre in meines Vaters Aeußerungen, das ſich in der Folge, leider, mehr und mehr beſtätigte. Olivia konnte in der That nicht recht eingewohnen. Ich merkte das, ſo eifrig ſie ſich auch bemühte, mich vom Gegentheile zu überreden.

Zum Unglück trat grade ein ächtnordiſcher Winter ein, der Olivia's Körper empfindlich angriff. Noch ein beſonderes Uebel verbannte ſie jetzt gradezu aus meines Vaters Geſellſchaft. Von Jugend auf bei der Armee, war die unſaubere Gewohnheit des Tabakrauchens ihm dermaßen zur andern Natur geworden, daß er die

Pfeife faſt den ganzen Tag nicht entrathen konnte. Im Sommer, wo die freie Luft einen großen Theil des widerwärtigen Rauches ſogleich hinwegnahm, hatte Olivia nur ſelten kleine Uebelkeiten bekommen. Allein in den feſtverwahrten Winterzimmern war ihr dieſer verhaßte Dampf ſo unerträglich, daß ſie ihn kaum eine halbe Stunde auszuhalten vermochte, ohne heftig an Krämpfen zu leiden.

Das machte meinem Vater wieder einen gewaltigen Strich durch die Rechnung. Er hatte auf die Winterabende am Kamine ſchon lange gehofft. Meine Reiſeabentheuer hatte ich ihm da zum Beſten geben ſollen. Ohne die Pfeife im Munde konnte er aber auch unmöglich nur Zuhörer ſeyn. Oder ſollte ich mich mit ihm zum Feuer ſetzen und meine Gattin der ganzen Unannehmlichkeit eines ihr ungewohnten Winterabends in der Einſamkeit Preis geben? So viel verlangte mein Vater nicht. Um ſo weniger konnte er es auch, da Olivia unter allen Gutsnachbarinnen keine Freundin zu ihrem Umgange gefunden hatte. An die gewandte Lebensart ihres Vaterlandes gewöhnt, waren ihr die

mannichfachen, steifen Formen der meisten dieser Frauen zuwider, und einige wenige, mit denen sie wohl eher hätte seyn mögen, hatten von fremden Sprachen so unvollkommene Kenntniß, daß der Umgang beiden Theilen viel zu schwierig wurde, um ihn sonderlich wünschen zu können. Künftig änderte sich das vielleicht, wenn Olivia mit der deutschen Sprache vertrauter geworden war. Allein bei all ihrem Fleiße hatte die Sache solche Schwierigkeiten, daß sie bisweilen ganz verzweifelte es jemals zu einiger Fertigkeit darin zu bringen.

Das Alles zusammen versetzte mich wohl manchmal in einen Mißmuth, den zu unterdrücken ich nicht Meister blieb. Ob ich zwar, wenn Olivia darüber jammerte, alles einzig auf das Gefühl ihrer unbehaglichen Situation schob, so glaubte sie doch, wie ich späterhin erfuhr, mein Mißmuth habe schon viel früher angefangen und mein Benehmen am Altare wich nicht mehr aus ihren Gedanken. Mein erwähnter Laut bei der Trauung hallte in grauenhaften Schwingungen durch unsre ganze Ehe.

Oft fand ich sie beim unerwarteten Eintritt

in ihr Zimmer vor dem Gemälde ihrer Mutter liegen um, wie mir vorkam, der hochverehrten Frau den Schritt zum Altare mit mir abzubitten. Bei alledem konnte ich Olivien keinen Mangel an inniger Liebe vorwerfen und wünschte nur erst den Winter vorbei, um sodann durch Reisen und dem Wechsel der Gegenstände eine andre Stimmung und fröhlichere Bilder in ihr aufzuregen.

Eine zu frühe Niederkunft entkräftete ihren Körper. Der Umstand, daß sie grade ein Jahr später an demselben Abend erfolgte, wo ihr bestimmter Bräutigam durch meine Hand gefallen war, gab der Sache ein schaurigs Gewicht. Obendrein fanden wir beide in dem todtgebornen Sohne die Züge des getödteten Mannes wieder. Vermuthlich nur Täuschung, wie denn ohnehin die Aehnlichkeiten zwischen Neugebornen und erwachsenen Personen gemeiniglich nur in der Einbildung beruhen. Aber wie oft ist nicht schon eine trügliche Einbildung weit ge-

fährlicher als selbst die trostloseste Wahrheit geworden.

Hier war dieß abermals der Fall. Meine Gattin wurde bei der sorgfältigsten Pflege immer schwächer und schwächer, und meine Unruhe über ihren Zustand nahm mit jedem Tage zu.

Einmal bei Nacht, wie ich, um einer Schlaflosigkeit, die mich seit einigen Wochen regelmäßig allezeit in den ersten Morgenstunden ängstigte, durch langes Wachen, wo möglich vorzubeugen, noch über einem Buche gesessen hatte, kam es mir auf Einmal vor als ob auch Olivia, die doch schon vor einigen Stunden schlafen gegangen war, wieder auf dem Stuhle neben mir säße. So tiefsinnig aber und starr, daß ich vor ihr erschrak. Mein Blick verfolgt das Ziel ihres weit geöffneten Auges, und ich sehe, wie der Boden erst zu wanken, dann ganz zu verschwinden anfängt, und an dessen statt, dicht vor unsern Füßen Pignola's blutendem Leichnam aus der Tiefe sich immer weiter heraufhebt. Olivien den furchtbaren Anblick zu ersparen, will ich sie hinwegreißen, doch ehe mein Arm sie ergreifen kann, wird er von den

schrecklichen Augen plötzlich gelähmt, die der Todte jetzt nach mir aufschlägt. Drauf richtet sich dieser wie in dem Traume vor der Trauung empor, faßt meine Gattin und zieht sie, Trotz ihrem Widerstreben, zu sich in die Tiefe hinab.

Mein Name, der in diesem Momente von Oliviens Stimme im Schlafzimmer ängstlich ausgestoßen wird, verjagt auf einmal das ganze Bild von meinen Augen. Ich raffe mich in die Höhe und eile an das Bette meiner Frau, die sich krampfhaft an mich anhält und ausruft: Laß mich wenigstens an Deinem Herzen verbluten.

Verbluten! erwiedre ich durch das Wort grausam in der Freude gestört, die Widerlegung jenes trostlosen Blendwerks in meinen Armen zu halten.

Ja, mein Geliebter! antwortet sie leise. Drauf erzählt sie mir, daß so eben Pignola vor ihr Bette getreten sei, und ihr Herz durchbohrt habe.

Dieses wunderliche Zusammentreffen ihrer Vorstellung mit meiner Erscheinung oder meinem Traume — denn in der That ich kann es

bis dieſe Stunde nicht entſcheiden, ob jenes Schreckenbild mich ſchlafend oder wachend überraſchte — dieſes Zuſammentreffen brachte mich faſt von Sinnen. Ich hatte zu thun um wenigſtens einigen Schein von Faſſung zu behalten.

Ein bloßer Traum, liebſte Seele! tröſtete ich.

Doch ſagt, entgegnete ſie, der heftige Schmerz in meinem Herzen, daß es kein leerer Traum geweſen iſt.

Wirklich ging ihr Puls in äußerſter Unordnung, ſo daß der Hausarzt herbeigeholt wurde. Sein Troſt, daß ein böſer Traum gar oft das Blut unregelmäßig bewege, und daß ſeine Medicin die Wallung ſchon heben werde, war nicht lange haltbar. Denn trotz der eingenommenen Arznei wurde Oliviens Unruhe immer heftiger und ihr Athemholen ſchwerer. Auch wollte das Traumbild, das ſie dahin gebracht hatte, gar nicht aus ihrer Seele weichen.

Unter mehrern Umſtänden, die ihr davon im Gedächtniſſe geblieben waren, befremdete mich beſonders der eine außerordentlich. Der Griff des Dolches nämlich, mit dem ſie ſich

umgebracht glaubte, war ihrer Aussage nach grün, und eine glänzende Schrift darauf befindlich gewesen.

Da ich mich genau erinnerte, niemals ein Wort von dem erwähnten Dolche gegen sie fallen gelassen zu haben, so war mir in der That recht schauerlich bei diesem, wie es schien, mehr als zufälligen Zusammentreffen der Dinge zu Muthe. An ihrem Bette versank ich in eine gänzliche Betäubung über ihren und meinen Schmerz.

Ein krampfhaftes Anfassen von ihrer Hand brachte mich zu mir selbst. Das schrecklichste Erwachen, weil seinem ersten Blicke der Tod der Geliebten begegnete.

Mein Vater war fast so erschüttert von dem Falle als ich. Er maß seinem Betragen einigen Antheil daran bei. Daß der Mensch doch, sagte er, auch in den wichtigsten Momenten seiner innern Bewegung nicht Meister wird! Wer weiß ob die Treffliche schon jetzt geopfert wäre, wenn ich nicht die Stunde ihrer Ankunft sogleich durch unselige Aufwallungen vergiftet

oder

oder auch nur ſpäterhin mich weniger ihrem Umgange entzogen hätte!

Er ging ſo weit in ſeinen Vorwürfen, daß ich, der Zertrümmerte, ihn zu beruhigen ſuchen mußte. Aber ſelbſt der Umſtand, daß bei der Unterſuchung ihres Körpers ein Polyp im Herzen als die Todesurſache gefunden wurde, ſelbſt dieſer Umſtand vermochte nichts über ihn. Weißt denn Du, fragte er bitter, wenn und woher die Entſtehung dieſes Gewächſes gekommen? Erkundige Dich bei Deinen weiſen Aerzten, und jeder wird vielleicht eine andre, wahrſcheinliche oder unwahrſcheinliche, Hypotheſe dafür bei der Hand haben.

Meine Antwort konnte nicht viel mehr als ein Achſelzucken ſeyn. Leider, fiel am Ende auf mich die meiſte Schuld.

Der Vater überlebte Olivien kaum einen Monat, einen Monat, deſſen Pein und Schrecknisse ich unberührt laſſe. Noch in ſeinen letzten Minuten mußte ich ihm meine Wiedervermählung mit einer deutſchen Frau zuſagen. Er

ſchien ſich näher erklären zu wollen, als das Leben ihm von der Lippe floh.

Kaum ſtanden die ehrwürdigen Reſte des Vaters in dem Kirchgewölbe neben dem Opfer meiner Liebe, ſo trieb mich die heftigſte Unruhe aus dem Kreiſe meiner letzten unglücklichen Wirkungen. Jeder Schritt in jener Gegend führte ja über den Leichnam einer untergegangenen Seligkeit. Die Erinnerungen waren noch zu friſch, um nicht tödtlich zu werden, und mich ſonach von dem Gelübde abzuhalten, das ich meinem Vater gethan, mit dem blutendſten Herzen, aber doch gethan hatte. Dieſe entfernte Reſidenz war mein erſter Gedanke.

Um unbekannt zu bleiben, reiſete ich unter dem Namen eines meiner Güter, ſchickte auf der hieſigen Gränze alle meine Leute zurück und vermied die Menſchen ſo viel als möglich.

Aber weder die Entfernung von der Heimath, noch mein ſeltſames Leben konnte mich

vor der Vergangenheit in Schutz nehmen, die wie mein böser Genius mir überall auf der Ferse ſtand.

In dieſe Zeit fiel die Geſchichte, die mich zum Gegenſtande der allgemeinen Neugier machte. Ein Fremder, jung und ſchön von Anſehen — doch Sie kennen ihn ja — der meinen wahren Namen ausgeſpürt hatte, reißt einmal haſtig mein Zimmer auf und ſagt auf italiäniſch: Sie haben ein Meſſer in Rom zurückgelaſſen, ich bringe es Ihnen hier nach. Zugleich zog er wirklich den bekannten Dolch mit grünem Griffe hervor.

Ha, Böſewicht! rief er, als der Schauer, der mir bis in's Mark drang, ſeinem blitzenden Auge nicht entging. Mein Argwohn beſtätigt ſich.

Noch bei ſo viel Bewußtſeyn, um einzuſehen, in welch abſcheuliches Labyrinth mich das Geſtändniß einem rachſüchtigen Ankläger gegenüber, zu einer Zeit verwickeln könnte, wo Olivia, die einzige Mitwiſſerin von jenem unglücklichen Vorfalle nicht mehr am Leben war, ſtellte ich

mich völlig fremd. Hierauf ſagte der erhitzte junge Mann: Gut, ich will es aufgeben dem Schneckengange der hieſigen Juſtiz die Sache anzuvertrauen. Ihre tauſend Schlupfwinkel würden meine gerechte Sache nur verſpäten. Aber ich erkläre, daß ich Sie für einen Böſewicht halte. Sie werden wiſſen, was die Geſetze der Ehre in Ihrem Lande auf eine ſolche Erklärung erheiſchen. —

Nach dieſer Rede konnte ich einem Zweikampfe um ſo weniger ausweichen, da mein Gegner alle Erläuterungen über Pignola's Tod gradezu von der Hand wies.

Mir war's willkommen, weil mich nichts von dem gethanen, läſtigen Gelübde rechtmäßig entbinden konnte, als ein unfreiwilliger Tod.

Mit Kugeln? fragte mein Bedienter, der die Piſtolen laden ſollte. Dieſe alberne Frage brachte mich erſt auf die Idee, das Leben des jungen Mannes in keinem Falle zu gefährden.

Es kam zum Duell. Mein blinder Schuß hatte natürlich keine Wirkung. Wie der Gegner mich verwundete, wiſſen Sie. Jetzt hält ſich

mein wackerer Bedienter, der uns heimlich nachgeritten iſt, nicht länger. Von dem Unglücke ſeines Herrn empört, beſtürmt er während meiner Ohnmacht den Mann, der im Begriff ſteht ſeine Sicherheit in der Flucht zu ſuchen. Die Ausſage des Bedienten, daß mein Piſtol ohne Kugel geweſen, erſchüttert den Gegner. Er ſelbſt unterſucht mein zweites Piſtol und auch dieſem fehlt die ſcharfe Ladung.

Ich fange an mich zu regen. Der, der vor Kurzem noch mein unverſöhnlichſter Feind war, ſtürzt zu mir nieder, voll Verzweiflung über meinen Zuſtand. Ich reiche ihm die Hand, bittend, daß er ſich ſchleunig entfernen möge. Standhafte Weigerung von ſeiner Seite. Er iſt ein junger Pignola. Nach dem Verbande eröffne ich ihm die Umſtände von ſeines Oheims Tode, den zu rächen er hergeeilt iſt, in wenig Worten. Er geräth in Verzweiflung mich nicht früher darum befragt, oder auch nur angehört zu haben. Sein Vorſatz bis zur entſcheidenden Stunde bei mir zu bleiben, iſt unerſchütterlich. Das Uebrige wird Ihnen bekannt ſeyn.

Wie gern hätte ich den neuen, wahren Freund nach Rußland begleitet, wohin seine Angelegenheiten ihn riefen! Allein der Glaube, mich dadurch von meiner Bestimmung zu entfernen, ein Glaube, dessen Ursprung ich selbst durchaus nicht auffinden kann, hielt mich zurück. Vielleicht ruht dieses dunkle Gefühl zunächst auf dem Wunsche meines verstorbenen Vaters, daß ich unsre Güter immer im Auge behalten möchte. Auch denke ich in der That dem Widerwillen, der mich aus der eigentlichen Heimath trieb, meine Pflicht gebietend entgegen zu setzen, und die Ruhestätte zweier geliebten Entschlafenen in der nächsten Woche aufzusuchen.

Die Geschichte war von dem ältern Theile der Gesellschaft mit Interesse angehört worden. Unter den Jüngern hatte Sophie, die Anfangs einigen Unwillen nicht verbergen konnte, gar bald sichtbar großen Theil daran genommen. Obschon der Erzähler Juliens Familiennamen

nicht genannt hatte, so schien Sophie sie doch zu kennen und von ihrem Verhältnisse mit Guido unterrichtet zu seyn. Auch sah es nach dem Schlusse der Geschichte grade so aus, als hätte sie ein Wort an ihn auf dem Herzen. Allein die Tochter vom Hause, der Nutzanwendung feind, welche der Vater, sehr zur Unzeit, förmlich aus der Geschichte zu ziehen suchte, nahm sie mit sich aus dem Zimmer.

Guido trat am andern Morgen mit auffallender Unruhe in die Wohnung seiner Freunde, wo er ebenfalls eine sehr widersprechende Stimmung fand. Blanken und Sophien hörte man im Nebenzimmer laut weinen. Die anwesende Mutter hatte rothe Augen und der Vater feierte, wie es schien, in stillem Auf- und Abgehen einen großen Triumph.

Die Sache enträthselte sich bald. Vor einer halben Stunde war die Nachricht gekommen, daß der bewußte Officier seinen Tod in der Schlacht gefunden hatte.

Die Thränen der Dame vom Hause flossen bei der Erzählung von neuem.

Gnädige Frau, sagte Guido, fassen Sie Sich. Denken Sie an meine Geschichte und deren innern Zusammenhang. Denken Sie Sich das Glück Ihrer Familie von dem Unglück der Kugel, die den Officier tödtete, als unzertrennlich. Diese Kugel gehörte vielleicht dazu ihre Ruhe so bald wieder herzustellen.

Der Hausherr faßte dankbar seine Hand und Guido fuhr fort: Lassen wir indessen die blutige Wirklichkeit: Ein Traum besserer Art mag sie für die nächsten Momente verdrängen, ein Traum, der die seltsamsten Gefühle in mir erregt und mich eben so früh schon in ihr Haus geführt hat. Sie sind gestern aufmerksame Zuhörer meiner Begebenheiten gewesen und der Traum ist so natürlich an jene angewachsen, daß seine Mittheilung mir Bedürfniß wird. Bei manchem leicht Erklärlichen, das er hat, ist ihm auch zugleich recht viel Sonderbares eigen.

Daß unter andern Julie eine Hauptheldin desselben war, darf man der gestrigen lebhaften Erinnerung an sie beimessen. Daß Julie

in dieſem Hauſe, in dem ich jetzt meine meiſte Zeit zubringe, ſich wiederfand, das wird durch das Weſen der Träume im Allgemeinen erklärt, welche Zeit und Ort nur gar zu gern zu verwirren pflegen. Das Ganze aber hatte in der That den Anſtrich von höherer Bedeutung, und ich weinte beim Erwachen wie ein Kind, daß — die beruhigenden Umgebungen des Traumes mir wieder entriſſen waren. Doch zur Sache. Mir träumte, in dieſem Zimmer mit Ihnen am Tiſche zu ſitzen. Wir und Fräulein Blanka waren ganz allein. Auf einmal ſehe ich auch die verſtorbene Gattin am Arme meines Vaters mir gegenüber ſtehen. Er liebkoſete ihr ſo, als ob er alles im Leben vielleicht Vernachläſſigte wieder gut machen wolle. Mich ſahen beide mit den zärtlichſten Blicken an, und zeigten dann auf die Thüre. Sie öffnet ſich und Julie tritt an Sophiens Arme herein.

Meine Freude überſteigt alle Beſchreibung. Drauf blicke ich wieder nach der Gegend, wo die Entſchlafenen ſtanden. Sie ſind verſchwunden. Alles aus dem Zimmer außer Julien, mit

der ich die Ringe wechsele. Nun erwachte ich und es war heller Morgen.

Der Traum gab Stoff zu einer Unterhaltung über Träume, die sich bis gegen Mittag verlängerte. Guido blieb zur Tafel, an der, sonderbar genug, die gewöhnliche Tischgenossin, Sophie, heute wirklich fehlte, ohngeachtet sie nichts hatte absagen lassen.

Die Dame vom Hause setzte Guido'n absichtlich grade so, wie er im Traume gesessen hatte, und er blickte unwillkührlich von Zeit zu Zeit nach der Erscheinung seiner Verstorbenen, das Eine Mal ganz plötzlich und wie von einer Stimme in seinem Innern aufgerufen.

Da öffnete sich in der That die Thüre und — Julie trat an Sophiens Arme herein. Die ganz unvorbereitete Ankunft der gräflichen Familie hatte Sophien bis dahin zurückgehalten.

Juliens und Guido's Erstaunen ging sogleich

in Entzücken über. Die Andern nahmen herzlichen Antheil.

Jetzt fand Guido sogar einen geheimen Zusammenhang mit seiner Neigung, in dieser Residenz zu verweilen. Auch seine besondre Vorliebe für Sophien, über die er selbst nicht hatte in's Klare kommen können, enträthselte sich nun. Sophie hatte vor Juliens Reise nach Italien tagtäglich mit der letztern gelebt, auch in ihrem Umgange, wie das nicht selten zu geschehen pflegt, gar viele Eigenheiten in der Art sich auszudrücken, im Gange, im Anzuge, ohne daran zu denken, von der geliebten Freundin entlehnt, und diese Eigenheiten waren es, von denen Guido an sie gefesselt wurde.

Uebrigens hatte Sophie die ganze Geschichte von Juliens Liebe in eine Menge vertrauter Briefe in Händen, war aber erst gestern bei der Erzählung darauf gefallen, daß der sogenannte Herr von Eibengrün der Gegenstand der Sehnsucht ihrer inniggeliebten Julie seyn könne.

Der Schluß ist zu errathen. Vorläufig war

das erfreute Paar ſchon durch den Traum verlobt. Der Segen der Aeltern und des Prieſters folgte in Kurzem. Guido ging der Beſtimmung nach, die ihm ſein Vater vorgezeichnet hatte, und wenn dieſer und Olivia auch nicht wirklich erſchienen, ſo war es dem jungen Manne doch oft neben ſeiner glücklichen Gemahlin, als ob heilige Gefühle aus einer würdigeren Welt die ſegnende Nähe der Abgeſchiedenen verkündigten.

Klara Mongomery.

Aus den Papieren des Chevaliers
St. **ge.

Zehn unruhvolle Jahre hatte ich fern von meinem Vaterlande durchlebt. Der Auftrag des **er Hofes war mir willkommen, so bedenklich er auch an ſich war. Ich nahm ihn mit raſchem Entſchluß an, weniger, um die feingeſponnenen Fäden des Kabinets eben ſo fein zu verweben, als vielmehr meiner eignen Sehnſucht wegen, die mich ſchon lange unwiderſtehlich nach dem geliebten Frankreich zog.

Ich hatte im Fluge die ſchönen Ufer des Rheines erreicht. Mit Mühe nur lernt' ich mich wieder finden, ſo ſehr hatte der Krieg Alles verändert, Vieles auch entſtellt. Um ſo liebender nahte ich mich nun jeder Stelle, welche mir in der alten befreundeten Geſtalt entgegengrünte. Es war eben Weinleſe. Wie heißt das Dorf, unten am Berge? fragte ich einen rothbäckigen Schwarzkopf von Winzer, der neben ſeiner Butte an einen vollträubigen Weinſtock ſich geſtreckt

hatte und vesperte. Montremy, war die Antwort, aber ihr müßt dort seitwärts fahren, bei St. Maurice vorbei, sonst habt ihr ein böses Stück Weg. Ist's möglich, rief ich in frohem Erstaunen, bin ich bei Montremy, lebt wol der alte ehrwürdige Pfarrer zu St. Maurice noch? Hier wendete mir der Junge ein paar große blitzende Augen zu. Ei freilich — sagte er — ihr wollt ihn wol besuchen? Laßt mich nur meine Butte voll schneiden, dann führ' ich euch hin, wenn ihr wollt.

Ich sprang rasch aus dem Wagen und wollte dem freundlichen Burschen helfen, aber er legte mir so viel Trauben vor, und nöthigte mich zuzulangen, daß er früher fertig war, als ich. Nun wollen wir gehen, sprach er, und tanzte singend mit seiner Butte vor mir her.

Es währte nicht lange, so klopfte er an ein weißes Gartenpförtchen; es war schon geöffnet, und er schob mich hinein. Dort sitzt der Herr Pfarrer, sagt' er, nickte freundlich, und war mir aus den Augen, eh' ich Zeit hatte, ihm zu danken.

Ich erkannte augenblicklich in dem aufste-

hen-

henden Greise, der sein schwarzes Sammtkäpp-chen von dem silberweißen Haar abzog, meinen alten Freund und Wohlthäter. Er hieß mich freundlich, aber als einen Fremden willkommen und nöthigte mich bei ihm auf der Gartenbank Platz zu nehmen.

Kennen Sie mich nicht mehr? — fragt' ich und faßte seine Hand.

Er sah mich nachdenkend an, schüttelte dann lächelnd den Kopf und entschuldigte seine Vergeßlichkeit mit Altersschwäche.

Erinnern Sie sich nicht mehr — fuhr ich fort — eines vormaligen Officiers der königlichen Garde, der verwundet, entkräftet und hülflos bei Ihnen Sicherheit und Pflege fand?

Meines Wirthes Augen wurden blitzender. Er umarmte mich lebhaft und schmälte auf sich, daß er mich nicht gleich erkannt habe, dann besah er mich von allen Seiten, strich mir die Haare von der Stirn und zeigte mir die Narben, die damals bedeutende Wunden waren, und blutige Denkmale der Versailler Schreckensnacht. Er hatte nichts vergessen. Der Greis von einigen und achtzig Jahren wiederholte mir

die Scenen, die er aus meinen Erzählungen kannte, treuer, als mein eigenes Gedächtniß.

Wir saßen bis spät in die Nacht. Ich mußte meine Schicksale seit meiner Flucht erzählen, und dazwischen redeten wir mancherlei über die öffentlichen Verhältnisse. Mein Wirth lächelte oft, wenn ich begeistert von der schönen Frucht republikanischer Freiheit sprach, die der vergangenen Schreckensperiode nur zu ihrer Reife bedurft habe.

Reifen — sprach er — wird allerdings eine Frucht, und unser Glaube gebietet uns zu hoffen, eine heilsame; ob aber ihr Name republikanische Freiheit heißen werde, dürfte vielleicht noch zweifelhaft seyn. Unser Klima scheint ihr nicht günstig.

O Sie ewiger Zweifler! — rief ich etwas ungeduldig.

Erinnern Sie sich — fuhr er fort, und ward im Sprechen immer ernster — an Ihre Hoffnungen vor zehn Jahren. Sie wollten das Schwert damals nicht sehn. Es ist gefallen.

Ich sah ihn schweigend an. Auf seinem

Geſicht lag ein tiefer Ernſt, und ſeine Augen ſuchten eine Thräne zu verbergen.

Wunderbarer Mann — ſagt' ich — ja, ich erinnre mich, wie Sie den Tod des unglücklichen Köntas ahndeten. Doch jetzt begreife ich Sie noch weniger.

Die Zukunft wird mich rechtfertigen, wie damals — erwiderte er, und ſtand auf. Mitternacht war nah. Mein Wirth wies mir ein Schlafzimmer an und entfernte ſich.

Ich lag kaum in dem erſten Schlaf, als ein ſtarkes Pochen und Klingeln mich aufweckte. An dem Fenſter hörte ich, daß man den Pfarrer abrief, um einer Sterbenden das letzte Sacrament zu reichen. Das halbe Dorf war in Bewegung. Mein, ſonſt in ſeinem hohen Alter noch ſo rüſtiger Wirth, trat mit wankendem Schritt aus ſeiner Wohnung und mußte ſich wegen ſeiner Schwäche auf einen jungen Burſchen ſtützen. Im Augenblick brachten die Nachbarn einen gepolſterten Lehnſtuhl, und Männer und Jünglinge drängten ſich, den herrlichen Greis wie einen Apoſtel durch das Dorf zu tragen. Die Kinder und Frauen gingen neben

dem Stuhl und faßten Lehne und Arme um nicht leer auszugehn, und den geliebten Greis auch vor jedem möglichen Schwanken zu schützen.

Er blieb lang' aus. Am Morgen hörte ich, die Kranke sei kurz nach ihrer Beichte während seiner Einsegnung verschieden.

Ich wollte meinen Freund in der ihm so nöthigen Morgenruhe nicht stören, und machte einen Spaziergang in die Weinberge. Ueberall standen die Dorfbewohner in kleinen Gruppen und unterredeten sich, wie es schien, über den Vorfall der vorigen Nacht.

Ich mischte mich in das Gespräch und fragte theilnehmend nach den nähern Umständen des plötzlichen Todesfalles. Die Leute sahen sich bedenklich an, endlich nahm einer von den Aeltesten das Wort:

Man darf heutzutage von solchen Dingen nicht sprechen — sagte er — aber ich weiß, was ich davon denke. Gestern Abend war Colette noch frisch wie Sie, und es that ihr kein Finger weh. Vom Tanzen soll es kommen und von der Erkältung. Freilich, der Tod will seine Ursache haben. Ich weiß am

beſten, daß ſie nach dem Abendbrot keinen Schritt getanzt hat. Schlug Sie es doch dem Matthieu ab. Hätte ſie getanzt, ſie lebte vielleicht noch.

Ich bat um nähern Aufſchluß. Nach einigen Weigerungen fuhr der Sprecher fort:

Sagen es doch mehre, ſo kann ichs ja wol auch ſagen! Colette ſaß mit den andern Mädchen, die nicht mehr tanzen mochten, unter den Linden, und da wurde mancherlei geſchäckert. Endlich fällt's ihnen ein Verſteckens zu ſpielen. Wie nun das junge Volk in allen Winkeln herumſucht, es war aber kaum ſo lange, als wir davon ſprechen, ſo klatſcht Colette in die Hände und ruft: Gefunden, gefunden! aber in dem Augenblicke ſchreit ſie laut auf und fällt vor todt zur Erde.

Ich wollte eine Frage thun, aber der Alte fuhr gleich beantwortend fort:

Ja, was ihr widerfahren iſt, das hat ſie niemand geſagt. Geſehn hat ſie etwas, das iſt ausgemacht, denn warum hätte ſie ſonſt gerufen: Gefunden? aber Manon, die ſich verſteckt hatte, konnte es nicht ſeyn, denn die

kam auf den Schrei ganz wo anders her gelaufen. Ich bleibe dabei, sie hat die verschleierte Braut gesehn, die ist ihr begegnet.

Die verschleierte Braut — fragte ich — was ist das?

Nun — fuhr er fort — meinen Glauben bring' ich niemand auf, aber ich hab' es von meinen Großältern erzählen hören, daß die sich manchmal sehn läßt, und vor sechs oder sieben Jahren wollte sie auch der alte Thomas gesehn haben. Man sollte damals nicht davon sprechen, unser Herr Pfarrer sah es nicht gern; aber der alte Thomas ist darauf gestorben.

Weiter konnte ich nichts erfragen, denn der Mann hielt mich für ungläubig und meinte, ich lachte ihn wol im Stillen wegen seiner Treuherzigkeit aus. Ein altes Mütterchen wollte gehört haben, diese sogenannte verschleierte Braut habe Zauberei getrieben und einem König mehr von der Zukunft sehen lassen, als sie erlaubt bekommen, dafür habe sie nun keine Ruhe bis alles was sie ihm vorgezaubert erfüllt sei. Ich hätte gern mehr gewußt, aber je angelegentlicher ich fragte, um so verschlossener wurden die

Landleute. Ich mußte also ohne Befriedigung meiner Neugierde zu meinem Pfarrer zurück.

Ich fand ihn wohl auf, und nur etwas ermattet. Sein Geist aber war zu meiner Verwunderung lebhafter als gestern, und er sprach über verschiedene Gegenstände mit einer Wärme, die oft sein Gesicht mit einem flüchtigen Jugendschimmer röthete.

Unser Gespräch lenkte sich bald auf das schnelle Ende des jungen Mädchens, und da ich bemerkte, daß ihn dieser Todesfall von neuem erschütterte, so wendete ich das Gespräch auf den Gespensterglauben des alten Bauers, und fragte nach der verschleierten Braut.

Es ist mir lieb — sagte der Pfarrer — daß Sie diesen Glauben nicht genährt haben. Ich sehe es ungern, wenn solche Dinge in meiner Gemeine zur Sprache kommen, und fürchtete schon gestern das Aufleben aller alten Sagen, die ich oft mit Mühe bekämpft habe, weil sie durchaus nicht für das Volk gehören.

Schon gestern? — wiederholte ich fragend.

Bei der Nachricht von Colette's Zufall —

ſetzte er hinzu — Sie hat wirklich etwas geſehn, was die Leute hier die verſchleierte Braut nennen, und der Schreck hat ihr den ſchnellen Tod verurſacht.

Sonderbar! — rief ich und ſah ihn zweifelhaft an — Wie konnten ſie aber gleich auf eine Erſcheinung rathen? Hier muß in der That ein ſehr räthſelhaftes Geheimniß verborgen liegen!

Mein Wirth ſchwieg. So wenig ſeine Miene Verlegenheit zeigte, ſo glaubte ich doch das Geſpräch möchte ihm unangenehm ſeyn und lenkte es auf andre Gegenſtände. Allein er unterbrach mich bald ſelbſt.

Sie ſind mir ſchon bei unſrer erſten Bekanntſchaft lieb geworden — ſagte er mit einem unbeſchreiblich liebreichen Blick — daß Sie nach Verlauf von zehn Jahren ſich eines alten Mannes noch ſo freundlich erinnern, macht Sie mir doppelt theuer. Wollen Sie mir wol eine Bitte nicht abſchlagen?

Ich gab ihm die herzlichſten Verſicherungen.

Sie ſtehn — fuhr er fort — im Begriff nach der Hauptſtadt abzureiſen — Verſchieben

Sie dieſe Reiſe einige Zeit. Nehmen Sie mit einer Wohnung vorlieb, ſo gut ich ſie Ihnen bei mir anbieten kann.

Ich war etwas überraſcht, und erinnerte ihn an die Abſicht meiner Reiſe, die keinen Aufſchub und keine Verzögerung verſtatte.

Er lächelte.

Ihre Reiſe iſt vergebens — erwiderte er — doch ich weiß, daß der Auftrag Ihres Hofes wenigſtens den Verſuch ihn zu vollziehen nöthig macht. Reiſen Sie alſo, nur aber heut, und wo möglich morgen nicht, ſonſt iſt Ihre Reiſe nicht allein unnütz für Ihren Hof, ſondern auch verderblich für Sie.

Er ſagte die letzten Worte mit einem Ernſt, der mich erſchütterte. Indem er aber dieſe Wirkung ſeiner Rede auf mich bemerkte, fuhr er ſanfter fort:

Ihr Zweifel, den ich in Ihren Augen leſe, iſt ſehr natürlich. Allein, erinnern Sie ſich, es iſt nicht das erſtemal, daß das Unwahrſcheinliche doch wahr wird.

Ich dachte an unſre frühern Geſpräche. Seine Reden waren, wie Weiſſagungen vom

Erfolg wunderbar beſtätigt. Die Schnelligkeit, mit welcher ich gereiſet war, übertrug reichlich die Verweilung von ein paar Tagen. Nach einigem Beſinnen ſagte ich ihm zu bis morgen zu bleiben. Er umarmte mich und dankte mir, als hätt' ich ihm eine Wohlthat erzeigt.

Aber — ſetzte ich hinzu — werden Sie mir nun die Bitte geſtatten, um einigen Aufſchluß über Ihre Vermuthungen? Wie kann dieſe Reiſe verderblich für mich ſeyn, und warum eben nur heut und morgen?

Sie ſollen alle Befriedigung haben — ſagte er — die ich Ihnen geben kann, und die in dergleichen Dingen möglich iſt. Die Zeit unſres Zuſammenſeyns wird hinreichen, Sie mit einer Begebenheit bekannt zu machen, die ſeltſam genug iſt, um einen Zweifler zur Aufmerkſamkeit zu bewegen. Doch, ich will Ihnen nicht erzählen, Sie ſollen ſelbſt ſehen und unterſuchen, worauf meine Vorausſagungen und zugleich die Sagen von der verſchleierten Braut ſich gründen. Kommen Sie!

Er nahm ſeinen Knotenſtock und faßte mich unter den Arm. So gingen wir durch

daſſelbe Gartenpförtchen, durch das ich geſtern hereingetreten war.

Unſer Weg führte uns bald aus den Weinbergen in einen reizenden Grund. Wir gingen den grünen Ufern eines klaren Baches nach, der durch die Mitte des Thales rauſchte. Oftmals war der Weg ſo eng, daß die Bäume auf den Bergen über uns mit den Aeſten in einander griffen, und unſre Stimme zwiſchen den nahen Felswänden ſchwirrend widerhallte. Bald aber erweiterte ſich das Thal, und unter dem wilden Buſchwerk zeigten ſich hier und da Spuren vormaliger Regelmäßigkeit. Buchenwände, die ſeit vielen Jahren der Scheere des Gärtners entwachſen waren, breiteten ſich aus und hatten die Statuen, die ſonſt in ihren ausgeſchnittenen Niſchen ſtanden, mit den hervorwachſenden Zweigen umſchlungen und nicht ſelten umgeſtürzt. Trockene Baſſins zeugten von vormaligen Bädern und Waſſerkünſten und die künſtlichen Blumenſtücke von buntem Glas und Porzellan ließen keinen Zweifel, daß ein Garten mit aller ſymmetriſchen Eleganz des Geſchmacks früherer Zeiten hier geglänzt hatte.

Die freie Natur siegt doch überall! — sagt' ich zu meinem Führer, als wir eben bei einem Taxus vorübergingen, der seinen vormaligen Pfauenschnitt in eine lächerliche Karikatur ausgebreitet hatte.

Nur etwas ungraziös und zerstörend — antwortete mein Wirth — und zeigte mir eine schöne Jupiterstatue, welcher der Pfauenschweif im Ausbreiten die blitzende Rechte mit dem olympischen Haupte abgestoßen hatte.

Schade — rief ich — führt denn hier Niemand einige Aufsicht?

Er lächelte.

Dieser Garten — sagte er nach einer kurzen Pause — gehört zum Schlosse Montremy. Es empfand in jener Schreckenszeit das Schicksal mehrer Gebäude, die der Reichthum ihrer Besitzer seit Jahrhunderten verschönert hatte. Wir werden bald die Ruinen davon sehen, denn anders ist das Vorhandene, so weitläuftig und groß es auch noch ist, gegen die frühere Pracht nicht zu nennen. Seit jener Zeit steht alles hier wüst. Montremy mit seinen schönen Umgebungen, ward eine Wildniß,

die jeder dem es beliebt nach seinen Einfällen benutzt, wie er es eben kann und vermag.

Wir hatten uns mühsam durch die dichtverwachsenen hohen Büsche gedrängt. Eine steile Wand schien uns den Weg zu versperren. Wenden Sie sich nur wenig Schritte zur Linken, rief mein Führer mir zu, indem er das Gestripp zurückbeugte. Eine schmale Oeffnung zeigte sich. Der Pfarrer faßte meine Hand, und führte mich einige Schritte durch dichtes Dunkel, das bald von oben durch matt einfallendes Licht erhellt wurde. Ich erkannte in dieser Dämmerung eine ziemlich verfallene Treppe, wir stiegen hinauf, nicht ohne einige Beschwerde. Aber das Ende unsers Weges belohnte reichlich die aufgewendete Mühe. Wir standen auf der Anhöhe von Montremy. Vor uns breitete sich die herrliche Gegend, als hätte sie die Natur wie ein Panorama für diesen Gesichtspunkt gebildet. Weinberge im lebendigen Gewühl der Erndte; neben den Bergen hier fruchtbeladene Thäler, dort furchtbare Gründe zwischen wolkenhohen Felsen; in der Nähe rauschende Bäche mit schäumenden

Fällen unter lachenden Gärten und Wieſen, in der Ferne der breite, majeſtätiſche Strom, und hinten am Horizont die nimmergrünen, weitleuchtenden Berggipfel von Eis und Schnee — ich wurde nicht müde die Pracht zu bewundern, und hätte noch lange in Entzücken verloren geſtanden, wenn mein Führer mich nicht erinnert hätte, auch die andre Seite unſrer Umgebung zu betrachten. Ich wendete mich, und vor meinen Blicken lag das Schloß Montremy. Die ſchwarzen, mit Moos und Dornen durchwachſenen Trümmer zeugten noch unwiderſprechlich von der ehmaligen Pracht des Schloſſes und dem bedeutenden Reichthum ſeiner Beſitzer. Ein großer Theil des Innern war vom Feuer verzehrt, das der wilde Pöbel aus blindem Haß gegen alles, was auf ererbten Wohlſtand und hergebrachte Vorzüge deutete, auch in dieſes Schloß geworfen hatte. Aber ſelbſt die wilde Gewalt der Flammen ſchien in dem weiten ſtarken Gebäude ermattet zu ſeyn, und bei weitem der größte Theil ſtand noch unverſehrt, und bloß durch mehrjährige Verödung eingewildert. Wir beſahen verſchiedene Zim-

mer, einigemal glaubt' ich am Ende zu seyn, aber eine verborgene Thüre führte dann in eine neue Reihe von Gemächern, die durch größere Verborgenheit besser vor der Zerstörung und Plünderung geschützt gewesen waren.

Sie sollen nun die verschleierte Braut sehn — sagte mein Freund, indem er in einer kleinen Kapelle eine verborgene Thür' öffnete, die durch einen schmalen Gang zu einer ziemlich geräumigen Halle führte.

Wir traten ein. Meine Augen mußten sich erst an die Dämmerung gewöhnen, denn das sparsame Licht, das einzig durch eine Oeffnung in der Kuppel die Halle beleuchten konnte, war durch überhängendes Gesträuch zum ganz matten Schimmer abgestumpft. Endlich sonderten sich die Gestalten vor meinen Augen aus der Dunkelheit. Die Wände der Halle waren in dem Geschmack der vorigen Zeit mit düstern Bildern und Emblemen des Todes verziert. Dem Eingang gegenüber stand, in einer, der Wand eingehauenen Nische auf einem ziemlich hohen Fußgestell eine Statue. Die dumpfe Luft in dem feuchten verschlossenen Gewölbe war ihrer Erhal-

tung nicht günstig gewesen, doch schien sie mir bei näherer Betrachtung von guter Arbeit und nicht so gar alt. Neben ihr in der Nische lehnte der zerbrochene Schaft einer starken Lanze, an der andern Seite war eine Verzierung angebracht, in der man mit Mühe einen zerrissenen Kranz und einen Nonnenschleier errathen konnte.

Ist das die sogenannte verschleierte Braut? fragte ich meinen Freund.

Sie ist es — war die Antwort — Lesen Sie die Inschrift.

Das Postament enthielt nichts als die einfache Aufschrift Klara Mongomery. Indem ich aber mich beugte, bemerkte ich, daß wir auf einer glänzenden Metallplatte standen. Die Schriftzüge darauf waren deutlich erhalten. Ich las: Klara Mongomery aus dem Hause Limeuil, geboren 1543, gestorben 1559. Unter dieser Aufschrift waren mehre Zeilen von verschiedenen Händen eingegraben. Ich glaubte die gewöhnliche Gattung von Inschriften zu finden, mit welchen manche Reisende ihre Anwesenheit an merkwürdigen Orten

zu bezeichnen pflegen; allein, wie erſtaunt' ich, als ich las: iſt geſehn worden den zwanzigſten des Julius 1589, erſchien den vierzehnten des May 1610. Dergleichen Nachrichten folgten noch einige. Voll Verwunderung ſah ich meinen Führer an.

Soll ich das für Scherz oder für Ernſt halten — fragte ich.

Der Scherz — erwidert' er — wär dieſem Orte nicht angemeſſen.

Aber der Ernſt — fuhr ich fort — noch weniger unſrer Zeit. Sollen wir anfangen wieder Ammenmärchen zu glauben, die geſunde Philoſophie längſt lächerlich gemacht hat?

Muthe ich Ihnen denn an, irgend etwas zu glauben? — gab er mir zurück — Ich zeige Ihnen hier Monumente der Geſchichte, deren Aechtheit freilich der Kritik zur Unterſuchung überlaſſen bleibt, die aber vor dieſer Unterſuchung eben ſo wenig für unglaubwürdig als für glaubwürdig angeſehn werden können.

Sonderbar! — erwidert' ich — Wenn hier eine Inſchrift gefunden würde, in welcher Cyrus dem Alexander ein Denkmal weihet, würden Sie

es für ächt halten, oder auch nur der Unterſuchung würdig finden.

Nein — antwortete er kurz und entſchieden.

Ich deutete fragend auf Bild und Schrift. Er fuhr fort:

Warum alſo dieſe Inſchriften, wollen Sie ſagen. Weil, antwort' ich, ihre Unächtheit nicht durch ſichere hiſtoriſche Monumente, ſondern durch unſichere, ſchwankende, veränderliche Meinungen und Anſichten von einer uns fremden Welt, angedeutet wird. Oder, ſoll mir die geſtrige Erfahrung, die von mehrern, Ihnen unbekannt gebliebenen beſtätiget wird, nicht wenigſtens eben ſo viel gelten, als das Raiſonnement unſerer Philoſophen, das ſie nach ihren, eben nicht unveränderlichen und ſich faſt immer widerſprechenden Syſtemen über Dinge hören laſſen, von welchen ſie ſelbſt keine Erfahrung zu haben verſichern? — Doch ich habe Ihnen nur eine Erzählung verſprochen. Die Prüfung ihrer Möglichkeit bleibe Ihnen ſelbſt überlaſſen.

Nur noch Eine Frage — fiel ich ein. — Wenn Sie an der Wahrheit oder Möglichkeit dieſer Dinge nicht zweifeln, warum ſprechen

Sie zu Ihrer Gemeine wider Ihre beſſere Ueberzeugung? Ein alter Bauer verſicherte mich, daß Sie ſchon früher ſich gegen die Meinung von dieſer Erſcheinung erklärt haben.

Mein Freund — erwidert' er ernſt — der Quell der Wahrheit iſt ſo lauter und heilig als die Natur. Durch falſchen Gebrauch werden Erzeugniſſe der Natur für den Körper zerſtörend, ſollte es Sie befremden, wenn auch bei Wahrheiten für den Geiſt dieſelbe Vorſicht nöthig wär, die wir, zum Beiſpiel, bei Giften für den Leib anwenden? Durch meinen Widerſpruch werde ich überhaupt niemand vom Geiſterglauben abbringen. Dieſer liegt zu tief in der menſchlichen Natur und Eine Erfahrung ſchlägt alles Raiſonnement dagegen nieder, wie Sie ſelbſt an den Sprechern in meiner Gemeine bemerkt haben. Wollte ich aber, als Geiſtlicher, dieſen Glauben in Schutz nehmen, wie bald würd' er unter Leuten von mehr Einbildungskraft als Verſtand, in den verderblichſten Aberglauben ausarten.

Ich blickte nochmals nach den Inſchriften. Kennt man wol — fragt' ich — die Perſonen,

welche dieſe wunderbaren Erſcheinungen hier bezeugen?

Mein Führer lächelte, wie es mir ſchien über die letzten Windungen meines Unglaubens.

Die letzten beiden Nachrichten — ſagte er — habe ich eigenhändig eingegraben, die unmittelbar vorhergehende ſchrieb mein unvergeßlicher Freund Montholon. Er war Sekretär bei dem letzten Beſitzer von Montremy, ein Mann von hellem Geiſt und feſtem, treuem Gemüth. Es iſt billig, daß ich ſeinem Andenken, in der Erzählung, die ich Ihnen ſchuldig bin, einige Worte widme. Zuvor aber laſſen Sie uns unſre Wanderung vollenden.

Wir durchſtrichen noch einige Gemächer des Schlafgemaches, und gelangten endlich wieder auf die Anhöhe, wo mich bei dem Eintritt in das Schloß die herrliche Ausſicht entzückt hatte. Wir ſetzten uns auf eine dunkelbemooßte Steinbank, und mein alter Pfarrer fing ohne Einleitung ſeine Erzählung an:

Auf dieſer Bank ſaß ich in den beſſern Zeiten von Montremy faſt täglich mit meinem Freund Montholon, wenn an heitern

Abenden die Sonne hinter dem Schloſſe ſank, und die Schneehäupter der fernen Berge über den dunklen Thälern in den letzten Strahlen des Abendrothes glühten. Dann verjüngten wir unſer Alter mit Erinnerungen aus den frohen Jugendjahren, und, da wir beide in unſerm thätigen Leben Stoff genug zur Mittheilung geſammlet hatten, ſo wurden wir uns täglich unentbehrlicher. Was in des Einen Erfahrungen ſich noch chaotiſch darſtellte, wußte die Einſicht des Andern zu geſtalten, und hätte auch einer zuweilen etwas trübe Laune mitgebracht, ſo ſchied er gewiß beim Abſchiedshändedruck mit heiterem Sinne. Mit einem Wort: die ächteſte und innigſte Freundſchaft war zwiſchen uns.

Es war mir daher ſehr befremdend, als er eines Tages — ungefähr ein Jahr vor den Greuelſcenen in dieſer Gegend — mit den Zeichen der tiefſten Bekümmerniß neben mir ſaß, und plötzlich als ich auf die heitern Umgebungen deutete, ſein Geſicht verhüllte, um einen Strom von Thränen zu verbergen, den ſein männlich feſtes Gemüth nicht bezwingen konnte.

Monthollon, was iſt dir! rief ich höchſt erſchrocken und faſt außer mir. Er umarmte mich, und deutete ſtill, ich ſollte nicht in ihn dringen; ſo ſchwebt' ich lange in peinlicher Erwartung, bis die Heftigkeit ſeiner Empfindung ſich ſo weit gemäßiget hatte, daß er ſprechen konnte.

Traurige und furchtbare Zeiten nahen ſich, ſprach er mit bebender Stimme, unſre glücklichen Tage ſind vorüber. Armes, unglückliches Land!

Mein Erſtaunen wuchs. — Was iſt geſchehn? rief ich, welche Nachricht hat dich ſo heftig erſchüttert?

Keine Nachricht — erwidert' er mit ſchmerzlichem Lächeln — die Zeit iſt erfüllt. Frankreichs furchtbare Tage beginnen. Unglückliches Land! Unglücklicher König!

Für mich waren dieſe Worte damals Räthſel. Die Zeit wird bald Alles aufklären, ſagte Monthollon. Zu weiterem Aufſchluß konnten meine Bitten ihn nicht bewegen. Er blieb düſter, ſprach wenig, und jedes ſeiner Worte klang wie das dumpfe Wehe! eines Propheten.

Wir schieden zum ersten Male bekümmert von einander.

Noch diesen Abend hörte ich unter meiner Gemeine halblaute Aeußerungen über die Erscheinung der verschleierten Braut. Ich hatte diesen Glauben als eine dunkle Tradition schon bei Antritt meines Amtes vorgefunden. Alte Landleute wollten von ihren Eltern und Großeltern Sagen von solchen Erscheinungen gehört haben. Selbst hatte niemand etwas gesehen, und die meisten lachten über die Schleierbraut, wie über andre ähnliche gespenstische Wesen in alten Volkssagen. Jetzt wollte ein Knabe etwas in einem Hofe des Schlosses gesehn haben, das er selbst nicht genau zu beschreiben wußte. Ein alter Winzer erinnerte an die vormaligen Erscheinungen der verschleierten Braut und so ward die Vision des Knaben zu einer neuen Erscheinung gestempelt, daß ich Mühe genug hatte, der Verbreitung unzähliger Gespenstergeschichten entgegen zu arbeiten, die aus der zweideutigen Erzählung des Knaben zusammengedichtet wurden.

Die Aufmerksamkeit der Landleute wurde

aber bald von dieſen Spielen der Fantaſie auf wichtigere Gegenſtände gelenkt. Nachrichten aus der Hauptſtadt deuteten auf Abſtellung mancher Mißbräuche und auf den erwachenden Muth im Volke ſein Recht gegen die Anmaßungen der höhern Stände geltend zu machen. Unſer lebhaftes Völkchen vergaß alles andre über den glänzenden Ausſichten, welche die Zulaſſung von Deputirten des dritten Standes bei der Reichsverſammlung zu eröffnen ſchien, und wen hätte auch nicht damals die Hoffnung auf eine groſſe Reviſion der wichtigſten Angelegenheit der geſammten Menſchheit mit Enthuſiasmus erfüllt! Nur Montholion wurde immer düſterer; oft ſchien er mit ſich zu kämpfen, ob er mir ein ungern zurückgehaltenes Geheimniß anvertrauen ſollte, aber immer, wenn ich auf Mittheilung hoffte, fertigte er mich mit der Hinweiſung auf eine andre Zeit ab.

Dieſe Zeit kam nur zu bald. Die Zerſtörung der Baſtille gab das Signal zu den furchtbaren Scenen, die bald darauf das ganze Land erfüllten. Auch in unſrer Gegend brach die gräßliche Gährung los. Ohne es ſelbſt zu wol-

ien, wurden die Einwohner von Montremy von dem Strom ihrer Nachbarn fortgerissen. Lassen Sie mich die Schrecken jener Nacht verschweigen! Montremy stand in Flammen. Blutige gemißhandelte Leichname lagen umher, der wüthende Haufe tobte im Innern des Hauses durch die Zimmer und suchte den Schloßherrn. Schon waren die Wilden an seinem Schlafgemach, die Thüren splitterten von Kolbenstößen und Beilschlägen, kaum konnte der Unglückliche halb bekleidet mit wankenden Knieen durch eine geheime Thüre entweichen. Jetzt sprengte der letzte Schlag das Schloß, da warf sich der brave Monthollon dem wüthenden Schwarme entgegen, er kämpfte mit übermenschlicher Kraft, bis er von Wunden zerrissen, erschöpft zu Boden sank, aber der Schloßherr hatte indessen Zeit gewonnen zu entfliehn, er war gerettet.

Der Morgen dämmerte, als ich meinen sterbenden Freund, vom Blutverlust ohnmächtig, auf dem Boden fand. Ich verband seine Wunden. Der wilde Haufen hatte seine Wuth in Zerstörung abgekühlt und zog mit dem Mor-

genroth lärmend weiter. Unbekümmert um das Feuer, das, sich selbst überlassen, in dem Schlosse wüthete, beschäftigte ich mich einzig mit meinem Monthollon. Es gelang mir, ihn zur Besinnung zurückzubringen, ach! nur auf wenig kurze Minuten. Er sah mich lange an. Ich hab' es dir zuvor gesagt — sprach er schwach — und dieses sind nur Vorboten größerer Greuel. Ist der Marquis gerettet?

Ich bejahte es.

Gottlob! — rief er — So muß ich dir also das Geheimniß entdecken. Eile jetzt auf mein Zimmer. In meinem Arbeitstisch findest du ein versiegeltes Packet mit der Aufschrift: Klara Mongomery, die verschleierte Braut. Eile — rief er nochmals, als ich etwas zögerte — Eile, eh' vielleicht die Räuber oder die Flammen das Papier ergreifen.

Ich that, wie mein Freund wünschte und brachte das bezeichnete Papier. Monthollon schien sich etwas zu erholen. Einige von den treuesten Dienern und mehre wohlwollende Landleute kamen aus den Schlupfwinkeln, in welchen sie sich vor der Rotte verborgen hatten,

hervor. Mit ihrer Hülfe gelang es mir, die Flammen zu dämpfen, und meinem Freunde seine letzten Stunden wenigstens zu erleichtern. Nach einem kurzen Schlummer winkte er mich an sein Bette, entfernte die Umstehenden, und fragte angelegentlich nach dem bewußten Packet.

Ich versicherte ihn, daß es wohl aufgehoben sei.

Glaube nicht — erwiderte er — daß ich dir unwichtige Papiere vertraue, weil die Aufschrift auf etwas märchenhaftes zu deuten scheint. Diese verschleierte Braut ist keine leere Volkssage, kein Fantom aufgereitzter Einbildungskraft. Ich habe sie selbst gesehn. Jene Papiere werden dich überzeugen, daß ich nicht in Fieberfantasien spreche. Erinnere dich an jenen Abend, wo ich zum erstenmal die traurige Zukunft beklagte, die dem Lande bevorsteht. Damals hatt' ich zum zweitenmal die unglückdrohende Erscheinung jener Klara gesehn.

Zum zweitenmal? — widerholt' ich.

Das erstemal — fuhr er fort — war es vor dem Tode des vorigen Königs. Frage mich

nicht, jene Papiere unterrichten dich über alles, und ich habe dir wichtigeres zu entdecken:

In einer unbekannten Halle des Schlosses: er beschrieb mir den Weg, den wir vorhin gingen — steht ein steinernes Bild mit der Unterschrift: Klara Mongomery. Die letzten Besitzer des Schlosses, die selten und immer nur auf kurze Zeit hier wohnten, waren selbst unbekannt mit der alten Tradition von diesem Bilde. Mancher hatte es vielleicht niemals gesehn. Einst aber, als ich einige Urkunden im Archiv ordnete, fand ich die Originale jener Papiere, welche dir vertraut sind, und dadurch geleitet, entdeckte ich nach manchem vergeblichen Suchen die Halle mit dem Bilde. Meine Philosophie, die bisher alles Wunderbare, dem Geist, oder vielmehr der Frivolität unsers Zeitalters gemäß, verlacht hatte, war beschämt. Denn zwei inhaltreiche Jahrhunderte lagen prosetisch aufgedeckt vor mir. Könige fallen, Throne werden Blutgerüste, die Ungeheuer steigen auf. . .

Die Rede Monthollon's ging hier in wilde Fantasien über, welche sie mir unverständ-

lich machten. Vergebens ſuchte ich ihn zu beſänftigen. Er kannte mich nicht mehr, nannte mich Thronräuber und ſtieß mich mit Heftigkeit von ſich. Endlich ward ſeine Fantaſie milder, er ſprach von wiederkehrendem goldenen Zeitalter, wo die Eiſenkrone ſich in Gold umwandeln und über die ganze Erde leuchten werde. Dann verſchied er mit dem heiterſten Lächeln auf dem erblaßten Geſicht.

Der ehrwürdige Greis von St. Maurice ſchwieg hier und weihte dem Andenken ſeines Freundes eine ſtille Thräne.

Laſſen Sie uns ſein Grab beſuchen — ſagte ich gerührt, und er drückte mir mit einem Blick der wärmſten Freundſchaft die Hand.

Das Vermächtniß meines Freundes — fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort — zog nun meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich. Es beſtand in einer Sammlung von Briefen und einigen alten Nachrichten. Sie ſollen das Ganze ſehn und leſen; ich geſtatte Ihnen ſogar, wenn Sie die Mühe nicht ſcheuen, eine Abſchrift davon zu nehmen. Denn da der Marquis in der Schlacht von Quiberon mit ſeinen

beiden Söhnen geblieben ist, so darf ich dieses Familiengeheimniß nun wol als mein Eigenthum betrachten. Sie werden in diesen Papieren den Wahrsagergeist finden, der meine Reden gegen Sie zu Prophezeihungen machte, und Sie in den Stand setzen wird, mit einiger Sicherheit in die Begebenheiten der nächsten Jahre zu blicken.

Meine Neugierde war gespannt. Doch glaubt' ich, die Wichtigkeit, welche mein Wirth auf jene Papiere legte, mehr dem Enthusiasmus für seinen geliebten Montholon, als den Urkunden selbst zuschreiben zu müssen.

Den ganzen Tag hinderten Amtsgeschäfte den Pfarrer, sein Versprechen zu erfüllen. Erst am Abend übergab er mir die versprochenen Papiere. Ich glaubte meinen Augen kaum, als ich statt der gehofften Wichtigkeiten eine Art Roman in Briefen eines jungen, verliebten Mädchens fand. Ich blätterte einige Zeit, und endlich, überzeugt, mein Wirth müsse sich vergriffen haben, legte ich die Papiere etwas verdrüßlich über die getäuschte Erwartung bei Seite.

Der heitre Morgen weckte mich frühzeitig,

und zum Zeitvertreib nahm ich jene Briefe wieder zur Hand. Ich fand bald, daß ich gestern zu schnell geurtheilt hatte. Mein Erstaunen wuchs, als ich auf die Stellen kam, die meinem Wirth und seinem Freunde die Aussicht in die Zukunft geöffnet hatten, und ohne langes Besinnen ergriff ich Feder und Papier, froh der gestatteten Freiheit, mir Abschrift dieser wundervollen Briefe nehmen zu dürfen. Die Nothwendigkeit meine Reise bald fortzusetzen, beschränkte mich indessen auf Auszüge und eine Auswahl dessen, was auf meinen Zweck die nächste und unmittelbarste Beziehung hatte.

I.

Klara an Frau von Limeuil.

Deine Besorgnisse um mich sind ungegründet, meine gute Mutter. Frau von Brissac wird dir dasselbe geschrieben haben, aber, wie ich mir einbilde, in andrer Rücksicht, als du es gern hörst. Du weißt, sie athmet nur in

der großen Welt, und nichts scheint ihr tadelhaft, oder nur bedenklich, als was vor dem Hofe nicht bestehen kann. Sie mag in ihrer Art auch Recht haben. Die Königin schätzt sie sehr und hat mir einigemal gesagt, ich könnte in keinen bessern Händen seyn. Halte du dich aber nur an das, was ich dir selbst über mich schreibe. So gut ich der Frau von Brissac bin, so kann ich doch mit ihr nicht so von Herzen weg plaudern, als mit dir, meine Mutter. Ich weiß, du gönnest mir jeden Genuß, zu den meine Jugend und meine Verhältnisse berechtigen, darum bin ich ängstlicher, daß ich dir etwas verschweige, als daß ich dir zu viel entdecke. Laß aber die Brissac von meiner Offenherzigkeit nichts merken, sie lacht sonst über mich und fragt mich aus, denn du glaubst nicht, was sie vor eine kluge Frau ist.

Daß die Königin mir sehr gewogen ist, hast du schon oft gehört. Natürlich bemerken das auch andre und zeichnen mich aus. Anfangs, wie mir das bunte Hofleben noch neu war, kam es mir gar drollig vor, wenn die großen Herren, die ich mir immer wie die

Bil-

Bilder auf unſrem Schloſſe mit wichtigen Mienen gedacht hatte, ſich um mich kleines Ding drängten und mir Artigkeiten ſagten. Jetzt finde ich mich ſchon beſſer drein, und die Briſſac iſt mit mir zufrieden.

Die Königin läßt mir auch Zutritt zu ihren Privatzirkeln, wo Gelehrte und Künſtler ſich bei ihr verſammeln. Sie findet nämlich ſehr viel Geſchmack an Wiſſenſchaften und hat ſogar einen Sterndeuter in ihrem Dienſt. Er heißt Roger und iſt ein Florentiner von Geburt. Mir könnt' er nicht den Augenblick gefallen. Weil aber die Königin viel auf ihn hält, ſo gehört es zum guten Ton ſich von ihm die Nativität ſtellen zu laſſen. Manche ſagen gar, er ſei ein Zauberer, und er läßt ſich ſolche Vermuthungen gefallen, ohne zu widerſprechen. Ich glaube aber nichts davon, denn er iſt der eitelſte Menſch von der Welt, und ließ ſich wol noch ſchlimmere Dinge nachſagen, nur, um für etwas ungewöhnliches zu gelten. Er wollte mir auch die Nativität ſtellen, und weil ich ihm auf ſeine wunderlichen Fragen nicht antworten wollte, ward er böſe,

und wollte mir weiß machen, er säh an meiner Stirn, daß ich ein paar Jahrhunderte leben würde. Da siehst du gleich, daß es mit seiner Kunst nur Tändelei ist. Er ward auch tüchtig ausgelacht.

Indessen gab dieser drollige Vorfall Veranlassung zu den fatalen Versen auf mich, die ich aber nur fatal nenne, weil sie dir, mein gutes Mütterchen, Besorgnisse gemacht haben. Du mußt indessen bedenken, daß hier am Hofe alles Verse macht, und alles beversifelt wird. Sage ich dir nun zum Ueberfluß, daß die beiden verrufenen Sonets nicht etwa von ein paar galanten Rittern herrühren, die sich deine Klara zur Dame ihres Herzens ausersehn haben, sondern von den berühmten Dichtern Ronsard und Jodelle, die den Sterndeuter mit auslachen halfen, so gönnst du mir wol den kleinen Triumf über die andern Hoffräulein, die um ein Sonet von diesen Lichtern des poetischen Siebengestirns gern ihren besten Kuß zahlten. Ich habe sie aber umsonst.

Bei Hofe und in den Privatzirkeln der

Königin sind, wie du leicht denken kannst, nicht lauter Damen, und eben so wenig lauter alte mürrische Herren. Man spricht, scherzt und tändelt mit einander, und deine Klara ist nicht die letzte unter den fröhlichen und muntern Fräuleins. Aber eine Herzensangelegenheit, wie sie es nennen, hab' ich wahrhaftig nicht. Du schreibst mir darüber so bedenklich, als drohete mir die größte Gefahr. Alle Hoffräuleins haben ihre Anbeter, und man will es mir gar nicht glauben, daß ich keinen, wie man hier sagt, heimlich begünstige. Aber ich gestehe dir, es macht mir peinliche Langeweile, wenn ich zu Zeiten die Unterhaltungen solcher Begünstigten mit ihren Damen anhöre. Ist denn darin etwas so Anziehendes, daß du mich so ernsthaft vor solchen Verbindungen warnst?

Sei versichert, ich bin so aufmerksam auf mein Herz, daß mir nicht das geringste darin entgehen kann, und von Allem, was in seinem geheimsten Kabinet sich ereignet, erhältst du auf der Stelle treuen Bericht.

2.

Klara an dieſelbe.

Ich werde der Briſſac recht gram. Sie bringt mich am Ende noch um dein Vertrauen. Zwei Kavaliers ſollen um mich Lanzen gebrochen haben! Ich möchte darüber lachen, wenn mir nicht ſo weinerlich ums Herz wär, weil du ſchon wieder um mich beſorgt ſeyn wirſt. Hör' alſo geſchwind die lächerliche Geſchichte vom Anfang bis zum Ende:

Bei der Königin hatt' ich das Glück mit der Gemahlin des Dauphins, der jungen Königin Maria bekannt zu werden. Was der Ruf von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit ſagt, gibt dir keinen Schatten von ihrem wirklichen Bilde. Neben ihr beſteht kein andrer Reiz, und gleichwol ſind die Frauen faſt eben ſo verliebt in ſie, als die Männer. Weil ich faſt von gleichem Alter und von demſelben Temperament mit ihr bin, ſo hat ſie mich gern um ſich und wir ſind ziemlich vertraut mit einander. Ihr Gemahl, der Dauphin, liebt ſie mit

einer Gluth, die ihn ſelbſt verzehrt, allein er hat ſo viel Schwäche gegen ſeine Mutter, und dieſe hält ihn in ſo ſtrenger Abhängigkeit von ſich, daß Maria alle Feinheit ihres Geiſtes nöthig hat, um ein erträgliches Verhältniß gegen die Königin, die gern allein herrſchen möchte, zu behaupten.

Du ſollteſt ſie hören, wenn ſie zur Laute alte ſchottiſche Balladen ſingt! Zuweilen wählt ſie dazu einen nationalen ſchottiſchen Anzug und der Kontraſt dieſer rauhen nordiſchen Tracht mit der zaubergleichen Lieblichkeit ihres Geſichtes, erhöht nur, wenn dieß möglich iſt, ihre Schönheit. Gewöhnlich kleidet ſie ſich bei mir um, denn ſie beträgt ſich mit einer liebenswürdigen Unbefangenheit, und nennt mich oft ihre kleine Schweſter, wenn ſie mich zur Schottin herausgeputzt hat, und dann gehen wir zuſammen zu der Königin.

Unter den Herren, welche dieſer Schönheit ihren Verſtand geopfert haben, iſt auch ein gewiſſer Chaſtelard. Seine Bekannten haben ihm weiß gemacht, er gleiche ſeinem Ahnherrn, dem berühmten Ritter Bayard. Darauf iſt

er so eingebildet, daß er sich für unwiderstehlich hält, und sich in den Kopf gesetzt hat, die Dauphine Maria zu erobern. Er drängt sich bei allen Gelegenheiten an sie, bringt ihr Verse, die er sich von Ronsard machen läßt, und erhebt seine Göttin darin bis über die Sterne. Die Königin Maria, die gegen jedermann leutselig ist, spricht dann wol mit ihm, und läßt sich seine poetischen Huldigungen gefallen, ich weiß aber recht gut, daß sie ihn nicht leiden kann, denn sie geht ihm aus dem Wege, so oft sie ihn von weitem merkt, und nennt ihn nur ihren Ueberlästigen.

Seit einiger Zeit suchte nun dieser alberne Mensch meine Bekanntschaft, und muthete mir an, für ihn bei meiner königlichen Freundin zu sprechen. Ich wieß ihn, wie du denken kannst, damit rund ab, aber einmal trieb er es so weit, daß er, unter dem Vorwande mich zu sprechen, sich in meinem Kabinet versteckte, als ich eben der schönen Maria einen Scherz bei der Königin ausführen half.

Wir kamen beide lachend zurück, und legten unsre Verkleidungen ab, als Chastelard

die Verwegenheit hatte, hervorzutreten und der jungen Königin von Schottland fußfällig seine Liebe zu gestehn. Sie wies ihn mit äußerster Strenge zurück und befahl ihm, augenblicklich sich zu entfernen. So erschrocken ich selbst war, so konnt' ich sie doch kaum von meiner Unschuld an diesem Vorfall überzeugen, denn sie blieb dabei, ich habe Chastelard zu diesem frechen Schritt mein Kabinet erlaubt.

Die Sache war indessen nicht verschwiegen geblieben, und Chastelard, der die üblen Folgen seiner Verwegenheit fürchtete, hatte die Niedrigkeit vorzugeben, sein Besuch habe mir gegolten. Der König gab eben ein kleines Turnier als Vorbereitung des großen, zur Vermählungsfeier der Prinzessin Elisabeth, und als ich mit der Königin erschien, nahmen die Seitenblicke und das Gezischel kein Ende. Ich dachte vor Schaam zu vergehn. Am Schluß des Turniers, als der König sich schon mit einem Theil des Hofes entfernt hatte, drängte sich Chastelard, mit dem Schein der Vertraulichkeit, an mich, aber ich kehrte ihm vor allen Leuten mit Verachtung den Rücken. Er

lächelte mit der fadeſten Verlegenheit, und ſtotterte etwas von früherer Gunſt, worauf ich ihn laut einen Lügner ſchalt und fortging. Er ſchrie mir mit erzwungener Hitze in gellendem Ton nach: Fräulein, das fordert Genugthuung! und ſogleich trat der junge Graf Mongomery zu mir, und bat, ihm dieſe Genugthuung zu überlaſſen.

Ich konnte vor Aerger kein Wort ſprechen, und Mongomery nahm mein Schweigen für Zuſage. Einen Ritt zum Beſchluß, Chaſtelard, rief er, und ſprang in den Sattel. Chaſtelard mußte wol ein Gleiches thun, wollte er nicht beſchimpft werden. Aber die Königin Katharina rief dem Grafen zu: Mongomery, das Turnier iſt aus. Für heut iſt es zu ſpät eine Lanze zu brechen! Der erhitzte Mongomery erwiderte ſogleich: Ew. Majeſtät hat recht, dieſer nichtswürdige Verläumder verdient keine ritterliche Lanze. Damit ſtieß er in vollem Rennen mit ſeiner Lanze auf den Boden, daß ſie ſplitterte, und mit dem Ende des Schaftes ſtieß er den Chaſtelard ſo mächtig auf die Bruſt, daß er ſechs Schritte

weit aus dem Sattel flog. Alle Zuſchauer applaudirten, die Königin küßte mir die Stirn, und die ſchöne Maria umarmte mich und hat mir den kränkenden Verdacht ſo rührend ab, daß ich weinen mußte. Das Ziſcheln hatte nun auf einmal ein Ende, und Chaſtelard machte eine Reiſe um dem Gelächter zu entgehen.

Hierbei wirſt du nichts zu tadeln finden, meine gute Mutter, aber nun vernimm ein Bekenntniß, wobei es mir nicht ſo ruhig und kühl um das Herz bleibt. Wie fang' ich es nur an, daß ich dir alles entdecke? Ich weiß ſelbſt nicht, was ich dir geſtehn ſoll, und doch fühl' ich, daß ich dir viel, viel zu ſagen habe.

Dieſer Mongomery, der ſo tapfer meine Ehre gegen den ſchlechten Chaſtelard verfocht — Mutter, wahrhaftig ich glaube, daß ich ihn liebe, oder, damit ich dir kein falſches Wort ſchreibe; ich bin nichts, als Liebe zu ihm. Sei mir nicht böſe darum, liebe Mutter! Ach, ich bin ſo froh, daß es aus der Feder iſt; nun kann ich dir alles ſchreiben. Oder weißt du es ſchon von der Briſſac?

O, glaub' ihr nicht! ihr gilt jede Liebe nur als Galanterie oder Intrigue, wenn es hoch kommt, als Herzensbeluſtigung. So iſt es mit meiner Liebe nicht; und gewiß Mongomery empfindet darüber ganz wie ich.

Ich wollte dir gern erzählen, wie wir nach und nach bekannt wurden, aber ich würde nicht fertig. Es ſind kaum acht Tage, daß ich ihn zuerſt ſah, doch welch ein Reichthum in dieſen wenigen Tagen! Mutter, wenn die Liebe einem jungen Mädchen ſo gefährlich iſt, wie unſer alter Abbee immer ſagte, ſo bin ich unglücklich! Aber, nicht wahr, er hat es nicht verſtanden?

Wir ſahen uns zum erſtenmal in einem Privatzirkel bei der Königin, wo Jodelle eine neue Tragödie vorlas. Mongomery kam zuvor ſelten an den Hof, wenigſtens bei der Königin hatte ich ihn noch niemals angetroffen. O Mutter, könnteſt du ihn nur einmal ſehn! Er iſt der Sohn des berühmten Ritters Delorge, der bei einem Thiergefecht den Handſchuh einer Dame zwiſchen einem Löwen und einem Tiger aufhob, und ſähſt du meinen Mongomery, du zweifelteſt nicht,

daß er seinem Vater es gleich thue, oder zuvor. Aber dabei ist er so sanft und fühlt so zart, daß ihn die Damen eben so gern in galanten Angelegenheiten als Richter anerkennen, wie die Männer in Ehrensachen. Mit einem Wort: was die Schottenkönigin Maria unter den Frauen ist, das ist Mongomery unter den Männern.

Wir kamen bald in ein interessantes Gespräch bei Gelegenheit von Jodelle's Trauerspiel; ich habe gewiß nicht viel Kluges gesagt, aber es kam mir vor, als sprach er recht gern mit mir, denn er fand immer einen neuen anziehenden Gegenstand der Unterhaltung, so daß wir nicht fertig wurden mit Hin- und Herreden. Die Brissac, die immer ihre eignen Bemerkungen macht, behauptet, er sei im Gespräch mit mir etwas verlegen gewesen, und schließt daraus weiter, er sei in mich verliebt. Ich habe nichts von Verlegenheit an ihm bemerkt, aber daß er mir gut ist, merkte ich bald.

Er kommt auch seitdem regelmäßig zur Königin, und weiß es immer so einzurichten,

daß wir ungestört zusammen sprechen können, was ich ihm freilich nicht schwer mache. Von Liebe haben wir gewiß noch nicht zusammen gesprochen, aber, Mutter, wenn wir uns nicht aus innerster Seele und mit voller Glut lieben, so weiß ich nicht was Liebe ist, und mag es auch nie wissen!

Wir sprechen sehr oft von dir, und er erkundigt sich nach Allem, als ob er dich nächstens besuchen wollte. Er fragte mich, ob ich es ihm gestatten würde? und als ich mich darüber freute, küßte er mir so lebhaft die Hand, daß ich erschrak und die Königin aufmerksam wurde. Es war doch natürlich, daß ich dir seine Bekanntschaft wünschte.

Ich habe dir viel vorgeschwatzt. Gib mir nun bald einen mütterlichen Rath. Ich brenne vor Begierde auf deine Briefe, und wenn einer kommt, fürcht' ich mich ihn zu öffnen, weil ich denke, du möchtest Unzufriedenheit mir mir bezeigen; und betrübteres kenn' ich nichts für mich, besonders jetzt, wenn du meine Liebe zu Mongomery tadeltest.

3.

Klara an dieſelbe.

Wie froh bin ich, meine Mutter, daß ich dir in meinem letzten Briefe mein ganzes Herz aufgeſchloſſen habe! Du wirſt nun ruhig alles anhören, was dir über meine Verhältniſſe am Hof und über die Gefahren der Verführung, in welchen ich ſchweben ſoll, geſagt wird. Was nur die Leute davon haben, jeden meiner Schritte zu beobachten und zu deuten! Meinetwegen brauchte ſich niemand um mich zu bekümmern, als Mongomery und nächſt dieſem die liebenswürdige Maria von Schottland. Dieſe iſt gewiß meine beſte Freundin. Mit ihr kann ich ſo offen wie mit dir von Mongomery ſprechen. Sie billigt meine Liebe zu ihm und verſpricht mir all' ihren Einfluß für unſer künftiges Glück.

Wie ſoll ich mir aber das erklären, daß die Königin von meiner Liebe zu ahnden und ſie zu mißbilligen ſcheint? Sie hat mich ſchon einigemal gefragt, ob ich jemals geliebt habe,

und warnt mich mit bedeutenden Worten vor jedem heimlichen Einverständniß. Die Dauphine Maria hält diese Warnungen für Altmütterlichkeit. Die Königin, meint sie, komme in die Jahre, wo man gern moralisirt, um mit Festigkeit zu glänzen, wenn die Lebhaftigkeit und der Scherz ungelenk werden, aber, sie scheint es mir zu leicht zu nehmen, denn die Königin sprach unverkennbar mit einem andern als allgemeinem moralischen Interesse. Die Brissac, die dabei stand, lächelte wichtig, und meinte, die Königin scheine mit mir besondre Absichten zu haben. Was es indessen sei, ich bin auf meiner Hut. Mongomery meint auch, wir müssen vorsichtig seyn, er kennt den Hof, und will, daß wir unsre Verbindung in aller Stille vollziehen, und dann den Hof mit der Bekanntmachung überraschen.

Ueberhaupt fühl' ich jetzt eine besondre Aengstlichkeit, wenn ich um die Königin bin. Du wirst sagen, ich fürchte die Entdeckung meiner Liebe, aber das ist es nicht allein. Es ist sicher noch etwas andres, was mich so in ihrer Nähe beklommen macht, nur daß ich mir nicht

bestimmt davon Rechenschaft geben kann. Sie scheint manchen Kummer zu haben, das sollte mich aber mehr an sie ziehn, denn, ob ich gleich lieber lache als weine, so gäb' ich doch gern den fröhlichsten Tag darum, wenn ich einen Unglücklichen trösten könnte, und besonders eine so große Königin. Sie scheint mit dem König etwas gespannt, die Brissac meint wegen der Herzogin von Valentinois. Sollte aber die Königin eifersüchtig seyn? Man spöttelt ja bei Hofe allgemein über die Eifersüchteleien der Eheleute. Erkläre mir das, Mutter, ich finde mich in diese Widersprüche nicht. Neulich auch, als die Königin etwas in Affekt war, hörte ich, daß sie zu ihrer vertrautesten Dame, der Gräfin Usez sagte: und das thut er mir, ohne die er nicht auf diesem Throne säß! Verstehst du das? Der König war ja durch die Geburt für den Thron bestimmt, denn sein älterer Bruder starb noch vor König Franz. Wie kann Heinrich also seiner Gemahlin die Krone danken? Ich begreife nichts davon.

Alles ist jetzt hier in Bewegung wegen der

Doppelhochzeit in der königlichen Familie. Der König will alle Pracht aufbieten um die Feste glänzender zu machen, als sie jemals am Hofe gesehn worden sind. Es trifft sich jetzt oft, daß er zu der Königin kommt, die sehr viel Erfindungsgeist hat, besonders wo es darauf ankommt Glanz und Pracht mit Festlichkeit und Eleganz zu vereinigen. Gleichwol fragt mich der König fast allezeit noch um meinen Rath. Ich war erst etwas schüchtern, aber die Königin selbst munterte mich auf und bat den König, ihre kleine Nonne, wie sie mich nennt, etwas zu säkularisiren. Du siehst also, daß sie gewiß nicht so sehr eifersüchtig ist, und daß die Brissac Unrecht hat.

Die Anstalten zu diesen Festen würden mich mehr freuen, wenn nicht eine der Hauptpersonen ihnen mit gebrochenem Herzen entgegensäh. Du wirst errathen, daß ich die Prinzessin Elisabeth meine, der statt des liebenswürdigen Infanten, der alte finstre Tirann Philipp sich zum Gemahl aufdringt. Der König hätte es nicht zugeben sollen! Die Prinzessin liebte den Infanten mit der glühendsten Schwärmerei.

merei. Sie lag zu den Füßen ihres Vaters und beſchwor ihn, ſie nicht dem alten Ungeheuer zu opfern. Die Dauphine Maria bat mit ihr. Umſonſt! Der König antwortete mit einer, des künftigen Eidams würdigen Härte: Prinzeſſinnen gehören dem Staat! O Mutter, da erhob ſich die Prinzeſſin, blaß wie eine Todte: König, ſagte ſie langſam, wie eine Proſetin, der Tag dieſer Verbindung iſt ein Trauertag für Viele, und mit der letzten Silbe ſank ſie ohnmächtig zu Boden. Der König war erſchüttert; aber in den Zerſtreuungen ewiger Feſte vergaß er bald die bedeutenden Worte der Prinzeſſin, die mich noch immer, wie Orakelſtimmen umhallen. Ich fürchte, Eliſabeth will jenen furchtbaren Tag nicht überleben. Sie geht umher, wie eine Träumende, ſpricht ſelten ein Wort, und ihr Kummer vereitelt alle Verſuche ſie aufzuheitern. Ach, Mutter, das Leben der Großen iſt wol nur in der Ferne ſo glänzend, ich möchte mit keinem von ihnen tauſchen. Bin ich nur erſt Mongomery's Gemahlin, dann eilen wir, ſo ſchnell wir es vermögen, aus dieſen Umgebungen, und flie-

hen zu dir, in die Wohnung des ruhigen freundlichen Glückes.

4.

Frau von Briſſac an Frau von Limeuil.

Du verwirrſt mir unſre Klara mit deinen wunderlichen Bedenklichkeiten. Ohnehin haſt du das Mädchen mit einer Ausſtattung von moraliſchen Provinzialismen an den Hof geſchickt, daß ſie ſo hübſch ſeyn muß, als ſie eben iſt, um nicht ausgelacht zu werden Man muß wiſſen, was man will, meine Gute! Soll das Kind am Hofe Glück machen, ſo muß es nicht dem Kloſter Ehre machen ſollen. Deine zweite Tochter, Iſabelle, ſchlägt mir weit beſſer ein. Ich habe ſie noch nicht bei Hofe vorgeſtellt, damit ſie zuvor in guter Geſellſchaft ſich betragen lernt. Sie wird einmal uns alle verdunkeln. Der alte Connetable macht der Kleinen ſchon den Hof, und Prinz Conde

gäb sein beſtes Lebensjahr darum, wenn er ihrer unreifen Kindheit eins zulegen könnte. Aber an Klara, bitt' ich dich, ſchreib ein verſtändiges Wort. Das Glück liegt zu ihren Füßen, ſie darf nur die Hand danach ausſtrecken, um es zu ergreifen, aber das einfältige Kind wird zaudern und Bedenklichkeiten haben, bis Alles zu ſpät iſt.

Die Königin und die Poitiers-Valentinois ſind mehr als jemals geſpannt. Jene möchte gern herrſchen, aber dieſe hält den König durch die alte Gewohnheit von ihr abzuhängen, noch ſo feſt, daß jene immer nur als zweite Herrſcherin gilt. Eine neue Geliebte allein kann der Sache eine Wendung geben und die verhaßte Diana verdrängen. Dieſes Glück iſt unſrer kleinen Klara beſchieden. Der König hat ſie geſehn, er iſt entzündet, entzückt, verliebt, bezaubert, aber die kleine Närrin thut, als verſtünd ſie die, allem Lebendigen unverfehlbare Sprache der Liebe nicht. Eile mithin, Mamachen, und lies dem albernen Töchterchen tüchtig den Text. Sie hat den König in ihrer Hand; ſie verbindet ſich, wenn

ſie die Gefälligkeit hat, ihr Glück anzunehmen, die Königin. Hat man jemals unter ſo glänzenden und vortheilhaften Verhältniſſen eine königliche Geliebte ihre Laufbahn eröffnen ſehn? Ich habe ihr vorgeſtellt, daß deiner Söhne und deiner ganzen Familie Wohl von ihrem klugen Benehmen in dieſer Sache abhänge, da hat die Närrin geweint und mich gebeten, ſie gegen die Liebe des Königes zu ſchützen. Ich habe meine Beredſamkeit gegen ſie erſchöpft, verſuche du nun, was du vermagſt, und ſchreib' es niemand, als dir ſelbſt und deiner verkehrten Erziehung zu, wenn dieſe glänzende Gelegenheit, deine Familie auf einmal zu der angeſehenſten im Reiche zu machen, verloren geht.

5.

Klara an dieſelbe.

Mutter, Mutter, in welche Hände bin ich gerathen! Die Briſſac iſt falſch, o ſie iſt gefährlich, und ich fliehe ſie von jetzt an, wie die giftigſte Schlange. Sie hat mir Anträge

gemacht, daß ich vor Scham zu vergehn dachte. Was hab' ich begangen, daß dieſe Frau es wagen darf, in ſolch einem Tone mit mir zu ſprechen? Dem König — nein, nein, ich kann es nicht ſchreiben! Was du dich ſcheuen würdeſt, nur auszuſprechen, das wollte ſie deine Klara überreden. Sie ſchalt mich eine Närrin, als ich ſie bat, vielmehr mich zu ſchützen, als mein Verderben ſelbſt zu befördern; ſie hatte ſogar die Dreiſtigkeit mir zu ſagen, ſie vertrete deine Stelle, und du ſelbſt würdeſt mich erinnern, was ich meiner Familie ſchuldig ſei.

O Mutter, niemals hab' ich mich ſo verlaſſen und einſam gefühlt, als an dieſem Abend! Wem ſollte ich mich vertrauen! Mongomery dieſes Geſpräch entdecken? Unmöglich! Wie könnte ich einem Manne, und wär es mein Vater, jene abſcheulichen Worte wiederholen! Und wie ſoll ich es wagen der Königin vor die Augen zu treten? Ich habe Mongomery gebeten unſre Verbindung zu beſchleunigen, unter ſeinem Schutze werd' ich ſicher ſeyn. Er war entzückt über meine Bitte. Das Vermählungs-

fest der beiden Prinzessinnen soll auch unser Fest seyn. Ein Geistlicher wird uns in aller Stille in Fontainebleau kopuliren. Und dann fort, fort von diesem Ort der Verführung! Bete an dem bezeichneten Tage für deine glückliche Tochter.

Dürfte ich der Wahrsagung eines ehrwürdigen Greises trauen, von dem ich dir nächstens mehr erzählen will, so steht mir das Glück bevor, von meiner Vermählung an in deiner Nähe zu verweilen. Mongomery hat mir versprochen zuerst zu dir zu reisen. Vielleicht gefällt ihm die anmuthige Gegend, und er wählt sie zu seinem Wohnsitz. Erfüllt mir der Himmel diesen Wunsch, dann giebt es kein glücklicheres Wesen auf der Welt als deine Klara.

6.

Klara an dieſelbe.

Ich bin nun beruhigt, meine Mutter. Die Königin muß mit der Briſſac ein Geſpräch gehabt haben. Dieſe ſtand mit hochrothen Wangen und in auffallender Verlegenheit vor ihr, als ich eintrat. Die Königin ſchloß mit einem ſo entſchiedenen Tone, als ich ſelten von ihr gehört habe, das Geſpräch, und trat dann freundlich zu mir und küßte mich. Seitdem iſt die Briſſac fremd gegen mich, und ich bin es ſehr wohl zufrieden.

Ich erwähnte gegen dich eines Greiſes, der mir etwas angenehmes geweiſſagt habe. Es iſt der vormalige Biſchof Gauric, der aus Liebe zu den Wiſſenſchaften ſein Bisthum niedergelegt hat, und jetzt unter dem einfachen Namen Meiſter Lukas an den Hof gekommen iſt. Der Ruf erzählt Wunderdinge von ſeinen geheimen Kenntniſſen und ſeiner Macht über die Geiſter. Die Königin ließ ihn ſogleich bei ſich einführen und unterhielt ſich lange mit ihm. Der

Sterndeuter Roger schien eifersüchtig darüber zu werden, und windbeutelte gegen die Gesellschaft ziemlich laut von seinen tiefen Einsichten in die weiße und schwarze Magie, die Königin aber that als hörte sie es nicht, und bat endlich den Meister Lukas der jungen Königin Maria die Nativität zu stellen. Er lehnte es mit einer Bescheidenheit ab, gegen welche Roger's Praterei sehr widrig abstach. Dieser eingebildete Mensch mochte wähnen, der alte Mann scheue sich vor seiner größern Weisheit und ward immer übermüthiger. Das Nativitätstellen, sagte er, sei nur der Anfang der Kunst, er wolle der Dauphine ihre ganze Zukunft in einem magischen Spiegel zeigen, den er auch sogleich aufzustellen anfing.

Während er seine Gaukeleien machte, trat Meister Lukas zu der Dauphine, die neben mir stand. Im Gespräch ergriff er einmal, wie von ungefähr, ihre Hand, ich sah aber, daß er schnell hineinblickte, vielleicht um ihre Linien zu beobachten, doch äußerte er nichts davon. Im Gegentheil, sagt' er, man thue nicht wohl sich die Zukunft durch magische Mittel

bekannt zu machen, und er befriedige äußerſt ungern eine ſolche gefährliche Wißbegierde. Mir ſchien dieſe Rede eine bloße Ausflucht, und ich fragte ihn etwas voreilig, warum er ſich denn bei ſolchen Grundſätzen mit dieſen Wiſſenſchaften abgebe? Er ward nicht im geringſten verlegen. Meine junge Freundin, ſagte er ernſt, aber ſehr liebreich, die Wiſſenſchaft iſt groß und heilig, aber ihre Anwendung, zu Befriedigung der Neugierde, entweiht die Wiſſenſchaft, und iſt den Menſchen gefährlich. Die Zukunft iſt durch hohe Weisheit von der Gegenwart getrennt. Wir haben eine Führerin, die uns ſicher zu ihr leitet, die Zeit. Dieſe beleidigt der Neugierige und zugleich erzürnt er die Geiſter der Zukunft. Darum erſcheinen ſie zornig, reißen den Menſchen in ihre Gewalt, und laſſen ihn nicht los, bis ſie ſelbſt Geiſter der Gegenwart geworden ſind, und die Zeit ihre langſamen Schritte vollbracht hat. Das macht es ſehr gefährlich die Geiſter ferner Zeit zu rufen, und es gehört ſtrenge Vorbereitung dazu, denn ſie ſind unerbittlich, und der Tod ſelbſt befreit nicht aus ihrer Gewalt.

Ich hätte gern noch einige Zeit zugehört, aber Roger hatte seinen Zauberspiegel aufgestellt und lud die Königin Maria ein, ihre Zukunft darin zu sehn. Indem sie sich umwendete, sagte Meister Lukas: Wißt ihr auch schon, Meister Roger, was die Königin sehn wird? Nein — antwortete jener stolz — haltet ihr mich für einen Betrüger? Das nicht, erwiderte Lukas, aber für einen Unbesonnenen. Auf dieses Wort wollte niemand in den Spiegel sehn, denn jeder fürchtete einen traurigen Anblick. Roger fühlte sich dadurch sehr beleidigt, und verlangte Lukas solle selbst in den Spiegel sehn. Gern, erwiderte dieser, doch zuvor gönn' ichs euch, Meister Roger, ihr dürftet weniger Zeit dazu behalten.

Indem nun alle auf den Spiegel sahen, erblickten sie darin Rogern mitten unter Häschern, die ihn gefangen führten, und ein lautes Gelächter erschallte. Eh' aber Roger Zeit hatte seinen Unwillen zu äußern, trat wirklich ein Lieutenant des Königs mit Wache herein, der unter vielen Entschuldigungen den Befehl zu Rogers Verhaftung der Königin

überreichte, und den Sterndeuter abführte, weil er zauberiſcher Anſchläge auf das Leben des Königs verdächtig ſei.

Die Königin war in äußerſter Beſtürzung als man den Roger gefangen nahm, ſie ſcheint ſehr für ihn eingenommen, aber Meiſter Lukas gewann dadurch nicht wenig an Anſehn. Er bediente ſich des zurückgelaſſenen Zauberſpiegels noch zur Beluſtigung der Geſellſchaft, aber nichts konnte ihn bewegen, ein eigentliches magiſches Stück zu zeigen. Auch lehnte er den Antrag der Königin ab, die ihn gern in ihre Dienſte genommen hätte.

Die Königin blieb ſeit jenem Abend in ſonderbarer Spannung. Sie hat einigemal lange geheime Unterredungen mit Mongomery gehabt, und auch dieſer hat ſeine Heiterkeit verloren. Er ſcheint über etwas zu brüten, und über einen Entſchluß mit ſich ſelbſt nicht einig werden zu können.

Morgen wird Herzog Alba, der Stellvertreter des ſpaniſchen Bräutigams, erwartet. Ich wollte die Feſte wären vorüber, und meine Vermählung wär nicht mit dieſen Feierlichkeiten

verbunden, vor welchen mir grauet. Immer umtönen mich die Worte der Prinzessin Elisabeth: der Tag meiner Verbindung wird ein Trauertag für Viele. Es ist mir als könne nichts glückliches an dem Tage vollzogen werden, den Thränen unglücklicher Liebe trüben.

7.

Klara an dieselbe.

Mutter, wo soll ich Worte hernehmen, dir das furchtbare Schauspiel zu beschreiben, das ich gesehn habe! Noch sträuben sich meine Haare empor, und jedes Glied zittert mir vor Angst und Fieberschauer. Ich fürchte, eine Krankheit wirft mich nieder, eh' ich eine ausführliche Erzählung vollende, darum will ich kurz seyn.

Die Königin ließ mich gestern Abend spät zu sich rufen. Ich fand sie allein. Sie wollte mir etwas entdecken, ich sah aber an ihrer Miene, daß es sie einige Ueberwindung

koſtete. Endlich wendete ſie es in Scherz und erzählte mir, Meiſter Lukas habe ihr auf dieſen Abend ein magiſches Schauſpiel verſprochen, und weil ſie nicht gern mit ihm allein bleiben wolle, ſo möchte ich in dem Nebenzimmer mich aufhalten, wo ich durch den Vorhang, wenn ich Luſt hätte, die Erſcheinungen würde beobachten können. Ich durfte es ihr nicht abſchlagen und war auch ſelbſt neugierig, dergleichen Dinge, von denen ich immer viel wunderbares gehört hatte, einmal mit anzuſehn. In dem Saal, der durch einen Vorhang von dem Kabinet abgeſondert war, worin wir uns befanden, ließ ſich zuweilen ein ſeltſames Getön hören, nach einiger Zeit ſchlug eine Glocke ſiebenmal an. Die Königin ſagte mir, Meiſter Lukas operire in dem Saal, und die Glockenſchläge ſeien das Zeichen, daß er ſie abrufe. Sie verließ mich nun und ging in den magiſchen Saal, ich aber blieb hinter den Vorhängen, wo ich alles bequem überſehn konnte.

Meiſter Lukas bat die Königin einigemal, ſie möchte von ihrem Verlangen abſtehen.

Er stellte ihr vor, sie könnte vielleicht Dinge zu sehn bekommen, die den Geist zu sehr erschüttern möchten. Sie blieb aber unbeweglich auf ihrem Vorsatz, und jetzt erfuhr ich zuerst, daß sie das Schicksal des Reiches und seiner Könige zu sehn verlangt habe.

Nach langem Hin- und Herreden versprach ihr endlich Meister Lukas Befriedigung. Sie werde — sagt' er — die Reihe der Könige sehn, wie sie nach einander den Thron besteigen würden, auch zeige die Dauer ihrer Erscheinung die längere oder kürzere Zeit ihres Regimentes an. Würde einer sitzend verschwinden, so bedeute ihm dieses einen natürlichen Tod, fiel er aber vom Thron herab, einen gewaltsamen.

Hierauf fing Meister Lukas seine Beschwörungen an. Er räucherte, daß eine dichte Rauchwolke den Saal erfüllte, und als diese sich nach und nach verzog, sah ich im Hintergrunde den königlichen Thron mit Wappen und Krone, aber blaß, wie ein schwacher Widerschein auf trübem Wasser. Ein König saß auf dem Sitz, aber kaum hatte ich in seiner Gestalt den König Heinrich erkannt, als er mit fürchter-

lichem Geprassel herabfiel. Mich schauderte, aber die Königin ertrug diesen entsetzlichen Anblick mit einer Fassung, die mich befremdete, ob ich gleich ihren festen Charakter kenne.

Bald nach diesem Gesicht kam eine Gestalt wie der Dauphin. Er setzte sich auf den Thron, verschwand aber sehr bald. Sogleich kam ein Kind, wie der Schatten des Prinzen Karl. Es stieg auf den Thron, saß länger als die vorige Erscheinung und verschwand.

Ein gekrönter Jüngling bestieg nun den Thron. Ich glaubte in seinem Gesicht die Züge des jüngern Prinzen Heinrich zu erkennen. Er saß einige Zeit, da prasselte es, wie ein Donnerschlag, und die Erscheinung fiel plötzlich vom Thron.

Die Königin bedeckte sich hier das Gesicht und schien heftig bewegt. Jetzt winkte der Meister, und alles verschwand im Augenblick. Wirst du aber es glauben, Mutter, die Königin hatte des Schrecklichen noch nicht genug, sie drang in den furchtbaren Mann, er solle seine Beschwörungen erneuern, denn sie

wolle das fernere Schicksal ihres Reiches und seiner Könige sehn.

Meister Lukas ließ nun von neuem den Thron erscheinen. Ein junger, schöner Mann, auch mit einer Krone auf dem Haupte, ging mit raschen Schritten auf den Thron zu, doch stand er einige Zeit auf den Stufen, eh' er sich setzte. Die Königin schien den jungen Heinrich von Navarra in ihm zu erkennen, den sie, seiner Mutter wegen, bitter haßt, denn sie rief heftig: Was, der kleine Bearn auf meinem Throne? Meister Lukas eilte sogleich auf sie zu, und bat sie, um ihres Lebens willen, keinen Laut zu sprechen. Er schien auch viel Mühe zu haben, als er die Beschwörung fortsetzen wollte; denn die ganze Zaubererscheinung zitterte in einander, wie ein Bild im Wasser, wenn der Sturm hinein weht. Endlich aber, als er durch viele und starke Beschwörung alles wieder hergestellt hatte, sah ich den König fröhlich auf dem Throne sitzen, und erkannte auch die Aehnlichkeit mit dem Prinzen von Navarra. Er saß aber nicht sehr lange, da

stürzte

ſtürzte auch er mit einem gewaltigen Donnerſchlag vom Throne.

Nun ſtiegen noch drei Könige nach einander auf den Thron, der jetzt immer glänzender ward, und jeder dieſer Könige ſaß lange, viel länger als einer der vorigen, auch verſchwanden ſie alle ſitzend. Als aber ein vierter König den Thron beſtiegen hatte, ließ Meiſter Lukas abermals das Geſicht verſchwinden, und wollte der Königin durchaus nichts weiter von der Zukunft zeigen, ſo ſehr ſie auch ihn bat. Endlich da ſie mit ihrer und des Königs Ungnade drohete, ward Meiſter Lukas entrüſtet und rief: Weil ihr nicht ruhen wollt, ſo ſchaut denn hin, bis euch Angſt das Haar emporſträubt und Entſetzen alle Glieder lähmet, und findet keine Ruhe bis Alles erfüllet iſt! Dabei ſah er ſo ſchrecklich, daß ich umzuſinken fürchtete vor ſeinem Anblick, und ich wär gern weit von dieſem Ort des Grauens geflohen, hätte mich nicht die Furcht entdeckt zu werden, gehalten. Die Königin muß einen eiſernen Muth haben, denn ſie blieb ſtandhaft und ſagte, ſie wär vorbereitet, daß die Geiſter keine Gewalt über ſie

haben könnten. Dann hieß sie ihn nochmals weiter operiren.

Meister Lukas fing nun seine Beschwörungen wieder an. Der Thron erschien von neuem mit dem König, der zuletzt darauf Platz genommen hatte. Aber ein dumpfer Donner rollte immer über dem Thron, und ward stärker und immer stärker, je länger der König saß. Dann — o Mutter, wo nehm' ich Worte her, dir das Entsetzliche zu beschreiben! — ein gräßlicher Donnerschlag, furchtbarer, als alle frühern, ward gehört, das Lilienwapen und die Königskrone fiel herab, und bald darauf stürzte der ganze Thron in Trümmer. Der König stand noch, aber nach wenig Augenblicken fiel er mit schrecklichem Gepraſſel und Krachen von den Stufen herab. Ungeheuer stiegen nun auf, von gräßlicher Ungestalt, wie sie noch niemals mir auf Bildern der Hölle vorgekommen sind. Sie stritten sich auf den Stufen des Thrones, die von Blut gefärbt wurden, denn die Ungeheuer zerfleischten sich und Geschrei der Wuth und Geheul von Sterbenden war rings um sie her. Endlich erhob sich aus dem Ruin ein Stuhl, auf

dem saß ein Mann in glänzendem Waffenschmuck und mit allen Zeichen eines Helden, und der Stuhl ward zum Throne, aber weit prächtiger als der vorige, seine Arme waren von verschlungenen Kronen gearbeitet, und er selbst ruhete auf Kronen.

Mehr konnt' ich nicht sehn, denn die Königin war von den furchtbaren Vorzeichen so erschüttert, daß ihr die Sinne vergingen, und sie ohnmächtig zu Boden sank.

Ich eilte hinzu, ihr zu helfen. Aber Meister Lukas riß mich mit Gewalt zurück und rief mir zu: Fräulein, ihr seid des Todes, wenn ihr einen Schritt näher tretet. In demselben Augenblick fühlte ich mich wie von Funken umsprüht, die Luft glühte um mich, und in tödtlicher Angst eilte ich in das Vorzimmer zurück, wo ich mich erst lange nachher durch den Beistand der Königin und des Meister Lukas erholte.

Die Königin sprach mir zu und wollte mich bereden, es sei alles ein optisches Blendwerk gewesen, aber Meister Lukas schwieg dazu mit strengem Ernst, und sah mich nur

zuweilen mit sehr traurigen, wehmüthigen Blikken an, ich fühlte mich auch recht krank, und eine wilde Fieberfantasie plagte mich diese Nacht mit der entsetzlichen Vorstellung: ich müsse, wie Meister Lukas der Königin gedroht hatte, die in dem Zauberbild gesehenen Begebenheiten alle selbst noch erleben, und werde selbst im Grabe nicht ruhen, bis alles erfüllt sei. Noch jetzt fühle ich mich sehr matt, doch muß ich mich stark machen, denn die Königin schickt unaufhörlich zu mir, und schrieb mir sogar eigenhändig einen Zettel, sie könne nicht ruhen, bis sie mich wieder munter sah. Nach einem Stündchen Schlaf werde ich mich auch schon wieder erholen.

8.

Klara an dieselbe.

Sorge nicht, liebste Mutter, kein Mensch erfährt von mir das furchtbare Geheimniß jenes Abends. Könnt' ich es nur ganz aus meiner Erinnrung austilgen! Dir mußt' ich es aber

entdecken; wie könnt' ich dir etwas verbergen, was mein Herz ſo gewaltſam tief erſchütterte! Bei dir iſt ja das Geheimniß auch gewiß beſſer verwahrt, als bei mir. Jetzt iſt mir das Ganze wie ein Traum, und überzeugte mich dein Brief nicht, daß ich dir alles als wirkliche Begebenheit erzählt habe, ich mißtraute meiner eigenen Erinnerung.

Mongomery macht mir jetzt einige Sorge. Er hat nun ſeit geraumer Zeit faſt täglich geheime Unterredungen mit der Königin, und wenn er aus ihrem Kabinet kommt, ſieht er ganz ſonderbar verſtört. Er antwortet mir verlegen, und gibt vor, die Königin habe geheime Pläne zu Verſchönerung der Vermählungsfeierlichkeiten. Ich glaub' es aber nicht. Mit ſolchen Mienen ſinnt niemand auf Vergnügungen. Der König ſieht ihn nicht mehr ſo gern als vormals; das iſt unverkennbar. Allein das ſollte ihn nicht bekümmern, da wir doch bald den Hof verlaſſen. Auch ſetzen ihn die geheimen Verhandlungen mit der Königin gewiß nicht feſter in der Gunſt des Königs,

denn die Spannung zwiſchen beiden vermehrt ſich faſt mit jedem Tage.

Morgen nehmen die Vermählungsfeſtlichkeiten ihren Anfang. Alles was frühere Zeiten geleiſtet haben, ſoll überboten werden. Aber wird alle Verſchwendung von Pracht und Glanz dieſes unglückliche Feſt beleben können?

9.

Klara an dieſelbe.

Ich ſende dir dieſe Zeilen durch einen Eilboten, meine Mutter. Die Vorbedeutungen ſind furchtbar und über alle Erwartung ſchnell erfüllt. Der König iſt todt. Und deine unglückliche Klara muß mit Mongomery flüchtig werden, um nicht als verhaßtes Opfer der Rache vielleicht zu fallen. Vergönne deinen Kindern einen ſichern Zufluchtsort an deinem mütterlichen Herzen. Ich eile mit Mongomery zu dir, aber auf Umwegen, um Nachforſchungen zu verwirren.

10.

Mongomery an Klara.

Im Flug nur zwei Worte, dich zu tröſten, meine Geliebte! Der König lebt, aber ſeine Stunden ſind gezählt. Gott iſt mir Zeuge, und bei deiner ſüßen Liebe ſchwör' ich dir's: ſo viel Stimmen gegen mich ſprechen mögen, ich bin ſchuldlos an ſeinem Tode, ſchuldloſer, als vielleicht Heinrich ſeyn würde, wenn mir das Todesloos gefallen wär. Er hat mir vergeben, und mich jeder Verantwortlichkeit entbunden. Aber dennoch, mein geliebtes Leben, müſſen wir eilen. Halte dich zu jeder Stunde bereit, dem Knaben zu folgen, welcher dir dieſen Zettel bringt, er führt dich auf ſicheren Wegen in ein verborgenes Heiligthum, wo ein Prieſter uns erwartet, unſern Bund zu ſegnen. Dann führe ich meine Gemahlin von dieſem Hof voll Verbrechen, nach dem ſtillen Zufluchtsort unſerer Liebe.

Noch Eins: Vermeide die Königin. Meine Liebe zu dir könnte dich verderben.

Es iſt gefährlich um dunkle Geheimniſſe zu wiſſen. Laß mich alſo dir verſchweigen, was dein junges, reines Herz nur gewaltſam erſchüttern würde; traue meiner Liebe ſo viel, als beweiſenden Gründen. Ich laſſe dich mit banger Ahndung in jener Nähe zurück. Vergib mir deswegen die wiederholte Bitte um Vorſicht. Entdecke dich niemand, als deiner treuen Cäcilie, welche dich auf unſrer Flucht begleiten ſoll. Morgen, vielleicht ſchon dieſen Abend, begrüße ich meine Klara als meine Gemahlin.

11.

Klara an Frau von Limeuil.

Noch bin ich hier, meine Mutter, in der peinlichſten Erwartung, wie Alles noch enden wird. Ich fühle mich, wie in einer weiten Oede, aus der ich vergebens den Ausweg ſuche. Höre nun die Geſchichte der unglücklichen letzten Tage, damit nicht entſtellende Nachrichten dich vielleicht noch mehr über deine Tochter

beunruhigen, als die Wahrheit ſelbſt, die keines Zuſatzes bedarf, um höchſt traurig für mich zu ſeyn.

Mongomery hatte wieder eine geheime Unterredung mit der Königin in ihrem Kabinet, und im Vorzimmer befand ſich niemand als die Uſez, die Briſſac und ich. Nach einiger Zeit kam der König. Er fing ein Geſpräch mit mir an, und ſagte mir nach ſeiner Gewohnheit einige Galanterien. Unterdeſſen entfernte ſich die Briſſac mit der Uſez ganz ſtill. Der König ward immer lebhafter, und bat mich ſogar um eine Schleife von meinem Kleide, die er auf ſeinen Hut befeſtigen wollte, um, wie er ſagte, bei dem Turnier als mein Ritter die Farbe ſeiner Dame zu tragen. In der Verlegenheit gab ich vielleicht die albernſte Antwort, daß meine Roſaſchleife zu ſeiner ſchon gewählten Farbe nicht ſtimme. Er hat nämlich ſchwarz und weiß, um die Wittwenſchaft ſeiner geliebten Diana anzudeuten. Der Himmel weiß, wie er meine Worte auf eine Scheu vor der Valentinois deutete! Er vergaß den Ort, wo wir uns befanden, umfaßte

mich, und indem er mir eine Schleife raubte, rief er: die Frühlingsroſe beſiegt die herbſtliche Malve! und küßte mir die Stirn. In dieſem Augenblicke trat Mongomery aus dem Kabinet der Königin. Er ward feuerroth, doch hatt' er Faſſung genug, mit einer leichten Verbeugung vorüber zu gehn. Aber der König, der in der heftigſten Spannung war, rief ihm zu: Mongomery, man ſagt, ihr liebet Fräulein Limeuil? Mongomery antwortete mit erzwungener Kälte: Sie iſt meine Braut. Gut, rief der König, ſo gebührt euch Genugthuung, und dieſe Schleife mag als euer Ritterhandſchuh gelten. Mit dieſen Worten befeſtigte er ſie an ſeinen Hut.

Die Damen der Königin traten jetzt herein, und der König ging mit einiger Heftigkeit zu ihr in das Kabinet. Laß uns bald fliehen, Mongomery, ſagt' ich, wenn du mich nicht gegen ſolche Zudringlichkeiten ſchützen kannſt. Er blieb hierauf im Vorzimmer, bis ich mich mit Anſtand entfernen konnte.

Der König verſuchte nachher noch einigemal, mich zu ſprechen, aber es gelang mir

jedesmal ihm auszuweichen, ohne daß er meine Absicht merken konnte. Ich erlangte indessen wenig dadurch, denn am Morgen vor dem Turnier erhielt ich ein Billet voll Galanterieen von ihm, worin er mich bat, mich zum Zeichen einiger Gunst bei dem Turnier weiß mit Rosa zu kleiden. Ich beschloß sogleich, Mongomery das Billet zu zeigen und ganz andre Farben zu wählen. So erschien ich auch im Gefolg der Königin. Der König machte mir einige Vorwürfe über meine Ungefälligkeit, und schien mir empfindlicher als er es äußern wollte. Bald nachher, als ich mit Mongomery darüber sprach, kam die Königin in meine Nähe. Schämt euch, Limeuil, sagte sie im Vorbeigehn, ihr betragt euch wie ein Kind, man wird euch künftig wie Kindern euren Anzug anbefehlen müssen. Mongomery wollte statt meiner antworten, aber die Königin wendete ihm den Rücken. Mein Freund — sagte sie verächtlich — eure Thorheit verdient kein anderes Schicksal. Mongomery glühte vor Zorn. Nach einigen Schritten aber wendete sich die Königin wie-

der zu ihm, und sprach freundlich, doch mit einem gewissen bedeutenden Accent: Ich hoffe, Graf, ihr begreift endlich, daß ich eure Freundin bin. Darauf ging sie schnell vorüber.

Als ich gegen Abend nach dem Beispiel der andern Fräuleins meine Kleidung wechselte, schickte mir die Königin einen sehr prächtigen und äußerst geschmackvollen Anzug von den Farben, welche der König wünschte. Ich vermuthete, das Geschenk sei von ihm selbst, und die Königin werde nur zum Schein genannt, indessen blieb hier nichts übrig als zu gehorchen. Kaum war ich auf dem Balkon wieder erschienen, als der König vom Turnier aufbrach, und mich mit den feurigsten Schmeicheleien unterhielt. Er dankte mir für die Aufmerksamkeit auf seine Bitte, wegen meines Anzuges, und zeigte mir meine Schleife an seinem Helm. Der ganze Hof ward aufmerksam, und die Königin blickte mit einem spöttischen Lächeln auf Mongomery, der außer den Turnierschranken hielt. Sein Pferd mochte den Unwillen seines Herrn fühlen und bäumte. Unglücklicherweise bemerkte der König die Bewe-

gung und vielleicht auch die Schleife von meiner Farbe, die Mongomery seit unsrer ersten Bekanntschaft stets an Hut und Helm trug. Graf Mongomery, rief der König, ihr habt heute nicht turniert; noch eine Lanze zu Ehren unsrer Dame! Ihr seid der Preis, schöne Klara, flüsterte er mir im Abgehn zu, und eh noch meine Angst mir ein Wort erlaubte, saß er schon zu Roß. Ich glaubte zu vergehen, denn bei der heftigen Erbitterung zwischen beiden ahnete mir Unglück.

Mongomery lehnte die Aufforderung einigemal ab, er schien die Bitte in meinen Augen zu lesen. Die Königin schickte den Herzog von Savoyen an den König und ließ ihn bitten, sich mit dem erworbenen Ruhm im Lanzenbrechen zu begnügen, aber wer den König kennt, der weiß, daß Vorstellungen ihn allezeit nur noch eigenwilliger machen. Er bestand auch jetzt auf seinem Vorhaben, und Mongomery mußte in die Schranken reiten. Im ersten Rennen strich die Lanze des Königs hart an Mongomery's Helm vorbei, im zweiten riß die Spitze ein Stück des Helm-

schmuckes ab. Ich litt tödtliche Angst, denn es war unverkennbar, daß der König absichtlich nach Mongomer's Haupt seinen Stoß richtete. Der Graf hatte beidemal gegen seinen Gegner die Lanze gesenkt. Dieser schien darüber entrüstet und rief ihm einige Worte zu, die ich nicht verstand. Beide sprengten nun wild auf einander. Mongomery traf den König auf die Brust, daß die Lanze splitterte, und im Augenblick sank der König blutend und ohnmächtig aus dem Sattel. Ein Splitter des abgebrochenen Schafts von Mongomery's Lanze war ihm durch das Auge tief in den Kopf gedrungen. Was nach diesen schrecklichen Augenblicken vorgegangen, weiß ich nicht.

Mongomery schickt mir eben einen männlichen Anzug zu Erleichterung unsrer Flucht. Die nächste Nacht ist dazu bestimmt. Ein dunkler Himmel begünstiget uns. Wenn du diesen Brief erhältst, meine Mutter, ist deine Klara dir vielleicht schon nahe.

12.

Cäcilie Fleury an Frau von Limeuil.

Ich muß die schmerzliche Pflicht erfüllen, Ihnen, Madame, die nähern Umstände der traurigen Begebenheit zu berichten, die Ihr mütterliches Herz schon mit dem tiefsten Schmerz erfüllt hat. Trost werden Sie von mir nicht erwarten, die selbst durch den Verlust ihrer Freundin und Wohlthäterin auf das tiefste gebeugt ist. Ihre Klara genoß das seltene Glück ihr Leben zu beschließen im Augenblick seiner schönsten Blüthe. Sie verschied in den Armen ihres Geliebten, dessen Leben sie durch ihren Tod rettete. Ich sollte das Glück nicht haben für Klara zu fallen, denn der auf mich gerichtete Angriff mißlang.

Ich wiederhole nicht, was Sie von unsrer Klara selbst ohne Zweifel erfahren haben, wie ihre Flucht mit dem Grafen Mongomery verabredet war. Mit einbrechender Nacht führte uns einer von des Grafen Dienern ungestört aus der Stadt. Klara war in

männlicher Kleidung, und ich saß in weiblichem Anzug an ihrer Seite. In der Nähe der bezeichneten Kapelle stiegen wir aus, und ließen den Wagen weiter an den von dem Grafen bestimmten Ort fahren, wo frische Pferde unsrer warteten.

Der Graf kam uns entgegen, ein Geistlicher wartete schon in der Kapelle, und in wenig Minuten war die Kopulation vollzogen. Die jungen Gatten überließen sich den süßesten Hoffnungen. Sie ahndeten nicht die Nähe des feindlichen Verhängnisses! Graf Mongomery war einige Schritte vorausgegangen, um wegen der Reise Befehle zu ertheilen, und seine Gemahlin, die nun alles Leiden überstanden zu haben glaubte, umarmte mich mit allem Feuer der seligsten Freude. Im Augenblick ward ein Schuß gehört, und ich fühlte eine Kugel bei mir vorüber zischen, ein zweiter Schuß, und die Gräfin sank blutend neben mir zu Boden.

Der Graf eilte sogleich herbei und schickte seine Leute den Mördern nach; allein sie waren so schnell entflohen, daß keine Spur von ihnen zu finden war. Ohne Zweifel galt wenigstens

Ein

Ein Schuß den Grafen und der Mörder ward durch Klara's männliche Kleidung gemißleitet. Wer seinen Tod verlangte, gebührt mir nicht zu vermuthen. Der Graf scheint um ein Geheimniß gewußt zu haben, das sein Tod versiegeln sollte.

Die Gräfin drang nun mit der letzten Kraft ihrer sterbenden Stimme in ihren Gemahl, daß er in schleuniger Flucht seine Rettung suchen solle; sie mußte ihn endlich mit der Hoffnung täuschen, ihre Wunde sei mehr schmerzlich als gefährlich, um ihn zu bewegen, daß er für sie sein Leben sicher stellen möge. Nie werde ich diesen Abschied vergessen! — Als der Graf sich losgerissen hatte, brachte ich die Sterbende mit Hülfe des Geistlichen in ein nahes Nonnenkloster. Sie bat vor ihrem Ende, das sie nicht fern fühlte, unter die Zahl der frommen Schwestern aufgenommen zu werden, und die Aebtissin erfüllte diesen Wunsch.

Sie, Madame, hätten jetzt ein Recht auf die gränzenlose Dankbarkeit, mit welcher ich Ihrer verewigten Klara verpflichtet war. Wer aber, wie ich, die schönsten Freuden der Welt

in so furchtbarer Zerstörung sah, der sehnt sich aus dem Kreise betrüglicher Hoffnungen in die stillen Wohnungen des klösterlichen Friedens. Dort werde ich, in frommen Uebungen und Gebeten für das ewige Heil unserer Klara, mein Leben beschließen. Möge es mir da auch gelingen, für Ihren gerechten Schmerz den Trost des Himmels zu erflehen.

13.

Archiv-Nachricht.

Am Tage Mariä Himmelfahrt im Jahr unsers Herrn Eintausend Fünfhundert Neun und Funfzig, ist ein Fremder, so sich Lukas von Florenz genannt, zu Montremy angekommen, und hat mit der Frau Marquise zu sprechen verlangt, worauf dieselbe sich mit gedachtem Florentiner mehrere Stunden in ihr geheimes Kabinet verschlossen, woselbst sie verschiedene Briefschaften und Papiere emsig durchgesehn, ohne daß man jedoch erfahren können,

worüber ſie ſich unterhalten, daher denn viele den gedachten Florentiniſchen Meiſter für einen Goldmacher oder Adepten halten wollen, beſonders da die Frau Marquiſe am nächſtfolgenden Tage eine ſehr ſtarke feuerfeſte Halle in dem Schloſſe anlegen laſſen, welche jedoch von denen, ſo ſie in ihrer fertigen Geſtalt betrachtet haben, wol mehr vor eine Todtengruft, denn vor ein alchymiſches Laboratorium gehalten werden möchte.

Es iſt auch kurze Zeit darauf, nachdem die erwähnte Halle ausgemauert geweſen, ein Todtenſarg aus einem Kloſter auf das Schloß abgeholet und in dieſe Halle, nachdem ſie vorher von dem Prieſter geweihet, jedoch bei nächtlicher Stille, und bloß in Beiſeyn der Frau Marquiſe, des Pater Aymar, und meiner, des Kaſtellans, verſenkt, auch darüber eine Bildſäule der Frau Gräfin Mongomery aus dem Hauſe Limeuil aufgerichtet worden, woraus nicht uneben zu vermuthen, daß deren todter Leichnam in dieſe Halle verſetzet worden. Was aber die Frau Marquiſe bewogen habe, dem Leichnam dieſe veränderte Ruheſtelle anzu-

weiſen, ſolches hat dieſelbe niemand entdecket, ſondern dieſes Geheimniß mit ſich in die Gruft genommen. Es will aber der Herr Pater Aymar von einer Nonne, welche die Vertraute der Gräfin Mongomery, und bei ihrem traurigen Ende zugegen geweſen, vernommen haben, wie die Gräfin einmal eine furchtbare Vorſtellung künftiger Ereigniſſe geſehn, und daher im Grabe nicht Ruhe finden könne, bis alles erfüllt ſei, was der Schwarzkünſtler ihr im Bilde gezeiget. Was davon zu halten, überlaſſe ich den Gelehrten auszugrübeln; der armen Seele aber wünſche ich die himmliſchen Freuden, und dem Leib eine ſanfte Ruhe im Grabe, ſo wie dermaleins eine fröhliche Auferſtehung.

Der größte Theil des Tages war über dem Abſchreiben dieſer Nachrichten verſtrichen. Ich beſchloß daher mit dem nächſten Morgen meine Reiſe fortzuſetzen. Mein Wirth ſprach noch einiges mit mir über jene ſonderbare magiſche

Vorſchau und ihr wunderbares Zuſammentreffen mit der Geſchichte. Ich geſtand ihm, daß ich die Thatſachen, die hier ziemlich begründet ſchienen, nicht läugnen könne, daß ich aber eben ſo wenig ſolche Begebenheiten mit den Geſetzen der Natur in Uebereinſtimmung bringen könne, und erbat mir ſeine Anſicht der Sache.

Geht es uns — erwidert' er — nicht mit vielen, faſt den meiſten natürlichen Phänomenen ſo, daß wir ſie für wahr annehmen, ohne ſie erklären zu können? Denn was man im gemeinen Leben Erklärung nennt, iſt ja gewöhnlich nur Veränderung des Wortes, die uns der eigentlichen Einſicht um keinen Schritt näher bringt.

Erklärung — fuhr er fort, als ich ihn mit fragendem Blick anſah — verlangen und erwarten wir nur dann, wenn eine Sache mit einer andern, die uns für unbezweifelt gilt, in Widerſpruch zu ſtehen ſcheint. Die Erklärung ſoll den Widerſpruch aufheben, das heißt, ſie ſoll nachweiſen, daß das Bezweifelte mit dem Unbezweifelten in ſeinem Weſen Eins und Daſſelbe, und nur in Form, Richtung, Anſicht, oder

andern Beziehungen verſchieden ſei. Dieſes Licht über den dunklen Urſprung der Dinge iſt die wahre Aufklärung. Unſtreitig wird die Erklärung immer ſchwieriger, je weiter die in Widerſpruch ſcheinenden Dinge von ihrem gemeinſchaftlichen Urſprung entfernt ſind. Nehmen Sie dazu, daß der größte Theil der Menſchen, auch der Gelehrten, ihre Geiſteskraft bloß mechaniſch geübt haben, daß ſie daher das Erklären bloß als mechaniſches Zergliedern und Zuſammenſtellen betrachten und handhaben. Daher die Unſicherheit in allen Anſichten ſolcher Dinge, die nicht durch bloß mechaniſche Kräfte von der Natur hervorgebracht werden, und die vielen verfehlten Theorien, welche dergleichen Wirkungen mechaniſch erklären wollten. Wir müſſen ein höheres Denkvermögen kultiviren, um die chemiſchen Durchdringungen, wieder ein höheres, um das organiſche Leben zu begreifen, aber natürlich hält die mechaniſche Denkweiſe dieſe Forderung ſowol, als die Ausſprüche jener höhern Fähigkeiten, für Schwärmerei, wiewol ſie wenigſtens zu der Einſicht gelangen könnte, daß, weil in der Natur Wirkungen ſind, die

mechaniſcher Weiſe nicht begreiflich ſind, es auch im Geiſt analoge Fähigkeiten geben müſſe, welche jene Wirkungen unmittelbar und ohne Beihülfe des mechaniſchen Denkens auffaſſen können. Ein noch höheres Denken als ſelbſt das organiſche, würde uns erſt über das, was wir Geiſterwelt nennen, vollen Aufſchluß geben können, indeſſen gibt uns die chemiſche und organiſche Natur in vielen unbeſtrittenen Erſcheinungen den Schlüſſel zu den Wundern der Geiſterwelt; denn was iſt Prophezeihung anders als das Vorgefühl künftiger Veränderung, z. B. des Wetters, in einer höhern, geiſtigen Sphäre? So haben alle Wunder der Geiſterwelt ihr Vorbild in der organiſchen Natur, ſo wie dieſe wiederum ihre analogen vorbildlichen Erſcheinungen in der chemiſchen Reihe von Wirkungen findet.

Unſre Unterhaltung, die ich gern fortgeſetzt hätte, wurde hier abgebrochen. Meine Reiſe litt keinen Aufſchub, und unter den herzlichſten Dankſagungen trennte ich mich von meinem Freunde.

Ich ahndete damals noch nicht, wie viel ich

ihm zu danken hatte. Die Partei, deren Pläne mein Hof begünstigte, war in einem schnellen und heftigen Kampf untergelegen, ihr mächtigstes Haupt war gestürzt, und der geheime Geschäftsführer einer andern Macht war als ein Opfer der siegenden Partei gefallen. Ich würde einem gleichen Schicksal nicht haben entgehen können, wär meine Reise nicht durch die Warnung meines Freundes verzögert worden.

Die veränderten Verhältnisse gaben meiner Wirksamkeit nun eine andre Richtung, und erst nach mehrern Jahren führte mich eine neue Reise in die Gegend von Montremy. Mein ehrwürdiger Freund lebte nicht mehr, die Reste des Schlosses und mit ihnen jene Halle waren durch den Krieg völlig verwüstet, die Einwohner waren geflüchtet, und ich fand niemand, der mir Nachricht geben konnte, ob die verschleierte Braut nun ihre Ruhe gefunden habe.

Der Gespensterläugner.

Die Vokation.

Der Advokat Gerſtenſaft lag eben mit der ſechsten Frühſtückspfeife im Fenſter, und überlegte ſich, daß ein großer Mann an ihm verdorben ſei. Oder vielmehr nicht verdorben! Wußte er doch was er wußte. Was man zu Ruhethal, ſeinem Geburtsorte, ganz verkannte, das wurde darum nicht auch anderwärts überſehen. Er hatte bei ſeinem letzten Aufenthalte in Klatſchhauſen dort eine beſonders gute Reputation hinterlaſſen. Die Stadtdirektorin hatte ihm beim Abſchiede die Taſchen mit Eßwaaren, und ihr Gatte das Herz mit Hoffnungen vollgeſtopft. Die Schweſter der Stadtdirektorin, des letzten Prokonſuls Wittwe, war noch weiter gegangen. Sie hatte ihm zu Liebe das ſchwarze Band, welches dem Andenken ihres

Seligen gewidmet war, den zahlreichen Läſtermäulern zum Trotz, eine ganze Woche zu früh von der Haube genommen, ja ſogar mit dem Ringe des Seligen hatte ſie den Advokat Gerſtenſaft ſchon auf dieſer Erde ſelig gemacht. Er für ſeine Perſon war noch auf keine Rathswahl ſo begierig geweſen, als auf die nächſte zu Klatſchhauſen. Dem Kalender nach war ſie vorbei, und er ärgerte ſich nur über die Langſamkeit der Poſt, durch die er erſt morgen um dieſe Zeit von ihrem Ausfall unterrichtet werden konnte. Aber ſein Verdruß ging bald in Entzücken über. Ein Reiter erſchien in der Straße, der, ſo hörte er deutlich, nach Sr. Hochedelgeboren dem Herrn Advokat Gerſtenſaft fragte. Der Reiter ſprang vom Pferde und die Treppen herauf. Es war ein Expreſſer, den E. E. Rath zu Klatſchhauſen an den neugewählten Prokonſul abſchickte, um dieſem die glückliche Wahl zu notificiren, und die Sehnſucht nach ſeiner baldigen Ankunft auszudrücken.

Die Abreise.

Am Morgen vor der Abreise warf der designirte Prokonsul aus seinem Dachstübchen noch einiges stilles Mitleid auf die tief unter ihm liegende Stadt. Sie soll hören, sagte er bei sich selbst, was ihr an mir für ein Mann verloren gegangen ist, da sie nicht hören wollte, was sie an mir für einen Mann hatte. Vergebens habe ich gegen Exorcismus und Aberglauben gepredigt, vergebens den Anbau des vaterländischen Kaffees und Tabaks dringend anempfohlen. Die Anzeiger haben meine einsichtsvolle Stimme durch ganz Deutschland mit vielem Erfolg, wie ich hoffe, getragen. Nur hier hat sie taube Ohren gefunden. Das Wochenblatt von Klatschhausen soll mich fürchterlich rächen. Es soll kund thun, was mein Geist für Umwandelungen hervorbringt und welches Gewicht auch eine kleine Stadt in der glänzenden Wagschaale der Aufklärung erringen kann, wenn große Männer an ihrer Spitze stehen.

Der Postillon unterbrach seine Freuden an der Zukunft nicht unangenehm. Herr Gerstensaft veranstaltete das Nöthige, versicherte beim Abschiede seinen Wirth, daß er von ihm hören werde, und ärgerte sich noch beim Einsteigen in die Kalesche über die Gleichgültigkeit, womit dieser seine schätzenswerthe Zusage aufgenommen hatte.

Herr Gerstensaft, nicht? fragte die Schildwache im Thore.

Prokonsul Gerstensaft vielmehr, antwortete er ziemlich erboßt, daß noch ein Mann in der Stadt lebte, der von der Krone nichts wußte, welche E. E. Rath zu Klatschhausen seinen Verdiensten gespendet hatte.

Gefahren.

Die Postillons hatten aber in den ersten beiden Tagen ihre Pferde so sehr geschont, daß der Prokonsul bei der letzten Station Abend und Nacht zu Hülfe nehmen mußte, wenn er zur versprochenen Zeit in Klatschhausen eintreffen wollte.

Die Straße ist doch auch sicher? fragte er

mit Herzensangſt den Poſtillon, als es ſtockfinſter geworden war.

So ziemlich! hieß die Antwort. Dann und wann ſind freilich Leute hier im Walde todtgeſchlagen worden, wie die drei Spitzbuben am Galgen bezeugen können.

Mache Er wenigſtens dann, daß wir hier vom Flecke kommen.

So was iſt bald geſagt! Auf ſo böſem Wege findet ſich das: eile mit Weile, von ſelber. Auch kommen wir ohnehin nur aus dem Regen unter die Traufe, mein lieber Herr. Denn dort über dem Hohlwege, da liegt, ſo zu ſagen, der Hund begraben. Ich meine, dort ſteht, mit Ehren zu melden, der Galgen und die drei Spitzbuben hängen da[illegible], mit denen der Wind am Tage klappert. Die ſpazieren dann bei Nacht bisweilen auf die Straße herunter, um ihrem infamen Metier auch im Tode noch nachzugehen und Poſtillons und Paſſagiers wacker zu necken. Schon mancher Wagen iſt durch dieſe vermaledeiten Burſche umgeworfen und in tauſend Stücke geſchlagen und gewiß auch gar manchem armen Teufel, wie ich und

der Herr ſind, das Lebenslicht ausgeblaſen worden.

Lieber Mann, erwiederte hierauf der aufgeklärte Paſſagier, laſſe Er ſich doch nicht ſolche Ungereimtheiten weiß machen.

Weiß machen! Erſt geſtern iſt ein Wagen grade unterm Galgen verunglückt und der Herr will vom Weißmachen reden. Ich laſſe mir von niemandem etwas weiß machen. Auch von dem Herrn nicht. Aber Gott danken will ich, wenn der Hohlweg, der nun eben angeht, glücklich überſtanden ſeyn wird. — Da haben wir den Teufel, ſetzte er bald hinzu, als der Wagen einen Stoß bekam, wodurch dem Prokonſul der Mangel gehöriger Polſter auf dem Sitze und an ſeinem Leibe überaus fühlbar wurde.

Nicht wahr, fing nun der Poſtillon wieder an, nun wird der Herr nächſtens eine andre Sprache führen. Und was für eine Eisluft von dem Elementsgalgen herüberweht!

Geſpenſter.

Ein neuer Stoß, der den Roſſebändiger aus dem Sattel hob und dem Prokonſul das falſche Haar

Haar unmanierlich vom Hinterhaupte ſtreifte, war das Signal zu neuen Ereigniſſen.

Der Himmel ſtehe uns bei! rief der Poſtillon, als die Pferde hoch aufbäumten und weder dem Zureden noch der Peitſche einigen Einfluß auf ſich geſtatteten.

Was giebts denn? fragte der Reiſende ängſtlich.

Was wird's geben? Eine Parthie ſchloßweiße Geſpenſter haben uns ganz den Weg verſperrt.

Nur zugefahren!

Ei, ſo fahren Sie doch. Hier iſt die Peitſche.

Der Prokonſul ſprang hierauf aus dem Wagen und wollte ſchon die Peitſche ergreifen, als er in der That des Poſtknechts Ausſage beſtätigt, die Geſpenſter im Wege liegen und die Pferde bei dem Hiebe, den ihr Mentor noch einmal verſuchte, abermals hoch aufbäumen ſah.

Es könnte ja wohl auch etwas anders als Geſpenſter ſeyn. Wenn man's nun auf die Seite zu ſchieben ſuchte, Poſtillon!

Schieben Sie, meinetweegen. Ich vergreife mich nicht daran. Es thut mir schon leid genug, daß ich vorhin solche ungezogene Reden ausgestoßen habe, gegen die drei lieben, gnädigen Herren oben am Galgen. Ich widerrufe auch auf der Stelle jedes unschöne Wort und will mich mein Lebtage nicht wieder mit solchem Vorwitze einlassen.

Was denn aber anfangen? fragte der Passagier.

Gar nichts, da die unvernünftigen Pferde selber so viel Vernunft haben und bei so bewandten Sachen nicht weiter wollen.

Neue Schreckniſſe.

Du mein Himmel! rief der Prokonsul und sah schon im Geiste die nahen schönen Hoffnungen mit seinem ganzen Leben in diesem Hohlwege zu Grunde gehen.

Der Postillon stimmte endlich ein geistliches Lied an. Der Prokonsul suchte ihm begreiflich zu machen, daß das uralte Lied die Censur nicht mehr passire, weil es von dem neuen Gesangbuche ausgeschlossen worden, aber der

Pferdelenker versicherte, seine Großmutter habe das Lied in der Geisterstunde sehr probat gefunden. Darauf entschloß sich der Prokonsul selbst den Gesang durch seinen wohlgenäheten Bierbaß zu verschönern und zu verstärken.

So standen die Sachen, als ein Licht immer näher und näher rückte.

Der Postillon setzte dem Prokonsul umständlich aus einander, was von Lichtern zu halten sei, die um solche Zeit in der Nähe der Hochgerichte herumflankirten. Gemeiniglich wären Männer, die ihre eigenen Köpfe unterm Arm trügen, oder ähnliche Unholde von der Parthie und kräftige Stoßgebete noch die besten Präservative, wo nicht gegen den Tod, doch gegen den Teufel.

Und der Prokonsul war in diesem Augenblicke von seiner Liebe zur Aufklärung dermaßen zurückgekommen, daß er wirklich mit lauter vernehmlicher Stimme alle die Stoßgebete nachsagte, wodurch der Postillon seine Seele zu retten suchte.

Der Schimmel.

Als endlich das wandelnde Licht ganz nahe kam, entdeckte man einen Wagen dabei, dessen Geräusch durch das fürchterliche Geheul des Sturmes überschrien worden war. Der Wagen sollte einen Schimmel abholen, der den Tag zuvor an derselben Stelle ein Opfer der abscheulichen Straße hatte werden müssen.

Dem Postillon wurde sein Herz um viele Centner leichter, als mit dem Schimmel auch zugleich die Gespenster verschwanden.

Herr Gerstensaft war schon weniger zufrieden. Zwar dankte er ebenfalls dem Himmel, doch verdroß es ihn auch erstaunlich, daß der Postillon nicht einmal so viel Ambition hatte, um zu verschweigen, wie sehr sie beide von einem todten Pferde in's Bockshorn waren gejagt worden. Obendrein war der Postillon aus Klatschhausen. Wenn der Kerl plauderte, so konnte es um des Prokonsuls Ansehen und zugleich um seine Reformationsplane geschehen seyn.

Bei reiferm Nachdenken aber beruhigte er

ſich etwas. Des Prokonſuls Worten, dachte er, wird man doch eher glauben, als der Ausſage eines miſerablen Poſtillons. Auch werde ich gewiß durch die That beweiſen, daß er gelogen haben muß, ſobald ſich irgend Gelegenheit darbietet. Zugleich bat er der Aufklärung den eben begangenen Fehltritt von Herzen ab, und gelobte ihr ſeine Treue von nun an auf ewige Zeiten.

Neuerungen.

Der Prokonſul that, wie er geſagt hatte. Ganz Klatſchhauſen konnte ſich ein Paar Wochen lang vor ſeinen Gedanken über den Mann gar nicht mehr verhegen. Trug er doch, wahrhaftig, weder Zopf noch Haarbeutel, ſondern ging mit abgeſchnittenem und ungepudertem Haar in den Rath. Dazu ſchien er ſich um alles bekümmern und Schul- und Brauweſen, Kirche und Küche der geſammten Stadt auf Einmal völlig umarbeiten, mit Einem Worte, er ſchien Berge umreißen zu wollen.

Weil er ſich dabei nun auch in die Geſchäfte der übrigen Senatoren miſchte, ſo ſagte der

Syndikus: Das geht nicht, Herr Kollege. Aber der Prokonsul erwiederte trotzig: ich setze es durch, und sollte ich mich an den König wenden. Wo alles schläft, da wird es Pflicht zu wachen und thätig zu seyn.

Dem Stadtdirektor, der die meiste Schuld an der neuen Wahl hatte, wurde deßhalb erschrecklich von seinen Kollegen mitgespielt. Dem guten Stadtdirektor. Denn was würde damals seine liebe Frau gesagt haben, wenn er ihrer leiblichen Schwester nicht den Gefallen gethan hätte. Bei der Prokonsulin Jahren und Aeußerm fanden sich nicht alle Tage Männer. Mit einem simplen Advokaten aber zum Altar zu treten, das durfte doch wohl kein Christenmensch der Wittwe eines Prokonsuls zu Klatschhausen zumuthen wollen! Der Stadtdirektor konnte sich indessen mit der Neuverehelichten trösten. Denn auch sie hatte ganz andre Dinge von der Liebe und Dankbarkeit ihres zweiten Gatten erwartet. Sie hatte geglaubt, er werde für das artige Vermögen, das sie ihm mitbrachte, so artig seyn, und ihr in allen Stücken den Willen lassen. Darin aber war

ihre Rechnung ganz ohne den Wirth gemacht. Herr Gerstensaft war als Kandidat und Bräutigam aus lauter Höflichkeit und Ergebung zusammengesetzt gewesen, um als Prokonsul und Gatte den Spieß umkehren und Ergebung und Höflichkeit gegen Senat und Gattin ganz an den Nagel hängen zu können.

Lottchen.

Es gab Leute in Klatschhausen, welche behaupteten, daß so ein Donnerschlag aus heiterm Himmel dem schlafsüchtigen Senate schon zu gönnen wäre, und der Frau Prokonsulin dazu. Denn es war ein Spektakel wie die böse Frau ihrem ersten Manne den Daumen aufs Auge gesetzt hatte, und wie sie noch bis diese Stunde ihre einzige Tochter plagte und peinigte. Und letzteres bloß darum, weil das hübsche Kind Geschmack hatte. Lottchen wollte nämlich statt des alten höckrigen Kämmerers, den sie heirathen sollte, einen jungen, kerzengraden Springinsfeld zum Manne haben, der freilich keine vollen Geldkasten, wie der Alte, aber doch ein volles Herz für sie besaß. Und

ein Herz, das auch Geschmack hatte, wie Lottchen besser als irgend jemand einsah. Denn der Springinsfeld hatte vor Kurzem in der Ressource grodezu erklärt, daß die zum Ideal erhobene mediceische Venus für eine wahre Satire auf den Schönheitssinn der Alten und Neuen gelten könne, weil ein Ideal für weibliche Reitze ohne ein schalkhaftes Stumpfnäschen nicht denkbar sei. Und wer grade so ein schalkhaftes Stumpfnäschen besaß, darüber gab unserm Lottchen jeder ehrliche Spiegel Auskunft. Außerdem hatte der Schönheitskenner bei andrer Gelegenheit auch erklärt, daß Lottchen und sonst kein Mensch je die Seinige werden könne, und dabei hatte er so erbärmlich gethan, als ob er das ganze Bischen Leichtfertigkeit, welches ihm angeboren war, seiner unglücklichen Liebe zu Gefallen für immer aufgeben wolle.

Doch das alles nur beiläufig.

Das Gespensterhaus.

Die lebhafteste Differenz zwischen dem neuen Ehepaare entstand dadurch, daß der Prokonsul nicht mit dem Hause zufrieden war, mit dem

ſein Amts- und Ehrverfahren ſich bis an ſein ſeliges Ende bedeihen hatte. Herr Gerſtenſaft wollte aber doch Figur machen und konnte unmöglich dulden, daß der Gerichtsmann gegenüber auf ſteinernen Treppen in ſein bequemes Quartier ſtolzierte, während er, der Prokonſul, auf einer Treppe von Holz in einen engen winkelreichen Käfig poltern mußte. Das war freilich ein vernünftiger Grund. Auch die Frau Prokonſulin, die dem Hochmuthe der Frau Gerichtsmannin ſchon längſt gern eins angehangen hätte, ſah das vollkommen ein. Wenn man aber, meinte ſie, dergleichen Dinge nicht auf eine geſchickte Weiſe ändern kann, ſo muß man ſich doch darein ergeben. Und es ſtand jetzt grade kein Haus in der Stadt zu Kaufe, welches ſteinerne Treppen und ſonſt die erwünſchte Bequemlichkeit gehabt hätte. Ein einziges ausgenommen, vor dem aber die Frau Prokonſulin einen entſchiedenen Abſcheu hatte, ſo vornehm es auch wirklich ausſah. Es ging nämlich die Rede, daß die Abend- und Nachtſtunden in dieſem Hauſe gar nicht plaiſirlich zuzubringen wären, weil dann die verſtorbenen Beſitzer ein-

zusprechen und allerlei unfertige Späße zu treiben pflegten, aus denen einigemal sogar völliger Ernst geworden seyn sollte. Wenigstens behauptete man, daß die Gespenster vor langen Jahren einmal im Keller dieses Hauses gegen Mitternacht jemanden den Hals auf den Rücken gedreht hätten.

Und grade dieses Haus hatte der Prokonsul gekauft. Grade dieses Haus paßte auch am besten in seine Plane und war fast noch mehr Ursache zu seinem Wunsche, die alte Wohnung aufzugeben, als der Vorzug, den der Gleitsmann ungebührlicher Weise vor dem Prokonsul voraus hatte. Denn die natürliche Auflösung jener Gespenstergeschichte im Hohlwege, hatte den Prokonsul dermaßen in seinem damals wankenden Glauben, daß jede ähnliche Geschichte entweder auf fremdem Betrug oder dem Betruge durch die eigene Einbildungskraft beruhen müsse, bestärkt, daß er nur auf Gelegenheit lauerte, um die Wahrheit dieses Glaubens allem Volke klar zu beweisen.

Ein Beweis dieser Art sicherte ihn auch vor den Erzählungen seines nunmehrigen Mitbürgers

des bewußten Poſtillons, an den er manchmal mit Schrecken dachte. Denn wenn er eben nach Ausführung einer hohen Idee den Poſtillon vorbeireiten ſah, ſo fiel ihm allemal ſein Muth wieder, und es war ihm, als ob der freche Kerl zu ihm ſagte: Prokonſulchen, Prokonſulchen, wenn ich reden wollte! —

Der Vertrag.

Ich garantire Deinen Hals! ſagte der Prokonſul zu ſeiner Gattin, die in dem verwünſchten Hauſe darum zu kommen fürchtete. Es wäre ja ein wahrer Schildbürgerſtreich geweſen, wenn wir das ſchöne und wohlfeile Gebäude aus den Händen gelaſſen hätten. Um eines ſo albernen Aberglaubens willen!

Vergebens ſuchte die Frau Prokonſulin Himmel und Erde zu bewegen. Jedermann wurde von ihr um Rath in der Sache gefragt, und ſelbſt eine Frau, welche am äußerſten Ende der Vorſtadt die Schickſale der Menſchen aus Kaffeetaſſen verkündigte, nicht übergangen. Nirgends Hülfe. Endlich gab ihr noch jemand den Einſchlag, daß ſie mit ihrem Gatten die Abrede

nehmen möchte, er solle das Gespensterhaus zuerst allein beziehen. Liese es gut ab, nun so würde sie nachkommen. Im Gegenfalle bleibe ihr doch wenigstens die Beruhigung, sein Unglück nicht verschuldet zu haben.

Der Prokonsul war mit ihrem Vorschlage zufrieden und versprach ganze acht Tage allein in dem neuen Hause zuzubringen, und die Gespenster, wie er sagte, ruhig zu erwarten. Ja, er war übermüthig genug, die Wette mit seiner Gattin einzugehen, daß er einen silbernen Becher, der beim Einräumen des Weines in den Keller des Gespensterhauses stehen geblieben war, sogleich in der ersten Nacht zwischen eilf und zwölf Uhr heraufholen und ihr ihn überbringen wollte.

Um jedoch auch einige Gesellschaft zu haben, so wurde der Rathsaktuarius Biond, auf den er große Stücke hielt, dazu auserlesen. Ueberdies gestand ihm die Frau Prokonsulin recht gern ihre Köchin zu und behalf sich indessen so gut sie konnte. Abgehen, meinte sie, wolle sie ihm nichts lassen. Möchte der Himmel selber über ihn verhängen, was er für gut finde.

Beruhigt war ſie darum aber doch ganz und gar nicht, ſo viel ihr auch von verſtändigen Leuten zugeredet wurde. Denn — — ſagte ſie, doch die Zukunft wird es ja wohl von ſelbſt lehren, was ſie damals ohngefähr geſagt oder gedacht haben kann.

Die Obſkuranten.

Am Abend vor dem Einzuge des Prokonſuls in das neue Haus, kam die Rede in der Reſſource zufällig vom Geſpenſterhauſe auf das Geſpenſterbuch, welches jemand mitgebracht hatte.

Der Prokonſul durchblätterte den Anfang des erſten Theils und rief entrüſtet aus: Was, eine Geſpenſtergeſchichte ohne natürliche Auflöſung? Und das im neunzehnten Jahrhunderte? Will man uns wieder in das Zeitalter der Barbarei und des Aberglaubens zurückwerfen? Morgendes Tages muß in den Leihbibliotheken nach dieſer Obſkurantenſchrift geſucht, ſie muß weggenommen und wenn nicht verbrannt, doch wenigſtens über das Weichbild unſerer guten Stadt hinausgeſchafft werden. Denn in einer

Stadt, wo ich Prokonsul seyn soll, da darf die Aufklärung keine so unverschämten Backenstreiche erhalten.

Aber, fiel ein Fremder ein, der zum ersten Male in der Ressource erschien, das scheint gar nicht der Wille des Verfassers zu seyn, wie der Herr Prokonsul bald sehen würden, wenn sie die Nachrede zu lesen belieben wollten.

Doch damit kam der naseweise Neuling dem Prokonsul grade recht. Was Nachrede! sagte er. Ist in der Nachrede eine Auflösung für die Historie von dem sogenannten Freischützen?

Das wohl nicht. —

Nun also. So was, mein Herr, kann durch keine Nachrede entschuldigt werden. Auch sollte dergleichen niemand in Schutz nehmen und wenn er der leibliche Bruder des Verfassers wäre. Es giebt keine Gespenster! Daher müssen die Geschichten davon Lügen seyn und gelogen soll nicht werden, weil das schon die zehn Gebote nicht haben wollen. Womit wäre denn wohl ein so unbefugter Schriftsteller zu rechtfertigen, heh?

Ich darf erinnern, erwiederte der Fremde,

daß dann gar keine Gedichte überhaupt existiren könnten.

Ei, Gedichte! Nur nicht das Hunderte ins Tausende gemengt. Gedichte, das ist wieder etwas anders, das sind Dinge, die sich reimen oder die doch in gewissen Absätzen gedruckt werden. Uebrigens möchte man in Gottes Namen auch die Gedichte verbieten, denn ich begreife nicht, was für reellen Nutzen sie haben. Mit all ihren Gedichten werden die unnützen Verfasser wahrhaftig keine einzige Kartoffel oder Runkelrübe hervorbringen, auch weder Kaffee noch Zucker wohlfeiler machen, das sage ich.

Aus diesen Aeußerungen nahm die Frau Prokonsulin seufzend ab, daß ihr Gemahl sich während der Probewoche im neuen Hause tüchtig gegen die Gespenster zusammennehmen würde, und daß er, wenn sie's nicht überaus bunt mit ihm machten, doch leicht die acht Tage aushalten, und sie nachher das Unglück haben könnte, mitten unter das pochende, scharrende und sonst handthierende unsichtbare Gesindel ziehen zu müssen, das bei übler Laune den Leuten nur gar zu gern die Köpfe auf den Rücken drehte.

Der Aktuarius.

Der Prokonsul saß am Abende des folgenden Tages richtig in dem Gespensterhause und kuckte bei jedem Knistern der Tische und Thüren sich herzhaft um, ohne irgend ein Gespenst gewahr zu werden. Endlich erschien der Aktuarius Biond, nach des Prokonsuls Meinung der einzige Mensch in Klatschhausen, mit dem ein recht vernünftiges Wort zu reden war, und den er auf eine Suppe eingeladen hatte.

Es ist sehr schön und rühmlich, begann der Aktuarius, es verdient in den Annalen unserer guten Stadt mit goldenen Lettern aufgezeichnet zu werden, wie Sie in der kurzen Zeit, daß hiesige Einwohner so glücklich sind, einen ächten Vater und Versorger in Ihnen, Herr Prokonsul, zu verehren, schon so viel Gutes und Großes gestiftet haben. Durch die Wahl dieses verrufenen Hauses erwerben Sie Sich ein neues, unsterbliches Verdienst um die Aufklärung von ganz Klatschhausen. Es soll kein Aberglaube mehr seyn! rufen sie kräftig damit aus, daß sie ihr eigenes folgenreiches Leben gleichsam zum

Pfande

Pfande für die Nichtexiſtenz der Geſpenſter und Kobolde einſetzen. Ich geſtehe gern, daß ich, meines Orts, ſchwerlich ſo viel über das angeborene Vorurtheil gewonnen hätte. Denn ſo oft ich mir auch ſagen mag: Ohnfehlbar iſt alles, was man von den Vorfällen in dieſem Hauſe erzählt, durch Betrüger veranſtaltet geweſen, ſo kann ich mich doch niemals zugleich des entgegengeſetzten Gedankens an die Möglichkeit überirdiſcher Einwirkungen ganz erwehren, wie ich denn zum Beiſpiel durchaus nicht an nächtliche Geiſterviſiten auf den Kirchhöfen glaube und doch zur Nachtzeit um keinen Preis dahin gehen möchte. So etwas hat man aber auch nicht nöthig. Und Sie, Herr Prokonſul, würden ſich wohl auch bedenken, bei Nacht zwiſchen eilf und zwölf Uhr in den berüchtigten Keller dieſes Hauſes hinabzuſteigen.

Keinesweges, mein lieber Blond. Habe ich doch ſogar mit meiner Frau gewettet, ihr einen ſilbernen Becher, zum Beweiſe, daß ich in dieſer Stunde unten geweſen bin, noch heute zu überbringen. Um eilf Uhr wird ſie mir den Schlüſſel zum Keller herüberſchicken. Und Sie,

guter Aktuarius, müſſen mich wahrhaftig begleiten. Nicht als ob ich Anſtand nähme, mich auch allein hinunter zu wagen. Gott behüte! Aber es befördert die gute Sache, wenn zwei glaubwürdige Perſonen verſichern können, daß ſie an einem ſo berüchtigten Orte durchaus nichts Ungewöhnliches geſehen und gehört haben.

Herr Prokonſul, ſagte der Aktuarius, ich geſtehe gern meine Schwäche, und bitte daher, mich von dieſem Gange zu diſpenſiren.

Aber vergebens, der aufgeklärte Mann faßte ihn bei der Ambition und ruhte nicht eher, bis der Aktuarius ihm die Begleitung zugeſagt hatte. —

Ich darf von der allumfaſſenden Klugheit des Herrn Prokonſuls hoffen, ſprach der Aktuarius, ich darf hoffen, daß Sie allem möglichen Betruge hinlänglich vorgebaut und darauf gedacht haben, daß niemand Verdächtiges weder von außen herein kommen noch im Innern ſich aufhalten könne?

Alles beſorgt! Vorſicht iſt ja die Mutter der Weisheit. Der bewußte Rathsdiener ſteht

an der Hauptthüre und der Frohn am Gartenthore Schildwache.

Der Hagel.

Was iſt das? rief der Aktuarius aufſpringend, als jetzt auf Einmal ein ſtarker Hagel an die Fenſter ſchlug. Und dazu der Himmel mit Sternen überſäet!

Eine ſehr merkwürdige Naturerſcheinung! ſprach der Prokonſul. Das Erſtaunen ſtieg noch um vieles höher, als die Köchin hereinkam, und man hörte, daß auf der entgegengeſetzten Seite des Hauſes, wo die Küche ſich befand, der Hagel gar einige Fenſter eingeſchlagen hatte.

Wunderbar genug! ſprach der Aktuarius mit einer Stimme, die nicht von allzugroßem Muthe zu zeugen ſchien. So iſt denn dieſer Hagel in zwei ganz verſchiedenen Richtungen herabgefallen!

In Stücken wie die Hünereier! ſagte die Köchin, eine große Portion Eis aus der Schürze hervorzeigend.

Als ſie wieder hinaus war, ſprach der Aktuarius: Ich will nicht läugnen, daß mich dieſer

Umſtand ein wenig aus dem Koncepte gebracht hat. Das Ungewöhnliche —

Freilich, fiel der Prokonſul ein, das Ungewöhnliche thut das. Doch iſt das Ungewöhnliche in der politiſchen Welt an der Tagesordnung, warum ſollte ſich nicht die Natur auch zuweilen etwas ungewöhnlich aufführen können?

Die Märchen.

Sehr wahr und ſchön geſagt. Aber, ſo weit geht die menſchliche Schwäche, indem ich die Wahrheit und Schönheit zugebe, kann ich mich doch eines tüchtigen Schauers nicht erwehren. Denn dabei fällt mir immer eine Hiſtorie ein, die ich in jüngern Jahren gehört habe. Der Aktuarius erzählte hierauf die Geſchichte eines übernatürlichen Hagels, der ſich alle Tage und ſo lange erneuert hatte, bis das Haus, dem er gegolten, vor Schrecken ganz ausgeſtorben war.

Das ſind eben ſolche Märchen, ſagte der Prokonſul, die zuweilen aus ganz natürlichen, nur, wie ſo vieles andere, nicht im Augenblicke ſogleich erklärbaren Ereigniſſen, gleich unſerm

vorhin erlebten, entſtehen und die dann von müßigen Köpfen in's Wunderbare überſetzt werden. Wenn ich Kinder hätte, ſo dürfte denen niemand von meinen Leuten mit ſolchen Dingen kommen, der nicht ſogleich aus dem Hauſe gejagt ſeyn wollte. Denn ſo was prägt ſich den jungen Gemüthern zeitig ein und verwächſt dann gleichſam in ihre Einbildungskraft. Unfehlbar, lieber Aktuarius, ſind dergleichen Ammenmärchen auch Ihrer vernunftgemäßen Ausbildung in der eben beſprochenen Rückſicht etwas in den Weg getreten.

Der Sturm.

Als es zehn Uhr ſchlug, äußerte der Prokonſul ſeine Verwunderung, daß das Abendeſſen noch nicht aufgetragen wurde. Doch in demſelben Augenblicke kam auch der Aufſchluß. Die Köchin eilte nämlich herzu und ſagte, daß ſie bei dem ungeheuern Winde, der durch die eingeſchlagenen Fenſter blaſe, nicht im Stande ſei, das Feuer beiſammen zu halten. Ueber dieſe Nachricht aber mußten Wirth und Gaſt um

so mehr erstaunen, da sich, wie man nun das Fenster öffnete, durchaus kein Lüftchen bewegte.

Davon müssen wir uns doch selbst überzeugen, sagte der Prokonsul kopfschüttelnd, und man ging hinaus. Aber auch in der Küche kein Lüftchen.

Es wurde sogleich wieder Feuer gemacht. Doch kaum hatte man die Kasterolle übergesetzt, so blies auf einmal ein heftiger Wind, jetzt aber nicht zum Fenster herein, sondern aus dem Schornstein dermaßen herunter, daß alles wieder auseinander flog.

Das geht wirklich über meinen Horizont! sagte der Prokonsul, weil der Baum draußen noch immer kein Blatt bewegte.

In der That mußte der Abendtisch anders arrangirt und mit kalter Küche vorlieb genommen werden, weil der Wind durchaus nicht zu bändigen war.

Es ist doch überaus seltsam! sagte der Aktuarius bei Tische, und ich erinnre mich hier einer Geschichte, an die ich sonst immer nicht sonderlich geglaubt habe. Er erzählte darauf wieder eine Anekdote von ähnlichen unerklärbaren

Winden, die durchaus kein Feuer in einem gewiſſen Hauſe geitten und ſogar jedes Licht ausgelöſcht hätten.

Der Prokonſul ſchüttelte lächelnd den Kopf und ſagte: Wer weiß, mit welchen ſchauerlichen Zuſätzen morgen die Stadt den heutigen Wind unſrer Küche beehren wird!

Wohl möglich, antwortete der Aktuarius. Aber ſonderbar bleibt mir doch der Wind bei völlig ruhiger Luft, der erſt durch das Fenſter, dann durch die Eſſe kommt, auch ſchon an ſich und ohne alle Zuſätze.

Concedo, antwortete der Prokonſul. Bei einigem Nachdenken aber läßt die Sache gewiß eine natürliche Erklärung zu, wenn wir auch heute nicht ſogleich darauf fallen.

Das Scheuern.

Was iſt denn das wieder? fragte der Aktuarius, indem er Meſſer und Gabel wegiegte und haſtig vom Tiſche ſprang. Zugleich zeigte er mit furchtſamer Geberde auf die Dielen.

Laſſen Sie ſich durch das Geräuſch unter

unſern Füßen nicht ſtören. Unfehlbar läßt meine Frau unten ſcheuern.

Das klingt mir doch gar nicht ſo! erwiederte der Aktuarius. Auch fand ſich bei näherer Unterſuchung, daß an kein Scheuern gedacht worden war.

Gleichwohl fing, ſobald man wieder ſaß, daſſelbe Geräuſch von vorne an. Der Aktuarius erwähnte hierbei die bekannte Geſchichte auf jener Pfarre in Schleſien, wo immer unter den Füßen der Familie von unſichtbarer Hand gekehrt wurde, und fügte noch hinzu: Ich für meine Perſon weiß überhaupt bei manchen Ereigniſſen gar nicht wie ſie natürlich auszulegen ſind, und möchte wohl, da wir jetzt über dergleichen Dinge ſprechen, die Meinung eines ſo aufgeklärten und einſichtsvollen Mannes, wie der Herr Prokonſul ſind, darüber vernehmen.

Aber der aufgeklärte und einſichtsvolle Prokonſul ſchien auch allmählig etwas toleranter und empfänglicher für das Uebernatürliche zu werden. Denn während der Aktuarius ihm einige Geiſteranekdoten, worein ein Paar Verwandte verwebt waren, vortrug und dann hin-

zufügte, daß an der Glaubwürdigkeit der Personen gar nicht zu zweifeln sei, sah sich sein furchtloser Freund schon so häufig im Zimmer um und zog die Füße, unter denen noch immer von Zeit zu Zeit gescheuert wurde, so hoch herauf, daß er das einemal vor lauter Unachtsamkeit auf seine Person, sicher vom Stuhle gefallen wäre, wenn ihn der Gast nicht noch ergriffen hätte.

Ob sie wohl gehen?

Endlich wurde der Kellerschlüssel gebracht und der Aktuarius zündete das Licht an. Da sagte der Prokonsul: Wissen Sie auch, lieber Blond, daß wir unsre Unterhaltung für diesen Abend gar übel gewählt haben? Die Einbildungskraft findet sich durch die Märchen — denn anders werde ich die Gespensterhistörchen bei kalter Ueberlegung schwerlich nennen — so genährt. Eine berüchtigte Stunde ist es obendrein und es giebt Stimmungen, in denen man kaum für sich selber stehen kann.

Sie nehmen mir das Wort aus der Seele, Herr Prokonsul. Lassen wir den Keller. Ihre

Frau Gemahlin wird ſo viel Freude über die gewonnene Wette haben, daß Sie ſchon im Gedanken daran den Verluſt derſelben wohl verſchmerzen können.

Allein grade bei der Erinnerung an die Wette rekolligirte ſich der Prokonſul und ſagte: Nein, gehen wir lieber. Es iſt kein Frevel, den wir vorhaben.

Ich glaube, ſagte der Aktuarius auf der Treppe, daß alles gut zu beſeitigen iſt, ſobald wir nur den erſten Schauer überwinden. Wunderbar, wie alle Bagatellen dieſen Schauer vermehren können! So iſt der ſtarke Wiederhall auf dieſer gewölbten Treppe das Natürlichſte von der Welt. Gleichwohl zuckt mir nach jedem Tritte der Fuß vor Schrecken ganz fieberhaft.

Hören Sie einmal, lieber Aktuarius, ehe Sie mir krank werden, wollen wir lieber die Sache unterweges laſſen, ſagte der Prokonſul, trat eine Stufe zurück und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn.

O behüte, meinetwegen nur nicht. Man muß für jeden Grundſatz, zu jeder Zeit, ſein

Leben aufs Spiel ſetzen können. Ich, meines Orts, will Ihnen die, freilich etwas gefährliche, Wette gewiß nicht verloren machen.

Der Keller.

Was mir von dem Glaſe Wein für ein Zittern in die Glieder gekommen iſt! ſagte der Prokonſul, wie er das Schlüſſelloch der Kellerthüre gar nicht treffen konnte. Der Aktuarius mußte aufſchließen.

Was iſt das? rief dieſer, als beim Eintreten in den Keller ein lautes Stöhnen zu vernehmen war.

Das weiß der liebe Gott! erwiederte der Prokonſul, weinerlicher als es dem aufgeklärten Manne zukam.

Darauf geſchah ein heftiger Knall. Die Lichter verlöſchten. Rings umher feurige Todtenköpfe. An der Wand die flammende Schrift: Verloren, wer einen Schritt weiter wagt.

Das alles verſchwand jedoch ſogleich wieder und eine weißverſchleierte Geſtalt von hohen, blauen Flammen umgeben, ſtieg aus dem Boden auf.

Der Aktuarius ſank zur Erde. Der Prokonſul ſo wenig um ihn als um den ſilbernen Becher bekümmert, eilte, Hülfe rufend zurück, und ſchätzte ſich überaus glücklich, als er die Hausthüre ohne irgend einen Unfall gewonnen hatte.

Eheglück.

Die Frau Prokonſulin lag mit Lottchen voll banger Erwartung im Fenſter, wie der Geflüchtete vor der alten Wohnung anlangte.

Nun? ſo fragten zwei Paar Lippen und Augen, als er noch an der unterſten Stufe ſtand, von oben begierig herab.

Nur ruhig, antwortete er, es wird ſich alles finden und die beiden Damen meinten, daß ſein ſichtbarer Verdruß nicht mit vielem Gelde zu bezahlen ſei.

Bringſt Du den Becher mit, Männchen? fragte die Frau Prokonſulin in ihrem Innern ſchon hoch triumphirend.

Still vom Becher und allem. Ich bin gut, darum ſollſt Du Deinen Willen haben. Wir wollen hier wohnen bleiben. Nun laßt

mich aber auch mit Fragen ungeſchoren, denn ich kann vor Schlafe die Augen nicht mehr aufthun.

Nur dieſen einzigen Kuß noch, liebſtes Männchen, ſagte die entzückte Frau Prokonſulin, zog den Theuern ſo feſt wie am Hochzeittage an ihre abgelebte Bruſt und eilte dann mit Lottchen Arm in Arm aus dem Zimmer.

Muthmaßungen.

Die Stadt war zu klein und die Geſpenſtergeſchichte zu merkwürdig, als daß ſie nicht ſchon am folgenden Tage hätte bekannt ſeyn ſollen. Alle Einwohner waren davon allarmirt. Der Prokonſul wurde in der Reſſource mit tauſend Fragen beſtürmt. Einen Schleier darüber! pflegte er zu ſagen, da er weder erzählen wollte, noch läugnen konnte. Wer gar zu arg ihm zuſetzte, den wies er an den Aktuarius, welcher trotz der Ohnmacht, wobei ihn der Prokonſul im Stiche gelaſſen hatte, den Geſpenſtern ebenfalls glücklich entronnen war.

Kein Wunder, wenn man einigen vernünftigen Perſonen im Städtchen Glauben beimeſſen

will. Nach diesen Personen war der Aktuarius, der sich von jeher viel mit sogenannter natürlicher Magie abgegeben hatte, die Seele dieser Spukerei. Er hatte eine geheime Aktenrepositur unter seinem Verschlusse, die seit Menschengedenken von niemand durchblättert worden war als von ihm. In dieser Repositur soll nun ein ganz natürlicher Aufschluß über die vormalige Spukgeschichte in jenem berüchtigten Hause zu finden gewesen seyn. Man hatte aber damals das Publikum lieber in der Gespensterfurcht lassen, als einen angesehenen Mann, der in die Historie verwickelt war, kompromittiren wollen. Daß der Aktuarius bei Gelegenheit einer Rügensache von dem Postillon, der den Prokonsul hergebracht, die Geschichte mit dem todten Schimmel erfahren hatte, das wußte man so gut, als daß er auf der Universität wegen seiner Neigung zu lustigen Streichen zuweilen des Teufels Vorlauf genannt worden war. Auch hielten der Rathsdiener und der Frohn, welche die Wache gehabt hatten, zu große Stücke auf den Aktuarius, um den Gespenstern, die er veranlaßte, nicht eher hülf-

reiche Hand zu leiſten, als ihnen voreilig entgegen zu wirken.

Urſachen.

Für eine ſo ausgezeichnete Treuloſigkeit des Aktuarius aber an ſeinem Gönner, dem Prokonſul, müßten immer ſehr wichtige Urſachen anzugeben ſeyn, wenn man dieſen Muthmaßungen Glauben beimeſſen ſollte. Es gab aber auch ſolche Urſachen. Der Aktuarius war nämlich jener junge Springinsfeld ſelber, mit dem Mamſell Lottchen lieber Hochzeit machen wollte als mit dem alten Kämmerer. Wohl möglich daher, daß die Frau Prokonſulin in ihrer Verzweiflung über das Geſpenſterhaus endlich den ſchlauen Liebhaber Lottchens zu Rathe gezogen, und dieſer auf den Fall, daß ſeine Anſchläge gelängen, ſich die ſiebzehnjährige Hand ausgebeten hatte, die zeither ſeine verliebte Natur tagtäglich mit zärtlichen Briefen genährt hatte, welche an der Köchin, die ebenfalls in den Geiſterſpuk verwickelt ſeyn mochte, eine allezeit fertige Beſtellerin fanden.

In der That mußte der alte Kämmerer, der

lange Zeit für Lottchens Bräutigam gegolten hatte, bald nachher mit langer Nase abziehen, weil der Aktuarius Lottchens Gatte wurde.

Als das junge Ehepaar in der Folge gar das Gespensterhaus selber kaufte und bezog, nachdem die Gespensteranstalten darin völlig zerstört waren, da begann auch der Floh, den der verschmähte Kämmerer dem Prokonsul wegen des Gespensterstreiches bald darauf in's Ohr gesetzt hatte, sich recht mächtig zu regen.

Der Prokonsul spannte nun seine ganze Kraft an, um den verschmitzten Schwiegersohn aus der Rathsstube hinauszubeißen. Umsonst. Die Gespenstergeschichte in der Stadt und die, welche der Postillon jetzt häufig als Gegenstück erzählte, diese beiden Historien hatten den hartnäckigen Läugner der Geisterwelt um alle Autorität gebracht.

Bei der nächsten Rathswahl offenbarte sich dieß noch mehr dadurch, daß der Aktuarius Blond zum Senator ernannt und ausdrücklich dem Prokonsul zur Unterstützung an die Seite gesetzt wurde.

E. E. Rath schöpfte schon wieder Athem, weil

weil nun alles beim Alten blieb, wenn der Scheim, der neue Senator, nicht künftig einmal neue Späne machte.

Was den Prokonsul anlangt, so durfte der zu Hause seinen aufgeklärten Mund auch kaum noch aufthun, wenn er nur einige Ruhe vor seinem zweiten Ich haben wollte, welches bald gar eine Klage gegen ihn beim Konsistorium einreichte. Die Scheidung erfolgte endlich, und man kann als Notiz für Ehestandskandidaten hinzufügen, daß die Frau Prokonsulin sich seitdem so jugendlich bunt und durchsichtig kleidet, auch die erfahrungsvollen Augen so schamhaft niederschlägt, daß man auf die Idee geräth, als habe die unglückliche zweite Ehe ihr den Gedanken an eine glückliche dritte noch gar nicht aus der hoffenden Seele genommen.

In der Stadt behandelte man den Herrn Gerstensaft ebenfalls unartig genug. Brauer, Bäcker, Schulmeister, kurz alle diejenigen, die anfangs, wie er noch Berge umreißen wollte, unter seinen Neuerungen gelitten hatten, stellten sich ihm selbst bei hellem Tage mit aufge-

hobenen Fäuſten in den Weg. Abends wagte er gar nicht mehr auszugehen.

Faſt alle Profeſſionen hatten etwas wider den Mann einzuwenden. Am glimpflichſten noch gingen die Glaſer mit ihm um, weil er ihr beſter Kunde war. Denn die Zeterjungen, die ſonſt immer am Dreikönigstage mit dem Sterne durch die Stadt gezogen, auf ſeine Anordnung aber aufgehoben worden waren, litten durchaus kein ganzes Fenſter in ſeinem Hauſe. Am Ende hätte er ſeine Beſoldung der Glaſerinnung völlig abtreten müſſen, daher entſagte er lieber der Prokonſulſtelle ſelber.

Seitdem ſoll er in einem andern Städtchen bei ſchwunghaftem Umtriebe ſeiner Geſundheitskaffee-, Thee- und Tabaksfabrikation durch Flugſchriften der Aufklärung neuen Vorſchub thun, und in dem Bewußtſeyn verkannter Größe, ſich ſeinen Umſtänden nach, ziemlich wohl befinden.

Anekdoten.

I.

Das Geisterschloß.

Hellmuth's, des Dorfrichters Wohnung, hatte sich mit Kirmesgästen gefüllt. Die Alten saßen am Tisch bei Kuchen und Bier, und sprachen von Welthändeln und nahrlosen Zeiten; das junge Völkchen schwärmte in der Stube herum, und vertrieb sich die Zeit mit muntern geselligen Spielen. Man hatte Fenster und Thüren fest vermacht, denn es war schon dunkler Abend, und der Hauswirth meinte, die ausgebliebenen Gäste scheuten sich vor dem Nachtfrost und dem herbstlichen Sturmwind, der draußen mit Schneegestöber und Graupelwetter sauste, und in den Strohdächern des Dorfes wühlte.

Da pocht' es noch spät an Thür und Laden.

Das wird Matthes seyn — sagte der Richter — ich dacht' es wol, daß der nicht ausbleibt.

Zugleich rief er Röschen, die eben den Kirmesbauer neckte, aus dem Spiel, und schickte sie fort, dem Klopfenden zu öffnen. Tummle

dich! rief er drohend, als ſie etwas verdrüßlich zögerte. Wer weiß denn, wer es iſt, Vater! wendete ſie halb weinerlich ein, aber der Vater führte ſie mit Ernſt zu der Thüre: der Bräutigam iſt's, entgegnete er ſtreng, und du wirſt ihm ſogleich aufmachen. Röschen ſchlich mit hängendem Köpfchen hinaus, aber ſie kam bald munter zurück, und führte den alten Klaus, ihren Pathen, in das Zimmer.

Willkommen, Gevatter! willkommen! rief Hellmuth dem eintretenden Greiſe freundlich entgegen, ob er gleich ſeine Erwartung getäuſcht ſah. Ihr habt lange pochen müſſen, die eigenſinnige Dirn wollte nicht aufmachen. Schmält ſie nur aus.

Hätt' ich nur gewußt, daß es der Pathe war — flüſterte Röschen.

Ja, denkt nur — ſetzte Vater Hellmuth erhitzt hinzu — ich glaubte doch es wär Matthes, ihr Bräutigam, und dem wollte ſie nicht aufmachen. Aber ich will's ihr ſchon lernen!

Was? — fiel Klaus ein — iſt denn der Matthes noch nicht hier? Hört, das iſt mir ein kalter Bräutigam! Da müßt ihr die Tochter

nicht ſchelten, wenn ſie nicht gleich ihm entgegenläuft. Hab' ich alter Siebenziger mich doch auf den Weg gemacht, und habe mich weder vor dem Sturm gefürchtet, noch vor dem Spuk im alten Schloſſe, wo ich nahe vorbei muß.

Es ſoll neulich wieder Leute dort bethört haben — ſagte einer von den Gäſten.

Ich habe mir auch davon erzählen laſſen — ſetzte Hellmuth hinzu — Habt Ihr nichts gemerkt, Gevatter?

Ich muß euch ſagen — erwiderte Klaus — ich halte eigentlich wenig von ſolchen Geſchichten, gewöhnlich iſt's Einbildung oder gar Betrug. Aber zu Nacht grauſet michs doch. Man wird die Furcht nicht los, man mag ſich darüber vorſchwatzen was man will. Am Ende thut es auch nichts. Wenn Einer auf rechten Wegen geht, da kann ihm kein Bethörniß etwas anhaben. Vorhin, als ich bei jenem alten Schloß vorbeiging, da heult' und pfiff es drin; es war ſicher der Wind, aber mich ſchauderte doch, und es überlief mich eiskalt. Ich ſah mich vor Furcht überall um, und kam darüber vom Weg' ab, der Wind blies mir das

Schneegestöber ins Gesicht, und ich fühlte in der Dunkelheit, daß ich in dichte Gebüsche gerathen war, da doch an der Straße nichts von Buschwerk steht. Endlich, wie der Mond einmal aus den Wolken trat, sah ich, daß ich mitten in dem alten Schloßgemäuer war. Ich hatte Noth, mich wieder auf den Weg zu finden, aber außer dem bischen Furcht und Schreck hat es mir nichts geschadet.

Ihr könnt von Glück sagen, Nachbar Klaus — sagte ein andrer Kirmesgast — In solchen alten verfallenen Gebäuden ist es mein Tage nicht geheuer. Es wär' manches davon zu erzählen. Wie ist es denn dem Edelmann in Birkenfeld gegangen! Ihr wart ja dabei, als es Matthes neulich erzählte.

Klaus konnte sich nicht besinnen, und die Andren, welche die Geschichte kannten, meinten, so Etwas höre sich schon zweimal an. Jener fuhr also fort:

Der Edelmann war einmal in die Stadt geritten, und hatte sich verspätigt, daß es finstrer Abend ward, eh' er nach Haus kam. Nun führt der Weg dort bei einer alten verfallenen

Kapelle vorüber, wo vielleicht auch Todte begraben liegen mögen. Wie der Edelmann in die Gegend kommt, so wird er ein Licht in dem alten Mauerwerk gewahr. Das befremdet ihn, er steigt vom Pferde, und will nachsehn, was das zu bedeuten hat. Wie er aber näher kommt, sieht er, daß drei Gestalten wie Todte in Sterbekleidern aus der Erde steigen und auf ihn loskommen. Da mag ihn nun doch bei dem Anblick der Muth verlassen, er steigt geschwind wieder auf, gibt dem Pferde die Sporen, und jagt zu, was das Pferd laufen kann. Er hat sich aber von dem Schreck kaum etwas erholt gehabt, da sieht er die drei Gespenster nur wenig Schritte vor ihm hergehn, und nun mag er gerad aus, oder seitwärts reiten, so wird er dieses Geleites nicht los, bis er in den Edelhof einreitet, und ihm die Leute mit Licht entgegen kommen. Er hat aber anfangs der Edelfrau nichts erzählen wollen, ob sie gleich ihn sehr gebeten, weil sie an seinem verstörten Ansehn gleich gemerkt hatte, daß ihn etwas auf der Reise bethört haben müsse. Endlich aber, wie er sich zeitig zur Ruhe gelegt, hören

ihm die Leute auf einmal ganz ängstlich um Hülfe schreien, und wie sie nun alle zulaufen, da erzählt er, was ihm bei der Kapelle begegnet wär, und daß eben jetzt die Gespenster wieder bei ihm gewesen wären. Diesesmal aber hätten sie sich die Erde von den Händen gekratzt und ihm in die Augen geworfen, daß er fast blind davon sei. Daraus merkten nun Alle, wie jene Erdgespenster ihrem Herrn nichts anders andeuten wollten, als daß er bald die Augen schließen und in der Erde liegen sollte. Und so hat es sich auch hernach begeben, denn in drei Tagen ist der Edelmann gestorben, und hat keine Arznei bei ihm angeschlagen. Die drei Tage nämlich hatten die drei Gespenster bedeutet.

Klaus hatte aufmerksam zugehört. Als der Erzähler geendigt hatte, sprach Jener: Eure Historie von dem Edelmann habe ich zwar nicht von Matthesen gehört, ich erinnre mich aber, daß ich sie schon in der Schule in einem alten kuriosen Buche gelesen habe. Da hatte sie sich aber mit einem spanischen Herrn zugetragen, und die Gespenster hatten auch nicht

die Tage bedeutet, denn der Edelmann sollte am siebenten Tage erst gestorben seyn. So geht es mit solchen Historien immer. Jeder, der sie weiter erzählt, setzt etwas zu.

Da seht ihr's, Vater — rief Röschen — daß der Matthes ein Lügner ist! Mir wollt ihr es niemals glauben, da hört ihr es doch vom Pathen selbst.

Nun — erwiderte Klaus freundlich — wenn du sonst nichts gegen Matthes hast, das kannst du ihm hingehen lassen. Ihr nennt ihn ja immer einen halben Gelehrten; die ganzen machen es noch schlimmer.

Nein, nein! — rief Röschen nun ärgerlich — redet mir nicht auch zu! Ich kann einmal den Matthes nicht nehmen, es mag mir gehn wie Gott will.

Vater Hellmuth ward aufgebracht, und bestand um so mehr auf seinem Willen. Die Gäste suchten ihn zu besänftigen, und viele, die dem Matthes nicht recht gewogen schienen, traten auf Röschens Seite. Klaus stellte dem Vater ernsthaft vor, daß Zwang in Heirathssachen niemals gut thue. Allein dieser

blieb dabei, gegen Matthes lasse sich nichts einwenden, er habe ein hübsches Vermögen, das sich bei ihm zusehens, wie durch einen besondern Segen vermehre, dabei sei er weit und breit bekannt, und man könne nicht wissen, was noch aus ihm werde, besonders jetzt in Kriegszeiten. Eine Zigeunerin habe ihm schon prophezeiht, daß er auf einen hohen Posten werde gestellt werden. Alle Mädchen im Dorfe würden es für ein Glück achten, aber Röschen sei ihm nur entgegen, weil sie sich in den Jägerburschen Felix verliebt habe.

Man stritt sich noch einige Zeit herum. Röschen weinte und die Heiterkeit war gestört. Da vermißte Klaus ein zusammengebundenes Tuch, das er mitgebracht haben wollte. Alles ward durchsucht, aber man fand nichts. Der alte Mann ward unruhig. Es ist der ganze Martinszins von meinem Dorfe drinnen, sagt' er, ich wollt' euch bitten, Nachbar Hellmuth, ihn morgen dem Schösser zu geben. Es ist nicht anders möglich, wenn das Tuch nicht hier ist, so muß ich es vorhin bei dem alten Schlosse verloren haben.

Er wollte hinaus und das Verlorne suchen. Alle hielten ihn zurück und stellten ihm die Gefahr vor bei seinem Alter in der stürmischen Nacht. Haben muß ich's, sagt' er, ich könnte den Schaden nicht ersetzen, ich besinne mich auch, es muß nahe bei dem runden Thurme liegen, denn da braucht' ich beide Hände, mich durch das Gesträuch zu winden, und hab' es gewiß in der Angst und Furcht fallen lassen.

Nein, ihr dürft nicht gehn — rief Röschen, als der alte Klaus nach der Mütze griff. Es ist ja nicht weit, ich laufe geschwind und bring es euch.

Klaus wollt' es nicht zugeben. Die Gäste machten bedenkliche Mienen, und meinten, es sei Vorwitz, in der Nacht sich an einen so verrufenen Ort zu wagen. Aber Röschen lachte sie aus. Bin ich doch — sagte sie — schon oft bei Nachtzeit über den Kirchhof gelaufen. Wer auf rechten Wegen geht, meint Pathe Klaus, dem kann kein Bethörniß etwas anhaben, und ich gehe nicht auf unrechten Wegen. Damit nahm sie schnell die Laterne und eilte hinaus.

Die meiſten Gäſte rühmten nun den Muth des raſchen Mädchens, einige aber tadelten ihren Frevel, wie ſie den nächtlichen Ausflug nannten. Klaus war von der Gutmüthigkeit Röschens gerührt, und ſprach ernſt und kräftig mit ihrem Vater, daß er ſie nicht gegen ihre Neigung zwingen möchte, Felix ſei ein braver Burſch, der allgemein das beſte Lob habe und gewiß ſein Auskommen finden werde. Hellmuth ſtimmte ihm bei, meinte aber, er habe dem Matthes einmal ſein Wort gegeben, und über dieſes ſei der Felix ganz arm, die Dienſte aber im Lande ſchlecht, ſo daß ein Einzelner kaum als ehrlicher Mann leben könne, und noch weniger mit Frau und Kindern.

Ich hätt' es dem Felix gegönnt — ſagte einer von den Gäſten — wenn er den großen Diebſtahl entdeckt hätte, wo Fünfhundert Thaler Belohnung drauf geſetzt ſind. Das hat nun den Straßenbereitern geglückt.

Haben ſie endlich die Diebe? — fragte Klaus.

Der Sprecher erzählte nun wie die Straßenbereiter vor kurzem ein paar Reiſende eingebracht

hätten, die jenes Diebſtals verdächtig und beinah ganz überwieſen wären, nur fehlte es noch an ihrem Eingeſtändniß.

Viel Mühe hat ſich der Felix gegeben — ſagte Klaus — Er dauert mich. Nun, vielleicht glückt es ihm auf eine andre Art.

Während dieſer Geſpräche trat Felix ein. Er ſah ſich überall nach Röschen um und fragte endlich ſchüchtern nach ihr. Man hatte über dem angelegentlichen Geſpräch ihr langes Ausbleiben nicht beachtet. Jetzt wurde man aufmerkſam. Es wird ihr doch nichts widerfahren ſeyn — ſagte Klaus ängſtlich und wollte aufſtehn. Felix erhielt kaum einige Antwort auf ſeine dringenden Fragen, indem hörte man heftige Schläge an Thüre und Fenſterladen. Man eilte hinaus und öffnete. Todtenbleich und athemlos ſtürzte Röschen herein, ein Bild des tödtlichen Schreckens, und ſank ſogleich ohnmächtig zu Boden.

Der Wind verlöſchte ihre Laterne bei den erſten Schritten aus dem Hauſe. Gleichwohl ſetzte das muthige Mädchen ihren Weg bei dem ſpärlichen Mondlicht fort. Sie fand auch glück-

lich die von dem Alten bezeichnete Stelle. Indem sie aber im Dunkeln nach dem Verlornen suchte, und im Begriff war, es aus dem Gestripp loszumachen, kam es ihr vor, als hörte sie ein Geräusch von Tritten. Sie erschrak heftig, und alle Erzählungen von den Geistern in dem alten Schlosse, gestalteten sich vor ihren Augen zu furchtbaren Schreckbildern. Sie fand auch bald, daß keine leere Einbildung sie getäuscht hatte. Das Geräusch näherte sich, und bald sah sie deutlich den Mondstral auf zwei schwarze Figuren fallen, die einen Leichnam bei ihr vorübertrugen. Der Wind wehte ein Tuch, womit der Körper leicht überdeckt war, nach ihr zu, und sie erblickte große blutige Wunden an Kopf und Brust des Todten. Fast bewußtlos griff sie nach dem Tuche, das sie zurückbringen wollte, und von Schrecken und Furcht gejagt, floh sie, ohne zurückzublicken, nach der väterlichen Wohnung.

Mit Mühe hatten die Anwesenden die unzusammenhängende Erzählung von Röschen erfragt, und sie machten nun daraus eine Auslegung auf bevorstehendes großes Sterben durch

Pest

Peſt und Seuchen. Aber Felix ergriff behend ſein Gewehr. Schämt euch, ſprach er, das ſind keine Geſpenſter, das ſind Mörder und Räuber. Wer keine Memme iſt, der kommt mit mir.

Es hatte aber keiner das Herz den muthigen Felix zu begleiten. Er machte ſich allein auf den Weg, und fand die beiden geſpenſtiſchen Todtengräber noch in voller Arbeit den Leichnam zu verſcharren. Halt! — rief er ihnen mit kräftiger Stimme und mit angelegtem Gewehre zu — daß keiner ſich rühre! Die Gräber erſchraken, einer wollte entfliehen, als er aber auf den wiederholten Zuruf nicht ſtand, ſchoß Felix auf ihn. Ein lauter Schrei des Getroffenen nahm dem Andern allen Muth. Er bat um Gnade, verſprach alles zu bekennen und folgte dem Jäger in das Dorf.

Hier hatten ſich indeſſen alle Einwohner bei dem Richter verſammelt, und Röschen mußte jedem ihr Abenteuer wiederholen. Da trat Felix mit ſeinem Gefangenen ein. Dieſer ſollte zuförderſt ſeinen Gefährten nennen, mit deſſen Verfolgung Felix ſich nicht aufgehalten

hatte, aber die erste Bestürzung war vorüber, der Räuber versuchte der Sache eine vortheilhafte Wendung zu geben und wollte den Entflohenen nicht nennen. Bald indessen brachten einige mitleidige Wanderer einen Verwundeten, den sie auf der Straße gefunden und in das Dorf begleitet hatten. Alle, selbst Felix und Röschen waren vor Erstaunen außer sich, als der Verwundete hereingeführt wurde, und sie Matthesen erkannten. Er konnte sein Verbrechen nicht läugnen, und das Tuch, das Röschen in der Bestürzung statt des Verlornen ergriffen hatte, zeugte noch mehr wider ihn, denn es enthielt den Namen des beraubten und ermordeten Kaufmannes, dessen Angehörige jenen hohen Preis auf die Entdeckung des Raubes gesetzt hatten.

Alle Gespenstererscheinungen in den Ruinen des alten Schlosses waren nun aufgeklärt. Bei der Nachsuchung fand sich, daß dieser verrufene Ort schon lange den Räubern gedient hatte, Raub und Mordthaten darin zu verbergen. Felix erhielt nicht allein den versprochenen Preis für die Entdeckung des Raubes, sondern

die verdächtigen Reiſenden, deren Unſchuld nun offenbar geworden war, beſchenkten ihn ebenfalls ſo reichlich, daß er bald ſein geliebtes Röschen zum Altar führen konnte. An Matthes aber ward die Zigeunerprophezeihung von dem hohen Poſten, in einem andern Sinn, als er ſich es gewünſcht hatte, erfüllt.

2.

Der Geiſterruf.

Der ſchöne Frühlingstag hatte Julien mit ihren Freundinnen auf das Land gelockt. Daß doch unſre Antonie uns nicht begleiten konnte! riefen ſie einſtimmig bei jedem neuen Reiz, mit welchem die erwachende Natur ihren Blicken entgegen kam. Sie gewöhnt ſich zu zärtlich, ſagte Meta, wem ſoll die herrliche, kräftige Frühlingsluft ſchaden. Ich kann mir den Frühling nicht anders denken, als wie einen recht lebensluſtigen muntern Jungen, ſo eine Art von

Amor, aber weder so schwärmerisch noch so schelmisch, sondern recht aus Herzensgrunde frisch und froh. Sagt mir einmal, ob ein Veilchen oder so ein niedliches Krokusblümchen aufblühen würde, wenn es sich so verzärteln wollte. Ist's nicht wahr, Grünewald?

Eins vor dem Andern, Mamsellchen — erwiderte der Gärtner. — Wenn ich zum Exempel die Orangerie aus dem Hause nehmen wollte, vor Pankratius und Servatius, da würd' ich übel ankommen. Erfriert doch jetzt noch manch Krokusblümchen in den kalten Nächten. Ja, so ein Adonis, der verträgt Frost und Schnee, und blüht darum nur rüstiger.

Die Mädchen kicherten. Merk dir die Lehre — sagte Julie — ich will's Antonien auch stecken, die hält ihren Adonis viel zu warm.

Das haben Sie nicht nöthig — fuhr der Gärtner mißverstehend fort — er wird nur gern faul, wenn man ihn zu sehr hätschelt.

Im Ernst — sagte Julie, als sie weiter gingen — ich glaube, Antonie ist mehr des Grillensängers wegen zu Haus geblieben,

als wegen ihres Kopfwehs, wiewol ſie gewiß zu den zarten Blumen gehört, die nur unter dem Schutz zweier Heiligen ſicher in die Welt treten. Der Menſch mag recht brav ſeyn, aber ſo ein zartes Weſen, wie Antonie, verſteht er nicht zu behandeln.

Mein Mann wär' er nicht — fügte Cäcilie hinzu — Ich begreife nicht, wie Antonie ſo an ihm hängen kann.

Mir machen die beiden Leute manche trübe Stunde — erwiderte Julie — Ich wette, Antonie liebt ihn nicht, und ihr ſchwärmeriſches Hingeben iſt nichts als eine Ueberſpannung ihres Gefühles. Sie zwingt ſich zu dieſer Liebe, und ich ſehe nicht, wie ein ſolches Verhältniß anders als höchſt traurig für ſie enden kann.

Wer zwingt ſie denn aber? — fragte Meta — iſt es denn nicht ihre eigene Wahl?

Freilich zwingt ſie niemand — verſetzte Julie mit einem Seufzer — Iſt denn aber das nur Zwang, wenn ein Vater oder ein Vormund poltert und peiniget? Ihr kennet Beide Antonien ſo gut als ich. Sie fühlt

sich an Normann gebunden, weil sie glaubt ihn lieben zu müssen, weil sie einmal ihn geliebt hat, vielleicht auch nur sich eingebildet hat, ihn zu lieben.

Ich glaubte — verbesserte Cäcilie — sie habe einem Sterbenden ihr Wort darauf gegeben.

Auch dieses — bejahte Julie — doch, wie ich Antonien kenne, wär dieß nicht einmal nöthig, und sie würde sich dennoch an Normann gebunden fühlen. Sie glaubt in der flüchtigen Neigung zu ihm, ein Verbrechen an ihrer ersten Liebe begangen zu haben, das sie nun durch ewig duldende Anhänglichkeit abbüßen muß.

Gesteht nur aber — fiel Meta ungeduldig ein — daß Antonie ihre Schwärmerei doch wahrlich zu weit treibt. Kein Mensch wird solche Aufopferungen von ihr fordern. Wer kann verlangen, daß sie um eines vorübergehenden Wohlgefallens willen, das sie an einem Manne findet, sich nun diesem hingeben, und sich um Jugend, Frohsinn und ein ganzes Leben bringen soll? Ich dürfte nicht an ihrer Stelle

seyn. Mit einem beherzten Entschluß wollt' ich mich bald aus dieser peinlichen Lage reißen.

Wir thäten es wol alle, liebe Meta — versetzte Julie — wenn wir in Antoniens Lage wären, ohne zugleich Antonie selbst zu seyn. Bedenke aber nur, daß sich dann auch unsere Lage wahrscheinlich nach uns selbst gebildet hätte, und wir also nicht in den Fall kommen könnten, in Antoniens Lage, unserm Charakter und unserem Temperament nach zu handeln. Es geht hier auch, wie der Gärtner vorhin von den Blumen sagte. Wenn ich Rose wär, denkt vielleicht der Krokus, wie wollt' ich in den ersten schönen Frühlingstagen mit den Aepfelblüten wetteifern! Wenn er aber Rose wär, so macht' er es eben wie die Rose, und verhüllte die weiche Knospe. Ich fühle, daß ich nicht handeln könnte, wie Antonie, aber ich finde ihre Zartheit — ja, wenn ich sage höchst liebenswürdig, so sag' ich viel zu wenig. Ihr Charakter ist ein lebendiger Harmonikaton; ich möchte nicht, daß jedes Instrument eine Harmonika wär, ist sie aber des-

wegen nicht etwas höchst vortreffliches, und fast übirdisches?

Darum spielt auch Antonie die Harmonika so himmlisch — sagte Cäcilie — Aber sie macht sich jetzt so selten damit. Ich glaube wol in einem Jahre hab' ich keinen Ton von ihr gehört.

So geht mir's auch — fiel Julie ein — und Allen. Seit ihr Ewald gestorben ist, bitt' ich sie vergebens um das kleinste Lied. Sie vertröstet mich immer, und verspricht mir, ich solle sie wieder spielen hören, aber sie schiebt es von einer Zeit zur andern auf. Neulich sollte sie mir nur eine Stelle vorspielen, mit der ich nicht fertig werden konnte, auch das schlug sie mir ab.

Vielleicht macht es sie zu wehmüthig — entgegnete Cäcilie — ich vermeide darum auch immer, mit ihr von Ewald zu sprechen, aber deswegen bin ich auch selbst noch sehr im Dunkeln über dieses Verhältniß. Du könntest uns Aufschluß darüber geben, Julie, wenn es kein Geheimniß ist.

Ewald — fing Julie an zu erzählen —

war meiner Einsicht nach so wenig ein Mann für unsre Antonie, als Normann. Jener glich ihr mehr an Zartheit, aber es fehlte ihm gerade die Festigkeit, auf die ein so ätherisches Wesen, wie Antonie, sich muß stützen können, um glücklich zu seyn, und dieser Mangel verursachte auch die traurige Wendung in Antoniens Schicksal. Sie liebten sich beide, ich möchte sagen, nicht wie Menschen, sondern wie Geister, und spannten gegenseitig ihr Gefühl und ihre Fantasie zu solcher Höhe, daß wenigstens Ewald, dem diese Exaltation vielleicht weniger natürlich war, als Antonien, zuweilen zu schwindeln schien. In diesem Zustand lernte Normann, Ewalds Universitätsfreund, Antonien kennen, und die heftigste Liebe folgte bald der Bekanntschaft. Antonie mag vielleicht auch eine flüchtige Neigung für Normann empfunden haben, indessen lebte sie zu sehr in ihrem Ewald, und ich bin überzeugt, daß sie für jenen nichts als recht wohlwollende Freundschaft und Achtung gefühlt hat, die auch niemand seinem festen Charakter versagen kann. Ewald bemerkte

bald Normanns Liebe; er glaubte auch in Antonien eine verborgene Leidenschaft für diesen zu sehn, und in seiner Ueberspannung, die überdieß durch eine Krankheit erhöht wurde, beschloß er, für seinen Freund der Geliebten zu entsagen. Er schrieb einen höchst schwärmerischen Brief an beide, verfiel darauf in Wahnsinn, und beschleunigte wahrscheinlich seinen Tod durch übermäßigen Gebrauch starker Mittel. Bei seinem Ende war Antonie und Normann gegenwärtig, und hier legte der Sterbende, vielleicht mit Bewußtseyn, vielleicht auch in verworrener Fantasie, beider Hände in einander, dann bat er Antonien um ein Lied auf der Harmonika, und während ihres Spiels verschied er. Darum mag sie wol seit der Zeit ungern dies Instrument spielen, das sie an den Tod ihres Geliebten erinnert.

Du mußt uns aber heute etwas spielen — sagten beide Mädchen. — Drinn im Hause steht eine Harmonika, und der Abend wird ohnedies bald in dem Garten zu feucht und zu kühl.

Julie versprach es, und die drei Freundinnen schwärmten noch ein paarmal durch den

Garten, und eilten dann in den Saal, den ein flackerndes Kaminfeuer wärmte und aufhellte.

Kein Licht, kein Licht — rief Meta, als ein Diener Licht brachte — das Feuer im Kamin iſt gerade genug, und die Harmonika hört ſich am beſten im Dunkeln!

Dabei ſetzten ſich die beiden Mädchen in ein entferntes Sofa, und rückten im Dunkeln dicht an einander, während Julie das Inſtrument öffnete und die nöthigen Vorbereitungen zum Spiele machte.

Man ſollte die optiſchen Geiſtererſcheinungen allemal mit Harmonikatönen einleiten — ſagte Cäcilie — ſchon die Vorbereitungen, ehe man noch einen Ton zu hören bekommt, machen einem bang. Das Geflüſter des Schwamms auf den Glocken und das matte Blinkeln des Glaſes, wenn das Licht ſich darauf ſpiegelt, alles iſt wie Vorboten, daß nun etwas fremdartiges eintreten ſolle.

Julie griff den erſten Ton. Sie ließ ihn langſam anſchwellen, und vereinigte nach und nach mit ihm die Töne des vollſtimmigen Akkor-

des. Jetzt sprangen mit einem lauten Schrei beide Mädchen vom Sofa auf.

Die Spielerin sah sich um, und wollte schmälen, aber Vetter Arnold, der, um nicht zu stören, leise eingetreten war, besänftigte sie, und beide Mädchen, die ihn für ein Gespenst angesehn hatten, wurden tüchtig ausgelacht.

Nun — sagte Arnold — wird man auch von Ihnen, schöne Julie, wie von Antonien erzählen, daß Ihr Harmonikaspiel die Geister heranziehe. Zum Glück sind die Geister, die Sie herbeizaubern, nicht so gespenstischer Natur, als Antoniens.

Antoniens? — wiederholte Julie — Was bedeutet das?

Ich verbürge es nicht — erwiderte Arnold — man sagt sich aber ins Ohr, wenn Antonie Harmonika spiele, trete ein Schatten zu ihr und seufze.

Gewiß Ewalds Schatten! rief Meta.

Das weiß ich nicht — antwortete Jener — wahrscheinlich aber Ewalds so wenig, als irgend eines Andern. Indessen klingt das Märchen allerliebst, dem geistigen Harmonikaton

könnte man ſchon eine ſolche anziehende Kraft gegen Geiſter zutrauen.

Beſonders wie Antonie ihn behandelt — ſetzte Julie hinzu — Ihr Ton iſt gleichſam noch ein geiſtigerer Klang als der geiſtige Harmonikaton an ſich. Er iſt, ſo zu ſagen, ganz entkörpert, und ſcheint aus einer fremden Welt herüberzuklingen. Ich wenigſtens habe ihn von niemand außer ihr ſo gehört.

So ſprechen alle — verſetzte Arnold mit Galanterie — die das Glück gehabt haben die ſchöne Julie zu hören. Darf ich bitten?

Er deutete hierbei auf die noch offene Harmonika.

Heute nicht — ſagte Julie — Sie haben mich furchtſam gemacht mit Ihrer Erzählung von dem Schatten bei Antonions Harmonika. Und ſonderbar iſt es, daß Antonie ſeit einiger Zeit durchaus nicht zum Spielen zu bewegen iſt.

So? — fiel Arnold ein — Ich hörte doch, daß ſie eben heut Abend einem Zirkel von Normanns Freunden dieſen Genuß zugeſagt habe.

Unmöglich! — rief Julie — Oder der fühllose Mensch hat das arme nachgiebige Geschöpf mit seinem Eigensinn so lang gequält. Die arme Antonie! Nicht einmal heut, wo sie ohnedieß Schmerzen fühlt, schont er sie.

Arnold und die Mädchen führten Julien wieder zur Harmonika, und baten, sie möchte spielen.

Ihr quält mich — sagte diese — ich setze mich wahrhaftig mit einer Furcht an das Instrument, als rief ich selbst Geister damit herbei, und wenn ich denke, daß Antonie vielleicht eben jetzt mit einem Herzen voll Wehmuth sich an die Harmonika setzt, und vergebens um Schonung ihrer Schmerzen bittet, so überfällt mich eine Angst, daß mir die Hände zittern und der Fußtritt stockt. Ich werde euch mit meinem Spiel schlecht erbauen.

Sie fing einen ernsten Satz an, mit langausgehaltenen Tönen, die in dem weiten leeren Gartensaal wunderbar widerhallten. Dann wollte sie in einem Kirchenchoral übergehen, aber es war als könnte sie den rechten Gesang nicht finden, denn sie bewegte sich nur in ähn-

lichen Melodien, ohne die gewöhnliche feſtzuhalten.

Cäcilie erinnerte dieſes.

Ich weiß es wohl — ſagte Julie — Antonie ſpielte dieſen Choral oft, aber ich fürchte mich heut vor der Melodie, wiewol ſie mir vom frühen Morgen an immer vor dem Gehör tönt. Ueberhaupt mag es nun gut ſeyn.

Sie endigte ſtark und ſtand auf.

Wie ſchön es in dieſem Saale aushallt! — rief Cäcilie.

Was iſt das? — fragte Julie zuſammenſchaudernd.

Die Glocken hallten noch immer zitternd nach. Es war als würde der Ton vom Wind herangeweht; er ſchwoll leiſe an und verhallte flüſternd.

Gott im Himmel! — ſchrie Julie laut auf — Antoniens Töne, ihr Choral! die Harmonika klingt von ſelbſt.

Der Nachhall verklang in einer leiſen vorüberſchwebenden Melodie. Julie ſank ohnmächtig in die Arme ihrer Freundinnen. Sie

blieb, als sie sich erholt hatte, dabei, die Harmonika habe von selbst Antoniens Lieblingschoral gespielt, bei dessen Klang Ewald verschieden sey. Die andern hatten einen ungewöhnlichen Nachhall der Glocken und eine Art von Melodie gehört, aber in der Bestürzung über Juliens Ausruf hatten sie die fremdartigen Töne nicht genau genug unterschieden. Arnold behauptete, eine Aeolsharfe, welche in dem obern Stockwerk aufgestellt war, habe getönt, aber bei der Untersuchung fanden sich die Saiten zerrissen.

Man fuhr nun in banger Unruhe nach der Stadt. Julie, so schwach sie vom Schreck war, eilte sogleich zu Antonien. Die Ahndung hatte nicht getäuscht. Antonie hatte den dringenden Bitten nicht widerstehen können; sie hatte den Choral gespielt, den Julie so sorgfältig vermied. Bei dem zweiten Vers war sie mit einem leisen Schrei zusammengesunken, und keine Bemühungen hatten sie dem Leben zurückrufen können.

Normannen wollte man schon einige Minuten früher, in heftigem Entsetzen nach

einer

einer nahen Thüre haben hinſtarren ſehen, allein ehe noch die Anweſenden ihn fragen konnten, hatte Antoniens Zufall die Aufmerkſamkeit von ihm ab, und allein auf die Sterbende gelenkt. Späterhin ſuchte er allen Fragen darüber auszuweichen; man hielt aber allgemein dafür, daß die fremde Gewalt, die Antonien aus dem Leben rief, ihm nicht unbemerkt geblieben ſei.

3.

Der Todtentanz.

In das ſchleſiſche Städtchen Neiſſe, am Fluſſe gleiches Namens gelegen, wanderte — ſo erzählt die alte Chronik — vor langen Jahren ein alter Muſikant mit ſeiner Sackpfeife ein. Er lebte ſchlecht und recht, blies Anfangs ſein Stückchen einſam für ſich, aber weil die Nachbarn ihm gern zuhörten, und ſich in ſtillen Nächten unter ſeinem Fenſter verſammelten,

wenn er oben schalmeite, so macht' er bald Bekanntschaft, war wohl gelitten und beliebt bei Alt und Jung, und ging mit seiner Kunst mehr zu Weine als nach Brot. Die jungen Stutzer, die erst unter seinem Fenster gehorcht hatten, führten ihn jetzt unter die Fenster ihrer Herzgeliebten, ließen ihn zärtliche Weisen aufspielen und kommentirten seine Serenaten mit Seufzern und Geberden; die Hausväter riefen ihn zu ihren Gastereien, und es hätte keine Hochzeit im Städtlein können gefeiert werden, ohne daß Meister Willbald den Brautreihen dazu geblasen hätte. Zu diesem vornehmlich hatt' er eine recht innige Weise erfunden, in der Ernst und Scherz, Liebliches und Mühseliges, als in einem Vorspiele des ehelichen Lebens wechselten und sich ablöseten, und es hat sich davon eine, wiewol nur schwache Spur in dem alten deutschen Großvatertanz erhalten, ohne welchen noch zu unsrer Väter Zeiten keine Hochzeit begangen wurde. Wenn er diese Weise anhub, so schlug die sprödeste Schöne den Tanz nicht ab, die gebückteste Matrone regte noch einmal die Füße, und die silberhaarigen Groß-

väter dreheten ſich mit den blühenden Enkelinnen im Kreiſe umher, daher denn auch dieſer Tanz, weil er die alten Väter verjüngte, erſt ſcherzweiſe und dann allgemein der Großvater genannt wurde.

Meiſter Wilibald hatte aber noch einen jungen Menſchen bei ſich, der ein Maler war und für des alten Sackpfeifers Sohn oder Pflegſohn galt. An dieſem wollte die frohe Kunſt des Alten nicht anſchlagen. Er blieb ſchweres Muthes bei den luſtigſten Weiſen, welche dieſer ihn vorbließ, tanzte auch bei den Gelagen, wozu er oft geladen wurde, nur ſelten, trat vielmehr ſtumm in einen Winkel, und ſtarrte die holdſeligſte Tänzerin an, traute ſich aber gleichwol nicht ſie anzureden oder ihr die Hand zum Tanze zu bieten, denn der Stadtvogt, ihr Vater, war ein harter ſtörriger Mann, der ſeine Würde im Städtchen verletzt glaubte, wenn ein ungraduirter Maler nach ſeiner Tochter ein Auge gerichtet hätte. Die ſchöne junge Emma hingegen dachte hierin nicht ihrem Vater gleich, ſie war dem jungen Maler hold, und hielt ihm zu Gefallen ihr

bewegliches Köpfchen oft eine Zeitlang still, wenn sie merkte, daß Wido im Verborgenen lauschte, um ihre Gesichtszüge heimlich aufzufassen. Dann erröthete sie wol, wenn sie in seinen Blicken den stummen Dank las, und wendete sich weg, aber die Gluth auf ihren Wangen entzündete nur ein neues Feuer der Liebe und des Verlangens in Wido's des Malers Herzen.

Pfeifer Willibald hatte dem liebekranken Jüngling lange seine Hülfe versprochen. Bald wollt' er dem Stadtvogt als ein zweiter Oberon und Papageno so lang mit seiner Tanzmusik zusetzen, bis er vor Erschöpfung das Beste versprächʼ, nämlich die Tochter zu Wido's Braut. Bald wollt' er, wie ein neuer Orpheus mit seiner Musik, die Braut aus der Hölle des väterlichen Verschlusses entführen, aber Wido hatte immer Einwendungen, wollte dem Vater seiner Schönen kein Herzleid anthun, und meinte vielmehr ihn durch Ausdauer und Gefälligkeit für sich zu gewinnen. Du bist ein Geck, sagte dann Willibald, wenn du hoffst einen reichen stolzen Narren für ein ehrliches, menschliches Gefühl, wie deine Liebe

iſt, zu gewinnen, der fügt ſich nicht, du wirſt es ſehen, ohne ein paar von den Plagen Egypti. Haſt du nur erſt die Braut, und kann er das Geſchehene nicht ändern, ſo wirſt du ſehn, daß er freundlich wird. Ich bin ein Thor geweſen, daß ich dir verſprochen habe, nichts ohne deinen Willen zu thun, aber der Tod macht quit, und ich helfe dir doch noch auf meine Art.

Maler Wido war indeſſen nicht der einzige in dem Städtchen, welchem der Stadtvogt Steine und Dornen in den Lebensweg warf. Die ganze Bürgerſchaft war ihrem Oberhaupte wenig gewogen, und hatte ſchon mehrmals verſucht, in Ernſt und Schimpf ihm mancherlei Tort anzuthun, denn er ſtrafte die Bürger oft um geringen Muthwillen mit hartem Gehorſam, wenn ſie nicht durch reichliche Bußen ſich zu löſen vermochten, und nach dem jährlichen Wein-Markt im Jenner mußten ſie gewöhnlich für die gehabte Kurzweil den ganzen Jahrmarktsgewinn zu Rathhaus und in die Stadtvogtei tragen. Einsmals als der Neiſſiſche Despot ihre Geduld zu hart

prüfte, riß auch der letzte Faden. Die Bürger rotteten sich zusammen, und ängstigten ihren Peiniger bis zum Tode, denn sie droheten nichts geringers, als sein Haus anzuzünden, und den Stadtvogt mit allem Gewinn seiner Bedrükkung darin zu verbrennen. Da trat Wido zu Meister Willibald und sprach: Alter Freund, jetzt ist es an der Stunde, wo eure Kunst mir helfen kann, wie ihr es mir oft angeboten habt. Sind eure Töne so wirksam als ihr behauptet, so geht und befreiet den Stadtvogt, indem ihr die zornigen Gemüther beschwichtiget. Er wird euch zum Lohn gewiß alles bieten, was ihr begehrt, dann sprecht ein Wort zu seiner Zeit für mich und meine Liebe, und verlangt meine Emma zum Lohn für eure Hülfe. Der Pfeifer lachte über die Rede, und sagte: man muß schon den Kinder den Willen thun, daß sie nicht schreien. Damit nahm er seine Sackpfeife und ging langsam auf den Markt, wo das Volk mit Spießen und Stangen, Fackeln und Pechkränzen vor dem Hause des Stadtvogtes lärmte und auf die Thüre Sturm lief.

Hier ſtellte ſich Meiſter Willibald an eine Säule und fing gar lieblich ſeinen Großvater zu blaſen an; und kaum erklang dieſe Lieblingsweiſe der geſammten Bürgerſchaft, da hetterten ſich die erbitterten Geſichter auf, die Augbraunen entwölkten ſich, Spieße und Pechkränze entſanken den grimmig aufgehobnen Fäuſten, und die wilden Sturmläufer marſchirten im gemeſſenen Menuettſchritt nach dem Takte. Endlich tanzte der ganze Haufen und der Markt mit ſeinem Tumult war in einen frohen Tanzplatz verwandelt. Der Pfeifer zog nun mit ſeiner Zauberſackpfeife vorwärts durch alle Straßen, der ganze Zug folgte ihm nach, und jeder Bürger ging tanzend in ſein Haus zurück, das er noch vor kurzem mit ganz andern Abſichten verlaſſen hatte.

Der gerettete Stadtvogt wußte nun ſeines Dankes gegen Meiſter Willibald kein Ende und verſprach ihm zum Lohn was er nur bitten würde, und wenn es die Hälfte ſeiner Habe wär. Der Pfeifer lachte dazu, meinte, ſo hoch woll' er gar nicht hinaus, brauche auch für ſeine Perſon nichts von zeitlichem Gut,

weil aber der gestrenge Herr sein Wort gegeben, und ihm geheissen, er solle etwas bitten, so wolle er geziemend um die Hand der schönen Emma für seinen Wido ansuchen.

Das gefiel nun dem Stadtvogt sehr übel. Er machte Winkelzüge und Flausen allerlei Art, und weil ihm Meister Sackpfeifer sein Versprechen vorrückte, so machte er es, wie es die Machthaber in jenen finstern Zeiten zu machen pflegten; er fand seine Würde beleidigt, erklärte den Meister Sackpfeifer für einen Störenfried und Feind bürgerlicher Ordnung, und gab ihm in dem Stockhause Zeit die Versprechungen des Bürgeroberhauptes zu vergessen. Dabei beschuldigte er ihn der Zauberei und machte ihm einen peinlichen Proceß, als sei er niemand anders, als der berüchtigte Hamelische Pfeifer und Rattenfänger, der dort die Kinder und hier die Erwachsenen nach seiner Pfeife habe tanzen lassen.

Durch diese Vorspiegelungen wendete der Stadtvogt alle mitleidigen Herzen von dem Gefangenen ab. Die Furcht vor der Zauberei und das Beispiel der Kinder zu Hameln

wirkte ſo mächtig, daß Schöppen und Schreiber Tag und Nacht nicht vom Arbeiten abließen, der Kämmerer überſchlug ſchon die Koſten des Scheiterhaufens, der Glöckner bat um ein neues Seil an das Armeſünder-Glöcklein, die Zimmerleute richteten Breter zu Erhöhungen für die Zuſchauer der künftigen Exekution zu, und die Gerichtsperſonen probirten den Akt des Hochnothpeinlichen Halsgerichts. Meiſter Willibald kam aber den ſchnellen Schritten der Juſtiz zuvor, denn als er ſich einmal über die Wichtigkeiten der Vorbereitungen zu ſeinem Ende recht ſatt gelacht hatte, legte er ſich auf ſein Strohlager und ſtarb.

Kurz vor ſeinem Tode redete er ſeinen Wido an: Junger Menſch, ſprach er, du ſiehſt, daß ich dir, nach deiner Art die Dinge und Menſchen zu betrachten, nichts helfen kann. Ich habe die Poſſen ſatt, die ich deiner Thorheit wegen habe treiben müſſen. Du haſt genug erfahren, um endlich zu begreifen, daß man auf die Güte der menſchlichen Natur wenigſtens keine Pläne bauen muß, wenn man auch ſelbſt zu gut iſt, um überhaupt den Glauben

an fremde Güte aufzugeben. Ich möchte nicht einmal auf die Erfüllung meiner letzten Bitte an dich rechnen, müßte nicht dein eigner Vortheil dich dazu antreiben. Wenn ich todt bin, so sorge, daß meine alte Sackpfeife mit mir begraben wird. Dir würde sie nichts helfen, wenn du sie behieltest, sie kann aber dein Glück machen, wenn sie mit mir unter die Erde kommt. Wido versprach, seines alten Freundes letztem Willen nachzukommen, und drückte ihn die Augen zu.

Das Gerücht von diesem plötzlichen Todesfall hatte sich in der Stadt kaum verbreitet, als Alt und Jung gelaufen kam, sich von der Wahrheit zu überzeugen. Am meisten war der Stadtvogt über diesen Ausgang erfreut, denn die Kaltblütigkeit, mit welcher der Delinquent die eröffnete Aussicht auf den Scheiterhaufen angenommen hatte, ließ ihn vermuthen, der Sackpfeifer werde sich einmal durch Zauberkunst im Gefängniß unsichtbar machen, oder auf dem Scheiterhaufen statt seiner Person einen Strohwisch auflodern lassen und die Justiz der Stadt verlachen. Man beschloß

daher, weil es zum Verbrennen des Körpers noch am Endurtel fehlte, mit dem Leichnam möglichst geschwind unter die Erde zu eilen, und ihn auf einem Winkel des Gottesackers nahe der Mauer zu verscharren. Der Stockmeister, als observanzmäßiger Erbe des Verstorbenen, fragte, indem er dessen Nachlaß inventirte, was mit der Sackpfeife, als einem Corpus delicti, vorgenommen werden sollte, und Wido wollte schon seine Vorbitte anbringen, als der Stadtvogt voll Eifers die Resolution gab: das schlechte werthlose Werkzeug möge billig, um allem Mißbrauch damit zu steuren, zusammt dem Leichnam begraben werden. Man schob sie also zu dem Todten in den Sarg, und früh in aller Stille wurden Pfeifer und Pfeife hinausgetragen und begraben.

Aber in der folgenden Nacht trugen sich gar seltsame Dinge zu. Die Thurmwächter schauten nach Gewohnheit umher, ob etwa ein Feuer in der Gegend aufging. Da sahen sie gegen Mitternacht bei dem Scheine des Mondes, wie Meister Willbald aus seinem Grabe

an der Kirchhofsmauer emporſtieg. Er hielt ſeine Sackpfeife im Arm, lehnte ſich an einen hohen Leichenſtein, daß ihn der Mond hell anleuchtete, und fing an zu blaſen, fingerte auch dazu auf den Pfeifen, wie man es bei ſeinem Leben an ihm gewohnt war. Indem ſich nun die Wächter, über dies Geſicht befremdet, anſahen, thaten ſich mehrere Gräber auf dem Kirchhof auf, die beinernen Bewohner ſteckten ihre kahlen Schädel heraus, ſchauten ſich um, nickten nach dem Takte, ſtiegen dann ganz heraus, und regten die klappernden Glieder in flinkem Tanz. Aus den Grüften und Schwibbögen gukten ebenfalls leere Augenhöien nach dem hüglichen Tanzplatz, die dürren Arme raſſelten an den eiſernen Gitterthoren, bis Schlöſſer und Riegel aufſprangen und den tanzluſtigen Gerippen den Weg zum Todtenball öffneten. Nun ſtelzten die leichten Tänzer über Grabhügel und Leichenſteine und wirbelten im luſtigen Schleifer umher, daß die weißen Sterbegewänder im Winde um die dürren Glieder flatterten, bis die Glocke auf dem Kirchthurm Mitternacht ſchlug. Da kehrten Tänzer und

Tänzerinnen in ihre engen Behausungen zurück, der Spielmann nahm seine Sackpfeife unter den Arm, und begab sich gleichfalls zur Ruhe.

Die Thurmwächter pochten noch vor Tage den Stadtvogt aus den Federn und hinterbrachten ihm mit zitternden Lippen die Kunde von dem gespenstischen Todtentanz. Er legte ihnen zwar strenge Verschwiegenheit auf, und verhieß, in der nächsten Nacht die Thurmwache selbst mit ihnen zu theilen; aber die Sage verbreitete sich bald durch die Stadt, und vom Abend an waren Thüren und Dächer in der Gegend des Kirchhofes mit Kandidaten der Geisterseherei besetzt, die alle vorläufig über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Dinge stritten, welchen sie in der Mitternacht entgegen sahen.

Der Spielmann ließ nicht lange auf sich warten. Mit dem ersten Glockenschlag der eilften Stunde stieg er gemächlich empor, lehnte sich an einen Leichenstein und spielte auf. Die Ballgäste schienen auf die Musik schon gewartet zu haben, denn bei dem ersten Ton drän-

ten ſich aus Gräbern und Grüften, aus Grashügeln und unter ſchweren Grabſteinen, Leichen und Gerippe, bekleidet und bloß, Groß und Klein hervor, liefen durch einander und tanzten und wirbelten und walzten luſtig um den Spielmann her, ſchnell und langſam nach der Weiſe die er ihnen aufſpielte, bis die Thurmglocke Mitternacht ſchlug und Tänzer und Pfeifer zur Ruhe gingen. Die lebendigen Zuſchauer auf Thürmen und Dächern geſtanden ſich nun, daß es Dinge gebe, von welchen der geſunde Menſchenverſtand nichts begreife, der Stadtvogt aber ließ noch in derſelben Nacht den Maler Wido gefangen ſetzen und hoffte von ihm, nöthigenfalls peinlich, zu erfragen, wie man dem Unweſen ſeines todten Pflegvaters ſteuern möge.

Wido unterließ nicht den Stadtvogt an ſeinen Undank gegen Willibald zu erinnern, und behauptete, der Todte beunruhige die Stadt, und raube ihren Todten die Ruhe und ihren Lebendigen den Schlaf nur darum, weil er, ſtatt des verheiſſenen Lohnes für die Errettung des Vogtes eine abſchlägliche Ant-

wort und überdies unverdientes Gefängniß und ein schnödes Begräbniß erhalten habe. Diese Rede hatte auch so viel Gewicht, daß der Magistrat beschloß, den Körper des Sackpfeifers an einen anständigeren Ort des Kirchhofs zur Ruhe bestatten zu lassen. Der Todtengräber wollte dabei ein übriges thun, nahm die Sackpfeife aus dem Sarg, und hängte sie hinter seinen Ofen auf, damit der gespenstische Musikant, wenn er ja nicht unterlassen könnte, noch aus dem Grabe seiner Profession nachzugehn, wenigstens ohne Instrument nicht zum Tanze spielen könnte. Allein, als es elf Uhr auf dem Thurme geschlagen hatte, pocht' es vernehmlich bei ihm an die Thüre, und als der Todtenbettmeister, der eine einträgliche Bestellung vermuthete, öffnete, da stand der begrabene Sackpfeifer leibhaftig draußen. Meine Sackpfeife! sagte er ganz gelassen, ging vor dem bebenden Todtengräber vorbei und nahm seine Pfeife von der Wand hinter den Ofen weg. Dann stellte er sich an einen Leichenstein und blies. Die Ballgäste kamen, wie in den vorigen Nächten und gruppirten sich zum

mitternächtlichen Kirchhofetanz, aber dieſesmal ſetzte ſich der Muſikant in Marſch, zog mit dem ganzen langen Zuge durch das Gottesackerthor in die Stadt, und führte ſeine nächtliche Wachparade durch alle Straßen bis die Glocke zwölf ſchlug, wo ſie alle wiederum zu ihrer Ruheſtätte zogen.

Die Einwohner fürchteten nun bald in ihren eigenen Häuſern dieſen nächtlichen Beſuch zu ſehn, und einige der älteſten im Rathe drangen ſchon in den Stadtvogt, er ſolle dem Unweſen ſteuern, und ſein Wort gegen den Pfeifer löſen. Aber hierzu hatte der Vogt weder Ohren noch Sinn, meinte auch, dem Wido, der an den Zauberkünſten des alten Sackpfeifers vermuthlich Theil habe, gezieme wol eher die Anwartſchaft auf deſſen Scheiterhaufen, denn auf eine ſchöne reiche Braut. Aber in der nächſten Nacht kam der geſpenſtiſche Todtenreihen wieder in die Stadt, und, wiewol man die Muſik nicht vernahm, ſo ſah man doch an der Bewegung, daß die Tänzer nach der Weiſe des Großvaters tanzten. Dieſesmal trieben ſie es auch noch ſchlimmer als in der vorigen Nacht.

Denn

Denn vor Häuſern, wo eine mannbare Jungfrau oder eine Braut war, hielten ſie ſtill, dreheten ſich im Wirbeltanz und man ſah deutlich ein Schattenbild unter ihnen, das der Jungfrau glich, welcher ſie den nächtlichen Brautreihen tanzten. Am andern Morgen war die Stadt wie ein großes Leichenhaus, denn alle Jungfrauen, die man im Schattenbild ſich hatte drehen ſehen, waren plötzlich hingeſtorben. So ging es auch die folgende Nacht. Die tanzenden Gerippe dreheten ſich vor den Häuſern, und wo ſie getanzt hatten, da lag am Morgen eine todte Braut oder Jungfrau.

Mehr Nächte wollten die Bürger nicht ihre Töchter und Bräute ſolcher Gefahr ausſetzen. Sie droheten dem Stadtvogt ihm die Tochter mit Gewalt zu nehmen und dem Wido als Braut zuzuführen, wenn er nicht ſelbſt augenblicklich die Verlobung und noch vor Einbruch der Nacht die Hochzeit vollziehn laſſen wollte. Beides wurde dem Stadtvogt in gleichem Grad ſchwer zuzugeſtehen, und da er ſich alſo in dem ſeltenen Falle befand, wo der Menſch mit vollkommener Freiheit wählen kann, ſo

zeigte er ſich als freies Weſen, und gab dem Maler Wido ſelbſt ſeine Emma zur Braut.

Noch vor der Geſpenſterſtunde ſaß man bei der Hochzeittafel. Der erſte Glockenſchlag tönte dumpf, und ſogleich hörte man die bekannten Töne des beliebten Brautreihens. Voll Schrecken, daß der nächtliche Spuk noch nicht zu Ende ſei, eilten die Gäſte an das Fenſter, und ſahen den Sackpfeifer mit einer langen Reihen von Geſtalten in weißen Sterbekleidern nach dem Hochzeithauſe zu ziehn. Er ſelbſt blieb unten an der Pforte ſtehn und bließ, der Zug aber ging langſam hinauf bis in den Hochzeitſaal. Hier rieben ſich die fremden blaſſen Gäſte die Augen, und ſahen ſich wie erwachte Nachtwandler verwundert um. Die Hochzeitleute flohen hinter Stühle und Tiſche, bald aber rötheten ſich die Wangen der Angekommenen, ihre blaſſen Lippen blühten auf wie junge Roſenknoſpen und Granatblüthen und begrüßten ſich mit bekannten Tönen und Namen. Man erkannte ſich nun gegenſeitig, denn die todtenbleichen und jetzt neu aufblühenden Geſtalten in Sterbekleidern waren die ſchnell

entſchlafenen Meiſſiſchen Jungfrauen, die von ihrem Zauberſchlaf erwacht und von Meiſter Wilibald mit der Zauberpfeife in den Hochzeitſaal geführt worden waren. Der Magus bließ ihnen noch ein luſtiges Stückchen zum Abſchied vor und verſchwand.

Ich muß faſt glauben, ſagte Wido, daß der Sackpfeifer Niemand anders geweſen iſt als der Gebirgsgeiſt des ſchleſiſchen Landes. Ich machte ſeine Bekanntſchaft mitten im Gebirge, und erwarb mir, ich weiß nicht wodurch ſeine Gunſt. Er verſprach mir Beiſtand in meiner Liebe, und hat redlich Wort gehalten, wiewol auf ſeine eigenthümliche neckende Art, die man ihm ſchon zu gut halten muß.

Wido blieb zeitlebens in der Gunſt des Berggeiſtes. Sein Wohlſtand wuchs täglich, ſeine Gattin brachte ihm jährlich friſche Kinder, ſeine Bilder wurden weit und breit nach Welſchland und England verſchrieben, und die Todtentänze, mit welchen nicht allein Baſel, Dresden und Lübeck, ſondern eine große Anzahl deutſcher Städte prunkten, ſind nichts als Copien und Variationen von Wido's Original, das er

dem Reiſſiſchen wirklichen Todentanz zum Andenken malte, das aber leider noch kein grübelnder Gemäldeſammler und Connaiſſeur zu Bereicherung der Kunſtgeſchichte hat auffinden und bekannt machen können.

Zwei Neujahrsnächte.

Gespensterbuch.

Herausgegeben

von

A. Apel und F. Laun.

Viertes Bändchen.

Leipzig bei G. J. Göschen 1811.

Goe 122 (4)

Erſte Neujahrsnacht.

Es ſchlug Eilf.

Laßt uns dem ſcheidenden Jahre ein Glas bringen — rief der Wirth — und dem Andenken aller frohen Stunden, die es uns brachte!

Die Gläſer klirrten munter zuſammen, und in aller Augen glänzte der Widerſchein genoſſener Freuden.

Es iſt doch eine wunderliche, heiter ernſte Sache um den Augenblick des Jahreswechſels — ſagte Hermann — Im Grund' iſt jeder Augenblick Anfang und Endpunkt eines Jahres; wenn ihr wollt, eines Jahrhunderts und Jahrtauſendes, und blos die Konvenienz macht uns die Mitternachtsſtunde zwiſchen dem letzten December und dem erſten Januar ſo feierlich.

Das iſt es eben — entgegnete Falk — die Uebereinſtimmung ganzer Nationen, die ſich überdies auf religiöſe Beziehungen gründet, giebt

das Feierliche; und was wollen wir mehr? Die Jubelepochen in dem Leben eines Menſchen mögen ihn ſelbſt, den Einzelnen, oft näher angehn, und ich helfe gern in Luſt und Fröhlichkeit ſie feiern. Allein ihr werdet mir recht geben, daß die Feier von Familienfeſten, wo ſie aus der Freude in Ernſt übergehn will, leicht in ſüßliche Sentimentalität ausartet. Denn, ſo ſchön der Name des Feſtes klingen mag, ſo iſt es doch immer nur ein frohes glückliches Ereigniß, deſſen Erinnrung gefeiert wird. Das Glück aber, welches das häusliche Leben erheitert, ſo werth es auch jedem fühlenden Menſchen ſeyn wird, iſt doch für den hohen Ernſt der Feierlichkeit zu wenig. Es iſt wahr, wir freuen uns alle, daß wir jetzt wieder in gemeinſchaftlicher Luſt zuſammenſitzen, wie vor dem Jahre, und daß der alte Jahrgreis uns in ſeiner Sterbeſtunde noch anlächelt, als hätt' er ſich nichts Böſes gegen uns vorzuwerfen; aber, was dieſe Stunde feierlich macht, iſt nicht unſre Fröhlichkeit, ſondern etwas Höheres. Die große Uebereinſtimmung vieler Menſchen geſtaltet ſich uns zur Allgemeinen. Wie die Kirche ihr Allerhei-

ligen- und Allerſeelenfeſt hat, ſo wird die Jahrsmitternacht eine Allerfreuden- und Allerleidenfeier für die ganze Menſchheit, und, weniger egoiſtiſch, als bei Familienfeſten, feiert jeder des Nachbars Feier andächtig mit. Das alte Jahr geſtaltet ſich uns zur ernſtlächelnden, hinſcheidenden Mutter, und das neue zum frohlächelnden Kinde, und zwiſchen dem Sarg des Einen und der Wiege des Andern wandeln Ahndungen, die in dem Munde der Menſchen zu bedeutungvollen Wünſchen werden.

Laßt mir die Wünſche ruhn bis Mitternacht —' fiel der Wirth dem Sprecher ein — Uebrigens möchten wir gern annehmen, daß Neujahrswünſche ausgeſprochene Ahndungen ſeyn. Denn da wir uns gewiß alle von Herzen Gutes wünſchen, ſo wär es der Mühe werth zu glauben, daß unſre Wünſche ſich wie rechte Ahndungen durch Erfüllung bewähren. Aber leider wirft die Erfahrung deine Theorie um, wie manche andre.

Wenn ihr Leute doch vorſichtiger über Erfahrung ſprächt — entgegnete Falk — oder wenn ihr euch wenigſtens erſt darum bekümmertet, was

ihr eigentlich erfahren habt! Einer betrinkt sich und schläft schlecht, gleich hat er aus Erfahrung, daß ihm der Wein Abends nicht bekommt.

Das Beispiel belehrt wahrscheinlich nur Männer — sagte die Wirthin — Wir Frauen möchten aber gern mit Ihnen an die Magie der Neujahrswünsche glauben. Belehren Sie uns also, aber hübsch faßlich für Frauen und Mädchen, warum bleiben so viel Wünsche unerfüllt?

Wahrscheinlich — entgegnete Hermann neckend — weil Falks Ahndungs- und Wunschtheorie nur Präludium zu den Wünschen seyn soll, die wir bald intoniren werden. Das Thema hat sich etwas gemein gemacht, Freund Falk will ihm deswegen durch Wahrscheinlichkeit ein neues Interesse geben, wie manche Erzähler ihren Anekdoten durch den Zusatz: wahre Geschichte.

Falk that' als hört' er nicht auf die Neckerei, und wendete sich zur Wirthin.

Ich könnte — sprach er — Ihnen erwidern, daß die Mehrzahl der Neujahrswünsche unnützes leeres Ceremoniell ist, von dem Sie selbst keine Erfüllung erwarten. Ich könnte hin-

zuſetzen, daß ich die magiſche Kraft nur den Wünſchen beigelegt habe, die in der eigentlichen Neujahrsſtunde geſprochen werden, und ſo hätt' ich ſchon die Zahl der unerfüllten Wünſche um ein beträchtliches verringert, aber ich thue am beſten, ich trete auf Hermanns Seite und gebe zu, daß ich nur präludirt habe. Den allgemeinen Vorbereitungswunſch, daß alle unſre Wünſche für einander ausgeſprochene Ahndungen ſeyn mögen, darf ich wohl mit Erlaubniß unſres Wirthes in dieſer Vorbereitungsſtunde vorläufig ausſprechen.

Das iſt Ihr Ernſt nicht — verſetzte die Wirthin — Sie möchten nur gern Ihr Wort wieder zurück haben. Entweder Ihr Publikum gnügt Ihnen nicht zu Mittheilung Ihrer Anſicht, oder Sie empfinden eine Art Scheu vor Ihrer eigenen Meinung. Wählen Sie ſelbſt, welchem Verdacht Sie ausgeſetzt ſeyn wollen.

Ohne Zweifel dem letzten — erwiderte Falk — mit dieſem ſind Sie auch der Wahrheit ziemlich nahe gekommen. Eine Stunde vor dem Eintritt des Neuenjahres ſcheint es wirklich etwas unſchicklich mit einer Meinung

hervorzutreten, welche die Wünsche in etwas zweideutigem Lichte zeigt. Uebrigens war meine ganze Behauptung nur ein Einfall des Augenblicks, im Lauf oder Sprung des Gespräches erzeugt.

Um so eher vermuthen wir — fiel die Wirthin ein — daß sie den Ahndungen ihren Ursprung dankt, die, wie Sie selbst sagen, zwischen Wiege und Sarg der beiden Jahre wandeln, und vielleicht nicht blos in Wünschen, sondern auch in Meinungen, Urtheilen und mehrern Formen sich aussprechen. Sehn Sie, wie unser junges Brautpaar aufhorcht, es lebt in der rechten Blüthenzeit der Glückwünsche. Bitten Sie den Professor, schöne Braut, daß er uns die Magie der Wünsche enthülle. Einer Braut darf nichts abgeschlagen werden.

Elisa stimmte der Wirthin bei, und Falk wurde bald von mehrern Seiten aufgefordert.

Sie haben, vielleicht durch mein Verschulden, Ihre Erwartung zu hoch gespannt — sagte Falk — nnd werden dafür unbefriedigt bleiben. Mir fiel im Gespräch der alte Glaube

ein an die Bedeutſamkeit, unwillkührlich zu gewiſſen Zeiten ausgeſprochener Worte oder beobachteter Zeichen. Das Alterthum hing bekanntlich ſehr feſt an dieſem Glauben, und bis zu uns haben ſich Spuren davon erhalten. Das: Glückauf! der Bergleute deutet darauf hin, und viel andre Gewohnheiten, die man noch in Dörfern, vorzüglich gebirgiger Gegenden findet. Die Menſchen hüten ſich da mit der größten Vorſicht für Worten von böſer Bedeutung, noch mehr aber, und ganz vorzüglich vor doppelſinnigen, die vielleicht in guter Meinung ausgeſprochen, von feindlichen Schickſalsdämonen im entgegengeſetzten Sinne aufgefaßt, und in verderbliche Erfüllung gebracht werden könnten. So dachte ich, geht es vielleicht mit manchen Wünſchen. Sie werden erfüllt, aber, wie Macbeths Weiſſagungen, dem Buchſtaben nach, der hier tödtet. Dieſen hat aber der Wünſchende längſt vergeſſen, und glaubt mithin, ſein Wunſch ſei vereitelt.

Iſt das Ihr Ernſt? fragten mehrere Stimmen und ſahen den Profeſſor mit zweifelhaftem Lächeln an.

Seltsame Erscheinungen dieser Art giebt es wirklich — sagte Anselm, als der Professor nicht sogleich zwischen Ernst und Scherz entschied, und alle schweigend seiner Antwort entgegen sahen.

Endlich — rief Hermann lachend — läßt sich doch das wortkarge Repertorium aller Wundergeschichten auch vernehmen. Ich glaube, es giebt keine Wundersage und keinen Volksglauben, wo du nicht im Stande wärst Beispiele zur Erläuterung nachzuweisen. Also geschwind her mit einem Beleg für die magische Kraft der Worte!

Ein interessantes Histörchen der Art zu erfinden — erwiderte Anselm — wär vielleicht nicht die schwerste Aufgabe. Ich soll aber, so wollt ihr, den experimentirenden Famulus bei des Professors Vorlesungen machen. Ihr müßt also blos darauf sehn, ob meine Belege beweisen, nicht ob sie eben Prachtstücke sind und sich brillant ausnehmen. Ich gebe, was ich selbst erlebt und angesehn habe.

Vor mehrern Jahren macht' ich in Karlsbad die Bekanntschaft der Geheimräthin Amalie

von Kulm. Sie war seit einigen Monaten Wittwe und besuchte das Bad mit ihrer fünfjährigen Tochter, nur um einem bejahrten Oheim Gesellschaft zu leisten, denn sie selbst stand in der schönsten Blüthe der Gesundheit und Jugend. Dem Oheim bekam indessen das Bad nicht nach Wunsch. Der Brunnenarzt betrieb daher seine Abreise sehr, und da meine Badezeit eben auch abgelaufen war, so gab ich dem Wunsch der Geheimräthin nach, mit ihr zugleich abzureisen, und den unbedeutenden Umweg über das Gut des Oheims zu machen. Sie fürchtete, was sie aber nicht gestehen wollte, schon unterweges einen tödtlichen Zufall für den Oheim, denn ihre Hauswirthin, die für eine Art von Leichenseherin galt, hatte einigemal bedenklich geäußert, die Herrschaft werde wol unterweges eine Leiche bekommen.

Die Schwachheit des Alten gestattete uns nicht, die Reise ununterbrochen fortzusetzen. Wir beschlossen daher in einem Dorfe Rasttag zu halten, dessen freundliches Ansehn uns ein bequemes Unterkommen zu versprechen schien. Wir hatten Ursache zufrieden zu seyn. Die Wirthin

war lauter Sorgfalt für den alten Herrn, und da er die beste Abwartung und einige Unterhaltung an ihrem muntern lebhaften Gespräch fand, so bat er am folgenden Morgen seine Nichte, einen Spaziergang in meiner Begleitung zu machen, und ihn einstweilen der Sorge der jungen Frau zu überlassen. Wir gingen einen anmuthigen Weg hinter den Gärten des Dorfes. Die ruhige Nacht des Oheims hatte auch die Geheimräthin etwas aufgeheitert, und sie erzählte mir, mit einer Laune, die ich an ihr gar nicht gewohnt war, Scenen aus ihrem Leben und von ihren Bekannten. Auf einmal hörten wir volles Glockengeläut aus dem Dorfe. Gewiß eine Leiche, sagte die Geheimräthin. Kommen Sie, ich habe lang niemand auf dem Lande begraben sehn. In meiner Kindheit hätt' ich um keinen Preis ein Leichenbegängniß versäumt. Die kleine Minna weinte und bat, die Mutter sollte doch nicht auf den Gottesacker unter die Todten gehn, aber diese schalt die Tochter wegen ihrer Furchtsamkeit, und wir traten auf den Kirchhof. Der Sarg wurde, wie es auf Dörfern gewöhnlich ist, neben das

Grab geſetzt und noch einmal geöffnet. Eine ſchöne jugendliche Leiche ward ſichtbar. Bald trat ein alter Landmann mit einem kleinen Mädchen, gleich ihm in Trauer gekleidet, hinzu, und legte der Todten eine Frucht unter das Kinn, das Mädchen gab ihr Todtenblumen in die gefalteten Hände. Schlaf ſanft, ſagte der Alte. Ich hoffte, du ſollteſt mir den letzten Dienſt erweiſen; nun, es hat nicht ſeyn ſollen. Dann trat der Paſtor hinzu, ein etwas bejahrter, doch kräftiger Mann, und hielt eine Leichenrede voll Würde und Troſt. Die Geheimräthin wendete kein Auge von ihm, bis er geendet hatte. Sie war entzückt von dieſer Rede, und äuſſerte ihr Wohlgefallen einigemal in abgebrochenen Worten gegen mich. Kurz vor dem Schluß erſchien auch der Oheim, der ſich von der Wirthin auf den nahen Kirchhof hatte führen laſſen. O, daß Sie die herrliche Rede nicht ganz gehört haben! rief ihm die Geheimräthin zu, und als nun der Geiſtliche herzutrat, um nach geendigtem kirchlichen Akt den fremden Zuhörern ſeine Achtung zu bezeigen, rief ſie ihm entgegen: Herr Paſtor, keinen

andern als Sie wünsche ich mir zum Leichenredner, nehmen Sie herzlichen Dank. Die kleine Minna, ihre Tochter, faßte bei diesen Worten ängstlich ihre Hand; Mutter, sagte sie halb weinend, Mutter, sprich doch nicht so 'was! Der Wunsch liegt mir wol näher, liebe Nichte, sagte der Oheim, aber jetzt rief Minna noch ängstlicher: Großonkel, wie kannst du noch so eine Auslegung machen! Der Geistliche sah mich und ich ihn betroffen an, aber die Geheimräthin nahm lächelnd das Wort. Dieser Ort, sagte sie, gestattet mir nicht eine Erläuterung meiner übereilten Rede, schenken Sie uns aber diesen Mittag Ihre Gesellschaft im Gasthofe. Der Geistliche sagte zu, und es klärte sich nun auf, daß die Geheimräthin ihm die vakante sehr einträgliche Predigerstelle auf ihrem Gute zugedacht hatte. Der Pastor erbat sich Bedenkzeit, weil ihm, ungeachtet seines geringen Einkommens, doch seine Gemeine lieb sei, und man ward einig, die Sache in Briefen abzuthun.

Allein die Briefe wurden nicht gewechselt. Man wollte am andern Morgen eben die Pferde

einſpannen, als die Geheimräthin über heftiges Kopfweh klagte, und Aufſchub wünſchte. Der Schmerz ward bedeutender, und in kurzer Zeit zeigte ſich eine gefährliche Krankheit, der die Kunſt der Aerzte, wenigſtens in jener Gegend, nicht gewachſen war. Der Ausgang war tödtlich, und acht Tage nach jenem Leichenbegängniß hielt der Paſtor die Trauerrede am Sarge der Geheimräthin. Erſchütternd wirkte es auf mich, den alten Oheim und Minna am geöffneten Sarge, und ſo die treue Wiederholung jenes Begräbniſſes zu ſehen, welches zu dieſem gleichſam ein Vorbild geweſen war. Der Oheim lebte nach dieſem Vorfall noch einige Jahre, und wir haben uns oft der ſeltſamen Erfüllung des Wunſches ſeiner Nichte erinnert.

Noch ſeltſamer wär es geweſen — ſagte Hermann — wenn ihr Tod durch einen Zufall erfolgt wär. Die Krankheit läßt immer noch eine natürliche Erklärung zu. Vielleicht erſchrak die Geheimräthin ſelbſt über ihr ſchnelles Wort, und noch mehr über die breite Bemerkung des Oheims. So erregte der Schreck wahrſcheinlich erſt die Krankheit und hernach den Tod.

Nehmt mir's nicht übel — fiel der Professor ein — ich muß allemal lachen, wenn von natürlicher Erklärung die Rede ist. Als ob irgend etwas in der Natur unnatürlich zugehn könnte! Was geschieht ist allemal natürlich, sonst könnte es nicht geschehn.

Treibt nur nicht alles gleich auf die Spitze — erwiderte Hermann — Unnatürlich nennen wir, was wir nicht begreifen, wofür sich kein Erklärungsgrund auffinden läßt.

Wär ich nicht Professor der Philosophie — sagte Falk lachend — so fragt' ich, wie viel denn bei eurer Ansicht natürlich blieb? Unser Doktor hier kurirt seine Kranken doch wol nicht unnatürlich? Frag' ihn aber einmal auf das Gewissen, ob er begreift, wie's zugeht, wenn einer von seiner Medicin gesund wird? Wo er's am wenigsten begreift, wo es also am unnatürlichsten zugegangen seyn müßte, sagt er gerade: die Natur hat das Beste gethan.

Ich bitt' euch, ihr Herren — rief die Wirthin — laßt eure Wortstreite ruhn! Von natürlich und unnatürlich ist am Ende hier auch, so viel ich einsehe, gar nicht die Frage. Anselm's

Erzäh-

Erzählung ſcheint mir deswegen nicht ganz zu paſſen, weil ſie zweifelhaft läßt, ob die Krankheit nicht weniger durch die Worte, als vielmehr durch das Aufmerken auf die Worte, entſtand.

Eigentlich wol keins von beiden — erwiderte Anſelm — Ich habe, dünkt mich, nicht unbemerkt gelaſſen, daß Amalie ſchon vor jenen Worten in exaltirter Stimmung war. Selbſt ihr ungemeſſener Beifall, den ſie jener, zwar recht braven, aber doch nicht ſo ganz ungemein vortrefflichen Rede ſchenkte, zeugte von ungewöhnlicher Spannung. So waren vielleicht jene Worte ſelbſt Erzeugniß der Krankheit, und erhielten einen Schein des Profetiſchen durch das ſonderbare Zuſammentreffen der Umſtände.

Sie geſtehn alſo ſelbſt — verſetzte die Wirthin — daß nichts Wunderbares oder Unnatürliches dabei Statt gefunden habe?

Unnatürliches gewiß nicht — antwortete Anſelm — Ich bin Falk's Meinung, daß es überall in der Natur, wo doch alles geſchieht, was wir wahrnehmen, nichts unnatürliches geben kann. Aber wunderbar bleibt die Sache immer.

Das ſcheint wieder auf einen Wortſtreit hinauszulaufen — ſagte die Wirthin — und wir erfahren darüber von der Sache ſelbſt nichts Beſtimmteres.

Ich wollte Sie ſchon vorhin erſuchen — ſetzte Eliſe hinzu — uns zu ſagen, was es mit dem ſogenannten Unnatürlichen für Bewandtniß habe. Sollte es nicht Erſcheinungen geben, die Sie ſelbſt unnatürlich nennen müßten, die gleichſam die Natur verkehren und nur unwillig von ihr, wie Machtſprüche einer fremden Gewalt, ins Werk geſetzt werden? Ich bin nicht geübt genug, um meine Meinung ganz deutlich auszuſprechen, vielleicht aber verſtehn Sie aus meinen verworrenen Worten den Sinn zu finden.

Sie ſprechen klar genug — gab Falk ihr zurück — über Dinge, von welchen, wie Sie meinen, die Natur ſelbſt nur gezwungen ſpricht. Nennen Sie uns indeſſen eine ſolche Erſcheinung, wir ſprechen dann mit mehr Sicherheit.

So kämen wir am Ende gar auf Geſpenſtergeſchichten — verſetzte Eliſe lächelnd.

Was thut das? — ſagte Hermann —

die hört jedermann gern. Sehn Sie, wie Anſelm ſich ſchon zum Aufhorchen zurechtſetzt.

Alle drangen in Eliſen, ſie möchte die Wunderbegebenheit erzählen, die ſie im Sinn habe. Allein ſie entſchuldigte ſich und behauptete, ſo gern ſie auch ſolche Geſchichten erzählen höre, ſo fühle ſie doch eine gewiſſe Scheu vor dem Selbſterzählen. Ihr Verlobter lächelte, und ſagte, er könne wol vermuthen, was für einen Vorfall ſeine Braut meine. Wenn ſie blos das Selbſterzählen ſcheue, ſo ſei er erbötig die Erzählung zu übernehmen. Eliſe geſtattete es, nur bat ſie, die Namen zu verändern.

Das verſteht ſich — erwiderte der Baron, und begann:

Eine ſehr nahe Verwandte meiner Eliſe und eine kleine Schwärmerin wie ſie — wir nennen ſie indeſſen Karoline — hatte mit ihrer Gutsnachbarin Angelika den innigſten Freundſchaftsbund geſchloſſen. Beide Mädchen waren unzertrennlich, die Eltern freuten ſich ſelbſt darüber, und gewöhnlich wohnten ſogar beide Freundinnen abwechſelnd bei einander, vor-

züglich war dies im Winter der Fall, wenn lange Nächte und üble Wege die täglichen Besuche beschwerlich machten. Angelika's Vater war in frühern Zeiten mit dem bekannten Cagliostro in Verbindung gewesen, und hatte, mancher Aufschlüsse über jenen Wunderthäter ungeachtet, noch eine große Anhänglichkeit an Mystik und Wunderglauben beibehalten. Seine Bücherſammlung enthielt daher, neben den beſten Werken der Literatur, eine große Anzahl von Wundergeſchichten, Legenden und alten Chroniken, an denen Angelika von Kindheit an ſich nicht hatte ſatt leſen können. Jetzt ſaßen beide Mädchen oft bis ſpät in die Nacht, und erhitzten ihre Fantaſie mit Geiſter- und Erſcheinungsgeſchichten. In einer ſolchen Exaltation gaben ſie ſich einmal das heilige Verſprechen, die früher aus der Weltgehende ſolle der Ueberlebenden erſcheinen. Sie hatten eben einige Beiſpiele eines ſolchen gegebenen Wortes geleſen, und um ſich recht feſt zu binden, gelobten ſie ſich, daß ſelbſt Erlaſſung dieſes Verſprechens ſie nicht von ſeiner Verbindlichkeit löſen ſollte. Indem ſie noch feierlich ihre Hände zuſammen-

geſchloſſen hielten, ſchlug die Glocke Mitternacht. Meine Sterbeſtunde ſchlägt, rief Angelika wie begeiſtert, in dieſer Stunde muß das Gelübd' erfüllt werden. Karoline fuhr, über dieſe Rede erſchrocken, mit einem heftigen Schrei auf. Was erſchrickſt du? ſagte Angelika ſich ſammelnd, ſei ruhig, ich verſprach mich, meine Geburtsſtunde, wollt' ich ſagen, ſchlägt. Vor ſechzehn Jahren in der Mitternacht ward ich geboren. Doppelt heilig iſt mir alſo das gegebene Wort, und wahrſcheinlich iſt es mir beſtimmt es zu löſen. Die Mädchen verloren ſich noch in ihre Schwärmereien bis die abgebrannten Lichter ſie in das Bett verwieſen.

Einige Zeit nach dieſem voreiligen Gelübd' ward Karoline krank. Angelika kam nicht von ihrem Bett, nach einigen Tagen aber erklärte der Arzt die Krankheit für ein bösartiges, anſteckendes Fieber, und Angelika, die noch nicht dieſe Krankheit überſtanden hatte, wurde von ihren Eltern genöthiget, Karolinens Haus zu meiden. So lang' man keine Gefahr für das Leben befürchtete, gehorchte Angelika. Als aber die Nachrichten bedenklich klangen, hielt

nichts sie zurück, zu der kranken Freundin zu eilen. Jenes Versprechen übte jetzt eine furchtbare Gewalt, und nach zwei Nächten eilte Angelika zu Karolinen, entschlossen lieber den Tod in ihrer Krankheit sich zu holen, als diese Angst länger zu dulden. Sie beschwor die Kranke um Zurücknahme jenes Gelübdes, und diese, die ohnehin sich weniger gebunden glaubte, weil die Zeit nur für Angelika so feierlich gewesen war, nahm es gern zurück, da sie die Angst ihrer Freundin gewahr ward. Diese Scene, von der die Anwesenden die größte Gefahr für die Kranke befürchtet hatten, war indessen von günstigen Folgen gewesen. Die Anstrengung hatte wohlthätig gewirkt, und Karoline genas schnell, zur Verwunderung der Aerzte. Sie sah nun in Angelika ihre Retterin, aber gleichwol betheuerten sich beide Mädchen nun öfters, daß sie nie wieder einen Wunsch oder eine Frage an die unbekannte Welt wagen wollten, und der Hang zum Mysteriösen, wenn auch nicht der Glaube daran, schien aus ihrem Gemüth verdrängt.

Krankheit und Gelübd' wurden nach und

nach vergessen, und die Herzen der beiden Freundinnen fanden sich von andern Seiten mehr angezogen. Angelika war eines Tages mit ihren Eltern zu einem Ball in der benachbarten Stadt gefahren. Karoline hatte wegen häuslicher Abhaltung die Freundin nicht begleiten können, vornehmlich aber hatte sie die Lustbarkeit ausgeschlagen, um Angelika mit einer Festlichkeit zu überraschen, die sie zu ihrem morgenden Geburtstage veranstaltete. Sie saß spät in der Nacht mit ihrem Mädchen bei der Arbeit, und wollte diese eben aus der Hand legen, weil die Uhr Mitternacht schlug. Indem weht sie eine sonderbare Zugluft an, daß die auf dem Tisch zerstreute Näherei sich bewegt und umherkräuselt, und im Aufblicken sieht Karoline das Schattenbild Angelika's sich vor ihr drehen und zusammensinkend verschwinden. Auf ihr Geschrei läuft ihr Mädchen herzu, der Karoline vor Schreck ohnmächtig in die Arme fällt. Das Mädchen hatte nichts bemerkt, als jene Bewegung der Luft und das Umherflattern der Näherei. Angelika war wirklich in derselben Nacht

mit dem Glockenſchlag Zwölf während des Tanzes todt hingeſunken.

Es iſt gräßlich — ſagte die Wirthin.

Was mir das Grauenhafteſte iſt — ſetzte Falk hinzu — iſt ebenfalls das Dunkle, Ahndungsvolle der Worte: das iſt meine Sterbeſtunde. Angelika ſprach unwillkührlich gegen ihr Wiſſen ihre Todesprofezeihung.

Wie erklären Sie aber das natürlich? — fragte Eliſe.

Bringen Sie mich doch nicht in den Ruf eines Alleserklärers — erwiderte Falk — Erklären will und kann ich jene ſonderbaren Vorfälle nicht. Aber ſind ſie geſchehen, ſo ſind ſie auch ganz gewiß der Ordnung und den Geſetzen der Natur gemäß geſchehen, nur daß wir jene Geſetze noch nicht kennen. Ich weiß nichts anmaaßenderes, als den Schluß: das kann ich nicht begreifen, folglich kann es nicht ſeyn. Gleichwol iſt dieſer egoiſtiſche Satz die Baſis aller Kritik über ähnliche Vorfälle. Der Juriſt Höpfner gab noch vor wenig Jahrzehenden die Erfindung des Luftſchiffs als Beiſpiel einer Unmöglichkeit und mußte in den ſpätern Aus-

gaben ſeines Buchs widerrufen. So urtheilte man von Steinregen und ähnlichen Dingen, die unſre Ureltern Wunder nannten und glaubten, unſre Eltern Märchen ſchalten und verlachten, und die uns weder Wunder noch Märchen, ſondern anerkannte, wahre Naturerſcheinungen ſind. Der Volksglaube oder der ſogenannte Aberglaube iſt eine volle Fundgrube für den Naturforſcher. Freilich liegen die Wahrheiten nicht immer gediegen zu Tage, aber ſagt denn ein Verſtändiger, in einer Grube ſei blos taubes Geſtein, weil das Erz daraus erſt durch Kunſt gewonnen werden muß? Was hätte der treffliche Ritter noch entdeckt, hätt' er Zeit dazu gefunden und ein günſtigeres Geſchick!

Ich erinnere mich wol an ſeine Verſuche mit dem Schlüſſel — ſagte der Wirth — Anſelm und ich haben ſie oft nachgemacht, und von auffallender Richtigkeit befunden.

Haben Sie aber nicht bemerkt — unterbrach der Baron — daß der Wille auf das Gelingen viel Einfluß hat? Man macht wenigſtens dieſe Einwendung gegen die Reſultate.

Ganz dem Geiſte unſrer Kritik gemäß! — fiel Anſelm ein — Ich ärgere mich ſo oft ich ein Wort über den Verfall unſrer Literatur leſe. Verfällt ſie wirklich, wer iſt Schuld daran, als eben die Kritik, dieſe böſe Blatter am Körper der Literatur. Perſiflage iſt ihr Weſen, ſobald ſie einmal parteilos erſcheinen will. Denn weil die Kritiker gewöhnlich nicht wiſſen, was vortrefflich iſt, ſo meinen ſie, es ſei auf jeden Fall das Rathſamſte zu perſifliren. Iſt der Meßkatalog dick, ſo wird über ſeine Dicke ſchlechter Witz gemacht, iſt er dünn, über ſeine Dünne. So verſündigte man ſich auch an Ritter, das Märchen von ſeiner angeblichen Bekehrung auf dem Todbette nicht ausgenommen. Ganz ſicher hat der Wille Einfluß auf Gelingen und Mißlingen jener Verſuche und ſoll ihn haben, denn der Verſuch ſoll ja eben nichts anders als das pſychiſche Phänomen — die Richtung des Willens — im phyſiſchen Phänomen nachweiſen. Nur unterſcheiden Sie den Willen, der ſich abſichtlich dem Körper mittheilt, und ſeine Bewegungen im Voraus dem erwarteten Erfolg gemäß leitet, von dem Willen, der

nicht absichtlich, sondern nach innern Naturgesetzen auf den Körper wirkt. Etwas dem ähnliches ist das Erbleichen bei dem Schreck, das Zittern der Furcht, das Erglühen in heftigem Affekt. Es giebt Menschen, die willkührlich sich ein Erröthen abzwingen können, ist aber deswegen jedes Erröthen ein Akt der Willkühr? Wer experimentiren will, muß freilich kein Kind seyn, das sich selbst im Spiele gewinnen läßt. Denn eben diese unwillkührliche und unabsichtliche, ja unbewußte Einwirkung des Willens auf den Körper und sogar auf fremde Wesen, ist der Hauptpunkt, den jene Versuche nachweisen und anschaulich machen, und welcher den Aufschluß über das giebt, was man allein Magie nennen sollte. Die Unfähigkeit mancher Menschen solche Wirkungen zu äußern oder auch aufzunehmen, giebt der Sache noch einen besondern Schein des Uebernatürlichen.

Ich sollte aber meinen — wendete Hermann ein — wenn die Sache ganz in der Natur gegründet wär', so müßte jedem Menschen die Fähigkeit dazu angeboren seyn.

Ich bitte dich Bruder — nahm Falk das

Wort — rede nicht so verkehrt! Du behauptetest vorhin, als wir sangen, wir intonirten beinah einen Vierteiton zu hoch gegen die Stimmung im Concert. Wir stritten, aber du bewiesest deinen Satz mit der Stimmgabel. Hast du denn das mit Hexerei bewirkt, weil wir bei gleicher Uebung doch nicht so fein hören konnten als du, oder ist dein gutes Gehör ein Märchen, weil es nicht alle Leute so fein haben? Können wir alle so eine Madonna malen, wie dort die Rafaelische mit dem Kinde, und war deshalb Rafael ein Hexenmeister? — So seid ihr Leute! Zu Dingen, für die ein gewisser Respekt als schicklich angenommen ist, statuirt ihr ohne Bedenken eine besondre Fähigkeit und nennt sie Talent und Genie. Dinge hingegen, die bei Weltleuten nicht in der Mode sind, achtet ihr gering, und meinet, jeder müßte von Natur Geschick dazu haben. Von der andern Seite gesteht ihr den Thieren unbedenklich Kräfte zu, die eben so magisch sind, z. B. Vorgefühl von Regen, Kälte, Ueberschwemmungen, und bei Menschen erklärt ihr alles Aehnliche für unmöglich.

Das iſt Inſtinkt! — ſagte Hermann und lachte.

Und das — fuhr Falk fort — iſt ein Wort, über das du ſelbſt lachen mußt. Bewirkt der Inſtinkt magiſche Kraft, und iſt er natürlich, ſo iſt auch die Magie natürlich. Angenommen, daß der Inſtinkt dem Menſchen abgehe, wie er denn ſchon in den ausgebildeteren Thiergattungen immer ſchwächer wird, ſo iſt dieſer Verluſt Folge der höhern Ausbildung, oder, was daſſelbe iſt, der größern Selbſtſtändigkeit. Je ſelbſtſtändiger ein Weſen iſt, um ſo weniger wird es von der Natur afficirt. Das gilt im Phyſiſchen, wie im Moraliſchen. Der Egoiſt fühlt kein Mitleid und kennt keine Sympathie. So wirkt auch die ahndende Kraft nicht in allen Menſchen, und ſelbſt in den damit begabten Individuen nicht immer, ſondern hauptſächlich in ſolchen Momenten, wo der phyſiſche und moraliſche Egoismus ſchweigt, und der Menſch ſich gleichſam in das Allgemeine verliert. Greiſen, Sterbenden, Kindern, Frauen, ſchrieb daher immer der Volksglaube ein Ahndungsvermögen zu, nicht rüſtigen Männern.

In Abenden und ſtillen Nächten glaubt man die ahndende Kraft am thätigſten, und in Augenblicken der Exaltation, die den Egoismus verſtummen machen. So rechtfertigt die Anſicht der Natur den Volksglauben und auch nebenbei meine Meinung von der Magie der Wünſche in bedeutenden Stunden.

Nun — ſagte die Braut lächelnd — ſo ſei die Magie der nahenden Stunde recht kräftig! Sie wünſchen mir und meinem Louis gewiß auch recht viel Gutes.

O nur Geduld — rief Hermann — Falk bringt Ihnen gewiß einen ſolennen Neujahrwunſch. Er hat heute den ganzen Nachmittag gedichtet und komponirt.

Es iſt aber auch ſündlich — fiel die Wirthin ein — daß wir das Jahr ohne Geſang ſchließen. Geben Sie etwas heraus Falk, gewiß haben Sie etwas mit.

Ich hab' nichts bei mir — entgegnete dieſer — das Geſpräch iſt uns ja auch noch nicht ausgegangen.

Gieb nur heraus — wiederholte der Wirth — ich weiß ja doch du haſt etwas mitgebracht.

Das gehört dem Neuen Jahre — antwortete jener.

Aha! gewiß der Glückwunsch, von dem Hermann sagte — rief Elise und nahm ihr Glas — Nun auf seine magische Kraft als ausgesprochene Ahndung! Stoßen Sie an.

Alle stimmten ein und stießen mit der Braut an.

Die reinen Gläser klangen, und die großen Pokale, in welchen der Wirth seinen ältesten, weinduftenden Wein spendete, summten wie Feiergeläut in den Klang.

Horch! Glockenklang! — sagte Hermann leise.

Still! — rief der Wirth und öffnete das Fenster.

Vom Stadtthurme tönte der Schlag des letzten Viertels. Tiefer und stärker schloß sich der Klang der mitternächtigen Stundenglocke an. Die Gesellschaft saß lautlos und horchte mit stillem Ernst, wie die letzten Töne des scheidenden Jahres verhallten. Noch voller, tiefer und schauerlicher wiederholte die Glocke vom hohen Kirchthurme die Abschiedsklänge. Elise

neigte sich sanft gegen ihren Verlobten. Ihr Blick sprach einen Himmel voll Ahndungen, Hoffnungen und Wünschen aus. Alle sahen mit froher Rührung auf die schöne Braut in der Verklärung der reinsten Liebe. Die Wirthin beugte sich zu ihr und küßte die weiße umlockte Stirn, aber keiner sprach ein Wort, um die Feier nicht laut zu unterbrechen. Noch kräftiger tönte nun der Glockenkoloß vom zweiten Kirchthurme den mitternächtigen Stundenruf nach. Falk entfaltete geräuschlos sein Papier und begann mit gedämpfter Stimme:

Horch, das sind Todtenglocken ...

Elise schauderte sichtbar zusammen. Ein durchdringender Schrei durchschnitt wunderbar das Zimmer. Elise blickte auf, und im Augenblick sank sie selbst mit einem Ausruf des Entsetzens zusammen. Der Baron und die Wirthin hielten die Ohnmächtige blaß, gleich einer Todten in den Armen.

Was war das? — schallte es von allen Seiten. Jeder hatte den schreienden Laut gehört, aber einige wollten ihn für Elisens Stimme

hal-

halten, deren Zuſammenſchaudern ſchon vorher bemerkt worden war, andre behaupteten, er ſei aus der Ferne gekommen, und Eliſe habe erſt ſpäter den Ausruf des Schreckens hören laſſen. Während man ſich darüber beſprach, hatte Eliſe durch Beiſtand der Aerzte in der Geſellſchaft ſich erholt. Sie behauptete, jener Schrei, den auch ſie gehört, habe ſie erſchreckt, und dieſer Schreck ſei wahrſcheinlich die Urſache geweſen, daß ſie beim Aufblicken ein Fantom zu ſehn gemeint habe. Es ſei ihr nämlich vorgekommen, als blicke das Marienbild ſie mit einem blaſſen, entſtellten Todtengeſicht an, und dieſer Anblick habe eigentlich die Ohnmacht bewirkt.

Ueber dieſes Fantom — ſagte der Wirth — kann ich Sie ganz beruhigen. Meine Maria hängt für das Tageslicht gewiß an der vortheilhafteſten Stelle, aber bei der Abendbeleuchtung in dieſem Zimmer bekommt ſie, von manchen Standpunkten aus, ein ſo widerliches Anſehn, daß ich ſie oft lieber mit einem Vorhang bedecken möchte. Sie ſollen ſich ſelbſt überzeugen.

Er führte die noch etwas erſchrockne Braut

nach ihrem vorigen Sitz und wirklich erschien von hier aus das Bild ganz verändert. Die Mutter war fast farblos, und durch den Kontrast des Kindes, das in vortheilhafterer Beleuchtung kräftig hervortrat, beinah schattenähnlich. Das Todtengesicht erkannte Elise nun selbst für Zugabe der aufgeregten Fantasie.

Den Schrei müssen wir auch untersuchen — sagte nun die Wirthin und rief nach den Domestiken.

Es war nichts von Bedeutung — berichtete das Kindermädchen, als sie befragt wurde. Das Nachtlicht löschte aus, und als ich eben es anzünden wollte, wachte der kleine Emil auf und schrie, weil er sich im Finstern fürchtete. Er schläft schon wieder ruhig.

Gottlob! — sagte Falk heimlich zu Anselm — mir war bange, und indem ich anfing zu lesen, fiel mir die Beziehung meines Anfangs zu unserm Gespräch zentnerschwer auf das Herz. Es scheint ihr aber entgegen zu seyn.

Die netten Neujahrwünsche, die auf Veranstaltung des Wirthes nun herumgegeben wurden, erheiterten die Gesellschaft vollkommen.

Jeder bekam eine anmuthige oder neckende Anſpielung auf ſein Verhältniß oder ſeine Lieblingsneigung. Der Baron bekam eine alte Ritterburg, die ſich in einen Tempel Hymens verwandelte, Anſelm ein Weinglas, das zu einer niedlichen Hebe wurde, und Falk gar einen Tanz berauſchter Zecher um ein Weinfaß, das bei Licht beſehn zum Heiken mit dem Muſenchor ward. Der Braut ward eine Roſenknoſpe zu Theil, die einen kleinen Amor, mit verſchiedenen Spielwerken für Kinder umgeben, Platz machte. Man ſang und ſcherzte nun noch einige Zeit, Falk las ohne Störung ſein unterbrochenes Neujahrsgedicht, und als man aus einander gehn wollte, lud der Baron die ganze Geſellſchaft für den nächſten Jahreswechſel auf ſein Gut ein. Alle verſprachen zu kommen und leerten die Gläſer auf frohes Wiederſehn.

Halten Sie Wort — rief Eliſe beim Scheiden — keiner von uns darf in der nächſten Neujahrsnacht fehlen. Das erſte Verſprechen im Jahre duldet durchaus keine Entſchuldigung, es muß unausbleiblich gehalten werden.

Zweite Neujahrsnacht.

Das Weihnachtsfest war unter mancherlei frohen Zerstreuungen vorübergegangen, und bei den Geschenken, mit welchen die Anwesenden sich gegenseitig erfreuten, vergaß man nicht manchen kleinen Scherz für den abwesenden Baron vorzubereiten, um ihn damit zum Neujahrsabend auf seinem Schloß zu überraschen, wo er mit seiner jungen Gemahlin die glücklichsten Tage verlebte. Wiederholte Einladungen und Zusagen hatten mehrmal das Jahr über gewechselt, und man freute sich gegenseitig auf den geselligen Genuß einiger Wintertage auf dem Lande.

Die letzten Tage des Decembers begünstigte das Vorhaben der Freunde durch Frost und heitern Himmel. Man war übereingekommen, den letzten Tag des Jahres auf des Barons Schlosse einzutreffen, und mit der Feier des Jahresschlusses die Reihe fröhlicher Tage anzufangen, die man dort zu verleben hoffte.

Schloß Hartenstein liegt auf einem nicht unbedeutenden Felsen, unter schönen, romantischen Umgebungen. Seine Bauart zeigt, wenn auch nicht alte Nachrichten es verbürgten, daß sein erster Ursprung in die ältesten Zeiten des Faustrechtes fällt. Oefters Befehdungen mögen die Gebäude, sofern man den bis in seine Tiefe zu Kellern und Gängen verarbeiteten Felsen nicht dazu rechnet, mehrmals theilweise zerstört haben; wenigstens unterscheidet man deutlich, sowol in den Formen, als in der Anordnung des Raumes zur Vertheidigung und Bewohnung die Anforderungen verschiedener Jahrhunderte. In neuern Zeiten hatten die Besitzer mit möglichster Schonung des alten Aeußern sich im Innern bequemer einzurichten gesucht, und so war allerdings hier und da ein sonderbarer Kontrast zwischen der noch sichtbaren vormaligen Bestimmung eines Platzes und seinem jetzigen Gebrauch entstanden, der dem Fremden auffallend aber zuweilen nicht unerfreulich war. Man konnte nicht läugnen, daß Alles mit Ersparniß von Raum und Kosten von Grund aus weit besser und bequemer hätte aufgeführt wer-

den können, doch söhnte man sich bald mit der zerstückelten, schwer zu übersehenden Einrichtung aus, die bei mancher angenehmen Ueberraschung im Einzelnen, dem bloßen Besucher täglich unbekannte und gleichsam von ihm neu zu entdeckende Partien des weitläuftigen Schlosses darbot. Selbst dem Besitzer waren noch manche Gegenden fremd geblieben und vielleicht von manchen Generationen nicht besucht werden.

Die feste Schneebahn hatte die Fahrt beschleunigt, und die Gesellschaft kam in der besten Laune bei hellem Tage auf dem Schlosse an. Fast alle waren hier noch Fremdlinge, und das Ungewohnte der Umgebung zog ihre Augen abwechselnd von einem Gegenstand zu dem andern, indem der Baron sie durch weitläuftige Gänge und Säle in das warme freundliche Zimmer führte.

Wo ist denn die Frau vom Hause? — fragte Falk nach den wiederholten Begrüßungen — Gewiß kommen wir zu zeitig, aber die gute Bahn brachte uns schneller an das Ziel, als wir selbst erwarteten.

Leider bin ich Strohwittwer — antwortete

der Baron — und daher muß ich besonders die Damen um Nachsicht bitten, wenn sie in meiner Bewirthung die Sorge der Hausfrau vermissen. Indessen, hoff' ich, noch heut' oder doch gewiß morgen wird meine Frau das Versäumte nachzuholen suchen. Ich besuchte zum Weihnachtsfest meine Schwiegermutter mit ihr, und wollt' ich der guten Alten ihre Freude nicht verderben, so mußt' ich schon einwilligen und die Tochter ein paar Tage länger bei ihr lassen.

Also heute kommt sie doch noch — riefen mehrere von den Gästen.

Sie soll es freilich — versetzte der Baron — indessen weiß ich, wie schwer es halten wird, sich loszumachen. Die Mutter wird die Tochter nicht fortlassen, für die sie ohnedies wegen ihrer nicht weit entfernten Entbindung etwas besorgt ist. Der Arzt lacht zwar über jede Bangigkeit und will nicht von der entferntesten Gefahr wissen, indessen Sie fühlen gewiß Alle, wie wenig man mit Gründen gegen den billigen Wunsch einer besorgten Mutter ausrichten kann. Morgen aber ist sie ohn' allen Zweifel unter uns.

Den Männern hatte der Baron für den Abend noch eine kleine Jagdpartie veranstaltet. Bloß Falk blieb bei den Frauen am Theetisch, wo Cäcilie, eine nahe Verwandte Elisens in Abwesenheit der Hausfrau die Stelle der Wirthin vertrat. Er hoffte am zuversichtlichsten auf die Rückkehr der Baronin, und bei jedem Geräusch, das sich auf dem Schloßhof hören ließ, sprang er auf und sah aus dem Fenster. Seine Ungeduld ging am Ende so weit, daß ihn die Gesellschaft einigemal damit neckte.

Sie haben gut necken — sagte er. — Ich bin Elisen vom vorigen Jahre her eine Genugthuung schuldig, und mir kann es am wenigsten gleichgültig seyn, wenn sie heut' ausbleibt.

Man fragte, welche Genugthuung Falk meine, und er erinnerte an den Anfang seines Neujahrsgedichtes, der doch vielleicht in den damaligen Verhältnissen auf Elisen schreckhaft gewirkt habe, wiewol sie schonend genug gewesen sei, den Grund ihres Schreckens zu verschweigen.

Cäcilie ließ sich das Nähere erzählen.

Sie haben wol Urſache — ſagte ſie, als ſie alles vernommen hatte — der armen Eliſe die Bangigkeit zu vergüten, die Sie an jenem Abend ihr verurſacht haben. Wie es ſcheint, wiſſen Sie aber ſelbſt nicht, warum eben der Anfang Ihres Gedichtes ſo erſchütternd auf Eliſen wirken mußte.

Alle ſahen Cäcilien voll geſpannter Erwartung an, und baten um nähern Aufſchluß.

Nach dem, was Sie mir erzählt haben — verſetzte Cäcilie — war es ſchwerlich die Geſchichte von der Erſcheinung Angelika's, welche Eliſe damals ſich ſcheute zu erzählen. Hätte ſie den Vorfall erzählt, an den ſie nach meiner Ueberzeugung dachte, Sie wären vielleicht aufmerkſam geworden und hätten ihr Gedicht in Eliſens Gegenwart nicht geleſen.

Sie machen mich höchſt unruhig — ſagte Falk — und gewiß uns Alle äußerſt begierig auf das, was Eliſe damals verſchwiegen haben könnte.

Die Sache iſt nicht grade ein Geheimniß — erwiderte Cäcilie — doch vermuthe ich, daß der Baron davon nicht unterrichtet ſeyn

mag. Ich bitte Sie daher, mit dem, was ich Ihnen anvertraue, vorsichtig umzugehn. In der Familie unsrer Freundin soll eine alte Sage gehn, welche indessen, wie mehrere dergleichen Sagen, durch die lange mündliche Ueberlieferung ziemlich verändert und entstellt seyn mag. Ihr zu Folge stirbt jedes Glied dieser Familie unter Glockenschall, und der letzte soll sogar seine Sterbeglocke sich selbst lauten. Den Grund dieser sonderbaren Auszeichnung habe ich niemals erfahren können, indessen ist es gewiß, daß in den Kirchenbüchern von einigen aus dieser Familie angemerkt ist, sie seien während des Geläutes gestorben. Von einem erzählt sogar eine alte Nachricht, wie er viel Tage in Todesangst gelegen, und endlich befohlen habe, sein Sterbeglöcklein zu ziehen, bei dessen Schall' er entschlafen sei. Wie viel Wahrheit oder Fabel in diesen Nachrichten enthalten sei, will ich nicht entscheiden, ich erzähle Ihnen blos das sonderbare Zutreffen jener Sage bei dem Tode von Elisens Vater.

Der Major war, wie Sie wissen, der letzte seiner Familie, und dieser Umstand weckte

das Andenken an die erwähnte Sage wieder auf, die in den letzten Zeiten fast vergessen war. Ohne grade abergläubisch zu seyn, schien der Major doch eine kleine Scheu vor aller Berührung mit Glocken zu haben, doch gestand er dieses nicht zu, und hörte überhaupt ungern von jener Sage sprechen. Indessen ließ er, wiewol unter anderem Vorwand, eine mäßige Glocke, mit welcher dem Hofgesinde das Zeichen zum Mittagstisch gegeben ward, abnehmen, und die Handklingel, welcher er sich in seinem Zimmer bediente, war so klein, daß es unmöglich war dabei an eine Glocke zu denken.

Als ihn seine letzte Krankheit befiel, gaben die Aerzte bald alle Hoffnung auf, ihn zu retten; die Bauern in seinem Dorfe hingegen gaben ihren Glauben nicht auf, und behaupteten, so lang' ihr Herr nur nicht Glöckner werde, habe es mit seinem Leben keine Noth. Ein Zufall, der alle Glocken noch mehr aus des Kranken Nähe zu entfernen schien, vermehrte diese Hoffnung. Bei einem Festlauten nämlich ward eine Glocke des Kirchthurms beschädigt, und um das Geläut' zu verschönern,

beſchloß man, die andern alten Glocken ebenfalls in ein beſſeres Verhältniß umgießen zu laſſen. Sie waren kaum abgenommen und zerſchlagen, als es ſich mit des Majors Geſundheit täglich mehr zu beſſern ſchien. Nur machten ängſtliche Vorſtellungen, die ſich bei ihm feſtſetzten und ihn oft bis zur Selbſtvergeſſenheit beunruhigten, den Aerzten noch etwas bange. Beſonders ſetzte ihn der Gedanke in Furcht, daß Feuer entſtehn, und bei dem Mangel an Sturmglocken die Hülfe fehlen könnte. Die Furcht war in der That nicht grundlos, und man fand rathſam, einſtweilen die alte Mittagsglocke wieder aufzuhängen. Der Major ſchien dadurch beruhigt, allein in der folgenden Nacht bekam er einen ſo heftigen Anfall ſeiner Krankheit, daß er ſeine Wächter übermannte. Er rief Feuer! Feuer! durch das Schloß, und ſein Schickſal führte ihn zu der kurz vorher aufgehängten Glocke. Da faßte er das Seil und ſtürmte ohne Aufhören alles aus dem Schlaf herbei, und ließ ſich nicht abhalten, bis er leblos zu Boden ſank.

Wenn Sie mir Recht geben — fuhr Cäcilie

nach dieſer Erzählung fort — daß Eliſe vielmehr an dieſen Vorfall gedacht habe, als an Angelika's Erſcheinung, ſo werden Sie begreifen, wie ſehr die Erwähnung der Todtenglocken ſie erſchüttern mußte.

Sie haben vollkommen Recht — ſagte Falk — und ich wünſche jetzt doppelt, daß ich meinem erſten Gefühl gefolgt, und jenes Gedicht nach unſerm Geſpräch nicht geleſen hätte. Ich werde Mühe haben, jene böſe Erinnrung wieder auszugleichen.

Aber, wer ſteht Ihnen dafür — verſetzte Cäcilie — daß nicht der Zufall doch Ihre beſten Abſichten wieder vereitelt?

O, dasmal hab' ich mich in Acht genommen — erwiderte Falk.

Wer lernt in ſolchen Dingen aus — gab Cäcilie ihm zurück — Gewiß erwarteten Sie vor dem Jahre auch keine ſolche Wirkung.

Nach einer ſolchen Erfahrung iſt man verſichtiger — antwortete Jener.

Können Sie das ſeyn? — fragte Cäcilie — Ich berufe mich auf Ihre eigne Meinung, ſo viel ich davon aus der Erzählung von der veri-

gen Neujahrsnacht gefaßt habe. Gesetzt, ein böses Verhängniß wär' in dieser Mitternacht verborgen, würde nicht, gegen Ihre beste Absicht, auch das überlegteste Wort jene dunkle Zweideutigkeit annehmen, und möchten Sie auf solche Gefahr es aussprechen?

Ich wollte wirklich — sagte Falk etwas betroffen — ich hätte im vorigen Jahre die ganze Sache nicht zur Sprache gebracht. Es war, wie Sie denken können, Anfangs durchaus nicht ernstlich gemeint, aber der sonderbare Zufall Elisens gab den leichthingesprochenen Worten einen so schweren Gehalt, daß ich ihren Druck das ganze Jahr durch gefühlt habe. Doch lassen Sie uns lieber von' diesen und allen ähnlichen Gegenständen schweigen. Leicht aufzuwecken — sagt der Dichter — ist das Reich der Geister,

sie liegend harrend unter dünner Decke,
und, leise hörend, stürmen sie herauf.

Ich will auch so prosaisch als möglich der jungen Erstlingsmutter heut' nichts anders wünschen, als einen kernfesten Jungen zum Stammhalter, das übrige mag das Schicksal fügen.

Das Beſte iſt wol — erwiderte Cäcilie — daß Sie heut' gar nichts werden wünſchen können, denn ich wollte wetten, was Sie verlangen. Eliſa kommt erſt morgen.

Und ich wollte Alles verwetten — entgegnete Falk — ſie kommt heut, ich kenne Eliſen, und weiß, wie gewiſſenhaft ſie Wort hält.

Cäcilie lenkte das Geſpräch, etwas verſtimmt abbrechend, auf die Jäger, die wahrſcheinlich bald zurückkommen würden, und entfernte ſich, indem ſie ein Fortepiano öffnete, und die Geſellſchaft bat, ſich einſtweilen mit Muſik zu unterhalten.

Geben Sie Achtung — ſagte Falk — das iſt auf eine Ueberraſchung abgeſehn. Wir ſollen erſt alle Hoffnung auf Eliſen aufgeben, und dann, wenn wir es am wenigſten erwarten, wird ſie ſich zeigen. Ich merk' es an allem, wir wollen aber den Scherz nicht verderben, und uns nichts merken laſſen.

Während man ſich mit Geſang und Muſik unterhielt, war es ſpät geworden, und die Jäger kamen mit guter Beute aus dem Wald zurück. Der Baron führte ſeine Geſellſchaft bald in

das Speisezimmer, wo Cäcilie den Abendtisch hatte bereiten lassen.

Da säßen wir denn alle zusammen, ganz wie vor dem Jahre — sagte Hermann — Aber daß gerade die Frau vom Hause fehlt, ist ein häßlicher Uebelstand. Unser runder Tisch sieht wie ein schönes Gesicht, an dem das eine Auge fehlt. Kommt sie denn nicht vielleicht noch?

Laßt doch das ewige Fragen, lieben Freunde — erwiderte der Baron — Glaubt mir, ich vermisse meine Frau mehr als ihr, aber unter solchen Verhältnissen konnt' ich ja nicht auf der größten Pünktlichkeit bestehen.

Aha! — rief Falk — da hat sich auch einer schon unter das Pantöffelchen gebeugt! Aber symbolisch muß sie wenigstens ihren Platz unter uns haben. Laßt mich machen. In manchen Klöstern ist die schöne Gewohnheit: wenn der Abt auswärts speißt, so steht vor seinem Sitz statt der Speise ein schöner Blumenstrauß. So!

Indem er sprach hatte er schnell einen Stuhl an den Tisch getragen, und einige Rosen, die einen

einen Fruchtkorb ſchmückten, in ein Glas vor den leeren Tiſch geſtellt.

Der Baron ward etwas verlegen. Laßt uns doch froh ſeyn — ſprach er — und nicht immer bedauern, was nicht zu ändern iſt. Meine Frau dankt es euch wahrhaftig nicht, wenn ich ihr erzähle, daß ſie durch ihre Abweſenheit unſre Freude geſtört hat. Jetzt laßt uns trinken. Der Wein iſt Sonnenſchein und Regen zuſammen für die Freude. Dabei muß ſie ſproſſen und blühn.

Die muntre Laune der Geſellſchaft erwachte immer mehr, je mehr die Männer der Mahnung ihres freigebigen Wirthes nachgaben. Die Frauen theilten die allgemeine Stimmung, nur der Baron und Cäcilie warfen ſich zuweilen einen bedeutenden Blick zu, und ſtunden oft wechſelsweiſe auf. Nicht ſelten ſah eins von ihnen auch wol durch das Fenſter, als erwarteten ſie jemand. Falk flüſterte den neugierigen Nachbarn ſeine Vermuthung zu, Eliſe werde die Geſellſchaft mit ihrer Ankunft überraſchen, und hinderte ſo wiederholte Nachfra-

gen, die der Baron ſchon einigemal abzulehnen verſucht hatte.

Es ſchlug eben Elf, als das Schloßthor einem Reiter geöffnet wurde, der ſchnell abſtieg und in das Geſellſchaftszimmer trat. Er brachte dem Baron Nachricht von dem Wohlbefinden ſeiner Gemahlin, und die Bitte, ſich mit ſeinen Gäſten in der Freude nicht ſtören zu laſſen. Morgen mit dem früheſten hoffe ſie vergnügt unter ihnen zu ſeyn. Ein eigenhändiges Billet der Baronin von einigen Neujahrswünſchen begleitet, beſtätigte die Nachricht des Boten.

Nun will ich herzlicher froh mit Ihnen ſeyn — ſagte der Baron, als der Bote entlaſſen war — Jetzt kann ich's Ihnen geſtehn, daß ich in peinlicher Angſt die Abendſtunden zugebracht habe. Morgen will ich den Grund davon erzählen, und Alle werden mir Ihre Nachſicht ſchenken, wenn ich bis jetzt die Pflicht des Wirths ſeine Gäſte aufzuheitern ſehr ſchlecht erfüllt habe.

Man drang in den Baron, er möchte ſich näher erklären.

Ich will es thun — ſagte er nach einigem

Weigern — wiewol wir ſonderbar genug dadurch auf einen Gegenſtand kommen, der uns auch in der vorigen Neujahrsnacht unterhielt.

Haſt du eine Viſion gehabt? — fragte Falk — Unmöglich!

So etwas ähnliches — erwiderte der Baron — wiewol nicht ich, ſondern meine Frau. Ihre lebhafte Fantaſie führt ſie zuweilen nahe an etwas Schwärmerei, und ſo machte ich Anfangs wenig aus der Sache, aber jetzt, da die bedenkliche Zeit heranrückte, peinigte mich der Gedanke an den Vorfall ſo, daß ich mich ſelbſt fürchtete wie ein Kind. Sie erinnern ſich vielleicht noch unſrer Geſpräche in der vorjährigen Sylveſternacht. Wir kamen zuletzt noch auf das dunkle aber intereſſante Thema von Ahndungen und Vorbedeutungen, und meine damalige Braut erſchreckte uns durch eine, zum Glück unbedeutende, Ohnmacht.

Ich erinnre mich wol — ſagte Adolf — die falſche Beleuchtung meines Marienbildes hatte ſie mit einem Fantom getäuſcht.

Richtig — fuhr der Baron fort — Ich beſuchte meine Braut am andern Morgen ſo

früh, als es dem Bräutigam erlaubt war. Sie hatte sich völlig erholt, war heiter, und wir verloren uns bald in das Lieblingsgespräch junger Verlobter von möglichster Beschleunigung unserer Wünsche. Auf einmal schien sie etwas nachdenkend zu werden. Sie stimmte nicht mehr ein, wenn ich ihr von meinen Plänen zu kleinen Reisen und andern Vergnügungen für den nächsten Sommer erzählte, und als ich endlich ihr meine Befremdung äußerte, erwiderte sie bedeutungsvoll: Wir wollen uns nicht so sehr freuen; wahrscheinlich vereinigt uns dieses Jahr noch nicht.

Das war brav von dem alten Jahre — rief Hermann — daß es diese Profezeihung zu nichte gemacht hat.

Es hat mich aber darum doch geängstigt — sagte der Baron.

Wie war das möglich — unterbrach Hermann nochmals — Sie vermählten sich ja, als noch Winter und Frühling mit einander stritten.

Sie werden mir beistimmen — fuhr der Baron fort — wenn Sie alles gehört haben. Elise wollte mir durchaus nicht entdecken, wor-

auf jene mir räthſelhaften Worte gegründet waren. Nach und nach kamen ſie von ſelbſt in Vergeſſenheit, da ſich alles, auch die Wünſche meiner Schwiegermutter, mit den meinigen zu Beſchleunigung unſerer Verbindung vereinigten. Auch nicht der Schatten eines Hinderniſſes trat uns in den Weg, und in den erſten Tagen des Frühlings führte ich meine Eliſe in meine Behauſung ein. Ich ſaß nun zum erſtenmale mit ihr allein in den Abenddämmrungſtunden, und unter mancherlei Geſprächen erwähnte ich auch ſcherzend ihrer nicht bewährten Proſezeihung. Sie erblaßte und ward höchſt ernſt. O hätten wir das Jahr abgewartet, ſprach ſie tief bewegt. Mein Traum wird ſich bewähren, aber viel trauriger für uns. Eliſe war zu feierlich, als daß ich nicht alle Bitten und Ueberredungsgründe hätte aufbieten ſollen, um ſie zur Entdeckung ihres Geheimniſſes zu bewegen. Es gelang mir nur nach vieler Mühe. In jener Neujahrsnacht hatte Eliſe im Traum die künftige Neujahrsnacht, alſo die heutige, geſehn. Unſre Verabredung, ſie bei mir zu feiern, hatte ohne Zweifel ihren Traum veran-

faßt, und so erschien ihr also der Schauplatz ihrer Fantasien wirklich hier auf Hartenstein. Sie befand sich in der ihr bekannten Gesellschaft, aber noch als meine Braut, nicht als meine Gemahlin. Die kleine Schwärmerin hatte sich daraus die Deutung gemacht, daß sie bei dem nächsten Jahreswechsel noch meine Braut seyn werde, aber jetzt da sie, gegen ihre Auslegung doch lang vor dem Ende des Jahrs nicht mehr Braut, sondern Frau war, fand sie die furchtbare Vorbedeutung in jenem Traum, sie werde in dieser Nacht als — eine Todte unter uns seyn.

Nun verstehe ich — unterbrach Falk — darum ist also die gute Elise nicht unter uns.

So ist's — fuhr der Baron fort — Ich suchte ihr oft diese Vorstellung auszureden, und machte sie auf den natürlichen Zusammenhang des Traums mit unserm Gespräch aufmerksam. Es gelang mir auch sie zu beruhigen, und im Sommer war Traum und Furcht vergessen. Wir freuten uns sogar auf manchen Scherz bei dem Jahreswechsel und wiederholten unsre Einladungen. Allein in dem letzten Monate behaup-

tete die Fantasie ihr altes Recht über den Verstand, und ich will es gestehen, ich bat Elisen selbst, diese zweideutige Nacht bei ihrer Mutter zuzubringen, um so die Erfüllung des Traumes ganz unmöglich zu machen. Auch wurde ich nicht ruhig, bis ich jetzt Nachricht von ihrem Wohlseyn und von ihrem festen Entschluß bekam, vor Morgen nicht zurückzukehren. Denn sie blieb dabei, sie dürfe nicht ausbleiben, da sie selbst hauptsächlich unsre Freunde geladen habe.

Das glaub' ich — sagte Falk — es ist ein treues, wahrhaftes Gemüth. Sie hält Wort bis ins Grab.

Das ist sie — wiederholte der Baron — Nur ihre Schwärmerei macht mir oft sehr bang um sie.

Mit der Zeit verliert sich diese von selbst — fiel Hermann ein — Jugend ohn' etwas Schwärmerei hat immer etwas Kaltes und Todtes.

Das läugn' ich nicht — fuhr der Baron fort — ich sage nur, es macht mir zuweilen bange. Dergleichen Naturen lassen zu leicht auf

ſich einwirken. Was Andere nur geiſtig berührt, und auf Gedanken oder Empfindung wirkt, erſchüttert ſie ſchon in der Wurzel des Lebens. Jener Traum verurſachte meiner Frau einige Wochen lang ein Uebelbefinden, das ſich nur durch Zerſtreuungen auf unſern kleinen Reiſen hob.

Vielleicht weniger der Traum als die Deutung — ſagte Hermann — An ſich hatte dieſer Traum gar nichts furchtbares, nur das konventionelle Vorurtheil, daß Träume ihr Gegentheil bedeuten, giebt ihm ein erzwungenes Unheimliches.

Es iſt doch wol nicht ſo ganz und bloß konventionell — fiel Falk ein — Liebe und Tod, Brautfeier und Todtenfeier ſind ſich verwandt wie Frühling und Herbſt, oder wie Morgen und Abend. So kann wol die ſymboliſche Vorſtellung des Einen im Traum auf die Wirklichkeit des Andern im Leben deuten, wie ſchon Morgenroth auf Sturm, Abendroth auf Heitre deutet. So hat wirklich jener Traum etwas Unheimliches an ſich, das einem ſchwärmeriſchen Geiſt, dem überall alles zum Symbol wird, leicht Unruh erwecken kann.

Ich habe noch das Seltſamſte dabei verſchwiegen — ſetzte der Baron hinzu — indeſſen mag es als Beiſpiel dienen, welche ſeltſame Wirkungen eine ſolche Schwärmerei hervorbringen kann. Meine Frau war, bis ich ſie als Herrin hier einführte, nie auf Hartenſtein geweſen, und ich weiß, daß ich ihr niemals eine genaue Beſchreibung des Lokals gemacht habe, weil ich manches einrichten ließ, um ſie zu überraſchen. Denn vor alten Zeiten hatte dieſes Schloß ihrer Familie gehört, und ſie ſollte, meinem Wunſch nach, gleichſam in ein altes Eigenthum zurückkehren. Gleichwol hatte ihr jener Traum alles genau in dem Zuſtande gezeigt, wie ſie es bei ihrem Einzuge wirklich fand. Sie zeigte mir ſogar eine Seltſamkeit meines Schloſſes an, die mir ſelbſt, und vielleicht vielen meiner Vorfahren unbekannt geweſen war.

Die Verſammlung ſah den Baron fragend an.

Ich glaube wol — ſagte Falk, als jener im Schweigen beharrte — daß dieſes alte Felſenneſt manche Seltſamkeit der Vorwelt beher-

bergt, ich habe mir ſchon von langen unterirdiſchen Gängen erzählen laſſen, und von Mönchen, die darin bei verborgenen Schätzen wachen. Laß uns etwas hören.

Die andern ſtimmten bei.

Es iſt — fuhr der Baron fort — als ſollten wir allemal in der Neujahrsnacht auf das Thema von Geiſter- und Wundergeſchichten kommen. Indeſſen mag es ſeyn. Am beſten thue ich vielleicht, wenn ich gleich eine alte Sage, wie ich, durch Nachfragen und Nachſuchen in alten Papieren des Archivs, ſie aufgefunden habe, erzähle.

Daß unſre Ahnen in den alten Ritterzeiten ſich öfters mehr durch wilde Rohheit auszeichneten, als durch menſchliche Empfindungen, iſt ziemlich allgemein bekannt. Von dieſer Sinnesart war auch Ritter Wolf, der vor mehrern hundert Jahren hier auf dem Hartenſtein hauſte. Er war reich, tapfer und von allen Nachbarn gefürchtet. Deswegen meinte er, ihm ſei Alles erlaubt, dagegen aber kannte ſein Zorn keine Gränzen, wenn ſich Andre gegen ihn nur das geringſte erlaubten.

Einmal hatten ein paar junge Leute aus der benachbarten Stadt in des Ritters Forſten ein Wild erlegt. Die Knappen hatten ſie aufgefangen, und Ritter Wolf ließ ſie nach damaliger Gewohnheit in das Bärenverließ werfen, und befahl, ſie nach einigen Tagen mit Pfeilſchüſſen zu tödten. Der Vater der beiden Gefangenen, ein nicht ganz unbemittelter Mann, bot vergebens ein groſſes Löſegeld, der Ritter blieb unerbittlich und höhnte den Alten noch obendrein. Da regte ſich denn die beleidigte Menſchheit in dem Unglücklichen, er ſah ein, daß die Macht auf der Seite des Ritters war, und verging ſich gegen ihn durch einige Scheltworte. Der Ritter kannte ſich vor Wuth nicht. Er befahl, den Greis in das tiefſte Gefängniß zu werfen, und ſann auf die ausſchweifendſte Beſtrafung. Endlich gelang es aber doch der Tochter den Alten und einen der beiden jungen Leute wegen ihrer Kunſt vom Tode loszukaufen; ſie waren nämlich als Glockengieſſer weit und breit berühmt. Allein der Ritter machte in frevelhaftem Uebermuth die grauſame Bedingung: der alte Vater

ſollte noch zum Löſegeld eigenhändig eine Glocke gießen, die zum erſtenmal zu ſeines Sohnes Tode geläutet werden ſollte. Dabei beſtimmte er eine äußerſt kurze Friſt, um den Vater ſelbſt zu recht geſchäftiger Eilfertigkeit bei der Arbeit an dem Todeswerkzeug ſeines Sohnes anzuhalten.

Um wenigſtens den einen Sohn zu retten, ſah ſich der Alte genöthigt, in die gräßliche Bedingung zu willigen und die Todtenglocke des Sohnes zu gießen. Die Knechte und Unterthanen des Alten wurden ſelbſt von dem Anblicke des Greiſes erſchüttert, der zitternd und gebeugt durch die Laſt der Jahre und des Kummers mit ſeinem Arbeitsgeräth umherwankte. Sie tröſteten ihn und halfen ihm bei der Arbeit. Viele brachten ihm ſogar, was ſie ſelbſt von Metall beſaßen, um es mit einzuſchmelzen, denn die geſetzte Friſt war ſo kurz, daß der Meiſter das nöthige Metall von ſeinen gewöhnlichen Handelsleuten nicht herbeibringen konnte. Manch metallenes Heiligenbild brachten ſeine armen Verwandten aus der Stadt und entzogen es ihrer Andacht, indem

ſie es zum Guß dieſer Trauerglocke abliefertem. So ward unter Thränen und Wehklagen und gewiß unter vielen Verwünſchungen das traurige Werk vollbracht und die verderbliche Glocke gegoſſen.

Die Mitbürger des Alten und faſt alle Unterthanen des Ritters verſuchten nochmals eine Verbitte. Alle glaubten Ritter Wolf werde ſich an der Angſt, die der unglückliche Vater bei ſeiner Arbeit ausgeſtanden hatte, genügen laſſen, und die gräßliche Vollziehung ſeines Urtheils nicht fordern. Allein die Verbitte blieb fruchtlos. Die Glocke ward im Gefängnißthurm aufgehängt, und kaum war ſie mit Klöppel und Seil verſehen, als der Ritter gebot, ſie zum Tode ſeines Gefangenen zu läuten. Da verließen den alten Vater die Sinne. Außer ſich rannte er ſelbſt auf den Thurm, faßte das Seil und zog die verhängnißvolle Glocke. Man hörte ihn mit in das ſchreckliche Geläute ſchreien. Er beſchwor die Heiligen, deren Bilder er in den unſeligen Guß verſchmolzen hatte, um Rache, und verfluchte die Glocke, daß jeder Schlag von ihr Unglück dem Hauſe des Ritters läuten, und

ihr Todtenruf nicht verſtummen ſollte, ſo lange der Name ſeines Geſchlechts genannt werde. Die Verwünſchung bewährte ſich auf der Stelle. Des Sohnes Blut war gefloſſen, aber oben auf dem Thurm ſtürmte der alte Vater noch wahnſinnig fort. Der Sturmwind brauſte in ſein Geläut und trieb eine Donnerwolke heran. Der Blitz zündete die Burg, und ein anſehnlicher Theil der Gebäude ward ein Raub der Flammen, die nicht gelöſcht werden konnten, bis der wahnſinnige Glöckner entſetzt zu Boden ſank, und ſein Geläut verſtummte.

Wenn auch das Läuten den Blitz herauzog — ſagte Hermann — ſo bleibt doch das Zuſammentreffen des Unglücks mit der Schuld und der Verwünſchung höchſt ſonderbar.

Der Fluch des Alten bewährte ſich noch kräftiger — ſuhr der Baron fort — Nach Jahren, wo wahrſcheinlich jener Vorfall vergeſſen war, feierte der Ritter das Hochzeitfeſt ſeiner Tochter. Der einziehende Bräutigam ſollte mit dem feſtlichſten Prunk empfangen werden, und auch Glockenſchall ſollte ihn verherr-

hören. Das Fräulein ſtand in bräutlichem Schmuck auf dem Balken, und ſah den prächtigen Zug ihres Verlobten. Da ertönte die Trauerglocke, und indem das Fräulein ſich dem herwinkenden Geliebten zuneigt, ſchaudert ſie zuſammen, und ſinkt über das Gitter des Balkons in die Tiefe hinab. Ein Sturmwind rauſchte durch die erſchrockenen Brautbegleiter, und man fand das Fräulein unbeſchädigt aber leblos in den Büſchen am Fuße des Burgfelſens.

Mehr Unglücksfälle ähnlicher Art machten die Burgbeſitzer aufmerkſam. Man hätte vielleicht die Glocke zerſchlagen, wenn nicht eben jene Verwünſchung den Schein gehabt hätte, als binde ſie die Dauer des Geſchlechtes an jene Glocke. Man begnügte ſich deswegen den Klöppel abzunehmen, und zum Ueberfluß alle Oeffnungen jenes Thurmes zu vermauern. Allein der Fluch des wahnſinnigen Vaters war dadurch noch nicht gehoben. So oft ein Unglück den Beſitzern dieſer Burg drohte, regte ſich die einſame Glocke in dem Thurme, und ihre dumpfen proteſtiſchen Töne drangen furchtverbreitend

durch die Mitternacht. Die ſtete Bangigkeit vor dieſem metallenen Käuzlein — ſo nennt es eine alte Schrift — bewog endlich die Beſitzer ihre Stammburg zu veräußern, und ſeit mehr als drei Jahrhunderten, ſo lang' beſitzt meine Familie das Schloß, hat ſich die Glocke auch nicht wieder hören laſſen. Ihr Andenken iſt ſogar in dem langen Zeitraum erloſchen, wenigſtens erinnere ich mich nicht, jemals von dieſer Sage etwas gehört zu haben. Der alte vermauerte Thurm galt immer für ein altes Gefängniß, das wegen lang' verſchloſſener Luft und ziemlicher Baufälligkeit niemand zu unterſuchen Luſt hatte.

Erſt durch den Traum meiner Frau wurde ich zu Nachforſchungen veranlaßt. Denn wie ſie das ganze Schloß wieder erkannte, das ſie im Traume geſehn hatte, ſo war ihr auch eine Glocke ohne Klöppel erinnerlich, die ſich doch nirgends fand. Ich fragte lange vergebens bei den älteſten Leuten, und gab ſchon alle Hoffnung auf, als ich endlich in dem Archiv einige Spuren fand, und nach und nach den Zuſammenhang entdeckte. Meiner Gemahlin ſagte

ich nichts davon, und ich wünsche auch nicht, daß sie davon höre. Ihre Schwärmerei könnte dadurch eine nachtheilige Nahrung erhalten.

Höchst sonderbar! — riefen Alle.

Ha! das sind Trauerglocken! — sagte Falk schaudernd, und sah Cäcilien bedeutungsvoll an.

Komm nicht in dein profetisches Neujahrslied — unterbrach Hermann — Die Freudenglocke wird bald schlagen, die das neugeborne Jahrskindlein begrüßt.

Sie läutet doch zugleich die Mutter des Kindleins zu Grabe — sagte Falk ernst. — Mir grauset es und die Geschichte hat mich düster gemacht. Ich sehe den wahnsinnigen Glöckner oben im Thurm, wie der Sturmwind ihm den grauen Profetenbart durchwebt, und seinen Vaterschmerz und Fluch mit dem gräßlichen Glockenschall zum kräftigen Zauber zusammenwirkt, und sein Geläut einen Sohn in den Tod und den andern an das Licht ruft! Mir konnte nicht wohl werden in der Nähe dieses

metallenen Käuzleins. Ich ließ es vergraben, und statt seiner hing ich eine freundliche Sühnungsglocke auf den Kirchthurm.

Du sprichst meinen Vorsatz aus, Falk — sagte der Baron — Sobald der Frost es nicht mehr hindert, soll die letzte Spur jener Unthat vertilgt werden. Ich lasse die Glocke in den Fluß versenken, der alte Thurm soll einem freundlichen Pavillon Platz machen, und du fertigst mir die Inschrift zu der Sühnungs- und Freudenglocke, die wir an einem frohen Feste taufen und einweihen wollen.

Das wollen wir bald thun — erwiderte Falk — Gott weiß, was für Unglück diese Trauerglocke noch in das Haus brächte!

Ich bin eurer Meinung nicht — entgegnete Anselm — So klug hätten die vorigen Besitzer auch seyn können, eh sie die Burg der Glocke wegen verkauften. Aber sie fürchteten jene dunkle Verbindung dieser Unglücksprofetin mit der Dauer ihres Geschlechts.

Darum soll sie auch nicht zerschlagen werden — unterbrach der Baron — Sie soll

fortdauern, aber an einem Orte, wo sie nicht klingen und die Einwohner des Schlosses schrecken kann. Uebrigens, genau genommen, hat jene Verwünschung nun ausgewirkt. Der Name jenes grausamen Ritters ist nicht mehr vorhanden. Mein Schwiegervater war der letzte jenes Stammes, und meine Frau führt zum Glück jenen Namen nicht mehr.

Ich bin Anselms Meinung — sagte Cäcilie — In solchen Dingen führt man oft durch seine Vorsicht das Uebel herbei, das man abwenden will.

Laßt mir jetzt die Glocke und das ganze dürre Gespräch ruhen — rief Herrmann — die alte Jahrsmutter hat kaum eine kleine Viertelstunde noch zu leben, und wir müssen ihr das Abschiedslied und ihrem Kind seine Vigilien singen. Still! Erst vierstimmig, dann im Chor die Schlußwotte wiederholt.

Alle horchten, und Herrmann, Falk, Adolf und Julie fingen vierstimmig den Gesang an:

Lieb' freundliche Mutter, du fährſt nun dahin,
Willſt ſcheidend die Freunde verlaſſen;
Wir blicken dir nach mit trübem Sinn,
Wir ſehn dich ſo ungern erblaſſen:
Die Freuden, die all' deine Lieb' uns gab,
Sie behüten gleich Engeln dein Muttergrab.

Alle begleiteten im Chor die Wiederholung der letzten Zeilen. Dann fuhren die vier Stimmen fort:

Und haſt du nicht jegliches Sehnen geſtillt,
Ward jegliches Auge nicht trocken,
So ſchenkſt du uns ſcheidend dein Ebenbild,
Bald grüßen es feiernde Glocken;
Und im Tode verklärt ſich dein Muttergeſicht:
Dein lächelndes Kind tritt troſtend ans Licht.

Der Chor hatte die Wiederholung noch nicht geendet, als ein gewaltiger Schall das Haus beinah erſchütterte. Alle fuhren erſchrocken von ihren Sitzen auf. Der Baron öffnete das Fenſter, denn von außen ſchien der wunderbare Schall gekommen zu ſeyn. Indem man ſich

nach der Urſache des ſeltſamen Verfalls umſah, wiederhelte ſich jener Schall noch gewaltiger und ein lautes Geſchwirr zitterte lange nach.

Das klang wie Glockenton — ſagte der Baron bebend. Einigen von der Geſellſchaft ſchien der Schall Aehnlichkeit mit dem Krachen einſtürzenden Mauerwerks zu haben. Das Hofgeſinde lief aus den Häuſern, denn alle hatte das furchtbare Getös aufgeſchreckt.

Der Baron wollte eben fragen, ob Jemand wiſſe, woher das Getös entſtanden ſei, als noch ein Schall gehört wurde, wie wenn mit ungewöhnlicher Gewalt an eine Glocke geſchlagen würde. Der Klang tönte gellend fort, endlich folgte wieder ein dumpfes Krachen, und mehrere Stimmen auf dem Hofe riefen ängſtlich, der alte Thurm ſtürze ein.

Der vermauerte Glockenthurm — ſetzte der Baron ſchaudernd hinzu.

Jetzt ſchlug die Uhr Mitternacht. Der furchtbare Schall ließ ſich nicht wieder vernehmen, aber indem die Geſellſchaft ſich von dem

Fenſter wendete, erblickten ſie auf dem Stuhle, den Falk im Scherz für die Baronin geſetzt hatte, die Schattengeſtalt der Abweſenden. Sie verſchwand mit dem letzten Glockenſchlage, ehe die Beſtürzten Zeit hatten, mehr als einen Ausruf des Schreckens vernehmen zu laſſen.

Von dem Hofe brachte man indeſſen die Nachricht, das Dach des alten Thurmes ſei beinah ganz eingeſtürzt, und man ſehe in dem Schutt Stücken einer Glocke, die wahrſcheinlich durch den Fall zerſchlagen ſei und das Getös verurſacht habe.

Es trifft furchtbar zuſammen — ſagte der Baron mit banger Ahndung. Die Glocke zerſpringt in dem Augenblick, da meiner Frau Schatten ſich uns zeigt. Ihr Traum von dieſer Mitternacht .... Ich kann an meinem Verluſt nicht mehr zweifeln.

Ein reitender Bote ward ſogleich abgeſchickt mit dem Befehl, eiligſt mit Nachrichten von der Baronin zurückzukehren. Untergelegte Pferde ſollten ſeine Rückkehr beſchleunigen.

Noch ehe die Sonne heraufſtieg, kam der Bote zurück. Seine Miene verkündigte ſchon die Trauerbotſchaft. Unzeitige Wehen hatten die Baronin überfallen, und kurz vor Mitternacht hatte ſie zwar ein geſundes Kind zur Welt gebracht, aber in der zweiten Stunde war ſie ſelbſt, aller Bemühung der Aerzte ungeachtet, verſchieden.

Alles bekommt ſeine Bedeutung — rief der Baron im bitterſten Schmerz — auch jener Schrei und das proſetiſche Erbloſſen des Marienbildes in voriger Neujahrsnacht.

Niemand verſuchte mit eitlem Troſt den Schmerz des Barons zu entweihen. Er verſchloß ſich, und ſprachlos lebte er nur ſeiner tiefen Trauer. Am folgenden Tag ward Eliſens Sohn ihm gebracht. Die Wärterin erzählte, wie die Selige im Augenblick des Todes noch einmal freundlich gelächelt, und im Scheidekuß auf des Neugebornen Stirn entſchlafen ſei. Da nahm der trauernde Vater das Kind in ſeine Arme, leiſe ſprach er:

Im Tode verklärt ſich dein Muttergeſicht,
Dein lächelndes Kind tritt tröſtend ans Licht!

küßte des Kindes Stirn, und die tröſtende Zuſprache ſeiner Freunde durfte wieder zu ſeinem Herzen ſprechen.

Der verhängnißvolle Abend.

Das Glück einer vereinten Zukunft, welches Rudolph und Agnes jahrelang, erst dunkel geträumt, dann im hellsten Zusammenhange gedacht hatten, scheiterte an dem harten Willen der Verwandten. Rudolphs Aeltern war Agnes nicht begütert genug, und Agnes stolze Verwandte wollten in kein näheres Verhältniß mit einer Familie treten, die aus der untersten Volksklasse sich zu Ansehen und Vermögen heraufgearbeitet hatte. Rudolph und Agnes glaubten zu Grunde zu gehen, als sie ihre sehnlichsten Wünsche so plötzlich vernichtet, und sogar ihren Umgang ganz abgebrochen sehen mußten.

Ein Jahr verstrich, in welchem beide alles vergebens aufboten, die Ihrigen auf andere Gedanken zu bringen. Da erschien Theodor von seinen Reisen wieder in der Residenz. Agnes machte Eindruck auf ihn. Der gebildete Mann fand Zutritt im Hause, und bald hieß

es in der Stadt, gestern haben sie ihren Hochzeittag gefeiert.

Rudolph selbst hatte seinem akademischen Freunde zu dieser Verbindung gerathen; eines Theils, weil er Agnes einen so trefflichen Mann wünschte, andern Theils, weil er nur auf diese Weise hoffen konnte, zuweilen wieder mit ihr zusammen zu kommen. Der letztern Absicht lag übrigens keinesweges ein unrechtlicher Plan zum Grunde. Um sogar allen Argwohn dieserhalb von sich und Agnes abzuhalten, suchte er ebenfalls eine Lebensgefährtin, und fand sie, ohngefähr eilf Monate später in Konstanzen, deren innige Liebe er aus Pflicht und Neigung zu erwiedern sich bestrebte.

Schon vor seiner Verheirathung war er zu einem Kränzchen gezogen worden, das Theodor gestiftet hatte. Jetzt freute er sich, die gemeinschaftlichen Freunde auch in seinem Hause sehen zu können. Rudolphs und Agnes Aeltern wurden in diesen Versammlungen wider Wissen und Willen mit einander bekannt, und fanden sich nun, wie das oft zu geschehen pflegt, umgänglicher als sie geglaubt hatten. Ja, Rudolphs

Vater gewann ſogar eine große Vorliebe für Agnes und äußerte unverholen, daß er ſie ſeinem Sohne gewiß gegönnt haben würde, wenn er ſie ſo gekannt hätte. Indeſſen war ſie auch ſo gut verſorgt, wie ſein Sohn ſelbſt; denn beide Ehen trugen alle Kennzeichen einer wechſelſeitigen Zufriedenheit. —

Hauptſächlich des freundſchaftlichen Kränzchens wegen veränderte Theodor — durch einen Glücksfall begünſtigt — jetzt ſeine alte, eingeſchränkte Wohnung. Er glaubte der beſondern Heiterkeit, welche die Geſellſchaft in der Regel zu ihm mitbrachte, ſeinen Dank durch geräumigere und ſchönere Umgebungen abſtatten zu müſſen.

Agnes war diesmal nicht ſeiner Meinung geweſen. Ihren Gedanken nach hätte man keine Veränderung treffen ſollen. Die Heiterkeit, ſagte ſie, iſt in gewiſſem Betracht ein höchſt eigenſinniges Weſen. Sie iſt einheimiſch in der alten Wohnung geworden. Wer weiß, ob die neue ihr ſo behagen wird? Indeſſen that die nachgiebige Frau nachmals doch alles, die neuen Gemächer ſchön und lieblich anzu-

ſchmücken, ſo daß auch Theodor ſagte: Nun wahrlich, Du haſt das Deinige redlich beigetragen, meinen Plan zu unterſtützen und Dich ſelber zu widerlegen. Du haſt ein häusliches Elyſium hergezaubert. Nur die ausgemachteſte Schwermuth könnte in dieſen Zimmern ſich nicht gefallen.

Um noch ſicherer die Heiterkeit zur fortdauernden Freundſchaft zu beſchwören, veranſtaltete er einen ſolennen Einzugsſchmaus, zu welchem auch ſein eben erſt wieder einmal angekommener, alter Schulfreund Edgar gezogen wurde, der ſeit der Akademie in der weiten Welt herum lebte und überall für den fröhlichſten Menſchen galt.

Alle Ankommende fühlten ſich überraſcht von den weiten, hohen Zimmern und deren Einrichtung. Fußboden, Tapeten, Spiegel, kurz alles Einzelne, erhielt ſein beſonderes Lob. Die Damen fanden die Anordnung der Gardinen ganz ungemein ſchön, und auch den Steff zu dieſen ſowohl als zu den Stühlen, dem auserleſenen Geſchmacke der Wirthin angemeſſen.

Aber nachdem nun ſo manches bewundert

worden war, wurde auch manches in den neuen Gemächern vermißt. Auf der ſchönen Leerheit der neuen Tapeten ſchienen mehrere nach den Figuren der alten zu ſuchen, die trotz ihrer entſchiedenen Geſchmackloſigkeit gar ſehr vergnügten Abenden beigewohnt hatten.

Das altmodiſche Thürfenſter fehlte, wodurch man im vorigen Quartiere Rudolphs und Konſtanzens zärtliche Blicke und Küſſe mehreremal belauſcht hatte. Hier war kein Gartenhund, der, wie ſonſt immer geſchah, durch ſein Bellen die Kommenden im Voraus anſagte. Vorzüglich bedauerte man auch die Bruſtbilder von Theodors verſtorbenen Großältern, welche in ein entferntes Zimmer verwieſen worden waren. Die freundliche Miene des würdigen Alten hatte mit Liebe auf ſeine Nachkommen herabgeſehen und das ſeltſam aufgethürmte Haar ſeiner Gattin nicht vermocht, eine Lächerlichkeit auf die Frau ſelbſt zu werfen, deren muſterhafter Wandel zum Sprichworte in der Stadt geworden war.

Eine weſentliche Unvollkommenheit der neuen Wohnung fand man in dem Mangel eines

Kamins, den die vorige, in minder holzarmer Zeit erbaut, gehabt hatte. An diesem Kamine war gar mancher Schwank erzählt und gemacht worden, und so schön der Apoll war, der hier als Ofen dienen mußte, so konnte er doch sein lebendigeres Bild, das heilige Feuer, für den Winter keineswegs ersetzen. Man dachte im Voraus daran, wie sehr in der Dämmerung des Spätherbsts das trauliche Knistern und Lächeln der Flammen fehlen würde, und es währte ziemlich lange, ehe eine fortlaufende Unterhaltung zu Stande kam.

Bloß Edgar, der die alte Wohnung nur ein einziges Mal gesehen hatte, konnte nicht aufhören sein Wohlgefallen an der neuen zu äußern; auch war er es, dessen gesellige Gewandtheit das Gespräch der Uebrigen, durch das Ungewohnte der Umgebung gefesselt, zu befreien und zu beleben verstand. Edgars Reiseabentheuer, die er mit glücklichem Humor erzählte, brachten fast jedermann auf das Kapitel der Reisen. Die meisten waren — wenn auch nur auf die Akademie — gereist und hatten manches Drollige erlebt.

Bis dahin ging alles recht munter in dem Zirkel her. Aber jetzt fing Edgar an: Ich begreife gar nicht mehr wie man immer und ewig an Einem Orte aushalten kann. In den meisten Lebensverhältnissen verlangt es zwar die Nothwendigkeit. Auch mag es recht gut und löblich seyn, daß die Mehrheit der Menschen sich mit der Scholle begnügt, worauf sie eben vom Zufalle gesetzt worden ist. Bei meiner Gesinnung aber ist es ein wahres Glück, daß ich im Stande bin meinen Hang nach ewigem Wechsel befriedigen zu können. Denn ich würde gewiß noch die erste beste Pistole gegen mich selbst kehren, wenn ich jemals meine unstäte Lebensweise sollte aufgeben müssen. —

Sie mißbilligen diese Aufrichtigkeit, wandte er sich an Konstanzen; und diese, die erst drei Monat verheirathet, wirklich einen offenbaren Widerwillen gegen den Reiselustigen zeigte, erwiederte mit großer Lebhaftigkeit: Nicht Ihre Aufrichtigkeit mißbillige ich, aber wohl diese Gesinnung. Das ewige Reisen hat Ihrer Neigung eine unnatürliche Richtung gegeben. Sie haben dadurch die Heimathlosigkeit lieb-

gewonnen, und müssen bei dieser Liebe auf die nächste Bestimmung des Menschen, auf das Familienleben, Verzicht thun.

Recht wahr, meine schöne Freundin. Auch fließt Ihre Mißbilligung sehr natürlich aus dem jungen Glücke Ihres reitzenden Eheverhältnisses. Wenn aber im Allgemeinen die Häuslichkeit gewiß das Zuträglichste für das Glück der Welt sowohl als für den Einzelnen seyn möchte, so lassen sich doch eine Menge Beweggründe denken, aus denen dieser und jener seine Zufriedenheit auf einem andern Wege suchen muß. Sie schütteln mit dem Kopfe, Liebe? — Erlauben Sie, daß ich meinen Satz weiter durchführe.

Basta, Edgar, rief Theodor, das Gespräch nimmt ohne alle Frucht einen viel zu ernsthaften Gang. Mit deinen besten Gründen wirst du diese Glückliche schwerlich überzeugen, die sich aus ihrer allerdings schönen Situation nicht so weit herausdenken kann, um für deine Gründe Sinn zu bekommen.

Auch Sie also, lieber Theodor, glauben, daß es wirklich gute Gründe für dieses herz-

loſe Herumflattern unſers ausgearteten Freundes geben könne?

Allerdings glaube ich das. Ihre eben geäuſerte Leidenſchaftlichkeit beſtärkt mich aber auch in dem Glauben, daß alle Gründe bei Ihnen in dieſer Sache nichts fruchten würden. Laßt euch die Schlichtung jedes Streites dieſer Art durch den Dichter gefallen, der ſo einfach als ſinnvoll ſagt:

Eines ſchickt ſich nicht für alle:
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

Es iſt vom Reiſen geſprochen worden, ſagte Kuno, Theodors Bruder, als jetzt eine Pauſe entſtand, während der ſich Konſtanze und Edgar lächelnd die Hand reichten. Gern hätte auch ich das meinige zu dem Geſpräche gethan, wenn nur mein Reiſen, oder meine Anſicht deſſelben das Alltägliche einigermaßen überſchritte. Die Drukkereyen haben ſich über dieſen Gegenſtand in der Trivialität bereits erſchöpft. Sollten wir jedoch einander in einigen Jahren wieder ſre-

chen, so kann ich vielleicht von Dingen erzählen, über die uns selbst Freund Edgar vielleicht keine Auskunft zu geben vermag. Ich habe mir nämlich fest vorgenommen, eine weite, weite Reise über See zu meinem Bruder nach Surinam zu wagen. —

Alle sahen den kränklichen kaum von einem starken Nervenfieber wieder etwas hergestellten Mann mit Erstaunen an.

Das wird doch Ihr Ernst nicht seyn, lieber Bruder? fragte Agnes erblassend.

Allerdings! antwortete er. Ich habe das lebhafteste Vorgefühl, daß diese Reise allein mein geistiges und körperliches Wohlseyn wird befestigen können. Ich strebe darnach, wie der ermattete Schwimmer nach dem grünen Rasen des Ufers.

Aber, mein Gott, rief eine der Freundinnen, was ist Ihnen, liebe Agnes? Woher Ihr Erbleichen, die hellen Thränen in Ihren Augen?

Seht Ihr wohl, sagte Theodor, den Arm um Agnes geschlungen, das kommt alles von dem leidigen Ernste her, womit heute jedes Wort verfolgt wird. Da sind wir denn vom

Reiſen überhaupt auf die weiten Reiſen gekommen, von denen meine Agnes keine Freundin iſt.

Dein Wort in Ehren, Theodor, ſagte Edgar, aber eine bloſſe Abneigung vor weiten Reiſen erklärt mir dieſe gänzliche Veränderung unſerer lieben Wirthin noch lange nicht. Die Uebrigen ſchienen Edgarn ſtillſchweigend beizuſtimmen und Theodor ſagte: Begnügt Euch, liebe Freunde, vor der Hand mit dieſer Erklärung, und gebt, mir zu Gefallen, dem Geſpräche eine andere Wendung. Wenn es gar nicht zuſammenhalten will, ſo ſollt Ihr auch allenfalls Karten herbekommen. Nur laſſt mir das Reiſen für heute.

Lieber Kuno! ſagte Agnes, als dieſer mit ſichtbarem Verdruſſe aufſtand und ſeinen Hut zu verlangen ſchien. Wollen Sie gehen?

Ja, Sie wiſſen, Schweſter, daß ich die Abendluft noch nicht vertrage.

Aber ſchon jetzt?

Aufrichtig zu geſtehen, Ihre und Ihres Mannes Empfindlichkeit umſonſt und um nichts, hat mich früher aufgeſtört, als ich es wollte.

Aber ein Viertelſtündchen eher oder ſpäter bleibt immer eins und daſſelbe, da es das erſte Geſetz unſeres Kränzchens iſt, einander in ſolchen Dingen nicht zu beſchränken und jeden gehen zu laſſen, wenn er will.

Nur nicht in Unwillen! ſagte Agnes zutraulich, und Kuno verſicherte, daß dies keinesweges der Fall ſey, die Reitzbarkeit eines Rekonvaleſcenten aber wohl auch einige Nachſicht verdiene.

Theodor drückte ihm noch in der Thür einen Kuß auf die Lippen, der, wie die Miene, welche er zurückbrachte, kund that, der unwillkührliche Ausbruch eines heftig bewegten Buſens war. —

Allgemeine Stille ſchien allgemeine Unbehaglichkeit zu erkennen zu geben.

Theodor nahm zuerſt das Wort wieder und wandte ſich damit an ſeine Gattin. Deine ſichtbare Veränderung, meine Liebſte, und was darauf erfolgte, hat einen Mißlaut in unſern harmoniſchen Verein gebracht. Darf ich ihn zu löſen verſuchen, nun da Kuno uns verlaſſen hat?

Agnes gab ihre Zustimmung und Theodor begann: Ich sprach vorhin von Agnes Abneigung vor weiten Reisen im Allgemeinen, weil ich anstand, deutlicher zu werden. Die Sache verhält sich so. Bekanntlich hat das Gefühl des nahe bevorstehenden Todes schon sehr viele auf den Gedanken an eine zu ihrer völligen Herstellung nöthige weite Reise gebracht. Und nun trifft es sich nach einer Beobachtung, die meine Mutter gemacht und mir vor Kurzem mitgetheilt hat, daß fast alle bereits ruhende Glieder meiner Familie eine solche Reise noch in ihren letzten Tagen nothwendig geglaubt haben. Mein Vater zum Beispiel, der sonst große Abneigung vor der Unbequemlichkeit der Reisen hatte, wollte noch vom Sterbebette aus Anstalten zu einer Entdeckungsreise um die Welt treffen. Er bestellte und verschrieb eine Menge kostbarer Instrumente, und fühlte sich glücklich, seine mannichfachen, naturhistorischen Kenntnisse nun noch in seinem hohen Alter zur Beförderung der Wissenschaft benutzen zu können. Seine Familie, an der er lebenslang mit Innigkeit gehangen hatte, fing an ihm gleichgültig zu

werden. Er ſprach nur immer von dem groſſen Ganzen und von den Entdeckungen, die er für dieſes zu machen hätte. Er lechzte, wie er ſagte, nach einem neuen Himmel und nach einer neuen Erde, und gar bald wurde dies Verlangen, wenn auch nicht in ſeinem Sinne, erfüllt. Als faſt alles bis zum Einſteigen in den Wagen bereit war, ward er einmal des Morgens todt im Bette gefunden. —

Aber, mein Himmel, rief Edgar, warum dergleichen Sonderbarkeiten nicht vorüberlaſſen, wie andere vergängliche Dinge? Warum ſie mit dem Geiſte feſthalten, bis ihr Andenken in Mark und Blut übergeht? Hätten Sie, liebe Agnes, die ſonderbare Reiſeluſt Ihres ſterbenden Schwiegervaters nicht ſo ſehr im Gedächtniſſe gepflegt, ſo würde es Ihnen heute ganz gleichgültig vorgekommen ſeyn, daß Kuno zufällig auch ein Reiſeprojekt gemacht hat. Es iſt ja wohl natürlich genug, daß einen, der die mannichfachen Völker und Gegenden noch nicht geſehen hat, auch einmal die Luſt dazu anwandelt. —

Das iſt allerdings nicht unnatürlich, ver-

ſetzte einer, aber gewiß iſt es auch, daß oft ſchon Sterbende die Reiſe in das unbekannte Land für eine gewöhnliche irdiſche angeſehen haben.

Zugegeben, erwiederte Edgar, wie viel andere Seltſamkeiten aber überraſchen uns ebenfalls zuweilen in der letzten Zeit des Lebens. So weiß ich allein mehrere Beiſpiele von Männern, die am Rande des Grabes von einer plötzlichen Bauluſt überwältigt, Häuſer für ſich und ihre Launen hinſetzten, als ob ſie noch eine Ewigkeit auf der Erde zubringen wollten.

Auch das, ſagte Theodor, habe ich ſelbſt einmal an einem Bekannten erlebt. Wenn du mich übrigens, ausgehört hätteſt, ſo würde dir meiner Agnes Erſchrecken ſchon etwas weniger wunderlich vorgekommen ſeyn. Du weißt, daß es mit meinem Bruder in Surinam, aller ſeiner Bemühungen ungeachtet, in unſerm Welttheile nicht fortwollte. Dort iſt er gar bald in die beſten Umſtände gerathen, ſo daß er eine unbeſchreibliche Anhänglichkeit an dieſes ſein zweites Vaterland bekommen hat. Er ſprach auch in jedem Briefe, daß er nicht ohne

Schrecken an unsere unseligen Gegenden zurückdenken könne. Nur mich und den hiesigen Bruder versicherte er zu vermissen. Doch wären seine Erinnerungen zu trostlos, als daß er dieserhalb in ein Land zurückkehren möchte, wo er auf jedem Schritte einen Kampf mit dem Unglücke zu bestehen gehabt hätte.

Wirklich mußte man seine hiesige Lage ganz kennen, um seine steten Ausfälle gegen Deutschland und Europa verzeihlich zu finden. Von diesem Bruder nun träumte mir vor einiger Zeit. Er war hier angekommen, und schien so leichenfahl, daß ich heftig vor ihm erschrak. Nach der ersten Umarmung fragte ich sogleich nach seiner Frau und seinen Kindern, deren er in seinen Briefen immer mit großer Liebe gedacht hatte. — Ja, antwortete er, die sind in Amerika zurückgeblieben. — Dann, erwiederte ich, denkst du wohl auch dahin zurückzukehren? — Gott behüte mich davor, sagte er. Ich bin froh, daß ich so glücklich aus dem Lande entkommen bin, von dem ich nun endlich einsehe, wie wenig es für mich gepaßt hat. Frau und Kinder mögen auch bleiben, wo sie sind.

die würden hier sich unheimisch befinden. Jetzt begehre ich nur dich, um mit dir das Grab unserer geliebten Aeltern zu besuchen. Nur allzulänge und allzuweit bin ich von ihnen entfernt gewesen. Kuno wird uns nachkommen.

Dabei drängte er mich zur Thüre hinaus. Ein Spiegel, in den mein Blick kurz zuvor gefallen war, gab mir mein Bild gerade so krank und fahl wieder, wie der Bruder mir erschienen war.

In diesem Augenblicke klirrte ein Glas auf den Boden herunter. Wir wachten davon beide auf, Agnes und ich, und ehe ich noch daran dachte, daß es bösen Eindruck auf sie machen könnte, hatte ich ihr auch schon den Traum erzählt, der sie in die heftigste Unruhe versetzte.

Agnes, liebe Agnes! rief Theodor, und diese stürzte sich schluchzend an seine Brust. Nur nicht vor mir, Theodor, sprach sie im heftigsten Schmerze, nur nicht früher als ich!

Edgar trat, theilnehmend zwar, aber doch auch sichtbar befremdet zu ihnen, und faßte beide am Arme. Liebe Kinder, sagte er, Ihr seid ja zu ganz ordentlichen Traumdeutern

geworden, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben! Wie könnt Ihr nur so schwach seyn, einem nichtigen Traume, wie diesem, solche Gewalt über Eure Vernunft einzuräumen. Weil Euch dergleichen geträumt hat, so muß auch die Wirklichkeit sich darnach gestalten? Besinnt Euch doch, wie viel ängstliche Träume Ihr gewiß schon in Eurem Leben gehabt habt, die nicht von der geringsten Folge gewesen sind. Warum gerade dieser? Und das Glas, das unfehlbar eine Maus herabgeworfen hat, wirst du wohl nicht als eine große Prophezeihung gelten machen wollen?

Ich habe dich gebeten mich auszuhören, sagte Theodor, aber du stürmst sogleich mit deinen Belehrungen auf uns ein, die jetzt noch gar nicht an ihrem Platze sind. Du mußt nur wissen, daß auch Agnes zwar, wie schon gesagt, allerdings sehr ängstlich nach diesem Traume, aber keinesweges so trostlos war, als mehrere Monate später, wo ein Brief von Surinam ankam, der in manchen Stücken, sonderbar genug, mit meinem Traume auffallend zusammentraf. Sie war anwesend, als

ich den Brief erhielt, und so konnte ich ihn nicht verheimlichen, was außerdem zu ihrem Besten geschehen seyn würde. Hier ist er, sagte Theodor, als er ihn aus seinem Schreibtische geholt hatte. Der Brief ging zum Lesen herum und hieß wörtlich also:

„Geliebter Bruder! Sehnsuchtsvoll strecke „ich meine Hände nach Dir aus und der Mut„tererde. Seit ich das Glück in meinen Armen „zu halten glaubte, ist es mir völlig entflohen. „Ich Thor, statt durch Ertragung der kleinen „Unfälle mir in der Heimath ein besseres Ge„schick zu verdienen, riß ich mich voll Unge„duld aus dem Boden, worein die Natur mich „gesetzt hatte. Aber die verwundeten Wur„zeln meines Daseyns heilten nur für den „Augenblick in der weiten Fremde. Alles geht „mir unter, wenn ich nicht eiligst zu den „Meinigen zurückkehre. — — —

„Diese Zeilen sollen meine Vorläufer seyn. „Sobald ich meine Sachen in Richtigkeit und „für Frau und Kinder gesorgt habe, schiffe ich „mich selber ein, um bei dir zu leben, mein „trauter Bruder. Der Hügel unserer Aeltern

„soll unser Wohnplatz werden. Kune wird uns „nicht lange allein lassen."

Der Brief, nach Theodors Aussage, in Zügen geschrieben, weit größer als seines Bruders gewöhnliche, machte auf die mehresten einen tiefen Eindruck. Seine Uebereinstimmung mit dem Traume, der exaltirte, verworrene Zustand, der daraus hervorleuchtete, und so laut einen innern Unfrieden ankündigte, besonders aber sein zweideutiger Schluß, in welchem dem Armen Leben und Tod eins und dasselbe zu seyn schien, veranlaßte die meisten, ihn erst nach wiederholtem Lesen und Betrachten aus der Hand zu geben. Selbst Edgar bat sich ihn zum zweiten Male aus, und gestand, daß die Handschrift des Mannes, die er wie seine eigene kenne, zwar im Hauptwerke noch ähnlich, aber doch auffallend verändert sei.

Was sagst du nun? fragte Theodor.

Daß allerdings einige Verwandtschaft des Inhalts zwischen Brief und Traum da ist. Zufällig aber, wie so manches andere Zusammentreffen! Das behaupte ich immer noch und bitte Euch der Sache nur nicht nachzuhängen,

weil dies leicht zu Trübsinn und Melancholie führen kann. — —

Die Fröhlichkeit war und blieb entfernt, was auch Edgar thun mochte, sie durch ein gewaltsames Abbrechen der zeitherigen Unterhaltung und die Anordnung von allerlei Spielen in's Gleis zu bringen. Nur Konstanze und Rudolph, welche mitten unter den Uebrigen sich und ihrer Liebe am meisten lebten, theilten die ernste, trübselige Stimmung der Andern nicht immer.

Agnes, die ihren Thränen nicht zu gebieten vermochte, glaubte den Freunden und sich Entfernung schuldig zu seyn, als es nach dem Tafelzimmer ging, das auf der entgegengesetzten Seite des Hauses lag.

Die Suppe dampfte schon, aber die anmuthige Dekoration des Gemaches ließ die Gäste nicht sogleich dazu kommen. Daher sagte Theodor endlich: Setzt Euch doch, liebe Freunde. Nachher habt Ihr noch Zeit genug, das Zimmer zu betrachten und die herrliche Mondlandschaft draußen obendrein.

Alle kamen Theodors Wunsche nach, Edgarn

ausgenommen, der Italien und die Provence wiederholt besucht hatte, und nichts so sehr liebte, als die ungerechte Vergleichung der nordischen Natur mit jenen Gegenden.

Schon hierüber war der Wirth verdrießlich. Sein Verdruß ging jedoch in Verwunderung über, als Edgar, nachdem er kaum zum Fenster hinausgesehen hatte, wieder zurückkam, und sich mit einer nichts weniger als Befriedigung aussprechenden Miene, ohne ein Wort zu sagen, an den Tisch setzte. Ganz gegen seine Art beharrte er auch beim Schweigen, so daß Theodor endlich ihn selber also anredete:

Du hast, das sehe ich dir an, an meiner Landschaft viel auszusetzen. Unfehlbar haben dich die Reitze der südlichen Landschaften für den Charakter unserer Gegend unempfindlich gemacht?

Gewiß nicht, antwortete Edgar.

Nun, dann so erkläre mir dein sichtbares Mißbehagen.

Nach Tische.

Alles war jedoch so neugierig geworden, daß eins nach dem andern seinen Sitz verließ und an's

an's Fenſter ging. Die Bewunderung der Landſchaft war bald allgemein. Ein Einziger ſagte: Nur etwas möchte ich wohl davon wegwünſchen, den — ziemlich nahen Todtenacker.

Endlich, Gott Lob! fing Edgar an und ſchlug in die Hände, endlich hat doch außer mir auch noch jemand die Augen offen! Aufrichtig zu geſtehen, Theodor, ich weiß nicht, was du gedacht haſt, eine Wohnung zu wählen, die gewiſſermaßen an das Gebiet der Todten anſtößt. Ich, meines Orts ehre die Todten und ihre Behauſung gewiß ſo ſehr als einer. Aber beim Eſſen und Trinken und Leben überhaupt, will ich ſo wenig wie möglich erinnert ſeyn, daß ich auch bald einmal nicht mehr eſſen und trinken und leben werde. Der Gedanke raubt mir im Voraus ſchon alle Luſt an einem ſo hinfälligen, armen Leben.

Ei, lieber Bruder, wenn ich das gewußt hätte, ſo wäre ein anderes Zimmer auch noch für unſern Tiſch im Hauſe geweſen. Leider aber habe ich nicht die mindeſte Ahndung von deiner Abneigung gehabt, wie du ſchon daraus ſchließen kannſt, daß grade dieſer ſtille Ort der

Todten mir die Landschaft recht lieblich und sinnvoll erscheinen läßt. Schon manchen hellen Abend habe ich mit Agnes hier am Fenster zugebracht, um über jenen Grabhügeln die Phantasie eine selige Zukunft aufbauen zu lassen.

Mich wenigstens nehmt nicht mit zu solchen Ergötzlichkeiten. Kein Jahr würde ich in diesem verdrüßlichen Zimmer überleben können.

Drum bewährt sich das Wort auch hier: Eines schickt sich nicht für alle. Verzeihe mir nur, Lieber, wenn ich, sehr wider Willen und Wissen, dir einen unruhigen Abend bereitet habe. Und jetzt, bitte ich, keine Silbe weiter über den Gegenstand.

Man setzte sich wieder, suchte auch alles Anstößige möglichst bei Seite zu lassen.

Aber schon der Umstand, daß die Wirthin nicht Theilnehmerin seyn konnte, und ihre Mutter die Stelle derselben vertrat, brachte einige Störung hervor, so daß sich auch nach Tische mehrere sogleich verloren. Edgar war unter diesen.

Unfehlbar würde bald niemand mehr dagewesen seyn, wäre nicht Agnes, deren Stimmung sich gebessert hatte, jetzt zurückgekommen.

Laßt uns der schönen Nacht noch ein wenig genießen, sagte die Wirthin, und man setzte sich an die Fenster. Zuvor aber liebe Freunde, fuhr sie fort, vergebt mir meine vorige Unart. So muß ich es nennen, doch auf mein Wort, ich konnte mich durchaus nicht besser benehmen. Unstreitig hatte körperliche Disposition großen Antheil an meiner Angst. Denn wie möchte ich sonst nun sogar ruhig und vergnügt die Todtenhügel da drunten betrachten, unter denen ja auch der am meisten von mir gefürchtete ist?

Theodor drückte sie an sein Herz und sagte dann: Sprecht Freunde, ist es nicht ein schönes feierliches Leben, was der Mondschein dort unten auf den stillen Feldern des Todes verbreitet? Am meisten interessiren uns immer die frischen Gräber; zumal am Morgen, wenn sie, wie das in diesen Wochen einigemal geschehen ist, von dem Schmerze der Hinterlassenen besucht und gepflegt werden. Seht Ihr dort den neuen Hügel mit lauter Rosenstöcken umgeben? Die hat der unglückliche Wittwer seiner guten Entschlafenen selbst gepflanzt. Er

kommt täglich zweimal sie zu begießen und sich ihres Wachsthums zu erfreuen.

Dergleichen Denkmäler, sagte einer, welche gewissermaßen von dem geheimen Athem des Verstorbenen belebt werden, müssen die Zurückgebliebenen auch weit inniger ansprechen, als die todten Steine mit ihren oft so großsprecherischen Inschriften!

Allerdings, sagte Theodor. Und sie erhalten sich zuweilen lange genug. Dort zum Beispiel auf einem der ältern Hügel der Springenstrauch! Seht nur wie viele köstliche Blüten er trägt!

Man bewunderte allgemein den schönen Strauch, dessen Düfte herüberdrangen.

Konstanze und Rudolph, die in einem entfernten Fenster bei fröhlichen Träumen von der Zukunft das Gespräch der Andern nicht sehr beachtet hatten, wurden jetzt ebenfalls aufmerksam auf den schönen Strauch, und Konstanze zeigte ein solches Verlangen nach einer Blüte davon, daß Rudolph sich schon dazu aufmachen wollte.

Laß das, Lieber, sagte Theodor, da es die

Nothwendigkeit nicht erheischt. Zwar zweifle auch ich, daß irgend etwas Unheimliches dir auf dem Wege begegnen werde. Das Vorurtheil aber gegen die Nacht auf Gottesäckern, ist nun einmal da. Wie leicht könnte dir ein ganz natürliches Geräusch oder Bild, wie etwas aus der bezweifelten Wunderwelt vorkommen! Der hartnäckigste Läugner selbst wird bei solchen Gelegenheiten zuweilen von der Grenzenlosigkeit seiner Phantasie überrascht. Erinnere dich nur der ziemlich bekannten Geschichte: Eine Gesellschaft guter Bekannter ist in einem Hause beisammen, wo eben ein Todter auf der Bahre liegt, der bei Lebzeiten mit allen Anwesenden vertraulichen Umgang gehabt hatte. Man denkt seiner mit Bedauern und Liebe. Man äußert den Wunsch, seinen Geist wenigstens noch einmal unter sich zu haben. Die Gläser klingen darauf an, und man wird mit dem Gedanken, den Abgeschiedenen wieder zu sehen, immer vertrauter. Ja, man glaubt endlich gar daran, daß es der allgemeinen Sehnsucht gelingen werde, den Schatten zu einem Besuche zu beschwören. Man hat dazu seinen gewöhnlichen

Stuhl am Ofen leer gelassen. Aber eilf Uhr ist vorüber und er kommt noch nicht. Endlich schlägt es Mitternacht und aller Augen sind starr und erwartungsvoll auf den Stuhl gerichtet. Kein Schatten kommt. Jetzt äußert sich der allgemeine Unmuth darüber auf mannichfache Weise. Endlich tritt einer aus der Versammlung auf und spricht: Es verdrießt mich, daß der Verblichene unsrer Freundschaft und Sehnsucht so wenig eingedenk ist. Ich gehe hinunter in's Leichengewölbe, um ihn deshalb zur Rede zu stellen. Wer begleitet mich?

Aber so standhaft man den Geist des Verstorbenen in der Mitte der Uebrigen erwarten wollte, so wenig hatte man zu dieser Begleitung Lust. Vielleicht auch mit darum, weil das zur „Rede stellen" doch etwas frevelhaft erscheinen mochte.

Gut, sagte der Beherzte, so gehe ich allein. Und zum Beweise, daß ich wirklich bei dem Todten gewesen bin, mag morgen diese Gabel dienen, die ich in die Bahre zu stecken denke. — Er ging. — Als er nach geraumer Zeit noch immer nicht zurück gekehrt war, so macht sich

die ganze Gesellschaft auf den Weg in das Gewölbe. Hier findet sich denn der Beherzte, selbst ohne Leben, am Boden, dicht neben der Bahre. Durch heftige Reitzmittel wieder zu sich gebracht, erzählt er mit schwacher Stimme, daß ihn beim Anblick des Erblichenen ein heftiger Schauer befallen. Als er nun seinem Versprechen nach die Gabel in die Bahre gesteckt habe und wieder davon eilen wollen, so sei er von der Hand des Todten zurückgehalten worden und sogleich bewußtlos aufs Angesicht niedergestürzt.

Wirklich steckte die Gabel bereits in der Bahre. Ein abgerissener Zipfel des Oberrocks daran erklärte das Uebrige. Der Unglückliche hatte, vom Entsetzen übermannt, mit abgewandtem Gesicht die Gabel in die Bahre gestoßen, dabei unversehens seinen Oberrock mitgefaßt und sich sodann von dem Todten selbst zurückgehalten geglaubt.

Man suchte ihm dies alles begreiflich zu machen. Allein der Schreck war zu groß gewesen, und alle Versuche ihn länger als einige Stunden noch beim Leben zu erhalten, vergebens.

Dem allen, sagte Veit, wäre vorgebeugt worden, wenn einer sich zur Begleitung entschlossen hätte, wie ich. Kommen Sie Rudolph, ich gehe mit auf den Gottesacker.

Konstanze, die in Verfolg einer sehr aufgeklärten Erziehung keinen Begriff von der Furcht vor einer unsichtbaren Welt hatte, nickte Veit ihren Beifall zu, und schon machte er sich mit Rudolph auf den Weg, als Agnes Mutter sagte: Geben Sie doch lieber den überflüssigen Gang gänzlich auf, meine Herren. Ich habe immer gehört, daß die Todten jeden Raub an einer Sache, die ihnen gewidmet worden, mit dem Tode zu bestrafen pflegen. Meine verstorbene Großmutter wußte davon viel Anekdoten zu erzählen, die mir aber wieder entfallen sind. Nur darauf besinne ich mich noch, daß sie jenen Todtengräber immer sehr glücklich pries, der eine Scheintodte, die er am Tage in die Gruft gesenkt, Abends um ihren Schmuck hatte bestehlen wollen. Der Kerl, pflegte sie zu sagen, konnte dem Himmel danken für ihr, im Augenblicke freilich ihm sehr unwillkommenes, Wiedererwachen. Bei einer Todten hätte ihm

sein Wagstück binnen Jahresfrist das Leben gekostet.

Vielleicht hätten die Reden von Agnes Mutter wenigstens einigen Eindruck auf Konstanzen und Rudolphen gemacht, wenn sich nicht beide jetzt der frühern Zeit erinnert hätten, wo diese Mutter grade das meiste zu Hintertreibung des Plans zwischen Rudolph und Agnes gethan hatte. So aber schlichen sich Rudolph und Veit, die ohnehin ihres Lachens nicht mehr Meister blieben, hinaus, während sie fortfuhr den angefangenen Text mit Noten zu versehen.

Es würde noch manche Bemerkung gegeben haben über den Leichtsinn der heutigen Jugend und ihren Ungehorsam gegen die Stimme der Erfahrung, wenn Agnes Mutter sie vermißt hätte. So aber nahm sie, an frühes Schlafengehen gewöhnt, die erste Gelegenheit wahr, sich aus dem Zimmer zu verlieren.

Da kommen sie wirklich! rief Konstanze, als Rudolph und Veit jetzt Arm in Arm auf dem Kirchhofe sichtbar wurden. Schnellen Schrittes gingen sie nach dem Syringenstrauche.

Konstanze sank leblos in Agnes Arme, als

Rudolph den Strauch gefaßt hatte, und mit dem Zweige, den er davon gebrochen, zu Boden gestürzt war. Denn es schien kein unbedeutender Fall zu seyn und Veit erst nach langer Mühe dem Freund wieder aufhelfen zu können.

Schon wollten Konstanze und Agnes selbst hinunter. Aber man zeigte ihnen, daß der Fall von keinen Folgen gewesen war, da die beiden jungen Männer zurückkehrten.

Aller Erwartung war auf's Höchste gespannt.

Ich bin ganz müde geworden! fing Rudolph im Hereintreten an, und setzte sich mit Konstanzen, die ihn innig umfaßte, auf das Sofa.

Du fielst, mein Lieber! sagte sie.

Allerdings, versetzte er: — Du hast wohl Recht gehabt, Theodor, mit deinem Mißtrauen gegen die Phantasie. Schon der Weg nach dem Grabhügel war nicht der anmuthigste. Es war mir als ob alles um uns her zur Sprache gekommen sei. Die Grüfte hallten, das Gras rauschte, und ich kann sagen, daß der häßliche Ton, den eine Kröte von sich gab, mir diesmal ein Wohllaut war, weil er doch von einem lebendigen Wesen herrührte, da die übrigen

Laute sämmtlich dem Tode und seinen Genossen anzugehören schienen. So waren wir denn am Ziele angelangt. Kein Wunder, daß ich bei meiner Spannung in den Blüten des Strauches lauter Todtenschädel erblickte, und daß ich darüber die Besinnung verlor. Indessen hielt ich doch, als ich wieder zu mir kam, den abgebrochenen Zweig so fest in meiner Hand, als ob ich ihn, selbst gegen den Tod, hätte vertheidigen wollen. Hier, liebe Konstanze!

Konstanze ergriff die schöne Blüte. Aber kaum daß es geschehen war, so warf sie sie weit von sich und verwahrte sich mit dem Tuche vor ihrem Dufte. Leichengeruch, lauter Leichengeruch! sagte sie, und wollte jedermann abhalten, es zu versuchen.

Auch wieder bloße Phantasie! sagte Theodor, und reichte die Blüte den übrigen Anwesenden. Alle ergriffen sie voll Neugier, und niemand, Rudolphen und Veiten nicht ausgenommen, fand Konstanzens Aeußerung bestätigt.

Nur mit vieler Mühe war diese zu einem zweiten Versuche der Blume zu bewegen, und

behauptete dann sogar, daß der Geruch immer widriger werde.

Während sich die Uebrigen alle bemühten, die höchst niedergeschlagene Konstanze zu beruhigen, rief Theodors Bedienter seinen Herrn auf die Seite. Da hat man, sagte der Diener, über den mancherlei heutigen Geschäften einen Brief vergessen, der schon Nachmittags angekommen ist. Ein Herr, der ihn selbst aus Amerika mitgebracht hat, wird morgen früh seine Aufwartung machen.

Theodors ahndende Miene erregte Agnes Aufmerksamkeit um so mehr, da der Brief ein schwarzes Siegel hatte. Sie eilte hinzu und kam eben, wie ihr Gatte von der Gewalt des Schmerzes zu Boden gedrückt wurde. In demselben Augenblicke hörte man von freien Stücken ein Glas zerspringen, welches alle sogleich an das erinnerte, das Theodoren und Agnes durch sein Herunterfallen aufgeweckt hatte.

Mein Bruder, Agnes, hat Recht gehabt, sagte Theodor noch schwach, er nimmt mich mit sich hinüber.

Vergebens wurde sogleich die Hülfe einiger

Aerzte aufgeboten, und der Abend, an dem die Heiterkeit gar nicht hatte einheimisch werden wollen, endigte mit der Trauer über den Verlust des von allen seinen Bekannten aufrichtig geschätzten Theodor.

Nach der trostlosen Wittwe waren Konstanze und Rudolph die betrübtesten. Der Zusammenhang zwischen des Verstorbenen Traume und dem Briefe des Bruders mit dem was sich nun wirklich zugetragen hatte, goß einen Schauer über das Paar aus, der durch den Vorfall mit der Blüte vom Kirchhofe immer wieder erneuert wurde.

Der Fremde, der den Brief aus Surinam gebracht hatte, überreichte am andern Tage auch das Herz des daselbst Verstorbenen, welches dieser durchaus unter dem Hügel seiner vaterländischen Verwandten hatte wissen wollen. Auch darin bestätigte sich übrigens das Wort des Briefes, daß Theodors zweiter, kränklicher Bruder den Ruhenden bald zur Seite gelegt wurde.

Konstanzen stand jetzt Theodors Begebenheit wie ein in sich vollendetes Ganzes da, wie eine Prophezeihung, daß die Geschichte vom

Kirchhofe ebenfalls noch im Wachsen begriffen sei und ein für sie, die Veranlassung zu der Beraubung des Todten, schauerliches Ende haben werde. Je näher ihre Niederkunft rückte, desto größer ward auch ihre Bangigkeit. Nach großem Schmerz der Mutter erblickte ein Knabe endlich das Licht, auf dessen linker Brust, zum Schrecken der Aeltern, eine Syringenblüte deutlich abgebildet war.

Das Kind ging mit Sonnenuntergang wieder zur Ruhe.

Konstanze ward immer schwächer und schwächer. Agnes blieb ihre treueste Wärterin und äußerte, daß sie ihr, leider, noch frisches Leben gern gegen Konstanzens nahen Tod vertauschen möchte. —

Nein! sagte diese noch im letzten Augenblicke, auch ich sterbe gern. Denket der Verschiedenen und seid glücklich! Dazu legte sie Rudolphs Hand in die Hand ihrer treuen Pflegerin.

Zauberliebe.

Einige Scenen.

1.

Hyolda. Lucian.

Lucian.

Es drängt die Zeit, mein ſüß geliebtes Leben!
Der Kriegsgeſellen Ungeduld erwacht
und rauſcht in Schwertgeklirr und Schildgeraſſel
unwillig zu dem Zögernden herauf. —
Ihr lichten, liebhellen Augenſterne,
euch ſoll ich laſſen! nicht Leitſterne mehr
dürft ihr mir ſeyn, des Abſchieds Trauerwolke
verhüllt euch mir: doch, Sterne meines Schickſals,
ſtrahlt ihr aus euren blauen Himmeln noch
unſichtbar mir unwandelbares Glück.

Hyolda.

O wären Sterne dieſe Augen! Nachts
zum mindeſten beſchauten ſie von fern
des lieben Kriegers ſchönes Heldenbild,
und ſenkten ſich, wie einſt Diana that,
allnächtlich nieder, ſeine Stirn zu küſſen.

Lucian.

Nein, sprich so holde Zauberworte nicht!
Entbinde mich der weichen Liebesfessel,
denn dorthin ruft mit ehrner Stimme Pflicht
und Ruhm, sie sind des Mannes ernste Götter.

Hyolda.

Wol mächtger rufen sie, als sanfte Liebe!

Lucian.

Nein, mächtger nicht, du süßer, sanfter Mund!
Sie leihen nur das starke Wort dem Willen,
den tief in zarter Brust die Liebe trägt:
daß euer Held mit Ruhmesglanz sich schmücke,
wie euch Natur mit Schönheitlicht verklärt.
Das soll der Mann. Er sucht den Hort der Schönheit;
und jede wilde Schreckgestalt des Kriegs
ist ihm der Wächterdrach, den er begierig
aufsucht den holden Schatz ihm abzukämpfen.

Trompeten.

Horch! wieder tönt's herauf! der Kriegstrompete
gewaltger Machtruf schallt. — 's ist Ruf zur Hochzeit!
Der Bräutgam sticht sich nur den Lorbeerkranz,
indeß die Braut den Mirtenkranz der Unschuld
mit treuem Liebessinn bewahrt. — Leb wohl!

Hyolda.

Leb wohl mein Held! Mein fromm Gebet soll stündlich
gleich ehrnem Schild die theure Brust bewahren.
Nichts mehr! — Die starken Engel schützen dich!

Lucian ab.

Hyolda allein.

Sie grüßen ihn mit lautem Kriegsgetön!
Es ist Hochzeitruf: du hast es recht genannt.
So will ich's deuten. Kurze Zeit ja nur
verzögert sich das Fest, bis seinen Kranz
der Bräutigam vom Lorbeer hat gebrochen.
So kurze Zeit geziemt der treuen Braut
in stiller Einsamkeit zu warten. Leicht
entkeimt des Argwohns allverstreutem Saamen
ein wuchernd, schwervertilgbar giftges Unkraut.
Cardenio folgt auf allen Schritten mir,
der unverschämt zudringlich tolle Mensch.
Jetzt wagt er's wol, da Lucian entfernt,
von der verhaßten Liebe mir zu sprechen.
Ich höre nicht darauf, doch besser ist's
daß er mich nicht erblickt. Ich bleibe heim
nach Frauenart, wenn aus dem Haus der Gatte
in fremdes Land gezogen. So vergeht
in schöner Täuschung mir die Einsamkeit.

2.

Freier Platz mit Bäumen vor Hyolda's Hause.

Cardenio singt zur Gitarre.

Schling um scheuer Liebe Worte
Deinen Reiz, du holder Klang;
Oeffne meinem Ruf die Pforte,
Sanfter, schmeichelnder Gesang!

Was sie stolz versagt zu hören
Von dem ueberglühnden Mund,
Thu', von goldnen Saitenchören
Sanft umrauscht, das Lied ihr kund.

Lauschet doch im Mai die Rose
Nächtlich holdem Liebeshall,
Und erschließt sich dem Gekose
Sehnsuchtvoller Nachtigall:

Hallt nun lauter zu den Tönen,
Worte, flüstert nicht so bang!
Euch die Herrin zu versöhnen,
Schwebt um euch der holde Klang.

Sie hört mich nicht! Kein Schatten regt ſich oben;
kein Vorhang zuckt, und matter wird der Schimmer
des unbewachten Lichts — Sie ruht im Schlaf.
O Schmach, o Schmerz! — Verſtumme Saitenſpiel,
untreuer Diener deines Herrn! Du ſchmeichelſt
in Schimmer ſie, und mir im Innern weckſt
du den Tirannen wilder Leidenſchaft. —
Hyolda! Jeder Stern glänzt lieblicher
und hallt mit ſchönrem Licht den ſüßen Namen
am Himmel wieder: nur dein Auge blickt
bei ſeinem Klange dunkel. Du verachteſt
und höhnſt mit Spott und eiſig kaltem Gleichmuth
der Liebe zarten Dienſt. Nicht länger trag' ich's!
Der fühllos harte Fels giebt Widerhall,
und lügt doch ſchonend Antheil an dem Schmerz.
Biſt du fühlloſer noch als Felſen? Nein!
Du fühlſt die Liebe. Jener Lucian,
der ſeine Erſtlingwaffen noch verſucht —
Ha! regt ſich nicht etwas? Er naht vielleicht,
den letzten Abſchied noch einmal zu küſſen.
Heraus, mein Schwert! mein oftbewährter Freund!
Warum gedacht ich früher nicht an dich?
Brautwerber ſollſt du ſeyn. Zum Ehrentrunk
Geb ich das Herzblut dir von Lucian!

Lyſander

kommt ſingend, von einem Knaben mit der Fackel begleitet.

Vom nächtlichen Schmauſe
Geht keiner nach Hauſe,
Bei Liebchen kehret er ein.
Er findet die Kammer,
Er öffnet die Klammer ....

Cardenio mit vorgehaltnem Degen.

Geduld ein wenig, hier iſt noch ein Riegel!

Lyſander.

Was Teufel ficht euch an? Iſt's Spaß, iſt's Ernſt?

Cardenio.

Wie's euch beliebt: In jedem Fall ein blutger.

Lyſander.

Cardenio! Biſt du von Sinnen? Willſt du fechten, wähl' bequemre Zeit. Ich ſteh nicht allzufeſt auf meinen Füßen jetzt.

Cardenio.

Lyſander, du?

Lyſander.

Nun freilich bin ich's ſelbſt.
Ich glaub, du haſt ein Räuſchchen. Schlaf es aus!
Wir gehn zuſammen.

Cardenio.

Biſt du ganz allein?

Lyſander.

Bis auf den Burſchen mit der Fackel, Ja!'.

Cardenio.

Und Lucian?

Lyſander.

Vermuthlich ſpukte der
in deinem Kopf. Was ſoll dir Lucian?

Cardenio.

Mein Schwert verſuchen!

Lyſander.

Hier? auf dieſem Platz?
Vor'm Hauſe ſeiner Braut? Schlaf aus, Cardenio!
Hier wohnt Hyolda, nicht Febronia.

Cardenio.

Drum ſoll er fechten, oder mir Hyolden,

die holde Himmelsblüte jeder Schönheit abtreten.

Lysander.

Dir? für dich, Cardenio?

Cardenio.

Und weißt du nicht, daß sie mein Licht, mein Leben, mein Lied, mein Traum, mein Gott, mein Alles ist? Hyolda! dieser Nam' ist Harmonie, in dem mein Geist lebt, athmet, fühlt, wie Sterne in Himmelsharmonien bestehn und leben.

Lysander.

Hyolda? und was ist Febronia?

Cardenio.

Ein Komet, ein Sterngespenst, das mich mit Graun erfüllt, wenn ich nach meinem Liebeshimmel blicke.

Lysander.

Febronia!

Cardenio.

Nenne diesen Namen nicht!

Lysander.

Der einst dir klang wie Nachtigallenton?

Cardenio.

Soll Knabenluſt dem Jüngling noch genügen?
Begehrt die Jungfrau noch das Puppenſpiel?
Ein Kind war meine Liebe, als Febronia
die junge Flamme nährte. Jetzt, entwachſen
der Kinderzeit, begehrt ſie andre Schönheit.
Febronia kann nicht meine Liebe ſeyn,
Vergiß auch du, daß ich jemals ſie liebte.

Lyſander.

Und liebt Hyolda dich mit gleicher Glut,
da Lucian —

Cardenio.

Drum eben ſoll er ſterben,
weil ſie mich nicht liebt, und nur ihn beglückt.
Fruchtlos verſeufz' ich Tage, wache Nächte
vor ihrem Fenſter, doch weit eher weckt'
ich Blüten aus den Knospen mit Geſang,
als ihr im Buſen meiner Liebe Blüte.

Lyſander.

So traurig ſteht es noch um deine Liebe?
Da ſcheinſt du wahrlich mir ein groſſer Narr,
mein guter Freund! Wer wird den eignen Garten,

den köſtlich blütenprangenden verlaſſen,
weil über Nachbars Mauer wol ein Knöspchen
von Blütenlauben ſpricht und Blumenbeeten?
Haſt nicht Hyolda's kleinſte Gunſt gekoſtet,
und opferſt ihr die liebliche Febronia,
die zarte Liebesgöttin, deren Altar
rings unſre Jugend ſehnſuchtvoll umkniet!
Dreifacher Thor! hör ein vernünftig Wort.

Carolo.

Schweig von Vernunft, ich bitte dich! Es giebt
ſo wunderſame Dinge, daß Vernunft
und alle Weisheit ſchamerröthend ſchweigen,
und ſich der dunklen Macht demüthig beugen,
die grauſam trennt, und grauſamer vereint.
Beſteht die Weisheit gegen Liebeszauber?
Neigt ſich Vernunft nicht gern vor holder Schönheit,
und ehrt in ihr des Denkens und des Wollens
unwiderſtehlich mächtge Königin? —
Ich liebe! dieſes Wort ſtürzt deine Weisheit,
mit Einem Zauberſchlag in leeres Nichts.
Es iſt ſo, weil es iſt. Warum und Wie?
ergründet Niemand, als durch gleiche Liebe.

Lyſander.

Die iſt nicht leicht zu helfen. Biſt ja wahrlich
ganz wie von ihr bezaubert.

Cardenio.

Freilich bin ich's.

Lyſander.

Und weißt es ſelbſt, wodurch?

Cardenio.

O eitler Schwätzer!
Wodurch? durch ihrer Augen ſüßes Gift,
durch ihrer Locken goldne Liebesringel,
durch ihrer Stimme Zaubermelodie,
durch ihrer Wohlgeſtalt, von aller Götter
kunſtreicher Hand geformten Talisman;
Brauch' ich dir mehr zu nennen?

Lyſander.

Schon zu viel!
Ich deutete dein Wort auf andern Zauber,
und träumte ſchon von Arzenei für dich.

Cardenio.

Von welcher? Nenne ſie!

Lyſander.

Am Ende wär
auch der Verſuch zuerſt zu machen. — Hör:
Bezaubre ſelbſt die ſpröde Widerſpenſtige.

Cardenio.

O daß ich's könnte! Aber wie vermag ich's?
Der Liebe Macht, der Schmeichelei Gewalt,
und jede Kunſt die Mädchenherzen kirrt —
Hab' ich nicht fruchtlos Alles ſchon verſucht?

Lyſander.

Von ſolchen Künſten red' ich nicht. Des Zaubers
geheime Macht mußt du an ihr verſuchen.

Cardenio.

Du nennſt ein Märchen, nicht zu rechter Zeit.

Lyſander.

Mehr als ein Märchen iſt, was ich dir rathe.
Ich kenn' ein Weib, eine arge Zauberſchweſter,
die viel geheime Wunderkünſte treibt.
Für guten Lohn iſt ihre Kunſt auch feil.
Vertrau dich ihr. Ich hörte oft von Tränken,
die ſtolzer Jungfraun eiſig kalte Bruſt
zu glüher Liebe Brunſt entzündeten.
Ich führ dich zu ihr, bitt' um ihre Hülfe.

Cardenio.

Du haſt den Rauſch im Kopf, ſonſt ſprächſt du nicht
was bei dem Spinnrad Ammen ſich erzählen.
Verdirb mit ſolchem Unſinn nicht die Zeit!

Lyſander.

Geſchwätzig macht der Rauſch, doch ſpricht er wahr:
Was ich dir rathe, hat ſich oft erprobt.
Wie vorhin du, ſo ſag' ich jetzt: Es giebt
ſo wunderſame Dinge, daß Vernunft
und alle Weisheit ſchamroth ſchweigen muß.
Wie von der Liebe, ſo von Zauberkunſt
läßt nichts ſich ſagen, als: es iſt: Wodurch
und Wie? ergründet nur die gleiche Kunſt.

Cardenio.

Ich glaube nicht, daß du jetzt ſpotten könnteſt.

Lyſander.

Ich ſage dir: ich kenne jenes Weib,
und führe dich, verlangſt du's, gleich zu ihr.

Cardenio.

Jetzt nicht. Die Sache hat mich überraſcht.
Ich bin ſelbſt einem Magier bekannt,
der, ſonſt mein Lehrer, oft in dunklen Worten

von tief geheimer Weisheit mit mir sprach;
doch leichtes Sinns vernahm ich davon wenig.
Bei diesem will ich forschen, ob sich Liebe
durch Zauberwerk und Kunst entzünden läßt,
daß nicht vielleicht mit leerem Gaukelspiel
und eitlem Wortschwall uns die Hexe täuscht.
Komm jetzt, der Morgen kämpft schon mit der Nacht.

3.

Zimmer.

Febronia. Blanka.

Febronia, die Gitarre weglegend.

Nein, sanfte Zitterfaiten,
der Liebe Klage könnt ihr nicht begleiten!
Zu süß sind eure Laute
für bittren Schmerz, den ich dem Lied vertraute.
Und ob ich euch verwirre,
durch rauhe Klänge wildverzweifelnd irre,
doch bleibt ihr viel zu milde!
Ihr seid kein Spiegel solchem Trauerbilde
als in der Brust ich trage;
drum töne klanglos, einsam meine Klage.

Wem ſollt' ich ſie vertrauen?
Konnt' ich auf Liebestreue doch nicht bauen!

Blanka eintretend.

Immer noch das Aug' in Thränen?
Kind, laß endlich ab zu weinen!
Die verzehrt die herbe Trauer
und die Roſenwangen bleichen.
Mußt um keinen Mann dich härmen,
laß ihn fliehn, will er nicht bleiben:
Um ſo ſchöne Mädchenblüte
ſammeln ſich viel tauſend Schmeichler.
Laß die einſam finſtren Mauren,
die von deiner Schönheit ſchweigen;
Komm, heut iſt der Mai geboren,
Mußt dich unter Blüten zeigen!

Zebronia.

Weh! du mahnſt mich an Vergangnes!
War es nicht der erſte Maitag,
als er, blühend ſelbſt wie Frühling,
in die Laube zu mir eintrat?
Anfangs ſchüchtern noch und wortkarg
ſcheut er dich, die ernſte Ana;
aber bald gewann er ſchmeichelnd

deine Gunst und deinen Beifall.
Kühner stets ward nun sein Kosen,
durch der Liebe Zaubermacht
war mein Herz von ihm gefangen,
eh' ich's glaubt', in junger Einfalt.
Konnt' ich zweifeln, als er tändelnd
meinem Haar die Myrten einwand?
Liebend nannt' er seine Braut mich,
nannte selbst sich meinen Bräutgam.
Wie die Nacht dann, gleich Minuten
schnell den Liebenden vorbeischwand,
wenn, durchweht von Liebesdüften,
dunkle Geisblattlaub' uns einnahm,
und der Nachtigallen Zauber
durch die Blütenwand hereinklang! —
Jahren gleichen jetzt Minuten,
denn verlassen traur' ich einsam.

Blanka.

Kind, so sind die Buhler: Niemals
lieben sie, was bald erreichbar.
Fliehen, soll er lang ihm folgen,
muß das schöne Wild den Weidmann.
Ist auch bitter jetzt die Lehre,

künftig wird ſie doch dir heilſam,
hilft dir Männertreue feſſeln
bis zum frohen Tag der Heirath.

Zebronia.

Mutter, ſchweig mit ſolchen Worten!
Wahre Liebe liebt nur einmal,
liebt die Qual noch des Verluſtes,
drum iſt Liebesſchmerz unheilbar.
Glaube nicht, weil er mir treulos,
daß ich Groll ihm heg' und Feindſchaft!
Iſt für mich auch todt der Liebling,
Lieb' ich noch den theuren Leichnam.

Blanka.

Das iſt Sprache deiner Krankheit,
aber mir kein gültger Einwand!
Höre, wie zu deiner Rettung
mir die Lieb' ein Mittel eingab.

Zebronia.

Kannſt du ein Mittel finden,
den holden Flüchtling wieder neu zu binden?
O, haſt du es erſonnen,
Dann iſt die Seligkeit mir neu gewonnen!

Nenn' es, o brich das Schweigen!
Kannſt du noch zögern mir mein Heil zu zeigen?

Blanka.

Laß mich nur zur Rede kommen!
Alſo war es nicht gemeinet,
ſollſt den Flüchtling ganz vergeſſen,
nimmer an ihn denken weiter.
Darum ließ ich geſtern ſchon
mir den Zaubertrank bereiten,
der mit Lachen froh getrunken,
Liebe gleich der Bruſt entreißet,
denn, wie junger Roſen Glut
vor des Schwefels Hauch muß weichen,
muß im Herzen vor dem Zauber
jedes Liebesbild erbleichen,
und getilgt aus dem Gedächtniß
iſt der Liebe Freud' und Leiden,
daß dem Dienſt der zarten Neigung
neu ſich kann der Buſen weihen.

Febronia.

Sprichſt du wahr? giebt's ſolche Miſchung,
die mit grimmger Glut ſo grauſam

in die Seele dringt, daß ſterbend
welkt der Liebe zarte Ausſaat?

Blanka.

Zweifle nicht an meinem Worte:
Prüfe ſelbſt die Macht des Zaubers;
haſt du erſt den Trank gekoſtet,
wirſt du länger nicht mehr trauern.

Febronia.

Nein! zu feindlichem Beginnen
iſt mir deine Kunſt nicht brauchbar.
Will die Liebe ſie vertilgen,
iſt ſie furchtbar mir und grauenhaft.
Aber, wenn ſie ſo gewaltig,
daß der Liebe Keim ſie ausrafft,
kann ſie nicht ſein Herz erwärmen,
daß in Liebesglut es aufflammt?

Blanka.

Kind, was hegſt du für Gedanken
gegen allen Stolz der Frauen!
Ging ein Buhler dir verloren,
find'ſt du hundert bald und tauſend.
Freilich lehrt geheime Kunſt
mächtge Zaubertränke brauen,

die der Männer Herz und Sinne
fest an uns zu fesseln taugen;
aber theuer sind die Mittel,
die zu solchem Trank zu brauchen,
und du brauchst nur eigne Schönheit,
alle Männer zu bezaubern.

Febronia.

Laß mich das Mittel kennen!
Unmögliches mag deine Lippe nennen,
und wär in dunklen Nächten,
zu ringen mit des Grabes finstren Mächten,
ja, würd' es nur gefunden,
wo nie ein Fuß zu gehn sich unterwunden:
kein Mühsal werd' ich scheuen,
in Graus und Dunkel meines Werks mich freuen.

Blanka.

Selber nicht kann ich dich's lehren:
doch ich kenne von der Heimath
her noch eine Zauberschwester,
denn mein Bruder war ihr Eidam.
Häßlich ist sie, wie ein Nachtbild,
bucklig, schief, geduckt und steinalt,
wie ein Pfefferkorn voll Runzeln,

von Geſtalt ein wahres Scheuſal;
aber klug und wohlerfahren
jeder Kunſt im Zaubereifach,
und für gute Wort' und Münze
dient ſie gern mit Hülf' und Beirath.
Sicher iſt auch das Geheimniß,
jederzeit fand ich ſie ſchweigſam:
Jenen Trank, den du verſchmähteſt,
dank ich ſelbſt der Alten Beiſtand.

Febronia.

Mich faßt ein kaltes Schaudern,
doch will ich nicht mir Troſt zu ſuchen, zaudern.
Nur laß es bald vollbringen,
denn mit dem eignen Wollen muß ich ringen,
ſo dunkel ſchweres Ahnen
fühl ich mich bald zur That, bald von ihr mahnen.

Blanka.

Laß uns gleich die Alte ſuchen:
Sicher iſt ſie auf der Heimfahrt
von dem Feſt des Junker Voland,
wo ſie tanzt zur erſten Mainacht.

4.

Cardenio. Fulcado.

Cardenio.

Du weißt es nun, mein alter Freund und Meister,
welch eine Krankheit schmerzhaft mich verzehrt.
Nun rathe mir: ich weiß von früher Zeit,
daß viel geheimer Kunst du wohl erfahren;
Ich sah dich oft in wolkenloser Nacht
des Himmels goldne Sternenschrift entziffern;
mir selbst beschaute wol dein Forscherauge
auf Stirn und Hand die krausverschlungnen Züge.
Doch unreif war mein Geist, ich achtete
des Meisters weisheitvolles Wort zu wenig.
Jetzt sage mir, nun, da verständge Lehre
des manngewordnen Zöglings Geist vernimmt:
Giebt's Kräuter, Talismane, dunkle Sprüche,
und was der Zaubermittel Name sei,
die mit unwiderstehlich mächtger Kraft
des Menschen Herz und Sinn zur Liebe zwingen?
Die selbst den Haß und kalten Gleichmuth schnell
zu brünstger Neigung heißer Glut entzünden?

Vulcano.

Was die Natur vermag, mein theurer Sohn,
das leistet sicher Alles auch die Kunst.
Sie ist ja selbst die Blüte der Natur,
wie sollt' in ihr nicht Alles sich vereinen,
was sonst Natur zerstreut und einzeln bietet?
Hegst du des heissen Orientes Blume
durch künstlich Feuer doch im kalten Nordland,
und in dem Herzen sollte nicht das Feuer
zu wecken seyn für junger Liebe Keim?

Cardenio.

Das mein' ich nicht. Kann durch die Kunst der Mensch
an sich allein des Menschen Liebe bannen,
daß, wer zuvor gleichgültig war und kalt,
nun jenen liebt, der ihn durch Kunst gefesselt;
ihm angehört, Leibeignen gleich; durch ihn
nur einzig lebt, und ohne ihn verschmachtet:
Vermag die Kunst so starken Zauber wol?

Vulcano.

Frag die Natur mein Sohn, sie wird dich's lehren.
Neigt sich mein Griffel wol nach deinem Schwert?
Sie sind sich fremd, bis die geheime Kraft,
Magnet von uns genannt, ihr Innres aufschließt.

Nun fühlen sie den starken Geist der Liebe,
dem auch, was leblos uns bedünkt, gehorcht.
Kennst du die zarten Vöglein nicht, die Niemand
noch einsam lebend sah? Eins folgt dem Andern
von Zweig zu Zweig; ihr Leben ist nur Liebe,
die selbst der kalte Liebesfeind, der Tod
noch ehrt, denn Eine Lebensflamme brennt
in beiden, und verlischt zugleich in beiden.
So heisse Sehnsucht, wie Natur hier schuf,
vermag auch Kunst im Herzen aufzuregen,
und möglich wär's, daß solche Kunst auch dich
zu dieser brünstgen Liebesglut entflammt.

Cardenio.

Willst du mir solches Mittel wol bereiten?
Um jeden Preis; kein Lohn ist mir zu kostbar.

Julcado.

Was forderst du!

Cardenio.

Was deine Kunst vermag;
du sagst es selbst.

Julcado.

Die Kunst vermag zu tödten,
darf sie darum ein Werkzeug seyn dem Mord?

Cardenio.

Iſt Liebe Sünde, wie der blutge Mord?

Fulcado.

Der Zwang iſt Sünd' im Lieben und im Tödten.

Cardenio.

Und doch lehrt ihn die Kunſt?

Fulcado.

Dem Weiſen bloß:
Der eitlen Selbſtſucht hat ſie ſtreng die Pforte
zu ſo gefährlich hoher Macht verhüllt,
durch dunkler Räthſel deutungſchwere Formel,
und tiefer Nacht abſchreckendes Geheimniß.
Dir, Sohn, am wenigſten taugt ſolche Kunſt!

Cardenio.

Warum nicht mir?

Fulcado.

Ruft dir nicht dein Gedächtniß
manch Wort zurück, das ich vordem geſprochen,
als meiner Leitung man dich anvertraut?

Cardenio.

Nein! ganz iſt mir entfallen, was du ſagteſt.
Wie dumpfe Klänge nur kehrt mir's zurück,

indem ich jetzt dein Angesicht beschaue,
das trüb' und schwerer Ahndung voll mich dünkt.
So hast du vormals oft mich angeblickt,
wenn du, vielleicht prosetisch, zu mir sprachst.
Nur was du sprachst, versagt mir das Gedächtniß,
doch klingt es mir wie Trauerglockenton
herüber aus der Kindheit Rosengarten.

Fulcado.

Ich warnte dich für Liebe; Liebe bringt
dir großes Leid.

Cardenio.

Erfahr' ich das nicht jetzt?

Fulcado.

Die Zukunft bringt es.

Cardenio.

Giebt's wol größre Pein?

Fulcado.

O frevle nicht, die Lieb' ist unheilvoll;
abgünstig oder günstig bringt sie Schmerz.

Cardenio.

O Schicksal, gönne mir das süße Gift!

Fulcado.

Ich warne dich: entſage deiner Liebe;
du wirſt beglückt und bleibſt doch unbeglückt.

Cardenio.

Beglückt durch Liebe? Was begehr' ich mehr!
O ſchöne Weiſſagung, du ſollſt mich leiten.

Fulcado.

Dein Glück iſt Täuſchung, giftig ſeine Blüte,
und tödtlich bitter ſeine ſchwarze Frucht.

Cardenio.

Nun fällt mir's bei, ſo ſprachſt du ehmals ſchon,
du wunderbar aufrichtger Zukunftſpäher.
Das Ritterkreuz von Maltha's frommen Helden
empfahlſt du mir zum Schutz für ſündge Liebe.

Fulcado.

O möchteſt du den treuen Rath befolgen!

Cardenio.

Es wär zu ſpät, denn die Gefahr verſchwand.
Hör' an: Mich rief des Vaters Tod vom Heer,
wo ich nicht ohne Ruhm die Waffen übte.
Dem wilden Sinn, der ſich im Kampf erfreute,
blieb lange Zeit die ſanfte Regung fremd.

Jetzt, im Genuß der väterlichen Schätze
ward weicher mein Gemüth, ich sah die zarte
Febronia, wie Lilien schlank, und blühend
wie Rosenknospen in dem Morgenstral.
Wir liebten uns mit voller Jugendglut,
doch mit der Jugend frommer Unschuld auch,
mit Augen nur und leisem Mund genießend.
Indessen blieb so holder Jugendschimmer
den lauersamen Blicken nicht verborgen,
und rings umgarnt war bald mein schlankes Reh
von manches Weidmanns lüsterner Begierde.
In meinem Schloß nur glaubt' ich sie gesichert,
und, wo die Mutter sonst gewaltet, da
bereitet ich der künftgen Herrin sorgsam
des schöngeschmückten Raums bequeme Wohnung.
Schon nannt' ich fröhlich die Geliebte: Braut;
da plötzlich traf des Schicksals Donnerschlag
in meines Glücks beneidetes Gebäude.
Indem ich schon für das geliebte Haupt
aus Perlen und jungfräulichen Demanten,
— der Mutterſorgfalt zärtlichem Vermächtniß —
des Kranzes schönverschlungne Zier bereite,
wird mir ein grausendes Geheimniß kund:
Mit Eines Wortes Schreckensklang zermalmt

es all mein Glück und macht mein Haus zur Oede.
Ich floh Jebronien, sah sie niemals wieder
und wild verzweifelnd sucht ich mir den Tod.
Da fiel des Himmelslichtes schönster Strahl
in meine Brust, gab mich dem Leben wieder
durch neuer Liebe neue Lebenslust.
Durch Liebe leb' ich: für die Liebe nur
will ich jetzt leben, oder untergehn! —
Du siehst, was dein Profetenblick geschaut,
es ist erfüllt durch jene Schreckensliebe.
Die neue Liebe bringt ein neues Schicksal
und neue Sterne führt sie mir herauf.

Julcado.

Doch stehn noch alle wirre Schreckenzeichen,
wie vormals, unglückschwer, auf deiner Stirn.
Noch rath' ich dir, nimm jenes Ritterkreuz,
eh' schwere Schuld auf deine Brust es heftet.

Cardenio.

Nicht jenes Kreuz sollst du mir ferner nennen.
Ein solches Kreuz fand ich bei altem Schmuck,
als mir das gräßliche Geheimniß kund ward,
seitdem ist mir der Anblick tief verhaßt. —
Ganz hab' ich dir mein Innerstes enthüllt:

ich glaubte Hülf' in deiner Kunst zu finden,
du gabst mir nur zweideutig dunkles Wort,
und mit des Greisenalters Furchtsamkeit
hältst du die That, die helfende, zurück.
Auf anderm Weg muß ich nun Rettung suchen.

ab.

Fulcado.

Sohn, höre mich! — Du zwingst die Sterne nicht,
dein wilder Trotz beschleunigt nur das Unglück.

5.

Enge, rauchschwarze Stube; hinten ein Kamin mit Töpfen und Kesseln, vorn sitzt Bärbel am Spinnrade.

Bärbel singend.

Ueber Stock und Stein, über Stein und Stock,
Hurrah!
Frau Trude fährt auf dem schwarzen Bock:
Wer da!
Lallallerala,
Seins Liebchen ist da,
Mein Jägersmann laß mich ein!

Ich mag dich nicht, du ſtinkender Schatz,
Hubu!
Wart, wart ich ſchicke dir Bock und Katz,
Du, du!
Hubbuberubuh,
Mein Böckchen nur zu!
Holſt bald mein Liebchen mir heim.

Der Jäger wacht auf, es bellt ſein Hund:
Wau, wau!
Und Kater und Katzen heulen zur Stund:
Mau, jau!
Wau, wau, miau, wauf!
Friſch Jäger ſteh auf!
Huſch, rennt ihm der Bock in die Bein.

Flugs gehts nun fort über Stein und Stock,
Hurrah!
Zur Hexe trägt ihn der ſchwarze Bock:
He da!
Lallallerala,
Seins Liebchen biſt da?
Mußt ewig mein eigen ſeyn!

Heidi! das nenn' ich mir einen Bock!
Gäb gleich dafür meinen Sonntagsrock.
Da klappert's draußen 's iſt ſicher Käthel.

Käthel draußen.

Mach auf, mach auf du Wettermädel!

Bärbel öffnet, Käthel tritt ein mit der Mandragorawurzel in der Form eines Menſchen.

Bärbel.

Haſt du gefangen den ſchwarzen Hund?

Käthel.

Der iſt krepirt in der zwölften Stund.
Hatt' ihn ſchon geſtern vor der Nacht
ganz ſtill zum Rabenſtein gebracht.
Da hat er bis Mitternacht gehungert,
nach faulen Knochen vergebens gelungert.
Um elf ſchlich ich bei Mondesſchein
in das alte Galgengemäuer hinein.
Hu! thaten die alten Gerippe klappern,
von Rad und Galgen zuſammen plappern!
Eins rief mich hier, das andre dort,
ich ſagt aber kein ſterbendes Wort,
ſuchte nach dem Alrunenkraut,
das fand ich mit Blut und Schaum bethaut,

recht unter dem frischgehenkten Bauer
zu seinen Füßen an der Mauer.
Nun pattelt ich beherzt und munter
bis an die Wurzel tief hinunter,
band an das Kraut den Galgenstrick,
der zwei Dieben schon brach das Genick,
den schwarzen Hund an das andre Ende,
hielt nun vor beide Ohren die Hände,
daß ich nicht hörte den wilden Schrei,
wenn Alraun die Wurzel sprengt entzwei.
So lief ich davon, der Hund mir nach,
bis das wilde Geschrei ihm das Herz zerstach.
Da hab ich mir so das Alrauncben gefangen,
das bringt mir alles was ich kann verlangen.

Bärbel.

Ich habe gesponnen am Zauberkleid,
dem thut Schuß, Hieb und Stich kein Leid,
mag einer unter Räuber, Soldaten,
oder Meister Morgensterns Hände gerathen.
Auch hab' ich gebraut aus aller Kraft
an dem neuen köstlichen Wundersaft,
aus Spinnenfett und Milch von Kröten,
jegliche Liebe damit zu tödten.

Wer's getrunken dem wird alles gleich,
er zählt sein Geld auf des Bruders Leich,
sieht Menschen und Vieh gelassen schlachten,
verkrummen, verkrüppeln und gar verschmachten.
's ward sonst aus fremdem Land gebracht,
wir habens seit kurzem erst nachgemacht.

Käthel.

Horch, der Bock meckert oben: Meck, meck, meck!

Hexe, draußen.

Das Feuer aus! die Kessel weg!

Käthel.

Geschwind, geschwind, die Alte keift.

Bärbel.

Daß mir mein Saft nicht überläuft!

Sie löschen das Feuer und machen im Kamin Platz. Die Hexe kommt herunter.

Hexe.

Puh! das war 'ne saure häßliche Fahrt,
wie trabte der alte Bock so hart!
Wie mußt ich mich tummeln und eschern und zaun.
Hörten die Katzen nicht auf mit Miauen,
trieben zu Haus, als wär was versäumt,
war der Tisch noch nicht einmal abgeräumt.

Käthel.

Guten Tag, Frau Baubo, seht ihr uns nicht?

Hexe.

Ich seh dich wol du Affengesicht.
War jemand bei euch in dem Haus?

Käthel.

Keine Seele.

Hexe.

Horch, es klopft was draus.

Bärbel.

's ist ein junger, feiner Officier.
Er fragt nach Frau Baubo; da ist er schon hier.

Cardenio kommt.

Cardenio.

Ich habe viel von eurer Kunst gehört.

Hexe.

Mein feiner Herr, da hat man euch bethört.
Ich bin ein arm elendes altes Weib,
und meine Kunst ist bloßer Zeitvertreib.

Cardenio.

Doch sagt man allgemein, ihr seid sehr klug.

Hexe.

Ja, viele treiben mit der Kunst Betrug,
und fordern für die Arbeit schweren Lohn,
das kann ich nicht, drum halt' ich mich davon.

Cardenio.

Nun, billig ist's, daß man den reich belohnt,
in dessen Haupt ein tiefes Wissen wohnt.
Schon kostbar acht ich des Gespräches Zeit,
und zeige gern zuvor die Dankbarkeit.

Hexe.

Ach guter Herr, ihr lohnet mich zu sehr.

Cardenio.

Könnt ihr mir rathen, geb' ich zehnfach mehr,
wol hundertfach, wenn ihr mich ganz beglückt,
daß mich der Liebe Himmelslust entzückt.
Hört denn: ich liebe mit des Wahnsinns Wuth,
ein sengend Feuer quillt in mir das Blut,
mein Herz ist Flamme, die mich wild verzehrt,
von ewger Sehnsucht Liebespein genährt;
denn sie, die solche Glut mir angefacht,
ist fühllos für der Liebe zarte Macht.
Nicht fühllos zwar, sie kennt die Allgewalt
der Liebe wohl, für mich nur ist sie kalt.

Kannſt du mir ſchmelzen ihres Buſens Eis,
daß ſie mich liebt, ſo fordre jeden Preis.

Hexe.

Ja, Herrchen, das iſt gar ein ſchweres Stück!
Gelingt es uns, fürwahr, dann nenn' ich's Glück.
Wenn nicht ein Andrer ſchon beſäß ihr Herz,
dann ließ ich's gelten, dann wär's purer Scherz.

Cardenio.

Iſt nicht zerreißbar ein geſchlungnes Band?
Wird doch ein Roß durch Reiters Kunſt gewandt.

Hexe.

Ich will's bedenken. Solchem ſeinen Herrn
verweigert man den größten Dienſt nicht gern.

Cardenio.

Es ſei gefährlich, ſei noch ſo gewagt,
ich ſcheue nichts, niemals hab' ich verzagt.
Den blutgen Tod ſah ich kühn in der Schlacht,
und unter Leichen hab' ich oft gewacht.

Hexe.

Hier reicht nicht zu das kräftge Wunderkraut
vom Grabeshügel der verlaßnen Braut,
Froſchbeinchen nicht benagt vom Ameiſchwarm

führt euch das Liebchen liebend in den Arm.
Hier brauchen wir des Zaubers stärkstes Band,
sonst wird niemals zu euch ihr Herz gewandt.

Cardenio.

So nennt es schnell! Hegt's Wasser oder Luft,
Wohnt's in den Flammen oder in der Gruft?

Here.

Aus Haß kommt Groll, vom Wasser kommt die Flut,
aus Liebe Lieb', aus Flammen heisse Glut.
Ein liebend Herz nur lenkt des Herzens Gunst,
wird es verzehrt von heisser Flammen Brunst,
wißt ihr ein treues liebendes Gemüth,
das heiß für euch in brünstgen Flammen glüht,
so reißt inmitten süßer Liebeslust
das warme Herz aus der gespaltnen Brust.

Cardenio.

Unmenschliche Ungeheur! Die Hölle sinnt
in aller Teufel hohem Rathe selbst
so furchtbar namlos grauses Bubenstück
nicht aus, als dieses Frauenbildes Witz!
Trägst du ein menschlich Antlitz? Mißgeburt!
Warst du aus Frauenschooß geboren, oder

aus giftgem Moder auf dem Hochgericht
vom Baſilisk gebrütet, und vom Alp
gemäſtet mit dem Blut des Vatermörders?

Hexe.

Nun, ſtrenger Herr, wollt ihr des Teufels Rath,
ſo ſcheut euch nicht für etwas kühner That.
Will einer neu der Blüten Pracht beſchaun,
muß er der reifen Frucht Gehaus zerhaun,
den Saamen reißt er aus dem Innern los,
und zieht aus ihm die jungen Keime groß.
So iſt die Ordnung einmal in der Welt,
um euch wird wahrlich anders nicht beſtellt.
Brennt ihr ein ſolches Herz zu Aſchenſtaub,
wer davon koſtet, wird der Liebe Raub,
und will er nicht in grimmer Qual vergehn,
muß er zu euch und brünſtig Liebe flehn.
Ihm hilft kein Arzt, ihm wächſt kein Gegengift;
gebunden bleibt, wen ſolcher Zauber trifft.

Cardenio.

Und wär es ſicher, wie der Hölle Witz,
um ſolchen Preis meid ich gern den Beſitz.
Viel lieber leid' ich ſelbſt die grauſe Qual,
als daß ein liebend Herz durchbort mein Stahl.

Kannſt du nicht anders ſtillen meine Noth,
Für ſolche Hülfe wähl' ich gern den Tod.

will ab.

Hexe.

Ei, junger Herr, was ihr bedenklich ſeid!
Euch nicht zu dienen thät mir wahrlich leid.
Geduldet euch, wir finden wol was aus,
was euch vergnügt, ohn ſolchen blutgen Graus.

bei Seite.

Das junge Fäntchen denkt, es hält ſich rein,
flieht es von ſchwarzer That den blutgen Schein.
Am Ende übt die Hand noch gern den Mord,
ſprach nur der Mund zuvor ein Tugendwort.
Sucht einer erſt des Teufels Hülf und Rath,
dann iſt er bald bereit zu jeder That.

Cardenio.

Was murmelt ihr ſo heimlich vor euch hin?

Hexe.

Ich denke nach, ob ich wol was erſinn.
Um euch, mein ſchöner Herr, thät ich gar viel,
doch muß ich wagen ein bedenklich Spiel.
Vor allem nennt die ſprödeſte der Fraun,
die euch betrübt, ihr dürft mir keck vertraun.

Cardenio.

Hyolda heißt ſie.

Hexe.

Braut des Lucian?

Cardenio.

Geweſen! mir gehört ſie künftig an.

Hexe.

Habt ihr kein Liebeszeichen, keinen Ring,
kein Tüchlein, Band, es ſei noch ſo gering?
Wenn in den Händen, an der Bruſt ſie's trug,
am Anzug nur, ſo iſt mir's ſchon genug.

Cardenio.

O daß ſie je ſo große Huld gewährt,
mit ſolchem Pfand die Hoffnung mir genährt!
Verſtohlen nur ward einſt von ihrem Haupt
durch mich der Locke goldne Pracht geraubt.

Hexe.

Gebt mir die Locke!

Cardenio.

Ueberlaſſen ſollt'
ich dir dies Kleinod, werther mir als Gold?

Here.

Es ist ja bloß zu eurer Liebe Heil.
Mit diesem Haar schnell ich den Liebespfeil
in eures Liebchens eisigkalte Brust,
und öffn' euch drin den Quell der Liebeslust.
Doch, das beschwör ich euch, raubt mir kein Haar
von eures Liebchens Haupt, sonst bringts Gefahr.
Schwört ihr mir das?

Cardenio.

Ich schwör es.

Here.

Nun so hört:
Noch heut wird euch so süßes Glück gewährt.
Zu eures Lusthains kühlsten Lieblingsplatz
send' in der Mittagsstund ich euren Schatz.
Da kos't mit ihr, nehmt Küsse oder gebt,
und seid gewiß, daß sie für euch nur lebt.
Doch dieses sag' ich euch: benutzt die Zeit;
so schönes Glück währt keine Ewigkeit.
Denn wenig Haare sind ein schlechtes Band,
und nur der kurzen Liebe sichres Pfand.

Cardenio.

O, hast du mich nur einmal erst beglückt,
dann, Liebliche, wirst du mir nie entrückt!

Ein mächtger Band webt dann die Liebesbrunſt
um uns als jedes Zaubers dunkle Kunſt.

Hexe.

Es iſt nur, junger Herr, daß ihr es wißt!
Sprecht nicht hernach von Täuſchung oder Liſt,
wenn ihr verliert die kaum errungne Huld.
Es iſt nicht mein', es iſt bloß eure Schuld.

Cardenio.

Sorgt nicht für mich. Uebt euren Zauber bald;
Ich harre meines Glücks im kühlen Wald.

ab.

Käthel.

Hihi! hab mich heimlich bald krank gelacht,
was habt ihr nur wieder ausgedacht?
Gelt, ihr laßt den jungen verliebten Narren
bis auf den Tag Sankt Nimmermehr harren?
und habt ihn um ſein ſchönes Geld
gar tüchtig betrogen und geprellt?

Hexe.

Du Einfalt, du Pinſel, du dummer Tropf!
Kommt niemals was Kluges in deinen Kopf?
Würde mich wol mühn mit bloßem Harren

so 'nen Gecken zu drillen und zu narren,
um so 'nen lumpgen schnöden Sold,
ist's doch nur Silber und nicht einmal Gold!
Für sein hochgelehrtes Moralisiren
müssen wir ihn sonderlich divertiren.
Gelt, Bärbel, wir schaffen ihm eine Braut,
vor der's dem Urian selber graut.
Soll seine Lust an 'nem Scheusal büßen,
daß er nüchtern nimmermehr trät mit Füßen.
Ich zaubr' ihm die Augen voll Höllenschein
und schick' ihm die Braut von dem Rabenstein.

Bärbel.

Hei! das ist lustig du alte Mutter!

Hexe.

Jetzt schafft mir geschwind 'was Drachenbutter,
und vom Kindesfinger ein Stümpfchen Licht,
wir müssen unsichtbar zum Hochgericht.

Käthel.

'Nimm Irrwischschmalz mit, die Braut ist defekt,
hat den Raben schon gar so gut geschmeckt.

Hexe.

Braucht nur bis morgen früh zu halten,
dann ist Alles ja wieder ganz beim Alten.

Drum hab' ich ihm kurzes Glück verſprochen,
Hätte ſonſt vielleicht den Braten gerochen.
Bringt Ofengabel und Beſen her,
und ſalbt euch geſchwind mit dem Hexenſchmeer.

Alle drei.

Hurrah! drei von Neun iſt Sechs,
auf dem Beſen reitet die Hex,
der Beſen unten, die Hexe oben,
das Roß muß man und den Reiter loben.
Hurrah . . .

Hexe.

Wer pocht ſchon wieder an der Thür.

Räthel.

Es iſt ein ſchönes Fräulein hier,
mit einer Alten, 's iſt wol die Amme.

Hexe.

Weis ſchon, die plagt auch die Liebesflamme.
Nur herein, wir können nicht lange ruhn,
haben bis Mittag noch viel zu thun.

Hedwig und Blanka kommen.

Blanka.

Nur herein, ſei nicht ſo ſchüchtern;
Mutter Baubo kennt das Alles.

was verliebte Mädchenherzen
fühlen in so jungen Jahren.

Here.

Schönes Kind, ihr könnt mir trauen;
ob es gleich ein wenig lange,
daß ich jung und hübsch gewesen,
weis ich doch, was ich erfahren.
Aber kaum kann ich es glauben,
seh' ich eure Rosenwangen,
euren Mund und eure Augen,
daß ihr ungeliebt sollt schmachten.
Ist so eben ein verliebter
junger Herr von mir gegangen,
den viel mindre Frauenschönheit,
als die eure, hält gefangen.

Jebronia.

Ohne Trost ist euer Schmeichein!
Was ist Schönheit, was ist Anmuth,
hegt im Herzen der Geliebte
statt der Liebe nur Verachtung.

Blanka.

Laß mich selbst dein Leid erzählen.
Wenig hilft dir jetzt das Klagen,

liebes Kind, von Mutter Baubo
kannſt du Troſt und Hülf' erwarten.
Glaubt auch ſicherlich, Frau Baubo,
helft ihr uns, iſt's euer Schade
wahrlich nicht. Das ſchöne Fräulein
ſtammt, ich weis, von reichem Vater.
Gleichwol, ob ſie jung und ſchön,
und ſo reich, wie wenig Damen,
hat ſie treulos der Geliebte
vor der Hochzeit noch verlaſſen,
hat ſich, wie durch böſen Zauber,
in viel mindren Reiz vergaffet,
und kränkt nun mein armes Fräulein
durch abſtoßendes Betragen.

Febronia.

Womit hab' ich's mir verſchuldet,
daß er ſolches Leid mir anthut!
Liebt' ich doch ſo treu und innig,
nimmer ahnt' ich ſolche Wandlung!

Hexe.

Schönes Fräulein, ſoll ich helfen,
nennt getroſt mir euren Namen,
auch den ſeinen und von jener,

welche jetzt ihn hält gefangen.
Scheltet auch nicht Neubegier,
daß ich mit so kühnen Fragen
dring in eurer Brust Geheimniß,
nöthig ist's zu gutem Rathe.

Blanka.

Wie mein Fräulein heißt, das dürftet
ihr so leicht wol nicht erfahren,
ob sie gleich sehr hoch geboren,
fast von königlichem Stamme.
Denn ein Fürst, doch aus der Zahl
frommer Ritter Sankt Johannes,
ward, zuwider dem Gelübde,
dieser holden Schönheit Vater.
Auch die Mutter hielten schon
unlösbarer Ehe Bande:
Kaum geboren, ward die Tochter
fortgescheucht aus Mutterarmen.
Doch der Vater forschte heimlich
nach der Liebe zartem Pfande,
kam auch oft das Kind zu schauen,
bracht ihm fürstlichreiche Gaben.
Und als endlich in der Schlacht

sie.

ſiegend er als Held gefallen,
ward mein Fräulein einzge Herrin
von des Ritters ganzer Habe.
Nun begreift ihr wohl: ſie ſoll
nicht des Ritters Namen tragen.
und wer Mutter ihr geweſen,
hab' ich ſelbſt noch nicht erfahren.
Jener doch, der ſie geliebet,
heißt Cardenio mit Namen,
und Hyolda von Zerillas
heißt, die jetzt ſein Herz gefangen.

Hexe.

Heiſa, luſtig, ſchönes Fräulein,
ſollt den Buhler ſicher haben!
Käthel, Bärbel, bleibt zu Hauſe,
können heut den Weg uns ſparen.

Febronia.

Seid ihr ſo gewiß der Hülfe?
Mich ſchreckt euer freudger Anruf,
und es miſcht ſich in mein Hoffen
düſtre, grauenvolle Ahnung.

Hexe.

Seid getroſt, ich weis ein Mittel

euch den Flüchtgen feſt zu bannen,
und es braucht nicht vieler Künſte,
ſchnell und leicht gethan iſt Alles.
Liebt ihr wol den ſchönen Mann
ſo, daß ihr es möchtet tragen,
eurem reichen Schmuck der Schönheit
Tag und Wochen zu entſagen?

Zebronia.

Kannſt du zweifeln, ob ich's möchte?
Theuer iſt mir ſolche Wandlung:
Nimm mir jeden Reiz, für Liebe
trag ich gern ſo ſüße Armuth.

Hexe.

Ganz ſollt ihr euch nicht entäußern.
Gebt nur eignen Reiz für andern:
Laßt mich euch zu der Geliebten,
zu Hyolda umgeſtalten.

Zebronia.

Kannſt du das? Wird er mich lieben
in der täuſchenden Verwandlung?
Wandelt ſich mit meinem Anblick
auch zu Gunſt in ihm die Abgunſt?

Nein, wenn er zu mir ſich wendet,
in der feurigen Umarmung,
liebt er doch in mir Hyolda
nur, des fremden Reizes Abdruck.

Blanka.

Sei nicht ſo genau und wählig!
Aenderteſt du doch den Anzug,
wenn's der Freund von dir begehrte.
Nimmer weiß ich, daß du's abſchlugſt.
Was du oft gethan, weil Mode
dir es rieth, oft auch Gefallſucht.
Warum ſcheuſt du jetzt für Liebe
deines Anſehns Umgeſtaltung?

Febronia.

Scheuen wollt' ich nicht Gefahren,
würd' es wieder ganz wie vormals,
und weil du es ſelbſt gerathen,
nehm' ich die Geſtalt Hyolda's.
Doch, wie kann ich ſie erreichen,
die ſo hoch an Reiz hervorſtralt?
Wie gewinn ich ſolche Anmuth,
ſolcher Stimme ſüßen Wohlklang?

Here.

Daß uns solches Werk gelinge,
müßt ihr selbst es ernstlich wollen.
Ohne Willens Kraft und Stärke
ist des Zaubers Macht verloren.
Habt ihr jetzt von diesem Tranke
wenig Tropfen nur gekostet,
dann verbergt, in euren Haaren
eingeflochten, diese Locke.
Eilt nun schnell, als rief euch Liebe
— ob's euch schwer dünkt — zu Hyolden,
und mit ihr als einer Schwester
müßt ihr zärtlich tändelnd kosen.
Gleich als wärt ihr selbst der Buhler,
sparet nicht die Schmeichelworte,
in die Augen saugt ihr Bildniß,
spielt im blonden Gold der Locken,
küßt des Mundes zarten Purpur
und der Wangen junge Rosen,
und mit liebender Umarmung
sei sie oft von euch umschlossen.
In euch wird aus ihrem Herzen
so der Lebensgeist ergossen,
und er formt sich euer Bildniß

nach dem Vorbild von Hyolda,
ähnlich, als wärt ihr ein gleiches
Zwillingschwesterpaar geboren.
Bald könnt ihr auch selbst gewahren,
ob das Bildniß wohl getroffen,
wenn das braune Haar sich wandelt
in Hyolda's goldne Locken;
eilt dann fort, ihr werdet sicher
Mutter Baubo's Künste loben.
Aber laßt das fremde Haar
stets dem euren eingeflochten;
raubt Gewalt es oder Liebe,
ist des Zaubers Kraft verloren.

Zebronia.

Wunderbar ist solch Beginnen,
doch ich bin euch gern gehorsam.
Gebt den Trank, gebt mir die Locke,
nichts ist mir gleich ihnen kostbar.
Nehmt dies Gold! Gewiß ich zürne
selbst auf meines Dankes Ohnmacht,
denn so mächtge Kunst und Hülfe
ist mit Schätzen nicht belohnbar.
Und das seid gewiß: die Locke

wahr ich als ein Kleinod sorgsam:
Wunderbar belebt der Trank mich!
Flugs nun eil' ich zu Hyalda.

ab mit Blanka.

Here.

Hahaha! das braust,
das jubelt, das saust,
und Baubo von beiden gedoppelt schmaust.

Bärbel.

Ja, wenn's gelingt
das Teufelsding!
's ist viel gewagt,
hast's schlecht bedacht,
hätt's anders gemacht.

Here.

Was soll der Brei?
Ist klüger das Ei?

Bärbel.

So lang sie roh
hat's keine Noth,
aber wenn das Weib
in fremdem Leib

zum Teufel geht,
weißt, was drauf ſteht?

Here.

Poz Urian!
Nun denk ich dran.
Au weh, au weh,
's juckt Daum und Zeh.
Du Katzengeſicht,
was hinderſt du's nicht?

Bärbel.

Ihr jagt uns ja fort,
ſpricht eine ein Wort!
Seid ſonſt ja klug,
wißt allein genug.

Here.

's geht ſicher jetzt
mit mir zuletzt.
Muß ſehn, wie ich's wende,
ſonſt bin ich am Ende.
Das bringt mir Noth,
wol gar den Tod.

6.

Brunnen im Walde.

Cardenio. Lysander.

Cardenio.

Es muß sich bald bewähren, ob sie Wahrheit
zu mir gesprochen, oder schnöden Trug.
Die Zeit ist da, wo meiner Liebeskrankheit
aus hoher Schönheit reinem Wunderquell
die langersehnte Labung rinnen soll.
Hier soll ich harren auf mein süßes Stück! —
Was half der Hexe wol so grober Trug?
Ich wendete die mächtige Begierde,
aus Lieb' in Haß und Racheglut verkehrt,
jetzt gegen sie, und stieß das alte Scheusal
mit allem Zauberkram hinab zur Hölle.
Vielleicht ist's nicht so spät: die Ungeduld
greift stets zuvor dem trägen Schritt der Zeit —
Ha, sieh! Weht nicht Hyolda's Schleier dort?
Sie kommt, sie naht! fort, fort! laß mich allein.
Sie naht, die ich mit wildem Schmerz erwarte.

Lyſander.

Beſinn' dich doch, es iſt Febronia.

Cardenio.

Febronia? was will die hier? Iſt's Spott
der alten Hexe, oder böſer Zufall?

Lyſander.

Ein böſer nicht, ein warnender vielleicht.
— Sei uns gegrüßt, holdſelige Dryade!

Cardenio.

Bei meinem Zorn, ſei ſtill, was ſoll ſie hier?

Lyſander.

Sei unbeſorgt! Sie eilt, und wendet nicht
den flüchtgen Blick nach uns.

Cardenio.

Was ſucht ſie hier?

Lyſander.

Dort öffnet ſie das Haus Hyelda's. Richtig,
ſie geht hinein.

Cardenio.

Verdammt! nun hält ſie mir
den langerſehnten Augenblick noch auf!

Lyſander.

Das macht dein Tollkopf. Hätt'ſt du nicht gewehrt,
ich rief ſie her; für dich war's keine Störung:
Wenn deine Göttin kam, ſo zog ich koſend
die holde Nymfe fort zum Siz der Liebe.

Cardenio.

Elender! wagſt du dich, ſo freches Wort
von dieſem reinen Engelsbild zu ſprechen?

Lyſander.

Ich meine nicht Hyelda.

Cardenio.

Von Zebrenien
ſollſt du mit tiefer Achtung ſprechen, Menſch!

Lyſander.

Nun ſeh mir einer ſolches Wunder an!
Harrt hier des neuen Liebchens, und dabei
wär er im Stand, um's alte ſich zu ſchlagen.

Cardenio.

Und thut's, wenn du ein halbes Wort noch wagſt.
Was iſt die Zeit?

Lyſander.

Der Nachmittag iſt eben
drei Stunden alt. Die Hexe hält vielleicht

vornehmen Herren gleich, zu Abend Mittag.
Dann haben wir noch lange nichts verſaumt,
und können Mittagsruh vor Mittag halten.

Cardenio.

Die Mittagsſtunde hat ſie mir genannt,
und dieſen Platz, den kühlſten dieſes Hains.
Soll mir des Glücks koſtbare kurze Zeit
vorübergehn, ſo ungenutzt und leer?
Ich eile hin zu ihr, ich muß ſie ſehn!

Lyſander.

Jebronia iſt dort.

Cardenio.

Ich ſcheuche ſie:
der Zauber giebt mir Muth, Alles zu wagen.

ab.

7.

Hyolda's Wohnung.

Hyolda. Zebronia.

Hyolda.

Mein ſüßes Mädchen, wie ſo wunderbar
du mich bewegſt mit deiner holden Rede!
Wir ſahen uns, ſo dünkt es mich, wol niemals,
doch iſt als bänd mich alte Kinderfreundſchaft
ſeit langer Zeit an dich. Fühlſt du das auch
ſo gegen mich? Ich hört' es gern von dir.

Zebronia.

Mich zieht es an dich, wie mit Liebeszauber.
So muß es Schweſtern ſeyn. Heil mir, daß heut
ich nicht dem Drange widerſtand, der mich
zu dir unwiderſtehlich mächtig zog.

Hyolda.

Es war der Schweſterliche zarte Ahndung.

Zebronia.

Nein, ſüße Schweſter; jetzt wol hält mich Liebe
in deinen Arm, an deine Bruſt gebannt,

doch früher war's ein wilder Trieb. Erſchrick nicht
mein ſanfter Schutzgeiſt. Einſt, wenn deine Schweſter
ſich glücklich fühlt, geſteht ſie alles dir.
Nicht wahr, du zürnſt auch nicht mit mir, wenn ich
aus deiner Liebe mir mein Glück bereite?
Man ſagt, wen Engel lieben, dem erblühn
auch dieſes irdſchen Lebens ſchönſte Blüten:
So wird auch mir, aus deiner ſüßen Liebe
ein wunderbar, geheimnißvolles Glück.
Zürnſt du darum?

Hyelda.

Du holde Schwärmerin!
Sieh mir ins Auge; biſt du nicht zu jung
der Augen ſtumme Sprache zu vernehmen,
und tief hinein durch dieſe lichten Pforten
in eines Herzens Heiligthum zu ſchaun;
ſo ſieh den frohen Geiſt der Schweſterliebe,
wie er ſich ſehnt im Kuß dir auszuſprechen,
was Wort' und Töne genügend nicht bezeichnen.
O könnt' ich dich mit tauſend Herzen lieben,
wenn meiner Lieb' ein Glück für dich entkeimt.
Du haſt mich wunderbar an dich gezogen,
mir iſt's als würd' ich eins mit dir. Dein Glück

dünkt mich das meine, nicht durch Antheil bloß,
der mit der Freundin selbst sich glücklich fühlt,
in dir, in deinem Selbst schein ich's zu fühlen.

Febronia.

Es naht mir auch mein Glück! So sicher fühl' ich's,
als daß mein Haupt an deine Brust sich schmiegt.

Hyolda.

Wie wunderbar! Indem ich dich umfange,
wird mir, als wärst du Schwester mir in Wahrheit;
mein eignes Bild glaub' ich in dir zu sehn,
und selbst in deiner Stimme, dünkt es mich,
hör ich die meine schöner wiedertönen.
So hat die junge Freundschaft innig uns
in wenigen Minuten schon vereint.

Febronia.

O seliges Glück, wenn alles Fremde weicht!
Mich dünkt es auch, als wollte die Natur
durch äußre Gleichheit unsern Bund besiegeln.

Hyolda.

Du siehst es auch? So ist es wol gewiß!
Dem eignen Sinne wollt ich nicht vertraun,
denn Wünsche täuschen leicht, und wunderbar

fühl' ich mich kraftlos, und die Augen ſenken
die Wimper, wie von nahem Schlaf befangen.

Febronia.

An meine Bruſt, du holdes, liebes Haupt!

Hyolda.

Iſt das dein Haar, das auf der Bruſt ſich ringelt?

Febronia.

Das meine: hindert's dich? — Wirf es zurück!

Hyolda.

Die lieben Locken! — ſind ja blond, wie meine;
ich hielt dich erſt für braun. — Welch ſchönes Haar!
In ſeiner Fülle ſchien es dunkler mir,
doch iſt es blond, als hätt' ein Gnom ſein Gold
von dieſen ſeidnen Ringeln abgelauſcht. —
Wer ſpricht doch draußen! Ungelegne Störung!

Febronia.

Cardenio's Stimme!

Hyolda.

Kennſt du den Cardenio?

Febronia.

Ich kenn' ihn, ja.

Hyolda.

Ich bitt' dich, weis' ihn ab.
Ich wünsche nicht, daß er mein Haus besuche,
besonders jetzt, wo Lucian im Feld.
Willst du mir den Gefallen wol erzeigen?
Ich bin nicht wohl, du kannst's in Wahrheit sagen,
in jenem Zimmer leg ich mich aufs Ruhbett,
wenn du ihn abgefertigt, komm mir nach.

Febronia.

Ich geh mit dir, mein krankes Schwesterchen.

Hyolda.

Du tiefes blaues Aug, wie lieb du blickst!

beide ab, Cardenio tritt ein.

Cardenio.

Das Zimmer leer? — und draußen wehrt man mir
beinah den Eintritt! — Dennoch soll ich glauben?
Verfluchte Gauklerin! — Wie konnt' ich Thor
aus solcher Hand ein solches Kleinod hoffen!
Still! draußen regt sich's — Ob die Thür' ich öffne?
Es nahn sich Schritte — wär's vielleicht sie selbst?

Febronia kommt zurück in Hyolda's Gestalt.

Febronia bei Seite.

Jetzt halte dich, mein Herz! zersprenge nicht

gleich

gleich ungeduldgem Roß, wenn es der Heimath
ſich wieder naht, vor wilder Luſt den Zügel. —
Was führt euch her zu mir, Cardenio?

Cardenio.

Was einen Kranken aus des Zimmers Oede
zum heitern Licht der goldnen Sonne führt.
An ihren Stralen hofft er zu geneſen.

Zebronia.

Seid ihr ſo krank, ſo möcht' ich Sonne ſeyn
um euch zu heilen — Sprach ich wol zu viel? —

Cardenio.

So laßt zu euren Füßen mich geſunden,
in euren Armen gebt mir Seligkeit!

Zebronia.

Zurück! was wagt ihr? ziemt dem Kranken das?

Cardenio.

Der Liebesgöttin Mund heilt ſolche Krankheit.
Und von dem ſüßen Lebensquell verjagt
mich keine Macht. Mit Himmel und mit Hölle
kämpf' ich um dieſen köſtlichen Beſitz.

Zebronia.

Mich fragt ihr nicht, ob ſolchen Herrn ich dulde?

Cardenio.

Du ſüßer Mund gabſt ja mir küſſend Antwort:
Dein Ritter ſoll ich ſeyn, du meine Herrin.

Febronia.

Der Kuß war ſtumm, du haſt ihn falſch gedeutet.

Cardenio.

So frag ich ihn zum zweiten, drittenmal —
Er ſpricht daſſelbe. Dieſen Göttermund,
was nennt' er anders, als das Glück der Liebe?

Febronia.

Ein kurzes Glück! Oft wandelt ſich's in Schmerz,
wie Morgenroth in ſchwarzes Sturmgewölk!

Cardenio.

Willſt du in Leid es wandeln?

Febronia.

Niemals, niemals!

Cardenio.

Du haſt's geſprochen: Niemals, niemals endet
mein Liebesglück, ich bin der Welt geſtorben,
und, ſeligen Geiſtern gleich, leb' ich bei dir
in deinem Himmel ewges Götterleben,
Hyolda, ſüßes, zartes Engelbild!

— du wendeſt dich, du ſtiehſt aus meinem Arm? —
O Hölle! — kurzes Glück! — du ſagteſt wahr!

Febronia.

Verlaß mich!

Cardenio.

Dich verlaſſen? jetzt verlaſſen?
Welch böſer Geiſt verdunkelt mir mein Glück!
Warum auf einmal dieſes Aug' in Thränen?
Mein ſanftes Mädchen, darf die dunkle Wolke
des Grams auf dieſen blauen Himmeln ſchweben?
Laß ſie der Liebe Sonnenblick verſcheuchen!
So — lächle wieder! — ſieh, die Wolke ſchwindet,
ein Kuß, und ganz biſt du jetzt wieder mein.
Sprich, was bewegte dich ſo ſchnell, ſo tief?

Febronia.

Frag' nicht danach: ich möcht' es gern vergeſſen.
Es zieht mich ja von dir, denk' ich daran.

Cardenio.

Vergiß es ganz, mein zartes, holdes Mädchen,
und denke bloß, daß du mich liebſt.

Febronia.

Dich lieb' ich!

Cardenio.

O ſing noch einmal, meine Nachtigall,
Du ſüße, liebe Sängerin, Hyolda!

Zebronia.

Cardenio, ich bitte dich, verlaß mich!

Cardenio.

Schon wieder fern von mir? Ich faſſ' es nicht!
Was ſtrebſt unwillig du von mir hinweg?
Sprach ich ein Wort, das zarte Liebe ſcheuet?
Hyolda, meine liebliche Hyolda,
iſt meiner Liebe Melodie verſtummt?

Zebronia.

Laß mich allein! Leicht würden wir verrathen.

Cardenio.

Ich fürchte nichts. Mag Welt und Himmel hören,
daß mich Hyolda liebt! Ich weiß die Braut
zu ſchützen und mir tapfer zu erkämpfen.
Drum hab' ich kein Geheimniß zu bewahren.

Zebronia.

Ich bitte dich, wenn du mich liebſt, verlaß mich.
Um meinetwillen ſchone mein Geheimniß,
ſelbſt hier darfſt du mich ferner nicht mehr finden.

Cardenio.

Nicht hier? wo ſonſt?

Febronia.

Am Waldhorn, wo ich heut . . .

Cardenio.

Du warſt am Waldhorn?

Febronia.

Himmel was verrieth ich!

Cardenio.

Was beſtürzt dich, Liebchen?

Febronia.

Kühlung ſucht' ich dort.

Cardenio.

So warſt du's wirklich?

Febronia.

Haſt du mich geſehn?

Cardenio.

O Blindheit, die mein Glück verzögerte!
Darf ich es glauben, daß du mich geſucht?
Du liebevolles, himmelſchönes Mädchen!
Und ich, verblendet, mein' in dir Febronien
zu ſehn, und zürne, wo ich jubeln ſollte.

Febronia.

Sie iſt — ſo hört' ich — mir nicht ganz unähnlich.

Cardenio.

Dir? — Ganz vielmehr von dir verſchieden. Ganz!
Schön ſeid ihr beide, darin ſeid ihr gleich;
doch ſanftrer Reiz iſt dein, du ſchöne Heilge.
Dein blaues Aug' iſt klarer Tageshimmel,
dein Lockengold der Mittagſonne Licht:
Wie Stern' in ſchwarzer Nacht ſind Jener Augen,
und dunkles Haar umwallt ſie wie Gewölk.
Unmöglich faſt iſt Täuſchung.

Febronia.

Doch galt heute
die Eine für die Andre dir.

Cardenio.

Was thut das?
Biſt du doch mein, hab' ich doch deine Liebe!

Febronia.

Genügt dir das?

Cardenio.

Es hebt zu Göttern mich.

Jebronia.

So nimm den Abſchiedkuß, mein ſüßes Leben:
Vergiß den Waldbern nicht. Jetzt fort, fort, eilig!

Cardenio.

Ich geh. Ob träumend oder wachend, weiß ich's?

ab.

Jebronia allein.

Ich hab' ihn wieder! — Ich? — ich hab' ihn nicht!
Hat mir ſein Kuß, ſein Liebeswort gegolten? —
Bin ich's die ſeiner Liebe Blüten bricht?
Mein falſches Bild — der Schatten von Hyolden! —
Was hilft es mir, daß ich den Schein errang?
Iſt mir geſtillt der Liebe heiſſer Drang?
In Liebesſchmerzen wär ich fromm geſtorben;
Nur Schuld hab' ich und neue Qual erworben!

geht ab.

8.

Hexenwohnung.

Cardenio. Die Hexe.

Cardenio.

Ihr habt gelöſ't das mir gegebne Wort,
Hyolda war an dem beſtimmten Ort.
Errungen hab' ich ihres Herzens Gunſt,
verſprochnen Lohn auch zoll' ich eurer Kunſt.
Nun hört: ich finde Ruh nicht Tag nicht Nacht,
bis ich zu meiner Gattin ſie gemacht.
Drum müſt ihr mir des Zaubers Kraft erneun,
dann ſoll euch doppelt reicher Lohn erfreun.

Hexe.

Das kann ich wol, doch es bekäm mir ſchlecht,
wenn ihr mir nicht mit Hand und Mund verſprecht,
— ich weiß ihr Herrn ſeid oft vor Liebe toll —
daß euer Liebchen eh'r nicht ſterben ſoll,
bis die Magie, die euch mit ihr verband,
zuvor gelöſet ward durch meine Hand.

Cardenio.

Was fällt euch ein? Aus welchem Winkel droht
dem holden Leben Krankheit oder Tod?

Here.

Man weiß doch nicht! Ein altes Sprichwort ſagt:
Viel beſſer iſt bewahret als beklagt.
Ihr könntet wol in toller Eiferſucht
verzweifeln an des holden Kindes Zucht.
Da könnt' im Zorn ein Unglück leicht geſchehn,
daß uns hernach die Augen übergehn.

Cardenio.

Wann ward der Teufel ſo gewiſſenhaft?
Ich geh es ein, doch haltet mir die Kraft
des Liebeszaubers, daß er nicht entweicht,
bis uns der Tod die ſcharfe Hippe zeigt.

ab.

9.

Vor Luciens Zelt.

Lucian. Marino.

Lucian.

Nun, tapfrer Kriegsgeſell, bereiteſt du
dich auch zur Rückkehr nach der lieben Heimath?
Das waren heiße Tage, voll von Blut
und blutentſproßnem, ſieggekröntem Ruhm.

Marino.

Das waren sie, ich wollt, sie wären noch!
In freier Luft fühlt sich die Klinge wohl,
rauscht gern im Sturm und blitzt im Sonnenlicht,
mag ungern nur im engen Häuslein ruhn:
So geht mir's auch. Möcht lieber im Gefecht
mich länger tummeln, als zum Hause ziehn.

Lucian.

Du braver Degen, glaub' dir's wol, du findest
daheim ein leeres Haus. Kein zartes Liebchen
lauscht an dem Fenster, harrt am Pförtchen dein.
Du lachst? blüht dir vielleicht dein Glück im Stillen?

Marino.

Soll ich nicht lachen? Mein zernarbtes Antlitz,
das Feindesklingen manches Jahr gestreichelt,
das wär' ein Fund für zarte Frauenhände!

Lucian.

Des Helden Narben liebt ein braves Weib.
Sie sind die leserlichste Schrift des Ruhmes.
Ich habe brav gekämpft, du weißt es selbst,
doch theurer als des Königs Gnadenzeichen,
ist mir des Kampfes Denkmal auf der Stirn,
und lieber zeig' ich's meiner Braut als jenes.

Marino.

Der Braut? So! alſo bleibt es bei der Heirath?

Lucian.

Nun freilich! Haſt du je daran gezweifelt?

Marino.

Das eben nicht. Du ſprichſt doch von Hyolda?

Lucian.

Zum Teufel, ja! Was willſt du mit der Frage?

Marino.

Ich mag gern ehrlich ſprechen, mag auch wieder
nicht Feuer ſchüren, wo's mein Amt nicht iſt.
Doch, halb iſt mir das Wort entflohn, und halb
darf weder That noch Wort des Mannes ſeyn.
Man munkelt, deine Braut heg' andre Liebe.

Lucian.

Beweiſ' das mit der Klinge.

Marino.

Bin's zufrieden,
ſobald wir mit dem Wort' erſt fertig ſind.

Lucian.

Vollend' es ſchnell!

Marino.

Man ſagt, Cardenio . . .

Lucian.

Cardenio?

Marino.

Dieſer ſagt man buhlt mit ihr.

Lucian.

Gehört noch mehr zum Wort?

Marino.

Nun kommt die That.

Lucian.

So zieh dein Schwert!

Marino.

Das iſt die zweite Hälfte.
Zuerſt zieh heim, und forſch' ob ich gelogen;
Was dann noch dunkel bleibt, erklärt die Klinge.

Lucian.

Er liebte ſie ſchon längſt! Wär's ihm gelungen,
da ich entfernt, ihr ſchmeichleriſch zu nahn?
Marino!

Marino.

Was?

Lucian.

Zieh mit mir, hilf mir forſchen,
und theile dann der Rache Luſt mit mir,
die einz'ge Luſt, die noch das Leben bietet.

Marino.

Es ſei.

Lucian.

Doch tummle dich.

Marino.

Mein Mantelſack
iſt ſchnell gepackt, mein Roß ſehr bald geſattelt.
Mehr brauch' ich nicht. Du findeſt mich bereit.

ab.

Lucian.

Er ſieht nicht aus, als hört' er auf Geſchwätz.
Und doch — Unmöglich iſt es, unbegreiflich!
Hyolda treulos! darf ſich die Verläumdung
an eines Engels reine Unſchuld wagen?
Nein, nein! — Und wagt ſich das Gerücht daran,
iſt's dann Verläumdung? — Holla, Gonzalez!

Gonzalez kommt.

Wir ziehen morgen heim.

Gonzalez.

Schon morgen?

Lucian.

Ja! —
Auch an gesunder Blüte nagt der Wurm.
— Bereite alles, ordne das Gepäck,
die Schaaren sollen fertig seyn zum Aufbruch —
Es kann nicht seyn, drum ist es sicher nicht.
Kenn' ich sie besser nicht als das Gerücht?
Von wem spricht dieses gut? Der Schatten wird
zum Fehler, dieser wächst zur Riesengröße
von solchem giftgen Hauch und wird Verbrechen.
Und alles ist ein Schatten, ein Gespenst,
nicht wirklicher als ein Gebild im Spiegel,
in dem die Larve, Mißgunst, sich beschaut.
— Mit Tages Anbruch halt' die Rosse fertig,
Marino zieht mit uns. — Ich will es lösen
das grause Räthsel, das die arge Sphinx,
Verläumdung, ausfann, und das Ungeheuer
soll grinsend in ohnmächtgem Grimm zerbersten.

10.

Waldbrunnen.

Febronia. Cardenio.

Febronia, in Hyelda's Gestalt.

Laß ab, du lieber Schmeichler! Sieh schon röthen
des Abendhimmels Wangen sich vor Schaam,
daß beim Geliebten noch die Jungfrau weilt.

Cardenio.

Wie sagst du? Nein, sie glühn gerechten Zorn,
daß nun, wo Dämmrung alles mild vereinet,
das spröde Mädchen vom Geliebten eilt.

Febronia.

Wie gern mit dir wacht' ich den Tag herauf!
Zu gut nur weißt du, wie dein holdes Bitten
des Willens gernbezwungne Kraft mir bändigt.
Drum bitt' ich dich, laß ab, mein süßer Liebling.
Du mußt nicht schmeicheln: sei mir etwas streng
im letzten Augenblick. Sei nicht so freundlich,
daß nicht der Abschied mich zu bitter schmerzt.

Cardenio.

Wie du ſo lieb biſt, meine zarte Braut,
ſo ſanft und mild, und doch ſo warm und glühend! —
So blond Gelock wär' andren Mädchen nur
ein Liebesnetz, dir wird's zum Diadem,
das golden deine Herrſcherſtirn umſchließt:
Mein zartes Mädchen, meine Königin!

Febronia.

Du ſollſt nicht ſchmeicheln.

Cardenio.

Iſt's denn meine Schuld,
wenn meiner Göttin Nähe jedes Wort,
was Andern ſchmeichelt, ſchnell in Wahrheit wandelt,
weil jeder Reiz ſich freut an ihr zu prangen? —
Es liebt wol Sanftmuth, taubenhafte Milde
und zartes Sinns begeiſtrungvolle Andacht
aus blauem Aug' zum blaugewölbten Himmel
der frommen Seele heilgen Blick zu tragen,
doch ſolcher Geiſt, der, Adlern gleich, der Sonne
das königliche Aug' entgegenträgt,
der bald ins Innerſte des Herzens dringt,
und dort ein ewges Opfer ſich entzündet,
bald mit des Witzes ſchnellbewegter Fackel

ein

ein neckend Licht auf ernſte Dinge blitzt,
pflegt ſonſt aus dunklem Spiegel nur zu glänzen.
In dir allein wohnt beides ungetrennt:
In deines Augs azurnen Himmel bauten
andächtge Heilge ſich den frommen Dom,
und frohe Götter jeden Freudentempel.

Febronia.

Du ſcheinſt den dunklen Augen doch nicht abhold.
Febronia — mich dünkt, du ſagteſt mir's —
hat ſolche Augen — nicht? — und dunkles Haar?

Cardenio.

Von ſeltner Schönheit beides.

Febronia.

Wirklich ſchön?

Cardenio.

Nur du biſt ſchöner. Was dem blauen Aug',
den blonden Locken eignet, iſt bei dir
um vieles herrlicher — du biſt Febronia . . .
Was deckſt du mir dein liebes Angeſicht?

Febronia.

Du ſagſt, ich bin Febronia. Weißt du das?

Cardenio.

So ſagt' ich, ja, mein ſüßes Mädchen. Zürne

darum mir nicht. Du bist Febronia
in holder Sanftmuth schönem Heilgenschein.
Wenn ich dich höre, wie du mit mir kosest,
wenn Liebesworte du wie Flammen hauchst,
erzittr' ich oft, vor solcher Aehnlichkeit.
So liebend, so voll innrer Glut war sie.

Febronia.

Das sagst du mir?

Cardenio.

Du weißt, was sie mir war.
Könnt'st du mich lieben, schmäht' ich früh're Liebe?
bliebt sie nicht theuer mir so lang ich athme?

Febronia.

Liebst du sie noch?

Cardenio.

Du nur bist meine Liebe.

Febronia.

Ich wehr' es nicht, mein liebes, treues Herz!
Bist mir nicht treulos, wenn du jene liebst.

Cardenio.

Du weinst?

Febronia.

Febronia weint, und ich mit ihr.

Cardenio.

Mein ſanftes Mädchen!

Febronia.

Nenne mich Febronia!
Ich weinte mit ihr, will mit ihr mich tröſten.
Schlag mir's nicht ab.

Cardenio.

Du liebe Schwärmerin!
Febronia, mein Liebchen, meine Braut,
o weine nicht, du liebliche Febronia!
Wie gleichſt du ihr, der Schweſter, ſüßes Mädchen.
Noch nicht getröſtet, immer noch in Thränen
Febronia?

Febronia.

Iſt dir der Name lieb?
Gieb mir ihn immer! nicht Hyolda mehr,
Febronia will ich ſeyn, da du ſie liebſt.
Wie konnteſt du die Liebende betrüben!

Cardenio.

Ich war nicht treulos.

Febronia.

Sie gewiß noch minder.
Schien ſie's vielleicht?

Cardenio.

Sie? dieſe zarte Knospe?
von keiner Luft berührt, vom Licht des Mondes
kaum noch beſtralt? Nicht Engel lieben reiner!

Febronia.

Und doch?

Cardenio.

Ein unglückſeliges Miſsgeſchick
ſtraft oft an Kindern, was ſie nicht verbrochen.

Febronia.

Nicht eigne Schuld büßt alſo die Verlaßne?

Cardenio.

Wie käm die Schuld in einer Heilgen Bruſt!

Febronia.

O Dank! dies Wort giebt neues Leben mir.

Cardenio.

Wie ſeltſam doch bewegt dich jene Fremde!

Febronia.

Iſt ſie mir fremd? dieſelbe Lebensflamme
brennt in uns beiden; Eine Liebesglut.
Doch, war's wol recht, mein liebſtes Herz, daß du
ihr ſtreng verheelſt, was dich von ihr geſchieden?

Cardenio.

Sie ſoll es wiſſen, wenn die Zeit erſcheint,
wo dieſes Wort, das mich, den Mann, erſchüttert,
mit leiſerm Schmerz die zarte Bruſt berührt.
Sind wir erſt ganz vereint, und lernt ſie dich
als Schweſter, mich als Bruder, ſanfter lieben,
dann nenn' ich einſt in feierlicher Stunde,
das Trennungswort, das dann uns doppelt bindet.

Febronia.

So warſt du treulos nicht! Wirſt mir's auch nie,
und liebſt in mir die liebende Febronia.
O, ſag mir alles, was an ihr du liebteſt,
du ſollſt gewiß an mir es wieder finden,
bis auf der Locken nächtlich braune Fülle,
und ihrer Augen dunkle Liebesflammen,
die ſiehſt du nicht mehr, die ſind umgetauſcht.

Cardenio.

Hyolda!

Febronia.

Nein, ſo ſollſt du mich nicht nennen.
Ich will Febronia ſeyn, du ließeſt ungern
von ihr, du nanntes ſelbſt es Mißgeſchick.
So bilde dir denn ein, ich ſei Febronia.

und liebe treu die frühe Liebe fort.
Die erste Liebe ist ja einzig Liebe.

Cardenio.

Bin ich der erste dir, mein süßes Mädchen?
War Lucian....

Febronia.

O, weg mit diesem Namen!
Schon darum mag ich nicht Hyolda seyn:
Du denkst an Lucian, und wahrlich, wahrlich,
fremd ist er mir, so fremd, als nur ein Fremdling
mir seyn kann, niemals hab' ich ihn geliebt.
Du warst der erste Liebling meiner Brust,
und deine erste Liebe will ich heißen.

Cardenio.

So sei mein erstes Liebchen: sei Febronia!

Febronia.

O süßes, süßes Glück! — Nun brich mein Herz!

Cardenio.

Was ist dir Liebe? — wie du mich erschreckst!
Sei nicht so heftig, liebe zarte Seele!

Febronia.

Es ist vorüber, deiner vollen Liebe
fühlt' ich mich sicher. Es war süßes Weh —

Sieh, wie es dunkel wird. Jetzt soll ich scheiden,
wo du mit neuen Banden mich gefangen.

Cardenio.

Bleib noch! Wir dürfen heut schon etwas wagen:
Es ist das letztemal, daß wir uns trennen.

Febronia.

Das letztemal? Wie böse Worte sprichst du!
O, scherze nicht mit so furchtbarem Wort!

Cardenio.

Nimm's nicht so ernst, mein Liebchen, denk' es froh.
Du willst ja selbst, daß ich schon morgen reise,
in fernem Land die Wohnung uns zu wählen.

Febronia.

Wie gut du bist! Gewiß es taugt uns nicht
in dieser Stadt zu bleiben, wo so Manches
der Liebe schönes Glück uns stören könnte.

Cardenio.

Du fürchtest Lucian, ich weiß es wol.

Febronia.

Ich fürcht' ihn nicht. Doch warum soll man wagen,
wo nichts gewonnen wird, als nur Verdruß?
Wer aufsucht, was er meiden kann, der frevelt,
und Frevel hat das Unglück zum Gefolg.

Cardenio.

Bist eines Kriegers Braut und sprichst so furchtsam.

Febronia.

Bin deine Braut; mein Krieger wird mich schützen,
wo Schwert entscheidet. Wo es Warnung gilt,
da hört der Krieger gern das treue Wort.

Cardenio.

So that ich auch, und alles ist bereitet,
wie meine treue Warnerin geboten:
Durch Briefe ward das Meiste schon besorgt,
auch mancher Diener ist voraus geeilt,
doch besser ist, mit eignen Augen sehn,
als fremder Meinung alles überlassen.
Denn würdig nicht allein so theures Gastes,
soll meine Wohnung meine Braut empfangen,
darbieten soll sie Alles was das Leben
bequem erheitert und gefällig schmückt.
Sei's königliche Pracht, sei's ländlich Spiel,
es soll zu deinem Dienst sich schön vereinen.
Drum muß ich selbst der Diener Werk betrachten,
ob auch der Pracht die Anmuth sich vermählt.

Febronia.

Du holder Liebling! Führe mich nur bald

aus dieſer Gegend. Ach du glaubſt es nicht,
wie bange Ahndung überall mich anweht.

Cardenio.

In wenig Wochen kann ich es vollenden.

Febronia.

Doch Wochen? ach ein Tag kann manches ändern.

Cardenio.

Mit Liebesſehnſucht förder' ich meinen Lauf.

Febronia.

Ach, Unglück ſchreitet ſo neller als die Liebe.

Cardenio.

Wenn du mich liebſt, laß dieſes bange Ahnden:
wie ſoll ich gehn, laß ich dich ſo zurück.

Febronia.

Ich will mich faſſen. Lebe wohl Geliebter.

Cardenio.

Leb wohl mein Leben, meine Braut, Hyolda!

Febronia.

Den Namen nicht! mich dünkt, er bringt mir Unglück.
Laß mich doch ſtets dein erſtes Liebchen bleiben,
Hyolda liebt dich nicht, dich liebt Febronia.

Cardenio.

Wie mit dem Schein du tändelst! Gieb mir denn den Abschiedkuß, du liebliche Febronia.

Febronia.

Dort auf dem Scheideweg. Ich seh dir dann noch weit im Mondlicht, lange lange nach.

11.

Hyolda's Zimmer.

Hyolda. Laura.

Hyolda.

Dort blinken Waffen in der Sonne Strahl:
Sie sind's, sie sind's! Der liebe Krieger naht.
Horch! schon vernimmt man ferne Kriegsmusik.
Der Riesenpauke abgemeßner Schlag
hallt dumpf heran, wie Kriegesdonnerschläge.
Jetzt tönt der Schlachttrompete laut Geschmetter voraus. Horch, welch ein wildverworrner Lärm.
Es mißfällt mir, daß der zuerst uns anspricht.
So mag sich's gut dem Feind entgegenziehn,
die Heimath sollte sanftrer Ton begrüßen,

zumal die Mädchen, Frau'n und Kinder, die
ſich liebevoll dem Zug entgegen drängen.
Horch, näher ſchallt's. Wie langſam ſich das fort-
wälzt!
Dem Feind' entgegen fliegt's wie Donnerſturm,
zu Freunden dünkt's euch immer Zeit genug. —
Jetzt Hufſchlag! Reiter ſprengen durch die Straßen.
Bei ihnen iſt gewiß auch Lucian.
Er eilt zu mir. Die Thür iſt doch geöffnet?
Nein, andre waren's! — Er hat nicht viel Eile.

Laura.

Der Dienſt hält oft den regſten Willen auf:
Er wär' gewiß ſchon hier, wär's ihm geſtattet.

Hyolda.

Dort wendet ſich der Zug. Er kommt hieher:
Schon voller ſchallt der Marſch. Wie prächtig tönt's.
Mit welcher Donnerkraft, daß alles Niedre
in jeder Bruſt ſich bückt und ſchweigt, und nur
der Muth die königlichen Schwingen weit
ausbreitet und mit Götterkraft den Menſchen
emporträgt über Furcht, Gefahr und Tod.
Jetzt ſanfte Töne, zart wie junge Liebe:
Erſt Heldenwerk, dann ſüßer Heldenlohn!

Das iſt der Ruf zur Hochzeit, ſprach er ſcheidend. —
Sieh, wie die Krieger von den Roſſen grüßen.
Da hebt die Mutter dem' ein Kind entgegen,
O Laura, ſiehſt du's? Sieh' er ſchüttelt jetzt
auf ſeiner Bruſt das goldne Ehrenzeichen
dem Kinde zu, das tändelnd danach langt.
Wenn Lucian — Ob er wol auf der Bruſt
auch ſolch ein Zeichen trägt? — Wol kaum, es iſt
ſein erſter Feldzug — Himmel! — ja, er iſt's!
Er iſt's, er iſt's! ſieh' an des Haufens Spitze,
er ward Feldhauptmann! Sieh', auf ſeiner Bruſt
das große Ordenszeichen! O, willkommen,
willkommen Lucian, mein junger Held!
— Was iſt das? — blickt er nicht herauf? erkennt
er nicht Hyolda mehr? — Er zieht vorüber!
Was ſoll das? — Keinen Blick? nicht einen Gruß,
den ſeiner Magd der harte Krieger gönnt!
Nein ſolches Wiederſehn begreif' ich nicht!

Laura.

Mein Fräulein, faßt euch. Vieler Augen blicken
zu uns herauf. Bezwingt jetzt den Verdruß.

Hyolda.

Begreifſt du's, Laura?

Laura.

Tretet doch zurück,
ihr seid zu sehr bewegt, ihr zittert, setzt euch.

Hyolda.

Solch Wiedersehn! — Wer hätte das geahndet!
O hättet ihr vor diesem Anblick doch
die Sehkraft ausgeweint, ihr armen Augen!
Sprich Laura — hast du nicht ein einzges Wort?
Sprich doch es war nicht so, er war's nicht selbst.
Tritt an das Fenster, 's war vielleicht ein Andrer,
wie käm er, noch so jung, zu solchen Ehren!
Er konnt's nicht seyn. Gieb Acht, er kommt erst nach,
ganz einfach nur, doch mit der ersten Liebe.

Laura.

Es kommt schon das Gepäck. Sie sind vorüber.

Hyolda.

Besinnst du dich wol auf ein schönes Fräulein,
die, wie mich dünkt, vor nicht gar langer Zeit
mich hier besucht? Ich sah sie niemals wieder.
Wer ist sie wol? ich sprách sie jetzt recht gern.
Sie kommt wol? nicht? ich höre sie ja schon.

Laura.

O Gott mein Fräulein, sprecht ihr wieder so?

In eurer Krankheit, der ihr kaum genesen,
lag stets das schöne Fräulein euch im Sinn,
die niemand kennt, ihr wißt den Namen selbst nicht.
Wie wird euch? Hülfe! Gott! Eilt! Hülfe! Hülfe!

Hyolda wird von ihren Frauen abgeführt.

12.

Gonsalvo's Zimmer.

Lucian. Marino. Gonsalvo.

Marino.

Du bist aus altem, edlem Stamm, mein Bruder,
obschon verarmt, doch adliches Gemüths.
Sprich, bei der tapfern Anherrn Angedenken
beschwör' ich dich, uns jetzt die lautre Wahrheit.
Und hätt'st du früher Wort und Treu gegeben,
der ritterlichen Ehrbarkeit zuwider
zu sprechen, wär's auch um der Frauen Gunst,
so wär das Schmach, die mit dem eignen Blut
du löschen mußt, wenn ritterlich du fühlst;
doch mit der Wahrheit mußt du dich versöhnen.
Sprich, was dir von Hyolda von Jerillos
bekannt, du bist ihr Arzt, du kannst es wissen.

Gonsalvo.

Ich führ' den Degen nicht wie Du, mein Bruder,
doch ritterlich fühlt mein Gemüth, wie deines.
Ich schwör's bei unsrer Ahnen edlem Blut,
du kennst mich, was der Eid mir stets gegolten.
Nach eurem Abzug wenig Tage nur,
vielleicht den andern schon, rief man als Arzt
zu dieser Dame mich. Sie lag danieder
an seltner Krankheit, die ich nicht begriff,
denn ungewöhnlich waren ihre Zeichen.
Sie wandelte mit festgeschloßnen Augen
zu ganzen Tagen still umher, und schien
doch alles wohl zu wissen, was sie that.
Auch that sie nichts was von Verirrung zeugte.
Nur eins war sonderbar von ihr zu hören:
Wenn sie der Wunderschlaf befiel, so träumte
sie laut von einem schönen Fräulein, sprach
mit ihr verständig, ja fast seltsam klug,
sogar von künft'gen, weit entfernten Dingen,
und immer traf, was sie davon gesprochen,
gleich Weissagungen, unausbleiblich ein.

Marine.

Das ist sehr seltsam.

Gonsalvo.

Wol unglaublich wär's.
Drum führt' ich Don Julcado, ihren Beichtger,
den glaubhaft ehrenwerthen Bischof hin.
Der sah mit seinen Augen solches Wunder,
und, weil er tiefer Weisheit wohl erfahren,
so mahnt' er mich an alter Aerzte Brauch
im Heidenthum, die solchen Wunderschlaf
dem Kranken selbst erregten zur Genesung,
auch wol der Zukunft Traum ihm abzufragen.

Marino.

Befreitest du sie bald von solcher Krankheit?

Gonsalvo.

So hoher Kunst rühm' ich mich nicht, mein Bruder.
Ich sorgte blos für Kleidung, Speis' und Trank,
daß Luft, und was den Menschen sonst bedroht,
den kranken Leib nachtheilig nicht berühre.
Durch solche Pfleg' und Gottes starken Beistand
konnt' ich seit gestern endlich ihr gestatten
in ihres Hauses Garten luftzuwandeln.

Lucian.

Seit gestern?

Gonsalvo.

Wol vielleicht etwas zu früh.

Perillo

Perillo schnell eintretend.

Donna Hyolda läßt euch eiligst fordern.

Gonsalvo.

Da seht ihr meine Ahndung; dacht' ich's doch!
Sie bat so sehr. Wer nur den Weibern nachgiebt!

Marino.

Ein Wort noch Bruder!

Gonsalvo.

Nichts! Kommt, kommt ihr Herren!

alle ab.

13.

Wirthshaus.

Cardenio. Lysander.

Cardenio.

Verdammte Zögrung! dauerts lange wol?

Lysander.

Bis morgen mußt du warten, sagt der Schmid.

Cardenio.

Der Pfuscher! Aufschub mitten in der Eil,

und ſo langweilig abgeſchmackter Ort!
Wie heften wir der Zeit wol Flügel an?

Lyſander.

Ich ſchlafe! Schlafend kommt man vogelſchnell
über heut und morgen weg, man weiß nicht, wie?

Cardenio.

Du ſollſt nicht ſchlafen! Plaudre mir was vor:
Ich hör' dich lieber plaudern noch als ſchnarchen.

Lyſander.

Mir fällt was ein. Vorhin, da ich mich unten
nach Speiſ' und Trank erkundge, ſchwatzen drinn
die Mädchen von 'ner klugen Frau, die Künſte
ſoll können trotz den Hexen und Zigeunern.
Sie ſchlägt die Karten, gießt Kaffeeſatz, wahrſagt
aus Stirn und Hand, zeigt Geiſter im Kryſtall,
und was der Wunder ſonſt von ihr ſie rühmten.
Laß dieſe rufen, da giebt's Unterhaltung.

Cardenio.

Ein ſchlechter Spaß; doch beſſer noch als keiner.

Lyſander geht.

Ich hab' das Hexenvolk zur Gnüge ſatt.
Ihr dunkles Werk iſt weſenloſer Schatten,

der, selbst ein Nichts, doch unsers Glückes Knospe,
die sich nach Sonne sehnt, verbleicht und abwelkt.
Der Teufel merkt, nach Astrologenart,
wenn bald ein Glücksgestirn dem Menschen aufgeht,
schlau beut er dann ohnmächtge Hülfe an,
und reizt zu blutger, greuelvoller That,
zu Meuchelmord des liebentglühnden Herzens
den wildempörten Sinn des Menschen auf,
daß mit der Hölle Gift er selbst das Heil
verpeste, das der güt'ge Himmel spendet.
Es hätte ganz des Zaubers nicht bedurft,
verwarf ich nicht der Zauberschwester Rath?
und doch, obgleich die Hölle nicht den Lohn,
den ungeheuern, blutigen, empfing,
ward mir vom Schicksal selbst mein süßes Glück.
Hyolda liebt mich, hätte mich geliebt,
hätt' ich auch nimmer solchen Rath gesucht.
Das göttlichschöne liebevolle Weib!

Lysander zurückkommend.

Ich hab' nach ihr geschickt: Sie soll bald kommen.

Cardenio.

Wen lassen wir uns zeigen?

Lyſander.

Still, ich weiß es.
Du haſt gehört, daß man Febronien
ſeit einger Zeit vermißt.

Cardenio.

Vermißt? Febronien?
Wer ſagt das?

Lyſander.

Weißt du das noch nicht?

Cardenio.

Seit wann?

Lyſander.

Du weißt das nicht? Seit deiner neuen Liebe.

Cardenio.

Wo iſt ſie hin?

Lyſander.

Wer weiß das? Wol entflohn,
aus Schaam, aus Kummer, niemand kann es ſagen.

Cardenio.

Febronia! Hat man nicht überall
nach ihr geforſcht?

Lyſander.

Ja, überall vergebens,
man weiß nicht, weint ſie noch bei Lebenden,
oder hat der Tod die Augen ihr getrocknet.

Cardenio.

Ward ſie vielleicht von frecher Hand geraubt?
Viel Liebeslieder nannten ihren Namen,
und alte Vetteln ſollen oft um Sold
die jungen Mädchen kirren, aus den Häuſern
mit Schmeichelein verlocken, und dem Räuber
hingeben. Finden muß ich dich, Febronia,
du ſeiſt des Räubers, ſeiſt des Grabes Beute!

Lyſander.

Drum, mein' ich, fragen wir die Her' um Rath.

Cardenio.

Die Here? — Gott, o das wär' fürchterlich!
Wär' gräßlich, noch weit mehr als Raub und Tod.
Febronia! Febronia! Ja, du
haſt mich geliebt mit glühend heißem Herzen —
Du blutges, ſchwarzes Höllenungeheuer,
dies Herz hat deine Teufelskunſt gemeint,
Febronia's Herz, zum wilden Liebeszauber!

Haſt du gethan, was mir bei bloßem Wort
zu Eis das bangerſchrockne Blut erſtarrte?
Ja, ja! es iſt, es iſt! Drum liebt ſie jene
zugleich mit mir. O furchtbar grauſe That!
Mein warmes liebevolles Herz — Verfluchte!
Jetzt Hölle, gieb mir Antwort, nenne Martern,
lehr mich den Fluch, der deines Abgrunds Schrecken
und jede Qual in dieſes Scheuſal bannt.

Lyſander.

Biſt du verrückt, Cardenio? Was treibſt du?

Cardenio.

Du liebliches, du zartes Opferlamm!
Die weiße Bruſt von deinem Blute roth,
dein zuckend Herz der Höllenflamme Raub.
O gräßlich, gräßlich! Liebliche Febronia!

Lyſander.

Verſteh ein andrer dein Geſchwätz! Mich ſchwindelt.

Cardenio.

Das iſt die Hülfe, die der Teufel leiſtet!
Verfluchter, hölliſcher Betrug. — Hyolda,
o deine Lieb' iſt theuer mir erkauft!
Darf ich um ſolchen Preis mein Glück behalten?

Wie ahndungvoll verlangt das zarte Mädchen
des theuren Opfers Namen! Ja, du bist
Febronia mir, du trägst Febronia's Herz.
Hu, gräßlich Bild! O zürne nicht Febronia!
So lebst du mir, lebst meiner Liebe noch,
jetzt darf ich dich, mein ſüßes Mädchen, lieben.

Lyſander.

Nun ſag mir endlich, was der Lärm bedeutet!
Biſt du toll, oder ich? Wer von uns beiden?
Da kommt die Alte.

Cardenio.

Schick' ſie fort.

Die Alte.

Wie Herr,
ließt ihr mich rufen, nur um mich zu höhnen?
Seid nicht ſo ſtolz, euch ſteht ein blutges Zeichen
auf eurer Stirn.

Cardenio.

Ich kenn' es ohne dich,
im Herzen ſteht's mit leſerlichen Zügen.
Kannſt du mir zeigen, wen ich ſehen will?

Die Alte.

Lebendg' und Todte, was ihr nur begehrt.

Seht dieſe Kugel von Kryſtall, die ſtellt
euch alles klar und deutlich vor die Augen.

Lyſander.

's iſt Schattenſpiel, Laterna magica.

Die Alte.

Zwar Schatten iſt's, zum Spiele doch zu ernſt.

Lyſander.

Nun ſchmolle nicht! wen willſt du uns denn zeigen?

Alte.

Wen wollt ihr ſehn?

Lyſander.

Muß ich den Namen nennen?

Alte.

Schreibt ihn mit Bleiſtift nur auf Pergament,
haltet's in's Feuer, und gebt mir die Aſche.

Lyſander hat geſchrieben.

Hier.

Alte.

Streut ſie nur auf dieſen Teppich. Kennt ihr
von Angeſicht, wen ihr verlangt?

Lyſander.

Wie dich.

Alte.

Gebt Acht, wenn ich die Kappe vom Kryſtall
erhebe — jetzt ſeid ſtill und kreuzet euch:
Alle guten Geiſter walten!
Aſche ſoll das Wort geſtalten,
durch der guten Geiſter Band:
Aſche, ſprich, wen du genannt.
Wort iſt Geiſt und ruft hervor,
was in Aſche ſich verlor,
Geiſter baun aus Flamm' und Luft,
Waſſerſchaum und Gräberduft.
Aſche trägt des Lebens Spur,
Aſche zeig' uns die Figur
im kryſtallnen Kugelſpiegel
durch der Geiſter Bann und Siegel.
Was ſeht ihr nun? Iſt es, was ihr verlangt?

Cardenio.

Schriebſt du Hyolda? Wunderbar! ihr Bild.
Sie ſitzt und ſchreibt. Wie lächelt ſie ſo ſüß!

Lyſander.

Das iſt ja toll, ich ſchrieb Zebronia.
Das iſt Zebronia nicht, das iſt Hyolda.

Cardenio.

Sehr sonderbar! Kennt sie die Hölle schon
bei diesem Namen? Hölle, ja, du hast
zu diesem Namen selbst sie eingeweiht.

Lysander.

Ich weiß nicht, was du willst. Ich schrieb Zebronia.
Und hier steht klar Hyolda's Bild.

Cardenio.

Hör' Alte!
Es giebt noch eine die den Namen führt,
zeig diese mir.

Alte.

Sagt selbst es dem Krystall.

Cardenio.

Zeig mir der Andern deutliche Gestalt,
die sonst Zebronia hieß, eh' diese hier
den Namen trug. — Was ist das? — Im Krystall
verschwindet Alles, und ein trüber Nebel,
gestalt- und farblos schwebt nur auf der Kugel!

Alte.

Du bist ein fürchterlicher Mensch! Mit wem
stehst du im Bund? Der, den du jetzt verlangst,

ist nicht bei Lebenden, bei Todten nicht,
er ist und ist auch nicht: das ist sehr seltsam!

Cardenio.

Bei Gott, das ist's! — Sie lebt, und lebt auch nicht,
ist todt und lebt, sie ist und ist auch nicht.
Der tolle Widersinn ist dennoch wahr:
Denn leblos selbst, lebt sie in einer Andern,
und liebt noch fort in einer fremden Brust. —
Verfluchte Zauberkunst! was toll der Mensch
mit hellem Geiste nennt, das machst du wirklich
und treibst ein teuflisch Spiel mit der Vernunft,
daß dieses Himmelslicht zum Irrlicht wird,
und von der Wahrheit den bethörten Geist
abführt zu Wahn und wildverworrner Tollheit! —
Gieb mir das Pergament, ich schreibe jetzt.

Alte.

Hast du noch nicht genug? Frag mich nicht mehr!
Aus deinen Augen fragt ein finstrer Geist.
Du könntest Dinge sehn, die deine Sinne
zerrütten, den Verstand verwirren und
dein Herz zu wilder Raserei entflammen.

Cardenio.

Mit diesem Namen nicht, der bringt das wild
empörte Herz zur Ruh. Nimm hin den Zettel.

Alte.

Verbrenn ihn erſt.

Cardenio.

Rufſt du mir auch das Wort?

Alte.

Erſchreckt es dich? Laß ab von deinem Vorſatz!
Frag mich nicht mehr. Sieh der Kryſtall erzittert,
als ſcheut' er dich. O, das ſind böſe Zeichen!

Cardenio.

Ich will noch dieſe ſehn.

Alte.

So muß ich ſelbſt
die Schrift verbrennen, wenn du drauf beſtehſt.

Cardenio.

Sie that es auch. O Hölle!

Alte.

Schweig und ſieh.

Cardenio.

Mein ſanftes Engelsbild, wie mich dein Anblick
erheitert, daß die grauſen Bilder ſchwinden.

Lyſander.

Das iſt Hyolda wieder.

Cardenio.

Ja, so schrieb ich.

Lysander.

Was hat sie vor sich?

Cardenio.

Stoffe, wie es scheint,
sie wählt ihr Brautkleid. Sieh ein Perlenkranz
liegt neben ihr. Nein, meine süße Braut;
dies Kleid gieb dem geringsten deiner Mädchen,
So reich es ist, doch ist es würdig nicht
der schönsten Braut am schönsten Lebenstage
die anmuthvollen Glieder zu verhüllen.
Wer tritt ins Zimmer? Lucian! Er selbst!
Er naht sich ihr, umschlingt sie, sie erwidert
den Kuß in seinen Armen — Höllenblendwerk!
Hinab, zersplittre!

Lysander.

Was beginnst du?

Alte.

Wehe!

Cardenio.

Fort, Alte, oder ich zerschmettre dich
wie dort dein Gaukelwerk. Flieh, oder stirb!

Die Alte ab.

Lyſander.

Biſt du bei Sinnen, Menſch?

Cardenio.

Das blut'ge Herz
wär' ſo verhohnt durch ſolcher Untreu Frevel?
Darum wärſt du zerriſſen, treue Bruſt?
Ja, Teufelsblendwerk, oder Teufelstrug.
Sahſt du's, Lyſander? war es nicht Hyolda,
nicht Lucian, in deſſen Arm... O Hölle!

Lyſander.

Sie war es. Wärſt du nicht vor Liebe toll,
du hätteſt andre Treue nie gehofft.
Ließ ſie von jenem, wird an dir ſie halten
mit feſtrer Treu? und wird nicht Lucian
um dieſen zweiten Treubruch eben ſo
ſie zärtlich tröſten, wie du bei dem erſten?

Cardenio.

Schweig, du haſt Frauenliebe nie gekannt,
der Buhlerinnen Küſſe nur, die jeder
um Gold ſich eintauſcht, wie an Wechſelbänken
die ſchlechte Münze. Ihre Treue war
gleich ihrer Schönheit rein und fleckenlos.

—Ich will's nicht glauben. 's iſt der Hölle Blendwerk,
die mir den Schatz, den ſeltenen, beneidet,
und jetzt die Krallen ſtreckt nach meinem Kleinod.
Lyſander hör: wir kehren ſchnell zurück.
Selbſt will ich ſehn, zweideutig ſpricht die Hölle,
und Wahrheit kommt niemals aus Teufels Mund.

Lyſander.

Doch, wenn die Wahrheit ſchwarz iſt wie der Teufel.

Cardenio.

Komm, unſre Diener bleiben hier zurück
auf ſchnellen Roſſen ſind wir bald am Ziele.

14.

Hyolda. Lucian. Marino.

Lucian.

Du ſanftes liebes Herz, iſt's denn auch möglich?
Kannſt du mich lieben nach ſo bittrem Undank?
Noch hab' ich mein Verbrechen nicht gebüßt,
und ſchon beut mir dein ſüßer Mund Verſöhnung.
Nein laß mich büßen, eh' du mir verzeihſt.

Hyolda.

Bedenk dich wol. Ich könnte strenge Buße
verlangen, die du nimmer wol gewährteſt.

Lucian.

Was du verlangſt, und ſei's auch noch ſo ſtreng,
ſei's noch ſo ſchwer, ich will es gern vollbringen.

Hyolda.

So ſchnell wird ſolche Schuld nicht abgebüßt,
nicht ſtrenges Faſten, nicht Kaſteiung löſcht
den Frevel aus, und ob du mir gelobteſt
gleich Eremiten dich in Wüſtenein
zu flüchten und nur Leid und Schmerz zu ſinnen,
das Alles gnügt zur Buße mir noch nicht.

Lucian.

So nenne Härtres, nichts iſt mir unmöglich.
Unmöglich iſt nur ohne dich zu leben.
Doch, wenn der Buße Werk vollbracht, dann nimmt
verſöhnte Liebe gern den Büßer auf?

Hyolda.

O nein!

Lucian.

Nicht?

Hyolda.

Hyolda.

Dann verläßt er sterbend sie.

Lucian.

Hyolda!

Hyolda.

Büßen sollst du deinen Argwohn
dein ganzes Leben durch mit festem Glauben
an meine Lieb' und ewig feste Treue.
Die Buße sei dem Sünder aufgelegt.
Willst du sie dulden?

Lucian.

Himmlisch sanfter Engel!
Wie war es möglich, solches Herz zu lästern.
So höllische Verläumdung ward noch nie
seit giftge Zungen lästern ausgedacht.

Marino.

Du bist befriedigt, Lucian, doch ich,
das schwör' ich dir, ich gönne mir nicht Ruh,
bis ich der Lästrung ersten Quell gefunden.

Hyolda.

Ich bitt' euch, laßt den bösen Handel ruhn.

Marino.

Nicht eurer Ehre wegen, Donna, diese braucht

mein Schwert nicht mehr, die glänzt wie reines Gold.
Mein Bruder gab sein ritterliches Wort,
das gnüget mir, und jedem muß es gnügen,
sonst drückt mein Schwert das blutge Siegel drauf.
Doch wissen will ich, wie der Teufel sich
aus leerer Luft ein Lügenbild erzeugt.
Ihr lagt hier krank, drum wart ihr nicht am Waldbrunn,
denn zweimal seid ihr doch nicht in der Welt.

Hyolda.

Ich bitt' euch, schweigt davon.

Lucian.

Warum, du Liebe?

Hyolda.

Es macht mir bange. Sonst wol, in der Kindheit
hört ich von Menschen, die, — es klingt entsetzlich —
ein doppelt Wesen haben, denn als Schatten
gehn sie noch einmal in der Welt umher.
Wer sie erblickt, weiß nicht, sieht er den Menschen,
sieht er das Schattenbild, so sind sie gleich.
Zwillinggeschwister scheinen sie, nur daß
der eine von der Mutter nicht geboren
ein Schattenleben führt. Sieht dann der Mensch

ſein Schattenbildniß ſelbſt, ſo bringt's ihm Tod.
Es klingt wol ſchrecklich, gleichwol iſt mir's dunkel,
als wär' ein ſolches Bild mir ſchon erſchienen.

Lucian.

Was ſagſt du? Täuſchung war's des kranken Sinns.

Hyolda.

So ſpricht Gonſalvo auch, doch weiß ich deutlich,
daß ich geſund, mit wachem Aug' es ſah.
Ein ſchönes Fräulein war's zuvor, der Nam'
iſt mir entflohn, ich ſinn' auf ihn vergeblich.
Wir wurden bald recht innig zu einander,
es zog mich an ſie mit geheimer Kraft,
und im Geſpräch und freundlichem Gekoſe
ward ſie mir immer gleicher, bis ſie endlich,
mein leiblich Bild, mir vor den Augen ſtand.

Lucian.

Entſetzlich!

Hyolda.

Nein, mir war es innig wohl.
Ruft ſolch ein Bild mich einſt aus dieſem Leben,
dann ſei willkommen, fremde Zwillingſchweſter!

Lucian.

Hat ſie noch iemand außer dir geſehn?

Hyolda.

Nein, darum nennen ſie's ja Gaukelbild
der düſtren, krankgewordnen Fantaſie.
Doch hab' ich deutlich noch dies Bild vor mir,
und was ich ſonſt von wunderbaren Dingen
im Fiebertraum geſprochen, ward mir fremd
und nichts von allem find' ich im Gedächtniß.

Lucian.

Es war der Krankheit Anfang. Bunt verwirrt
wie Dämmrungsſchatten ſind dann Traum und Wahrheit.
Laß jetzt die Fieberträume ruhn, ſie ſollen
das Glück der ſchönen Wirklichkeit nicht ſtören.
Komm, laß das nahe Feſt uns fröhlich ordnen.

15.

Febrönia. Blanka.

Febronia ſingt zur Gitarre.

Saß die Braut beim frohen Feſte
ſchön geſchmückt im Ritterſaal,
kam ein Sänger mit der Harfe,
ſpielt den Gäſten bei dem Mahl.

Blanka.

Was ſingſt du doch die traurige Romanze!
Wär ich wie du, ich ſäng mir frohre Weiſen.

Zebronia.

Laß nur, ich hab ſie von der Kindheit lieb.

Singt dem Brautpaar manche Weiſe
von der Liebe Schmerz und Luſt,
und der jungen Braut im Kranze
bebt voll Ahndung bang die Bruſt.

Nur ein Wort laß mich dir ſagen,
flüſtert er zu ihr hinan;
und ſie winkt mit ſcheuen Blicken
ihn zum einſamen Altan.

Blanka.

Du wollteſt dir zum Brautſchmuck Perlen wählen,
hier iſt das Käſtchen aus des Vaters Nachlaß.

Zebronia.

Gieb nur! Ach dürft ich ihn doch Vater nennen.

Blanka.

Führſt ja bald ſüßern Namen, holdes Kind.

Zebronia.

Sieh das Kreuz des heilgen Orden,
das mich trennt von Liebesluſt,
ſeit du Schweſter mir geworden,
trag ich's auf der öden Bruſt.

Blanka.

Ich bitte dich, ſing dieſes Lied nicht aus.

Zebronia.

Warum? — mein Vater hört' es ſonſt ſo gern,
er ſang es oft, und hat mich's ſelbſt gelehrt.

Blanka.

Thu's mir zu Lieb, es macht mich bang und furchtſam.
Gieb die Gitarre. Laß uns Perlen ſuchen,
ſind ſie doch auch des Vaters Angedenken.

Zebronia.

Der gute Vater, welch ein reicher Schmuck!

Blanka.

Ja, Kind, wol manche Fürſtin tauſcht' ihn ein:
er war auch fürſtlich, der ihn dir verließ,
dazu der ſchönſte Ritter, den ich ſah.

Zebronia.

Sieh hier ſein Bild in ein Maltheſerkreuz
gefaßt. Sieht's ihm wol gleich?

Blanka.

Zum Sprechen ganz.

Febronia.

Warum darf ich's nicht tragen! Hier im Haus
dürft' ich es wol, wer ſieht es denn? Ich thu's.
Du lieber Vater, darf ich doch einmal
an's Herz dich drücken, wie ſonſt in der Kindheit.
O, warum durfteſt du geheim nur lieben!
Dein Bild auf dieſem liebunholden Kreuz,
es ſoll mir deuten, ich vernehm es wol,
warum ich deine Tochter nicht darf heißen.
Darum erhielt ich es in ſolchen Rahmen
und dein Geheimniß ehr ich bis zum Tod.

Sieh das Kreuz des heilgen Orden,
das mich trennt von Liebesluſt . .

Mich dünkt, es kommt jemand, wer iſt es wol?

ſeit du Schweſter mir geworden,
trag ich's . . .

Blanka.

Cardenio!

Febronia.

Unmöglich!

Blanka.

Wo verſteck'
ich mich? er kennt mich noch von ſonſt,
als du Febronia warſt.

ab.

Febronia.

Wie iſt das möglich?
Schon jetzt zurück! — Er iſt's. Cardenio!

Cardenio.

Ich bin es, liebſtes Herz! Freuſt du dich drüber?

Febronia.

Ich weiß noch nicht, ſoll ich mich freun; du kommſt
ſo unverhofft.

Cardenio.

Vielleicht wol unwillkommen?

Febronia.

Welch häßlich Wort! Willkommen biſt du ſtets,
nur, fürcht' ich, trieb ein Unfall dich zurück.

Cardenio.

Du ahndeſt etwas.

Febronia.

O geſchwind, was iſt
geſchehn? Dir ſelbſt doch nichts? du biſt doch wohl?

Recht blaß kommſt du mir vor, und biſt doch heiß:
Komm, ruh bei mir, und mach der Sorge Luft.

Cardenio.

Iſt's denn wol möglich!

Febronia.

Was denn, liebes Herz?
Laß mich ſo lange doch nicht ungewiß!

Cardenio.

Weißt du nichts Neues?

Febronia.

Neues? wie käm' ich
zu Neuigkeiten in der ſtillen Klauſe.

Cardenio.

Gar nichts von Lucian?

Febronia.

Was ſoll mir der?

Cardenio.

Er feiert heut ſein Hochzeitfeſt.

Febronia.

Wol möglich.

Cardenio.

Hyolda heißt die Braut.

Febronia.

Das kann wol seyn.

Was geht das uns denn an?

Cardenio.

Was uns das angeht?

Nun wahrlich, wenn die Braut das fragt!

Febronia.

Die Braut?

Cardenio.

Die Braut! Hyolda! — Bist du nicht Hyolda?

Febronia.

O Gott!

Cardenio.

Weicht jetzt die heuchlerische Schminke!

Febronia.

Cardenio!

Cardenio.

Sprich: Lucian! Liegt hier
nicht schon der Brautschmuck für die treue Braut?

Febronia.

Du glaubst mich treulos!

Cardenio.

Nein, mein schönes Liebchen,
bist treu wie Gold, liebst ganz nur mich allein,
bist nur des Andern Braut, was will das sagen!

Febronia.

Hör mich Cardenio. Sei nicht Geliebter,
sei Ritter blos und übe Ritterpflicht.
Hör mich, dann handle wie dich's recht bedünkt.
Ich bin nicht Braut von Lucian, vermählt er
Hyolden sich, ich bin nicht die Hyolda.

Cardenio.

Und warum bebtest du vor Schreck zusammen,
Verbrechern gleich, die plötzlich überführt,
als ich vorhin dich seine Braut genannt?

Febronia.

Weil mir Hyolda's Name fremd geworden,
kaum weiß ich noch, daß ich ihn einst geführt,
und wie ein Traumbild ist mir jene Zeit.
Die will ich nichts seyn als Febronia,
an diesen Namen hab' ich mich gewöhnt,
selbst deine Briefe haben ihn bestätigt.
Sollt' ich nicht schaudern, als mein andrer Name
verderblich, wie ein Blitzstral mich berührte?

Cardenio.

Woran erkenn' ich, daß du Wahrheit sprichst?

Zebronia.

Die Braut ist bei der Hochzeit, ich bin hier.
Verlangst du mehr Gewißheit, fordre sie.

Cardenio.

Ich fühle mich verwirrt, ich kann nicht hell
durchschauen, was hier Täuschung ist, was Wahrheit.

Zebronia.

Sieh doch mein Auge: Blickt dich's an wie Täuschung?

Cardenio.

Bist du mir treu, so hab' ich viel zu büßen.

Zebronia.

Nein, liebes Herz, der Schein ist gegen mich.
Mir ist's recht lieb, daß du so wild dich anstellst,
wenn deine Lieb' auch nur der Schein bedroht.
Nur hör mich immer, eh du was beschließest,
das Wort ist weich, die That ist todtenstarr.

Cardenio.

Du süßes Mädchen!

Febronia.

Bin ich noch dein Liebchen?

Cardenio.

Hyolda!

Febronia.

Die gehört dem Lucian.
Vergiß das nicht. Ich bin . . .

Cardenio.

Febronia!
Du bist's vielleicht mehr, als du selbst es wünschest.

Febronia.

Wie meinst du das?

Cardenio.

Ein andermal davon.
Es ist entsetzlich, gräßlich, doch geschehn.

Febronia.

Was? weißt du . . .

Cardenio.

Nichts. Ich ahnde blos das dunkle blutvolle Höllenwerk, und nimmer nenn' ich's.

Febronia.

Nein, nenn' es nicht, wol stört' es unser Glück.

Cardenio.

Es riß dich grausam weg von meinem Herzen,
du zartes Mädchen, sprach das Wort ich aus.
Dich bindet tief geheime stille Macht
an diesen Namen, den du dir gewählt.
So lange du mich liebst, bist du Febronia,
wirst du mir treulos, dann muß ich den Namen,
den du entehrst, furchtbar und blutig rächen.

Febronia.

Das wirst du nie.

Cardenio.

Bleib treu Febronia!
Genug davon, ich hab' dich treu gefunden,
und morgen eil' ich, die versäumten Tage
durch rastlos schnellen Flug uns zu ersetzen.
Willst du mir eine Bitte wol gestatten?

Febronia.

Du mußt nicht fragen, mußt die Bitte nennen.

Cardenio.

Laß mich die Nacht dich sehn. Der Morgenstral
trifft mich zu Roß und flüchtig auf der Straße.

Febronia.

Cardenio, dies fordre nicht! Wie leicht

entdeckt ein neugierveller Späher dich,
dann keimt des Argwohns Saamen neu hervor
und dir und mir wächst seine giftge Frucht.
Laß davon ab. Ich sah dich selbst so gern,
mich schmerzt es minder nicht, wenn ich's verweigre.

Cardenio.

Nur wenig Augenblicke bei dem Waldhorn.

Febronia.

Bleib lieber jetzt.

Cardenio.

Die letzte Zeit gehört dir,
mein Liebchen, komm, Febronia, komm zum Waldhorn!
Die Nacht ist lau, die Nachtigallen locken
und tausend Blüten feiren Liebesfeste.
Nicht wahr, du kommst, Febronia, mein Leben?

Febronia.

Du bist ein Schmeichler, dem nichts widersteht.

Cardenio.

Leb wohl! — Um Mitternacht, mein süßes Liebchen.

16.

Saal mit vielen Gästen. Maskentanz.

Vorn Cardenio und Lysander.

Lysander.

Siehst du dein Liebchen dort im Perlenschmuck?

Cardenio.

Sie ist ihr ähnlich an Gestalt. Die Maske
bedeckt vielleicht ein anderes Gesicht.
Es ist unmöglich.

Lysander.

Was ist Fraun unmöglich!
Versteht sich treue Liebe ausgenommen,
die nur bleibt stets unmöglich jeder Frau.

Cardenio.

Sie nähert sich. Ha, solche Perlen lagen
heut vor ihr. Seltsam wär der Zufall: doch
der Perlen Schmuck ist vielen Frauen werth.

Lysander.

Nun, sind es nicht Hyelda's goldne Locken?

Car-

Cardenio.

Sie sind sich ähnlich, hab' ich schon gestanden;
sehr ähnlich, zum Vertauschen fast, doch diese
ist eine andre, ist nicht meine Braut:
Oft täuschte ja mit Aehnlichkeit der Zufall.

Lysander.

Viel Zufall, wahrlich! diese Aehnlichkeit,
der gleiche Name, jene frühe Liebe
mit Lucian, und dieses Hochzeitfest,
der Perlenschmuck und dann die Liebesscene
in dem Krystall — Ein seltnes Spiel des Zufalls.

Cardenio.

Was plagst du dich, mich mit Verdacht zu plagen!
Was wirfst du Flammen in mein siedend Blut!

Hyolda und Laura kommen vorwärts.

Hyolda.

Warum stehn solche liebe Gäste fern?

Cardenio.

Es ist ihr Ton! O Hölle, wär' es Wahrheit?

Hyolda zu Laura.

Es ist Cardenio! zurück, zurück!

Cardenio.

Ja, 's ist Cardenio, dein böser Engel!
Wie sie zusammenbebte, wie sie forteilt!

Lysander.

Hegst du noch Zweifel, ob sie's wirklich ist?

Cardenio.

O, daß nur Eine andre Stimme noch
für ihre Unschuld sprách, als meine Liebe.

Lysander.

Du liebst sie noch? Nun, wahrlich, nicht das Weib,
dich hat die Her' mit Liebeswuth bezaubert.

Cardenio.

Vor wenig Stunden noch so liebend fromm,
so treuer Unschuld voll das blaue Aug'!
Wo soll ich glauben?

Lysander.

Wo nichts dich beslicht!
Kein Schmeichelwort, kein heuchelnd frommer Blick:
Wo aus des unbewachten Herzens Pforte
die Wahrheit flüchtet, daß der Wächter bleich
zusammenbebt, wie vorhin, als sie dich
erblickend, aufschrie und bestürzt entfloh.

Cardenio.

Hyolda!

Lyſander.

Komm, dort ſpricht ſie mit dem Bräutgam,
vielleicht ſehn wir das ſchöne Angeſicht.

Cardenio und Lyſander ziehn ſich in den Hintergrund. Fulcado, Marino, Gonſalvo kommen vorwärts.

Gonſalvo.

Der würdge Greis, mein Bruder, wird dir mehr
davon berichten, als ich ſelbſt vermag.

Fulcado.

Es giebt noch manches dunkle, junger Freund,
was keines Menſchen Forſcherblick ermeſſen.
Doch ſcheint mir das, was ihr von Schatten ſagt,
die nächſt dem Menſchen ſelbſt noch einmal leben,
auf unſre Braut ſo völlig nicht zu paſſen.
Denn ſolche Bilder, wie die Sage lehrt,
ſind ernſter Art, ſie wandeln ungern nur
in dieſer Welt, und ſehnen ſich nach jener.
Drum gehn dem Zwillingmenſchen ſie voraus,
mit Schattenvorſpiel ſeines Thuns und Wirkens;
Nur bei dem letzten Werk ergreift ſie Wehmuth,
ſie zögern, daß der Menſch ſie oft ereilt

und schaudernd sieht, wie sein Gebild die That,
die er beginnen wollte, schon begann;
darum bringt solche Selbstschau stets den Tod.
Doch Gaukelspiel treibt niemals solcher Schatten,
noch lebt er eignes unabhängigs Leben.
Wie soll Hyolda's Schattenbildniß wol
mit jenem Jüngling buhlen, den sie haßt?
Ich fürcht' ein böser Zauber ist im Spiel,
ein Höllenblendwerk, das den tollen Jüngling
hat äffen sollen, und euch selbst gäfft hat.

Marino.

Dann steht Cardenio Rede meinem Schwert.

Fulcade.

Nur nicht zu vorschnell! Alles löset sich
vielleicht von selbst. Cardenio's Sterne deuten
ein andres Schicksal ihm. Von eurem Schwert
wird er nicht fallen, nur von Feindeshänden
fällt in der Schlacht er rühmlich schönen Tod!

Marino.

Cardenio, der Zauberkünstler, der
schmachvollern Tod verdient, Hyolda's wegen,
als durch des Ritters gutes Schwert zu fallen?

Fulcado.

Der Sterne Rathſchluß, junger Freund, ſteht feſter,
als eines Jünglings brauſender Gedanke.

Sie gehen nach hinten. Lyſander und Cardenio kommen auf der andern Seite vorwärts.

Cardenio.

Sie iſt's! ich hab' ihr Angeſicht geſehn!

Lyſander.

Was willſt du thun?

Cardenio.

Mein blutend warmes Herz,
mein liebeglühend, mir geopfert Herz!
Febronia, du lieblich ſtilles Kind,
wie Mondesſtralen mild, wie Sonne glühend,
dich will ich rächen, dein verhöhnet Herz,
das einer Buhlerin zur Beute ward.
Für meine Liebe bleibt mir keine Rache.
Was ich verübe, deine Rache iſt's,
mein liebes Schweſterherz Febronia.

Lyſander.

Was ſind das jetzt für Träume von Febronia!
Hyelda gilt's. Was denkſt du von der Treue?

Cardenio.

Wo iſt ſie?

Lyſander.

Wer?

Cardenio.

Hyolda!

Lyſander.

Lucian's?

Cardenio.

Zum Teufel, ja!

Lyſander.

Vielleicht zum Teufel, ja.
Siehſt du ſie hier? Das Liebesſtündlein ſchlug.
Vielleicht für dich, für Lucian, für wen!

Cardenio.

O Hölle, Hölle! Mitternacht, am Waldborn!

Lucian kommt vorwärts.

Ihr nehmt nicht Theil am Tanz, nicht an dem Spiel;
mich kränkt's, wenn ihr nicht Unterhaltung findet.

Cardenio.

Ich wart' auf eure Braut.

Lucian.

Entschuldigt sie;
sie tanzt nicht mehr, sie wollte sich entfernen.

Cardenio.

So harrt sie schon auf mich? Das ist ja schön!

Lucian.

Auf euch? was soll das heißen?

Cardenio.

Liebesglück.

Lucian.

Verwegner! Doch, ihr seid berauscht.

Cardenio.

Von Liebe!
Mein Liebchen, eure Braut, will ich jetzt küssen.

Lucian.

Seid ihr nicht toll, und läßt der Rausch ein Schwert
euch fassen, zieht!

Cardenio.

Versteht sich, Bräutigam!
Ganz ohne Blut läßt so was sich nicht enden.

Lucian.

Zieht!

Cardenio.

Halt, noch nicht. Ich könnt' im Kampfe fallen,
dann käm mein Liebchen um die Nacht, und euch
blieb eure Braut ein ungelöstes Räthsel.

Lucian.

Wer bist du Mensch mit diesem Höllenblick,
und diesen heiß und kalten Teufelsworten?

Cardenio.

Der Freund von deiner zärtlichen Hyolda.

Lucian.

Du lügst!

Cardenio.

Schilt deine Augen Lügner. Fort,
das Liebchen harrt, fort, fort, zum Liebesspiel.
Ich führ' dich, wo in meinem Arm die Braut
du siehst, mein süßes, treues Herzensliebchen.

Lucian.

So führe mich! doch einer von uns kehrt,
bei meinem Schwert, lebendig nicht zurück.

Cardenio.

Fort, fort, zum Waldhorn!

Lucian.

Zu dem Waldhorn, sagst du?

Cardenio.

Hat das gezündet? Komm! dort löscht sich's leicht.

beide ab.

Marino.

Es gab hier Lärm! Was ist's, was ist geschehn?

Gonsalvo.

Ein Unbekannter sprach mit Lucian,
sie stritten, schien es mir, dann eilten beide
zum Saal hinaus.

Marino.

Wir müssen eiligst nach.

Hyolda.

Was giebt es hier? was ist mit Lucian?

Gonsalvo.

Er ging erhitzt mit einem Unbekannten.

Hyolda.

Wohin? o laßt uns schnell ihm folgen!

Julcado.

Eilt!
Mich dünkt der Unbekannte war Cardenio,
ich hört' ein Wort vom Waldhorn. Eilt ihm nach.

Marino.

Zum Waldhorn! Auf! Licht, Fackeln, Diener, Fackeln!

Alle eilen ab.

17.

Am Waldhorn.

Lucian. Cardenio.

Lucian.

Du logst, wo ist Hyolda? Zieh dein Schwert!

Cardenio.

Sie läßt uns warten: Gebt euch nur zufrieden,
beim Liebesstündchen fehlt sie sicher nicht,
die Augen sollen euch genug noch schmerzen.
Hier, haltet still euch hinter diesem Baum.
Seht zu wie weit es geht. Wird's euch zu warm,
so brecht hervor und holt die treue Braut. —
's ist schön, die Nacht, zur Liebe recht geschaffen.
Hu, kalt ist's doch! — Komm, zartes Bräutchen,
komm!
Dein Käuzlein ruft. Du meinst 's sind Nachtigallen.
So irrt der Mensch! Mir klang dein Buhlerton
wie Unschuldlied und Melodie der Treue.
Wer hätt' ihm nicht geglaubt! O schöne Schlange! —
's ist furchtbar kalt, als hätte sich der Tod
den Ort geweiht, und schritt schon ungesehn
um diese Bäume. Bald, Febronia,

fällt die das Opfer von der Hand des Rächers.
Da kommt ſie — liebliche Geſtalt! Du eilſt
zum Tode — ha! den Perlkranz noch im Haar!

Zebronia.

Schon hier? du liebes ungeduldges Herz!

Cardenio.

Du läß'ſt mich warten? Tauſend Küſſe ſchnell
zur Buße, bis die Lippen glühen, flammen,
und blaß erſtarren, wenn der Tod ſie faßt.

Zebronia.

Was ſprichſt du da?

Cardenio.

Naz iſt der Tod der Liebe,
dein Brautkranz mahnt mich an den Todtenkranz.

Zebronia.

Wie biſt du heut?

Cardenio.

Zum Tod vergnügt, mein Mädchen!

Zebronia.

Geh, du biſt fürchterlich! Sprich, biſt du krank?
Dir glüht die Stirn und deine Wangen zucken.

Cardenio.

Bin liebekrank, heil' mich mit Küſſen, Liebchen.

Febronia.

Die Nachtluft schadet dir. Geh doch zu Haus.

Cardenio.

Möcht'st auch gern heim, mein süßes Bräutchen, nicht?

Febronia.

Ich wollt dich pflegen, dürft' ich nur mit dir.

Cardenio.

Der Perlkranz ziert dich zum Anbeten schön.

Febronia.

Es ist der Brautkranz, hab' ihn selbst geflochten.
Was regt sich dort? War's nicht als lachte Jemand?

Cardenio.

's ist's Wasser in dem Waldborn. Käuzlein plätschert.

Febronia.

Was du auch heute sprichst!

Cardenio.

Du willst nicht küssen,
bist kalt wie Leichen in dem Perlenkranz.

Febronia.

O sprich nicht so! — Sind's nun der Küsse genug?

Lucian vortretend.

Zu viel, Meineid'ge! Stirb!

Zebronia.

Wer biſt du? Mörder!

Lucian.

Dein Bräutgam Lucian! Stirb Falſche!

Cardenio.

Halt!

Mein iſt die falſche Bruſt, mein iſt die Rache:
Stirb! — So, das traf!

Zebronia.

Cardenio, was that'ſt du!

Cardenio.

Schön biſt du doch, du falſche Doppelbraut!
Noch ſterbend ſchön! — Was iſt das? drängt dies Kreuz
ſich überall in furchterlicher Stunde
an mich? Wie kommt es an Hyolda's Bruſt,
das einſt mich trennte von Zebronia?
Liegt hier ein neues furchtbares Geheimniß?
Wer loſ't es mir?

Zebronia.

Cardenio! dieſes Bild —
Er war — mein Vater.

Cardenio.

Auch Hyolda's Vater?

Lucian.

Dein Vater, dies?

Cardenio.

Zurück da Lucian!

Mein iſt das ſchöne Weib.

Febronia.

Auch ſterbend dein.

Cardenio.

Jetzt kämpfen wir! Ich nahm dir deine Braut,
du mir mein Liebchen! Prüfe jetzt dein Glück.

Indem ſie fechten, kommen Hyolda, Fulcado, Marino, Gonſalvo und mehrere Gäſte und Diener mit Degen.

Hyolda

zwiſchen die Fechtenden tretend.

Halt, was beginnt ihr!

Cardenio.

Hölle, iſt das Wahnſinn,
was meine Augen zwingt, zweimal zu ſehn,
was Einmal da iſt, oder — bin ich Mörder?

Hyolda.

Gott! ſeht — mein Bild — mein zweites Selbſt voll Blut!

Gonſalvo.

Entſetzlich! wer hat das gethan?

Falcado.

Ein dunkles

Geheimniß löſ't ſich hier.

Lucian.

Du biſt Hyolda!

Und wer iſt jene dort?

Cardenio.

O Höllenblendwerk!

Wer biſt du, deren Blut mich Mörder nennt?

Hyolda biſt du nicht!

Zebronia.

Ich bin Zebronia.

Der Zauber gab mir die Geſtalt Hyolda's.

Hyolda.

Du liebe, ſanfte Blume! Ja, du warſt es,

nach der ich mich ſo oft, ſo innig ſehnte.

Wie liebt' ich dich! Kein böſer Zauber war's,

du haſt durch Liebe mich in dich gezogen.

O rettet ſie! Gonſalvo, gieb ſie mir.

Gonſalvo.

Des Lebens Brunquell iſt ihr abgegraben,

bald rinnt der letzte Tropfen

Febronia.

Holde Schweſter

vergieb mir!

Cardenio.

Du Febronia! Klar wird alles
mir jetzt, und furchtbar ſeh ich meine Schuld,
gleich einem Rieſen, drohend vor mir ſtehn.
O frommer Biſchof, wie ſprachſt du ſo wahr! —
Ihr ſeht allein die blutge That des Wahns;
auf welche Bruſt der Hölle Gaukelwerk,
mir unbewußt, die Mörderhand bewaffnet,
das wißt ihr nicht: ich mach' es offenbar,
denn jegliches Geheimniß löſ't der Tod.
Mein blaſſes Mädchen, du biſt meine Schweſter,
der gleichen Mutter ſtillgebornes Kind,
vom heißgeliebten, ihr verſagten Manne,
darum verließ ich dich, du holder Engel.
Ich fand, was ſie verborgner Schrift vertraut,
beim Ritterkreuz mit des Geliebten Bildniß
ſein Abbild — oh — es ruht auf dieſer Wunde!

Febronia.

O ſüßer Troſt im letzten Augenblick!
Schon iſt der Tod. Dir durft ich ja nicht leben!

Be-

Beklagt mich nicht, mein Lebenstraum zerrinnt,
da ſeine ſchönen Liebesbilder ſchwinden —
Leg mich in deinen Arm, geliebter Bruder,
und iſt mein letztes Wort die heilig, wende
nicht gegen dich den blutgen Rächerdolch,
verſprichſt du mir's, ſo reich mir deine Hand —
Nun laß mich ſtill an deiner Bruſt erblaſſen.
Bald iſt's vorüber, denn mit ſtarkem Arm
hat der Tirann des Lebens mich gefaßt. —
Wie wogt es um mich — meine Augen brechen —
O dunkel, dunkel wird's.

Gonſalvo.

Sie hat vollendet.

Fulcado.

Ein ewges Licht glänzt jenſeits deinem Auge.

Die Hexe eilt herbei mit wildzerſtreutem Haar den Bärbel und Käthel verfolgt.

Bärbel.

Haltet ſie auf! Sie raſet, haltet auf!

Gonſalvo.

Welch wilder Lärm naht ſich der ſtillen Feier?

Hexe.

Laßt ſie nicht ſterben,
ich muß verderben!
Mir reißt der Schmerz
entzwei das Herz!

Lucian.

Was ſucht das grimme Scheuſal unter uns?

Hexe.

Die Locke heraus!
O Tod und Graus,
mit mir iſt's aus!

ſie ſinkt todt nieder.

Bärbel.

Ich hab's geſagt, daß es ſo kommen wird.
Die Alte hat das Fräulein dort verwandelt,
nun ſticht der Arge ihr das Herz entzwei,
weil vor dem Tod der Zauber nicht gelöſet.

Julcade.

Was iſt der Zauber?

Bärbel.

Eine blonde Locke
in ihren Zöpfen. Löſ't ihr dieſe auf,

so ist des Zaubers feste Macht gebrochen.
Doch für die Alte dort ist's nun zu spät,
der hat der Böse schon das Herz zerstochen.

Julcado.

Tragt diesen ungestalten Leichnam fort.

Bärbel und Käthel tragen die todte Hexe davon.

Hyolda.

Ich löse dir den Zauber, blasse Schwester —
So warst du, als ich dich zuerst erblickte.

Cardenio.

Zebronia, dein Mörder hält dich noch
in seinem blutgen Arm. Du hast vergeben;
doch rachefordernd blickt dein Vater nieder,
denn mit dem Blut der Tochter hab' ich ihm
mein Blut verschuldet. Nimm was dir gebührt..

Julcado.

Halt Sohn!

Cardenio.

Wer bist du?

Julcado.

Kennst du mich nicht mehr?

Cardenio.

Mein frommer Lehrer! Du hast mich gewarnt!

Fulcado.

Denk an mein Wort: Nimm das Maltheserkreuz,
eh ſchwere Schuld auf deine Bruſt es heftet.

Cardenio.

O dunkles Schickſal, das die Menſchen leitet!
Umſonſt nicht drängt ſich immer dieſes Kreuz
und immer gegen mich. Der Mutter Schuld
ſollt ich vielleicht mit dieſem Kreuze büßen,
jetzt heftet eigne Schuld mir's an die Bruſt.
Es ſei, wie du geſagt, ehrwürdger Biſchof.
Die theure Todte ruht in meinem Herzen,
ihr Denkmal ſei auf meiner Bruſt dieß Kreuz.

Fulcado.

So ſei es dir, mein Sohn! Geh hin mit Frieden.
Ihr aber gebt auf dieſer kalten Bruſt
die Hände euch, Hyolda, Lucian.
Und wenn des Argwohns böſer Dämen euch
umrauſcht, ſo denkt an dieſes edle Paar,
und haltet feſt im Glauben und in Liebe.

Die Braut im Sarge.

Ein junger Mann aus S — n — er mag hier Arnold heißen — lebte nach beendigten Studien im Hause des mehr als wohlhabenden Kammerraths * zu **, einer bedeutenden sch — fischen Stadt. Er hatte die wissenschaftliche und moralische Bildung von des Kammerraths einzigem Sohne zu besorgen, und erfreute sich eines recht angenehmen Verhältnisses mit der so geachteten, als achtungswerthen Familie.

Ueber der sorgenlosen Gegenwart vergaß er indessen auch seine Zukunft nicht, und diese war es hauptsächlich, was ihm eine Reise in seine Vaterstadt Dr — n wünschenswerth machte. Als Theolog, hoffte er nämlich mit der Zeit auf eine Predigerstelle in S — n, und fand es rathsam, sich nach zweijähriger Abwesenheit seinen Gönnern im Konsistorium wieder einmal persönlich zu zeigen.

Der Kammerrath, dem er diesen Wunsch äußerte, gewährte ihn sogleich. Arnold reisete

und kehrte in drei Wochen nach ** zurück, wo man indessen seine fast immer gleiche Heiterkeit und einen Humor, der manchen einförmigen Abend glücklich umzugestalten und zu beleben pflegte, außerordentlich vermißt hatte. Seine Rückkehr war ein häusliches Fest. Die Kammerräthin hatte einen kleinen Zirkel Bekannter zusammen gebeten, und die jugendliche Ungeduld hatte Fritz, ihren Sohn, einmal über das andere nach dem Thore geschickt, um seinem Lehrer das erste Willkommen entgegen zu bringen.

Dieser traf jedoch, durch allerlei zufällige Verhinderungen unterwegs aufgehalten, viel später ein, als er erwartet worden war. Die deshalb unwillkührlich entstandene Verstimmung wurde auch durch seine Ankunft nicht gehoben, weil man sich schon auf eine Menge angenehmer Reiseabentheuer gefaßt gemacht hatte, der Angekommene aber grade diesmal so einsilbig erschien, wie noch niemand sich erinnerte, ihn gesehen zu haben. Wenn indessen auch das Zusammentreffen mehrerer unbefriedigter Erwartungen ein stilles Mißbehagen veranlaßte, so war doch niemand unbillig genug, um solches

auf Arnolds Rechnung zu setzen, am wenigsten die Familie, welche die tausend Hindernisse, wodurch Reisende oft aufgehalten werden, aus Erfahrung kannte, und übrigens die Wortkargheit des jungen Mannes aus seiner Müdigkeit, über welche er obendrein klagte, sich recht natürlich zu erklären wußte.

Allein nach acht Tagen reichte diese Erklärung freilich nicht weiter hin.' Gleichwohl vermißte man Arnolds vormals so glücklichen Humor noch immer. Der sonst ohne eigentliche Bekümmerniß um die Zukunft der Gegenwart genießende Jüngling beschwerte sich jetzt zuweilen darüber, daß es in S—n eine Ewigkeit daure, ehe der Kandidat eine leidliche Predigerstelle erlange. Er gerieth durch diese Klagen um so mehr in Widerspruch mit sich selbst, da er „vor seiner letzten Reise, zufrieden gewesen war, in vier bis fünf Jahren eine solche Stelle zu erhalten, und er jetzt aus Dr—n die ziemlich gewisse Versichrung mitbrachte, schon in zwei Jahren dazu zu gelangen.

Den meisten Aufschluß hierüber glaubte der Kammerrath und dessen Gattin noch in den

Briefen zu finden, welche jetzt fast postäglich gingen und kamen. Die Liebe schien im Spiele zu seyn. Arnolds Freude über die ankommenden Briefe, die Hast, mit der er danach fragte und auf die Post schickte, alles dies verstärkte das Gewicht dieser Muthmaßung. Wenn auch die Briefe, welche er absendete, jederzeit an einen Mann addressirt wurden, so war dies doch allem Anscheine nach nur eine Vermäntelung der Sache, auch überdies die weibliche Hand auf denen, welche an ihn eingingen, unverkennbar. Da er sich indessen nicht im mindesten über die so plötzlich eingetretene starke Korrespondenz äußerte, so erwähnte auch derselben im Hause niemand. Selbst der sonst in solchen Fällen so gewöhnlichen Neckereien enthielt man sich, eines Theils, weil die Sache auf Arnolds Stimmung einen zu verdrüßlichen Einfluß gehabt hatte, andern Theils, weil sein Prinzipal sowohl, als dessen Gattin, sich zu einem größern Vertrauen des jungen Mannes, selbst in einer solchen Angelegenheit, für berechtigt hielten, und sie zu stolz waren, diese Rechte, die ihnen sonach verweigert wurden, auch nur

mit einem Laute zu berühren. Diese Resignation kostete ihnen um so mehr Ueberwindung, da sie fast auf eine unwürdige Neigung schließen mußten. Allein sie freuten sich ihres zeitherigen Schweigens gar bald recht sehr, als sie gewahr wurden, daß die Korrespondenz allmählig immer mehr an Eifer und Stärke zu verliern schien, und schon ein Monat verstrichen war, ohne daß Briefe ankamen oder abgingen. Die Heftigkeit der Leidenschaft schien vorüber, und man hoffte, daß Arnolds alte Heiterkeit nach und nach wieder erwachen werde.

Allein auch diese Hoffnung [illegible] gleich mancher andern in ihrer Blüte.

An einem ungewöhnlich warmen und schönen Herbstabende, als er mit seinem Zöglinge vom Spaziergang nach Hause kam, hörte er, daß Kammerraths und einige ihrer Freunde das Abendessen in der Gartenlaube einnehmen wollten, und daß er und Fritz ebenfalls dort erwartet würden. Als er den Zirkel in der Laube in einer recht frohen Stimmung fand, war es ihm grade, als ob er weinen solle, ein Zustand, worein ihn neuerlich die Fröhlichkeit

Anderer gar oft versetzte. Bald strömten ihm die Thränen wirklich aus den Augen.

Er wünschte sich der Beobachtung der Anwesenden einen Augenblick zu entziehen und unbemerkt die Augen zu trocknen, daher trat er mit seinem Hut aus der Laube, um diesen draußen an einen hervorstehenden dürren Ast derselben zu hängen. Als aber der Hut wieder herunter gefallen war, wiederholte er es, doch er blieb eben so wenig. Verdrüßlich, daß der Ast, den er oft zu demselben Zwecke benutzt hatte, diesmal so widerspenstig erschien, wollte er schon den dritten Versuch machen. Da stürzte er plötzlich mit einem Tone des Entsetzens zur Erde. Wer in der Laube war, eilte erschrocken heraus. Aber die gänzliche Erstarrung, in der er lag, war nicht zu heben, so daß er hinweg auf sein Bette getragen werden mußte.

Hier entdeckte der herbeigerufene Arzt erst nach Anwendung eines heftigen Reizmittels wieder einige Regung in dem jungen Manne. Auch schlug dieser endlich die Augen, jedoch nur langsam auf, und als ob er eine sehr gewagte

Probe damit verſuche, indem er beide Hände ſo vor ſich hinſtreckte, wie einer, der etwas Furchtbares abhalten will.

Der Ort und die Umgebung ſchienen ihn wenigſtens in etwas zu beruhigen. Er richtete ſich im Bette auf. Nachdem er alle Ecken des Zimmers mit Blicken durchſucht hatte, grüßte er den Arzt und beſtrebte ſich aufzuſtehn. Jedoch ſo weit reichten ſeine Kräfte noch nicht. Der verwunderte Arzt wünſchte zu wiſſen was ihm wiederfahren ſei. Arnold ergriff ſeine Hand, drückte ſie, und bat mit den Augen um Vergebung, daß er die Antwort zurückhalten müſſe. Zugleich äußerte er ſeine Zweifel gegen die Wirkung aller ärztlichen Mittel auf ſeinen Zuſtand.

Schon dieſe Zweifel, erwiederte der Arzt freundlich, können vielleicht mit zu Ihrer Krankheit gehören.

Arnold zuckte die Achſeln. Der Doktor ſagte hierauf, daß er für diesmal nicht weiter in ihn dringen wolle, verſchrieb indeſſen einige Beruhigungsmittel und bat, daß der Kranke ſeine Zweifel wenigſtens ſoweit bei Seite ſetzen möchte, um dieſe Mittel, nach denen ſogleich

geschickt wurde, nicht unbenutzt zu lassen. Arnold versprach es.

Von der Gesellschaft in der Laube kamen indessen ebenfalls Besuche. Mitleid und Neugier, oder vielmehr beide zugleich, veranlaßten jedermann zu Fragen. Aber Arnold befriedigte keine davon. Nur dem Hausherrn, sagte er, könne er das Geheimniß unter vier Augen entdecken.

Auf diese Aeußerung stellte sich sogleich der überaus theilnehmende Kammerrath bei dem Kranken ein. Die Herzensgüte in seiner Anrede stärkte das Vertrauen des jungen Mannes zu ihm noch mehr.

Was Sie mir auch zu offenbaren haben, lieber Arnold, sprach er, sagen Sie es getrost und in der festen Zuversicht, daß Ihr Geheimniß nicht über meine Lippen kommen soll.

Nur bis zu meinem Tode wünschte ich wohl, daß Sie es bei sich behielten, erwiederte der Kranke, und der Kammerrath sagte: Wunderlicher Mann! Bis zu Ihrem Tode? Also glauben Sie wohl gar, daß mein hinfälliges Alter Ihre Jugend und Kraft überdauern werde? —

Gewiß! Ich fühle es zu lebhaft, daß der heutige Abend mich so ziemlich an die Grenze meines Lebens gebracht hat.

Der Kammerrath beschwor ihn, solchen finstern Vorstellungen keinen Raum zu geben. Ziehen Sie, sagte er, Ihre Vernunft zu Rathe, und vor allen Dingen entdecken Sie mir das Geheimniß, das Sie mir zugedacht haben. Vielleicht kann ich Ihnen dann mit einem bestimmten Worte des Trostes Beistand und Linderung verschaffen. —

Ich habe Ihnen — fing der Kranke an — blos den letzten Theil der Geschichte meines Lebens zu erzählen. Auch brauche ich nicht weit zurückzugehen, da Sie mich, wie ich glaube, in der Zeit, daß ich in Ihrem Hause bin, beinahe so gut kennen gelernt haben, als ich mich selbst.

Von der Reise in meine Vaterstadt muß ich anfangen. Der schönste Frühling begleitete mich, wie Sie wissen, dahin. Je näher ich ihr kam, desto inniger fühlte ich, daß die mir befreundete Gegend besondere Ansprüche auf mich hatte. Tausend holde Erinnerungen aus den harmlosen Tagen der Kindheit schossen gleich-

ſam mit jedem Schritte, den der Wagen weiter vorrückte, vor mir aus dem grünen, heiligen Boden auf. Erſt beim Eintritt in die Stadt ſelbſt quälte mich der Gedanke, daß ſie mir durch den Tod der geliebten Aeltern völlig verödet war. Je länger der Gedanke gezögert hatte, deſto ſchmerzlicher verwundete er mich nun. Beſonders traurig wirkte der Umſtand auf mich, daß ich grade in der vormaligen Wohnung meiner Aeltern etwas zu verrichten hatte. Von allen Eigenheiten derſelben fand ich nichts wieder als Gemäuer und Thüren. Das mir ſo wohl bekannte Hausgeräth war mit ihren Beſitzern verſchwunden, und die eiſige Idee der Vergänglichkeit ſchüttelte mir ein paar Thränen aus den Augen, die ich, um ſie nicht etwa gar dem Spotte Preis zu geben, einer Anwandlung vom Schnupfen zuſchreiben mußte. Von meinen nähern Jugendbekannten fand ich auch niemanden mehr in Dr — n. Dieſer war noch auf der Akademie, jener im Auslande; den liebſten von allen hatte der Tod erſt acht Tage zuvor hinweggerafft. Daher beeilte ich mich meine Gönner zu beſuchen, und brachte die

die Tage, an denen ich keine Einladungen von ihnen zu berücksichtigen hatte, gemeiniglich auf dem Lande zu. Ein akademischer Freund, den das Glück mir im Gasthofe zuführte, und der, weil die übrigen Zimmer alle besetzt waren, mit der Hälfte des meinigen vorlieb nahm, begleitete mich gemeiniglich auf meinen Streifzügen in die Gegend.

Eines Abends, wie ich einige Augenblicke vor ihm zurückkehre, kommt mir beim Eintreten ins Zimmer eine schöne, weibliche Gestalt entgegen, und sinkt entzückt in meine Arme. Ehe ich noch recht weiß, wie mir geschehen ist, macht sie sich aber auch schon wieder mit einem Schrei los. Die Umarmung hatte meinem Freunde, ihrem Bruder, gegolten, und sie hatte nicht gewußt, daß noch ein Anderer auf dem Zimmer wohnte, als er. Ihr Bruder Heinrich, der bald darauf hereintrat, mußte sie entschuldigen, da sie vor Schrecken ganz stumm geworden war. Als jedoch in Kurzem Heinrichs Geliebte dazu kam, und die Schwester nun eine so überflüssige Rolle zu spielen anfing, wie ich, so näherten wir uns unwillkührlich.

Der Eindruck der vorhergegangenen Umarmung schien indessen auf uns beide stärker und dauernder zu seyn, als er sich aus der Sache selbst erklären ließ. Es kam durchaus nicht zum zusammenhängenden Gespräch. Ich hörte aber doch so viel, daß Mariane, so hieß Heinrichs Schwester, dessen Geliebte und deren Mutter nach Dr—n begleitet hatte, welche letztere ihren alten Vater besuchen wollte, auch daß sie die nächsten Tage in den lieblichen Gründen an der Elbe gemeinschaftlich zuzubringen gedachten.

Die ganze folgende Nacht kam das Mädchen nicht aus meinen Gedanken und Träumen. Auch wagte ich am andern Tage die Gunst eines meiner Gönner, dadurch, daß ich ein auf den Abend schon angenommenes Engagement wieder absagte, blos um die Gesellschaft in die schönen Elbgründe nicht zu verfehlen.

Zwei Tage und eine Nacht war ich hier mit Marianen und den Uebrigen. Das schöne Herz des schönen Mädchens entfaltete sich bei jedem Anlasse, und der Frühling, der das Wort der Liebe über Himmel und Erde ausgesprochen

hatte, wurde Zeuge auch unſers wechſelſeitigen Geſtändniſſes. Ich kann wohl dieſe beiden Tage die ſchönſten meines Lebens nennen. Die Gegend theilte mit unſern Gefühlen und Anſichten die glücklichen Zauber des Paradieſes. In einem Vergißmeinnichtſtrauße — o Sie fühlen es gewiß, theurer Mann, daß das an ſich Abgenutzte, Alltägliche gar oft durch eine ſchöne Stimmung bedeutend, ja unvergänglich werden kann! — in einem Strauße von Vergißmeinnicht empfing ſie meinen Wunſch und das leuchtende Auge, worauf ihr Blick fiel, kam meinem Munde zu Hülfe, dem kein einziges Wort zu Gebote ſtand. Das ſah ich wenigſtens daraus, daß ſie meine, vor dem klaren Verſtande ſo ganz mangelhafte, Erklärung in ihrem ganzen tiefen Sinne genommen hatte. — Auf ewig? fragte ich nunmehr leiſe und ſie antwortete eben ſo: auf ewig!

Jetzt erſt löſte ſich gleichſam uns die Zunge. Wir ſprachen hauptſächlich auch viel von dem ſeltſamen Momente der erſten Bekanntſchaft. Ich hielt ihn für die ſicherſte Andeutung des Schickſals auf unſre Beſtimmung für einander

und für eine Gunst, welche es nur seinen Auserwählten zu Theil werden läßt. Ich äußerte, daß mir sogleich auf den ersten Blick alles an ihr theuer und werth gewesen sei und bat sie, das weiße Kleid, in dem sie mir damals eine himmlische Erscheinung gedünkt hatte, bis zu unserm Hochzeittage aufzubewahren.

Dieß alles fiel auf dem letzten Spaziergange am zweiten Tage vor. Das Abendgold erhöhte die Freuden des Himmels, in dem wir wandelten.

Aber schon der folgende Morgen warf mich grausam in die Prosa des Lebens zurück. Ich hatte wieder einige sogenannte Aufwartungen zu machen. Zwar wurde ich mit Hoffnungen entlassen, die meine frühern Wünsche noch weit übertrafen. Aber was war seit diesen Wünschen mit mir vorgegangen? Ich war plötzlich Bräutigam geworden — denn Heinrich verbürgte mir im Voraus die älterliche Einwilligung — und fand den doch um die Hälfte abgekürzten Termin bis zur künftigen Pfarre unter diesen Umständen unerträglich. Mariane, gegen die ich mich darüber herausließ, suchte mich mit

dem um so schönern Augenblicke des künftigen Vereins und durch das Versprechen zu trösten, mich inzwischen in fleißigen Briefen von ihrem ganzen Thun und Treiben fortdauernd zu unterrichten.

Ich versprach ihr hierauf ein Gleiches, und bald gefielen wir uns sogar in dem Gedanken an den reingeistigen Umgang, der uns zwei ganze Jahre bevorstand.

Im Schmerze des Abschieds verschwand freilich dieses Wohlgefallen, doch empfahlen wir einander noch wechselsweise das Halten des gegebenen Versprechens, als das einzige Mittel, uns unsre Trennung erträglich zu machen.

Unser Briefwechsel kann Ihnen nicht entgangen seyn. Ich sah dieß. Gleichwohl scheute ich eine Erwähnung der Sache, weil meine Vernunft fast mit jedem Posttage lauter dagegen wurde. Marianens Briefe zeugten von der schönsten Ausbildung. Zudem konnte ich aus dem, was ich daraus nach und nach erfuhr, abnehmen, in wie glücklichen Verhältnissen und unter welchen prächtigen und bequemen Gewohnheiten sie aufgewachsen war.

Von dieser Seite erschien mir daher unser Bündniß äußerst tadelhaft. Wenn ich sie nun — nach zwei Jahren — — vielleicht! — in eine ärmliche Landpfarre einführte, in der, außer mir, nichts war, was sie erfreuen, was sie für die verlornen Familienfeste, Verbindungen und Bequemlichkeiten, auch nur einigermaßen schadlos halten konnte! Es schien mir unmöglich, daß nicht gar bald die bitterste Reue von Marianens Seite hätte eintreten sollen.

Ich konnte mich nicht enthalten, dieses selbst in meinen Briefen an sie zu äußern. Aber obschon sie mir alles mit der einnehmenden Beredsamkeit eines liebenden Herzens zu widerlegen wußte, so traute ich ihr doch keinesweges und gestand mir ein, daß bei dieser Liebe die Vernunft von meinem Herzen gar sehr überrascht und gemißbraucht worden sei.

Einer solchen Ueberzeugung glaubte ich einen Versuch *gegen* unsre Verbindung schuldig zu seyn, so sehr sich auch meine Gefühle auflehnen mochten. Ich fing nämlich an, unsern Briefwechsel mit geringerer Thätigkeit und kürzer als zuvor zu betreiben. Die gezwungene

Zurückhaltung des Gefühls gab meinen Briefen eine Steifheit, worin die zärtliche Mariane eine Abnahme meiner Liebe zu finden glaubte. Ihre Vorwürfe erschwerten meiner Vernunft ihr grausames Alleinherrschen nur um so mehr. Aber mein Herz sollte — der Pflicht, wie ich glaubte — geopfert werden.

Schon war die Sache so weit, daß auch Marianens Briefe seltener wurden, und einigen Zwang verriethen. Ihr letzter Brief bestand nur aus wenigen Zeilen, und gestern sind es vier Wochen gewesen, daß sie mir Antwort schuldig ist.

Endlich habe ich diese, leider aber auf einem so ungewöhnlichen als fürchterlichen Wege erhalten, und fluche der Anmaßung meiner Vernunft, die in ihrem gottlosen Wahne der Unfehlbarkeit zwei glückliche Herzen zerrissen, ja gemordet hat!

Gemordet? rief der Kammerrath. Woher kommt Ihnen die schleunige Nachricht auch nur von dem einen? Wenigstens war vorhin, wie Sie in die Laube traten, Ihnen so etwas nicht anzumerken.

Ich dächte doch! erwiederte der Kranke. Meine Ohnmacht hat allzutraurig in Ihren Freudentag gegriffen, als daß Sie solche schon vergessen haben könnten.

Vergessen freilich nicht. Aber was war die Veranlassung zu dieser seltsamen Ohnmacht!

Sie wissen, Herr Kammerrath, daß ich aus der Laube hinausging, um meinen Hut aufzuhängen, oder daß ich vielmehr von Thränen hinausgenöthigt wurde, die sich sehr zur Unzeit einstellten. Daß mein Hut an dem verdorrten Aste nicht bleiben wollte, der sonst sein gewöhnlicher Nagel ist, wird erklärbar durch den gewaltsamen Zustand, der sich schon meines ganzen Wesens bemächtigt hatte und mich die rechte Stelle einigemal verfehlen machte.

Gleichwohl befremdete mich der Umstand ungemein, und wie ich eben zum drittenmal aufblicke, sehe ich meine Braut dicht vor mir mit offenen, betrübten Augen im Sarge liegen, angethan mit dem weißen Kleide des ersten Abends, das ihr Hochzeitkleid werden sollte. Dazu hatte sie die verwelkten Vergißmeinnicht vor ihrer Brust. Indem ich noch auf die

Erscheinung hinstarre, schließen sich ihre Augen und der Sargdeckel fliegt zu. Das dumpfe Geräusch, womit es geschah, und mein Schrei, war die Sache eines einzigen Augenblicks.

Hier hielt der junge Mann, den die Erzählung ganz erschöpft hatte, etwas inne. Sein Prinzipal bat, daß er sich diese Phantasie, die sich aus seiner Situation aufs Natürlichste herleiten lasse, ja aus dem Sinne schlagen und nur an das Unmögliche von dergleichen Erscheinungen denken möchte. Aber ganz vergebens.

Ich bin, sagte der Kranke, nicht nur von der Erscheinung selbst, wie von meiner eignen Existenz, sondern sogar davon überzeugt, daß dieser Augenblick auch der Augenblick ihres Todes gewesen ist. Merken Sie Sich's. Es hatte kurz zuvor 8 Uhr geschlagen. —

Welche unglückselige Träumereien! rief der Kammerrath, der bei solchen Behauptungen einigen Unwillen nie verbergen konnte. Wie nun wieder diese Ueberzeugung?

Arnold zuckte die Achseln und sein Prinzipal sagte zu ihm: Ruhen Sie hübsch und schlagen Sie Sich dergleichen aus dem Sinne. Meh-

men Sie dazu die Schlaf befördernde Medizin, die hier eben ankommt, und morgen werden wir uns, denke ich, eher über die Geschichte vereinigen. Gute Nacht, lieber Arnold! —

Aber diese Vereinigung, an die der Kammerrath fest geglaubt hatte, fand am andern Morgen so wenig Statt, daß er böse zu werden anfing, und den Kranken, welcher, seiner Behauptung nach, die gesunde Vernunft, sehr zur Unzeit, bei Seite setze, der Behandlung des Arztes allein überließ. —

Noch fünf Tagen erschien Mariannens Bruder vor dem noch immer Bettlägrigen.

Vergab sie mir, Herzensbruder? rief er Heinrichen entgegen.

Der Angekommene, der seiner Schwester hatte versprechen müssen, zu Arnold zu reisen, aber ja nicht ohne sehr behutsame Einleitung ihren Auftrag auszurichten, war sehr erstaunt über diese Anrede.

Was meinst du damit? fragte er.

Als ob ich nicht wüßte, daß deine Schwester vorgestern Abend um 8 Uhr gestorben ist! —

Hm! — Nun, da du so viel weißt, so

bleibt mir nichts übrig, als dir auch ihre letzten Zeilen einzuhändigen, wie ich ihr versprochen habe. Das Zittern ihrer Hand macht sie etwas undeutlich. — Ihre lange Krankheit! —

Lange wäre sie krank gewesen?

Zehn ganze Wochen. Dich zu schonen schrieb sie nichts davon.

Mich zu schonen! — Während ich mit Tigerklauen in ihrem Herzen wüthete! —

Beruhige dich, Bruder! das, was du mir über das Verhältniß und deine Ansicht desselben vor Kurzem schriftlich mitgetheilt hast, ist mir Bürge für die Rechtlichkeit deines Verfahrens. Auch Mariane hat es noch zuletzt anerkannt. Doch lies selber.

O gieb doch, gieb!

Der Kranke nahm hierauf den Brief, riß ihn auf und las:

Lebe glücklich, Arnold. Ich gehe Dir voran, um Dich dort zu empfangen, wenn Du noch mein bist!

Dein, dein auf ewig! rief Arnold im höchsten Entzücken. Das Gefühl des baldigen Wiedervereins erhebt mich schon im Voraus bis

hinauf zu den Sternen. — Jetzt erzähle mir, Bruder Heinrich, erzähle, und recht viel von ihren letzten Stunden.

Dies geschah. Unter andern hörte der Kranke, daß Mariane auf ihr Verlangen in dem weißen Kleide und mit dem welken Vergißmeinnichtstrauße in den Sarg gelegt worden war, und noch im letzten Augenblicke Arnolds Gegenwart sehnlich gewünscht hatte.

So haben die Engel selbst ihren Wunsch erfüllt und sie hiehergetragen! sprach Arnold.

Marianens Bruder kündigte ihm hierauf ein kleines Vermächtniß von der Verstorbenen an.

Wozu dies grade? rief der Kranke, und er hatte nicht Unrecht. Denn Heinrich, der acht Tage in ** verweilte, ist noch in dieser Zeit mit dem ruhig Entschlafenen zu Grabe gegangen.

Das unterirdische Glück.

Ein Ruthengänger hatte faſt das ganze, wohlhabende Dorf nach unterirdiſchen Schätzen lüſtern gemacht. Die meiſten Einwohner grollten auf den Gerichtsherrn, daß er dem Manne, ſei es nun aus Ueberzeugung oder aus Vorurtheil, durchaus keinen Aufenthalt auf ſeinem Grund und Boden geſtattete. Mehrere waren ſogar dem Kunſtgeweihten nachgegangen, welcher behauptet hatte, daß er noch in keinem Orte ſo viel Anzeichen von verborgenen Schätzen wahrgenommen, als in dieſem. Alle ihre Bemühungen aber nach Fingerzeigen von ihm waren vergebens. Seine perſönliche Anweſenheit, behauptete er, könne allein von Nutzen ſeyn. Daher traf man auch ſchon geheime Verabredungen, daß ſobald der Gerichtsherr ſeine gewöhnliche Badereiſe würde angetreten haben, der Ruthengänger im Stillen herbeigeholt werden ſolle. Einige der Bemitteltſten, die ſich bei gutem Wetter Abends am Kretſcham unter

einer groſsen Linde einzufinden pflegten, waren eben wieder da beiſammen und unter ihnen diesmal auch Herr Grund, der Käufer eines bedeutenden Gutes, welcher erſt ganz neuerlich der Gemeine beigetreten war und eine Bildung verrieth, die über ſeinen Stand hinausging.

So gut und geſprächig ſich der Mann ſonſt zeigte, ſo mißvergnügt und ſtumm hörte er die Reden an, welche abermals die Schatzgräberei zum Gegenſtande hatten. Er wehrte alle Fragen über einzelne Gebräuche bei derſelben von ſich ab und erklärte am Ende gradezu, daß er einen eigentlichen Abſcheu davor habe, und auſser den ungeſuchten Glückszufällen und den in Schachten natürlich aufwachſenden Schätzen, blos diejenigen Schätze leiden möge, welche durch Arbeit und Geſchick auf der Oberfläche der Erde ſich gewinnen lieſsen. Die Schatzgräberei, ſagte er, führe die meiſten zu einem arbeitsſcheuen Leben und von dieſem zum Bettelſtabe, oder zu noch ſchlimmern Dingen. Nicht zu gedenken, daß auch oft irgend ein anderer, geheimer Zuſammenhang den nachtheiligſten Einfluß auf Ruhe und Leben der Schatzgräber äuſsere, und

daß

daß es außerordentlich gewagt sei, einen Schatz, der lange in den Tiefen der Erde geschlafen habe, wieder an das Tageslicht herauf zu holen. —

Hm, versetzte der Schulze kopfschüttelnd, das sollte mich nicht abhalten, einen Schatz zu heben, den ich auf meinem Grund und Boden wüßte. Das hat zwar seine Richtigkeit, daß gar mancher schon durch fruchtloses Schatzgraben zum Taugenichts und Diebe geworden ist. Wer aber das Glück haben soll, einen Schatz auf rechtem Wege zu entdecken, der kann ihn, glaube ich, in Gottes Namen zu sich nehmen und genießen, wenn er das mit Verstande thut.

Das, erwiederte Herr Grund, das meinen freilich die meisten. Doch ist es darum nicht weniger zweifelhaft. Ich rede aus Erfahrung, lieben Leute, und würde schwerlich unter euch hier wohnen, wenn meine Erfahrung hierin nur etwas tröstlicher gewesen wäre.

Die Versammelten waren um so begieriger mehr davon zu hören, da über Herrn Grunds Umstände noch ein tiefes, niemandem als dem Gutsherrn einigermaßen enthülltes Geheimniß schwebte, und sein Nachbar, ein junger, wackerer

Mann, ergriff treuherzig seine Hand, und äußerte, daß er, wie die übrigen, auf ein nützliches Wort der Erfahrung begierig sei.

Nach einigen Weigerungen fing denn hierauf Herr G[illegible] also an:

Die Sage, daß ein Schatz auf den Grundstücken meiner Familie verborgen sei, hatte sich vielleicht schon Jahrhunderte lang fortgepflanzt. Man hatte Vermuthungen auf einige Plätze, doch beruhten sie auf zu wenig Grunde, als daß ihnen ein bedeutendes Gewicht hätte eingeräumt werden können. Es geschahen indeß mehreremal, jedoch vergebens, Nachgrabungen, und daß man sich darauf nicht öfter einließ, daran war theils die Weitläuftigkeit der Grundstücke, theils eine andere Sage Schuld, die immer mit jener verknüpft wurde. Es hieß nämlich, daß die Erhebung des Schatzes durch ein Mitglied der Familie, ohne dessen eigenen Tod, oder den eines andern Familien-Mitgliedes nicht denkbar sei.

Meine Schwester Franziska und ich hörten in unserer Kindheit häufig davon sprechen, ohne weiter darauf zu achten. Wir theilten

auch späterhin die uns aus dem väterlichen Erbe zugefallnen Besitzungen, ohne auf eine von den vielen Vermuthungen, wo der Schatz liegen könnte, Rücksicht zu nehmen.

Erst am Tage nach Franzicka's Hochzeit mit einem jungen Oekonomen erwachte die lange ganz vergessene Sage in ihrem Gedächtnisse und erzeugte eine außerordentliche Aengstlichkeit in ihr. Sie kam dieserhalb, bei mir Trost zu holen. Sie wisse sich kaum zu retten, sagte sie, vor der Idee, daß ihr Gatte von jener Sage hören und vielleicht Nachgrabungen halten könne. Sie habe diese Ahndung und vermöge sich nicht davon los zu machen. Ich bat sie hierbei, nicht an eine Ahndung zu denken, da sich der plötzliche Einfall und ihre Angst auf eine weit leichtere Art erklären lasse. Meine Schwester hatte nämlich ihren Gatten zuvor schon lange Zeit auf das zärtlichste geliebt. Unser Vater, ein bei großer Rechtlichkeit auch sehr strenger und oft ohne Noth unbiegsamer Mann, war dieser Liebe so abgeneigt gewesen, daß selbst Franziska's sichtbarer, tiefer Kummer ihn nicht anderes Sinnes machte. Er blieb dabei, daß Föhrenbach zu

jung und unerfahren für sie sei. Erst der plötzliche Tod des Vaters gab ihr die Aussicht auf des Geliebten Hand, und sie hatte so lange an der Möglichkeit des Glückes, das sie für das einzige hielt, gezweifelt, daß sie während des ganzen Jahres, welches verschiedene Familienrücksichten zwischen des Vaters Tod und ihre Hochzeit einschoben, noch immer glaubte, der Erreichung ihres einzigen Wunsches werde gewiß, und sei es am letzten Tage vor dem Ziele, noch ein Hinderniß in den Weg treten. Zum Glück waren ihre Besorgnisse vergeblich gewesen. Ihre Freudetrunkenheit, als der Priester ihre Hand in Föhrenbachs legte, war daher auch unbeschreiblich.

Aber eben den lange gehegten ihr gewissermaßen zur Gewohnheit gewordenen Zweifeln, schrieb ich Franzieka's Zustand am folgenden Tage zu und glaubte, daß ihre in Hervorbringung düsterer Bilder geübte Einbildungskraft, weil in der Nähe kein Stoff für sie dagewesen war, weiter hinaus nach der alten Sage möchte gegriffen haben.

Diese Erklärung beruhigte auch meine Schwe-

ſter ſo ziemlich. Sie wollte hierauf wiſſen, ob es gut ſei, wenn ſie ſelbſt des Schatzes, von dem ihr Gatte noch nichts zu wiſſen ſcheine, Erwähnung thue. Ich rieth ihr aber über dieſen an ſich geringfügigen Gegenſtand lieber den Zufall, oder, wie ich vielleicht richtiger geſagt hätte, das Geſchick einzig und allein entſcheiden zu laſſen. Uebrigens, fügte ich hinzu, könne ja die ganze Sache kaum von Folgen ſeyn, ſeitdem die Grundſtücke unſeres Vaters, einem alten Vertrage gemäß, gröſtentheils in die Hände einer Seitenlinie gekommen, und auf mich und meine Schweſter kaum ein Zehntheil ſeiner weitläufigen Beſitzungen übergegangen war. Es würde, meinte ich, äußerſt ſonderbar von Föhrenbach ſeyn, dem Schatze, über deſſen eigentliches Lokal auch nicht eine einzige gegründete Vermuthung da ſei, grade auf ſeinem Grund und Boden nachzuſuchen.

Franziska drückte mir dankbar die Hand und bewies durch ihre bald zurückkehrende, gänzliche Ruhe, daß meine Ueberredung nicht fruchtlos geblieben war. Ihre Ehe mit Föhrenbach ward ein Muſter für die ganze Gegend. Dazu

ging ihrem in seinem Fache sowohl als sonst vollkommen unterrichteten und gebildeten Manne auch in der Wirthschaft alles aufs erwünschteste von statten, und das äußere Glück traf dergestalt mit dem innern zusammen, daß ein zufriedneres Paar sich nicht mehr denken ließ, als ein Ebenbild seines Vaters in Franziska's mütterlichen Armen ruhte. Noch ehe sechs Wochen vorüber waren, hatte sie ihren Kirchgang gehalten, und der kleine Gustav vermehrte mit jedem Tage die Freude der glücklichen Aeltern.

Seit einigen Jahren schon Wittwer und ohne Nachkommenschaft, kannte auch ich keine Freude mehr, als in der Mitte dieses Paares, an das ich nun alle meine Abende verwendete. — Wir waren bald so unzertrennlich geworden, daß ich tristige Entschuldigungen haben mußte, wenn ich einmal die gewöhnliche Stunde meiner Ankunft vorbeigelassen, oder gar nicht gekommen war. Der Himmel glänzte über diesem Hause alle Tage so heiter, wie jetzt hier über uns, und stellte sich ja einmal ein Wölkchen ein, so war es, weil die gewöhnlichen

Unpäßlichkeiten der Kinder Guſtaven ebenfalls betroffen hatten.

Um ſo auffallender mußte es mir ſeyn, als ich eines Abends eine ſichtbare Störung, ein Abwenden der Eheleute von einander und ſogar zuweilen Thränen im Auge der Mutter wahrnahm, welche nicht einmal durch die außerordentliche Munterkeit des Kleinen der Freude wieder zu gewinnen war.

Meine Schweſter ſah mich mehrere Mal ſehr bedeutend an. Sie ſchien mir etwas in geheim vertrauen zu wollen. Aber eben als ich im Begriff ſtand ihr in die Nebenſtube zu folgen, nahm mich Föhrenbach beim Arme und ſagte: Ein einziges Wort, lieber Bruder, da wir jetzt grade allein ſind. Es iſt mir und meiner Frau etwas äußerſt Sonderbares begegnet.

Und nichts Erfreuliches, wenn ich mich nur einigermaßen auf's Rathen verſtehe! erwiederte ich.

Wie man's nimmt, verſetzte mein Schwager. Denke dir einmal, in der vorigen Nacht träumt mir, ich ſei allein unten im Garten. Ich beſehe die Blumen, die Bäume, und alles

glänzt so frisch und wie neu geboren in dem Thaue, der eben gar reichlich gefallen ist. Besonders blitzte das umzäunte Wiesenstück rechter Hand wie lauter Smaragden und Diamanten. Ich blieb eine Zeitlang davor stehen, und freute mich recht innig an dem schönen fast wunderbaren Anblicke. Indem ich aber den Hügel in der Mitte ersteige, und oben die Thüre zu den Ruinen des alten Schlesses aufschließe, um die Pappeln, die du hineingepflanzt hast, zu betrachten, fällt es mir außerordentlich auf, daß mehrere von diesen Pappeln dem Eingehen ganz nahe sind, während die andern daneben im üppigsten Wuchse stehn, auch die zeitherige Witterung nicht günstiger für ihr Fortkommen hätte ausfallen können. Da die kranken Bäume aber auf Einem Flecke beisammen stehen, so kommt mir der Gedanke, daß hier wohl ein Schabernack Statt gefunden haben möchte. Dies war mir um so empfindlicher, weil es einen Nachschlüssel zu der Thüre voraussetzte. Denn der Spaß, einige Pappeln zu verderben, schien mir zu gering, um erst eine Leiter den Hügel herauf zu schleppen und damit über die hohe Mauer

zu steigen, deren Wandelbarkeit dies sogar äußerst gefährlich machte. Wer aber dieses künstliche Schloß aufmachen konnte, in dessen Nähe wäre nicht sicher zu wohnen gewesen. Indem ich darüber weiter nachsann, entdeckte ich etwas ganz Wunderbares. Die kranken Pappeln nämlich und der ganze Boden, auf dem sie standen, zeigte keine Spur von dem Thaue, der ihre Nachbarn schmückte. Nun geht bekanntlich die Rede, daß dies die Eigenheit solcher Plätze sei, unter denen Schätze vergraben liegen. Ein Grabscheit in der Nähe, von dem ein häßlicher Molch sich bei meinem Anblick entfernt, dient mir zum Fingerzeige. Ich ergreife es, stoße auch im Nachgraben auf einen großen Quaderstein. Als dieser weggewälzt ist, kommt ein ausgemauertes Behältniß zum Vorschein mit einer Treppe, welche ich hinabsteige. Hierauf zeigt sich mir eine eiserne Fallthüre, auch wußte ich jetzt auf einmal, daß ich den Schlüssel dazu in einem ganz unbemerkbar in der Thüre selbst angebrachten künstlichen Fache zu suchen hatte. Schon zitterte er in meiner Hand, die das Räthsel eben vollends zu lösen gedachte, als ich

meine Frau zwischen mir und dem Schlosse händeringend stehen sah. Sie beschwört mich, letzteres unerösnet zu lassen, so daß ich sie unwillig frage: ob sie denn selber unserm Glücke in den Weg treten wolle. Aber sie behauptet, daß mit dem Eröffnen dieser Thüre eins von uns beiden, oder wir alle zwei zu Grunde gehen müßten. Mein Mißvergnügen über einen solchen Aberglauben ging so weit, daß ich sie mit Gewalt von der Thüre wegschleuderte.

In diesem Augenblicke weckte mich das Krähen des Hoshahns und ich sprang aus dem Bette.

Franzieka schlief, aber wie es schien, von unruhigen Träumen gepeinigt, so daß ich in Zweifel stand, ob ich sie aufwecken solle oder nicht.

Der Anblick des Gartens, den ich jetzt vom Fenster aus übersah, bestimmte mich zu letzterm. Wirklich lag er grade so glänzend vor mir, wie in meinem Traume. Besonders reizend blitzte die Wiese herauf, als ob sie mir sagen wollte, komm und finde in der Wirklichkeit wieder, was dir eben im Traume gezeigt wurde.

Ich konnte mich nicht enthalten, geschwind in meine Hauskleidung zu fahren und hinunter

zu gehen. Wunderbar genug war es mir sogleich beim Eintritt in den Garten, als ob ich schon mit jedem einzelnen Thautropfen bekannt sei. Kein Gräschen anders als in meinem Traume. Ich erstieg den Hügel, öffnete die Thüre der Schloßruinen, und die kranken unbethauten Pappeln standen auch da. Selbst der Molch bei dem Grabscheite ward meinem Auge nicht erlassen.

Für's erste fing ich auf dem bewußten Flecke das Nachgraben an, und wenn auch der Quaderstein, der sich wirklich vorfand, nicht so leicht wie im Traume wegzuschieben war, so gelang es mir doch nach einiger Anstrengung und die unterirdische Treppe lag vor mir. Aber beim Hinabsteigen erregte mir der Gedanke an das Bild meiner Frau vor der eisernen Thüre ein heftiges Grauen. Eine solche Behandlung hatte im Leben Franziska nie von mir erfahren, und die Haut schauerte mir bei der Stelle, wo mein Arm, grausam genug, das geliebte Wesen hinweggeschleudert hatte. In dieser Scene verkannte ich mich selber, und war überzeugt, daß wenn auch das wirklich vor mir Liegende sonst

ganz wie der wahrhafte Spiegel meines Traumes erscheine, die Aehnlichkeit ihre Grenzen haben müsse, und zum Beispiel nie so etwas in meinem Leben Statt finden könne.

Wirklich fing auch jetzt an die Aehnlichkeit aufzuhören. Denn wie ich eben den Schieber, hinter dem der Thürschlüssel verborgen lag, eröffne, da höre ich oben im Garten ganz deutlich meinen Namen von Franziska's Stimme mit einer Aengstlichkeit ausrufen, bei welcher sogleich alles vergessen war und ich hinaufeilte.

Nun fand ich sie zwar nicht im Garten. Meine Phantasie schien mir den Ausruf untergeschoben zu haben. Allein um ihr keinen Argwohn zu geben, beschloß ich zurückzukehren und die Sache ein andermal vorzunehmen. Hatte ich doch ohnehin immer gehört, daß die Mitternachtsstunde der Hebung von Schätzen am günstigsten sei. —

Meine Frau fand ich im Zimmer ganz außer sich und eben auf dem Punkte, sich anzukleiden und mich aufzusuchen. Sie kommt mir mit offenen Armen entgegen und bestürmt mich so lange und so heftig mit Fragen, wo ich

gewesen, daß ich ihr die Entdeckung der Sache im Hauptwerke gar nicht vorenthalten kann. Doch nehme ich Anstand, den Ort selbst und die Nebenumstände anzuzeigen.

So mußte diese unselige Stunde also doch wirklich erscheinen! ruft sie schmerzlich aus, und sinkt dann weinend auf's Sopha hin.

Ich begriff sie nicht. Aber sie sagte: Was du mir entdecktest, wußte ich schon zuvor. Auf meine Frage erzählte sie, daß sie zu der nämlichen Zeit einen furchtbaren Traum gehabt habe. Sie hatte nämlich mit mir vor der unterirdischen eisernen Fallthüre gestanden und ein dreimaliges Wehe über uns aussprechen hören, von dem, wie sie sagte, Mark und Bein ihr noch erschüttert sei.

Und warum dieses Wehe?

Eben wegen des unseligen Schatzes! antwortete sie.

Da sie keine andre Ursache dazu, als eine alte Sage anzugeben wußte, so verwies ich ihr die Sonderbarkeit, vielleicht in einem für ihre reizbare Stimmung allzuheftigen Tone. Aber wer ist seiner eigenen Stimmung allezeit Mei-

ſier? — Wir verſtummten beide auf mehrere Stunden. Endlich näherte ich mich ihr in Liebe. Sie erwiederte meine Zärtlichkeit. Ich entdecke ihr auf ihr Verlangen, wie weit ich mit dem Schatze gekommen ſei. Allein nunmehr verlangt ſie von mir die Zuſage, um ihrer Liebe willen nicht weiter zu gehen und den Schatz niemals mir anzueignen.

Das dünkte mich doch einer finſtern Phantaſie allzuweit nachgeben; ich verweigerte daher das Verſprechen, und das iſt die Urſache unſerer beiderſeitigen Verſtimmung.

Eben als Föhrenbach jetzt noch einen Seufzer an dieſe Worte hing, kam meine Schweſter zurück, ihrer Miene nach unzufrieden, daß ich ihr nicht gefolgt war.

Ich faßte ſie bei der Hand und bat ſie im Beiſeyn ihres Gatten ſich zu beruhigen, da ich ſchon von allem unterrichtet ſei. Laßt uns, ſagte ich, hier gemeinſchaftlich über die Sache ſprechen, denn ſo werden wir gewiß am weiteſten kommen.

Hat dir Föhrenbach auch von meinem Traume erzählt? fragte ſie.

Ich bejahte ſtumm, und ſie fuhr fort: Ach, er war ſo ſchrecklich, daß ich einen zweiten dieſer Art nicht überleben würde.

Und doch, fiel Föhrenbach zwar verweiſend, aber in zärtlichem Tone ein, doch iſt alles darin ſo unbeſtimmt, bis auf das Wehe, worauf du das meiſte Gewicht legeſt!

O dieſes zermalmende Wehe, verſetzte ſie, dies überſchüttet mich mit Eis, wenn ich nur daran zu denken wage. Unbeſtimmt, lieber Föhrenbach? Als ob alles erſt dem Verſtande klar werden müßte! Hat nicht das Gefühl gar oft ein weit ſchärferes Auge als er? Und hat nicht auch dein Traum ſogar mich auf eine betrübte Weiſe in die Sache verflochten?

Föhrenbach glaubte das letztere, als nicht zu dem weiſſagenden Traume gehörig, einer Einmiſchung ſeiner Einbildungskraft zuſchreiben zu müſſen, und ſuchte dies durch den nachher im wahren Zuſtande ihm vorgekommenen Laut von Franziska's Stimme noch wahrſcheinlicher zu machen. Dann drückte er ſie ſtumm an ſein erweichtes Herz. Aber ſie wiederholte kopfſchüttelnd ihre Bitte um das erwähnte Ver-

sprechen, und zwar mit der innigsten Rührung und einer Beredsamkeit, zu welcher es der Verstand ebenfalls noch nie gebracht hat.

Hiervon überwältigt sagte Föhrenbach, ja, ich verspreche es, wenn dein Bruder deiner Meinung beitreten will. —

Und warum sollte ich nicht? fragte ich. Was fehlt Euch denn noch zum Glücke? Wozu bedürft Ihr eines irdischen Schatzes, da ihr den himmlischen, die Zufriedenheit, in so reichem Maße bei Euch habt?

Ich erzählte nunmehr meinem Schwager von Franziska's Besorgniß am Tage nach der Hochzeit, und brachte es auch wirklich dahin, daß er noch an demselben Abende mit mir nach den Ruinen ging, den Stein wieder an seinen Ort schob und alle Spur des Nachgrabens zu verwischen suchte. — —

Allein die Unruhe, einen Schatz zu besitzen, ohne davon Gebrauch zu machen, überfiel ihn wieder von Zeit zu Zeit. So gut auch seine ökonomische Lage war, so hatte er doch manchen Wunsch nach neuen Einrichtungen und Verbesserungen, die sich von seinem und Franziska's Ver-

Vermögen nicht beſtreiten ließen. Der Schatz wäre ihm hierzu trefflich zu ſtatten gekommen, der Schatz, nach dem ihn, wie er glaubte — ſo ſichtbar — eine höhere Hand hingewieſen hatte. Denn meiner Schweſter Traum, der dem widerſprechen konnte, kam bei ihm gar nicht in Betracht, weil er ihn als eine Folge ängſtlicher Erinnerungen anſah, da hingegen der ſeinige eine ihm vorher ganz fremde Idee herbeigeführt und deren Wahrheit auch zugleich auf die merkwürdigſte Weiſe beſcheinigt hatte. Es konnte nicht fehlen, daß Föhrenbach unter ſolchen Umſtänden ſeiner Gattin öfters anlag, ihm das Verſprechen zu erlaſſen, welches er für das unüberlegteſte hielt, das ein Mann jemals gegeben hatte. Aber Franziska, ſo nachgebend ſie gewöhnlich gegen ihn war, beſtand diesmal hartnäckig auf der Zuſage.

Dieſe ganz entgegengeſetzte Geſinnung brachte über die ſonſt ſo muſterhafte Ehe ein Unglück, das um ſo trauriger für das Paar ſeyn mußte, je beneidenswerthere Tage es zuvor genoſſen hatte. Der Tod des Kindes machte das Geſchick der armen Leute bald noch unſeliger.

Meine nur allzuoft versuchte Vermittelung blieb ohne alle Frucht, ja sogar meine, mir selbst jetzt peinlichen, Besuche konnten beiden nicht anders als lästig fallen, weil durch sie das Paar, das jetzt nur abgesondert ein erträgliches Leben führte, zum Verein gewissermaßen genöthigt wurde. Daher glaubte ich auch mir und den armen Leuten selbst, meine Entfernung aus der Gegend schuldig zu seyn.

Das Gut, welches ich auf meiner aus Mißmuth unternommenen Reise zufällig hier zu kaufen fand, gefiel mir, und es trifft sich recht passend, daß ich das unglückliche Loos meiner nächsten Verwandten als ein erschütterndes Warnungsbeispiel meinen lieben neuen Bekannten und Nachbarn jetzt aufstellen kann. —

Und der Schatz noch immer ungehoben? fragte einer der Anwesenden.

So hoffe ich wenigstens. Denn ob ich schon nicht weiß, ob er aus unrechtem Gute bestehe, oder was es sonst für Bewandniß mit ihm habe, eine innere Stimme versichert mich zu bestimmt von dem Unheile, welches aus sei-

ner Befreiung erwachsen würde, als daß ich ihr meinen Glauben versagen möchte. — —

Kaum eine Woche nachher saß man an einem schönen Mondscheinabend grade wieder so beisammen und die Schatzgräberei kam auf's neue zur Sprache. Es war hauptsächlich die Rede von den schauerlichen Scenen, welche nicht selten die Gier nach Schätzen bestraften, als eine Mannsgestalt herbeigeschlichen kam, dessen bleiches Gesicht, vom Monde beleuchtet, ein wahrhaft furchtbares Gepräge hatte.

Wer ist das? hieß es, während der Fremde dem neuen Gemeindemitgliede in die Arme stürzte. Föhrenbach! rief Herr Grund diesem erschüttert zu.

Luft, Luft! sprach der andere, und Grund verließ mit ihm die übrigen. Sie hatten beide noch kein Wort gesprochen, als sie auf seinem neuen Gute angekommen waren.

Was bringst du mir? fragte endlich Herr Grund.

Mich selbst und mein Elend. Meine Lippen sträuben sich es auszusprechen. Aber lies, und vergieb mir, wenn du 's im Stande bist.

Hierzu übergab er ihm ein Papier, dann warf er sich mit Verzweiflung an seines Schwagers Brust und dieser sagte: Was auch dies Papier enthalten mag, ich werde dich nicht verlassen.

Nur Vergebung bedarf ich.

Von Herzen.

Habe herzlichen Dank, und nun lies und laß mich in ein anderes Gemach. Ich kann die Wirkung meiner Schrift auf deinem Gesichte unmöglich mit ansehen.

Herr Grund wies hierauf seinem Schwager ein Zimmer an, eilte mit schwerer Ahndung zurück und las folgendes:

Zu dir, mein brüderlicher Freund, wollte ich eilen und dir alles entdecken. Aber woher die Worte nehmen? Und nun, da ich es niederzuschreiben gedenke, nun fehlt es mir gar an Buchstaben für die Schrecknisse, die deiner warten. Aber sie sollen herbei, und müßte ich darüber vor Schmerz untergehen. —

Du weißt, in welchem entsetzlichen Zustande du mich verließest. Ich brauche nur zu sagen, daß meine Begierde nach jenem unseligen Schatze

von Tage zu Tage mehr überhand nahm. Sie überwand am Ende meine Zusage gänzlich, und ich mache mich vorgestern in der Mitternachtsstunde still aus dem Bette, gewinne auch die Stubenthüre, ohne meine Frau aufzuwecken, welches bei dem leisen Schlafe, den sie seit einiger Zeit hat, kaum zu erwarten war. Ich eile in den Garten; an den bewusten Ort. Der Stein wird weggewälzt, dann hinabgestiegen und die eiserne Thüre geöffnet. Aber damit ist es nicht gethan, wie ich nun sehe. Ein neues Gemäuer stellt sich meiner Ungeduld entgegen und ich fliege zurück nach Werkzeugen, die ich auch bald im Garten finde. Unglaublich ist es, mit welcher Schnelle meine unselige Begierde die gröbsten Steine theils aufgräbt, theils zermalmt, und ich möchte fast unsichtbaren Beistand argwohnen, wenn ich bedenke, daß ein Werk, worauf man einen halben Tag Arbeit rechnen könnte, in einer halben Stunde so weit zu Stande gebracht war, daß bereits der eiserne Kasten, welcher den Schatz in sich faßt, vor meinen Augen lag. Mit zitternder Hand lange ich schon danach, aber ein steiner-

ner Pfeiler ruht noch auf der einen Seite des Kastens. Ich greife von neuem nach dem Werkzeuge. Meine Ungeduld, oder — vielleicht gar eine fremde, furchtbare Gewalt, haut so tief in das Gemäuer, daß die Decke darüber zu schwanken anfängt. In demselben Augenblicke vernehme ich einen Schrei; deutlich von der Stimme meiner Frau. Ihre und deine Warnung umschwebt mich grauenvoll. Das Gebäude über mir wankt immer heftiger, und indem ich eile, mich nach der feststehenden Seite der Treppe zu retten, stürzt das Gewölbe und meine Franziska mit ihm herunter.

Zugleich unversehrt und auch zermalmt ergreife ich sie. Aber Schrecken und Fall wirken vereint. Sie stirbt in meinen Armen, nachdem sie mich in abgebrochenen Worten errathen lassen, daß sie mich im Bette vermißt hatte, und mir in ihrem, leider nur allzugegründeten Argwohne nachgeeilt war, um mich von der Ausführung meines Vorhabens abzuhalten. Ihre Vergebung, die ich noch erhielt, ist das einzige, was ich von Trost aus dieser Welt mit hinwegnehme. Vergieb auch du mir, und sei glücklich. —

So sah denn Herr Grund seine schlimmste Ahndung in Erfüllung gegangen. Der Schluß des Schreibens schien ihm fast einen zweiten gewaltsamen Tod anzukündigen, daher glaubte er eilen und seinem Schwager die Hand bieten zu müssen. Zu spät. Der Unglückliche von seiner Verzweiflung aus dem Fenster gestürzt, wurde eben halb zerschmettert die Treppe herauf gebracht, als Herr Grund ihn auf seinem Zimmer suchen wollte. Er lebte nur noch wenig Augenblicke.

Unmittelbar nach seiner Bestattung reisete Herr Grund, als der einzige Erbe auf das Föhrenbachsche Gut. Zuvor jedoch unterließ er nicht, die traurige Ergänzung der erzählten Geschichte seinem neuen Bekannten mitzutheilen. —

Was aus dem Schatze geworden ist, weiß zur Zeit niemand. Fast kann man besorgen, daß selbst der so verständige Herr Grund von dem Glanze desselben geblendet, seiner Ueberzeugung untreu geworden, und trotz der bedenklichen und fürchterlichen Vorgänge sich doch wirklich ebenfalls an dessen Hebung gewagt habe.

Wenigstens ist er kurz nach Antritt der Erbschaft plötzlich verstorben. Bei den Nachgrabungen, welche nach seinem Tode die Obrigkeit veranstalten ließ, hat sich zwar der eiserne Kasten, aber ganz ausgeleert vorgefunden.

Inhalt.

Zwei Neujahrsnächte; von A. . Seite 1

Der verhängnißvolle Abend; von L. . — 73

Zauberliebe. Einige Scenen; von A. — 111

Die Braut im Sarge; von L. . — 261

Das unterirdische Glück; von L. . — 283

Wunderbuch.

Herausgegeben

von

A. Apel und F. Laun.

Erstes Bändchen.

Leipzig

bei Georg Joachim Göschen 1813.

Gespenſterbuch.

Herausgegeben

von

A. Apel und F. Laun.

Fünftes Bändchen.

Leipzig
bei Georg Joachim Göſchen 1815.

Inhalt.

Der Heckethaler. Von F. L.	Seite 1
Der Liebesschwur. Von F. L.	— 63
Die Ruine von Paulinzell. Von A.	— 127
Die Hautehre. Von F. L.	— 217
Die Schuhe auf den Stangen. Ein Schwank nach D. Martin Luther. Von A.	— 233
Legende. Von F. L.	— 263
Das silberne Fräulein. Von A.	— 273

Der Heckethaler.

Vor mehrern hundert Jahren, als eben einmal ein rother, herrlicher Sonnenuntergang die Einförmigkeit des Waldes mit mannichfachen Lichtern und Schatten belebte, kam ein junger Gesell des Weges, nahm grade da, wo die Straße auseinander ging, sein schweres Bündel vom Rücken, und setzte sich unter einem alten Tannenbaume nieder. Seine schwarze Trauerkleidung stand seltsam genug zu dem muntern, jugendfrohen Gesichte, das der heiße Tag zwar tüchtig in Schweiß gebracht, dennoch aber durchaus mit keinem unfreundlichen Zuge belästiget hatte. Wohlgemuth strich der junge Mann das hellglänzende Haar aus dem großen, blauen Auge, sah auf das Bündel neben sich, und dann nach dem Himmel hinauf, gleichsam als ob er diesem nicht genug Dank dafür sagen könne.

So saß er denn bis der rothe Sonnenglanz völlig verschwunden war, und das bläuliche Mondlicht ihm eine leichtere Wanderung verhieß. Nur hätte er zuvor noch gern einen Menschen gesehen, theils um ihm seine innige Freude an Erde und Himmel mitzutheilen, theils um zu hören, welches der rechte, und wo möglich nächste, Weg nach Augsburg sei. Denn obgleich er dort schon gewesen war, so hatte er doch von dieser Seite die Reise noch niemals gemacht.

Wirklich bewegte sich jetzt durch das Dickicht etwas heran. Auch entdeckte sein gutes Auge bald, daß es ein menschliches Wesen war, was späterhin in Gestalt eines Köhlers an ihm vorüberging.

Guter Freund, so rief der Reisefertige ihn an, ohnfehlbar seid Ihr unter diesen Bäumen zu Hause, sagt mir daher doch, wie ich am schnellsten nach Augsburg kommen mag?

Da könnt Ihr mich auf diesem Fußsteige begleiten. Bei ganz gemächlichem Schritte müßt Ihr dann nach Tagesanbruch vor der Stadtmauer seyn.

Das war unserm Wanderer eine gar angenehme Post. Denn so gern er auch das schwere Bündel auf seinem Rücken trug, so fehlte ihm doch lange schon jemand, der ihm die Last seines Glückes tragen hälfe. Die theilnehmendste Miene hatte der Köhler freilich nicht. Sein Auge sah aus den Büschen der Augenbraunen so starr und liebles über die Habichtsnase in die Welt hinein, als ob sein Herz längst mit zu Kohle verbrannt seyn müsse. Dazu klang seine Stimme so rauh und unerfreulich, daß es dem Reisenden auffiel. Doch schalt er sich selbst wegen seines anfänglichen Mißtrauens gegen den Alten. Ist er ja doch ein Mensch, dachte er. Was kann er dafür, daß ihm Gott kein einnehmender Gesicht verliehen und vielleicht der Kohlenstaub seine Stimme verdorben hat? Zudem sähe er auch wohl einnehmender aus, wenn die schwarzen Spuren eines traurigen Gewerbes seine Züge weniger entstellten! — Dabei ging des Jünglings Blick zum Himmel hinauf, dankend für Gestalt und Gewerbe, womit er sich dagegen so wohl versehen fühlte.

Führen Euch Geschäfte nach Augsburg? so fragte der Köhler, als sie den Weg schon angetreten hatten, und eine solche Frage war es eben, was der Erzählenslustige schon eine Weile erwartete, weil er so unter dem Vorwande einer erschöpfenden Antwort sein Herz besser, als ohne äußere Anregung, entschütten zu können glaubte.

Ja wohl, Geschäfte, versetzte er, und recht süße und liebe obendrein!

Hm, sagte der Andre, in dieser schlechten, nahrlosen Zeit wird es nicht jedem so gut. Laßt mich drum doch etwas von diesen Dingen und Euerm ganzen Treiben vernehmen.

Ich bin, so fing hierauf der Jüngling an, ich bin von Schwabmünchen, und meines Zeichens ein Schieferdecker, wie mein Vater seliger auch gewesen ist, heiße auch Franz Pilsner, wie er. Es gab große Noth in meiner lieben Eltern Hause, als ich das Handwerk ergreifen wollte. Die Mutter nämlich hatte viel dagegen. Mein Schatz, so sagte sie einsmals beim Frühstück zum Vater, als wieder die Rede darauf kam, ich habe ja Todesangst genug,

wenn ich dich oben in den Lüften herumklimmen sehe, soll ich denn nun auch noch den einzigen Sohn deiner fährlichen, wenig lohnenden Handthierung abgeben?

Bei dieser Rede wurde mir so übel zu Muthe, daß ich den Löffel kaum zum Munde bringen konnte. Denn ich hatte ein gar zu großes Wohlgefallen an der Schieferdeckerkunst und wußte recht gut, daß der Vater der Mutter Bitten und Wünschen immer gern zu Gefallen lebte. Diesmal aber war es nicht so; vielmehr sagte er: das heißt nicht wie eine gute Christin sprechen, mein Schatz. Habe ich dir doch tausend- und aber tausendmal gesagt, daß ohne des Herrn Willen kein Sperling vom Dache fällt. Wie magst du denn noch immerfort glauben, daß ein Mann, den sein Beruf hinauf in die Luft führt, der dort die heiligen Häuser des Allerhöchsten vollenden muß, daß ein solcher Mann weniger unter seiner Obhut stehe, als ein geringer Vogel? Und was den schlechten Lohn anlangt, so frage ich dich, wann sind wir, ich, du und unser Franz, hungrig zu Bette gegangen? — Daß wir

nicht Mammon zurücklegen können, ist wahrlich kein Unglück. Wenn nur unser Kind in der Zucht und Vermahnung zum Herrn aufwächst, dann wird der, der die Lilien auf dem Felde kleidet, ihm seine Nahrung auch zukommen lassen. Hiermit hob er die Hände auf und betete: Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut, im Himmel und auf Erden, wer sich verläßt auf Jesum Christ, dem wird der Himmel werden. —

Aber, was ist Euch? so unterbrach der junge Schieferdecker hier seine Erzählung selbst, als sein Blick auf den Begleiter fiel, dessen Gesicht sich recht widerwärtig verzogen hatte.

Krämpfe, weiter nichts! antwortete der Alte, und Franz fuhr also fort: Schon glaubte ich, daß Ihr Anstoß nähmet an dem Verse, der freilich von einem lutherischen Probste, mit dem mein seliger Vater, wegen eines Kirchenbaues viel zu thun hatte, an ihn gekommen ist. Er hatte überhaupt manches von dem Probste angenommen, auch einige schöne Lieder bei Seite gelegt, und pflegte zu sprechen: Ob ich schon bei meinem wahren Glauben bis an's

Ende verharren will, so scheint mir doch manches, was Luthers Anhänger sagen, recht gut und tröstlich. Auch würde ihnen ja die Obrigkeit sonst keine Kirchen zugestehen! — Doch auf meine Geschichte zurückzukommen: Als der Vater denn so betete, da faltete auch die Mutter ihre Hände andächtig mit. Dann aber weinte sie sehr und nahm mich beim Kopfe und herzte und küßte mich.

In Gottes Namen denn! sprach hierauf der Vater und sie machte keine Einwendung weiter. Doch war sie nicht immer so gefaßt, und in der Folge brannten mich ihre rothen Augen manchmal tief im Herzen, wenn ich Abends mit dem Vater seliger nach Hause kam. Ich hätte aber die Handthierung nicht aufgeben mögen, um aller Welt Wunder nicht. Denn Ihr könnt gar nicht glauben, wie köstlich es ist, da droben von der Spitze eines heiligen Gotteshauses herunterzusehen, auf die kleinen Städte und Dörfer und Menschen, denen schwindelt, wenn sie von der Erde, an der sie kleben, hinaufblicken und dort einen gewahr werden, der dem Himmel so nahe lebt.

Nicht glauben könnt Ihr's, wie das Herz so weit und groß wird in den blauen Lüften, dicht unter dem Auge des Herrn, an dessen irdischer Wohnung man arbeitet! —

Die Krämpfe des Köhlers schienen zuzunehmen; denn sein Gesicht warf immer häßlichere Falten. Daher fragte der Schieferdecker wohlwollend, ob vielleicht das Sitzen ihm besser thun würde. Aber der Alte schüttelte den Kopf. Laßt Euch davon nicht irren, sagte er, und gebt mir nur mehr von Eurer Historie. Wo möglich, so behaltet den Ueberfluß an Bemerkungen und Nebendingen im Sinne, weil Manches davon wie gute Lehren aussieht, wogegen das Alter nicht sehr empfänglich ist.

Nach Euerm Gefallen! versetzte Franz weiter erzählend: Da ich sonach mein Werk mit Liebe trieb, so verging mir die Lehrzeit, ich wußte kaum, wie. Auch hatte ich die Freude, meine Mutter mit mir und meinem Stande zufrieden zu sehen, als sie von meiner Tüchtigkeit hörte, und am Tage, wo ich losgesprochen ward, die Meister meinen Kenntnissen das beste Zeugniß ertheilten.

Während meiner Gesellen- und Wanderjahre hatte ich Gelegenheit, manche schöne Arbeit zu fertigen, und wie ich zurück in der Aeltern Haus kam, war mein Vater schon so schwach geworden, daß er wenig mehr verrichten konnte. Ich ward daher Meister, und erhielt durch ihn gleich Anfangs eine schöne Kundschaft, so daß ohne mich in der Gegend so leicht keine Kirche gedeckt oder erneuert wurde.

Eine gar schlimme Zeit stand ich während seiner letzten Tage aus. Auch sie ging jedoch vorüber, und es gewährt mir noch immer Beruhigung, wenn ich seiner Todesstunde gedenke. Ach, er starb gar so schön! In der Entzückung sah er rings um sich einen Kreis frommer Heiligen und Wunderthäter, von deren Abglanz sein eigenes Gesicht schon wie im Sonnenlichte der Verklärung uns anlächelte. —

Weiter, nur weiter! rief der Köhler ungeduldig, und laßt den Alten in der Grube seyn. Weiß man doch schon, was es bei Begräbnissen für Umstände ohngefähr geben kann. Kommt zu dem, was nun mit Euch wurde, und ob ihr ledig bliebt, oder heirathetet. —

Wenn's meiner Mutter nachgegangen wäre, fuhr Meister Pilsner fort, so hätte ich sogleich nach der Trauerzeit dazu gethan. Aber ich hatte damals die Rechte noch nicht kennen gelernt und eine Andere stand mir nicht an. Und da ich in der Gesellen- und Wanderzeit mich immer gehütet hatte, ein vorschnelles Bündniß einzugehen, wie nahe mir's auch einigemal gelegt worden, so wollte ich als Meister nicht unbehutsamer verfahren. Ich hatte darüber fast tagtäglich meinen Streit mit der Mutter, bis ich eines Tages nach Augsburg wandern mußte, um einen dortigen sehr schadhaft gewordenen Kirchenthurm zu erneuen. Da lernte ich denn einen Steinmetz, den Meister Hans Holding, kennen, einen wackern, gottesfürchtigen Mann, der sein Handwerk aus dem Grunde verstand, und auch Gefallen daran hatte, wenn ich ihm von dem meinigen erzählte. Der Mann besaß eine Tochter, Aennchen mit Namen, eine Jungfrau von sechzehn Jahren, wie ich noch keine gesehen hatte. Da war es das erste Mal, daß ich mit Ernst an's Heirathen dachte, und der Gedanke ward immer fester und leben-

diger in mir, denn eine frömmere Hausfrau und bessere Wirthin war wohl weit und breit nicht aufzufinden. Hätte ich nur gewußt, ob sie mich leiden möchte, dann wäre mein Erstes gewesen, bei Meister Hansen um ihre Hand anzuhalten. Aber das sittsame Kind war hierin durchaus nicht zu ergründen. Sie schlug bei meiner, wie bei jeder männlichen Anrede, die Augen nieder, und antwortete kurzweg. Daß sie dazu bisweilen roth wurde, das glaubte ich gar nicht mir zu Gunsten auslegen zu dürfen.

Ein Umstand, der mich jetzt einige Tage von dem Besuche des Steinmetzen abhielt, war mein Verdruß über einen Mann meines Handwerks, den ich, um den Thurm desto früher zu vollenden, mir weither verschrieben hatte. Ich war dem Rufe, dessen er in unserm Fache genoß, ganz allein nachgegangen, und fand nun, als er kam, einen verwilderten, von aller christlichen Demuth weit entfernten Gesellen, der, wo sich's thun ließ, das Heilige und Ehrwürdige mit seinem Spotte zu besudeln suchte.

So sollte denn an dem Werke, das ich mit

Liebe und Andacht angefangen, ein Mann arbeiten helfen, in dessen hoffärtigem Herzen weder Liebe noch Andacht Platz nehmen konnte!

Ich machte mir um so mehr Vorwürfe darüber, da seine Anherokunft ganz allein mein Betrieb gewesen war und ich nun solchemnach selbst den Thurmbau verwahrloset zu haben glaubte.

Mein Unmuth über das alles war so groß, daß ich mich fürchtete, Andere damit anzustecken und deshalb mehrere Tage nach dem Feierabende in meiner Klause allein zubrachte.

Aber die Sache drohte nur schlimmer zu werden. Mein Mitmeister hatte die erste Zeit seines Dortseyns, ohne alle Noth und Ursache in benachbarten Wirthshäusern verloren, und kam jetzt eines Morgens plötzlich, um mich nach dem Thurme abzuholen und dort mit zu arbeiten. Schon auf dem Wege dahin hatte ich viel Aergerniß. Auf mein Ermahnen, als wir die Thurmtreppe hinaufgingen, daß es nun wohl Zeit werde, zu bessern, gottseligen Gedanken und Reden, gestand er unverholen, er habe dergleichen zu keiner Zeit.

Da wandelte mich ein Grauen an vor dem Manne. Ich fragte, ob ihn denn droben in der Luft kein Schwindel befalle, wenn er seine Arbeit ohne Andacht und Gebet anfange, welches mich ganz allein auf dem Gemsenpfade unseres Handwerkes sicher stelle.

Aber er lachte dergestalt, daß die engen Wände wiederhallten, und ich nothgedrungen war, ihm diese Ungebühr ernstlichst zu verweisen.

Das Strafgericht blieb nicht aus. Kaum hatte er sich oben zur Arbeit angeschickt, als sein Fuß ausgleitet, und er vom hohen Thurme auf den Platz hinunterstürzt.

Wie ich nun zitternden Schrittes die Treppe hinab und unten zur Kirche herauskomme, da ist bereits ein dicker Hauf Volks um den Todten versammelt und nicht weit von mir fragt eine Stimme: Um Gotteswillen, der Schieferdecker, ist's wahr?

Da wende ich mich eiligst um, denn ich kenne die Stimme, und ihr angstvoller Ton drang mir durch Mark und Bein. Und siehe da, es war wirklich Aennchen, des Steinmetzen

liebliche Tochter, deren rothblühendes Gesicht der Schrecken in bleichen Schnee verwandelt hatte.

Aennchen! rief ich ihr zu. Da erblickte sie mich und sprach: Gott Lob und Dank, Ihr also nicht, Meister! Dazu reichte sie mir voll Freude die Hand und schöner als ihr Gesicht damals, kann der Cherub am Throne schwerlich leuchten.

Des Schieferdeckers Fall war ihr zu Ohren gekommen, und da sie von dem neuen Gehülfen nichts wußte, hatte sie mich für den Verunglückten gehalten.

Ob sie schon merkte, daß ihre Angst und die darauf folgende plötzliche Freude sie verrathen hatten und sich daher sogleich zurückziehen wollte, so wußte ich doch nun, wie ich mit ihr dran war und rief: Aennchen, liebstes Aennchen, der Augenblick will mir wohl, drum frage ich sogleich, darf ich bei Euerm Vater um Euch werben?

Da kehrte sich zwar ihr Auge zur Erde, aber ihr Herz, so fühlte ich, blieb doch bei mir. Dazu sagte mir, wie sie mich nun verließ,

ließ, der halbe Abschiedsblick, daß mein Wunsch auch gewiß der ihrige war.

Je freundlicher mich das Glück ansah, desto eifriger ward nun mein Gebet für den Verunglückten und daß sein zeitlicher Tod ihn von der ewigen Strafe erlösen möchte. Zugleich bestärkte mich sein und mein Schicksal darin, daß alles mit Gott anzufangen sei, und ich arbeitete noch den ganzen Tag freudig und unverzagt an dem Kirchenbaue.

Abends machte ich mich bei Zeiten auf den Weg zu Meister Holdingen, den ich allein fand, und brachte, da ich sein Wohlwollen gegen mich kannte, mein Wort sogleich ohne Scheu und Rückhalt an. Aber zu meinem großen Erschrecken schüttelte der Mann den Kopf.

Ihr seid mir lieb- und werth, Meister Pilger, sagte er, doch weiß ich aus Eurem Munde, daß Ihr bis jetzt nichts habt erübrigen können. Mir ist es nicht besser gegangen; daher darf meine Tochter weder auf Mitgift noch auf Erbe rechnen. Was aber soll aus ihr werden, wenn ich todt bin, und Ihr vielleicht zu gleicher Zeit aus der Welt gehen

ſolltet. Alle Ehre Euerm Handwerke, es iſt ſchön und zwiefach ſchön, wenn man Euch davon reden hört. Aber es iſt auch höchſt gefährlich, wie der heutige Tag erſt bewieſen hat. —

Hier unterbrach ich ihn und ſuchte ihm den Grund zu dem Unfalle in meines Mitmeiſters Frevel zu zeigen. Doch er ſchüttelte abermals den Kopf und ſtellte Beiſpiele von — wie er ſagte — ſehr frommen Schieferdeckern auf, die ihren Tod alſo gefunden hatten. Vergebens waffnete ich mich mit den Gründen, die mein ſeliger Vater ſonſt immer gegen die Mutter zu Erhebung unſerer Handthierung gebraucht hatte. Er könne, ſagte er, mir, ſeine Tochter nur dann geben, wenn ich etwas zurückgelegt haben würde, wovon ſie ihr Witthum in Ehren hinzubringen vermöge.

Da nun ſobald an ein ſolches Glück nicht zu denken war, ſo machte mich ſein Starrſinn ſehr traurig. Denn ich hatte zwar in meiner Heimath einen reichen Rechtsgelehrten zum Vetter. Der aber wollte mir übel wegen meines Gewerbes, das ſeinem hochmüthigen Sinne

zu gering dünkte; weshalb er auch in früherer Zeit alles anwendete, mich davon abzuziehen, und mir, als nichts fruchten wollte, sein Haus gänzlich verbot.

Späterhin hatte ich mehrmals versucht, ihn mir wieder zu gewinnen. Doch alles umsonst. Er erklärte, daß er nichts von mir wissen, und daß ich, obschon sein nächster männlicher Verwandter, auf keinen Pfennig Erbe von ihm rechnen möchte.

Aennchen, als sie von ihres Vaters Gesinnung hörte, ward über alle Maßen betrübt, und da auch ihre Vorstellungen nicht anschlugen bei ihm, so entdeckte sie mir eines Tages, daß sie nach vielem Ueberlegen gefunden habe, ein Sprung in den Fluß würde ihr am besten von ihrem Unglücke helfen. Darüber entsetzte ich mich denn außerordentlich, stellte ihr vor, daß nur der böse Feind ihr diesen Gedanken eingegeben habe, von dem sie sagte, daß er gar nicht aus ihrer Seele weichen wolle. Meine Bitten und ihr Gebet brachten es aber endlich so weit, daß davon nicht mehr die Rede war. Ach, ich durfte ihr gar nicht sagen,

daß mir selber oben auf dem Thurme die Verzweiflung manchmal eingab, meinem Leiden durch einen Sturz hinunter ein Ende zu machen! Aber das Gebet, das ich nie unterließ, stärkte auch mich gegen den bösen Satansrath, so daß ich den Kirchthurm glücklich zu Stande brachte.

Beim Abschiede, der, wie Ihr leicht denken könnt, gar bitter und schmerzhaft war, versicherte mir Aennchen von freien Stücken, sie werde mir treu bleiben, und nie einem Andern angehören. Ihr Vater machte zwar eine finstre Miene, doch sagte er weiter nichts dazu, drückte mir auch herzlich die Hand. —

Ihr werdet begreifen, daß ich allen Sinn und Witz anstrengte, um zu sparen und die Bedingung zum Glücke meines Lebens zu erfüllen. Allein meinem heißen Verlangen nach der Vereinigung mit Aennchen förderte es dennoch nur schlecht. Desto froher mußte mich die Nachricht machen, daß mein reicher Vetter, von der letzten Krankheit plötzlich überfallen, auf seinem Todbette endlich doch in sich gegangen war und mich zum Erben eingesetzt hatte. Da bin ich denn nun, trage das Erbtheil in

ſchönen Goldſtücken bei mir, und freue mich für's Erſte auf nichts ſo ſehr, als auf den Augenblick, wo ich das blanke Geld vor Meiſter Holdingen hinſchütten werde. So verläßt doch Gott keinen, der ihm vertraut, und wer weiß, ob er nicht ſchon früher auch hierin auf irgend eine Weiſe an mich gedacht, hätte ich meinen Kleinmuth immer beſſer bezwingen wollen. —

Meiſter, ſo ſagte der Köhler, als Franz inne hielt, Ihr habt noch ein gutes Zutrauen zum Leben und deſſen zufälligen Geſchenken. In meinen Jahren weiß man beſſer, wie viel darauf zu bauen iſt. Warum ſeht Ihr mich ſo mißtrauiſch an? Doch wohl, weil meine Rede Euch nicht wohlgefällt. Aber die Wahrheit iſt ſtets ein bitteres Kraut geweſen. — Um nur bei Euch und Euerm Gelde hier ſtehen zu bleiben, geſetzt nun alles gelänge, und Ihr bekämt Aennchen wirklich; meint Ihr, daß Euch damit ein ewig heiteres Paradies aufgeſchloſſen ſei? Wenn auch — was faſt die Unmöglichkeit ſetzen hieße — alles mit der Frau nach Wunſche ginge, ſo werden andere

Dinge, zum Beispiel das Geld, Euch nun zu schaffen machen. Zeither habt Ihr bloß von Euerm Verdienste gelebt, und wißt noch gar nicht, was Gold und Silber für gefährliche Metalle sind, und wie sie den Eigenthümer treiben und drängen, auf ihre Vermehrung auszugehen. Erst werdet Ihr zu thun haben, Euer Geld sicher unterzubringen. Es wird Euch, wenn es nicht sogleich möglich ist, Euern ruhigen Schlaf kosten, und, wenn es in fremde Hände übergeht, immer der Gedanke quälen, ob an der Sicherheit nicht noch etwas ermangele. Mit Einem Worte, wenn Ihr vorher durch das Entbehren der Braut unglücklich waret, so werdet Ihr Euch bald durch Eures Geldes Besitz noch unglücklicher fühlen. Es kommt dazu, daß Ihr mit Gelde überhaupt nicht umzugehen wisset und viel zu offenen Herzens seid, für einen begüterten Mann.

So meint Ihr wohl, versetzte Meister Pilsner, ich möchte meinen freien, frohen Sinn um so schlechten Metalles willen verläugnen oder aufgeben?

Eins oder das andere! antwortete der Köh-

ler. Zu fremden Herzen iſt Geld oft der Schlüſſel, aber das eigne Herz des Geldbeſitzers muß ewig verſchloſſen ſeyn, will er nicht ſtets in Gefahr kommen, jenes Hauptſchlüſſels verluſtig zu gehen. So entdecket Ihr mir, einem Unbekannten, bei Nacht, im Walde, den Schatz, den Ihr mit Euch führt; wie unklug! Wenn ich nun jetzt wegginge, um mit Gehülfen zurückzukehren, und Euch des Schatzes, ja wohl gar des Lebens zu berauben? —

Der Fall, den der Köhler hier ſetzte, hatte Franzen wirklich ſtutzen gemacht. Er ward aufmerſam auf das Unbeſonnene ſeiner Mittheilung und dankte dem Warner.

Seht mich an, fuhr dieſer lächelnd fort. Unſtreitig meint Ihr, daß unter ſo altem, abgenutztem Kittel ſchwerlich etwas von Geld und Gut verborgen ſeyn könne. Gleichwohl würde ich ſehr anſtehen, mit Euch zu tauſchen, was auch Euer Schatz betragen mag. Auch könnte ich es nicht wohl, wenigſtens nicht ohne Euch — was ferne von mir ſei! — ſchändlich zu betrügen, weil das Geldſtück, das ich beſitze, nur

in meiner Hand wucherliche, aber sehr wucherliche, Zinsen trägt.

Dabei zog er einen harten Thaler hervor und sagte: Betrachtet diese Münze und Ihr werdet nichts Auffallendes daran entdecken. Dennoch hat sie vor vielen ähnlichen das voraus, daß sie dem rechtmäßigen Besitzer in jeder Nacht ein gleichgroßes Geldstück zubringt.

Wohl also gar ein sogenannter Heckethaler? fragte Franz das Stück mit Verwunderung ansehend. Ich habe immer keinen rechten Glauben gehabt an die Wahrheit der Sache.

Von der könnt Ihr Euch bald überzeugen. Leert einmal eine meiner Taschen, und legt, damit keine Täuschung möglich sei, den Thaler mit eigener Hand hinein. Mit Anbruch des Morgens, dem wir entgegensehen, untersucht dann die Tasche wieder, und wenn hernach nicht Zwei, statt Eines Geldstücks, darinnen liegen, so mögt Ihr mich kurzweg einen Lügner scheiten.

Auf des Köhlers nochmaliges Verlangen leerte Franz hierauf wirklich eine der Taschen desselben und that das Geldstück hinein. Dar-

auf sprachen sie noch viel und mancherlei über den Gegenstand, bis endlich der Alte sagte: Wahrlich, Meister, solch ein Thaler wäre, so viel ich Euch kenne, für Euch besser, als jeder andere Schatz, weil der Stamm Eures Vermögens sich dann doch leicht verbergen ließe, überdies dadurch die fremde Habsucht nicht sonderlich gereizt werden kann, weil er in keines als des rechtmäßigen Erwerbers Hand solche Wunder verrichtet.

Hm, erwiederte der Schieferdecker, wo kann man zu dieser Art Geld gelangen?

Davon hernach, wenn Ihr die Wahrheit der Sache geprüft haben werdet. Doch da zeigt sich ja wohl der Morgen schon. Sehet zu in meiner Tasche und das Kunststück wird fertig seyn.

Erstaunt zog Franz hierauf wirklich zwei Thaler heraus, wovon der neue sich durch sein, wie eben erst aus der Münze kommendes Gepräge auszeichnete.

Ei, so sagt mir doch, Lieber, wie solche Geldstücke erworben werden! sprach der junge Mann hastig.

Durch eine nicht allzuschwere Ceremonie, antwortete der Alte. Doch gehört eine andere Jahreszeit dazu. Habt Ihr auf künftigen Winter noch Lust, einen solchen Thaler zu besitzen, so kommt — aber kurz vor Weihnachten — dort in meine Hütte, da sollt Ihr durch mich die nöthige Anweisung erhalten.

Als nun jetzt die leichtschimmernden Vorboten der Sonne an dem Himmel heraufflogen, so verlor Franz mit Einem Male jeden Gedanken an Geld und Gut und sagte: Da hat mich mein seliger Vater noch ein schönes Lied gelehrt, das sich diesmal recht gewaltig nach meinen Lippen heraufdrängt. Und er fing mit reiner Stimme an: Wach auf mein Herz und singe den Schöpfer aller Dinge.

Halt, sprach der Köhler finster, den Singsang kann ich unmöglich abwarten. Lebt wohl und vergeßt meine Hütte nicht. Zugleich eilte er, was er konnte, auf diese zu.

Das nahm Franzen Wunder. Daß eine Stimme jemandem so recht im Grunde des Herzens zuwider seyn könne, das hatte er selbst an dem Köhler erfahren, bei dessen Tone ihm

allezeit das Herz weh that. Aber sein Gesang war doch ein ganz anderes Ding und in der Vaterstadt so berühmt, daß man, wie er noch zu Hause lebte, ihn überall zum Singen veranlaßte, ja der Bischof ihn gern unter seinen Chorsängern gehabt hätte.

Indessen vollendete er sein Lied, und meinte, daß dessen lutherischer Ursprung das Ohr des altgläubigen Mannes verletzt habe.

Jetzt traten schon die Kirchthürme zu Augsburg hervor und ihre Glockentöne gingen ihm besonders freundlich zu Herzen. —

Im Holdingschen Hause gab es viel Jubel über Pilsners Glück. Der Alte, außer sich für Freuden, herzte und küßte den künftigen Schwiegersohn ohne Aufhören, und Aennchen sah erröthend in diesen Umarmungen ein holdes Bild ihrer eigenen Zukunft. Franz mußte indessen bis zur Heirath die Trauerzeit abwarten und am folgenden Tage wieder zurück, weil er in der Heimath zu thun hatte.

Nun, sagt mir nur, Meister Pilsner, sprach der Steinmetz, warum Ihr Euer Gold mit hierher gebracht? Meint Ihr, ich hätte,

wenn Ihr mir von dem Besitze desselben bloß gesagt, Euerm ehrlichen Worte mißtrauen mögen?

Das nicht, antwortete der Bräutigam, aber eines Theils wollte ich Euch doch mit dem blanken Haufen ergötzen, andern Theils ihn hier gerne zurücklassen bis zur Hochzeit.

Nein, Meister, versetzte der Steinmetz, nur das nicht. Mein Haus ist zu ungewohnt, Gold zu beherbergen. Wie leicht könnte etwas damit vorgehen. Tag und Nacht fehlte mir die Ruhe, wenn es in meinen vier Pfählen bliebe.

Franz lächelte über den Scherz, wofür er's Anfangs hielt. Allein bald merkte er, daß es des Mannes völliger Ernst war, und da sich auch niemand Bekanntes sonst in der Stadt fand, wo er das Geld hätte unterbringen können, so sah er sich genöthigt, es am andern Morgen wieder mit zurückzunehmen.

Dieser Umstand wies ihn auf das Unbequeme des Besitzes von Schätzen und die Warnung hin, die ihm der Köhler neulich gegeben hatte. Daher sah er sich auf seiner

Rückreise häufig und schüchtern um, und sie war im Ganzen bei weitem nicht so sorgenfrei, als der Hinweg gewesen war.

Wie, wenn der Köhler bloß, um mich vor ihm sicher zu machen, die Warnung gegeben hätte, dachte er, als er bei seiner Hütte vorüberkam, wie wenn er wirklich Anstalt träfe, einen Raub an mir zu verüben! Sein abschreckendes Gesicht, die widerwärtige Stimme, die Scheu vor frommen Gesängen, das alles bestärkte ihn nur mehr in dieser Vermuthung. Daher beschloß er denn auch die Nacht nicht unterweges, sondern in einem Wirthshause zuzubringen.

Aber sein Schlaf war nicht der beste. Bei jedem Geräusch im Hause und Hofe wachte er auf, einen Einbruch fürchtend, der seinem Eigenthume gälte. Dazwischen träumte er viel, unter andern auch vom Köhler und dessen Heckethaler, und die Vorzüge des letztern vor sonstigem Vermögen traten ihm immer mehr in's Licht.

Zu Hause, wo er am folgenden Tage glücklich anlangte, beruhigte er sich nach und nach.

wegen der mit seinem Besitze verbundenen Gefahr. Auch verstärkten sich, je mehr der Eindruck von dem schlimmen Ansehen und der rauhen Stimme des Köhlers aus seinem Gedächtnisse verschwand, die schon früher von Zeit zu Zeit eingetretenen Vorwürfe über den Verdacht gegen den Mann, der ihm doch selbst seine Unterstützung zum Erwerb eines Heckethalers zugesagt hatte.

Der Todesfall seiner geliebten Mutter versetzte Franzen, als er die Trauerkleidung wegen des Vetters schon abzulegen gedachte, in eine zweite, schmerzlichere Trauer, und schob den Hochzeittermin bis in das neue Jahr hinaus.

Mit der Mutter Tode fing überdies Franzens Noth, wegen der Sicherheit seines Geldes von neuem an. Denn ein Grundstück, wie er zu erkaufen wünschte, fand sich damals grade nicht, eben so wenig wollte sich ein Mann finden, dem er sein Geld gern anvertrauet hätte. Da nun seine Geschäfte in der Gegend nicht abrissen, so mußte er das ganze Kapital auf Gerathewohl in der einsamen Wohnung zurücklassen, und die Sorgen deshalb begleite-

ten ihn überall. Er verfiel darum auch häufiger als zuvor auf den Gedanken an das groſse Glück eines Heckethalers.

Eines Tages, schon tief im Herbste, wo Meister Pilsner zu Deckung eines benachbarten Schlosses berufen war, fand er beim Mittagessen im Wirthshause einen Mann auf der Ofenbank sitzen, dessen Gesicht ihm sehr bekannt vorkam. Als jener zu sprechen anfing, erinnerte ihn die widerwärtige Stimme auch sogleich an den Köhler, dem die Züge des Fremden auſserordentlich ähnelten. Nur schien dieser jünger, als jener, auch trug das Gesicht keine Spur vom Kohlenstaube.

Franz konnte sich nicht enthalten, seiner auffallenden Aehnlichkeit mit dem Waldbewohner gegen ihn zu gedenken. Da hörte er denn, daſs dieser sein Bruder sei, und bald kam die Rede auf dessen erstaunliche Kenntniſs der Naturkräfte und höhern Wissenschaften überhaupt.

Beim Glase traulicher mit dem Fremden geworden, erwähnte Franz endlich in Bezug auch dieſs Wissenschaften den Heckethaler, den der Köhler besaſs.

Ja, sagte der Andere, das ist grade der Punkt, um deswillen ich mit ihm zerfallen bin. Während er nämlich, wie ich recht gut weiß, manchem Fremden das Geheimniß, dazu zu gelangen, ohne Umstände mitgetheilt hat, will er gegen mich, seinen leiblichen Bruder, nicht damit heraus, und bloß darum nicht, weil ich, seiner Meinung nach, kein rechter Hauswirth bin, und dergleichen Dinge nur der Ordnung zu gut kommen sollten. — Indessen weiß ich jetzt auch ohne ihn zu solch einem Kleinod zu gelangen, und denke es nächste Weihnachtsnacht in's Werk zu setzen. Zwar versteht mein Bruder die Sache unfehlbar leichter abzuthun, denn meine Art, den Heckethaler zu erwerben, hat allerdings ihre Schwierigkeiten. Aber, besser doch die größere Mühe nicht geachtet, als die Sache ganz aufgegeben. Und, wie gesagt, in kurzen sechs Wochen, denke ich, den Heckethaler in der Tasche, meinen werthen Herrn Bruder mit seinem großen Geheimnisse weidlich auszulachen.

Mit einiger Schüchternheit äußerte Franz den Wunsch auch etwas von der Sache zu erfahren.

Herz-

Herzlich gern will ich Euch entdecken, was ich weiß, sagte der Andere, denn nichts ist mir verhaßter, als der leidige Geheimnißkram. Und probat, darauf verlaßt Euch, ist mein Mittel. — In der Christnacht nämlich findet man sich auf dem ersten, besten einsamen Kreuzwege ein. Sobald die Glocke eilf ausgeschlagen hat, fängt man hier an, einen Kreis von Thalern um sich herum zu legen. In diesen Kreis setzt man sich hinein. Dann zählt man das Geld, erst vorwärts, darauf wieder zurück, und fährt damit eine ganze Stunde fort. Mit dem Schlage zwölf erhaltet Ihr hierauf den Heckethaler. —

Das alles? rief Pilsner erstaunt und zweifelnd.

Nichts weiter!

Wahrlich eine kinderleichte Kunst! Gleichwohl spracht Ihr vorhin von Schwierigkeiten! —

Nun, ist denn die Herbeischaffung der Thaler, die zum Kreise gehören, nicht schon eine ziemliche Schwierigkeit?

Franz freute sich darüber, daß diese bei ihm so gut wie überwunden war.

Und dann — fuhr der Andere fort — gehört auch Muth und Hoffnung dazu. Denn während des Geldzählens ist es keineswegs so einsam und ruhig, wie jetzt hier im Wirthshause, wo weder Wirth noch Wirthin, noch sonst jemand zu erblicken ist. Vielmehr wird es gar mannichfach um Euch herum sausen, und schwirren und stöhnen und heulen und rasseln. Alle gräßliche Töne und alle scheußliche Gestalten werden auf Euern Kreis von allen Seiten eindringen. Besonders arg toben wird es Euch im Rücken, und immer seyn, als ob Euch jemand allaugenblicklich nach dem Nacken führe. Da müßt Ihr denn standhaft ausharren und ja nicht Euch danach umsehen wollen, auch beileibe nicht, im Zählen: eins, zwei, drei und so weiter, für Angst und Schrecken etwan eine Zahl übergehen. Denn sonst ist es um Euer Leben geschehen und Euch das Gesicht im Nu auf den Rücken gedreht! —

Und wer, so fragte Franz mit leiser, bebender Stimme, wer ist es, der so viel Schrecknisse erregt; wer verschafft mir den Hecketha-ler, wenn ich mich nicht irren lasse?

Ein Wesen höherer Art, einer, den sie im gemeinen Leben den Bösen nennen.

Da sprang der junge Meister tief erschüttert von der Bank auf und sprach: Ferne sei von mir solch eine Gemeinschaft. — Nein, nein, nein! Wenn es kein besseres Mittel giebt, den Heckethaler zu erlangen, so soll er Zeitlebens nicht mein werden. —

Hm, versetzte der Andere, Ihr seid auch gar zu bedenklich, Freund. Im Grunde ist es ja weiter nichts, als dem sogenannten Bösen eine nützliche Sache abtrotzen; ihn zwingen, Euch glücklich zu machen!

Nein, schon die bloße Gemeinschaft ist Frevel und Sünde! so sprach Franz, ein Kreuz schlagend und verließ den Mann, der ihm noch höhnisch nachrief: So wendet Euch denn an meinen saubern Bruder, der auch vom Teufel nichts wissen will! —

Pilsner fühlte sich herzlich froh, als die Thüre zwischen ihm und dem Manne war, dessen Züge mit jedem Worte tückischer zu werden schienen.

Wie erschrak er aber, als er am folgenden Abende, bei der Rückkehr in die Heimath, die Schlösser seiner Wohnung aufgebrochen und seine ganze Baarschaft nicht wieder fand. So erlosch denn auf Einmal der Glücksstern wieder, dessen er sich zu freuen kaum angefangen hatte! Alle Nachforschungen von seiner und der Obrigkeit Seite blieben vergebens, und sein Zustand war noch niemals schlimmer gewesen. Der Beruf ward ihm lästig, der Schlaf floh ihn, und nichts schien ihm ein besseres Loos wieder zu versprechen, als die Erlangung eines Geldstückes, das sich in jeder Nacht vermehrte. Zwar würde sein künftiger Schwiegervater den fortdauernden Besitz des Geldes bei ihm vorausgesetzt haben, wenn er ihm den Diebstahl nicht selbst entdeckte. Allein ein Verheimlichen der Sache dünkte ihm immer ein heimlicher Betrug, der Betrug um ein köstliches Kleinod, wie seine Tochter war, die der Mann nun einmal dem unbemittelten Werber nicht geben wollte. Und Betrug — im ganzen Leben hatte er sich dessen noch nicht schuldig gemacht; daher scheute er selbst sein Glück damit zu erkaufen.

Das beste Auskunftsmittel schien ihm noch der Gang zu dem bewußten Köhler, da, wie dessen Bruder doch selbst geäußert hatte, dieser eine bessere Art, den Heckethaler zu erwerben kannte, auch vom Teufel nichts wissen wollte.

Zwei Tage vor dem heiligen Weihnachtsfeste machte er sich daher auf den Weg. Ach, wie ganz anders war dieser in der kurzen Zeit geworden! Die Hoffnung, deren erfreuliche Farbe ihn und den ganzen Wald bekleidet hatte, war völlig aus seiner Brust verschwunden. Dazu lag in dem Schnee ringsum ein einziges, großes Leichentuch ausgebreitet, das seinen heißen Gefühlen schmerzliches Weh bereitete. Denn, wie sehr er auf die Hülfe des Köhlers rechnete, so lauerte doch dahinter immer auch eine Furcht, die ihn des Genusses seiner Erwartung nicht froh werden ließ. Der Köhler und dessen Bruder, wie ähnlich sahen sie einander. Wenn nun der Unterschied zwischen ihren Mitteln, zum Heckethaler zu gelangen, auch nicht wesentlicher war, als der zwischen ihrer Person? Wenn der Bruder des andern Abneigung vor dem Teufel ihm nur angedichtet hätte? Wenn beide

vereint arbeiteten, ihn in ein trauriges Labyrinth zu verwickeln? —

Inzwischen langte er vor der verschneiten Hütte des Waldbewohners gegen Abend an. Auf des Wanderers Pochen öffnete der Schwarze.

Franzen schauerte bei dem Willkommen. Entweder war des Köhlers Stimme noch krächzender, dessen Züge noch widriger geworden, als im Sommer, oder des jungen Meisters damaliger Frohsinn hatte die häßliche Erscheinung ein wenig überglänzt; indessen brachte der Wanderer seine Worte an.

Habe ich's doch gedacht, erwiederte der Köhler, daß Euer Glück nicht lange Euer bleiben würde. Nun, wie ich versprochen, so stehe ich jetzt mit Freuden zu Dienste, um Euch etwas Dauernderes zu verschaffen.

Seufzend fragte Franz gradezu, ob auch die Erwerbung des Heckethalers seiner Seele keinen Nachtheil bringen könne?

Ihr seid ein Kind, antwortete der Köhler lächelnd. Zwar giebt es Mittel und Wege dazu, die etwas bedenklich sind. So macht man Kreise mit Geld auf Kreuzwegen um sich

her, die besser unterbleiben würden. Meine Art aber ist höchst einfach, beruht auch auf eitel Ceremonien, ohne welche die Geister nun einmal ihre Dienste verweigern. Ihr lauft nämlich — aber noch in dieser Nacht, zwischen eilf und zwölf muß es geschehen — mit einem Sacke, worin eine schwarze Katze steckt, dreimal um die nächste Kirche herum. Ist dieses geschehen, so werdet Ihr einen Mann an der Hauptkirchenthüre wahrnehmen, auf den geht Ihr zu und gebt ihm das Thier mit der linken Hand, wofür Ihr in die rechte den Heckethaler erhalten werdet. Der Mann wird hierauf die Katze in tausend Stücken zerreißen. Während dies geschieht, müßt Ihr jedoch eilen, um unter Dach zu gelangen. Denn wird er früher mit der Katze fertig, so kommt er Euch nach und es ist um Euren Hals gethan. —

Franz schauderte zurück. Und wer ist der Mann? fragte er, mit kaum vernehmbarer Stimme.

Ein Wesen höherer Natur, das versteht sich, antwortete der Köhler unwillig. Wer mag die Namen der Geister wissen!

Aber doch ein feindseliges Wesen, wenn es so sein Absehen auf mein Leben richtet? versetzte der Schieferdecker. Wie möchte ich aus solcher Hand mein Heil erwarten!

Ei, fiel der Alte mürrisch ein, Grübler, wie Ihr, taugen wenig zum Verkehr mit Geistern. Wo es auf Unbegreifliches ankommt, muß man den Vorwitz bei Seite stellen. Da legt Euch nieder; denn Eure Fassungskraft wird allzuschwach. Nach zehn Uhr will ich Euch wecken. Mögt Ihr dann nach der Stadt gehen und thun, wie ich gerathen habe, oder die Zeit versäumen, mir kann das gleich gelten. Auf Dank leiste ich gerne Verzicht; nur muß niemand thun, als ob der Dienst, den ich ihm erweisen will, mir Vortheil brächte!

Franz wollte sich entschuldigen; allein ein Schlaf, wie durch Zauberkraft, bemächtigte sich seiner sogleich mit ganz unwiderstehlicher Gewalt.

Ihm träumte von Aennchen. Sie standen beide auf der Spitze eines Felsen, dessen eine Seite allmählig in das lieblichste Blumenthal, die andre hingegen schnurgrade hinab an furcht-

bar hervorstehenden Steinspitzen in einen Fluß führte. Aennchen beschwor Franzen bei Liebe und Leben, die Nacht nicht ungenutzt verstreichen zu lassen, da er ihres Vaters Grundsatz kenne. Aber Franz war auch durch ihre Bitten und Thränen nicht zu bewegen. Und siehe, Aennchen, durch die Verzweiflung bis zu des Abgrunds äußerstem Rande hingezogen. Franz, von allen Furien verfolgt, ihr nach! Zu spät. Schon hängen zerrissene Kleidungsstücke an dem Felsen. Und drunten im Flusse erhebt sich die blutende, halbzerschmetterte Gestalt noch einmal, um dann nicht wieder gesehen zu werden. Franzens Entsetzen will sich in einem Schrei Luft machen. Es fehlt ihm die Stimme. Er will ihr nachstürzen. Da fühlt er sich zurückgehalten und erwacht in den Armen — des Köhlers, der ihm andeutet, daß es nun Zeit sei, dem Werke nachzugehen, oder solches aufzugeben.

Trotz dem schrecklichen Gesichte, das der Erwachte jetzt an dem Alten wahrnimmt, glaubt er doch in ihm seinen Rettungsengel zu erblicken.

Wo ist die Katze? ruft Franz.

Dort schläft eine im Winkel.

Im Nu ist das Thier genommen und ein Sack dazu.

Gelt, der Schlaf ist der Vernunft ein guter Lehrmeister? fragt der Köhler lachend, und Franz eilt, den sehr widerspenstigen Sack auf der Schulter, zur Hütte hinaus. —

Trotz der außerordentlichen Nachtkälte trieb ihm der Traum doch noch immer den Schweiß über das Gesicht. Aennchens letztes Aechzen beim Hinabfallen schien vor ihm herzugehen, und der Mond, die ganze weiße Schneefläche beleuchtend, in jedem Schatten seiner Schöpfung ihr Händeringen nachzubilden.

Da stieg der nächste, Franzen wohlbekannte Kirchthurm, zu Augsburg vor ihm auf. Als ob die Katze dessen Nähe merke und sich davor entsetze, so strengte sie jetzt plötzlich wieder alle Kräfte und Krallen an, um dem peinlichen Gefängnisse zu entkommen.

Franzen selbst hatte der Thurm diesmal etwas Riesenhaftes und Schreckliches, wie sein Vorhaben, dessen ganzen, unermeßlichen Umfang

er jetzt zum erstenmale übersah. Er konnte sich nicht mehr verheimlichen, daß der Geist, mit dem er ein Geschäft abzuthun dachte, ein böser seyn müsse. Und ein Geschäft mit diesem in der nämlichen Nacht, in welcher der Heiland der Welt geboren war! Sein Schweiß gerann zu Eise bei diesem Gedanken. Schon in Begriff Sack und Katze von sich zu thun, tönte Aennchens Aechzen stärker als jemals um ihn her, und es war ihm, als höre er eben die Wogen des Flusses über ihr zusammenschlagen. Da jagte ihn die Verzweiflung plötzlich gleich einer reißenden Windsbraut in das Stadtthor hinein.

Zitternd blieb er wieder auf dem Platze vor der Kirche stehen, welcher das Zauberlicht des Mondes einen Heiligenschein umgegeben hatte. Die frommen Gefühle, mit denen er an diesem Gotteshause gearbeitet, der Schieferdecker, der hier seinen Frevel gebüßt hatte, alles drang zerstörend auf ihn ein. Aber dicht bei dem verunglückten Schieferdecker stand auch sein Glück, in Aennchens Entzücken über sein Leben vor ihm! Sollte er darum nicht alles

thun, das ihrige zu erhalten? Augenblicklich begann er seinen Lauf um die Kirche. Er sah, wie ein paar ungeheure Eulen, die ihn begleitet haben mochten, jetzt, als er dem Hauptthore der Kirche gegenüber stehen blieb, ebenfalls still über ihm hielten. Da wollte er auf die Knie fallen und beten. Aber sein Herz hatte keine Gefühle, sein Mund keine Worte für Gebet und Andacht. Er hatte schon wirklich mit dem Bösen zu unterhandeln angefangen und den Trost der Unterhaltung mit dem Himmel dadurch verscherzt.

Aennchens Verzweiflung ertönte von Neuem. Zugleich glaubte er ihr Händeringen auf einem benachbarten Berge zu erblicken. Und fast bewußtlos war das zweite Drittheil seines Laufes bald ebenfalls vollendet.

Noch ließ sich kein Wesen in der Hauptthüre wahrnehmen. Da erwachte sein Gewissen abermals und rieth ihm zum Fliehen. Schon hatte die Katze sich los gemacht von seinem Arme und suchte auf der Erde des Sackes Ausgang. Da erscholl ein Hohnlachen, das ihm durch Mark und Gebein zitterte.

Der Satan schien sich zu freuen, daß Franz den Himmel und Aennchen zugleich verlieren solle, und rasch ergriff er die Katze wieder und rannte, von dem Geschrei seiner Eulen begleitet, auch das dritte Mal um die Kirche. Jetzt fand er die Thüre besetzt und eilte darauf zu.

Es schien der Köhler selbst, der ihn hier erwartete, nur waren seine Augen zu Flammen geworden, wie der Hauch, der bläulicht aus seinem Munde quoll.

Der Handel war geschehen. Franz hielt den Thaler in seiner Hand und sah wie der Geist Sack und Katze zugleich zerriß.

Auf seiner Flucht nach der benachbarten Wohnung des Meisters Holding blickte er fast unverrückt hinter sich auf die Kirchthüre. Schon war er dem Hause nahe und der Böse noch immer dort mit der Katze beschäftigt, als dieser furchtbar auflachte, dabei plötzlich groß wie die Kirche wurde und von ihr mit zwei ungeheuern Schritten so nahe hinter Franzen stand, daß der nur durch eine glückliche Wendung in die Thüre dem Griffe entging, der nach ihm geschah. —

Meiſter Holding hatte Franzen erſt am folgenden Tage erwartet und wunderte ſich nicht wenig über ſeine plötzliche Ankunft in einer ſo ſtrengen Winternacht, dabei auch über das Todtenähnliche ſeines ganzen, ſonſt gewöhnlich ſo muntern Weſens. Aennchen erſchrak faſt vor dem längſt Erſehnten. Denn was auch ſeine Worte ſagen mochten, ſo ſchien ihm doch die Liebe völlig aus den Zügen verſchwunden.

Ihr müßt ſehr krank ſeyn, Franz, klagte ſie daher, und er ſchob alles auf die Eil, mit der er ſeine Reiſe betrieben habe.

So ruht Euch aus, Meiſter, ſprach der Vater. Ich denke mit Aennchen die Chriſtmetten zu beſuchen, wozu es bald Zeit wird.

Da laßt mich Euern Begleiter ſeyn! ſagte Franz, von der Kirche und den andächtigen Tönen darin die Heiligung wieder erwartend, deren Abgang ihn eben ſo niederdrückte.

Wenn Ihr ſo wollt, in Gottes Namen! rief Meiſter Holding, und nicht lange darauf ſchickte man ſich zum Kirchgange an.

Aber Franz ſtand beim Wiedererblicken der Kirche wie vernichtet. Was konnte ſie, was

konnten die erfreulichen Glockenklänge einem für Troſt geben, der ſich zu ſo gottloſem Gaukelſpiele herabgelaſſen hatte?

Zum noch größern Unglück ging es grade in die Hauptthüre, wo er erſt kurz zuvor den Heckethaler eintauſchte. Er ſchwankte die Stufen bebend hinan, die er während der Thurmernennung ſo oft frohen Muthes betreten hatte. Die frommen Geſänge ſchnitten, ſtatt zu heilen, tiefer nur in ſein blutendes Herz. Die reingeſtimmte Orgel beleidigte ſein unreines Ohr, und der Segen, der nun ausgeſprochen ward, ſchüttelte die Glieder des Sünders wie ein Fieberfroſt zuſammen. Es ward ihm auch nicht eher etwas beſſer, als bis er das Haus Gottes wieder im Rücken hatte.

Eine Krankheit, die noch an demſelben Tage Meiſter Holdingen befiel, zog Aennchens Aufmerkſamkeit und Sorge von Franzen ab und gänzlich nach ihrem Vater hinüber. Noch vor Sonnenuntergang entſchlummerte dieſer, um auf der Erde nicht wieder zu erwachen.

Aennchen hielt es für gerechten Schmerz, als Franz, die Hände vor die Augen gehalten.

an dem Sterbebette zu Boden stürzte. Aber die frohen Hoffnungen auf dem Gesichte des Sterbenden waren es, die ihn niederwarfen, der Glanz der Augen schon trunken von dem künftigen Glücke, den er um so weniger ertragen konnte, je lebhafter er ihn an den nicht minder schönen Tod seines Vaters erinnerte.

Bis zur Beerdigung des Steinmetzen hatte Aennchen durchaus keinen Sinn, als für ihren eigenen Schmerz. Ach, wie viel Liebe ging ihr mit den Gebeinen des braven Mannes zu Grabe, und so gut und folgsam sie auch jederzeit gewesen war, so machte sie sich doch tausend Vorwürfe, daß sie für seine große Vatersorge ihn nicht Dankes genug abgetragen haben möchte.

Der Todesfall hatte Franzen von selbst nach dem Wirthshause verwiesen, doch brachte er den größten Theil seiner Zeit bei der Verlobten zu. Schon darum geschah dieses, weil er sonst fast überall auf den ihm so verhaßten Köhler oder dessen Bruder stieß, die, wie ihm jetzt vorkam, nur in Einer Person bestanden.

Nur zu bald ward Aennchen die große Verände-

Änderung inne, die mit ihrem Bräutigam vorgegangen war. Sie drang in ihn sich ihr zu entdecken, und kam durch die Gewährung dieses Wunsches fast von ihrem Bewußtseyn.

Sie bestand vor allem darauf, daß Franz den gefährlichen Thaler von sich thue. Nur dadurch, meinte sie, werde er Gemeinschaft und Umgang des Bösen abwerfen können, und Franz lieferte ihr sogleich nicht nur den Heckethaler, sondern auch das Geld aus, das durch ihn gewonnen worden war.

Man überlegte, ob letzteres wohl den Armen zu geben sei. Allein Aennchen hielt den Ursprung für allzuschlimm, als daß heilsame Folgen daraus zu hoffen stünden; daher ward es in den Fluß geworfen. Für den Heckethaler selbst schien diese Maaßregel beiden nicht genug. Zwar hatte Meister Pilsner gehört, daß er in anderer Hand, als der, für welche er ursprünglich bestimmt war, ohne alle Wirkung sei. Doch fragte sich dies um so mehr, da seine Quelle allen Verdacht der Lüge gegen sich hatte. Man legte daher eines Abends den Thaler auf einen Amboß, und Franz hieb so lange mit

allen Kräften darauf los, bis die Münze in unzählige Stücke gegangen war; wobei es ihm und Aennchen schien, als ob sich, außer dem hierdurch erzeugten Schalle, auch noch ein Aechzen und Wimmern hören lasse. —

Beim Nachhausegehen fuhr Franz heftig zusammen, als ihm auf der Straße ein lautes Hohngelächter in's Ohr klang und bald nachher des Köhlers Gesicht, vom Monde beleuchtet, ihm über die Schulter herüber, mit seiner ganzen Häßlichkeit angrinzte.

Das heißt, sich dem Teufel umsonst ergeben! sprach der Köhler boshaft. Oder meinest Du Thor, mich könnest Du auch so bald los werden, wie meinen Thaler?

Franz, außer sich für Schmerz, beschloß während der völlig schlaflosen Nacht, den andern Morgen mit dem Frühesten Abschied von der Braut zu nehmen, und bei seinem Gewerbe, das ihn an eine ziemlich entfernte Kirche rief, Zuflucht gegen die Gesellschaft des Verderbers zu suchen. —

Aennchen beschwor ihn um Nachrichten, hauptsächlich wegen seines unglücklichen Ver-

hältnisses mit dem Bösen. Er versprach ihr solche und hielt auch Wort damit. Aber die Nachrichten hatten nichts tröstliches. Wenn er, wie vormals, sein Tagewerk mit Gebet anfing, da hörte er gemeiniglich des Köhlers tückisches Lachen aus einem Winkel seiner Klause schallen, und da ward er irre in seiner Andacht und wagte nicht weiter fortzubeten. Daher ging er denn immer ohne allen Muth an die Arbeit. Saß er nun droben auf Dächern und Thürmen, so fiel ihm gewöhnlich der Meister ein, der ein so böses Ende genommen, und da erfaßte ihn oft ein Schwindel dergestalt, daß er sein Werk mußte liegen lassen; zumal wenn — wie nicht selten geschah — des Köhlers Gesicht aus einem benachbarten Dachfenster ihn anlachte.

Aennchens Kummer darüber war so groß, daß sie es nicht länger in der Heimath ertragen konnte.

Eines Morgens, als Meister Pilsner eben wieder im Gebete gestört worden war, sagte ihm der Hausknecht des nahen Gasthofes, daß ihn Jemand zu sprechen verlange. Schnell

machte er sich auf den Weg und fand — Aennchen.

Franz, sprach sie, Euer Zustand nagt mir allzusehr am Herzen. Da nun mein Gebet zu Hause nicht kräftig genug ist, ihn zu lindern, so will ich es auf andere Weise versuchen. Auf meine inständigen Bitten hat mich meine Base der Aebtissin eines sehr strengen Klosters empfohlen. Dorthin gehe ich eben, um durch lebenslängliche Andacht und Bußübung Euch, wie ich gewiß hoffe, ein besseres Schicksal zu bereiten.

Liebstes Aennchen! rief Franz im höchsten Schmerze, denn bis dahin hatte er den Gedanken, sie zu heirathen, noch nicht aufgeben können, so wäre denn auch diese eine, einzige Hoffnung, der einzige Zweck jenes unseligen Frevels in der Christnacht, mir gänzlich verloren?

Wie anders? erwiederte Aennchen. Unsere Verbindung könnte uns beiden doch nur neuen Unsegen bringen!

Leider, sprichst Du wahr, gutes Aennchen. Solltest Du denn aber darum das Opfer seyn?

Nein, ich, ich ſelbſt will den Weg in's Kloſter einſchlagen, und das noch heutigen Tages!

Mit nichten, werther Franz. Laß mir doch immer das kleine Verdienſt, Deine Vergehung, wo möglich, abzubüßen. Wenn ich nun einmal Dich entbehren ſoll, ſo mag ich einen Andern auch nicht. Und wozu könnte denn ich, im ledigen Stande, der Welt ſonderlich nützen? Mit Dir aber iſt es ein Anderes. Der Männer, geſchickt wie Du, ſollen, ſo ſagte mein ſeliger Vater oft, nicht viele ſeyn. Drum bleibe Du bei Deinem Gewerbe, und hilf ferner die Ehre Gottes durch den Bau an ſeinen Heiligthümern befördern. Bin ich doch ohnehin, leider! die erſte Veranlaſſung zu Deinem Vergehen. Denn unfehlbar hat nur mein früherer, böſer Gedanke den böſen Traum in Dir erzeugt, der die unſelige That zur Reife brachte!

Umſonſt verſuchte Pilsner mehrere Gegenvorſtellungen; Aennchen beharrte bei dem Entſchluſſe, ja ſein vielfältiges Bitten konnte ſie nicht einmal zu Nennung des Kloſters bewegen.

Doch versprach sie, ihm dann und wann Nachricht von sich geben zu lassen.

Der Abschied war so betrübt, daß Franz ihn nicht zu überleben glaubte. Da er dies gegen Aennchen äußerte, sagte sie: Denke wenigstens, in welches Unheil uns mein strafbares Vorhaben schon gebracht hat und vereitele mein Bestreben für Deine zeitliche und ewige Ruhe nicht dadurch, daß Du frevelhaft selbst Hand an Dein Leben legest.

Franz gab ihr hierauf seine Zusage, dies gewiß nicht zu thun, und schlich traurig hinweg.

Aber er kam nicht weit. Vielmehr wartete er ihrer auf der Straße, ergriff, als sie kam, mit beiden Händen Aennchens Rechte, und rief ihr, die solche, unwillig über ein so auffallendes Benehmen, zurückzog, noch ehe er sich schnell entfernte, ein Lebewohl zu, wovon, so leise er's auch aussprach, doch die geheimsten Tiefen ihrer Seele wiederhallten. —

Wirklich nahm Franz nach einiger Zeit die Wirkung von Aennchens Bußübungen an sich wahr. Die Gestalten, die ihn zu erschrecken

pflegten, so wie das zuweilen auch ohne sichtbare Ursache ihn anschmetternde Hohngelächter, quälten ihn immer seltener und seltener. Schon fing er an, auf künftige vollkommene Befreiung von den bösen Dingen zu hoffen, und betrieb sein Handwerk zwar nicht mit dem Muthe und Frohsinne der frühern Zeit, aber doch wieder ziemlich getrost und sicher. Nur fehlte ihm lange alle Nachricht von der Büßenden, bis endlich eines Abends ein Bettelmönch ihm Grüße brachte, und sich nach seinem geistigen und leiblichen Befinden in ihrem Namen erkundigte.

Die freundliche Miene des Mönchs bei dem guten Ausfalle der Erkundigung gab Franzen Muth, ihn um Entdeckung von Aennchens Kloster zu beschwören. Allein der Mönch verweigerte ihm diese durchaus.

Nach einiger Zeit kam er wieder mit Nachrichten und Grüßen, verwies aber Meister Pilsnern ernstlich die fortdauernden Forschungen nach Aennchens Aufenthalte.

Als jedoch der Mönch zum dritten Male

ihn aufſuchte, ſprach er alſo zu ihm: Lieber, ich habe dem hochwürdigen Biſchofe, der außer der Aebtiſſin ebenfalls allezeit um meine Botſchaft wußte, Euer Verlangen nach Wiſſenſchaft von dem Kloſter mitgetheilt, und auf meine Bitten hat er endlich geſtattet, Euch ſogar mit dahin zu nehmen und Eure vormalige Liebſte an ihrem geiſtlichen Ehrentage, der Einkleidung als wirkliche Braut des Heilandes, in ſeinem Gefolge zum letzten Male zu ſehen.

Franzens Freude würde ſich noch mehr geäußert haben, wenn nicht mit dem Höhnlachen, das in dem nämlichen Augenblicke erſcholl, die noch immer nicht ganz bezwungene Macht des Böſen über ihn, ſich zu erkennen gegeben hätte. Der Mönch ertheilte ihm indeſſen den Troſt, daß dieſe Macht nach der Ablegung des Gelübdes der beiſpiellos frommen Jungfrau wahrſcheinlich ganz aufhören werde. —

Sie traten hierauf ihren Weg gemeinſchaftlich an, und kamen grade am Abende vor der Einkleidung in die Gegend des Kloſters. Der Mönch verließ Franzen im Wirthshauſe, mit

dem Verſprechen, ihn am folgenden Morgen zum Biſchofe, der da erwartet wurde, abzuholen.

Kaum aber hatte der müde Wanderer ſich ſeiner Schlafſtelle genähert, ſo trat auch der Köhler zur Thüre herein und ſprach: Vergebens wähnſt Du meiner los zu werden, Du Thor. Aber aus freiem Willen werde ich von Dir laſſen, wenn Du verſöhnlichen Gemüthes biſt.

Als hierauf Franz beide Hände vorhielt, um ſeine Nähe abzuwehren, auch jedes Wort mit ihm vermeiden zu wollen ſchien, da fuhr der Alte fort: Wer iſt denn Schuld an dem übeln Vernehmen zwiſchen uns, als Du ſelber? Nachdem ich Dir zu einem ungewöhnlichen Glücke verholfen hatte, warfeſt Du's auf die beleidigendſte Weiſe von Dir und thateſt, was nur der gröbſte Undank zu thun fähig iſt. Du und Deine Braut, Ihr ſuchtet alles hervor, mich zu reitzen, und ſchreibt nun mein ſeltneres Erſcheinen Euern lächerlichen Bußübungen und Gebeten zu! Statt der Ver-

nunft Gehör zu geben, und eines erworbenen Glückes ruhig zu genießen, laßt Ihr Euch von loser Pfaffenmeinung bethören und ein Band trennen, um deswillen Du einzig meinen Beistand benutztest! Schäme Dich so toller Widersprüche in Deinem Handeln. Schäme Dich zwiefach des Weges hierher! So willst Du denn so niederträchtig seyn, morgen dem feierlichen Raube Deiner Braut selber beizuwohnen, zu dem Dich die tückische Hohnbegierde der Pfaffen herbeschieden hat? So willst Du ihnen das Entzücken an der Qual Deines blutenden Herzens vergönnen? —

Pilsner trat einen Schritt zurück. Denn wirklich fühlte er schon im Voraus die Pein des morgenden Festes an seinem Herzen wüthen.

Franz, sprach hierauf der Köhler freundlicher, als jemals, vertraue mir, und noch in dieser Nacht schaffe ich Dich mit Deiner Braut weit von hier, auch soll Euch nicht das mindeste Leid wiederfahren.

Aber Franz, so sehr er auch erschüttert

war von dem seiner Sehnsucht so wohlgefälligen Erbieten, raffte sich dennoch auf und sprach: Hebe Dich weg von mir! — Und sogleich eilte der Köhler davon, erbot sich jedoch noch immer auf den ersten Ruf in der Nacht wieder zu kommen und ihm zu seiner Braut zu verhelfen.

Die böse Nacht wollte für unsern Meister kein Ende nehmen, auch stand er in der That mehrere Mal auf dem Punkte, den Köhler herbeizurufen, so groß war sein Verlangen nach Aennchen und seine Furcht vor dem morgenden Gelübde. Gleichwohl überwand er den bösen Drang und freute sich recht sehr, daß es geschehen war, als mit dem freundlichen Morgenlichte auch in seiner Seele ein Licht aufging, wobei ihm klar wurde, was zu seinem Heile diente.

Zwar erklang das bekannte Hohnlachen diesmal so stark, daß ihm die Wände davon zu dröhnen schienen, wie jetzt der Bischof angefahren kam. Aber in der Nähe dieses frommen Mannes irrte es ihn gar nicht.

Bald darauf erschien der Mönch ihn abzuholen. Sie gingen, wurden jedoch im Kloster beide zum Warten beschieden. Denn so eben war die Aebtissin mit der Einzukleidenden bei dem Bischofe. Dieser segnete sie und redete sie also an: Anna, an Deinem trefflich frommen Wandel hat sich das ganze Kloster erbaut und erfreut. Jetzt aber sprich, ob es Dein fester, unwiderruflicher Wille ist, nie in die Welt zurückzukehren, und einzig dem hohen Bräutigam zu leben, dem Du Dich aus eigenem Triebe gewidmet hast?

Aennchen drückte ihr Verlangen darnach zwar stumm und demüthig, aber kräftig und unzweideutig genug aus.

Sage zuvor, sprach hierauf der Bischof strenge, sage, ob auch die reine Liebe zu Gott, nicht Nebenabsichten, Dein Ergreifen des heiligen Schleiers veranlassen; sage, ob, wenn Dein vormaliger, irdischer Bräutigam schon befreit wäre von dem Bösen, Du eben so frohen Herzens, wie jetzt, die Braut Deines Erlösers werden würdest?

Da erbleichte die Büßende und die Thränen, die aus ihren Augen stürzten, bezeugten ihre Scheu vor der Beantwortung dieser Frage.

Anna, sprach nun der Bischof, ich lese in Deiner Seele. So fromm Du auch bist, so wenig bist Du doch des hohen Bräutigams würdig. In seinem Namen verwerfe ich Dich! —

Da sank die Tiefgebeugte mit lautem Schrei zu des Bischofs Füßen und umfaßte dann stumm und zitternd die Kniee des heiligen Mannes, und er neigte sich zu ihr und fuhr mit milder Stimme also fort: Aber, ich erhebe Dich auch. Denn ist auch nicht allen gegeben, schon hier einzig des Herrn zu seyn, so bist Du doch vor vielen würdig, solches dereinst, nebst Deinem Bräutigam, zu werden.

Und nun hob er sie empor, drückte seinen Mund auf ihre Stirne und winkte nach der Thüre. Da brachte man Franzen herein, und nachdem der Bischof ihn eine Weile freundlich betrachtet, nahm er mit seinem heiligen Segen

alles von ihm hinweg, was den Armen zeither gepreßt und geängstiget hatte. —

Von Stunde an hatte der Böse keinen Theil mehr an dem Neubeseelten, der seine geliebte Anna bald nachher ehelichte, und mit ihr ein langes gottseliges Leben führte, das in dem fröhlichen Kinderkreise, der um sie heranwuchs, immer neue, hoffnungsreiche Blüthen trieb.

Der Liebesschwur.

I.

Die Annehmlichkeiten einer großen, genußvollen Residenz reichten nicht hin, den Baron Heineberg in ihr festzuhalten. Alles erinnerte ihn an den Verlust der liebenswürdigen Gemahlin, mit der er hier zwei glückliche Jahre verlebt hatte. Kein Geräusch vermochte seinen Sinn zu betäuben, der fortdauernd auf die durch den Todesfall entstandene, unheimliche Leere in seiner Brust gerichtet war. Die Natur und eine höchst anmuthige Gegend blieben ihm noch die einzige Hoffnung, als jetzt, nach einem düstern, neblichten Winter, der Frühling mit seinen tausendfachen Farben und Klängen sich ringsumher lagerte. Aber die allgegenwärtige Stimme der Liebe verwundete ihn nur tiefer, und, außer dem melancholischen Einerlei des benachbarten Gehölzes, hatte er bald keinen Ort mehr, in dem sich seine Wunden ertragen ließen.

Das Dunkel und die Stille der grünen Einöde schien tröstend auf das tiefere Dunkel und die ganz lautlose Stille zu deuten, von der allein er seine Heilung erwartete.

Günthersau, ein entfernter Freund, der diesen seinen Zustand aus Briefen kannte, hielt es für Pflicht, den jungen, wohlhabenden und talentvollen Mann einer langen Einsamkeit zu entreißen, in der er seinem Untergange mit schnellem Schritte entgegen wankte.

Er überraschte ihn eines Abends und verweilte mehrere Tage bei ihm. Geflissentlich führte er seine Gedanken in die gemeinschaftlich verlebte Vergangenheit zurück. Der Zauber der heitern, akademischen Jahre wurde noch einmal, nur ruhiger, in der Erinnerung genossen. Ihr Leichtsinn konnte zwar den Handlungen des Mannes nicht zur Grundlage dienen, eben so wenig aber eine zwecklose Trauer ihn zur Unthätigkeit verdammen sollen. Günthersau wußte dem Freunde dieses an's Herz zu legen und ihn zu einer Reise zu überreden.

2.

Ohne groſsen Erfolg waren ſie ſchon mehrere Brunnenorte durchſtrichen, bis ſie endlich in Pyrmont den Grafen von Ambach, einen bei fünf und vierzig Jahren noch ſehr wohlerhaltenen, lebensluſtigen Mann, antrafen, deſſen geiſtreiche Miene und Jovialität Heinsbergen mehr als alles Uebrige anſprach.

Graf Ambach erwartete ſeine Familie. Die Ungeduld, mit der es geſchah, erweckte den Freunden die Hoffnung auf neue, intereſſante Bekanntſchaften, von der ſie ſich auch nachher keinesweges betrogen ſahen. Schon das Aeuſsere der drei Damen, die, begleitet von dem verjüngten Ebenbilde des Grafen, bald erſchienen, weiſſagte ihnen ein ganz neues, erhöhetes Leben. Kein Menſch hätte der Gräfin das Alter von einigen und dreiſsig Jahren angeſehen, kein Menſch geglaubt, daſs ſie von drei ſo erwachſenen Kindern die Mutter ſeyn könne. Noch war an ihrem hohen, kräftigen Bau auch nicht Eine Zerſtörung zu entdecken. Ihre ſchönen Glieder ſprachen die Fülle des herrlichſten Lebens

aus, und aus dem dunkeln Auge blihte der innere Reichthum, von dem die vollkommensten Lippen fortdauernd ein noch unverdächtigeres Zeugniß ablegten. Jede Bewegung ihres schönen Körpers war bewußtlos den Grazien entlehnt und es war daher kein Wunder, wenn in Günthersau schon am ersten Abende Gefühle für die Dame erwachten, die auf die Länge den Rechten ihres Gemahls mit Beeinträchtigung drohten.

War aber die Gräfin der vollendeten Rose gut zu vergleichen, so mußte man bei den frischen Reizen ihrer Töchter nothwendig an die Knospen denken, deren höchste Schönheit noch erst durch den Blick der Sonne entfaltet werden soll. Köstliche Kinder der unverfälschten Natur! Dazu so verschieden, daß sie den Charakter der Schönheit jede auf ihre Weise darstellten. Jukunde, die ältere, mit braunen Augen, war, bis auf unbedeutende Abweichungen, der Mutter an Fülle und Feuer ganz nachgerathen. Dagegen strahlte aus dem großen, blauen Auge Mariens ein Licht, wie die Sterne es geben, so süß und tief eindringend; auch

war es, als ob ihre ganze, lilienweiße, überaus ſchlanke Geſtalt der Schimmer einer höheren Abkunft umfloſſe. Selbſt ihre wenigen, immer anſpruchloſen, Worte, und die Bewegung des Mundes dabei, hatten etwas Bezauberndes. Auch achtete man auf die geringſten Laute von ihr, wie auf etwas von tiefer Bedeutung.

Ob ſie ſchon im Geſange ſich durchaus nicht meſſen konnte mit der reichen ausgebildeten Stimme ihrer Schweſter, ſo zog doch ihr weit ſchwächerer Ton die Zuhörer mächtig an. Ein Geiſterklang ſchien es zu ſeyn; ein Wunder, aus dem heiligen Grunde des ſchönſten Gemüthes heraufgeſtiegen.

Heinsberg hing mit inniger Sehnſucht an ihrem Geſange. Er ſcholl wie die Stimme ſeiner Verlorenen aus den Räumen der Seligen zu ihm herüber.

3.

Eines Abends, als Marie das Lieblingsſtück der Verſtorbenen, den König von Thule, ſang, da hielt er ſich nicht länger. Er ſtürzte ihr

zu Füßen, ihre Hand stürmisch an seinen Mund drückend. Diese Romanze schien es gewesen zu seyn, was ihm so lange gefehlt hatte. Sein Benehmen fiel übrigens den Andern nicht sehr auf, da Marie den schönen Gesang wirklich ganz herzergreifend vortrug, und jedermann im Hause, gleichsam, als ob man den höhern Ursprung stillschweigend anerkenne, ohnehin gewohnt war, sie bei aller Gelegenheit besonders auszuzeichnen.

Ein Ritterzut, in der Nähe des Ambachschen, das zu verkaufen war und sehr gerühmt wurde, fand an Heinsbergen einen um so eifrigern Liebhaber, da jene Gegend durch ihre Naturwunder in großem Rufe stand, auch, nach der Erzählung der Nachbarn, in einem weiten Umkreise überaus gebildete und gesellige Bewohner hatte.

Heinsberg war nämlich durch die Einsamkeit selbst von dieser ganz zurückgekommen und glaubte jetzt im freundlichen Beisammenseyn mit andern Gebildeten auf dem Lande, das Leben noch am leichtesten ertragen zu können. Daher begleitete er auch nebst Günthersau die Ambachsche Familie in ihre Heimath, um das

verkäufliche Gut in Augenschein zu nehmen, und da er die Bedingungen annehmlich fand, so war wirklich der Kauf in Kurzem abgeschlossen.

4.

Das Verhältniß zwischen dem Ambachschen Hause und Heinsberg zog sich immer dichter und dichter. Graf Ambach und die Seinigen vermißten ihn sehr, wenn er auch nur einen Tag ausgeblieben war. Heinsberg selbst schien das höchste Glück seines jetzigen Daseyns in diesen Kreis zu setzen, dessen Haupt für ihn Marie war. Günthersau blieb ebenfalls einige Zeit hier und trug seine Neigung, die bei der Gräfin keine Erwiederung fand, auf deren ältere Tochter über, so daß zu Anfange des Herbstes dessen Verlobung mit ihr gefeiert wurde.

Obschon etwas Aehnliches zwischen Heinsberg und Marie nicht eingetroffen war, so schien doch ihre wechselseitige Art und Weise darauf hinzudeuten. Die Mutter freute sich übrigens darüber, daß noch nichts davon zur

Sprache kam, weil Marie erst im sechzehnten Jahre stand, und sie dem ohnehin allzuzarten Wesen die mit jedem gutgeführten Hausstande verbundenen Sorgen gern noch einige Zeit erspart hätte.

Günthersau's Hochzeit war, sehr wider dessen Willen, immer weiter hinausgeschoben worden, weil man das fröhliche Pärchen außerdem zu früh zu verlieren fürchtete, auch vielleicht die Gräfin Ambach damit zugleich Mariens Verlobung weiter zu entfernen dachte, die sich — wenn nicht alles täuschte — an jenes Hochzeitfest knüpfen zu wollen schien.

5.

Als endlich das erste Schneegestöber die rauhe Zeit ankündigte, da gab sich Günthersau nicht länger ruhig darein, auch fehlte Ambachs der Vorwand ihn noch zurückzuhalten; daher beschloß man der Sache den Lauf zu lassen.

Den ganzen Sommer hatte man durch Feste verschönert, die mit der Jahreszeit in Verbindung standen. Besonders lustig war noch zuletzt die Weinlese ausgefallen. Drum

glaubte man jetzt etwas dieſer Art auch für die bewußte Hochzeit thun zu müſſen. Die Kirmes bei einem reichen Pachter in der Nachbarſchaft, welcher ein groſſer Theil der umwohnenden Gutsbeſitzer nebſt mehrern Bekannten aus nahen Städten beigewohnt hatte, gab Veranlaſſung zu dem Winterfeſte, das man für Günthersau's Hochzeit erſann. In Masken ſollte die Nachahmung der Kirmes geſchehen, und Graf Ambach übernahm es, eine Menge Bekannte zum Abende des Tages einzuladen.

Um den Scherz zu erhöhen, verrieth er niemand, auf wen ſeine Wahl gefallen ſei, daher jeder der Gäſte den freieſten Spielraum zu Behauptung ſeines Inkognito bis zur Tafel erhielt, und der Witz ſich unter allerlei abentheuerlichen Verkleidungen deſto ungeſtörter behaupten konnte.

Die Hochzeit ſelbſt war bloß mit den genauern Freunden gefeiert worden. Die dabei immer anklingende Trennung des folgenden Tages erzeugte aber eine ſo düſtere Stimmung, daß man nur ſchwer ſich entſchloß, die bereits fertig liegenden Masken anzulegen.

6.

Schon prophezeihte man dem Feste des Abends nicht viel Gutes, als die nach und nach erfolgende Ankunft mehrerer auffallend Verkleideter der Phantasie eine gefälligere Richtung gab.

Jeder der Gäste hatte dem zum tiefsten Stillschweigen verurtheilten Haushofmeister seinen Namen anzugeben, und Graf Ambach war, als er die Liste von ihm erhielt, sehr erfreut, daß der größte Theil der Geladenen sich eingestellt hatte.

Man erschöpfte sich wechselsweise im Rathen und Nachforschen, bis am Ende der Scharfsinn, hauptsächlich der Damen, die meisten Anwesenden herausbrachte.

Unter den wenigen, die ein Räthsel blieben, zeichnete sich besonders ein Equilibrist aus, durchaus nicht mit denen zu vergleichen, die durch Herumstreifen auf Kirmsen und Jahrmärkten von einem geringen Talente Nutzen zu ziehen wissen. Natürlich war es zwar, daß schon sein Aeußeres an Glanz und Anstand ihn hoch

über den Kreis eines gemeinen Gauklers ſetzte. Allein, daß auch die Künſte, mit denen er die Anweſenden ergötzte, einen Grad der Vollendung hatten, der das Richtige ihres Weſens adelte, das ſetzte die Geſellſchaft, und vor allen den Hauswirth, in Verwunderung, weil er in der Liſte der Gebetenen auch nicht einen Einzigen fand, von dem ſolch ein Geſchick zu vermuthen geweſen wäre. Selbſt die Geſtalt wußte er keinem davon zuzutheilen. Denn wenn auch die knapp anliegende, ideale Tracht den ſchönen Körper ungewöhnlich heraushob, ſo rieth er doch vergebens her und hin nach dem, dem ſo viel Ebenmaß eigen war.

Der Wunſch, des Räthſelhaften Geſicht zu ſehen, war allgemein, daher freute man ſich, daß die Tafelzeit immer näher rückte.

Beſonders lag hieran auch unter andern dem Baron Heinsberg, dem darum gar nicht wohl zu Muthe war, weil alle Aufmerkſamkeit des Künſtlers ſich gröſtentheils auf Marien richtete und dieſe mit ihrem Wohlgefallen an des Unbekannten Fertigkeiten keineweges zurückhielt. Ihre Sorge bei jeder gefährlichen Stel-

lung um denſelben, die dringende Art, mit der ſie ihn einigemal ſogar davon zurückhielt, brachte den Baron auf den Argwohn, daß ihr Beifall weniger den Künſten als dem Künſtler gelte.

7.

Wirklich war Heinsberg Willens geweſen, noch an dieſem Abende, wenn nicht öffentlich, doch im Stillen, die künftige Vereinigung mit Marien förmlich einzuleiten, daher hätte ihn ſo leicht nichts empfindlicher treffen können, als der Geliebten beſonderes Wohlwollen für einen Andern. Die Abendtafel, meinte er, werde mehr Aufklärung darüber geben.

Kurz vor derſelben ging Marie am Arme des Künſtlers auf und nieder. Heinsberg verwendete kein Auge von ihnen, um zu entdecken, ob vielleicht ihre Pantomime, der Regel des Tages zuwider, in mündliches Geſpräch übergegangen ſei.

So ſchien es jedoch nicht. Als er aber jetzt, wie der Unbekannte mit Marien aus dem gemeinſchaftlichen Saale in ein Nebenzimmer

trät, eben im Begriff war, nachzuſchleichen, da nahm ihn die Frau vom Hauſe auf die Seite, um ihm wegen des Platzes bei Tiſch etwas zuzuflüſtern. Er ſtand auf glühenden Kohlen.

Es ging auch wirklich im dritten Seitenzimmer etwas vor, nicht gemacht ſeine Ruhe zu befördern. Der Equilibriſt nämlich zog hier, da er ſich mit Marien allein ſah, die Maske ab. Das Fräulein ſtaunte über die Schönheit eines ihr völlig Unbekannten.

Marie, ſagte er, Sie ſind mein Wunſch und mein Streben. Aber Zeit und Umſtände binden mir die Zunge. Denken Sie meiner, dann werden wir uns — ich hoffe glücklich — wiederſehen!

Marie hielt ſich ängſtlich an dem nebenſtehenden Armſtuhle an; das Geſtändniß hatte ſie allzuſehr überraſcht. Sie ſah ſo plötzlich in eine Sonne des Glückes, daß ihr die Augen vergingen.

Ein Geſpräch, das ſich jetzt näherte, bewog den Unbekannten, die Maske eiligſt vorzunehmen, und noch ein Zimmer weiter zu gehen. Die Gräfin Ambach und Heinsberg waren es,

die unmittelbar darauf zu Marien traten. Sie schien noch ganz außer sich und erschrak sichtbar, als der Baron sie fragte, was sie in so tiefes Sinnen versenke?

Der Equilibrist, antwortete sie, nachdem sie wieder zu sich gekommen war, ganz unverholen.

Ein Zug um Heinsbergs Mund würde ihr dessen Empfindlichkeit darüber verrathen haben, wenn sie ihn bemerkt hätte; so aber fuhr sie fort: Ich wenigstens habe dieses Gesicht in meinem Leben nicht gesehen!

Schon demaskirt also? fragte der Baron.

Jetzt erst fiel es ihr ein, daß sie zu viel gesagt haben möchte. Er verlor die Maske, antwortete sie, und der zagende Ton, das Befangene ihres ganzen Wesens gaben ziemlich klar zu verstehen, daß sie das voreilige Geständniß durch eine Unwahrheit wieder gut machen wollte.

Ich gestehe, sagte die Gräfin Mutter, mit Rücksicht auf Mariens Verlegenheit, daß es mir grade so geht, wie ihr. Auch mich verlangt zu wissen, wer der Tausendkünstler seyn

mag. Die Tafel, die eben uns ruft, wird am beſten dahin führen. Kommen Sie, Baron. —

Auf den Trompetenſtoß, der jetzt ertönte, ſammelten ſich alle Anweſende im Speiſeſaal und begrüßten einander fröhlich nach abgenommener Maske.

Der Equilibriſt war nicht darunter. Auch bei der Tafel ſelbſt ward keiner vermißt, als er, deſſen Stuhl leer ſtehen blieb.

8.

Graf Ambach verwunderte ſich nicht wenig. Er zog die Liſte der Geladenen hervor, um des Abweſenden Namen zu finden. Aſſeſſor Ruhland, ſonſt fehlte keiner.

Der alſo, der Equilibriſt? riefen mehrere in des Hauswirths Nähe Sitzende verwundert aus. Einige zweifelten gradezu, daß der Aſſeſſor dergleichen Künſte verſtehe. Andere ſpotteten über dieſen Unglauben, da Graf Amberg doch wiſſen müſſe, wen er eingeladen habe.

Unfehlbar, ſagte die Gräfin, hat ihn die Kleidung zu ſehr beengt, und er wird jetzt

beschäftigt seyn, eine bequemere anzulegen. Allein ihr Gemahl, der im ganzen Hause nach ihm gesucht hatte, brachte jetzt die Nachricht zurück, daß Assessor Ruhland, zu Pferde angekommen, letzteres vor Kurzem begehrt habe, und fortgeritten sei.

Marie saß in sichtbarer Niedergeschlagenheit da. Sie hatte alle Vermuthungen über den nun Abwesenden mit angehört, aber stillgeschwiegen, um den frühern Vorfall nicht neu aufzuregen.

Kind, flüsterte die Mutter ihr zu, du gefällst mir heute gar nicht.

Marie küßte ihre Hand, um deshalb Verzeihung zu erhalten. Aber die Gräfin fuhr mit strafendem Auge fort: Du behauptetest vorhin, den jetzt fehlenden Gast nicht zu kennen, gleichwohl ist es der, Dir, wie uns allen, wohlbekannte Ruhland gewesen!

Nein, theure Mutter, nein, nein! Kein Zug in ihm von Ruhland, darauf schwöre ich den heiligsten Eid. —

Die Gräfin drückte ihre Verwunderung aus. Er war wohl jung und schön? fragte sie.

Ma-

Marie überſah ihren forſchenden Blick und ſprach begeiſtert: O beſte Mutter, die Jugend, die Schönheit, die Liebe, alles vereinte ſich in ihm.

Wenn Heinsberg, ihr Nachbar, dieſe Worte nicht verſtand, ſo errieth er wenigſtens den weſentlichen Inhalt derſelben. Seine unruhige Wendung nach dem Geſpräch gab es zu erkennen, auch beobachtete er den ganzen Abend eine Wortkargheit und höfliche Zurückhaltung gegen Marie, die dem ſinnigen Zuſtande, in dem ſie ſo gern ungeſtört blieb, wohl zu ſtatten kam.

Mariens Ausſage gelangte bald durch die Mutter zu den Ohren des Grafen. Dieſer war empfindlich darüber. Seiner Meinung nach hatte Marie überdies ganz falſch geſehen, da der Equilibriſt durchaus niemand als der Eingeladene ſeyn könne. —

Jukunde ſuchte beim Abſchiede am folgenden Tage alles auf, um die Schweſter wieder mit ſich ſelbſt zu verſöhnen. Vergebens. Der Unbekannte hatte eine zu tiefe Wunde in ihrem Herzen zurückgelaſſen.

Sie von der Täuschung ihres Auges zu überführen, schrieb der Graf mit nächstem Posttage an Ruhland. Er staunte nicht wenig, als statt der Antwort ein schwarz gesiegelter Brief den plötzlichen Tod desselben verkündigte. Der Assessor war schon einige Tage vor dem Kirmsfeste beerdiget und der Einladungsbrief erst nach dem Begräbnisse, und zwar uneröffnet, bei ihm gefunden worden.

Man zerbrach sich jetzt den Kopf nicht wenig über seinen Stellvertreter beim Feste. Der verschlossen gebliebene Brief machte die Sache noch räthselhafter, so daß die übergroße Schönheit des Unbekannten Marien zuweilen auf eine mehr als irdische Erscheinung schließen ließ.

9.

Die Folge zeigte immer deutlicher, wie störend das seltsame Ereigniß in die glücklichen Verhältnisse des ganzen Hauses eingegriffen hatte. Eine ziemliche Zeit her hatte man sich daran gewöhnt, Heinsbergen als einheimisch in der Familie zu betrachten, und nun schienen auf Einmal die Fäden, zum Zusammenhalt des

künftigen Ganzen nothwendig, durch die Dazwiſchenkunft eines Unbekannten zerriſſen. Erſt jetzt fühlten die Aeltern das Glück einer nähern Verbindung mit dem Baron um ſo mehr, da dieſer, zwar durch den Vorfall zurückhaltender, auf der andern Seite aber auch weit feuriger, als zuvor geworden war, und die leiſeſten Wünſche Mariens zu entdecken und zu erfüllen ſuchte; dazu den Umgang mit der Familie nach wie vor fortſetzte.

Ohne dieſe Charakterſchwäche, die, der Mutter beſonders, für ein Uebermaß der Liebe galt, würde man ſich ſchon weit eher an ſeinen Verluſt gewöhnt haben.

Einſt, als Marie an der Mutter Geburtstagsmorgen in das einſame Gemach derſelben trat und ihr weinend in die Arme ſank, da ſagte die Gräfin: Was wollen Deine Thränen, mein Kind?

Statt meiner ſprechen, theure Mutter!

Sonſt brachte ein heiteres Geſicht mir Deinen Wunſch.

Kann ich dafür, daß mir jetzt alles zu Thränen werden will?

Allerdings kannſt Du dafür, ſprach die Mutter ernſt und ſtrenge. Gefliſſen vermeideſt Du die freundlichen Gaben des Lebens, um an Luftgebilde Seufzer und Wünſche wegzuwerfen. Das lange verhaltene Wort reißt ſich los von meinem gepreßten Herzen. Setze endlich der Sache ein Ziel. Mag auch der Fremde ſeyn, wer er wolle, nur Unſegen und Entzweiung hat er bis jetzt in unſere Familie gebracht. Du biſt Deinen Aeltern und Dir ſelbſt die Rückkehr aus den Wolken in die Wirklichkeit ſchuldig!

Der Vater kam dazu und unterſtützte ihren Rath mit der ganzen Wärme ſeines Herzens, ſo daß Marie bald das Verſprechen gab, zum Beweiſe ihres veränderten Sinnes, Heinsbergs Hand nicht zurückzuweiſen, wenn er ſie ihr bieten ſollte.

Das Entzücken der Aeltern über dieſe Zuſage berauſchte das reine Weſen. Heinsbergs mannichfache Aufmerkſamkeiten für ſie fanden in dieſem Rauſche eine ſehr günſtige Aufnahme, bis faſt ganz unvermerkt alles in das frühere Gleis gekommen ſchien, ja jetzt ſogar des Barons Verlobung mit Marien ſtatt fand.

10.

Schon war die Hochzeit festgesetzt, als Heinsberg eines Tages mit seinem Nachbar eine Jagdpartie unternahm und den Mittag auf des letztern Gute zubrachte, wo eine liebe, heitere Wirthin des Gastes Sehnsucht nach der Zukunft wohl verstärken mußte. Unter allerlei traulichen Scherzen, die zum Theil auf Heinsbergs künftige Ehe Bezug hatten, war die Tischzeit sehr angenehm verstrichen, als ein Bedienter die Nachricht brachte, daß eben eine trauernde Dame abgestiegen sei, die, sich eine genaue Bekannte vom Hause nennend, ihm auf dem Fuße folgte.

Die in dichtes Schwarz Verhüllte trat herein. Nach zurückgeschlagenem Schleier stand sie, das Ehepaar eine Weile stumm betrachtend, das, wie es schien, bang und vergebens auf dem schönen, aber alle Spuren des Leidens tragenden Gesichte, nach bekannten Zügen suchte.

So kennt Ihr beide Eure Verwandte, Antonien von Schilden, nicht mehr?

Antonie! rief die Frau vom Hause erschrocken

und entzückt zugleich, und ihre Arme breiteten sich nach der Trauernden aus.

Ja, rief diese, an der Freundin Brust sinkend, bei allen Veränderungen des Aeußern ist mein Herz noch das alte geblieben! Es hat auch auf das Deine gerechnet, Kunigunde!

Das konnte es! rief diese und Thränen von beiden Seiten bekräftigten die Worte.

Ihr seid glücklich! sprach die Neuangekommene, hierauf dem Hausherrn die Hand reichend. Es ist unverkennbar und ich freue mich dessen von ganzer Seele. Erlaubt mir die nächsten Tage meines Lebens in dem Sonnenscheine der Eurigen zuzubringen. Fürchtet nicht eine Vergifterin Eurer Freude an mir zu finden. Bloß unsere Vergangenheit laßt uns zurückrufen, damit mein jetziges Seyn sich an ihrer tröstenden Gestalt aufrichte und mit den Nachklängen des verschwundenen Lebens die stumme, trostlose Oede der Gegenwart beseele. Laßt mich hauptsächlich auch einer Verstorbenen mit Euch gedenken, deren blüthenreiche Jugend uns vormals gemeinschaftlich entzückte. Laßt uns Alwinens, meiner Schwester, Grab mit

Vergißmeinnicht umflechten. Der Gedanke an das süße Leben dieser Entschlafenen soll Eure Lust nicht trüben, nur erhöhen.

Alwine also? rief Kunigunde.

Ja, sie ging aus der Welt. Das Schwarz, das ich trage, ihrem Andenken ist es gewidmet. Von morgen an gebe ich jedoch dieses äußere Zeichen desselben auf, da es zu Eurer Umgebung nicht paßt, und uns die Züge aus ihrem kurzen Daseyn lebendigere Erinnerungen darbieten. Nicht trauern wollen wir über ihre Vollendung, nur ihrer Liebe uns erfreuen. Doch zuvor vergönnt mir, Euch mit meinem düstern Geschicke bekannt zu machen. Denn da dies doch nicht zu umgehen ist, so dünkt es mich besser, das Bittere auf Einmal in den Schooß der Theilnehmenden auszuschütten, als es ihnen nach und nach in einzelnen Tropfen einzuflößen. —

In diesem Augenblicke erst schien das Fräulein den Baron zu bemerken, und durch die fremde Erscheinung sich gedrückt zu fühlen. Schon war er im Begriff sich zurückzuziehen. Allein man machte ihn ihr als einen Freund

vom Hauſe bekannt, berührte ſein Verhältniß mit der Ambachſchen Familie, und Antonie erſuchte ihn ſehr zu bleiben, da ihre Geſchichtserzählung durchaus keine Eil habe.

II.

Im Verfolg des Geſprächs kam man aber doch wieder auf die Geſchichte zurück, und da ſie gelegentlich geäußert hatte, daß ſie niemand daraus ein Geheimniß zu machen brauche, bat Heinsberg ſelbſt, ihn als Zuhörer daran Theil nehmen zu laſſen.

Sie begann in folgender Art:

„Du erinnerſt Dich, Kunigunde, wie unſers Vaters Tod die Mutter veranlaßte, die Stadt, in der wir wohnten, zu fliehen, und ſo weit als möglich von ihrem zeitherigen Glücke ein einſames Plätzchen aufzuſuchen. Sie fand ein ſolches und kaufte ſich da an. Alwine und ich bemühten uns ihr den Wermuthsbecher des Lebens mit Roſen zu bekränzen und hatten die Freude, daß ihr Auge wohlgefällig an dem Kranze hing, wenn auch der Trank ſelbſt dadurch nicht verſüßt werden konnte.

Unſere Lebensart war äuſerſt einfach, und die Familie des Pfarrers unſer einziger Umgang: gute Menſchen, die Gemüth und Liebe genug beſaßen, um zum Troſt der Mutter in deren Ideen vom künftigen Wiederverein gern einzugehen, und durch anſtändige Dienſtleiſtungen ihre Unterſtützung zu erwiedern wußten.

Um dieſe Zeit unterbrach der Krieg die Ruhe der Gegend; zwar nicht unmittelbar, aber doch mit Durchmärſchen und Einquartierung, die gar ſehr auf den Einwohnern laſteten.

Unter andern wohnte bei uns ein Hauptmann, Woldemar von Thalen mit Namen, der an früher erhaltenen Wunden erkrankt, ſechs Wochen lang nicht von der Stelle konnte. Meine Schweſter und ich hatten die Beruhigung, daß ſein Arzt, als der Geneſene den Marſch fortſetzte, uns die Verſicherung gab, einzig unſerer Pflege und Aufmerkſamkeit habe er das Leben zu verdanken. Wir waren beide um ſo ſtolzer auf dieſes Zeugniß, da wir mannichfache Gelegenheit gehabt hatten, das ſchöne Gemüth des jungen Mannes kennen zu lernen. Faſt alle Geſpräche, wenn wir allein waren,

hatten ihn und die Sorgen um sein Wohl zum Gegenstande. Daß wir ihm beide viel galten, wußten wir, doch besaß keine von uns eine besondere Zusicherung seiner Liebe. Woldemars Briefe waren gewöhnlich an die Mutter gerichtet und unserer beider immer darin mit Theilnahme gedacht.

Niemals zuvor hatten wir den Reiz der Zeitungen gekannt. Jetzt aber, mit welcher Ungeduld, mit welchem Zittern griffen wir nach ihnen, ob wir schon voraus sahen, daß jede noch so glücklich ausgefallene Schlacht uns in die peinlichsten Sorgen stürzen müsse; daß die ganze Zeitung, wenn sie nicht Friedensverkündigerin ward, keinen Trost für uns haben konnte, außer seinem Namen. Und doch nennen die Zeitungen den Namen eines Subalternofficiers in der Regel nur dann, wenn er durch Wunden oder den Tod sich diesen leidigen Ruhm zu erwerben im Stande gewesen.

Friede, Friede! hieß daher das Wort, das früh und spät von unsern Lippen zum Himmel hinaufbebte.

Leider umsonst. — Welch ein Todesschreck,

als eines Abends ein Wagen langsam in unsern Hof fuhr, aus dem ein Officier getragen wurde, dessen bleiche Gesichtszüge keinen Zweifel ließen, welch einen schweren Kranken wir vor uns hatten.

Nachdem er auf ein Sopha gelegt worden war, sagte er sehr leise abgebrochen und, wie es schien, nicht ohne großen, körperlichen Schmerz: Ihnen so zur Last zu fallen, wie undankbar! Gleichwohl aus der Welt gehen, ohne der theuersten Freundschaft das letzte Wort zurückgelassen zu haben, wie hart! Gott Lob, daß es möglich gewesen ist!

Hier vergaßen meine und Alwinens Thränen alles Maß, so daß auch die selbst weinende Mutter mißbilligend sagte:

Nicht so, Kinder. Sehet vielmehr darauf, alles zu des Kranken Erleichterung Nöthige unverzüglich herbeizuschaffen.

Schluchzend eilten wir, den Befehl auszurichten. Zum Glück hatten wir es mit verständigen Dienstboten zu thun. Denn unsere Anordnungen trugen so sehr das Gepräge von

Bewußtlosigkeit und Verzweiflung, daß damit schwerlich viel ausgerichtet gewesen wäre.

Unsere einzige Hoffnung ging noch auf den Arzt und dessen alte Vorliebe für diesen Kranken. Aber nach genauer Untersuchung von Woldemars Zustande schüttelte er den Kopf, und sagte unverholen, daß er nicht begreife, wie er bei seinen Wunden eine solche Reise habe aushalten können, wenn nicht durch den Wunsch, uns noch einmal zu sehen, seine Kräfte so wunderbar gestärkt worden wären.

Dieses bestätigte sich nur allzubald. Es trat plötzlich die Rückwirkung von dieser Anstrengung in der äußersten Ermattung bei dem Kranken ein und wenig Augenblicke später hatte sein Herz zu schlagen völlig aufgehört.

12.

Uebermannt von den Schrecken der Erinnerung mußte Antonie eine Zeitlang inne halten, ehe sie folgendermaßen fortfuhr:

Es war, als ob der vor uns liegende, starre Leichnam auch das Blut in meiner Schwester

und meinen Adern erstarrt habe. Jetzt erst begriffen wir den innigen Verein zwischen dem Entseelten und uns in seinem ganzen schauerlichen Umfange. Kein fremdes, unser eigenes Leben schien getödtet und das, dessen Last wir umhertrugen, gewann ein unfreundliches, gespenstisches, gegen uns selbst und unser innerstes Wesen gerichtetes Streben.

Unsere Mutter war in diesen Momenten des Unheils und der Verzweiflung das einzige Hinderniß gegen die Vernichtung, auf deren ödem Wege allein wir zum Wiedersehen des Entseelten gelangen zu können wähnten. Nur ihrer treuen Huth verdankten wir unsre Erhaltung. Ohne diese hätten die mütterlichen Ermahnungen schwerlich hingereicht. Denn wenn auch ihre verständige Rede nicht ganz an uns verloren ging, so war doch deren Eindruck nur selten von Dauer. Gewöhnlich glitt sie leicht an der Oberfläche unserer Seele hin, um der in ihren Tiefen herrschenden Melancholie und Verworrenheit unumschränktere Rechte über unsere Vorstellungen und Entschlüsse einzuräumen.

Vielleicht treten die Geständnisse einer Liebe,

wie meine Schweſter und ich ſie für den Verſtorbenen fühlten, in gewöhnlichen Verhältniſſen dem Schicklichen zu nahe, allein meine gute Alwine hat ja die Welt bereits verlaſſen, und ein Scheinleben, wie das meinige, achtet ſich für losgeſprochen von dergleichen Rückſichten gegen die Welt. —

Woldemars Beerdigungstag war der heißeſte für uns. Die Mutter kam dazu, als Alwine in feſter Umarmung mit mir bei ſeinem Leichnam ausrief: Ewig ſo vereint! Unſere beiderſeitige Liebe ging nach ihm, er verdient, daß wir ſie ihm aufbewahren. Keinen Gatten, als ihn! Theurer Vollendeter, wir ſchwören Dir —

Halt! Kind, rief die uns bis dahin unbemerkt Gebliebene, und ihr Geſicht und Ton verkündete Furcht und Schrecken — Keinen Schwur dem Todten!

Warum nicht, theuerſte Mutter? fragte ich befremdet. Du weißt ja, was dieſer Todte uns geweſen iſt! Laß uns doch das unſichtbare ewige Band an ihn, jetzt hier vor ſeinen irdiſchen Reſten, recht feierlich befeſtigen!

Nicht das, Lieben! Keine Leidenſchaft, die

Vernunft allein soll Schwüre einleiten. Ueberhaupt aber keinen Schwur irgend einem Todten! Was der Todte selbst nicht thun würde, geschieht durch den Tod, diesen dem Menschen so feindlichen Zustand? Wie wenn die Arglist dieses Feindes Verhältnisse herbeiführte, die Euch durch Meineid in seine Gewalt brächten?

O Mutter, Mutter, so rief Alwine hier unwillig aus, wen können Verhältnisse zum Meineide bewegen?

Euch vielleicht nicht. Doch lasst ab von dem Vorsatze, lieben Kinder. Ob ich schon die Beispiele von dem Nachtheile solcher Schwüre nicht immer verbürgen möchte, so ist doch in unserer Familie eins so bekannt und mit so vielen seltsamen Umständen umgeben, daß mich allezeit Schauer anwandeln, wenn ich von Verpflichtungen ähnlicher Art hören muß. —

Diesmal aber verfehlte die Rede der Mutter alle Wirkung auf unsere bethörten Herzen. Das Beispiel, von dem sie sprach, paßte, meinten wir, nicht einmal weder auf uns, noch auf das, was sie damit beweisen wollte. Es bestand in einem von unserer Großmutter Bruder,

seiner Gattin bei Lebzeiten beschworenem Versprechen, im Fall ihres Ablebens nie wieder zu heirathen, und forderte ihren Zorn auf, wenn es geschehen sollte. Sie starb nachher wirklich. Der Mann war immer der unbescholtenste weit und breit und seines Wortes auch hierin eingedenk gewesen. Gleichwohl fanden sich nach ihrem Tode eine Menge verwickelter Umstände, die ihm eine zweite Ehe zur Pflicht machten. Wie er nun am Verlobungstage mit einer trefflichen Person den Ring an den Finger steckt, so ist es ihm grade, als wolle der Ring immer enger und enger werden. Zugleich steigt der Gedanke des gebrochenen Eides mit aller Macht in ihm auf. Seht ihr wohl, ruft er Abends, nachdem er Uebelbefindens wegen das Mahl hat verlassen müssen, seht ihr meine Selige dort zürnend stehen! Ein starker Angstschweiß quillt aus seiner Stirne. Er theilt den Verwandten reuig die begangene Schuld mit, wendet sein Gesicht voll Widerwillens von der Braut, und ist in der folgenden Nacht, allen Arzneimitteln zum Trotz, unter schrecklichen Zuckungen verstorben. —

Mit Einem Worte, weit entfernt uns hieran zu kehren, riefen meine Schweſter und ich, ſobald wir wieder allein waren, Woldemars Schatten an, und fühlten eine große Beruhigung, als wir uns ihm unter den ſchauerlichſten Schwüren zur Eheloſigkeit verpflichtet hatten.

Nur allzubald aber rächte ſich die verſchmähte Stimme der Erfahrung und Vernunft an dem ſiegenden Ungeſtüm der Leidenſchaft. Unſere Mutter ſtarb plötzlich und faſt zugleich mit ihr eine ſchon früher verwitwete Schweſter, welche drei noch unerzogene Kinder hinterließ. Die faſt ſtete Abweſenheit und Sorgloſigkeit ihres Vormunds legte uns, den nächſten Verwandten, die Pflicht auf, ſie vor Verwahrloſung möglichſt zu hüten. Unſtreitig hätten wir ſie zu uns genommen, allein der Umſtand, daß es Söhne waren, ſprach in mehr als einer Hinſicht dagegen, und ohngeachtet der Sorgfalt, die wir ihnen widmeten, mußten wir hören, daß ſie Wege einſchlugen, die ihnen verderblich zu werden drohten.

Zwar wendeten wir alles fortdauernd zu

ihrer Besserung an, doch fehlte uns Glück in der Wahl der Menschen, durch die wir auf sie zu wirken suchten.

Die jetzt immer häufiger werdenden Truppeneinquartierungen vermehrten das Unannehmliche unserer Verhältnisse. Ein unglücklicher Proceß, worein unser ganzes Vermögen verwickelt wurde, kam dazu, und nun fühlten wir nur allzutief das Unglück, sich in den eigenen Angelegenheiten fremder Einsicht allein anvertrauen zu müssen.

Um diese Zeit machten wir in der benachbarten Stadt die Bekanntschaft des geheimen Raths von Elbing, eines Mannes, dem Herkunft, Einsichten und Rechtlichkeit zu Empfehlungen gereichten, und der auch von unserer Lage, meiner und Alwina's Meinung nach, die hellsten Ansichten besaß.

Bald kam er in den Fall, uns einige äußerst wichtige Dienste leisten zu können. Er that es mit Aufopferung und glaubte um so eher auf Alwinens Hand Hoffnung zu haben, da sie und ich ihm unsere besondere Achtung nicht verbargen. Alwine konnte keinen Grund

finden, den Mann auszuschlagen, als das dem Todten von uns gemeinschaftlich gegebene Wort. Daher hielt sie es für's Rathsamste, ihn mit dem Umstande bekannt zu machen. In meiner Gegenwart geschah es. Allein er nahm die Eröffnung ganz anders auf, als sie sich solches vorgestellt hatte. Nichts schien ihm von so geringer Erheblichkeit, als das Versprechen wegen einer, wie er sich ausdrückte, dem Todten ganz gleichgültigen Sache; ein Versprechen, wozu überdies ein Grad von Bewußtlosigkeit gehört habe, der es von selbst null und nichtig mache. Wenn, sagte er, seinem Glücke nichts als eine so unbedeutende Zusage im Wege stehe, dann dürfe er sich nur an Alwinens gesundes Urtheil wenden, um das Hinderniß gehoben zu sehen.

Meine Schwester und ich behaupteten zwar beide, daß uns die Leichtigkeit fehle, mit der er über die Sache hinschlüpfe. Wir beriefen uns unter andern auch auf den, leider, verworfenen mütterlichen Rath gegen jenes Versprechen.

Aber dieser Rath bewies ihm durchaus nichts. Allerdings meinte er, habe die Mutter

Recht gehabt, uns von einer so zwecklosen Zusage abzuhalten, und nur in ihrem Glauben an des Todten Rache gefehlt. Das erwähnte Beispiel von der Rückkehr einer Verstorbenen dünkte ihm vollends nichts, als eine der mancherlei lächerlichen Ausartungen menschlicher Einbildungskraft. Er selbst führte eine Menge Exempel dieser Art an und sprach überhaupt mit so viel Verstand und Gewandtheit, daß wir bei Widerlegung seiner Ansichten durchaus nicht fortkamen.

Dies, und hauptsächlich die Nothwendigkeit den zu Führung unserer Angelegenheiten so nöthigen Mann nicht zu entfernen, veranlaßte Alwinen allein ihm ihre Hand wirklich zu geben.

Unser ökonomischer Zustand gewann durch den Eifer, mit dem der geheime Rath sich desselben annahm, in Kurzem ein weit besseres Ansehen, auch hätten wir für die Erziehung der Kinder unserer verstorbenen Tante keinen eifrigern Versorger finden können.

Allein in anderer Hinsicht verfolgte uns das Unglück nur desto härter. Schon an dem Tage

vor der Hochzeit kam meine Schweſter gegen Abend mit todtenbleichem Geſicht nach Hauſe ſich in meine Arme ſtürzend. Im Garten behauptete ſie mit Thalens Stimme ihren Namen mehrere Mal ausſprechen gehört zu haben.

Ich ſuchte Alles hervor ſie zu überzeugen, daß wohl nur eine Selbſtbethörung ſtatt gefunden. Doch mehr als meine Gründe, that Elbing, der jetzt dazu kam. Er wußte nichts von ihrem Schrecken, gerieth aber zufällig auf das Kapitel von den Täuſchungen der Sinne und ſtellte ſo viel wunderbare Beiſpiele von Kranken dieſer Art auf, daß Alwine ſich ſelbſt darunter zu rechnen anfing, und eine ruhigere Nacht hatte, als außerdem der Fall geweſen ſeyn würde.

Auch der darauf folgende Entſcheidungsmorgen erfuhr keine Störung. Nur in der Kirche beim Gange nach dem Altar ſchien Alwine mir, ihrer aufmerkſamſten Beobachterin, einigemal ängſtlich zurückzuſchauen und dann eben ſo den Bräutigam zu fixiren.

Das Getümmel der Verwandten und Freunde nahm ſie nachher zu Hauſe mit ſeiner freudi-

gen Theilnahme und den tausend darauf gegründeten Scherzen allzusehr in Anspruch, als daß sie zur ruhigen Betrachtung ihres Zustandes hätte gelangen können.

Erst gegen Abend, als die Sonne ihre letzten Strahlen in unsere Fenster sendete, richtete sie sich einmal plötzlich wie aus tiefen Gedanken auf, und angstolle Blicke nach dem rothen Scheine hin.

Fehlt Dir etwas, Liebste? fragte ich und sie schüttelte seufzend den Kopf, indem sie meine Hand drückte.

Schmerzlich fühlte ich, daß es mit ihr nicht war wie es seyn solite, drang jedoch diesmal um so weniger in sie um Verdeutlichung, da die freundliche Zusprache eines geistreichen Mannes sie kurz nachher jeder finstern Idee wieder entrissen und dem Gleise des fröhlichen Festes zurückgeführt zu haben schien.

Kaum war aber am folgenden Tage ihr Gatte früh ausgegangen, so kam Alwine auf mein Zimmer. Mit Leidenschaft warf sie sich an meine Brust. Doch einen Augenblick spä-

ter floh sie, erschrocken, wie vor einer Aussätzigen, von mir zurück.

Mein Gott, was ist Dir? so rief ich ihr zu, die auf das Sopha niedergesunken, die Augen starr vor sich hin richtete.

Ach, sprach sie, so kann ich denn nun nicht einmal mehr an das zärtliche Herz meiner theuern Schwester flüchten, ohne zurückgeworfen zu werden in die Hölle, der ich umsonst zu entfliehen trachte! Weißt Du nicht mehr, wie ich auch so in Deinen Armen lag, die Leiche neben uns? Weißt Du nicht mehr, was wir uns da, was wir Ihm gelobten?

So heftig ich auch selbst angegriffen war, so suchte ich mich doch zu fassen und ihr Trost zu geben. Ohne Erfolg.

Merkst Du nichts von dem Leichengeruche rings umher? fragte sie.

Liebste, beste Seele! rief ich, sie auf die Geschichten, die Elbing neulich von den Sinnentäuschungen mittheilte, zurückverweisend.

Allein sie zuckte die Achseln und blieb dabei, daß der Geruch immer zunehme.

Von nun an verließ sie dieser Gedanke nicht

mehr. Ihr Gatte, der nach vieler vergeblichen Mühe endlich die Ursache der nur selten mit Glück von ihm bekämpften Schwermuth entdeckte, suchte alles hervor, sie von dem Ungrunde ihrer Vorstellungen zu überführen. Verlorne Mühe. Späterhin fragte sie mich mehrere Mal, ob ich keinen Husarensäbel klirren höre und sah nach der Gegend hin, woher sie ihn vermuthete. Die Angst, welche Begleiterin dieser, ich weiß nicht, ob Erscheinungen oder Ideen, war, mattete sie nach und nach völlig ab.

Endlich einmal, spät am Abende, rief sie, mich bei der Hand fassend: Um Gotteswillen, Schwester, rette mich, rette Du mich! Hörst Du nicht die Verwünschungen, die er gegen die Meineidige ausstößt?

Ich beschwor sie, ein besseres Zutrauen zu dem Vollendeten zu haben, den ihre Beweggründe zu der Heirath gewiß mit hoher Achtung für sie erfüllten.

Alles vergebens. Sie wimmerte herzzerreißend an meinem Halse und fiel mir dann erschöpft in die Arme.

Mehrere Stunden lag ſie alſo. Sie nicht zu ſtören, bewegte ich mich ſo wenig als möglich. Welch ein Entſetzen aber, wie ich fand, daß es kein Schlummer, ſondern der Tod ſelbſt war, der ſich der lieben Unglücklichen bemächtigt hatte!

Hier laßt mich ſchließen. Wozu auch noch eine umſtändliche Erwähnung der Vorwürfe, womit der tiefbetrübte Gatte ſich ſechs Monate lang ohne Aufhören peinigte? Genug, ſie und das, bei der eigenen tiefen Verzweiflung, ſo dringende Bedürfniß nach Vertrauten meines frühern Glückes und meiner Geſinnung, trieben mich zu Euch her, da ich ja ohnehin keinen Troſt für den Gebeugten hatte. Er ſelbſt hat mir dazu gerathen. Sein Vorſatz iſt einzig unſern Rath und Erziehung bedürfenden Verwandten zu leben, und ſo das Unrecht gegen die Entſchlafene, deſſen er ſich beſchuldigt, thunlichſt wieder gut zu machen.

13.

Es lag in der Natur der Sache, daß Heinsberg, um die erste Zeit des Wiedersehens der drei Freunde nicht zu stören, sich sobald als möglich entfernte. Er hatte aber auch noch einen wichtigern Grund dazu in seinen innern Schmerzen. Ohne daß die Erzählerin es hatte ahnden können, war mit ihrer Geschichte eine zeither tief im Hintergrunde seiner Seele schlafende Erinnerung ihm erweckt worden, die ihm Mark und Leben grimmig anzunagen drohte. Schon während der ersten Ehetage hatte er und seine verstorbene Gattin einst in einem Momente des höchsten Enthusiasmus sich wechselseitig ewigen, ausschließenden Besitz auf's feierlichste angelobt. Welcher Theil früher als der andere starb, wollte, im Fall das Gelübde gebrochen würde, den überlebenden, wo möglich, deshalb zur Rede setzen. Seit diesem Tage war jedoch um so weniger wieder daran gedacht worden, da ein seltener Grad von Liebe beiden das eheliche Verhältniß so leicht und schön machte, daß die Furcht vor Untreue gar nicht

aufkommen konnte, und der Tod der Wöchnerin zu schnell erfolgte, als daß die in jenem Momente dem Ueberlebenden aufgebürdete Ehelosigkeit jetzt noch einmal hätte zur Sprache kommen können.

Es ist erwähnt worden, wie tief der Verlust dieser Gattin das Gebäude von Heinsbergs Glück erschütterte, und auf welchem langsamen Wege er endlich bis zu dem Gedanken an einen Ersatz des Verlorenen gekommen war.

14.

Im Ambachschen Hause begriff man die auffallende Veränderung im ganzen Wesen des baldigen nahen Verwandten durchaus nicht. Man stürmte von allen Seiten mit Fragen auf ihn los und ein körperliches Mißbehagen, das er vorgab, reichte niemand hin, seinen Verlust aller Laune und den melancholischen Anstrich zu entschuldigen, den jedes Wort, jede Miene angenommen hatte.

Mit Zagen nur sah unter so veränderten Umständen Marie die Trauung immer näher

rücken, welcher ihr Verlobter ohne Verletzung des Anstands nicht mehr ausweichen konnte. Auch ihre Aeltern schienen nun mehr Zweifel in das Glück einer Verbindung zu setzen, von der sie sich noch kurz zuvor das Beste versprochen hatten.

Die Vorbereitungen dazu gingen indessen ihren Gang. Die Gäste wurden geladen und der Hochzeitmorgen brach an.

Bei den in Heinsbergs Brust immer mächtiger werdenden Unglücksahndungen war es kein Wunder, wenn ein Schwarm von Krähen, der, wie er eben aus dem Bette zum Fenster trat, vor ihm aufflog und einen Morgengruß herüberkrächzte, ihn in die unbehaglichste Stimmung versetzen konnte. Am stärksten hallte das Krähenlied wieder in ihm, als die Braut im väterlichen Hause ihre Unruhe bei seiner Annäherung unter süßen, freundlichen Worten und Mienen so wenig, als die rothgeweinten Augen verbergen konnte.

Da stieg in Heinsbergs Gemüth zuerst die Frage auf, ob es nicht besser sei, das mit gewaltigen Schritten herbeieilende Unglück durch

ein, wenn schon auffallendes, doch wohlthätiges Wort zu beschwören, ob es nicht besser sei, noch jetzt nach einer offenen Erklärung des ganzen Zusammenhanges der Sache zurückzutreten, als das zarte Leben eines so herrlichen Geschöpfs, wie Marie, in den Fluch, dem er entgegenging, mit zu verflechten. Und nicht sie allein. O, wenn er bedachte, welcher Glanz des Frohsinns vor der Bekanntschaft mit ihm jeden Punkt dieses Hauses beleuchtet, wie der gute Humor des Grafen ihn gewissermaßen zuerst wieder mit dem Leben befreundet hatte, und er nun, zum Danke, darauf ausging, diesen fast allein in seinen Kindern lebenden Mann, durch Mariens Zugrunderichtung, gleichsam ganz zu vernichten! —

Nein, der Schritt, der harte, befremdende, jeder lieblosen Mißdeutung bloßgestellte Schritt, sollte wirklich von ihm geschehen, als, wie von einem Zauber herbeigeholt, auf Einmal solch eine Menge geladener Hochzeitgäste eintraf, daß Hausherrschaft und Braut mit deren Empfange vollauf zu thun hatten.

Heinsbergs Vorsatz fand sich gelähmt. Dank

forderten die Glückwünsche der Ankommenden, nicht Widerspruch, der jetzt, da es so weit gekommen war, die Gäste leicht in ihrem Glauben an seine Vernunft irre machen konnte.

Maschinenartig schritt nun der Verlobte in den Schranken des Schicklichen weiter. Die Trauung erfolgte ohne irgend ein ungewöhnliches Ereigniß. Mariens gütiges Zuneigen konnte seine Wirkung auf den Bräutigam nicht verfehlen.

Ueber Tische aber riß ein zufälliges Wort das Gebäude ihres vielleicht beiderseits auf Anstrengung beruhenden Frohsinns völlig nieder. Einer der Gäste gedachte nämlich Jukundens Hochzeitabends und sagte: Apropos, Graf Ambach, wissen Sie nun wohl, wer der maskirte Tausendkünstler war, über den wir uns damals den Kopf zerbrachen?

Kaum war das Wort von den Lippen, als auch die Gräfin Mutter schon nach Marien blickte, welcher sogleich ein paar große Thränen aus den Augen quollen, die sich mit Ungeduld nach dem Frager richteten.

Nun, wer ist er denn? rief der Graf ihm

zu, aus der Stellung der Frage auf das Wissen des Gastes darum schließend.

Jedoch letzterer hatte selbst Belehrung darüber gewünscht, und es entspann sich zu des Hausherrn und dessen Gemahlin großem Verdruß ein Gespräch über den Räthselhaften, dessen Resultat, nach einer Menge sich durchkreuzender Hypothesen, die Sache um keinen Schritt weiter brachte.

Der unangenehme Eindruck dieses Gesprächs auf die Hauptpersonen des Festes wirkte bald in die Stimmung sämmtlicher Anwesenden ein, so daß Heinsberg endlich der Langenweile, die für ihn diesmal eine weit tiefere Bedeutung hatte, von Herzen müde, zuerst von der Tafel aufsprang und durch diese an sich befremdende Unschicklichkeit den Andern ein sehr willkommenes Zeichen zum Aufbruche gab.

13.

Der Bräutigam trug allzuschwer an der Bürde seines Mißgeschicks, um nicht ein einsames Zimmer im obern Stocke der Gesellschaft

vorzuziehen, die dadurch, daß sie jetzt in einzelne Gruppen zusammentrat, wieder Leben und Regsamkeit erhielt.

Erst die Waldhörner, welche die Gäste späterhin in den Garten riefen, schreckten den Baron aus dumpfem Halbschlafe auf. Ihr Ton, der das Fest, dem er entflohen war, neu verkündigte, wollte sein Herz auf Einmal zerschmettern. Mitten hindurch glaubte er die drohende Stimme der verstorbenen Gattin immer deutlicher zu vernehmen, so daß es ihm auch bald in dieser Einsamkeit um so unerträglicher wurde, da die Dämmerung, die ein trüber Himmel sehr plötzlich herbei führte, auch sein Auge anzufeinden kam, das schon bei jedem Knistern ängstlich nach dem sonst so sehr herbei gesehnten Schatten herumsuchte.

Schon stand er im Begriff sich auf's Neue in's Hochzeitgetümmel hineinzustürzen, als leise Tritte von der Treppe über den Saal ihn zurück an das Fenster drückten. Vergebens riß er die Flügel auf, um nur Luft zu haben, in der wirklich lebende Menschen athmeten; kein Laut von außen tröstete sein Ohr. Bloß der

im-

immer näher kommende leiſe Tritt auf dem Saale ſchlug daran, und von der Todesangſt, die ihm das Haar hoch in die Höhe trieb, zeugte auch ſein Laut, als jetzt die Thüre wirklich ſich öffnete.

Gott Lob! ſeufzte er, denn es war ſeine Schwiegermutter.

Mein Himmel, rief dieſe, hier ſo allein, während alles um Sie beſorgt iſt? Iſt Ihrer Geſundheit etwas begegnet?

Das nicht eben.

Nun, fuhr ſie höchſt unwillig fort, warum entziehen Sie Sich ſo, an einem Tage, der uns und hauptſächlich auch den Gäſten die gegründetſten Anſprüche auf Ihre Gegenwart giebt? — Ihr frühes Aufſtehen von der Tafel war ſchon ſonderbar genug. Das heißt aber doch wirklich in der Seltſamkeit Wunder thun, daß Sie, die Hauptperſon des Tages, Sich überall vermiſſen laſſen!

Heinsberg ſuchte die Erzürnte zu beſänftigen und folgte ihr nach dem Gartenhauſe zu den Uebrigen. Hier entſtand aber bald eine neue Sorge. Seit länger als einer halben Stunde

fehlte die Braut, die nach dem Ufer gegangen war, den Vermißten aufzusuchen. Auf alle Seiten eilte man ihretwegen. Nirgend eine Spur. Umsonst wurde in jedem Behältnisse des Hauses und Gartens nach ihr gesucht. Die Lage der Verwandten und des Bräutigams war schrecklich. An einen bloßen Spaziergang war schon darum nicht mehr zu denken, da Marie allein über die Gränzen der älterlichen Besitzungen nicht zu gehen pflegte, auch die Nacht in der schwärzesten Gestalt sich auf die ganze Gegend geworfen hatte; dazu bei ihrem Eintritt ein überaus heftiger Sturm mit Ungewitter entstanden war.

Weil den Verwandten die Verstimmung der Braut über der Tafel nur allzulebhaft noch vorschwebte, und des Bräutigams späteres Benehmen nicht sehr geeignet war, diese zu mildern, so fing man an das Aergste zu befürchten, und die Seufzer, vom Winde den Wellen am Ufer abgepreßt, kamen ihnen vor, wie die Klagen der nächsten Augenzeugen über den freiwilligen Tod eines süßen, jugendlichen Lebens.

Ein großer Theil ihrer Vorwürfe, beson-

ders der weiblichen, fiel auf Heinsbergs letztes räthselhaftes Benehmen. Man ließ es ihm auch so sehr merken, daß er seine Beweggründe, wenn nicht zum Troste der Ankläger, doch zu einiger Entschuldigung für sich, in wenigen Worten entdecken zu müssen glaubte, und dieserhalb Schwiegermutter und Schwägerin in ein Nebenzimmer führte.

Unseliges Verhängniß, rief, als er fertig war, die trostlose Mutter aus, was verbrachen denn wir Andern, um so tief und schmerzlich darein verwickelt zu werden?

Die Umstände waren so, daß, sobald das Gewitter ein wenig nachließ, die Gäste sich allmählig verloren. Der Baron kehrte endlich auch auf sein Gut zurück, von seinen innern Qualen begleitet.

16.

Am folgenden Morgen fand er die gräfliche Familie noch so ziemlich in den gestrigen Kleidern. Nichts als das Hervorstechend-Hochzeitliche hatte man davon gethan, da allen Mit-

gliedern des Hauses so wenig wie Heinsbergen der Gedanke an Bett und Schlaf auch nur eingefallen war.

Die während der Nacht ausgeschickten Boten waren bereits bis auf einen zurück. Keine Spur von der Verschwundenen hatten sie finden können.

Noch in den Vormittagsstunden jedoch landete ein Schiffer vom jenseitigen Ufer, der mit dem Grafen zu sprechen verlangte. Er hatte von dem häuslichen Unglücke gehört, und da er mit der Frage, ob er seine Vermuthungen über die Sache entdecken dürfe, sehr willkommen war, so erzählte er Folgendes: Es sei schon seit einigen Abenden eine Gestalt auf den Felsen am Ufer, bei dem sehr starken Wetterleuchten sichtbar geworden, wie mehrere Fischer bezeugen wollten. Sie insgesamt hätten dem Dinge sogleich nichts Gutes zugetraut, da es sehr gespensterhaft ausgesehen, auch über die steilen Felsen so leicht hingegleitet sei, wie es wohl keinem Sterblichen glücken werde. Im Schloßgarten habe es sich gewöhnlich verloren, doch versicherten einige seiner Handwerksgenos-

ſen, es pflege den Felſenweg wieder zurück zu kommen. Geſtern, wie das Geſpenſt früher als gewöhnlich eingetroffen, wäre er und ſeine Frau auf die Rückkehr neugierig geweſen, und da hätten ſie denn nicht nur das Ding, ſondern, vom Blitzſtrahl erleuchtet, auch eine Weibsperſon dazu geſehen, die von ihm über die Steine weggetragen worden. Schon ſei er, der Schiffer, nach dem Kahne gegangen, um Nachricht herüber zu bringen. Allein, der immer zunehmende Sturm habe es unmöglich gemacht.

Ambach ſah den Fiſcher lange forſchend an. Er fürchtete eine abſcheuliche Unternehmung gegen Marien, die ſich hinter albernen Mährchen vor der Strafe verſtecken wolle, und hielt den Erzähler für einen der Mitſchuldigen. Allein die herbeigerufenen übrigen Fiſcher beſtätigten die Ausſage des Verdächtigen ſo allgemein, daß eine nähere Unterſuchung ganz überflüſſig ſchien.

Uebrigens verſicherten ſämmtliche Fiſcher acht Tage ſpäter einſtimmig, daß, ſo aufmerkſam ſie auch geweſen wären, ſie ſeit jenem Rauhe die Geſtalt nicht wieder entdeckt hätten.

17.

Es lag in den Verhältniſſen, daß der Baron ſeine Beſuche bei Ambachs jetzt ſeltener und kürzer machte. Warum nur ſie, die Schuldloſe, der Zornigen Rache treffen mußte! rief er, oft wenn er allein war, und hatte mehr Furcht vor ſeinem eigenen Daſeyn, als vor dem Wiederkommen der verſtorbenen Gattin, die ja doch, im ſchlimmſten Falle, weiter nichts konnte, als ihn befreien von einem überläſtigen Leben.

Was ihn Wunder nahm, war die unverſtellte Güte, womit die Ambachſche Familie ſich gegen ihn äußerte, und die Faſſung, die überhaupt in dem Hauſe ſtatt fand. Ein ſehr großer Troſt für ihn, der nimmermehr geglaubt hätte, daß ſich die aufs innigſte an Marien hängenden Menſchen ſobald in dieſes finſtere Geſchick würden ergeben können.

Es ging ſo weit, daß Heinsberg ſogar einmal über Tafel die Gräfin von der Begeben-

heit, zwar mit Achselzucken, aber doch wie von einer der Familie ziemlich gleichgültigen Sache sprechen hörte.

Bei dieser Gelegenheit brachte auch wieder jemand die Rede auf Jukundens Hochzeitabend, und die an des verschiedenen Assessors Ruhland Stelle erschienene unerklärbare Person, behauptend, daß dieser doch ganz der Anstrich des Geisterhaften eigen sei.

Allerdings, antwortete Graf Ambach lächelnd. Ich selbst wurde daran irre, und hätte jede Gespenstergeschichte eher bezweifeln mögen, als grade diese. Alles sprach dafür, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe; das tiefe Schweigen, das ich gegen jedermann über die eingeladenen Gäste beobachtet hatte, der uneröffnete Brief und die übrigen Umstände. Dennoch aber ist die Geschichte einer natürlichen Auflösung fähig.

Man zeigte sich sehr begierig mehr davon zu vernehmen, und der Graf sagte: Sie erinnern Sich, daß die politischen Verhältnisse zur damaligen Zeit manchen Zwang, manchen ge-

waltsamen Eingriff in die theuersten und unbestreitbarsten Rechte des Einzelnen, der Regierung an die Hand gaben. Unter andern pflegte man auf der Post in das Geheimniß der Briefe einzudringen, betrieb dies aber mit so vieler Kunst, daß der Empfänger den Brief mit dem Siegel des Absenders bekam, ohne daß von der frühern Eröffnung eine Spur daran zu bemerken war. Denken Sie Sich nun, irgend jemand sei grade bei dem Polizeidirektor gewesen, als dieser eine Menge eröffneter Briefe vor sich liegen hatte. Darauf werde der Direktor abgerufen, und es führe während dieser Zeit der Zufall den Blick des Anwesenden auf einen Brief mit meiner Namensunterschrift. Lassen Sie Sich ihn des Namens erinnern. Setzen Sie den Fall, daß er ein Mädchen dieses Namens, von Interesse für ihn, auf dem Maskenballe im Bade zu Pyrmont am Abend vor unserer Abreise gesehen hat, und ihm einfällt, daß das Marie, meine Tochter, gewesen ist. Unfehlbar wird er dann den Brief überlesen und die Adresse ansehen. Der Assessor

Ruhland, an den sie gerichtet war, könnte wohl einer von seinen Bekannten seyn, er könnte von Ruhlands Tode bereits Kenntniß gehabt haben und von seiner Leidenschaft zu Marien zu dem abenteuerlichen Gedanken gebracht werden, des Verstorbenen leere Stelle bei unserm Kirmsfeste ausfüllen zu wollen!

Die ganze Miene des Grafen gab zu erkennen, daß die Fälle, die er gesetzt, sich wirklich ereignet hatten, daher baten mehrere um den Namen von Ruhlands Stellvertreter. Doch er schlüpfte mit einem ausweichenden Scherze so schnell darüber hin, daß man leicht merken konnte, er habe keine Lust sich weiter herauszulassen.

18.

Eines Morgens erhielt der Baron wieder ein Einladungsbillet vom Grafen auf den Mittag, sagte jedoch erst dann zu, als ein zweites erschienen war, das ihn, wichtige Aufschlüsse versprechend, bei seiner Freundschaft dazu aufforderte.

Lieber Heinsberg, so redete Ambach den Eintretenden an, der erste Augenblick unsers Alleinseyns sei Bekenntnissen gewidmet, deren mein Herz sich so gern längst schon entlediget hätte. Die Braut, welche Sie für ein Opfer Ihres Entschlusses zur zweiten Ehe hielten, ist noch am Leben. Schon am Tage nach ihrem Verschwinden bekamen wir Nachricht von ihr, und daß sie bis zur Entscheidung ihres Schicksals auf dem Gute meiner Schwester sich aufhalten werde; doch alles unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit.

Und dieses Verschwinden und Verheimlichen! rief der Baron, der von der Seligkeit der Nachricht nur allzubald zu dem tiefsten Gefühle für die dadurch erlittene Beleidigung gelangte, die des Grafen Mitwissen und Schweigen unterstützt hatte.

Ich kann mir den Sinn Ihrer finstern Miene denken, lieber Heinsberg, versetzte der Hausherr, doch erlauben Sie, daß ich ausrede. Sie erinnern Sich der Fischersage von

einem Geſpenſt, das mehrere Abende vor Mariens Verſchwinden ſich auf den Felſen am Ufer ſehen ließ? Ich ſelbſt begriff nicht wohl, wie ein Menſch von dieſer Seite unſern Garten betreten könne. Aber der Unbekannte von der Kirme her hatte es doch möglich gemacht. Die Nähe der Hochzeit war ihm zu Ohren gekommen, und weil Marie ſehr oft Abends den Garten allein beſuchte, ſo hatte er ſchon viele Abende zuvor hier auf der Lauer geſtanden. Vergebens. Denn die mancherlei Vorbereitungen zu dem Feſte überhäuften ſie allzuſehr mit Geſchäften. Am Feſtabende ſelbſt aber gelang ihm der kecke Streich um ſo eher, da Marie, Sie zu ſuchen, ſich bis an das Ende unſers weitläuftigen Gartens entfernt hatte. Gewalt von ſeiner Seite, Liebe von Mariens, dazu unfehlbar Ihre unverkennbare Unzufriedenheit mit der geſchloſſenen Verbindung, die ihr keine glückliche Zukunft weiſſagte, mit Einem Worte, alles begünſtigte das Wageſtück. Uebrigens hatte der Entführer ſeine Maßregeln ſo gut genommen, daß meine ausgeſchickten Boten

sämmtlich nichts entdeckten, einen einzigen ausgenommen, der mir am Abende des zweiten Tages einen Brief von dem Paar überbrachte.

Heinsberg sah schweigend vor sich hin und der Graf ergriff seine Hand. Ich verstehe Ihre Mißbilligung, sagte er, aber ob ich sie auch verdiene? Nach den Entdeckungen, die Sie meiner Frau und Jukunden gemacht hatten, war doch wohl ohnehin auf kein Glück für Sie durch Marien zu rechnen. Nebenbei dürfte es wohl mehr als unklug gewesen seyn, einer vielen nachtheiligen Deutungen ausgesetzten Geschichte die Hülle zu entreißen, die ihr so glücklich zu behaupten gelungen war! —

Sie haben Recht, völlig Recht, lieber Graf, rief Heinsberg seine Hand schüttelnd. Nur das Ueberraschende konnte mich Anfangs etwas irre an Ihrem Benehmen machen. Warum aber geschah nicht schon der einzige Schritt, der hier zu thun war, warum entsagten Sie so lange dem Vergnügen, das glückliche Paar in Ihrer Mitte zu sehen?

Familienrückſichten, lieber Baron. Der Onkel des jungen Mannes hatte andere Plane mit dieſem, von denen er nicht abzubringen war, und der Liebende durfte ſeinem eiſernen Willen nicht entgegen handeln, ohne ſich die ſchönſten Lebenshoffnungen zu gefährden. Jetzt iſt der Alte mit Tode abgegangen. Doch ſchon höre ich meine Frau mit Marien und dem Jünglinge auf dem Saale, der für's Erſte kommt, Ihnen die ſchwere Beleidigung abzubitten.

Mein Gott, der Prinz von * *? rief Heinsberg, vor dem die Zurückgekehrte mit tiefgeſenktem Haupte ſtand.

Mariens künftiger Gemahl, wenn Sie verzeihen und unſer Glück wollen! ſprach der Prinz.

Der Entſagende drückte ſie beide vereint an ſeine Bruſt. Ehegericht und Kirche thaten das Uebrige.

Marie folgte der Beſtimmung ihres nunmehrigen Gemahls in die Reſidenz. Heinsberg hingegen leiſtete mehr als je zuvor ihren

Aeltern auf dem Gute Gesellschaft, und pflegte zu sagen, daß die rasche That des Jünglings ihn durch das tiefste Unglück zu dem einzigen wirklichen Glücke geführt habe, dessen er nach dem Ableben seiner Gattin fähig gewesen sei.

Die Ruine von Paulinzell.

I.

Geht hier der rechte Weg? — rief mir eine ſchnarrende Stimme durch das Gebüſch zu, und der Wagenlenker, dem ſie angehörte, arbeitete mühſam mit ſeinen vier Pferden den ſchwerbepackten Reiſewagen über umherliegende Felſenſtücke den Berg herauf.

Er meint nämlich nach Langenwieſen — ergänzte eine Flötenſtimme die Frage, und zwei Frauengeſtalten traten hinter dem Wagen hervor.

Unſre zerſchlagenen Glieder — fuhr die Sprecherin fort — rechtfertigen wohl einige beſcheidne Zweifel, ob wir uns bisher auf einem wirklichen Wege befunden haben.

Die ſchönſten Feueraugen blickten mir aus einem dunkeln Lockengewühl entgegen, und wiederholten freundlich die Frage.

Dieſer Weg, — erwidert' ich — wenn Sie

mir erlauben, diesen langen, schmalen, steinigen Platz so zu nennen, führt allerdings Ihren Wagen nach Langenwiesen, wenn indessen eine Viertelstunde Fußweg Sie nicht zu sehr ermüdet . . .

O, im Geringsten nicht — unterbrach sie mich — lieber eine Stunde zu Fuß, als länger so unsanft geschaukelt.

Ich erbot mich zum Begleiter durch den Wald, bis an das nächste Gasthaus, wo die beiden Reisenden ihren Wagen erwarten wollten, und mein Erbieten ward freundlich angenommen. Unterweges erfuhr ich, daß Ilmenau das Ziel ihrer Reise war, wo die zweite Dame durch die stärkende Waldluft und den Gebrauch der Schlackenbäder ihre Gesundheit herzustellen hoffte. Ihre Gefährtin sorgte mit der zartesten Aufmerksamkeit für sie, die, gehüllt in einen weiten Staubmantel, und dicht verschleiert, langsam neben ihr ging, ohne jemals einigen Antheil an unserm Gespräch zu nehmen.

Wir hatten unsern angenehmen Waldweg nicht allzueilig zurückgelegt, und fanden vor dem Wirthshaus den Wagen schon angelangt.

Die Verſchleierte verneinte die Frage ihrer Reiſegefährtin, ob ſie geſonnen ſei im Gaſthofe abzutreten; zugleich wandte ſie ſich nach mir, und dankte mir mit wenig Harmonikatönen, den erſten, die ich von ihr hörte, für meine Begleitung. Bei der Bewegung gegen mich theilte ſich ihr Staubmantel, der Schleier wich zurück und ein blonder Madonnenkopf wendete ein paar blaue Augenhimmel mir zu, die zugleich alles Süße der Liebe und jede Bitterkeit des Schmerzes ausſprachen.

Die Antwort auf ihren Dank ſtockte mir auf der Lippe. Ihr Auge ruhte einige Augenblicke forſchend und mit ſeltſamen Ausdruck auf mir, dann, indem ſie das ſchöne Geſicht tiefer in den Schleier hüllte, ſagte ſie leiſe zu ihrer Freundin: Ich bin doch durch den kurzen Weg etwas ermattet: Laß uns einige Minuten ausruhen.

Ich folgte ihr maſchinenmäßig in das Wirthshaus. Man trug Erfriſchungen auf. Die Freundin, wie es mir vorkam, auf einen leiſen Wink der Verſchleierten, lud mich ein Theil zu nehmen.

Ich bin nicht immer so schwach — sagte die Verhüllte — halten Sie es meiner Ermüdung zu gut. Es geht auch schnell vorüber.

Sie stützte den Arm auf das Sophakissen, und legte den Kopf in die Hand, wie es schien, um auszuruhen. Wir andern zwei sprachen indessen mancherlei über die benachbarten Gegenden, ihre Schönheiten und Merkwürdigkeiten.

Sahen Sie die Gegend bei Saalfeld? — lispelte einmal die Verschleierte mit fast accentloser Frage dazwischen.

Mehre Male — erwidert' ich — noch vor wenig Tagen stand ich dort am Denkmal des ersten theuren Heldenopfers, das in jenen blutigen Schlachten fiel.

Bezeichnet das Denkmal die Stelle, wo der Prinz fiel? — fragte sie weiter, und ihre Stimme schien zu zittern.

Nicht ganz genau — antwortet' ich — das Denkmal ist zur Seite der Landstraße errichtet; etwas weiter abwärts, nahe bei einem Busch ...

Fochten Sie selbst in jener unglücklichen Schlacht? — sprach sie jetzt mit festerer Stimme, und erhob sich langsam aus der liegenden Stel-

lung, indem ſie den Schleier etwas zurückſchlug. Die blaſſen Roſen ihrer Wangen glühten ſchnell zu hohem Purpur auf, indem die Augen mich groß und flammend anblitzten.

Ich ſelbſt nicht — gab ich zur Antwort — aber ein ſehr lieber Freund von mir kämpfte an derſelben Stelle, leider fruchtlos . . .

Und blieb — ergänzte ſie ſeufzend, als klänge auch in ihrer Erinnerung eine Trauerglocke über dem Grab eines geliebten Heiden. Ich wollte ihre Meinung berichtigen, aber ſie winkte mir ſchmerzhaft mit der Hand zu ſchweigen.

Laſſen Sie uns nicht dieſe wehmüthigen Erinnerungen jetzt aufwecken — ſetzte ſie leiſe, kaum hörbar, hinzu, und neigte ſich leicht wie zum Abſchied gegen mich. Ihre Freundin verſtand ſie, auf ihren Wink eilten die Diener herbei, der Schlag öffnete ſich, und in wenig Augenblicken war mir der Wagen mit den ſchönen Fremden aus dem Geſicht.

2.

Ich war Willens den schönen Unbekannten zu folgen, aber der Mittag war vorüber, und mein Versprechen rief mich nach Paulinzell, wo ich eine Gesellschaft von Freunden und Freundinnen anzutreffen hoffte, um mit ihnen die ehrwürdige romantische Ruine der alten Klosterkirche zu betrachten. Ich wollte schon um das Wirthshaus herum nach dem Amthofe den Weg nehmen, denn ich hatte mich verspätet, und glaubte meine Freunde schon unter den Resten der Vorwelt in Bewundrung umherwandelnd zu finden, da hört' ich bekannte Stimmen meinen Namen rufen, und man winkte mich hinauf, auf den kleinen Hügel, wo die Gesellschaft unter einer Linde versammelt war und auf mich wartete.

Um in dem günstigsten Licht den Anblick der prächtigen Ruine zu genießen, die nach allen Zerstörungen des Fanatismus, der Zeit, und, was am meisten schadete, des Finanzgeistes, doch groß und herrlich, wie wenig andre, von alter Art und Kunst zeugt, hatte man beschlos-

ſen, erſt am Abend, in der Beleuchtung des Mondes, den Weg dahin anzutreten. Mich hatte man zum Führer auserſehn, weil ich mehrmals ſchon die Gegend bereiſet hatte, und die Ruine aus Zeichnungen, Modellen und noch mehr aus eigner Beſchauung kannte. Der heitere Himmel ließ eine helle Mondnacht hoffen, und ſelbſt die kleinen Wölkchen, die einzeln in der blauen Luft ſchwammen, konnten die Magie der Mondbeleuchtung nur durch Abwechſelung des Hellen und Dunkeln erhöhn.

Der Anblick der Ruine, wenn man ſich ihr durch den Amthof von der Abendſeite nähert, hat allerdings viel Ueberraſchendes und Imponirendes. Der noch im Verfall ziemlich hohe Thurm zur Rechten zieht zuerſt das Auge an. Sogleich aber wendet ſich der Blick zu dem achtſäuligen Portale, das aus der geräumigen Halle zum Schiffe der Kirche führt. Durch dieſes ſieht man in die Säulenreihe der Kirche ſelbſt, und über ihm, auf dem Vorſprunge, den ſeine Säulen tragen, hohe, und doch ſeit dem Verfall dieſes uralten Baues mehre Mal abgeſtorbene und jung hervorgewachſene Fichten.

Allein für die Beschauung beim Mondlicht schien mir diese Ansicht, wenigstens für den ersten Anblick, nicht die günstigste, weil sie, den Mond verdeckend, die Ruine unter den andern Wirthschaftgebäuden nur als eine dunkle, beschattete Masse zeigt. Ich beschloß daher, den Weg von der Morgenseite zu nehmen, und weil die Sonne sich eben dem Untergang zuneigte, schlug ich einen Spaziergang in den Wald vor, aus dem wir zu rechter Zeit hervortreten wollten, um die Ruine von dieser sehr romantisch gelegenen Seite erst aus der Ferne in der Mondbeleuchtung zu betrachten.

3.

So lange der Tag uns noch umdämmerte, schwärmte die Gesellschaft fröhlich im Walde umher. Einige suchten sich heimliche Plätzchen zu vertrauten Gesprächen, andre pflückten sich Waldbeeren und schmückten Kleider und Hüthe mit röthlich aufblühender Haide. Mich, den die schöne Fremde zuweilen noch still und nachdenkend machte, neckte man mit dem kleinen

Abenteuer, das ich gutmüthig erzählt hatte, und behauptete: die räthselhaft Verschleierte, die sich so angelegentlich nach dem Monumente bei Saalfeld erkundigt hatte, könne niemand anders gewesen seyn, als die Prinzessin, die man im Bade erwarte. Als es aber unter den hohen schwarzen Fichten und Tannen anfing zu dunkeln, fanden sich die Einsamen bei der Gesellschaft ein, man schloß sich näher an einander, und selbst der Muthwille, den einige mit den Geistern treiben wollten, die nach der Erzählung des Wirthes in der Ruine sich neuerlich wieder gezeigt hatten, ward immer kleinlauter, je mehr die Dämmerung sich ausbreitete, und verstummte endlich ganz in der weiten, öden Stille, die uns zwischen den Bergen in dem dichten Walde umgab.

Schauerlich und düster genug — sagte Julius — hat die heilige Pauline den Ort für ihr Kloster ausgesucht. War es Vorliebe für tiefe Abgeschiedenheit, oder wollte sie in dieser vormals gewiß sehr rauhen Gegend schwere Vergehen abbüßen? Es wär' interessant, die Geschichtbücher ihrer Zeit darüber zu befragen.

Da iſt wenig Ausbeute zu finden — erwiderte Theodor — und das Wenige, was man aufgezeichnet findet, iſt kaum des Suchens werth.

O theilt uns mit, was Ihr davon wißt, Ihr Herren — rief eine von den Frauen — iſt es auch wenig, ſo muß es uns doch hier, ſo nah an Paulina's Ruheſtelle, ſehr intereſſant ſeyn.

Sie werden ſich getäuſcht finden — entgegnete Theodor — Solche unvollſtändige Notizen ſtören die Phantaſie mehr, als daß ſie dadurch ſollte aufgeregt werden. Jetzt denken Sie Sich vielleicht Paulinen als ſchöne Unglückliche, als heilige Jungfrau, die in der geweihten Zelle die Leiden unbefriedigter Sehnſucht vergeſſen und vertrauern will, als eine Art von ſchönerer Heloiſe, die das kalte Schickſal von dem Geliebten getrennt hat, und die vielleicht nur fremde Vergehungen abbüßt, in die ein dunkles Geſchick die Unſchuldige verflocht. Wenn Sie aber in den Chroniken leſen: St. Paulina war die Gemahlin, oder nach andern die Tochter des thüringiſchen Markgrafen

Morichen, zur Zeit Kaiser Heinrichs des Vierten. Sie baute das Kloster Paulinzell, zwischen Königsee und Ilm. Als sie nun mit ihrem Sohn Werner den ersten Abt Gerung daselbst einführen wollte, und deshalb zu seinem Kloster ritt, ihn abzuholen, fiel sie vom Pferd und brach den Arm, an welcher Verletzung sie auch bald darauf gestorben ist — was haben Sie durch diese prosaische Relation gewonnen? Die junge Schöne hat sich in eine betagte Matrone verwandelt, die Jungfrau in die Mutter eines großen ritterlichen Sohnes, und die Wirklichkeit hat wieder einmal den schönen Zauber der Phantasie zerstört.

Doch nicht so ganz — sagte Mathilde — Muß denn der Sohn eben ein großer schlagfertiger Ritter seyn und die Mutter eine alte Matrone? Den häßlichen Armbruch abgerechnet, kann ich mir den Zug nach dem Kloster des Abtes Gerung recht wohl unter dem Bild einer Flucht nach Aegypten denken.

Und welchen romantischen Stoff — fiel Otto, Mathildens Bewunderer, ein, bringt

allein dieses Bild in Paulina's ganze Geschichte! Welche Bedeutung kann der Abt dadurch bekommen!

Was — setzte Julius hinzu — was öffnet die Ungewißheit der Chronisten, ob Paulina Morichen's Gemahlin oder Tochter gewesen, für ein weites Feld! Mir ahndet so etwas von einer deutschen frühern Cenci. Dann wäre das düsterschöne Romantische dieses Klosters wohl ein treues Abbild eines tief gebeugten, verdüsterten, aber schönen, trefflichen Gemüthes.

Werner — fragte Amalie — war dieses nicht der Name des Abtes?

Gejung vielmehr — erwiderte Theodor — Werner hieß Paulina's Sohn.

Noch sonderbarer! — fuhr Amalia fort — Wir durchblätterten vorhin das Fremdenbuch; waren es nicht die Namen, Werner und Pauline, die wir mit Bleistift geschrieben und mit einem dornigen Rosenkranz umschlungen fanden?

Richtig, dieselben! — rief Otto — Werden Sie nun bald Gespenster glauben, da Pauline und Werner als Revenants kommen

und ſich ſogar unter die Beſchauer ihrer Ruine einſchreiben? Wer weiß, iſt der Mönch, den die Wirthsleute bei der Ruine geſehen haben, nicht dieſer Werner, und uns begegnet vielleicht heute Pauline ſelbſt in der Ruine.

Spotten Sie jetzt nicht — ſagte Amalie — Stand nicht neben dieſen Namen: Karlos und Eliſabeth mit leichten Zügen hingeſchrieben? und läßt ſich nicht hieraus auf ein verborgenes Verhältniß Paulina's ſchließen, das irgend einem Beſucher dieſer Ruine bekannt geworden ſeyn muß, weil er durch dieſen Zuſatz darauf deutete?

Sie haben Recht — antwortete Julius — Hat denn jener etwas magre Cyrenist alle Urkunden des Paulinzeller Archives geleſen, die vielleicht ſeit vielen Jahrhunderten verbrannt, vermodert oder zerſtreut ſind? Wie viel könnte man noch jetzt finden, wüßte man nur, wo man ſuchen ſollte.

Theodor erinnerte mich jetzt, daß ich eine Geſchichte Paulina's und ihres Kloſters hier an Ort und Stelle mitzutheilen verſprochen hatte. Ich ſuchte die Blätter bei mir und

erneuerte das Versprechen. Der Verfasser, setzte ich hinzu, einer von meinen liebsten Freunden, interessirte sich auf das lebhafteste für diese Ruine und für alles, was geschichtlich oder artistisch darauf Beziehung hat. Er forschte in alten Urkunden und hörte gern jede mündliche Ueberlieferung. So trug er fast ein kleines Paulinzeller Archiv in sich, von welchem diese Erzählung die Resultate erhält. Er kleidete sie nach seiner Art novellenmäßig ein, und sonderbar, daß seine Erzählung ein ähnliches Verhältniß, wie Sie vermuthen — Doch ich will dem Erzähler nicht vorgreifen.

Wohl möglich — sagte Julius — doch möcht' ich die Namen Karlos und Elisabeth im Fremdenbuche weniger auf die heilige Paulina, als vielleicht auf Besucher dieser Ruine deuten. Es klang mir schon vorhin wie eine dunkle Erinnerung davon an.

Man drang in Julius, sich näher zu erklären.

4.

Die Sache liegt mir nahe — sagte er — da sie Personen aus einer mir bekannten Familie betrifft. Vielleicht hörten mehre von Ihnen schon früher davon, indessen werden Sie mir es nicht verübeln, wenn ich Ihnen bloß das gebe, was eigentlich das Interessante ist, nämlich die Erzählung ohne die Namen selbst.

Die junge Gräfin Pauline war nach ihrer Mutter Tode außer dem väterlichen Hause erzogen worden. So streng auch die Aufsicht war, welcher ihr Vater sie anvertraut hatte, so konnte sie doch nicht hindern, daß Pauline bei Spaziergängen und an öffentlichen Orten zuweilen einen jungen Mann sah, dessen Augen sie überall suchten, und dem die ihrigen eben so gern begegneten. Es war ein gefangener Officier, der sich von Werner nannte, und dem es endlich nach viel vergeblichen Versuchen gelang, sich als Miniaturmaler bei der Aufseherin des Institutes, in welchem Pauline erzogen ward, einzuführen.

Die Liebenden hatten sich indessen kaum mit

den erſten ſchüchternen Worten der Liebe heimlich begrüßt, als Nachrichten von ſchneller Annäherung der Armee, die ſchleunige Entfernung der ſchwachen Beſatzung mit allen Gefangenen nöthig machte. Werner hatte kaum ſo viel Zeit in die Wohnung ſeiner Geliebten zum kurzen Abſchied zu eilen, aber eben ſein eilfertiges Drängen machte ihn der Vorſteherin verdächtig, und weder Bitten noch Verſprechungen konnten ſie bewegen, ihm eine Unterredung, oder auch nur den letzten Anblick der Geliebten zu geſtatten.

Die feindlichen Truppen hatten kaum die Stadt geräumt, als deutſche Truppen ſie wieder beſetzten. Der Kommiſſarius, welcher Stadt und Gegend im Namen des rechtmäßigen Regenten förmlich in Beſitz nehmen ſollte, war Paulinens Vater. Man wollte ihn mit Feierlichkeiten überall begrüßen und Pauline, die bei einer ſolchen Feſtlichkeit ihm einen Kranz überreichte, feſſelte durch ihre Schönheit, und die Anmuth, die jede ihrer Bewegungen begleitete, alle Augen, und beſonders die Aufmerkſamkeit des kommandirenden Generals,

eines

eines schönen, und in seinem mittlern Alter noch fast jugendlich lebhaften und feurigen Mannes. Er gab mehrere Feste, deren Seele und Königin die schöne Pauline war, und nach wenig Wochen erklärte er gegen Paulinens Vater seine Liebe. Die Zufriedenheit des Vaters mit dem allgemein bewunderten Kriegshelden, der an Glücksgütern nicht weniger reich war, als an Ruhm, litt keinen Zweifel, und selbst Paulinens Zustimmung hielten Vater und Bewerber für so gut als gewiß, da sie den General überall sehr bemerkbar den andern Männern vorzog, und es nicht verbarg, daß sie sich durch seine geistvolle Unterhaltung, durch sein Betragen, und selbst durch manche ihr sehr wohlgefällige Züge seines Gesichtes zu ihm gezogen fühle.

Dennoch erblaßte sie, als ihr Vater ihr von den Bewerbungen des Generals um ihre Hand sagte. Sie suchte vergebens Ausflüchte, endlich, ergriffen von den freundlichen Ermahnungen des Vaters, entdeckte sie ihm sogar ihre frühere Neigung zu Werner. Unbekannt mit den Ansichten der Welt, ahndete sie

nicht, daß gerade dieſe Entdeckung ihr jede Hoffnung benehmen mußte, denn nun erſchien dem Vater jede Weigerung bloß als eine neue, veränderte Maske dieſer ſeinen Wünſchen entgegenſtehenden Liebe, und die Wahl zwiſchen dem Kloſter, und dem Gehorſam gegen den Willen des Vaters, war die Folge jener Entdeckung. Vielleicht hätte die ſchwärmeriſche Pauline, ſelbſt durch ihre Wahl noch die Wünſche ihres Vaters vereitelt, aber der Tod eines Rittmeiſters Vernier, der damals bekannt gemacht, und ihr mit einer verſtellten ſeinen Schonung hinterbracht wurde, ſo wie die ſcheinbare Theilnahme des Vaters an ihrer Trauer, bewirkte nach einigen Monaten doch die Erfüllung der väterlichen Wünſche.

Die Bemühungen des Generals, ſeine junge Gemahlin jede Freude der Jugend und Schönheit in glänzenden geſellſchaftlichen Verhältniſſen genießen zu laſſen, verdunkelte allerdings Werner's Bild etwas. Sie fühlte ſich glücklich und dachte immer ſeltener an das Glück, das ſie einſt mit ſo viel Thränen dem Wunſch ihres Vaters geopfert hatte. Werner

lebte als ein abgeschiedener Freund mehr in ihrer Erinnerung, als in ihrem Herzen. Indessen gab es doch Stunden, wo die ganze magische Gewalt der ersten Liebe diese Erinnerungen umleuchtete, und die glänzende Pracht ihres Lebens erschien ihr dann bloß wie ein vorüberrauschendes Fest, in dessen Freuden man nicht heimisch werden kann, weil seine Beziehung verloren ging.

Einst, als eben eine frohe Siegesnachricht gefeiert wurde, und Pauline, umstrahlt von leuchtenden Kerzen, und gefeiert von dem glänzenden Kreis der Gäste ihres Gemahls die Huldigungen ihrer Reize annahm, ward der General plötzlich aus dem Gesellschaftssaale gerufen. Pauline blickte ihm, von unerklärbarer Angst getrieben, nach, sie bemerkte, daß er freudig in die Arme eines jungen Officiers eilte. Ahndungvoll und bebend sieht sie nach dem Gesicht des Fremden. Mein Sohn! mein vom Tod' erstandner Sohn! ruft der General, und führt den Officier im Rausche der Freude seiner Gemahlin entgegen. Pauline sank bei seinem Anblick leblos zu Boden.

3.

In diesem Augenblick traten wir aus dem Wald und der überraschend schöne Anblick unterbrach die Erzählung. Uns gegenüber beleuchtete der Mond die hohen Mauern der großen, weit ausgedehnten Ruine. Zur Linken trat die lange Säulenreihe des Schiffes, entblößt von der verfallenen äußern Mauer, im hellen, weißen Mondlicht hervor, die rechte Seite lag im Schatten. Vorn, wo ehemals der hohe Chor mit seinen Altären stand, drang der volle Schimmer des Mondes ein. Er fiel durch das prächtige hohe Portal in die Kirche selbst, und mahlte die Schatten der Säulen, wie wandelnde, dunkle Gestalten an die innere Mauer der nördlichen Abseite. Die Krümmungen unseres Weges zeigten uns bald die freistehende Seite mit ihren Säulen deutlicher, bald öffneten sie uns die tiefe Einsicht in die ganze Länge des Schiffes durch das vordere Portal, wo sich die Pfeiler der Vorhalle nur wenig und seltsam beleuchtet in unermeßlicher Perspektive zu verlieren schienen.

Mancher Ausruf der Bewunderung unterbrach die Betrachtung, bis wir endlich auf der Stelle ankamen, wo vormals der Hochaltar stank. Ein Baum bezeichnet sie, vielleicht nur zufällig. Wir bewunderten die schönen Verhältnisse des innern Portales, dessen ungewöhnliche Höhe durch die Täuschung der Mondbeleuchtung noch mehr in das riesenhafte gehoben ward. Die Nische, welche der Sage nach Paulina's Grabstätte enthält, lag im Dunkel, das der Täuschung Raum gab, als decke die halbversunkene moosbewachsene Steinplatte die Reste der Heiligen. Wir betrachteten ernst die ruhige einsame Stelle, und nur der Abendwind, der in den Zweigen des Holunderbusches an dem Grabe flüsterte, unterbrach die Stille.

Wir durchwandelten nun einigemal Schiff und Abseite der Kirche nebst der Vorhalle, weniger um das Einzelne zu betrachten, als um den Gesamteindruck dieser feierlich ernsten Umgebungen aufzunehmen. Die Beschauung der Theile sparten wir bis auf den folgenden Tag. Ermüdet begaben wir uns endlich in das an der Mittagsseite der Kirche gelegene, zu dem

Amthause gehörige Gärtchen, wo wir gelagert auf die weiche grüne Moosbank unter einem schönbelaubten Birnbaum den herrlichen Anblick der mondbestrahlten Ruine genossen.

Hier, wo jetzt Blumen uns umblühten und der alte Birnbaum seine mächtigen Aeste weit über unsre Häupter hinstreckte, waren ehedem Plätze für fromme Beter und kirchliche Processionen der vormaligen Klosterbrüder, denn das Gärtchen liegt ganz in der ehemaligen südlichen Abseite der Kirche, und zu dem Eingange selbst gelangt man von außen nur auf dem Wege durch den hohen Chor der Kirche, Paulina's Grabstelle südlich gegenüber. Die eine Seite des Gartens wird von den Säulen des Schiffes selbst begränzt, und von unsrer Moosbank sah man durch die hohen Bogen dieser Säulen in die gegenüberstehende Säulenreihe, durch diese wieder das Portal, welches aus der Abseite zum hohen Chore führt, und nochmals durch dieses den Bogen von Paulina's Grabnische. So sahen wir durch eine lange Perspektive von vier hohen Bogen, bis an den Punkt, der jetzt nach Zerstörung der Altäre,

das einzige Heiligthum dieser Kirche, die Gebeine der Stifterin selbst, wenigstens in der frommen Sage des Volkes, aufbewahrt.

Der Mond zauberte mit den Schatten der Bäume, die der Wind leicht bewegte, ein fantastisches Scheinleben in diese jetzt verödeten Räume, wo das stille Leben andächtiger Zurückgezogenheit an das noch stillere der Pflanzenwelt übergegangen war, und die Wipfel der Bäume lispelten mit ihren Nadeln und Blättern den leisen Nachhall ehemaliger Horen und Vigilien.

Man mahnte mich von allen Seiten an die versprochene Mittheilung von Paulina's Geschichte. Ich zog die Blätter hervor, erinnerte aber, während ein Windlicht zu dem Lesen besorgt wurde, Julius an die Fortsetzung seiner vorhin unterbrochenen Erzählung.

6.

Julius begann:

Als Paulina von ihrer Ohnmacht erwachte, fand sie sich allein mit Natalien.

der ehemaligen Vertrauten ihrer Liebe. So schwach sie noch sich fühlte, so war es dennoch nothwendig, ihr die erforderlichen Aufschlüsse über den Vorfall und seine Folgen zu geben. Der General, ganz überwältigt von der Freude, den todtgeglaubten Sohn wieder zu sehen, hatte nur die schnelle Ohnmacht seiner Gemahlin bemerkt, nicht aber die Veranlassung dazu. Er schrieb den Zufall auf Rechnung der heftigen Ueberraschung, deren Wirkung er an sich selbst fühlte, und das Erschrecken seines Sohnes schien bei dem Anblick eines so unerwarteten Zufalls ebenfalls auf nichts Verborgenes zu deuten. Der junge Officier aber war in der That kein anderer, als jener Werner, der in seiner Gefangenschaft, um unerkannt zu bleiben, seinen Vornamen statt des Familiennamens geführt hatte. Jetzt war die Bedeckung einer Anzahl Gefangenen angegriffen worden, und Werner, der mit seinen Kameraden den günstigen Zeitpunkt zu benutzen wußte, hatte sich nebst den Andern befreit, und nach ehrenvoller Theilnahme an einem glänzenden Siege, war er zu seinem Vater geeilt, um von

neuem unter seinem Oberbefehl zu fechten, und seine Zustimmung zu der Verbindung mit der Geliebten zu erhalten. Unbenachrichtiget von den Veränderungen in dem väterlichen Hause fand er nun die Geliebte als seine Mutter, unwiederbringlich und hoffnunglos für ihn verloren, wieder.

Natalie führte sogleich den jungen Grafen Werner zu Paulinen, um die erste, doch einmal unvermeidliche Zusammenkunft, nur den vertrauten Augen der Freundin auszustellen. Sie gönnte ihnen ungestört die erste, thränenvolle Umarmung des schmerzlichen Wiedersehns, um die Augen ausweinen und die Herzen ihren Schmerz ergießen zu lassen. In der ersten Erhebung des Geistes beschlossen beide ewige Trennung; wie es liebenden Herzen und edlen Gemüthern eigen ist. Aber das Geschick, als wär' es dem Guten selbst feindlich, scheint oft den Entschluß des reinsten Willens nicht zu begünstigen. Der Vater wollte den nur wiedergefundenen Sohn nicht so schnell entlassen, und bald vereitelte auch der wider Erwarten schnell geschlossene Friede jede Hoff-

nung des unglücklich Liebenden, im Schlachtgewühl, unter feindlichen Schaaren die Ruhe zu finden, die so nah an Allem, was die Welt von Glück für ihn hatte, ewig von ihm zurückfloh.

Wer sich stärker fühlt, vielleicht auch nur weniger tief von Empfindung bewegt wird, mag die Liebenden tadeln, die bei der Vertraulichkeit, und der Nähe, welche ihr Familienverhältniß nicht allein gestattete, sondern forderte sich endlich mehr an die süßen Namen ihres frühern, kurzen Zusammenlebens gewöhnten, als an die ehrfurchtvollern Beziehungen des gegenwärtigen. Eine Reise, welche der General mit seiner Familie in ein Bad machte, brachte die Liebenden sich immer näher. Hier in der Ruine von Paulinzell erneueten sie die frühern Schwüre ewiger Liebe, und damals wurden wahrscheinlich die doppeldeutigen Namen, Werner und Pauline, in das Fremdenbuch eingetragen und mit dem deutungvollen Kranz von Dornen und Rosen umwunden.

Einst, an einem der schönen warmen Abende jenes für das nördliche Deutschland verhängniß-

vollen Herbſtes, ſuchte der General ſeine Gemahlin in den weitläuftigen Gärten ſeines Schloſſes. Die Gewitterwolken, die der heiße Tag geſammelt hatte, zogen herauf und fingen ſchon an, ſich in fernen Blitzen zu entladen. Beſorgt um ſeine Gemahlin, deren Gewitterfurcht er kannte, durchſucht er jede Laube, und endlich findet er ſie, in einem entfernten Pavillon, hingelehnt auf ein Sopha und die Arme liebkoſend um einen jungen Officier geſchlungen, der vor ihr kniet. Ein Ausbruch des Schreckens und Unwillens verrieth ihn den Liebenden, der Officier wendet ſich nach dem Eintretenden, und der General erblickt mit Entſetzen ſeinen eignen Sohn von den Armen der Mutter liebend umfangen. Alle Furien getäuſchter Liebe und beleidigter Ehre reizen den Zurückſchaudernden zur wildeſten Wuth, die bisher reine Unbeſcholtenheit der ſchönen Verbrecherin, die ſo oft ihn auf ſein ſeltenes Glück ſtolz machte, ſteht auf einmal als ſchauderhaftes Erzeugniß der ungeheuerſten Schuld vor ihm. Nie geſprochene Worte des Abſcheues drängen ſich über ſeine Lippen. Bittend naht ſich der

Sohn, entehrende Beleidigung treibt ihn zurück; flehend erhebt die Schuldige die Hände; unwürdige Mißhandlung des Zürnenden stößt sie hinweg. Beschützend stellt sich der Sohn vor die Weinende und betheuert die Reinigkeit ihrer Liebe, der Ergrimmte hört ihn nicht, schmähend faßt er ihn an der Brust und tritt das entrissene Ordenskreuz mit Füßen. Da hält sich die beleidigte Ehre des Kriegers nicht mehr. Sein Säbel zischt aus der Scheide, und im Augenblick flammt der Degen des Vaters über dem Haupt des Sohnes. Schlag fällt auf Schlag, die Blitze spiegeln sich in den glänzenden Klingen, und beleuchten allein den unnatürlichen Kampf. Vergebens ringt Paulina flehend die Hände, der Donner überbrauft ihre Stimme, sie reißt sich empor die Kämpfenden zu trennen; in wilder, selbstvergessener Wuth führt der General nach ihr einen fruchtlosen Hieb, und im Augenblick röthet sich die Klinge des Sohnes mit dem Blute aus der bloßgegebenen Seite des Vaters. Fluch! schreit der General aus der verwundeten Brust, und sinkt mit dem letzten kraftlosen Hieb, der Ströme

Blutes aus der weitgeschlagenen Wunde preßt, entseelt zu Boden.

Vatermörder! rief Donner und Sturm dem Hingesunkenen bei der blutigen Leiche zu, und: Vatermörder! hallte ein unendliches Echo in seinem Herzen. In Verzweiflung wendet' er die blutige Klinge gegen die eigne Brust, und er wär' als Sühnopfer der entsetzlichen That von eigner Hand gefallen, hätte nicht ein Officier, der den General suchte, und auf den Lärm des Gefechtes herbeieilte, die That verhindert. Der Officier, ein Freund des Unglücklichen, erieth die gräßliche Begebenheit, und trieb den Grafen zur eiligsten Flucht. Den General, so meinte er, könne man vielleicht noch in das Leben zurückrufen, nur dürfe er dann den Sohn nicht sehn, den er ja selbst der Strafe übergeben müßte, wollt' er auch alles Vergangene vergessen. Nur diese Vorstellung konnte Graf Wernern zur Flucht bewegen. Er warf sich schreiend neben Paulinen nieder, aber mit Abscheu wies ihn diese von sich. Fluch, Unglücklicher! — rief sie ihm zu — flieh, und niemals, niemals, seh' ich

Dich wieder. Der schnellste Tod fasse mich, eh' ich jemals Dir wieder nahe. Ein furchtbarer Donnerschlag schien ihren Worten das Ja des Schicksals zuzurufen. Der Graf verhüllte sein Gesicht, und in der furchtbaren Gewitternacht, die Stille gegen die Stürme in seinem Innern war, verließ er die Geliebte und das väterliche Schloß.

Er wählte nicht lange, wohin er seinen Weg richten sollte. Der Krieg Preußens gegen Frankreich war eben ausgebrochen, und voll Begier nach Kampf und Sieg zogen die preußischen Krieger den französischen Heeren entgegen. Graf Werner eilte dahin, wo er am ersten die Schlacht, und in ihr den willkommnen Tod zu finden hoffte. Er focht am zehnten Oktober jenes Jahres mit [illegible] Saalfeld, seine Ungeduld strebte selbst dem zu raschen Vordringen der tapfern Krieger zuvor, der heldenmüthige Prinz war das Opfer des muthigen Angriffes. Werner kämpfte mit Löwenkraft. Er focht an der Seite des Prinzen, und war schon nahe daran ihn aus der Mitte der Feinde glücklich zu befreien, als er und bald

nach ihm der Prinz verwundet zu Boden ſanken.

Doch ſollte der unglückliche Werner den Tod nicht finden, den er ſo ſehnſuchtvoll geſucht hatte. Er ward von den Siegern unter den Verwundeten aufgehoben, und da man ihn, als den ſchon früher Gefangenen erkannte, ſorgfältig bewacht und nach Frankreich abgeführt. Hier heilte zwar die Kunſt der Aerzte ſeine Wunden, aber ſein krankes Gemüth vermochte keine Kunſt zu heilen. Seine Schwermuth ging nach und nach in Melancholie, und endlich in ſtillen Wahnſinn über. Er lebt in Frankreich in einer anſtändigen Verſorgung, und ſein einziger Wunſch, deſſen gewiſſe Erfüllung ihm zur feſten Vorſtellung in ſeinem Wahnſinn geworden iſt, beſteht in einem großen Sieg ſeines Vaterlandes, den er erfechten helfen werde. Man läßt ihm den unſchädlichen Wahn, der allein ſein freudenleeres Daſeyn mit einem leichten Schimmer von Frohſinn überglänzt.

Armer Unglücklicher! — ſeufzten mehre Stimmen in der Geſellſchaft. Ich ſeufzte leiſe mit, denn nun ward es mir klar, daß dieſer Graf

Werner, und jener Graf O..., dessen Bekanntschaft ich in Frankreich gemacht hatte, dieselbe Person war. So innig vertraut wir auch in kurzer Zeit zusammen wurden, so hatte er mir doch niemals das Geheimniß seiner tiefen Schwermuth entdeckt, die ihn Allen so ungemein anziehend machte. Nur aus seinem Interesse für Paulinzell, aus dem Feuer, mit welchem er von der heiligen Pauline, als von seiner Schutzheiligen sprach, und aus der Art, wie er die verschiedenen Ueberlieferungen von ihr zu einem Ganzen verarbeitet hatte, konnte ich auf ähnliche Begebenheiten in der Geschichte seines Lebens und seiner Liebe schließen. Ich verschwieg indessen meine Vermuthung, und bereitete mich, die Blätter meines unglücklichen Freundes, die nun selbst ein neues Interesse für mich erhalten hatten, vorzulesen.

7.

Umfanget mich, einsame Klosterhallen,
Ihr heil'gen Reste altehrwürd'ger Pracht!
Euch baute Liebe, Haß ließ euch verfallen;
Stets unterliegt ja Schönes dunkler Macht!

Kein

Kein Glück erblüht; ſie fordert ſtreng von Allen
Ein blut'ges Thränenopfer ſich gebracht:
Verbundne Herzen müſſen qualvoll ſcheiden,
Grauſam getrennt, und nur vereint durch Leiden.

O ſteigt herauf, ihr mitternächt'gen Schatten,
Verlaßt der Grabeszellen finſtre Räume,
Erhebt von eurer Gruft die ſchweren Platten,
Umſchwebt mein Aug, gleich Bildern luft'ger Träume,
Jetzt, wo die dunklen Stunden es geſtatten,
Sprecht mit dem Nachtgeflüſter dieſer Bäume,
Die aus der Gräber heil'gem Boden ſproßen,
Sprecht mir vom Leid und Glück, das ihr genoſſen.

Sprecht: hat wol unter dieſen kalten Steinen
Die heiße Menſchenbruſt einſt ausgeglüht?
Vergißt das müde Auge dort zu weinen?
Keimt unten Troſt verzweifelndem Gemüth?
Saht ihr das Land, wo modernden Gebeinen
Der ſchöne Lenz des Glaubens jung entblüht?
Wo nichts der Liebe ſel'gen Frieden ſtöret,
Und ſich verbindet, was ſich angehöret?

Was deutet mir das düſtere Geflimmer,
Das fern im Chor dem Grabesſtein entſtrahlt?

Es naht ſich durch des Doms bemooſte Trümmer,
Vom Grab her ſchwebt die blaſſe Nachtgeſtalt,
Gleich Mondesſtralen, wenn der matte Schimmer
In Säulenreih'n bewegte Bilder malt:
Du biſt's! am wehmuthvollen Ernſt der Miene,
Erkennt mein Aug' dich, heilige Pauline!

Du kommſt mit Troſt aus lichterfüllten Fernen,
Des Himmels Frieden ſtralt dein Angeſicht:
Nicht wie bei Menſchen, — ſoll ich von dir lernen,
Hält dort Gewalt und irrer Wahn Gericht;
Ein heil'ger Recht gilt droben über Sternen:
Gut iſt, was reines Herzens Stimme ſpricht!
Und Roſen blühn aus rauher Dornenkrone
Dort in des Himmel ew'ger Frühlingszone.

Während dem Leſen des letzten Verſes bemerkte ich eine faſt ſtörende Unruhe unter meinen Zuhörern. Was iſt das? — Mathilde laut auf, und ein heftiger zitterte durch ihre Glieder.

Sehen Sie es auch? — fragte Thei ich glaubte, ich täuſchte mich.

Was denn? Was? — fragten Me

und blickten ſtarr nach dem Orte, dem Theodor die Augen zuwendete.

Ein blaſſer Schein bewegte ſich in der Ferne am Schluß der Ausſicht durch die verſchiedenen Säulenbogen.

Es iſt dort — ſagte Amalie mit etwas erzwungener Faſſung — dicht vor der Niſche im Chor.

Die Frauen ſchauderten zuſammen. Dort ſahen ſie Paulina's Grab.

Es iſt nichts — ſagte Theodor verweiſend — gar nichts. Wer wird ſich denn vor Schatten fürchten! Sie ſehen doch, daß, ſeit wir hier geſeſſen haben, der Mond höher geſtiegen iſt. Er beleuchtet jetzt die Stelle, die vorhin — —

Es bewegt ſich! — rief Mathilde, und die Frauen wollten davon eilen.

Welche kindiſche Furcht! — wiederholte Theodor unwillig — Wollen wir uns von Mondſchatten verjagen laſſen, und morgen uns gegenſeitig auslachen, wenn der Tag uns wieder beherzt gemacht hat? Haben Sie denn jenen Holunderbaum dort vergeſſen, und ſehn

Sie nicht, daß der Mond die Aeste beleuchtet, welche der Wind bewegt?

Man suchte sich Herzhaftigkeit abzugewinnen. Einige sahen deutlich die Bewegung der mondbeleuchteten Zweige, und zeigten den Andern, wie die Täuschung entstanden war.

Gestehn Sie aber — sagte Amalie — es ist äußerst täuschend, sehen Sie, jetzt — jetzt — Nein, das ist wirklich etwas!

Unverkennbar schwebte jetzt ein weißer, düsterer Schatten von der Grabstelle Paulina's hervor, durch den Chor der Kirche nach der gegenüberstehenden Seite hin.

Die Beherztesten verstummten jetzt. Man dachte an Flucht, man blickte nach der Thür, aber nahe vor dieser schwebte schon die Gestalt von Paulina's Grab, in ihrem weißen, faltigen Todtengewande.

Ein lauter Schrei des Entsetzens zitterte durch die Gesellschaft. Paulina! Paulina! riefen in bewußtloser Angst mehre Stimmen.

Wer nennt hier meinen Namen? — tönte jetzt eine sanfte leise Stimme — Ich bin Pauline.

8.

Theodor, bei dem die Beſinnung zuerſt wiederkehrte, trat der Erſcheinung einen Schritt entgegen. Wer geht hier in der Mitternacht umher? — fragte er mit feſter Stimme.

Auf keinen Fall — antwortete eine andre Geſtalt, die ebenfalls aus dem Chor der Kirche in den Garten trat — auf keinen Fall ein Nachtgeiſt, oder ein Spiel damit. Wahrſcheinlich führte Sie dieſelbe Abſicht hieher, dieſe Ruine in der Mondbeleuchtung zu ſehn.

Es thut mir leid auf unangenehme Art hier geſtört zu haben — ſetzte die Erſte hinzu, indem ſie mit einer leichten Verbeugung ſich wendete.

Theodor ſtand etwas betroffen. Seine nicht ganz unbefangene Herzhaftigkeit, mit welcher er die Erſcheinung angeredet hatte, warf ſelbſt auf ihn den Schein des Geſpenſterglaubens, und überdies hatte der feſte Ton ſeiner Anrede durch die leichte Auflöſung des Abenteuers in ein geſelliges Zuſammentreffen einen Anſtrich von pedantiſcher Ungeſchicktheit bekom-

men, der ihn, den Angekommenen gegenüber, in einige Verlegenheit setzte. Er entschuldigte sein Entgegentreten mit der Geisterfurcht der Gesellschaft, und diese mit der, durch Gespräch, Lektüre und das Ungewohnte von Zeit und Ort erhöhten Stimmung. Man kam sich gegenseitig zu Hülfe, und die beiden Fremden mischten sich bald gesellschaftlich in unser Gespräch.

Ich erkannte an den melodisch sanften Tönen sogleich meine schöne Unbekannte von diesem Mittag. Ihr Schleier hatte im Mondlicht die Täuschung mit einer Geistererscheinung erhöht. Sie war gesprächiger und überhaupt lebhafter, als bei unserm frühern Zusammentreffen. Es schien, als wär' ein großer Schmerz von ihr genommen, und ihr Geist bewege sich nun freier in der Aussicht auf eine neue, ungetrübte Zukunft. Dagegen schien ihre Begleiterin ernster geworden, und wegen der frohen, beinah exaltirten Stimmung ihrer Freundin etwas besorgt.

Nach einigen Gesprächen bat Pauline, die Erzählungen von dem Leben ihrer heiligen Namensschwester, die sie unterbrochen hatte,

fortzuſetzen. Ich ergriff die Blätter, ſie ſetzte ſich in meine Nähe, ſo, daß der Mond ihr ſchönes, blaſſes Geſicht wie das einer wiedergekehrten Heiligen verklärte. Mir ward es ſchauerlich zu Muth bei ihrem Anblick, und eine ähnliche Stimmung ſchien ſich über die ganze Geſellſchaft zu verbreiten. Man ſehnte ſich ihr näher zu ſeyn, und doch war es als lagere ſich etwas Fremdartiges um ſie her, was Jeder zu berühren ſcheute. Oft während dem Leſen von Paulinens Geſchichte bemerkte ich Thränen in ihren Augen und faſt immer glänzte ihr tiefblaues Auge von einem ſchwärmeriſchen Lächeln durch feuchte Wolken

9.

Ich fuhr fort zu leſen:

Vor dem Altar des heiligen Kreuzes ſtand die Priorin Klara mit dem jungen Ritter Werner, deſſen Blicke wohlgefällig an den Säulenreihen der Kirche hinglitten, und hier und da an Bildern oder Verzierungen bald lächelnd, bald ernſt haſteten. Zuweilen blitzte

sein Auge von hellerem Feuer, ein flüchtiges Roth überflog seine Wange, als gehe das Licht eines großen Gedanken in ihm auf, und verklärte noch mehr seine jugendliche Schönheit.

Ihr seid so jung noch, Herr Ritter — sagte die Priorin, als sie einige Zeit ihn verwundert und mit Beifall betrachtet hatte — und dennoch spricht aus Euren Worten, und noch mehr fast aus Euren Blicken der Ernst und die Erfahrenheit eines geübten Meisters. Ihr habt auf Euren Reisen durch Italien und im heiligen Lande sicherlich viel schöne Kirchen und Münster gesehen. Unser armes Kirchlein kann sich freilich mit jenen Prachtgebäuden nicht messen, aber doch säh' ich es gern, wenn Ihr unverholen sagtet, was Euch hier mißfällig ist, und guten Rath gäbet, wie es zu bessern.

Ihr irret, fromme Frau Priorin — entgegnete der Ritter — wenn Ihr meint, ich werfe hier meine Augen umher, um an dem Bau und Bildwerk Eurer Kirche zu mäkeln und zu meistern. Ich mag solches Krittein bei Niemand wol leiden, denn es nutzt selten, und verdirbt dem Menschen nur sein Wohlge-

fallen und seine Freude an dem, was ihm lieb ist, wie sollt' ich also selbst solch thörichtes Ding beginnen. Vielmehr lob' ich den Meister, der Eure Kirche gebaut hat. Er hat Alles verständig überlegt, und recht nach der Kunst ausgeführt, daß er vor italischen und griechischen Meistern bestehen kann. Ueberdies hat er in diesen Bau noch einen verborgenen Funken gelegt, der herausspringt und zündet, wenn ihn das rechte Auge trifft.

Wie meint Ihr das? — fragte die Priorin.

Ich meine — fuhr der Ritter fort — sein Werk ist gleichsam wie ein Samenkorn, dergleichen manches wol auch äußerlich von anmuthiger Gestalt ist, aber neben der Gestalt hat es innres Leben, das sich regt, und, wenn es den rechten Grund findet, sich ausdehnt zu noch viel herrlichern Gestaltungen. Was Ihr mir vorhin anfahet, als ich das Gebäude Eurer Kirche betrachtete, war vielleicht so ein Keimen jenes Samenkornes. Das ist denn wol auch ein Zeichen eines recht trefflichen Geistes, wenn sein Werk in einem andern Geiste zündet, und Keime neuer Werke weckt. Der Meister hat,

was ich schon vorhin sagte, alles verständig geordnet und gemessen, aber denkt Euch nun das kleine Kirchlein auf einen größern Raum, Säulen und Pfeiler streben, gleich wachsenden Cedern, zu größerer Höhe, sie verzweigen sich in Schiff und Halle, und mit ihnen steigen diese schön gewölbten Portale hoch und immer höher hinauf, daß der Glanz der Lichter am Hochaltar kaum ihre Wölbung erreicht — wie würdet Ihr dann diese großen edlen Massen anstaunen! Solch ein Werk dämmerte vor meinem Geist vorhin, aber — —

Ich versteh' Euch — sagte die Priorin — das wär' kein Werk für diesen Platz, und noch weniger für unser Kloster.

Allerdings — erwiderte der Ritter — eine solche Kirche würde Euer Klostergut erschöpfen und überdies zu Eurem Münster passen, wie eine Riesensäule in diese Kirchenhallen. Ueberall ist nichts nachtheiliger, als nach Dingen streben, oder gar sie ergreifen, die zu groß und zu hoch sind für den Menschen und seinen Kreis.

Ihr sprecht ein wahres Wort — sagte die

Priorin seufzend — Möchten doch manche Große es beherzigen! Doch, vergebt mir . . .

Sprecht ohne Scheu — fuhr der Ritter fort — wer hat es nicht gesehen, daß die herrliche deutsche Kaiserkrone, diese glänzende Sonne von Europa, nicht in der Grafenburg Raum fand? Welch ein Mann war Rudolph, eh' er nach der Krone die Hand streckte! Welch ein edler, trefflicher Held der Baierherzog Otto! Er nahm die Krone und ihre Last zerbrach ihm Herzogthum und Leben. Der rechtlich häusliche Hermann ließ sich vom Glanz verlocken und zerrissen war das schöne Gewebe seines Lebens, verstört jede Freude aus seiner Burg, bis er selbst das gefährliche Herrscherkleinod in die Hände des Mächtigen zurückgab, dem es gebührt. Und wie mancher . . .

Ihr brecht ab — sprach die Priorin — so ist es denn gegründet, daß auch der Markgraf von Thüringen . . .

Dessen verläumden ihn, ich hoff' es, nur seine Feinde oder Neider — erwiderte der Ritter etwas heftig.

Gewiß nur diese — tönte eine sanfte Stimme

in der Nähe — und eine junge Nonne trat aus einer Seitenhalle — Sollten denn diese unseligen Unruhen, die Deutschland verwüsten, ewig dauern?

Der Ritter vergaß über der schönen Erscheinung seine zürnende Rede fortzusetzen.

Eine meiner Kostgängerinnen — sagte die Priorin, auf die Herzugekommene deutend — Wie kommst Du hieher, Pauline?

Vergebt, ehrwürdige Frau — antwortete diese. — Ich betete hier in der Halle vor dem Muttergottesbilde, aber Euer Gespräch, dem ich zuhörte, zog mir die Gedanken vom Gebet ab. Als Ihr von dem Bau der Kirche redetet, war es mir, als sprächt Ihr ein heimliches Wort aus meiner Seele. So erhöht und erweitert, ganz anders und doch ganz dieselbe, sah' ich diese Kirche im Traum, als ich zum erstenmal hier gebetet hatte, ich stand am Altare des heiligen Kreuzes, als Braut herrlich geschmückt, und freute mich des schönen Kirchenbaues. Den Traum hatte ich längst vergessen, aber Eure Rede rief ihn wieder vor mein Gedächtniß.

Iſt es nicht ſeltſam — ſprach die Prio-rin — einen jungen Ritter, gleich einem bau-kundigen Meiſter ſprechen zu hören?

Ei — entgegnete dieſer — meinet Ihr denn, ein Ritter ſolle bloß mit dem Schwerte drein ſchlagen? Iſt es doch nicht weniger zur Ehre Gottes, die dem Ritter das Höchſte iſt, wenn er die Steine und Balken ordnet, daß ſie, zum ſchönen Dom zuſammengefügt, die Gemüther zur Andacht wecken, und das Kyrie und Gloria freudig wiederhallen, gleichwie die Steine um jenen frommen Heiligen das Amen. Mein Schwert iſt darum nicht müßig geweſen, aber, wie ich den Rittern die Streiche abzulernen ſuchte, ſo hatte ich auch Acht, was meine Andacht erweckte und lernte gern von den Meiſtern in der Kunſt, und von ihren wundervollen Werken.

Während des Geſpräches führte die Prio-rin den Ritter weiter durch die Kirche und Hallen, und fragte ihn manches über Malerei und Bildwerke. Auch Pauline fragte ihn viel und hörte mit Wohlgefallen ſeine Antworten. Als ſie nun in eine Halle traten, blieb

der Ritter mit sehr ernsten Mienen vor einem Muttergottesbilde stehen, und seine Blicke ruhten darauf wie angeheftet.

Mit diesem Bilde müßt Ihr Nachsicht haben, Herr Ritter, sagte die Priorin lächelnd — Es ist bloß ein Werk andächtiger Liebe zur heiligen Mutter.

Ich sag' Euch — erwiderte Werner — daß dieses Bild eine der ersten Zierden Eures Klosters ist. Ihr habt keines, das ihm gleiche. Es ist noch neu, und ich bitt' Euch, nennt mir den Meister, der dieses Wunderbild malte, daß ich zu ihm eile ...

Ihr spottet wol — unterbrach die Priorin — dieses Bild hat meine liebe Tochter Pauline gemalt. Du brauchst Dich Deiner Andacht nicht zu schämen, mein Kind. Es war ein wälscher Meister hier, der ein Bild unsrer Heiligen malen sollte, und weil Pauline zugegen war, als er mir Proben seiner Kunst zeigte, so bestand er darauf, ihr Angesicht für das Muttergottesbild abzumalen, aber meine fromme Tochter verweigerte ihm ihr Antlitz standhaft, weil sie es für Frevel hielt, ihr

Bildniß im Kloſter zur Anbetung aufſtellen zu laſſen, und weil der Maler nicht anders malen wollte, als nach ihrem Angeſicht, ſo malte ſie ſelbſt unter heißen brünſtigen Gebeten das Bild, welches Ihr ſeht. Wenn Ihr nun meinet, es ſei gelungen, ſo müſſen wir die Heilige preiſen, welche das Flehen ihrer Magd erhöret hat.

Der Ritter konnte nicht aufhören, das Bild zu betrachten und zu preiſen; als ihn aber Pauline noch manches fragte, worüber ſie ſeinen Rath begehrte, und deswegen ihren Schleier zurückwarf, da konnte er die Augen nicht von dem himmliſchen Angeſicht wenden, das ihn aus dem Schleier, wie ein Engelskopf aus einer lichten Wolke entgegenblickte. Pauline bemerkte, in Fragen vertieft, ſein Erſtaunen nicht; aber zu der Priorin ſprach der Ritter heimlich: der wäliche Maler hatte Recht: das heiligſte Muttergottesbild hat Pauline gebildet, aber das ſchönſte bildete die Natur in Paulinen.

Nach wenig Tagen ſprach der Ritter in dem Kloſter wieder zu. Er entdeckte der Priorin bald, daß ſeit Paulinens Anblick eine unbe-

zwingliche Sehnsucht sein Herz erfülle; er sei der Sohn des thüringischen Markgrafen Egbert, und wenn Pauline sich nicht unwiderruflich dem Kloster verlobt habe, so sei er Willens, sie zu seiner Hausfrau zu erwählen.

Für mich selbst, Herr Ritter — erwiderte die Priorin — würde ich Euch jede Hoffnung gern zusagen, denn Pauline, wie Ihr schon vernommen habt, ist weder Nonne, noch Novize, sondern meinem Kloster nur zur Pflege und Erziehung anvertraut. Wer aber ihre Aeltern seyen, und ob sie von ihnen dem geistlichen Stande bestimmt sei, das ist mir selbst ein Geheimniß. Der Mann, von dem ich sie erhielt, sagte mir bloß, sie sei die Tochter eines sehr vornehmen und reichen Ritters, mit Namen Moricho. Die Summen, welche mir jährlich für dieses Kind ausgezahlt werden, bezeigen allerdings den Reichthum des Vaters. Wer aber dieser Moricho sei, und warum er sein Kind, das ihm so lieb scheint, so fern von sich erziehn läßt, das hat mir noch Niemand kund gemacht. Kennt Ihr nun vielleicht unter den Rittern einen dieses Namens, so wißt Ihr, an wen Ihr mit Eurer Lie-

Liebeswerbung Euch zu wenden habt. Indessen will ich Euch nicht verbergen, daß der Markgraf, Euer Vater, vor nicht langer Zeit unser Kloster besucht, und reichlich beschenkt hat. Damals hat er besonderes Wohlgefallen an Paulinen gefunden, und ihr fast väterlich zugesprochen, sie auch gegen jedermann sehr geliebt, so daß von ihm wol kein Hinderniß zu fürchten seyn möchte.

Dem Ritter war der Name Moricho so unbekannt, als der Priorin. Er beschloß, am Hofe des Kaisers nach ihm zu fragen, und die Priorin, welcher der Sohn des mächtigen thüringischen Markgrafen ein willkommener Bewerber um ihren Liebling war, gestattete ihm gern noch einige Zusammenkünfte unter ihren Augen mit Paulinen, und segnete ihre junge, schönaufblühende Liebe beim Abschiede des Ritters mit den besten Segenswünschen und Gebeten.

Während Ritter Werner am Hofe Kaiser Heinrichs Nachfrage nach dem Ritter Moricho hielt, fand sich Markgraf Egbert wieder in der Nähe des Klosters ein. Das

Wohlgefallen an der jungen faſt noch kindlichen Paulina, das die Priorin für väterliche Zuneigung des bejahrten Mannes hielt, war von ganz anderer Art. Paulina's feine Schönheit hatte das Herz des Markgrafen zu der heißeſten Liebe entzündet, die er gleichwol tief in ſeinem Innern verbergen zu müſſen glaubte, nicht allein, weil der Unterſchied der Jahre ihn mehr die Geſinnung einer Tochter, als einer Braut bei Paulinen erwarten ließ, ſondern vorzüglich, weil er eine Entdeckung fürchtete, die ſeine Leidenſchaft aus verzeihlicher Thorheit in ein furchtbar entſetzliches Verbrechen umwandelte.

Markgraf Egbert hatte in frühern Zeiten dieſem Kloſter ein theures Pfand anvertraut, die Frucht einer Liebe, die, ſo mächtig die Liebenden auch waren, doch vor der noch mächtigeren Kirche ewig verborgen bleiben mußte. Vater und Mutter durften weder dem Kinde noch ſeinen Pflegern bekannt werden, und nur ſelten wagte ſelbſt der Markgraf auf ſeinen Zügen wie von ungefähr bei dem Kloſter zu verweilen, und unter deſſen Zöglingen ſich das

ſchönſte Kind zum Liebling aufzuwählen. Dann ſchmeichelte er ſich gern mit der Möglichkeit, daß die Vorgezogene ihm vielleicht näher, als durch bloßes Wohlgefallen angehöre. Seit dem letzten Beſuch aber fürchtete er das, was er ſonſt ſo gern zu hören wünſchte, und er beſtritt mit Heftigkeit die Behauptung ſeines alten Dieners, des einzigen Mitwiſſers um jene Liebe, daß Pauline das Kind dieſes Geheimniſſes ſei. Die Frage nach dem Namen, unter welchem das Kind aufgenommen ward, konnte freilich den Schleier heben; allein eben weil der Markgraf ein Bild des Entſetzens unter dieſem Schleier zu erblicken fürchtete, ſcheute er die Berührung. Ungewißheit, Täuſchung über das Mögliche, war ſein einziger Troſt, denn Paulina's Bild war nun einmal ſo tief in ſein ganzes Leben verwebt, daß er es nicht tragen konnte, ſie anders, denn als ſeine Geliebte zu denken.

Lange ſucht' er vergebens dieſe Neigung zu verbergen, die ihm oft als eine Rächerin der frühern, verbotenen Liebe erſchien. Zuweilen aber gab eben dieſe Vorſtellung ſeiner Leiden-

ſchaft neue Nahrung. Er glaubte dem Geſchick nicht entgehen zu können, und ſo wie er auf einer andern Seite von einem angefangenen Werke gewaltſam fortgeriſſen wurde, ſo ſchien auch hier eine höhere Macht ihn ergriffen zu haben, und ihn gegen ſein Widerſtreben zu ihrem eigenen Ziele zu leiten.

Was dreimal, durch Rudolph, Otto und Hermann, den ſächſiſchen und thüringiſchen Fürſten mißglückte, ſollte Markgraf Egbert ihnen erringen: Freiheit von der verhaßten Regierung Kaiſer Heinrichs. Die größre Zahl der Fürſten und Biſchöfe hatten dem Markgrafen die deutſche Königskrone beſtimmt, von Rom aus brachten Kardinäle und Legaten dem begünſtigten künftigen Reichsoberhaupt, mit dem apoſtoliſchen Segen, Verſicherungen des Gelingens zu dem kühnen Unternehmen, und Ablaß für jede vergangene oder zukünftige That, welche das Gelingen fördern, oder um es zu fördern unternommen werde. Jedes Kleinod der kirchlichen Löſe- und Bindegewalt ward vom apoſtoliſchen Stuhl aufgeboten, um dem zögernden Egbert zur raſchen

That anzufeuern, denn, daß eine verzehrende Leidenschaft, sein eignes Sehnen und Entsetzen, ihn unthätig um das Kloster treibe, muthmaßte Niemand. Sein Zögern galt für Unentschlossenheit, gegen die man gern alle Verheißungen aufbot.

Was treibt Ihr Euch in der finstern Sturmnacht an diesen Mauern umher — redete ihn einmal sein alter Diener an — Ich kenne wohl Euer Herzleid, wenn Ihr es auch noch so tief zu verbergen meint. Ihr liebt die schöne Pauline im Kloster. Nehmt sie zu Eurer Hausfrau, forschet nimmer nach dem Geheimniß ihrer Geburt, so bleibt Euer Gewissen ruhig. Wer weiß denn, ob gerade diese Eure Tochter ist!

Bestandest Du nicht ehedem selbst darauf? fragte der Markgraf.

Das wol — entgegnete Benno — bin ich aber doch kein Papst, der nicht irren kann! Was man wünscht, sieht man leicht, und damals wünscht' ich Euch das schöne Fräulein zur Tochter.

Egbert ließ sich gern überreden. Er be-

gab sich des folgenden Tages zur Priorin, und erklärte ihr seine Absicht mit Paulinen. Die Priorin, die ein näheres Verhältniß des Markgrafen zu Paulinen nicht ahndete, entsetzte sich bloß vor dem Gedanken, Vater und Sohn als Nebenbuhler zu sehn, doch hielt sie es für rathsam, dem Markgrafen die frühere Liebe seines Sohnes zu verbergen. Sie glaubte ihre geliebte Pflegetochter wenigstens bis zu Werners Rückkehr gesichert, wenn sie sich auf die Entscheidung des Ritters Morichy, als Paulina's Vater berief, ohne dessen Vorwissen sie über Paulina nichts verfügen dürfe. Egbert hörte mit Entsetzen den Namen Morichy. Unter diesem Namen, den er seit seiner Liebe zu hören und zu nennen scheute, hatte er vormals Paulinen dem Kloster anvertraut. Die langgefürchtete Gewißheit stand nun auf einmal mit allen Schrecken vor ihm. Kaum vermocht' er so viel Besonnenheit zu sammeln, daß er gegen die Priorin seine heftige Bewegung nicht verrieth. Ich kenne den Ritter Morichy — erwiderte er mit erzwungenem Stolz — und

werde ſehn, ob er dem Markgrafen ſeine Tochter verſagt.

Werner hatte indeſſen vergebens am Hofe des Kaiſers nach dem Ritter Moricho gefragt. Niemand gab ihm Auskunft. Mit gleich geringem Glück forſchte er an den Höfen der andern Fürſten. Ueberdrüſſig des langen vergeblichen Suchens zog er nach Paulinens Kloſter zurück, überzeugt, daß der Moricho, der für ihn nicht aufzufinden war, eben ſo wenig erſcheinen werde, die Tochter zurückzufordern.

Er fand die Priorin in höchſter Bekümmerniß, doch ſuchte er vergebens, ſie zur Entdeckung ihres Kummers zu bewegen. Sie ſchien etwas beruhigt, als er alle Gründe der Wahrſcheinlichkeit aufbot, ihr zu beweiſen, Ritter Moricho müſſe verſchollen, oder in fremdem Lande, vielleicht gegen die Ungläubigen, geblieben ſeyn; denn ſo konnte ſie hoffen, daß der Markgraf ſo wenig als ſein Sohn die Zuſtimmung von Paulina's Vater erhalten werde, und dann war wenigſtens die Hoffnung, ihren Liebling zu retten, nicht auf einmal vernichtet. Doch

hielt sie es nicht für gut, dem Sohne die Neigung seines Vaters zu Paulinen zu entdecken. Um ihn zu entfernen, beschwor sie ihn nochmals den Ritter Morichs aufzusuchen, aber Werner, ungeduldig über die Hindernisse, die seiner Liebe sich entgegen stellten, und selbst unzufrieden mit den Bedenklichkeiten der Priorin, eilte, seinen Vater aufzusuchen, und von ihm Rath und Beistand zu begehren.

Auf Markgraf Egbert war indessen der längst ihm drohende Streich gefallen. Befangen in seiner wilden Leidenschaft, vergaß er die Besonnenheit und Thätigkeit, welche auf seinem Weg zum deutschen Kaiserthron nöthig war. Mangel an Zusammenhang war jetzt in seinen Plänen, Säumniß oder Uebereilung störten ihre Ausführung. Die Verbündeten verloren das Vertrauen, mehre verließen ihn. Jetzt in dem entscheidensten Augenblick sprach auch der Kaiser die Acht über den Empörer. Unsicher, oft nur von wenig Reisigen begleitet, zog der Markgraf jetzt von Burg zu Burg umher, und suchte mit den wenigen ihm noch treuen Verbündeten mehr dem Untergange zu

entgehen, als das stolze Ziel seines Strebens zu erreichen. Werner suchte den Geächteten, Flüchtigen vergebens. Nach langem Umherziehen beschließ er endlich zu dem Aufenthalt seiner geliebten Paulina zurückzukehren, entschlossen, sie zu besitzen, sei es durch Beistimmung der Priorin, oder durch Gewalt. Briefe Paulinens machten ihm zu dem erstern Hoffnung, denn die gebrochene Macht des Geächteten hob die Furcht vor dem vormals gewaltigen Markgrafen, und die Priorin zeigte jetzt Paulinen selbst frohere Aussichten in die Zukunft.

Voll der schönsten Hoffnungen zog nun Werner nach dem Kloster, aber weinend und trostlos kam ihm die Priorin entgegen. Ritter Moricho hatte einen Boten gesendet, der Paulinen ihrem Vater zuführen sollte. Vergebens hatte die Priorin jedes Mittel versucht, der Auslieferung ihres Lieblings auszuweichen, der Bote war mit zu glaubwürdigen und unzweifelhaften Zeugnissen versehen, daß derselbe Ritter ihn sende, der einst Paulinen dem Kloster übergeben hatte, sie mußte endlich nachgeben. Ihren Kummer erhöhte noch

die Ungewißheit über Paulina's Zukunft, denn der Bote verschwieg als ein tiefes Geheimniß den Ort, nach welchem er seine Reise richtete.

Werner wütete, als er diese Nachrichten vernahm. Er forschte bei allen Umwohnern des Klosters nach dem Wege, den Paulina's Entführer genommen habe; vergebens: Niemand wußte etwas Bestimmtes nachzuweisen. Auf eine schwache Wahrscheinlichkeit bauend, daß der Weg nach Braunschweig zu gewählt worden sei, sammelte er seine Leute, diese Spur zu verfolgen, aber kaum traute er seinen Augen, als er jetzt Paulinen selbst, begleitet von einigen Landleuten, dem Kloster zueilen sah.

Ueberrascht und entzückt flog er der Geliebten entgegen, aber abgewendet und mit allen Zeichen des Grauens wies ihn Pauline zurück. Flieh, Unglücklicher! — rief sie ihm zu — flieh weit von mir! und schneller Tod fasse mich, ehe ich jemals Dich wiedersehe.

Starr vor Schrecken stand der Betroffene, und Pauline floh abgewendet vor ihm vorüber in die Arme ihrer mütterlichen Freundin Klara.

10.

Die Fremde wurde hier von einer ſchmerzlichen Bewegung ergriffen. Ihr Beſtreben, ſie zu unterdrücken, verrieth noch mehr den Eindruck, den die Erzählung auf ſie zu machen ſchien. Ich hielt deswegen mit Leſen ein, und ihre Begleiterin näherte ſich ihr mit Zeichen der Beſorgniß. Allein ſie wies dieſe mit dankbarem Lächeln zurück, dann bat ſie mich fortzuleſen. Man ſollte — ſetzte ſie hinzu — mit dergleichen raſchen Vorſätzen nicht freveln, und Frevel bleibt immer jedes Gelübd, auch das Heiligſte. Ich ahnde, auch Pauline wird dieſen Frevel büßen, und glücklich genug, büßet ſie ihn nur durch Tod, und nicht durch herbere Schmerzen.

Sie ſprach dieſe Worte mit erhöhter Anſtrengung und legte am Schluß, wie ermattet, den Arm um den Hals ihrer Freundin.

Sie ſind zu ſtreng — ſagte Amalie, um den Ernſt des Augenblickes etwas zu mildern — Sie vergeſſen, daß es Augenblicke giebt, wo dem geängſteten, verſtörten Gemüth kein Troſt

bleibt, als ſich mit unzerreißlichen Banden des Gelübdes feſt und immer feſter um das Heilige zu ſchlingen.

O, ich kenne das Lockende dieſer heiligen Verſuchung — erwiderte die Fremde — der das Gemüth nur zu leicht erliegt! Da vergißt es, daß es frevelhafte Anmaßung iſt, die trügeriſche Einſicht des Augenblickes, durch unverletzliche Heiligkeit des Gelübdes zu ewiger Wahrheit zu ſtempeln, und gewiß, niemals bleibt ſolcher Frevel ungeſtraft!

Sie ſind doch zu ſtreng — wiederholte Amalie — kann wol ein Gelübd das Rechte und Gute zu thun, jemals auf trüglicher Einſicht beruhn?

Gewiß niemals — antwortete Jene mit weichem und dennoch überzeugend feſtem Ton — Das Gute bleibt ewig gut, aber nicht immer derſelbe Weg zu dem guten Ziele.

Sie neigte ſich bei dieſen Worten mit einem leiſen Kuß zu Amalien, dann, gegen mich gewendet, winkte ſie mir weiter zu leſen.

Ich fuhr in der Erzählung fort:

An einem ſtürmiſchen Abend ſaß Mark.

graf Egbert, flüchtend vor seinen Verfolgern, voll düsterer Verzweiflung in der Mühle zu Eisenbüttel. Benno und ein Mönch saßen neben ihm, und der Müller spähte draußen und von dem Dach der Mühle, ob die Straße ruhig, und sein erlauchter Gast bei ihm sicher sei. Zuweilen kamen einzelne Wanderer und begehrten Einlaß, die erzählten dann, unkundig, vor wem sie sprachen, dem forschenden Mönch von der Acht gegen den Markgrafen, und wie einer der Fürsten nach dem andern von ihm abfalle, weil sie die Reichsacht scheuten, und der Markgraf in feiger Unentschlossenheit die Zeit zum Handeln versäume. Er soll, setzte mancher hinzu, am Gemüth leiden, und seiner Sinne nicht ganz mächtig seyn. Ja wol, ja wol! hörte man dann den Markgrafen tief und kummervoll seufzen, denn ihm war zuweilen als durchschaure ihn eine Ahndung von nahem Wahnsinn, und als müsse er sich abmühen, zu unterscheiden, ob der Wahn noch künftig sei, oder vielleicht gar schon anfange seine Gedanken zu umspinnen. Den Wanderern ward dann unheimlich bei seinem bangen

Seufzen und sie gingen lieber in die stürmische Nacht hinaus, als daß sie mit dem trüben Gast in derselben Herberge verweilten.

Spät in der Nacht kam noch ein Reisiger, und erzählte neue Unglückbotschaft. Die Markgräflichen waren von neuem theils geschlagen worden, theils zu dem Kaiser übergegangen. Wer kann's ihnen verargen — setzte der Erzähler hinzu — Markgraf Egbert kann Kaiser Heinrichen nichts anhaben, so wenig, wie Otto, und Rudolph und Hermann es konnten. Das hätten die Fürsten vorhersehen können.

Der Mönch forderte Erläuterung.

Denkt Ihr denn nicht mehr an die Prophezeihung — sagte Jener — Ich hab's bei Rudolph zuvorgesagt und bei Otto, und nun auch bei dem Markgraf, das ist alles pünktlich zugetroffen.

Was meint Ihr denn? — fragten Benno und der Mönch.

Nun, was alle Welt weiß, wenigstens in Wälschland — erwiderte der Reisige — Da hat ein prophetisch Weib Kaiser Heinrichen ge-

weiſſagt, daß kein Feind ihn beſiegen könne, der nicht zugleich die Natur in ungeheurem Frevel erzürnt. Warum vermochte denn Hildebrand allein über Heinrichen? Weil der einen Bund mit dem Böſen hatte. Das war der Frevel wider die Natur. Wenn der Markgraf nicht auch ſolche Teufelei treibt, oder ähnliche Dinge, ſo paßt auf ihn die Weiſſagung nicht. Er richtet nichts aus gegen Heinrichen.

Der Markgraf hatte den Sprecher während ſeiner letzten Rede ſtarr angeſehen. Jene Weiſſagung war ihm früher bekannt geweſen, allein er hatte ihrer nicht geachtet. Jetzt im Augenblicke der Entſcheidung klang ſie voll tiefer, furchtbarer Bedeutung ihm entgegen. Mit einem ungeheuern Gelächter, als habe ein wilder Geiſt ſein Innres verkehrt, und auf einmal jede fromme Regung in ihm zu einer fratzenhaften Larve umgeſtaltet, ſprang er auf — Ei Burſch! — rief er, und ſeine Stimme kreiſchte widerlich — verſtehſt Du Dich auf Teufeleien? Fort, hinaus! hier iſt Dein Platz nicht, ich bin Dein Meiſter!

Der Reisige lachte so wild wie der Markgraf, schüttelte diesem die Hand, pfiff sich dann ein Scheimenlied und ging hinaus.

Antworte mir — sprach jetzt der Markgraf zum Mönche — Giebt's grösere Sünde, als die der schlechte Gesell nannte?

Hilf Herr! — erwiderte der Mönch — von allen Sünden ist diese die entsetzlichste.

Giebt's Ablaß für sie? — fragte der Markgraf weiter, und zitterte in der Frage, als verließ ihn die letzte Kraft. Er hielt sich an des Mönches Schulter.

Diese Macht hat kein Priester in der Welt — antwortete der Mönch.

Der Markgraf schauderte zusammen. Mühsam erhielt er sich aufrecht. Er starrte den Mönch mit wilden Blicken an. Auch der heilige Vater nicht? fragte er, und der grelle Ton der Verzweiflung hallte schwirrend von den Wänden des Zimmers zurück.

Der Mönch faltete die Hände. — Der heilige Vater — sprach er — löset von jeder Sünde, so glauben wir.

Also noch sicherer von den geringern — rief

der

der Markgraf mit gräßlichem Frohlocken, und ſeine Augen flammten wie Blitze umher — Hab' ich doch Ablaß für Alles, was das Werk fördert, für Alles, Alles!

Er ging die Nacht durch in der heftigſten Bewegung umher, und die einzelnen Worte, die er dann und wann, unterbrochen von wildem Gelächter ausſtieß, beſtätigten die Vermuthung Benno's, daß Leidenſchaft und Unglück ſeines Herrn Gemüth zerrüttet habe. Mit der Morgendämmerung kamen indeſſen günſtigere Nachrichten. Die zerſtreuten Truppen hatten ſich geſammelt, ein fremder Reiſiger hatte die Tapferkeit und Entſchloſſenheit des Markgrafen gerühmt, und mit wunderbarer Beredſamkeit das Vertrauen zu dieſem Heerführer und zu ſeinem Glück, hergeſtellt. Jetzt kamen Boten von dem geſammelten Heere und begehrten Befehle von dem Markgrafen mit erneuter Verſicherung unwandelbarer Treue.

Den Markgrafen ſchauderte etwas bei dieſer frohen Botſchaft, doch ſcheuchte er bald mit neuem wilden Gelächter das Grauen, das ihn einigemal wie düſtere Wolken umfing, als

die glücklichen Begebenheiten ſich beſtätigten. Er ordnete mit Beſonnenheit ei[illegible] Schlacht, man war zum Angriff bereit, aber ein dicker Nebel brachte Unordnung in die Ausführung ſeiner Pläne, und die wankelmüthigen Fürſten drohten von neuem ihn zu verlaſſen.

Harret noch bis Morgen! — rief der Markgraf — Morgen müſſen wir ſiegen!

Seine Stimme hatte etwas furchtbar gebietendes und zuverſichtliches. Die Fürſten und Ritter verſprachen den Morgen abzuwarten.

Da winkte der Markgraf einen vertrauten Reiſigen zu ſich. Nimm Dir — ſprach er — eine Schaar Knechte und zieh nach dem Kloſter, das unſern der nächſten Stadt liegt. Dort fordre im Namen des Ritters Moricho von der Priorin das Fräulein Pauline, und führe ſie nach der Mühle von Eiſenbüttel. Dort ſoll ſie der Müller wohl pflegen, bis ich ſelbſt komme. Wenn die Priorin das Fräulein Dir weigert, ſo zeig' ihr dieſes Pergament: daraus wird ſie erſehn, daß Ritter Moricho Dich ſendet.

Mit einer wilden Zuverſicht ging nun der

Markgraf unter seinem kleinen Heer umher. Verwundert sah er, daß der anhaltende dichte Nebel nicht ihn selbst, sondern den feindlichen Truppen verderblich gewesen war. Er benutzte schnell ihre Unordnung, hinderte durch seine Stellung die Vereinigung ihrer Schaaren, und alle Fürsten sahen die unvermeidliche Niederlage des Feindes, die nur durch die eben einbrechende Nacht bis zum Morgen aufgeschoben ward.

Froher Jubel schallte durch das Heer, Alles rüstete sich, mit dem ersten Stral des Morgens die Schlacht zu beginnen. Da zog Markgraf Eabert von einem einzigen Knappen begleitet, still aus dem Lager nach der Mühle von Elsenbüttel.

Die Mühle rauschte mit allen ihren Gängen und der Sturmwind streute den Schaum, den die Räder in schnellem Umtrieb emporrissen, weit umher. Eabert schauderte fast zusammen, als er dem Knappen sein Roß gab, und nun mit dem Müller durch den sprudelnden Schaum, der ihn naß durchkältete, zwischen dem finstern Gewäl und Gebraus von

Rädern, Stampfen und scharfen Sägen hindurchschritt.

Ihr findet Alles bereit — sagte der Müller — auch der Mönch harret Eurer, aber die Braut sitzt drinn und weint. Sie fragt nach ihrem Vater, und ruft alle Heiligen zu ihrer Hülfe.

Egbert schritt stumm neben dem Müller her, der jetzt eine Thür öffnete. Pauline trat in aller Glorie der leidenden Schönheit ihm entgegen. O Herr Markgraf — klagte sie — Euch führt mein Engel her. Nehmt Euch einer Unglücklichen an, die schändlich aus ihrer Freistatt, vom heiligen Altar weggeraubt wurde! Schützt mich, führt mich zu meiner Mutter Klara zurück.

Ihr seid im Irrthum, schöne Pauline — erwiderte der Markgraf — wenn Ihr Euch entführet glaubt. Ihr seid unter dem Geleit meiner Reisigen hieher gekommen, ich selbst bin es, der um Eure Hand wirbt, ich hoffe, Ihr werdet mir Euer Jawort nicht versagen.

Starr von Entsetzen hörte Pauline diese Rede an.

Ich liebte Euch vom erſten Anblick — fuhr der Markgraf fort. — Sollte Euch die Priorin nicht von meiner Werbung um Euch geſagt haben? Dieſe Nacht iſt unſre Verbindung. Die nächſte Morgenſonne begrüßt Euch als Markgräfin, die Abendſonne vielleicht ſchon als . . .

Als Leiche! — fiel Pauline voll Verzweiflung ein — Hofft nicht, mich zu beſitzen! Ihr ſeid ein Räuber; wie könnt Ihr mich wegführen, und mir von Verbindung ſprechen, ohne Gegenwart und Einwilligung meines Vaters? Ich fordre, daß Ihr mich augenblicklich in mein Kloſter zurückgeleiten laſſet.

Euer Vater, ſchöne Pauline — entgegnete der Markgraf — kennt und billiget meine Wahl. Ueberzeugt Euch ſelbſt. Würde er mir dieſe Pergamente anvertraut haben, ohne die Euch die Priorin nimmermehr ausantworten durfte?

Pauline erblaßte. — So laßt mich — ſprach ſie — meinen Vater ſehn. Ich will ihn beſchwören mein Unglück nicht zu bereiten. Er wird das Verderben ſeiner Tochter nicht wollen.

Ihr werdet ihn sehn — erwiderte der Markgraf — doch erst als Markgräfin. Jetzt entschließet Euch. Die Zeit ist kurz. Der Priester wartet.

Der Mönch trat herein. Vergebens rief Pauline laut um Hülfe. Der Sturm und das Gebraus der Räder übertäubten ihre Stimme. Vergebens rang sie mit dem Markgrafen um die Flucht, die Kräfte wichen von ihr, sie sank ermattet zu Boden. In dem Augenblick der Erschöpfung sprach der Mönch den furchtbaren Segen über diesen entsetzlichen Bund.

Der Markgraf wollte nun seine Gemahlin umarmen, aber mit neuer, erhöhter Kraft stieß Pauline ihn von sich. Alle Heilige nehm' ich zu Zeugen — rief sie, indem sie sich aufrichtete — daß ich diesen Bund verfluche! Gott hat einen Greuel an solcher Gewaltthätigkeit, und, so wahr sein Auge sie erblickt, so wahr wird seine Rache auf Euch fallen.

Der blutroth aufgehende Mond warf eben seine ersten Strahlen auf Paulinens Angesicht, das furchtbar ernst, wie das Antlitz einer

Rachgöttin gegen den Markgrafen gerichtet war. Er ſchien erſchüttert, und nahte ſich ihr mit bittenden Worten.

Zurück! — rief die Zürnende nochmals — Vollendet Euren Frevel nicht! Wißt es denn, mein heiligſtes Geheimniß, hört es und wagt es dann, wenn Ihr gegen die Natur ſelbſt frevein wollet, mich zu berühren. Ich bin die Geliebte, die Verlobte Eures Sohnes!

Der Markgraf war erblaßt. Er glaubte ſein Geheimniß an Paulinen verrathen. Jetzt, da er das ihre vernahm, erglüht' er vor Zorn, und in ſelbſtvergeſſener Uebereilung rief er: Wie, Unglückliche? Verbrecherin! Du liebſt Deinen Bruder?

Meinen Bruder? — wiederholte Pauline, und ihr Blut erſtarrte vor der Ahndung eines finſtern Abgrundes von Geheimniß. — Meinen Bruder! Wer iſt denn mein Vater?

Der Markgraf bebte und wankte zurück. Er hatte das Wort geſprochen. Sein Zuſammenſinken und die Todesbläſſe auf ſeinem Geſicht verrieth alles der ſchaudernden Pauline.

Gerechter Himmel! — ſchrie ſie, die Hände

empor ringend. — Dieser also, mein Vater! und er weiß es! o Gott, er weiß es!

Mit Blitzesschnelle flog sie aus dem Zimmer der Greuel, um sie brausten die Räder der Mühle und mengten Dunkel und sprühenden Schaum im Mondschein zu abenteuerlich wilden Gestalten, die ihr in den Weg traten und den Lauf hemmten. Verfolgend eilte der Markgraf ihr nach und rufte mit wilder Stimme die Braut. Schon faßte er auf der schmalen Brücke das Kleid der Fliehenden. Schützt mich, ihr Heiligen! rief die Verzweifelnde: mit Löwenkraft rang sie mit dem Verfolger. Sie riß sich aus seiner Umflechtung und ein gewaltiger Stoß stürzte den Taumelnden hinab, wo Flut und Räderwerk sich in den Raub seines Lebens theilten.

Der herzueilende Müller trug die bewußtlose Pauline aus dem Orte des Schreckens in ein entfernteres Gebäude. Auf seinen Ruf hemmten die Knechte das Räderwerk der Mühle, doch zu spät für die Rettung zog man den zerschmetterten Leichnam hervor.

Jetzt ward es auch von außen lebendig.

Eine Schaar Reiſige, die zu Heinrichs Heer ſtoßen wollte, zog bei der Mühle vorüber. Einige von ihnen begehrten Einlaß und Lebensmittel. Da fanden ſie den Leichnam des feindlichen Heerführers. Jauchzend zogen ſie mit dieſer Nachricht, die mehr ihnen galt, als ein Sieg, zu des Kaiſers Heer, und der Lohn, der ihnen dafür ward, ließ zweifelhaft, ob er der That, oder der Botſchaft davon gelten ſollte.

Pauline muſte nun auf die ſchleunigſte Flucht denken. Der zerſchmetterte Leichnam lag noch blutig auf ihrem Wege. Mit heißen Thränen des Schmerzes und der Verſöhnung ſank ſie neben ihm nieder und gelobte ein Kloſter zu ſtiften zu Büßung der ſchweren Schulden dieſer greuelvollen Nacht. Der Müller mit ſeinen Knechten geleitete ſie nach dem Kloſter zu der frommen Priorin Klara.

Vergebens bot Werner alles auf, die Geliebte noch einmal zu ſehen. Durch die Priorin erfuhr er alle Schrecken jener Nacht, die nun unwiderruflich ihn von der Geliebten, Schweſter und Mutter trennten. Verloren für

jede Freude des Lebens, suchte er die Ruhe im Kloster zu Hirschau, wo er als Bruder Hieronymus ein heiliges Leben führte. Paulina aber beschloß in dem gelobten Münster zugleich ein Denkmal ihrer unglücklichen Liebe zu errichten. Sie sendete Boten in das Kloster Hirschau und ließ um den kunstreichen Bruder Hieronymus bitten, der das Kloster nach seiner Einsicht bauen sollte. Hieronymus gedachte sogleich jener Klosterkirche, wo er die Geliebte zuerst gesehen hatte, und beschloß, den großen Kirchenbau auszuführen, den er damals im Geist sah, und den Pauline nach dem Bilde ihres Traumes so eifrig herzustellen wünschte.

Allwöchentlich kam nun der fromme Baumeister, und ordnete und trieb die Arbeiter, das Werk zu fördern. Aber wenn er zurückreisete in sein Kloster, kam die liebende Pauline und freute sich der Werke des brüderlichen Geliebten, betrachtete jedes und legte die Hände gleichsam segnend auf die Steine und Säulen. Das sahen die Arbeiter, und falteten andächtig die Hände, wenn die fromme

Pauline mit den Steinen und Werkstücken heimlich sprach und sie berührte. Kam dann der Baumeister zurück, nach der Arbeit zu sehn, so zeigten die Werkleute ihm die Stelle, wo die fromme Stifterin wie eine Heilige gestanden, und die Steine segnend berührt hatte. Da kniete Hieronymus nieder, wo sie mit ihren Füßen gestanden war, und küßte lange und oft die Steine, worauf ihre Hände geruht hatten, und die Arbeiter knieten mit ihm nieder, und beteten um Segen und um Gelingen zu ihrem Werk. Aber sehen wollten sich Hieronymus und Paulina niemals, denn sie gedachten beide des schweren Wortes, das Paulina zwischen sie und ihr Wiedersehn gestellt hatte.

Als nun das große Münster vollendet war, und weit umher geistliche und weltliche Herren herbei kamen, es zu betrachten, fehlte nur noch der Abt, der den Klosterbrüdern vorstehen sollte. Paulinen kam es zu, das Oberhaupt zu berufen, und sie wählte dazu den frommen Baumeister des Klosters, den Bruder Hieronymus in Hirschau. Der Sitte gemäß

und auf Zureden des Bischofes, zog sie zu Erhöhung der Feierlichkeit, selbst dem Abt' entgegen, um ihn einzuholen und in sein Kloster einzuführen. Zwar scheuete sie seinen Anblick, aber die Heiligkeit und Würde der Handlung schien ihr dieses Wiedersehn zu rechtfertigen: Sie ritt auf einem einfach geschmückten Zelter, die erste und demüthigste ihres Gefolges. Schon hörte man aus der Ferne den Chorgesang der Klosterbrüder, die den Abt geleiteten, schon stimmte Paulina's Gefolge dem Kommenden das Benedikus an, und das Volk, das von allen Orten herbeigeströmt war, sank auf die Knie, den Segen des Herannahenden zu empfangen. Schon hob der Abt segnend die Hände, da erblaßten Paulina's Wangen, ihre Augen starrten in einen tiefen Abhang des Felsweges hinab. Jetzt schwebte ein himmlisches Lächeln um ihren Mund. Vater — rief sie — Vater, versöhnt! Ein Engel hebt den Schleier der Schuld von uns. Ich komme, ich eile in die Arme des Vaters!

Ihr Roß scheuete, und die Reiterin Paulina sank in den Felsengrund. Man hob sie

entſeelt auf. Ihre Glieder waren zerſchmettert, aber unentſtellt, und vom Frieden des Himmels verklärt, lächelte ihr Angeſicht im Tode.

Sie ſtarb den leiblichen Tod ihres Vaters — ſagte die leiſe Stimme der Priorin Klara — aber wie eine Heilige.

Abt Hieronymus, auch Jerung genannt, führte nun den Leichnam der Entſchlafenen in das von ihr geſtiftete Münſter, und begrub ihn vor dem Altar des heiligen Kreuzes, und nach Jahren voll ſtillem Schmerz fand er an ihrer Seite die Ruhe des Grabes.

Dort hat nun, unter kalten Grabesſteinen
Die heiße Bruſt voll Liebe ausgeglüht,
Vergeſſen hat das Auge dort zu weinen,
Dort findet Troſt das duldende Gemüth.
In jenem Land, wo ſchlummernden Gebeinen,
Ein ſchöner Lenz des Glaubens neu entblüht,
Dort wandeln ſie, wo nichts die Liebe ſtöret,
Und ſich verbindet, was ſich angehöret.

II.

Die Gesellschaft sprach manches Wort der Theilnahme an Paulina's Schicksal. Die Fremde, welche sich ebenfalls Pauline nannte, war vorzüglich bewegt.

Paulina's Geschichte — sagte sie, zu mir gewendet — interessirt mich ungemein. Gründet sich Ihre Erzählung auf geschichtliche Nachrichten?

So viel mir bekannt ist — erwidert' ich — widerspricht wenigstens die Geschichte ihr nicht. Mein Freund, dem ich sie danke, schrieb sie auch, nicht ohne fleißige Forschung der Geschichte jener Zeit.

Wo lebt der Verfasser? — fragte sie mit gesenktem Blick, als fürchtete sie die Antwort.

Zuletzt in Frankreich — antwortet' ich ihr — er ward als tödtlich verwundet gefangen.

Besitzt er nicht ein Porträt von Ihnen? — fragte sie schnell und heftig.

Es war allerdings so, er hatte es selbst gemalt und ich mußte ihre Frage bejahen.

O, dann beſchwör' ich Sie, — fuhr ſie fort — ſagen Sie alles, was Sie vom ihm wiſſen. Sie waren ihm der liebſte ſeiner Freunde. Ihr Bild war oft ſein Troſt und er ſehnte ſich nach Ihrer Beruhigung, die ihm früher oft ſeine Leiden erleichtert hatte. An den Zügen dieſes Bildes erkannt' ich Sie ſogleich. Sprechen Sie, wo iſt Graf Werner?

Die Heftigkeit ihrer Frage erſchreckte mich, doch ſuchte ich mich zu faſſen.

Die letzten Nachrichten — antwortet' ich ihr — von meinem Freund — erhielt ich aus Beſançon. Freilich waren ſie traurig. Ohne Zweifel wiſſen Sie, daß er dort unter Aufſicht in einem ſtillen Wahnſinne lebt, der vielleicht nur mit ſeinem Leben endiget.

O, wollte Gott — rief ſie ſchmerzlich — es wär' ſo! Ich komme von Beſançon. Dort wird er vermißt, und nach aller Wahrſcheinlichkeit fand er ſeinen Tod in dem nahen Fluß. Ich hörte, als ich ihn ſchon lange als einen Todten beweint hatte, von ſeinem Zuſtande. Mehre Umſtände ließen mich hoffen, daß mein Erſcheinen günſtig auf ihn wirken werde. Ich

eile hin. Ach, zu spät! Wenig Tage vor meiner Ankunft war er seinen Aufsehern entschlüpft — ein Tuch, nah' am Wasser gefunden, bestätigt die schreckliche Vermuthung.

Uns Allen blieb kaum ein Zweifel, daß die Fremde, und jene Pauline, von welcher Theodor erzählt hatte, eine und dieselbe Person war. Man berührte mit aller Vorsicht die Geschichte ihrer Liebe, und suchte ihr glaublich zu machen, daß Werner vielleicht noch in jener Gegend umher irre, allein ihre Nachforschungen waren zu sehr mit aller Besorgtheit der Liebe unternommen, als daß man ernstlich eine solche Hoffnung hätte hegen können. Julius erinnerte sie hierbei behutsam an jenes übereilte Wort bei der Trennung, und wie auch hier der Bruch jenes Wortes in wunderbaren Zusammenhang mit dem Tode hätte kommen können, wenn nicht durch eine andre Wendung des Schicksals er selbst dem gefährlichen Wiedersehn entgangen wäre.

O, mich hätt' es treffen sollen, nicht ihn! — rief Pauline. — Ich sprach ja selbst jenes unbesonnene, frevelhafte Wort.

Man

Man suchte Paulinen, die von neuem in düsteres Nachdenken verfiel, von den trüben Erinnerungen zu entfernen, und wendete das Gespräch auf die Ruine, die jetzt von dem immer höher gestiegenen Monde auf das prächtigste beleuchtet war. Die Kühle der Mitternacht erinnerte uns aufzubrechen, und als uns der Weg durch den Garten längst der Säulenreihe dieser kirchlichen Ruine hinführte, und unsre Schatten an den Säulen wechselnd erschienen und verschwanden, scherzten einige in der Gesellschaft über die vorige gespenstische Erscheinung Paulina's.

Kaum aber traten die Ersten von der Gesellschaft durch die Gartenthüre in den ehemaligen hohen Chor der Kirche, als sie erschrocken und zweifelhaft zurücktraten. Eine Mönchgestalt in schwarzer Benediktinertracht kniete unbeweglich in betender Stellung an Paulina's Grabe.

Wir sind doch heute fast ausersehn, auf Phantome zu treffen — sagte Theodor — was mag dieses wieder seyn?

Er ging nach der Gegend zu, aber nach wenig Schritten erhob sich die Erscheinung und ein blasses Gesicht sah uns aus der Verhüllung an.

Das Mönchgespenst! — riefen Mehre, denen die frühern Erzählungen einfielen, und selbst Theodor schauderte zusammen und trat muthlos zurück.

Was geht denn vor? — rief Pauline, die sich in dem Garten verweilt hatte, heraustretend — Ach, das sind unzeitige Scherze!

Sie ging unwillig auf die Gestalt los, ihr die Verhüllung abzunehmen, aber kaum hatte sie in der Nähe das blasse Todtengesicht erblickt, als sie laut vor Schreck aufschrie und zu Boden sank. Die Mönchgestalt stand starr und regungslos neben ihr.

Der Trieb zu helfen überwand hier die Furcht. Wir eilten hinzu, die Ohnmächtige aufzurichten, vor der, wenig Schritte entfernt, die bleiche Gestalt noch immer bewegungslos stand. Pauline! — rief jetzt ihre Begleiterin, und Pauline! wiederholte des schwar-

gen Mönches dumpfe Stimme. Vorgebeugt und die Leblose anstarrend, rief die Erscheinung nochmals mit entsetzlicher Mischung von Freude und Grausen den Namen der Ohnmächtigen, und sank dann neben ihr zu Boden.

Der Schreck fesselte uns nur auf Augenblicke die Sinne. Wir bemühten uns die furchtbare Mönchgestalt von Paulinen zu entfernen. Sein Gesicht war durch die Anstrengung des Falles mehr enthüllt. Wo bin ich? fragte er, wie aus einem Traum erwachend, und Theodor und ich erkannten Stimme und Züge unsers Freundes Werner.

12.

Während der Bemühungen Paulinen in das Leben zurückzurufen, enthüllte sich auch das Räthsel von der unerwarteten Erscheinung des Grafen Werner. Seine Schwermuth war immer mehr in stillen Wahnsinn übergegangen und die Nachrichten von den fehlgeschlagenen Versuchen der Deutschen sich von der französi-

schen Herrschaft zu befreien, hatten in Verbindung mit seiner unglücklichen Liebe, Gemüth und Besinnung ihm fast völlig zerrüttet. Doch hatte sich die Vorstellung, daß er einen Sieg zu Befreiung seines Vaterlandes erfechten werde, immer in ihm lebendig erhalten. Jetzt waren ihm, wie er erzählte, in seinem traumähnlichen Zustande, Bilder von siegenden deutschen Heeren erschienen, die stets ihn aufforderten, mit ihnen zu kämpfen. Ohne deutlich zu wissen, wie? war er ihnen gefolgt. Wie er zu seiner Mönchstracht gekommen, wie er seit seiner Entweichung aus Besançon sein Leben erhalten, war ihm selbst ein Räthsel. Die Vergangenheit lag wie ein verworrner Fiebertraum hinter ihm, er konnte nicht unterscheiden, was der Wirklichkeit angehörte, und was leeres Bild des Wahnsinns war. An die Ruine von Paulinzell hatte ihn ein dunkles, unbeschreiblich seliges Gefühl gebunden, er kannte sie nicht während seines Wahnsinnes, und nur jetzt bemerkte er das sonderbare Zusammentreffen, daß eben diese Ruine, die selbst seinen Wahnsinn

mit Erinnerungen aus glücklichern Zeiten durchglänzte, nun auch die Entwickelung seines Schicksales herbeiführte.

Pauline athmete noch einige Tage in bewußtloser Betäubung, aber keine Kunst der Aerzte konnte sie dem Leben erhalten. Die Gewalt der Ueberraschung hatte sie getödtet, und ihr eignes, früher gesprochenes Wort gegen das Wiedersehn bewährt. Dieselbe Gewalt des Unerwarteten hatte ihrem Geliebten die Besinnung zurückgegeben, aber, grausam genug, zeigte ihm das Schicksal die Geliebte in dem Augenblick, wo sie für immer ihm entrissen ward, und gab ihm mit der rückkehrenden Besinnung nur die Empfänglichkeit für den Schmerz des Verlustes.

Wir sehn uns bald wieder, — sprach er, wenn seine Freunde mit ihm klagten — und dann bring' ich ihr, statt des Myrtenkranzes, den deutschen Siegeskranz von Eichenlaub.

So eilte er zu den preußischen Fahnen: Die Verlängerung des Waffenstillstandes, die so manchem Gemüth den letzten Hoffnungsfunken

verlöschte, schlug ihn nicht nieder, eben so wenig konnten die unglücklichen Tage bei Dresden ihm den Muth erschüttern. Die siegfrohen Bilder, die vormals seinen zerrütteten Geist erhellten, gingen wieder durch seine Träume, und oft hörte selbst der Wachende, wie aus weiter Ferne, Siegesgeläut und Triumphlieder gegen sich heranlönen.

Am blutigen Nachmittag des sechzehnten Oktobers stürmte er mit der tapfern Schaar Bülow's über Möckern her gegen Leipzig. Er sah den Sieg für die Sache sich entscheiden, an der sein deutsches Herz mit voller, liebender Sehnsucht hing. Immer feuriger riß sein Muth ihn vorwärts. Er sah die Feinde weichen. Die Triumphlieder seiner Träume klangen um ihn, und Glockengetön, wie von den Thürmen der nah vor ihm liegenden Stadt, hallte zu ihm her.

Sieg! Sieg! — rief der Begeisterte, immer vorwärts dringend. Da warf ihn eine feindliche Kugel vom Rosse. Seine treuen Kameraden trugen ihn unter einen Baum. Da

kam das Gerücht von dem Siege des Feindes zu dem Sterbenden und die Glocken, die jene Nachricht in der Stadt feiern mußten, schallten dumpf wie Todtenglocken zu ihm heran. Seinen Freunden schien auf Augenblicke der Muth zu sinken, aber der Sterbende feuerte sie von neuem zu thatenreichem Vertrauen an. Verzagt nicht — sprach er — Euer Siegruf wird bald kräftiger schallen. Fort in den Kampf! Mich laßt hier. Diese Glockentöne sollen mein Grabgeläut seyn.

Als mit dem Abend das Feld erkämpft war, traf man ihn entseelt, Paulina's Bild an seinen Mund gedrückt. In seinem Taschenbuche fand man diese Zeilen:

Hört ihr den bangen Angstruf jener Glocken?
Sie hallen mahnend durch der Schlacht Gedröhne:
Zu euch, ihr Krieger, sprechen diese Töne!
Zu schneller Rettung wollen sie euch locken.

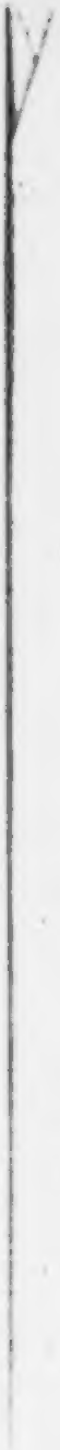
Auf, Brüder, kämpft voll Muth, stürmt unerschrocken,
Daß kein Tiramn mehr Gott und Recht verhöhne;

Kämpft, daß den Sieg Lorbeer und Palme kröne,
Und Jubel schall' in des Triumphs Frohlocken.

Ich kann den mächt'gen Schwerdtkampf nicht
mehr schlagen,
Des Lebens Blutstrom quillt aus tiefer Wunde,
Doch freudig wird mein Geist emporgetragen.

Entgegen tönt Gruß vom geliebten Munde,
Mein goldnes Morgenroth beginnt zu tagen,
Sieg, Freiheit, Liebe glänzt in heil'gem Bunde.

Die Hausehre.



In der bischöflichen Stadt Basel lebte um das Jahr funfzehnhundert und zwanzig ein junger Bürger, Namens Johann Wipper, seines Handwerks ein Schneider. Der fand viel Unlust an seinem Gewerbe und wäre wohl mit in den Krieg gezogen, wenn es darinnen mehr Sicherheit für Kopf und Leben gegeben hätte. Am liebsten wäre er ein reicher und vornehmer Herr gewesen, um die Hände in den Schooß legen und eines fröhlichen Treibens ohne Mühe und Arbeit genießen zu können.

Eines Tages, als eben ein festlicher Zug des Herrn Bischofs mit Pauken und Zimbeln durch die Straße ging, da überfiel den Meister Wipper der Unmuth dergestalt, daß er flugs Nadel und Scheere von sich that, und dabei also ausrief: Welch ein elender Mensch ich bin! Indeß die Thiere im Walde und die Vögel in der Luft sich gemächlich an dem schönen

Himmelsblau da draußen ergötzen und die Erzbischöfe mit ihres Gleichen gar darinnen herumkutschen und sich auf tausendfältige Weise erlustiren, muß ich in solcher räuchrigen Klause sitzen und schwitzen und am Kummertuche nagen! Alles, bis auf das Hochzeitkleid, das hier fertig werden soll, mahnet mich an die glücklichen Tage der Andern und an mein erbärmliches Schicksal. Ade, Hochzeitkleid, ich mag nichts weiter mit dir zu schaffen haben.

Hiermit legte er denn die Arbeit völlig bei Seite und gerieth obendrein auf den Gedanken an's Heirathen, der ihm je zuweilen den Kopf ebenfalls warm machte. Denn er war noch ein Junggeselle, der aber viel Neigung zum heiligen Ehestande in sich verspürte. Er war sogar einmal schon recht nahe daran gewesen. Wie er nämlich noch als Geselle lebte, verplemperte er sich mit Hedchen, der Tochter des Meisters, bei dem er arbeitete. Hedchen war auch wirklich ein hübsches, rührigs Kind, dazu nicht ganz bloß; denn ihre Aeltern hatten ein Häuschen mit einem Garten, und wohl noch ein zweites in ihrem Geldkasten liegen.

Allein, weil Hedchen Wappern zu Zeiten seinen Müssiggang und Hang zur Unordnung vorrückte, so dachte er eines Tages: Wahrlich, die Dirne zur Frau zu nehmen, das hieße sich eine Ruthe für Zeitlebens aufbinden! Und da brach er denn ohne allen weitern Vorwand mit dem armen Hedchen, das sich die Sache recht zu Gemüthe zog.

Oho, dachte er jetzt, es giebt noch andere und reichere Mädchen in Basel, als Hedwig ist, ich darf mir nur die Mühe nehmen auf eine auszugehen. Er schalt sich nun selber, daß er's nicht früher gethan hatte, da ihm wohl bekannt war, wie schon mancher faule Zetsig durch eine reiche Heirath zu Ruhe und Wohlstand gekommen. Er putzte sich auch auf der Stelle dazu so viel möglich heraus, und ging in der Stadt umher, was ihm schon allein viel besser, als das anhaltende Sitzen behagen wollte.

Meister Johann klopfte bei mehrern ehrsamen Bürgern an, deren Töchter gute Mitgiften zu hoffen hatten. Allein einige davon waren schon mit Liebsten versehen; andere hat-

ten von seiner Geschichte mit Hedchen gehört; andere wollten mit ihren Gedanken höher, als bis zur Schneiderwerkstatt hinauf und noch andern war etwas von dem unfleißigen Temperamente des Freiers zu Ohren gekommen. Denn wenn auch die jungen Töchter das über dem schmucken Ansehen des Meisters vergaßen, so wußten doch gemeiniglich die alten Väter ihrem Gedächtnisse darinnen nachzuhelfen, und so ging es zu, daß Johann Wipper überall mit einer langen Nase abziehen mußte.

Ei, dachte er da, muß es denn grade eine Stadtdirne seyn? Das Land hat wohl kernhaftere Hauswirthinnen, als jene sind, und wem der Spiegel so freundlich thut, als mir, der braucht wegen einer Hand voll Körbe noch nicht in's Wasser zu springen! —

Aber gar bald war er in den benachbarten Dörfern auch so weit gekommen, wie in der Stadt. Ueberall hatte er angefragt, wo Mädchen mit harten Thalern wohnten. Die Ursachen, die ihm in der Stadt die Körbe zugezogen hatten, galten auch auf dem Lande, und überdies mochten die hiesigen rothen und stammhaf-

tigen Dirnen den ſchlanken Schneidermeiſter für ihre Umſtände zu blaß und zerbrechlich finden.

Er kam daher einmal des Abends gar wild und übel aufgeräumt in ſein Dachſtübchen zurück. Die letzte Zeit über hatte er, im Vertrauen auf eine baldige, reiche Heirath, das Arbeiten für Ueberfluß gehalten und deshalb ſeine ganze Kundſchaft eingebüßt. Da ſtand der Schneidertiſch, der ihm ſonſt wenigſtens die Nothdurft geliefert hatte, und nichts darauf, als papierene Maaße, die ihn höhniſch zu fragen ſchienen, was er nun mit ihnen und mit ſich ſelber anzufangen denke?

Doch wohl endlich wieder eine Beſtellung! brummte er, als er anjetzt einen Brief auf dem Tiſche entdeckte. Aber der Brief war von ſeinem Hauswirthe, der ihn darinnen ſehr unfein um den ſchuldigen Miethzins mahnte, und den folgenden Morgen mit dem Früheſten da ſeyn und das Geld in Empfang nehmen, wo nicht, den ſaumſeligen Zahler aus dem Hauſe werfen, und das ſchlechte Geräth nebſt Werktiſch zurückbehalten wolite. Auch hatte er hinzugefügt: Was hälfe mir alle Nachſicht bei

einem liederlichen Wirthe, der statt seinem Gewerbe obzuliegen, den ganzen Tag in der Irre herumläuft und am Ende wohl gar noch als ein Dieb oder Mörder, nebst seinem Bischen Habe eingezogen wird? Denn ein Handwerk hat goldenen Boden, aber Müssiggang ist aller Laster Anfang! —

Meister Wipper war darüber so aufgebracht, daß er den Brief sogleich mit den Zähnen zerriß, und schon seine Scheere zur Hand nahm, um zu sehen, ob es wohlgethan sei, an ihr zu sterben. Allein, das kam ihm fast noch schwerer vor, als von ihr zu leben, da er schon kein fremdes Blut sehen konnte, geschweige sein eigenes. Ein Seil, das aus einem Winkel hervorlugte, würde ihm solchen Anblick erspart haben. Doch dachte er dabei an die Halsschmerzen, welche es verursachen möchte und verwarf auch diesen Ausweg.

Endlich fiel ihm noch eine Hoffnung ein, es war die auf Entdeckung eines Schatzes. Der ernste Wille, sagt man, soll so viel, ja alles können, rief er aus, und ich habe wahrlich den allerernstesten Willen, einen Schatz bald-

mög-

möglichſt aufzufinden! — Zwar wendete ihm ſein Gedächtniß ein, daß er die reiche Heirath gleichfalls ſehr ernſtlich gewollt habe. Indeſſen wo nichts zu verlieren iſt, da iſt auch nicht zu wagen, und weil ſeine betrübte Lage und der Gedanke an den Gaſt, der ſich ſo ungeſtüm für den folgenden Morgen ankündigte, ihm nicht einmal auf einen leidlichen Schlaf Ausſicht gaben, ſo nahm er ſeinen Wanderſtab wieder zur Hand und verließ abermals Haus und Stadt.

Im freien Felde fiel ihm zuerſt ein, daß er auch gar keine Muthmaßung habe, wo eigentlich der Schatz, auf den er ſo blindlings losgehe, zu finden ſei. Zwar hatte er gehört, daß dergleichen gemeiniglich unter ſolcher Erde liege, die weder Thau noch Regen treffen könne. Doch geſetzt, daß er nun auch ein ſolches Stück Boden fand, nach dem er überall vergebens umherſah, womit den Schatz heben, da er nicht einmal ein Grabſcheit bei ſich hatte, überdies, wie ihm nun erſt in die Gedanken kam, dazu gewiſſe, beſondere Gebräuche gehörten, die ihm gänzlich unbekannt waren?

Jetzt fiel es ihm wie ein Mühlstein auf's Herz, daß er wieder einmal etwas ohne Ueberlegung angefangen habe, und da er eben den Rheinstrom dicht neben sich sah, so würde er ohnfehlbar hineingesprungen seyn, wenn er nicht gedacht hätte, daß es ein erstaunlicher Unterschied wäre, Rheinlachse zu essen, oder sich von ihnen wohl gar essen zu lassen.

Die Furcht vor letzterm Ereignisse kam ihm aber grade zur rechten Zeit. Denn wie er jetzt in die Höhe blickte, so stand plötzlich ein Berg neben ihm. Der Berg hatte auch einen Eingang, doch war dieser mit einer großen, eisernen Thüre wohlverwahrt.

Meister Wipper erstaunte immer mehr, je länger er alles das betrachtete. Er konnte nämlich die Gegend, so zu sagen, auswendig, aber den Berg mit der eisernen Thüre gewahrte er heute zum ersten Male. Das, meinte er, gehe nicht mit rechten Dingen zu, glaubte auch bereits, daß der Berg vielleicht bloß seinethalben hingestellt sei. Er verzweifelte indessen schon, daß sein Scharfsinn den Weg hinein finden werde,

als auf Einmal die eiſerne Thüre ſich von ſelber aufthat.

War aber guter Rath ſchon zuvor theuer geweſen, ſo war er's nun erſt recht. Wenigſtens gab es tauſend und mehr Fragen, worauf Meiſter Wipper vor dem Hineingehen gern Antwort gehabt hätte, z. B. wer wohl den Berg hingeſtellt habe, wie die Gäſte darinnen behandelt würden und ſo weiter. Doch die mit unzähligen Kerzen erhellten Gewölbe, die er jetzt entdeckte, waren ſo ſchön und ſauber, daß er ausrief: Nein, ein häßlicher, unſauberer Geiſt kann hier unmöglich hauſen, und daß er meine Wenigkeit nicht verſchmäht, davon zeugt wohl das Aufſpringen der Thüre, weil ich ja, ſo hell der Vollmond auch ſcheint, in der ganzen Gegend keinen Menſchen weiter erblicke. In des Himmels Namen denn!

Gleichwohl ſah er ſich bei jedem Schritte weiter in die Höhle hinein auf allen Seiten um, ob vielleicht irgendwo etwas Unheimliches im Anzuge ſei. Auch wäre das bange Klopfen ſeines Herzens gewiß weit hinaus in die Nacht

erklungen, wenn das Schlottern seiner Knie solches nicht überboten hätte.

Wohl sechs Gewölbe mochte er bereits im Rücken haben, als er in einen von künstlichen Sonnenstrahlen beleuchteten Garten gelangte, den kein Maler so schön zu malen vermocht hätte. Da gab es Blumen und Früchte aller Jahreszeiten und aller Welttheile, und schon hatte er, fast ohne zu wissen, daß es geschah, seine Taschen mit Aprikosen, Kokusnüssen, Ananas und andern köstlichen Eßwaaren ziemlich vollgefüllt, als er erst daran dachte, daß ihm Niemand Erlaubniß dazu gegeben. Indem er aber noch in Zweifel stand, ob das Beste sei, das Hasenpanier zu ergreifen, oder nicht, da fiel ihm ein großer Marmorpallast in's Auge, und aus diesem heraus trat eine Jungfrau, so wunderschön, daß er wie bezaubert dastand, und schwerlich von der Stelle gekonnt hätte, wenn auch die unbeschreibliche Milde ihres Angesichts nicht gewesen wäre. Die Jungfrau trug eine goldene Krone auf ihrem Haupte, deren Glanz von dem hellgelben Haare ringsherum noch weit übertroffen wurde.

Meiſter Wipper war ſchon im Begriff, ihr zu Füßen zu fallen, als er mit tauſend Schrecken bemerkte, daß ſich dergleichen nicht thun ließ, maßen die Jungfrau keine Füße hatte, ſondern ihr Leib, was ihm zeither vor der gewaltigen Schönheit des Antlitzes entgangen war, in eine häßliche Schlange ausging, und ſich in mehrere Ringel aufrollte.

Sein Schrecken verſchwand jedoch, als jetzt ihre Stimme, lieblich wie der Klang einer Harfe, ihn alſo anredete: Gott zum Gruß, Fremdling! Allem Anſehen nach biſt Du wenig bemittelt. Da mir's nun an Gütern nicht ermangelt, ſo nimm ein kleines Willkommen von mir an. Dazu faßte ſie ihn bei der Hand und führte ihn vor eine große eiſerne Truhe.

Fürchte nichts! ſagte ſie, als bei dem Lärm, den ein Paar daneben liegende ſchwarze Ungeheuer erhoben, der Schneider ſich mit aller Gewalt loszureißen ſuchte.

Still! rief ſie den Ungeheuern zu und im Augenblicke wurden Lämmer aus ihnen, und ſchwänzelten um den Meiſter herum, der ſich

jedoch, trotz dem guten Anſcheine, den Rücken frei zu halten ſuchte.

Als nun die Jungfrau den Deckel der Truhe aufhob und ein unüberſehlicher Vorrath von funkelnagelneuen harten Silberthalern vor dem Schneider lag, da dachte der in ſeinen Gedanken: Wollte doch der Himmel, daß ich mir davon nach Gefallen einraffen dürfte! Und kaum gedacht, bekam er auch ſchon Erlaubniß hierzu.

Da war denn der Meiſter nicht faul und ſtopfte alle ſeine Taſchen voll; wobei er ſich nicht wenig ärgerte, daß die Früchte, mit denen er ſich beladen hatte, ſchon den größten Theil des Raumes einnahmen, den er, weit vortheilhafter, mit Silber hätte anfüllen können. Gleichwohl ſcheute er ſich, dieſelben von ſich zu thun und ſo zu zeigen, was er ungebührlicher Weiſe abgebrochen hatte.

Als nun ſeine Taſchen ſchon übervoll waren, und er immer noch ſich bemühte, Thaler hinein zu pfropfen, da ſagte die Jungfrau: Mit Maße, mein Freund, damit wenigſtens noch ein Plätzchen überbleibe.

Allein Meister Wipper versetzte mit Lachen: Wenn Ihr weiter keine Sorge habt, so laßt auch die. Gern will ich allen Raum in meinen Taschen Euern köstlichen Silbermünzen abtreten!

Nach Gefallen! sprach die Jungfrau, nur hüte Dich etwas von dem aus meinem Hause und Garten Genommenen wieder mit Vorsatz wegzuthun, oder zu verlieren. Denn die Erdgeister, die in diesen Räumen ärger als sonst wo schalten, legen dergleichen für Verachtung oder Vernachläßigung aus und könnten Dir leicht alles wieder abnehmen, ehe Du mein Gebiet verlassen hast. —

Hierauf führte sie ihn zu einer andern Truhe, vor der abermals schwarze, schnaubende Unthiere lagen, die jedoch, wie die ersten, flugs durch sie zahm und demüthig gemacht waren.

Aber wie erschrak Meister Wipper, als der Deckel aufging und eitel Goldmünzen ihm entgegen glänzten, auch die Jungfrau ihm dieselbe Erlaubniß, wie bei den silbernen, ertheilte. Der arme Schneider! Sein Lebelang hatte er das Gold nur dem Namen und Ansehn nach

gekannt, und vorhin gar nicht daran gedacht, am allerwenigſten aber, daß es für ihn gewachſen ſeyn könne. Nun hatte er doch die Warnung, ſich mit Silber nicht allzuſehr zu übernehmen, in den Wind geſchlagen. Seine Taſchen faßten durchaus nichts mehr; daher er denn, was er konnte, in die Fäuſte nahm.

Gräme Dich nicht, ſagte hierauf die Jungfrau, die ſeine Gedanken aus der Miene errathen mochte. Vielleicht können noch alle dieſe Schätze nächſtens Dein werden.

Mein? rief der Schneider aus, und die Freude brachte ihn ſo zur Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt, daß er ſeinen Arm um den Leib der Gönnerin legte. Aber ein Hieb mit dem Schlangenſchwanze und er ſchrie ſogleich vor Schmerz laut auf, ließ auch die Goldſtücke dazu aus der Hand fallen.

Da kribbelte und wibbelte auf Einmal ringsum alles von kleinen Erdgeiſtern, die mit den grimmigſten Geberden auf ihn zurannten, doch durch einen gebieteriſchen Wink der Jungfrau augenblicklich wieder davon gejagt wurden.

Sie gebot ihm hierauf die verlorenen Gold-

ſtücke ſorgfältig zu ſammeln, damit nicht in ihrer Abweſenheit die Kleinen ihre Gewalt doch noch an ihm auslaſſen möchten. Uebrigens fügte ſie, indeß er den Befehl ausrichtete, hinzu, giebt es vielleicht ein Mittel für Dich, auch, gleich mir, dieſes Geſindels Meiſter zu werden. Du mußt wiſſen, daß Ich die Tochter eines gewaltigen Königs bin. Ein fremder Prinz warb um meine Hand, allein ich erfuhr, daß er andere Liebeshändel hatte, und mit Trug und Liſt gegen die Weiber umging, daher ſchlug ich ihm alles rund ab. Zum Unglück aber iſt er ein Zauberer, und da hat er mich hierher entführt und durch ſeine Verwünſchung die untere Hälfte meines Leibes in ein abſcheuliches Unthier umgewandelt. In dieſer Geſtalt ſoll ich Elende ſo lange verweilen, bis ich mich entſchließe, ihm die Hand zu geben, oder bis ein reiner Junggeſelle mich dreimal geküßt hat. Die Nacht nach dem Vollmonde ſtellt ſich zu dieſem Ende gewöhnlich ein Berg hinaus, deſſen eiſerne Thüre in mein Haus führt und jedesmal aufgeht, ſobald ein Unverheiratheter ſich ihr nahet. Ach, ſchon ſind der jungen Leute

viel hier gewesen! Aber theils machten sie den Versuch, ohne dazu berechtigt zu seyn; theils haben sie sich davor warnen lassen. Denn solltest Du ebenfalls Lust zu Lösung meines Zaubers bezeigen, so muß ich Dir, wie jedem, voraussagen, daß wenn Du die Reinheit und Ehrlichkeit Deines Junggesellenstandes nicht gehörig in Obacht genommen hast, Du besser alle Versuche vermeiden magst, weil sie Dir dann nur große Ungelegenheit zuziehen könnten. — Dagegen verspreche ich Dir Hand und Herz falls damit alles seine Richtigkeit haben sollte. Von welch einem Stande Du seyn mögest, mein Purpur deckt alles Niedere auf immer zu, da ich die Erbin eines ungeheuern Reiches bin, und sogleich nach erfolgter Entzauberung Dich zu meinem Gemahl erheben werde.

Der Schneider war außer sich für Freude, denn schon war es ihm, als ob die Prinzessin mit allen ihren Kisten und Kasten und Kronen und Thronen sein eigen wäre. Er glaubte nämlich, die erforderliche Reinheit zu besitzen, machte auch sogleich Anstalt zum ersten Kusse.

Doch verbat er ſich zuvor alle Einmiſchungen des Schlangenſchweifes.

Beſorge nichts, antwortete die Prinzeſſin. Was vorhin geſchah, war Beſtrafung des Vorwitzes. Jetzt aber, wo es ernſte Dinge gilt, jetzt magſt Du ganz getroſt zum Werke ſchreiten und Dich nicht abſchrecken laſſen, wie viel Widriges Du auch während des Kuſſes an mir wahrnehmen ſollteſt.

Hierauf neigte denn Meiſter Wipper in aller Demuth und Beſcheidenheit ſeine Lippen nach ihrem Munde hinüber. Aber als ob die ganze Natur des untern, thieriſchen Theils ihres Leibes, plötzlich auch in den menſchlichen obern Theil übergehe, ſo verzog ſich bei dem Kuſſe das Geſicht der Prinzeſſin. Ihr Mund ging ſo weit auf, daß er ſich gar nicht mehr ähnlich ſah, und die Augen ſchoſſen Tigerblicke; dabei ſchlugen ſich die Hände gleich Krallen in die Schultern des Küſſenden, ſo daß dieſer ſeine Zuflucht zu einem andächtigen Vater unſer nahm, damit er wenigſtens die Seele ſichere, wenn es auch um ſeinen Leib geſchehen ſeyn ſollte.

Nach vollbrachtem Kusse war jedoch die Dame ganz das vorige liebenswürdige Wesen wieder. Sie freute sich eine Station bis zu ihrer Erlösung zurückgelegt zu haben, und äußerte nur noch mit Seufzen den Wunsch, daß die andern beiden ebenfalls bald und glücklich überstanden seyn möchten.

Meister Wipper, indem er jetzt die sanften, holden Züge ihres Gesichtes betrachtete, schalt sich nicht wenig wegen seiner Furchtsamkeit und machte hierauf zum zweiten Kusse alle Vorbereitungen.

Hatte sich aber schon das erste Mal der Geist des Ungeheuers auch über die menschliche Hälfte der Dame verbreitet, so war dies jetzt noch viel mehr der Fall. Die zwei Perlenreihen in ihrem Munde schienen dreimal so lang geworden zu seyn und fletschten über das ganze Gesicht herüber. Dazu rissen ihre Hände den armen, todtenbleichen Schneider dergestalt hin und her, als wäre er ein Pflaumenbaum gewesen, den ein Riese schütteln wollte, so daß er dasmal auch gar nicht wußte, ob der Kuß vorüber sei und er das Zeitliche bereits mit

dem Ewigen verwechselt habe, denn er fiel in eine tiefe Ohnmacht.

Als er darauf wieder zu sich kam, ergötzte ihn zwar der Anblick des lieblichen Angesichtes auf's Neue. Aber der kaum überstandene Schreck zuckte noch allzu heftig durch seine Glieder und es fiel ihm die Ungelegenheit ein, mit der ihm die Dame gedroht hatte, wenn er ein Unwürdiger seyn sollte. Da dachte denn unser Schneider also: Beim ersten Kusse war es schon schlimm genug, beim zweiten kam ich durch den fürchterlichen Anblick ihres Rachens und der Wuth, mit der sie mich zusammenrüttelte, in Gedanken bereits um's Leben. Wenn nun ihre Wuth das dritte Mal wiederum steigt, was bleibt ihr dann noch übrig, als mich wirklich zu zerreißen? Da hätte sie denn wegen der Ungelegenheit wirklich recht gehabt; denn ungelegener könnte mir schwerlich etwas kommen, als ein so böser, schneller Tod!

Zugleich überdann er sein zeitheriges Leben noch einmal und jetzt fand er, daß das Erforderniß, ein reiner, ehrlicher Junggeselle zu seyn, verschiedene Ausnahmen erleiden könne. Im

Fall man nämlich die Reinheit der Gesinnung in Anschlag brachte, so war es mit ihm nicht ganz richtig. Denn Hedchen hatte er das gegebene Wort wirklich nicht gehalten. Freilich bloß aus Furcht vor der Ordnungsliebe und den gewöhnlich sehr gerechten Vorwürfen des Mädchens. Die Sache blieb indessen immer, mochte der Grund auch seyn, welcher es wollte.

Zwar kränkte es ihn tief in der Seele, daß er das große Glück von der Hand lassen sollte. Aber besser ist doch besser! dachte er, sah die Prinzessin wehmüthig an und sagte: Ade, Allerschönste! Mit Eurer Ungelegenheit habt Ihr mir einen allzuargen Floh in's Ohr gesetzt.

Als er nun wirklich davon ging, so begann die Prinzessin zu weinen und zu wehklagen und sprach: Warum, Du loser Knecht, hast Du meine fürstlichen Lippen zwei Mal entweiht, wenn Du Dich zu schlecht fühltest, das große Werk auszuführen? Warum hast Du mich, die Dich so hoch zu erheben dachte, also tief erniedriget? Warum — —

Doch der Schneider aus Furcht, die Thränen und Vorwürfe der Schönen könnten ihn

wohl noch zum dritten Kuſſe verleiten, eilte ſo ſchnell hinweg, daß ihre letzte Frage gar nicht bis zu ſeinem Ohre drang.

Will froh ſeyn, ſagte er, daß ich Taſchen und Hände voll habe; will damit eine hübſche Einrichtung anfangen und Geſellen halten, die ſtatt meiner arbeiten, und mir's auf der Welt recht wohl ſeyn laſſen.

Kaum aber hatte er's ausgeredet, als auch ſchon um ihn herum ein erſchreckliches Getümmel von kleinen, höchſtens einer Spanne langen, Leutchen entſtand, deren einer ihm ein Goldſtück, das der Meiſter vorhin beim Wiederaufſammeln des Verlorenen überſehen hatte, vor Augen hielt, und ihn der Verachtung der unterirdiſchen Schätze zieh und deshalb zur Rede ſetzte.

Dagegen wollte denn Meiſter Wipper freilich vernünftige Vorſtellungen machen. Allein dieſe gingen den Bürſchchen zu einem Ohre hinein, zu dem andern wieder heraus. Sie beſtanden darauf, daß er Baarſchaft und alles aus dem Garten Genommene zurücklaſſe, und weil er ſich hierzu nicht gutwillig verſtehen wollte,

so arbeiteten sie sich von allen Seiten an ihm hinauf, als ob er eine Kletterstange gewesen wäre. Einige knippen ihn in die Waden, indeß andere nach Taschen und Schultern krochen und kratzten und stießen. Und wenn er einige abgeschüttelt hatte, so saßen gar bald noch einmal so viele an ihm und drückten und zwickten und krallten und hämmerten dermaßen auf den armen Kreuzträger los, daß er vor Schmerz laut aufschreien mußte. Und je mehr er schrie, desto mehr von dem kleinen Geschmeiß rannte herbei, um an dem Spaße Theil zu nehmen. Sie waren von allen Ständen und Altern und ganz wie die Menschen auf der Oberwelt beschaffen, nur daß sie eine überaus kleine, zum Theil winzige, Statur hatten. Besonders peinigte ihn einer in ritterlicher Tracht, der auf seiner Nase ritt und dazu von beiden Seiten mit den Sporen einhieb, als ob er in Einem Tage bis an's Ende der Welt zu reisen gedächte. Mochte auch Meister Wipper schütteln so viel er wollte, das Kerlchen war sattelfest wie kein Anderer und schien Zeit seines Lebens diese Art zu reiten betrieben zu haben.

Der

Der Schneider, der seiner Angst [illegible] mehr wußte, warf endlich in der höchsten Verzweiflung sämmtliche Goldstücke aus den Händen, leerte auch seine Taschen völlig.

Da ließen denn auf Einmal die kleinen Leute von ihm ab, machten große Kratzfüße, wünschten wohl zu leben und schlugen dazu ein so durchdringendes Gelächter auf, daß Meister Wipper es noch hörte, als er schon athemlos und erschöpft in die gewöhnliche Welt zurückgelangt war, wo der Mond der Sonne bereits Platz gemacht hatte.

Zu Hause bekam der Schneider einen harten Kampf mit dem Wirthe, der sich jedoch am Ende auf einige Wochen vertrösten ließ, weil er wohl einsah, daß aus dem Geräthe des Schuldners nur wenig oder nichts zu lösen seyn würde. Wovon aber die Zahlung dann machen; wovon bis dahin leben? In der Verzweiflung über die Pein durch die kleinen Leute, hatte er, nebst dem geschenkten Gelde, auch zugleich sein ganzes Bischen noch übriger, eigener Baarschaft weggeworfen. Dieser Verlust, verbunden mit den Merkmalen der ausgestandenen

Marter an seinem ganzen Körper und besonders an den von den Sporen aufgerissenen Backen überzeugte ihn auch, daß die Begebenheit kein bloßer Traum gewesen war, wofür er sie sonst wohl gehalten hätte.

Ach, wenn er seinen trostlosen Zustand bedachte, so verwünschte er's tausendmal, den dritten Kuß nicht gewagt zu haben. Traun, so rief er aus, jetzo möchte ich mich selber zerreißen von wegen des Hasenherzens, das mir zugefallen ist. Wollte doch Gott, daß ich niemals auf den Gedanken gerathen wäre, das trübselige Schneiderhandwerk zu erlernen! Denn zwischen Nadel, Scheere und Bügeleisen scheint der Fluch groß gewachsen zu seyn, der mir den Weg zu meinem Glücke vertreten hat. Ich konnte der Mann einer wunderschönen Fürstin werden! Und da steht der feige Schelm an, ein Leben daran zu wagen, das er entweder gar nicht mehr, oder doch nur in Schande, Elend und Kerker behaupten kann?

Der Gedanke machte den Meister ganz tiefsinnig und der nächste Vollmond war noch seine einzige Hoffnung, wo er sich ein Herz fassen,

den Berg wieder aufsuchen und den dritten Kuß zu Stande bringen wollte. Inzwischen sah er, wie er seinen Mund theils mit Borgen, theils bei Bekannten durchbrachte. Das Bild der schönen Prinzessin stand mit ihm auf und ging mit ihm zu Bette, bis endlich die Nacht anbrach, in der die leibhafte Prinzessin selbst an die Stelle des Bildes treten sollte.

Um ja nicht noch einmal unverrichteter Sache abzuziehen, predigte er seinem starkklopfenden Herzen ohne Aufhören von der Tugend des Muthes und dem Laster der Feigheit vor. Trotz dem aber rieselte ihm, als er ausging, um die Höhle aufzusuchen, ein ziemlich starker Schauer durch alle Glieder. Von den kleinen Leuten besorgte er zwar nichts, weil sie auch neulich, sogleich nach Empfange der unterirdischen Güter, ihrer Wege gegangen waren, desto fürchterlicher aber stellte er sich die Geberde der Prinzessin beim dritten Kusse vor. Er überwand jedoch alle Scheu und ging auf die ihm wohlbekannte Gegend grade zu.

Aber wer nicht da war, das war der Berg mit der eisernen Thüre. Nirgends entdeckte er

ihn, so daß er glauben mußte, die Prinzessin sei ihm völlig verloren und habe in der Verzweiflung über ihre trostlose, hülfsbedürftige Lage doch noch den Zauberer geheirathet, der ihr die Schlangenhälfte angehext hatte.

Meister Wipper stand jetzt wiederum auf dem Flecke, worauf er seit Kurzem schon verschiedentlich sich befunden. Eine benachbarte Buche streckte ihren stärksten Nebenast so tief zur Erde herab, als ob sie ihm zu einem bessern Leben den Arm reichen wolle. Wirklich hatte er auch bereits sein Schnupftuch zur Hand genommen und es um den Hals geschlungen, als sein banges Herz den Entschluß wie gewöhnlich entzweischlug.

Vielleicht war ihm dasmal unter andern auch der Umstand hinderlich, daß er in einiger Entfernung das Lachen der kleinen Leute zu vernehmen glaubte, worin er sie durch seinen Tod nicht bestärken wollte.

Ohne zu bedenken, daß dergleichen leichtfertiges Gesindel im Schlafe der Menschen oftmals den stärksten Einfluß auf diese äußert, legte er sich daher in's Gras nieder und gerieth

gar bald vor Ermüdung in ziemlich tiefen Schlummer. Da träumte ihm denn, daß die unterirdische Prinzessin, wer weiß durch welchen Zufall, statt des Schlangenschwanzes, vor der Hand vermuthlich nur erst zum Scheine, wieder Beine bekommen und aus Liebe zu ihm ihre Höhle verlassen habe, und sich in Hedchens Anzuge zeige, um ihm den dritten, gefürchteten Kuß zu erleichtern.

Obschon die Sache im Garten von Hedchens Aeltern vorfiel, auch das Mädchen der Prinzessin Züge nicht verläugnen konnte, bezeigte sie doch großen Unwillen, als der Meister sie bei ihrem vornehmen Namen nannte und sagte: Ich bin nichts mehr, als wofür ich mich ausgebe, und wer etwas anders in mir sieht, der mag mich mit seiner Anrede ungehudelt lassen.

Aha, dachte da der Schneider, vermuthlich will sie dich prüfen, ob du auch sie selber und nicht ihren hohen Stand allein liebest, und that daher von nun an ganz, als sei es Hedwig, vollbrachte den Kuß glücklich, und drang dann auf recht baldige Trauung.

Das größte Räthsel fand er darin, wie sie

grade an Hedchens Aeltern gekommen war, und daß diese sich die Sache so gutmüthig gefallen ließen und die Komödie so ohne Anstoß mitspielten, als ob die Prinzessin wirklich kein Mensch anders, als ihre Hedwig sei.

Das Hochzeitfest ging auch vor sich und Meister Wipper führte die Braut am Abend in seine geringe Wohnung. Am folgenden Morgen aber, als er erwachte, da sah er plötzlich alles verwandelt und die Prinzessin in Fürstenpracht neben sich, aus dem ebenfalls ein reicher Anzug einen ganz andern Menschen gemacht hatte. Die hohen, weithinlaufenden Wände glänzten von Gold und Elfenbein, und das erste Wort der Prinzessin war: Nun, Hänschen, bist Du mit mir zufrieden?

Die Antwort ward ihm jedoch durch das in demselben Augenblicke erfolgende Aufwachen erspart.

Nach so köstlicher Aussicht fand er sich unter der Buche, deren Leitung in ein besseres Leben er vorhin beinahe angenommen hätte, noch immer liegen, und seinen Zustand nur in so fern geändert, als immitteist der Morgen angebrochen war.

Der Traum war indeſſen dem Meiſter viel zu bedeutſam, um ſich ſeiner ſofort zu entſchlagen. Wie manchem, ſo tröſtete er ſich, hat das Glück nicht ſchon im Traume den Weg gezeigt, worauf es ihn zu finden denkt, und einen Verſuch iſt der Wink ſchon werth.

Mit Hedchens Aeltern war er freilich zerfallen, ſo daß ſie ſicher große Augen machten, wenn er ihre Schwelle wieder betrat.

Meinetwegen! Hat der Traum nicht gelogen, ſo ſind ſie auf alles vorbereitet, ſagte er, und ging graden Weges auf den ihm gar wohlbekannten Garten zu.

Durch ein Aſtloch in der Bretwand ſah er ſofort, daß ſich alles nach Wunſche verhielt. Er ſah die leibhafte Prinzeſſin in Hedwigs Anzuge vor einer Laube ſitzen und ſtricken. Da ihm noch in friſchem Andenken war, wie übel es ihm die hohe Perſon im Traume genommen hatte, als er ſie nicht ſogleich für Hedchen ſelbſt hatte halten wollen, ſo nahm er ſich vor, ihr dieſen Verdruß im Wachen zu erſparen, ging hinein und ſagte: Guten Morgen, ſchönes Hedchen! Alte Liebe roſtet doch nicht, und ich komme

jetzt, Dich wegen des Vergangenen um Vergebung zu bitten.

So, versetzte das Mädchen, nun Du allerwärts herum gefragt hast und überall mit langer Nase abgezogen bist, nun soll Hedchen doch wieder gut genug seyn? Nein, mein Schatz, daraus kann nimmermehr etwas werden.

Ei, dachte Meister Wipper, die spielt ja Hedchen so ohne Anstoß, daß, kennte ich ihr Gesicht nicht allzugut, ich selber irre daran werden würde! Je fester er aber überzeugt war, die Prinzessin vor sich zu haben, desto leichter wurden ihm die süßen Worte, so daß auch das Mädchen, trotz der gegebenen abschlägigen Antwort, gar bald anderes Sinnes ward, ihn selbst bei den Alten einführte, und diesen vorschlug, der frühern Unbilden keine Erwähnung zu thun. —

Lange war Meister Wipper nicht so wohlgemuth zu Hause angekommen, als dasmal. Ade, du Dachstübchen, ade, du trauriger Schneidertisch! rief er aus. Endlich sehe ich mich doch am Ziel meiner Wünsche; endlich werden meine Hände einmal die verhaßten Nadeln und Scheren entrathen können —

Um dieses Ziel noch mehr zu beschleunigen, ließ er auch gar nicht eher nach, als bis das Aufgebot in der Kirche geschah und alle andere Vorbereitungen getroffen wurden.

Hedwigs Aeltern schienen übrigens wirklich, so wenig als ihre Verwandten und Bekannten, zu wissen, daß sie ein ganz anderes Mädchen, als ihre Tochter vor sich hatten, die nach des Bräutigams Vermuthung unfehlbar durch Zauberkünste einstweilen aus dem Hause geführt worden war. Uebrigens nahm es Meister Wippern um so mehr Wunder, da die Prinzessin doch ganz anders als die Abwesende aussah. Im Betragen wußte sie sich übrigens der Schneiderstochter völlig gleich zu zeigen und hielt dem Bräutigam gar oft seinen Unfleiß vor, behauptend, daß er als ihr Ehemann ein ganz anderer Mensch werden müsse.

Freilich ein ganz anderer Mensch! pflegte er da lächelnd zu sagen, und konnte die Zeit kaum erwarten, wo er bis dahin gekommen seyn würde. —

Bei der Hochzeit ging es für die Kräfte der Schneiderfamilie gar hoch her, und als Wippert

Abends mit der Braut in seiner Behausung anlangte, da freute er sich schon kindisch auf das Erwachen und die Verwandlung am folgenden Morgen. —

Desto größer war sein Erstaunen, als er, wie es schien, von einem Gelächter aus dem Schlafe aufgeschreckt wurde, und zwar die Morgendämmerung aber auch Dachfenster und Schneidertisch, mit einem Worte: das ganze alte Elend um sich herum erblickte.

Das Gelächter schien sogar zuzunehmen und draußen vom Dache hereinzukommen. Sogleich sprang er aus dem Bette und nach dem Fenster. Allein ob er schon in den Worten: Prosit, Ew. fürstliche Gnaden! die ihm von draußen entgegenscholten, die Stimme des nämlichen kleinen Mannes, dessen Ritt auf seiner Nase ihm ewig in Andenken blieb, deutlich von den Uebrigen unterscheiden konnte, so gewahrte er doch nicht das Mindeste. Ohnstreitig waren die kleinen Leute in Nebelkappen, worin kein sterbliches Auge sie entdecken konnte, auf das Dach geklettert.

So lacht und schwatzt Euch meinetwegen satt! rief Meister Tripper, warf das Fenster

zu und legte ſich wieder zu Bette, in der Meinung, daß das neckiſche Geſindel ihn zu früh aufgeweckt habe, und das glücklichere Erwachen ſchon noch folgen werde.

Allein kaum mochte er wieder eingeſchlafen ſeyn, als ein heftiges Rütteln ihm durch den ganzen Körper fuhr. Nun, Siebenſchläfer, ſo rief ſeine Frau ihm zu, der Feſttag iſt vorüber, jetzt wird es endlich Zeit zum Arbeiten!

Da raffte ſich Meiſter Wipper jähnend auf und rieb ſich die Augen immer mehr und mehr, und der Mund blieb ihm offen ſtehen und die Schlafmütze fiel ihm vor Schrecken aus der Hand, als aller Zweifel verſchwunden war, daß er, ſtatt der Prinzeſſin, Hedchen ſelber zur Frau bekommen hatte.

Jetzt begriff er das Lachen der Kobolde, das ſich auf's Neue draußen vernehmen ließ, völlig. Erſt hatten ſie ihm den Traum zugeſchickt, und dann auch im Wachen ſein Auge ſo in der Bethörung gehalten, daß ihm Hedchen, die alle andere in ihrer wahren Geſtalt ſahen, fälſchlich wie die verwünſchte Prinzeſſin vorgekommen war.

Nun mußte er sich wohl in Alles ergeben, so sauer es ihm auch wurde. Für Arbeit hatte Hedchens Vater schon gesorgt und die Neuvereheliche ruhte und rastete nicht, bis er sich darüber hermachte und bis er nach und nach überhaupt die alte Arbeitsscheu ganz aufgegeben hatte.

Ein strenges Hausregiment führte sie freilich. Als Meister Wipper aber in der Folge einsah, daß er sich weit besser, als zuvor, dabei befand, und daß er ohne einen solchen Arzt schwerlich zur Ordnung hätte gebracht werden können, da vergab er's den kleinen Leuten recht gern, daß sie ihn mit der Prinzessin so zum Besten gehabt hatten, pflegte auch seine Frau am liebsten seine Hausehre zu nennen, weil durch sie wirklich ganz allein die Ehre seines Hauses und seines Lebens gerettet worden war.

Die Schuhe auf den Stangen.

Ein Schwank nach D. Martin Luther.

Als in der Höll' ein Satanas
Gähnend auf seinem Lehnstuhl saß,
Meint' er, es brächt' ihm wol Gewinn,
Thät' er einmal die Welt durchziehn;
Könnt' Einem den Weg zum Himmel verhegen,
Dem Andern ein Ei in die Wirthschaft legen.
So fuhr er durch das Höllenthor
Zum schönen Sonnenlicht empor.
Und wie er aus der Erd' gestiegen,
Sah' er eine Stadt groß vor sich liegen,
Da ging viel Volks Thor aus Thor ein,
Satanas denkt: ich muß auch hinein!
Streicht sich sein Horn dicht an den Schopf,
Lockt sich darüber den Tituskopf,
Dehnt seine Hosen weit und lang,
Daß niemand den Teufel merkt' am Gang.
Und weil ihn die Höllenglut schwärzlich gemacht,
Gilt er für fremd und wird hoch geacht't.
Am Thor war eine Kirch zu schaun,
Darein sich drängen Männer und Frauen.

Satanas mischt sich unter die Leut,
Fragt, was das Drängen zur Kirch bedeut'?
Der Kirchner ihm höflich nun vermeld't:
Das bedeut' einen großen Sieg im Feld,
Und weil das Volk dran zweifien wollen,
Sei das Te Deum anbefohlen.
Der Teufel lacht, tritt näher herbei,
Fühlt vor der Kirch nicht mehr viel Scheu.
Da sieht er Zettel angeschlagen,
Läßt sich auch die Bedeutung sagen,
Und vernimmt, daß Justiz und Polizei
Ueber das Recht noch sehr in Zweifel sei,
Drum dürfe keiner im Recht prakticiren,
Er könne denn Schwarz zu Weiß disputiren.
Und worüber einer zu streiten gedenkt,
Das werd' an die Kirchenthür angehenkt.
Lucifer freut sich über die Worte,
Lehnt sich nun gar an die Kirchenpforte.
Da kommt ein Wagen hergerannt,
Schöngemalt, mit sechs Pferden bespannt,
Wie der ist vor die Kirch gefahren,
Springen herunter Heiducken, Husaren,
Jäger, Lakaien, ein ganzer Hauf,
Reißen den Schlag dienstfertig auf;

Der Küſter treibt das Volk zum Weichen,
Daß der Herr bequem heraus kann ſteigen,
Der nickt gnädig, läßt ſich's gefallen,
Und bekommt den oberſten Platz von Allen.
Satan fragt, wie der Mann genannt?
Hört: es ſei ein Finanzer und Lieferant,
Der ſich der Kriegesnoth angenommen,
Wegen vieles Verdienſtes ſechs Orden bekommen.
Satan denkt: darf der in die Kirchen gehn,
Brauch' ich eben nicht hier außen zu ſtehn:
Geht hinein und ſiehet nun rings umher
Hinter Männern und Fraun kleine Luciſer,
Die heißen die Hübſchen und Jungen ſponſiren,
Die Alten und Scheußlichen mediſiren
Und winken und zeigens dem Urian,
Was jeder vor köſtliche Fänge gethan.
In Einem Stuhl nur ſitzen zwei
Wie Mann und Weib, und kein Teufel dabei.
Satanas ſchilt ſeine Leute deswegen,
Will ſelbſt zum Verführen die Hand anlegen,
Kommt als ein Wildfang hergebrauſt,
Wirft Dukaten und Thaler aus voller Fauſt,
Giebt Bälle, Bankette dem ſchönen Weib
Täglich zu Luſt und Zeitvertreib.

Bringt ihm das Alles doch wenig Frucht,
Sie bleibt zu Haus in Lieb' und Zucht.
Den Mann nun wählt er sich zum Ziel,
Läßt ihn schauen das hohe Spiel
Um Volk und Länder, um Leben und Ehr,
Meint, es könn' ihm fehlen nimmermehr;
Doch Jener lieber im Hause blieb,
Bei dem treuen Weiblein, und hatt' es lieb.
Satanas ärgert sich schwarz darum,
Läuft wie besessen im Feld herum.
Endlich ein altes Weib er fand,
Scheußlich von G'sicht, ganz grau von G'wand.
Und wie er kommt zu ihr heran,
Fragt sie, „womit sie dienen kann?
Weil sie nun wieder und wieder fragt,
Satanas seine Noth ihr klagt.
Die Alte spricht: Ist's das allein,
Da mußt du kein rechter Teufel seyn;
Zwei Liebesleute zusammen zu hetzen,
Braucht man sich nicht außer Athem zu setzen,
Heut herzt noch jedes seinen Schatz,
Morgen sind beide wie Hund und Katz.
Satanas freut sich, wie sie das spricht,
Streichelt der Alten das Hexengesicht,

Küßt Stirn und Backen ihr roth wie Mennig,
Verheißt ihr dazu einen goldnen Pfennig,
Brächt' ſie das Liebespaar in Haß.
Die ſchimpft: du filziger Satanas,
Um ſo einen Bettel und Kleinigkeit
Iſt dir keine Frau zu dienen bereit,
Zwar thu ich's nur mich zu amüſiren,
Doch du ſollſt nichts dabei profitiren,
Verſprich mir ein paar rothe Schuh!
Satanas lacht, und ſagt ihr den Handel zu.
Die Alte nun zum Weiblein geht,
Fragt, wie's um Haus und Wirthſchaft ſteht,
Findet überall, was nichts taugt,
Vermißt viel, was man nothwendig braucht,
Ohn' was zu Rom und zu Pareis
Keine Frau von Welt zu leben weiß.
Die Männer, ſpricht ſie, ſind zu genau,
Denken nicht an die Luſt der Frau,
Der Eine lebt ſelbſt gern in Saus und Braus
Und die Frau ſitzt einſam und hütet das Haus,
Ein Andrer denkt nur, wie er ſpare,
Und die Frau verliert die beſten Jahre.
Wie die Alte dem Weiblein den Kopf erhitzt,
Geht ſie zum Mann, der in der Arbeit ſitzt.

Spricht: ach, ihr armer geplagter Mann,
Wie strengt ihr doch Kopf und Hände an!
Kasteiet sogar den eignen Leib,
Spart euch alles ab für das liebe Weib.
Nun, wenn's die Frau nur recht erkennt.
Zufrieden ist, und nichts verschwendt,
Wie die Weiber es jetzt gar öfters machen,
Brauchen immer die theuersten Sachen,
Putzen sich schönstens für den Galan
Und die Rechnung bezahlt der liebe Mann.
Ich sage das nicht von euch, bewahre!
Eine gute Frau ist aber eine Rare.

Der Mann mit halbem Ohr erst horcht,
Endlich macht ihn doch die Rede besorgt,
Denkt, er will auf sein Liebchen achten,
Ob sie nach eitlem Prunk wird trachten,
Arbeitet dann noch bis Abends spät,
Und nun vergnügt zur Liebsten geht.
Wie er sie da zum Gruß will herzen,
Mag sie nicht freundlich mit ihm scherzen,
Hängt den Kopf nieder, wie ein Aglei,
Erzählt, daß sie unwohl geworden sei.
Die Luft wär' jetzt gar kühl und feucht,
Der Anzug zum Frühjahr etwas zu leicht.

Man trage wol Tücher, groß, wie ein Mantel,
Doch so etwas wär' ein theurer Handel.
Der Mann zu solchen Worten nichts sagt,
Der Abend beiden nicht wohl behagt.
Am andern Morgen denkt der Mann:
Ich hab' meinem Lieb zu viel gethan.
Ein Weib, das also jung und schön,
Mag sich gern geputzt und bewundert sehn.
So geht er hin, kauft ihr ein Tuch,
Wie man's damals nach der Mode trug,
Heißt 's den Burschen tragen zu dem Schneider,
Der soll es packen bei andre Kleider,
Daß sein Lieb den Anzug fänd' bereit,
Sich um so mehr darüber freut.
Die Alte nun schnell zu dem Weiblein lauft,
Erzählt, wie der Mann ein Tuch gekauft,
Es hernach der Schneiderstochter geschenkt,
An die er sein Herz in Buhlschaft gehenkt.
Das arme tolle Närrchen glaubt,
Was der alte scheußliche Sack da schnaubt,
Befolgt den Rath, will auf der Gassen
Von einem Gecken sich führen lassen,
Daß der Mann selbst vor Aerger schau,
Wie Gleiches mit Gleichem vergilt die Frau.

Wie der Mann das ſieht, wird er ergrimmt,
Von ſeinem Lieb zornig Abſchied nimmt,
Können ſich Beide forthin nicht leiden,
In bittrem Haß von einander ſcheiden.

Das alte Weib kommt nun herbei,
Fordert ihre Schuh mit lautem Geſchrei,
Da ſtreckt Satan durch das Höllenthor
Zwei meilenlange Stangen hervor,
Auf jeder ein Schuh ganz feuerroth,
Und dazu der Alten dies entbot:
Nimm deinen Lohn von den Stangen da,
Doch meiner Hölle komm nicht zu nah!
Du triebſt wol ſelber den Teufel fort,
Verweilt' er mit dir an Einem Ort,
Denn was dem Satanas nicht gelingt,
Kecklich ein ſcheußliches Weib vollbringt.

Der ausgedacht hat dieſen Schwank,
Dem wiſſens die guten Frauen Dank,
Denn, wie die Männer hier auf Erden,
Nicht ſo gut, noch ſo ſchlimm als die Geiſter werden,
So iſt's auch eben in der Welt,
Nur umgekehrt, mit den Fraun beſtellt:
Die Guten viel beſſer als Engelein,
Die Böſen ärger als Teufel ſeyn.

Legende.

Der große Karl, der saß einmal,
Zu Worms in seines Thrones Saal
Und zwischen Grafen und Herren stand,
Dicht vor dem Throne, Herr Taland.

„Herr Taland, lieber Bruder mein,
„Ich muß in's Sachsenreich hinein,
„Muß dort, das heilige Kreuz zu rächen,
„Der falschen Götter Altar zerbrechen.

„Und bis ich solches Werk beendt,
„Führt ihr allhie das Regiment,
„Damit — Gott gebe das in Gnade! —
„Kein Unheil meinen Landen schade.

„Daneben seid mit guter Wacht
„Auf mein Gemahl und Kind bedacht,
„Denn diese Lieben sind mir eben
„Das beste Theil von meinem Leben.

Als Hildegardis nun von fern
Fortziehn ſah den Gemahl und Herrn,
Und faſt ihr Aug' in Thränen brach,
Trat zu ihr Herr Taland und ſprach:

„O Dame, wie ich keine ſah,
„Was geht mir dein Geſchick ſo nah!
„Drum ſage, was zu dieſer Friſt
„Ein Troſt in deinen Nöthen iſt?

„Ich ſchafft' ihn dir, auch noch ſo fern,
„Und wär's vom Firmament ein Stern,
„Und wär's mein armes Leben gar,
„Ob deiner Ruh gäb' ich's fürwahr."

„„Was hätte mit dem Leben dein,
„„Herr Taland, wohl mein Troſt gemein?
„„Mein einziger Troſt, mein einziger Stern
„„Zog fort mit dem Gemahl und Herrn.""

Als ſie nun nimmer nicht vergißt,
Daß der Gemahl beim Feinde iſt,
Und Herr Taland mit Liſt und Mühen
Sie ſtrebet von ihm abzuziehen;

Als nun, die Frau so tugendlich,
Herr Taland überall beschlich,
Und ihres Herzens fromme Huld
Verkehren wollt' in arge Schuld:

Da lud die Treue ihn zum Schein
In ein geheim Kloset hinein,
Entschlüpfte drauf und hielt den Bangen
An diesem dunkeln Ort gefangen.

Doch kaum erschallt der Kunde Ton,
Der Sieger kehrt nach seinem Thron,
So läßt, vor Freude mild und groß,
Die Königin den Argen los.

Und als er so der Haft entrann,
Und drauf das freie Feld gewann,
Eilt er unter wilden Herzensschlägen
Alsbald dem verrathenen Bruder entgegen.

„Mein Herr und König, ach verzeiht,
„Wenn ich statt Wonn' euch bringe Leid,
„Wenn jetzt das Unheil aus meinem Munde
„Vergiftet des Sieges süße Kunde."

„„So sprecht, Herr Taland, doch sogleich,
„„Welch Unfall traf mein armes Reich,
„„Oder wohl gar mein liebes Gemahl,
„„Oder mein Kind, oder alle zumal?““

„Nicht Reich, noch Kind! Zu dieser Stund
„Ist beides, Herr, stark und gesund,
„Aber, o dürft' ich doch nimmer sprechen,
„Von dem verruchten, schwarzen Verbrechen!“

Schon wacht des Königs ganzer Grimm:
„„Sprich, Unglücksbote!““ zürnt er ihm,
Und was auch Talands Gewissen sagt,
Die schuldlose Gattin wird angeklagt:

„Sie habe verletzt der Treue Band,
„Gesündigt frech an König und Land,
„Und daß kein Hüter ihr Aug bewache,
„Verschlossen Herrn Taland im finstern Gemache.

Und Karl befiehlt in Zorn entbrannt:
„„Die Buhlerin, sie sei verbannt,
„„Und daß ihr Blick ferner dem Frevel nicht tauge,
„„So raubt auf immer das Licht ihrem Auge!““

Wie drauf Herr Karl auf ſeinem Schloß
Erſcheint, da iſt die Luſt nicht groß,
Denn Hildegardis Mißgeſchick
Betrübet jeden guten Blick.

Noch fühlen all' ihr herbes Leiden
Als ſie vom Kinde mußte ſcheiden,
Und durch den Spruch, den Karl gefällt,
Hinausziehn in die fremde Welt. —

Inzwiſchen wankt in düſterm Sinn
Die tiefgebeugte Königin,
Das Herz beim Kind und dem Gemahl,
Der Gränze zu und neuer Qual.

Die niedern Knechte, ihr Geleit,
Bedenken jetzt in Traurigkeit,
Zum erſten Mal, daß um zu enden,
Sie ihr die Augen ſollen blenden.

„O Gott, ruft ihre Dienerin,
„So richteſt du die Tugend hin!"
Doch jene zürnt: „„Mit Gott kein Rechten!""
Und wendet mild ſich zu den Knechten:

„„So nehmt denn dieſes Auges Licht,
„„Seitdem das Liebſte mir gebricht,
„„Erregt die Erde mir nur Schmerzen,
„„Den Himmel ſchau' ich mit dem Herzen!""

Allein das Auge, wie verklärt,
Das nach den Knechten hin ſich kehrt,
Macht, daß das Herz der Harten zagt,
Und keiner ſie zu blenden wagt.

„Lebt wohl, Frau Königin, wir gehn,
„Mag auch, was will, mit uns geſchehn;
„Das hohe Licht des Himmels ſpricht
„Aus Euerm Blick, die Erde nicht."

„„Sieh Gottes wundervolle Hand!""
Sagt ſie, zur Dienerin gewandt,
Und nimmt vereint mit ihr den Pfad
Gen Rom nun hin, der heiligen Stadt.

Doch Karln, dem König, fehlt die Ruh
Und Herrn Talando auch dazu.
Ja, dieſer Arge büßt den Schein
Der Augen nun von ſelber ein.

Umsonst ist aller Aerzte Fleiß.
Da zieht er, wie auf Gott's Geheiß,
Zu baden in des Segens Strom
Mit seinem Bruder Karl gen Rom.

Und siehe da, kaum sind sie hier,
So tritt die hohe Frau herfür,
Berührt den Blinden und sogleich
Umfängt ihn neu des Lichtes Reich.

Und vor ihr nieder sinkt Taland,
Und spricht: „So hat's der Herr gewandt!"
Bekennt freiwillig seine Schuld
Und fleht um Hildegardis Huld.

„„Das gilt dein Leben, arger Knecht!""
Ruft Karl; doch Gnad' ergeht für Recht,
Auf Hildegardis frommes Flehn
Darf er nur aus dem Reiche gehn.

Drauf durch des heil'gen Vaters Mund
Fleußt neuer Segen auf den Bund
Des hohen Paars, zu Gottes Ehr,
Den scheidet forthin keiner mehr!

Und zum Gedächtniß der Geſchicht
Hat Hildegardis aufgericht't
Ein Kloſter, welches hoch erhöht, *)
Zu Kempten dieſen Tag noch ſteht.

*) Campidona sola judicat ense, stola.

Das silberne Fräulein.

Okuli,

da kommen sie!

— rief der Oberforstmeister Huwald zur Thür herein — Rüstig! Brüderchen, mach' dich auf, das soll ein Fest werden!

Hast Du Briefe? — fuhr der Landrath Thalheim von seinem Armsessel auf — ist's gewiß?

Briefe? — fiel Jener mit lautem Lachen ein — das muß man Dir lassen, Du alter Diplomatiker hältst auf Ordnung. Der Sohn soll Dir wenigstens alle Wochen einmal aus dem Felde schreiben, und auch die Schnepfen notificiren Dir schriftlich ihre Ankunft. Weißt Du nicht, daß heut' Okuli ist? Okuli, da . .

Mit Deinen dummen Schnepfen! — unterbrach der Landrath verdrießlich.

Damm? meine Schnepfen? — schalt der Oberforstmeister — das sollst Du mir abbit-

ten, Herr Bruder. Jetzt mach' fort! komm! sie ziehen, Du sollst Deine Lust sehen.

Mir ist's nicht wie Schnepfen und Jagd — sagte der Landrath — da, sieh die Jammergesichter um mich her. Drei Wochen sind es, daß uns alle Nachrichten fehlen.

Und doch hört man von so bedeutenden Schlachten — setzte die Landräthin hinzu — Kann man da so ruhig bleiben?

Als ob ein Officier nichts mehr zu thun hätte — entgegnete der Oberforstmeister — als sich hinzusetzen, und an Vater und Mutter, oder an Braut und Schwester zu schreiben! Als ob Briefe, die durch Armeen gehen, nicht verloren werden könnten, oder aufgefangen!

Ach, das sind schwache Tröstungen — klagte Julie — Sollte denn nicht so viel Zeit bleiben, auf ein armes Blättchen Papier die zwei Worte zu schreiben: ich lebe noch und denke Eurer? — Nein! ein Mann liebt nicht, wie .....

Wie eine junge Braut! — fiel der Oberforstmeister ein — Nicht wahr, Töchterchen? Nun, mein Fritz soll sich hoffentlich bei

Dir rechtfertigen, oder ich vergesse, daß ich sein Vater bin, und liebe Dich selbst.

Wie Du nur so scherzen kannst — sagte der Landrath halb unwillig — Du hast selbst den einzigen Sohn im Felde, und bleibst ruhig, wenn alle Umstände sich vereinigen, uns mit den traurigsten Ahndungen zu erfüllen.

Ahndungen? — wiederholte der Oberforstmeister etwas ernst — was für Ahndungen?

Thalheim bezog sich wieder auf die ausgebliebenen Nachrichten, allein der Oberforstmeister merkte wol, daß nicht diese allein die ungewöhnliche Unruhe in der Familie hervorbrachten.

Nach einigem Hin- und Herreden erzählte der Landrath folgendes:

Du weißt — sprach er — daß Dein Fritz beim Abschiede meiner Tochter seinen Lieblingshund zurückließ, die Bianka. Das niedliche Thierchen war sonst schon manche Nacht bei uns geblieben, und Julie hatte oft ihre Freude, wenn er wol Stundenlang zuvor, eh' Dein Sohn kam, seine Nähe merkte, er wurde dann unruhig, kratzte an den Thüren, und wollte seinem

Herrn entgegen. Sie wartete und pflegte ihn denn auch auf's Beste und das Thier gewöhnte sich an sie, wie früher an seinen Herrn. Seit einigen Tagen aber wird der Hund ganz tiefsinnig, geht mit eingezogenem Schwanze herum, hat nirgends Ruhe, seufzt, stöhnt und fängt endlich an ganz kläglich zu heulen, so, daß wir ihn in ein Behältniß auf dem Hofe einsperren mußten. Heut' Morgen, wie der Jäger nachsehn will, hat das Thier ganz wüthend alles zerbissen und sich unter der Thür durch gearbeitet. Er mußte sich selbst bei dem heftigen Scharren verwundet haben, denn der Boden war überall voll Blutflecke. Ich habe gleich Leute nach ihm ausgeschickt, damit er keinen Schaden thun kann; aber meine Tochter findet nun darin ein Anzeichen, und glaubt, dem Herrn des Thiers müsse ein Unglück begegnet seyn, was der Hund durch sein Geheul angezeigt habe.

Warum nicht gar! — fuhr der Oberforstmeister etwas heftig auf — das treue Thier hat sich nach seinem Herrn gesehnt. Aber so macht Ihr's mit Menschen und Vieh. Wird einer von einem starken Gefühl ergriffen, das

Ihr nicht begreift, gleich soll es bei ihm rappeln. Im Freien wird's der Bianka schon besser werden, glaub' meinem Wort, und laß mir sie nicht etwa erschießen!

Ach, das ist auch nicht Alles — sagte Julie — Alle Nächte quälen mich die ängstlichsten Träume. Ich sehe meinen Fritz immer mit meinem Bruder zusammen, und Beide niemals in ihrer Uniform, sondern als Jäger gekleidet, und frisch geschossenes Wild in ihren Händen. Das bedeutet Blut und gefährliche Verwindung.

Der Oberforstmeister wollte über die Traumdeutungen lachen, aber die Stimmung der Familie war zu ernst und trübe, und Juliens glänzende Augen drängten jeden Scherz zurück.

Liebes Kind — sagte er freundlich ernst zu dem weinenden Mädchen — ich habe gewiß am wenigsten Ursache das Bedeutsame der Träume zu läugnen, oder gar zu verlachen. Ein Traum ist es gewesen, der meinem ganzen Leben Richtung und Gehalt gegeben hat Gott weiß, was ich ohne diesen Traum wär'. Deine Träume können eben so wol ihre Bedeutung haben, aber

muß denn grade ein gewöhnliches Traumbuch Ausleger Deiner Träume seyn? Ich spreche im Ernst, mein Kind. Du bist Braut, bist von Deinem Geliebten entfernt, zugleich voll Sehnsucht und Bekümmerniß um ihn. Dies Alles sind Dinge, die Deinen Geist aufregen, und auch Deine Phantasie lebhafter als gewöhnlich bewegen. Kannst Du denn jetzt erwarten, daß Dein Traum die gewöhnliche Sprache ruhiger Zeiten mit Dir sprechen werde, wenn Du auch wirklich an eine solche Traumsprache glaubst? Jetzt verletzet Dich ein gutgemeinter Scherz von Deinen Freunden, meinst Du denn, daß zur Zeit solcher Gefühle Dein Traum mit den gewöhnlichen ironischen Späßen der Traumsprache Dich verletzen werde?

Sie trösten mich recht gütig — sagte Julie — Wär' doch nur so viel Ernst und Ueberzeugung, als Güte in Ihrem Trost!

Ich sage Dir ja — fuhr der Oberforstmeister fort — daß ich durch mein eignes Schicksal mehr als Manche, und wol viel Andre berechtigt bin, über Traum und Traumdeutung und überhaupt über die geheimnißvolle Einwir-

kung der sogenannten Geisterwelt zu sprechen. Vielleicht wär' ich auch selbst jetzt weniger unbekümmert um unsre Abwesende, wär' ich nicht durch einen Traum über ihr Schicksal beruhigt.

Also doch bloß durch einen Traum! — wiederholte Julie.

Wunderliches Mädchen — entgegnete Jener — Beunruhigende Kraft willst Du Deinen Träumen einräumen, aber in ihnen Beruhigung zu finden, scheint Dir nicht schicklich! Nun ich sehe wol, wir schießen heute keine Schnepfen, und zu Haus mag ich auch nicht wieder reiten. Wollt ihr mir heut' ein Abendbrot vorsetzen, so erzähl' ich Euch zu Eurer Beruhigung meine Lebensgeschichte, die mit einem sehr angenehm erfüllten Traum anfängt.

Das Erbieten des alten Freundes, von dessen Leben und Schicksalen manches Wunderbare und Seltsame verlautet hatte, war Allen höchst willkommen. Man machte es ihm und sich selbst möglichst bequem, er schickte seinen Jäger mit Aufträgen zurück und der Theetisch vereinigte nun Erzähler und Zuhörer in einen freundlichen, vertraulichen Kreis.

Mein Vater — begann der Oberforſtmeiſter — beſaß keine Reichthümer, aber doch ſo viel Vermögen, daß ihm und mir, ſeinem einzigen Sohne, ein ſorgenfreies Leben geſichert war. Dabei hütete er ſich vor jeder Verſchwendung, und wenn ſeine Sparſamkeit meinen jugendlichen Meinungen nicht recht einleuchten wollte, ſagte er ganz trocken: „Mir iſt Unabhängigkeit lieber, als jedes andre Gut, und um unabhängig zu bleiben, muß man das Seinige zuſammenhalten. Ein altes Sprichwort ſagt: Beſſer Neider, als Mitleider.“ Wir blieben hierüber bis an ſeinen Tod verſchiedener Meinung. Ich hielt mich an das öffentliche Urtheil, das meinen Vater zu einem Krösus machte, und in dieſer Vorausſetzung fanden ſich Freunde in Menge, die mir gern mit dem ihrigen beiſtanden, wenn die Zahlungen meines Vaters meinen Wünſchen ſo wenig genügten, als den ihrigen. Ich hätte den Aufenthalt auf der Univerſität, wo ich ganz überglücklich lebte, gern verlängert, aber die Nachricht von meines Vaters plötzlichem Ableben rief mich nach Haus.

Ich hatte meinen Vater bei aller seiner Genauigkeit doch herzlich geliebt, und sein Tod schmerzte mich innig und weit tiefer, als die Aussicht auf die nun mein gewordenen Reichthümer mich erfreuen konnte. Ich verschob es von einem Tage zum andern, seine Papiere durchzusehen und mich von der Größe der Verlassenschaft zu unterrichten. Endlich mußt' ich doch an das Werk gehen, das für mich einen sehr unerwarteten Ausgang nahm. Die Durchsicht der Papiere war bald geendet, und ich fand, daß die in der Einbildungskraft so reiche Verlassenschaft in der Wirklichkeit kaum hinreichte, meine Gläubiger zufrieden zu stellen. Ich hatte oft gehört, daß die guten Freunde in dergleichen Fällen gewöhnlich zu bösen Feinden werden, aber so ein allgemeiner Satz hat eine ganz andre Gestalt, wenn man ihn hört oder liesst, als wenn man ihn selbst erfährt und erlebt. Dieses letzte war jetzt bei mir der Fall. Meine guten Freunde zuckten die Achseln, meinten, das hätte man doch nicht erwarten sollen, man habe sich doch wol in pekuniärer Hinsicht über den Seligen getäuscht, ich hätte

vorsichtiger seyn, und nicht auf bloße Vermuthungen meine Erwartungen gründen sollen, und was dergleichen Weisheitlehren mehr waren, die man wohlfeil von der Welt bekommt, wenn man die Veranlassung dazu erst theuer genug bezahlt hat. Wie oft fiel mir da meines Vaters wahres Wort ein: Besser Neider, als Mitleider! Indessen, es war nicht zu ändern. Meine kleine Erbschaft wanderte in die Hände meiner Gläubiger, die mir bewiesen, wenn ich etwas behielt, so verlören sie, was ich ihnen doch nicht zumuthen könne. Mein erster Entschluß war, irgend eine Anstellung zu suchen, aber die Unabhängigkeitsucht meines Vaters hatte ihm Feinde, und meine Verschwendung mir keine wohlwollenden Freunde gemacht. Man wies mich ab, oder gab mir leere Versprechungen. So war ich auf dem Wege russische Kriegsdienste zu suchen, um weit von meinem Vaterlande meine Beschämung zu verbergen.

In meinem ersten Nachtquartier hatte ich einen Traum, der, wie ich schon erwähnte, entscheidend für mein Schicksal ward.

Ich sah mich in den blühenden Anlagen

eines ſehr ſchönen Parks, den ich niemals im Wachen, ſehr oft aber in Träumen geſehen zu haben, mich erinnerte. Damals waren überhaupt die ſogenannten engliſchen Gartenanlagen in Deutſchland noch etwas ſehr ſeltenes. Hinter den herrlichſten Blumen und Blütenbüſchen ſah man das niedrige Moosdach einer kleinen Einſiedelei, von den rothen Stralen der untergehenden Sonne durch die ſchwankenden Zweige beleuchtet. Indem ich die Blumen betrachte, und mich beſonders an einer blendend weißen, ſehr gefüllten Roſe, wie ich noch niemals eine zuvor ſah, erfreue, öffnet ſich die Thüre der Einſiedelei, und ein Mädchen tritt heraus — nun, von mir alten Siebenziger müßt Ihr keine Beſchreibung von einem ſchönen Mädchen erwarten, kurz, ich ſtand im Traume wie angezaubert, und wußte nicht, war die Einſiedelei ein Gartenhaus oder eine Vorhalle des Himmels, wo eben ein Engel heraustrat. Zum Glück faßte ſie eine Gießkanne, die am Wege ſtand, und ging, ihre Blumen zu begießen, woraus ich denn ſchloß, daß ich eine Erdentochter vor mir ſah, aber auch die ſchönſte, die jemals unter

Blumen gewandelt hat. Sie trug ein schneeweißes Gewand, das aber ganz seltsam mit silbernen Sternen durchwebt war, als wollt' es damit auf eine andre, als die Wohnung auf Erden hindeuten. Jetzt ging sie bei mir vorüber, und nickte mir freundlich zu, aber in der Freude über den lieben Engelsgruß erwacht' ich.

Ich hatte niemals auf Träume etwas gehalten; dieser Traum aber war gar so schön und das himmlische Bild wich lange nach dem Erwachen nicht von meinen Augen. Indessen mußte ich an die Fortsetzung meiner Reise denken. Wie ich nun in der Gaststube noch mein Frühstück verzehre, hör' ich ein paar Fremde ganz entzückt von der herrlichen Rosa mirifica sprechen, welche in dem Bentheimischen Garten blühen soll. Ich war von jeher ein Blumenfreund gewesen, und jetzt um so neugieriger, die mir noch unbekannte Wunderrose zu sehen, da mir bei ihrer Beschreibung die weiße Blume meines Traumes einfiel. Man wies mich auf ein nicht allzuweit entlegenes Dorf. Hier fand ich einen prächtigen Garten, und was mich überraschte, einen großen Theil in dem, damals

neuen, sogenannt englischen Geschmack angelegt. Ich war entzückt von dem herrlichen Wechsel der Naturschönheiten, die sich bald in wilden Felsenmassen des Gebirges, bald in den anmuthigsten Blumenstücken und Wasseransichten des reizend gelegenen Thales darstellten, und ich hatte über die Menge seltener Blumen und Gewächse, die der Gärtner gern dem Bewundernden zeigte, fast meine Rosa unika vergessen, als dieser in einen Seitengang einlenkte. Hier muß ich — sprach er — Ihnen noch vor Sonnenuntergang die schöne Unika zeigen, die zum erstenmal bei uns blüht. Ich folgte ihm, und auf einmal sah ich mich in der wohlbekannten Gartenanlage meiner Träume. Die weiße Rose blüht vor mir. Seitwärts hinter blühenden Büschen hebt sich im rothen Abendlicht das Moosdach der Einsiedelei, und jetzt — die Thür öffnet sich, die himmlische Gestalt tritt heraus, schön und schöner noch als in meinem Traume, schneeweis gekleidet, nichts fehlte, als die silbernen Sterne am Gewande meines Traumbildes. Sie ergreift die Gießkanne und tränkt die Blumen auf ihrem Wege. Da raunt mir der

Gärtner zu: das Fräulein! Wir wollen sie nicht stören, sie ist Abends gern allein hier. Indem ich mit meinem Führer mich umwende, wird sie mich gewahr, eine Purpurröthe überfliegt ihr Gesicht und mit demselben himmlisch freundlichen Gruß, der im Traume mich entzückt hatte, verschwindet sie aus meinen Augen.

Wer auch Träume für nichts hält, als für leere Bilder, wird doch zugestehn müssen, daß ein so pünktliches Wiederholen des Traumes durch die Wirklichkeit höchst selten war, und meine Aufmerksamkeit erregen mußte. Mir schien ein näheres Verhältniß zwischen mir und dem schönen Fräulein durch den Traum angedeutet, und mein Wunsch schweifte schon aus dem dunklen Gebiet der Sehnsucht in das helle Land der Hoffnung über.

Von meinem Begleiter hörte ich nun, das schöne Fräulein hieße Adelheid und sei die Tochter des Baron Bentheim, dem das Schloß nebst der ganzen weitläuftigen Herrschaft gehöre. Der Garten in seinen schönsten Anlagen sei fast ganz ein Werk des Fräuleins, und ihr Bruder, welcher Major in preußischen Dien-

sten

sten und jetzt im Felde sei, schicke ihr von Zeit zu Zeit die schönsten und seltensten Gewächse. Ueberhaupt war der Gärtner unerschöpflich in ihrem Lobe. So schön sie auch sei, sagte er, so vergesse man doch selbst ihre Schönheit über der himmlischen Güte ihres Herzens. Vor kurzem habe sich ein sehr vornehmer General um ihre Hand beworben und das Fräulein habe auch ihrem Vater zu Liebe ihr Jawort gegeben, allein gleich nach der Verlobung sei alles durch einen seltsamen Zufall wieder zerstört worden. Der Bräutigam habe sein Wort zurückgenommen, darüber sich mit den Vater seiner Braut verunreinigt und ihn zum Zweikampf gefordert, sei aber kurz vor dem angesetzten Tage plötzlich gestorben.

Ich war neugierig den Grund dieses seltsamen Ereignisses zu hören, und der Gärtner erzählte mir nach [illegible] geheimnißvollen Weigerungen folgende [illegible]

An einem Abend, wo das Schloß eben mit einer Menge von Gästen, und außerdem noch mit [illegible]licher Einquartierung überfüllt war, fand [illegible] der General ein, und hatte die

Grille, das Zimmer, das man ihm in einem Nebengebäude für die Nacht anbot, auszuschlagen, und auf dem einzigen noch unbesetzten im Schlosse zu bestehn, das man das Fräuleinzimmer nannte, und seit langer Zeit nicht bewohnte, weil es wegen Beunruhigungen, die darin sich ereignen sollten, in üblem Rufe stand. Alle Erzählungen und Warnungen bewegten ihn nur zum Lachen und änderten seinen Vorsatz nicht. Endlich gab der Baron, der die Sache selbst nicht für so ernsthaft halten mochte, nach, und ließ seinem Gast für die Nacht das verlangte Zimmer einräumen. Was nun dem General in jenem Zimmer begegnet sei, wußte mir der Gärtner nicht anzugeben, er wiederholte mir nur die bereits erzählten Folgen dieses Vorwitzes, die allerdings die Vermuthung eines seltsamen Geheimnisses und die Neugierde, es zu ergründen, rechtfertigen. Ich bekam Lust, mich bei dem Baron anmelden zu lassen, allein dieser war eben in der Residenz, und nach einigem Besinnen fand ich, daß meine bedrängte Lage mir keine sehr günstige Aufnahme bei dem Vater einer Geliebten versprechen [illegible] und

beſchloß meine Reiſe fortzuſetzen. So ging ich nach der Stadt zurück.

Ich legte mich mit dem Wunſch nieder, wenigſtens im Traum noch einmal die ſchöne Erſcheinung zu ſehn, aber meine Unruhe verſcheuchte die Träume und den Schlaf. Pläne aller Art kreuzten ſich in meinem Kopf, der Traum und ſeine ſeltſame Erfüllung ſchien mich aufzufordern, ſelbſt einen Schritt nach dem ſchönen Ziele zu thun, ſo unerreichbar es mir auch vorkommen mußte. Ich beſchloß endlich nach mehren verworfenen abenteuerlichen Plänen mich dem Baron vorzuſtellen, und ihm unter einem angenommenen Namen meine Dienſte anzubieten.

Mit dieſem Vorſatz machte ich mich früh auf den Weg nach dem Bentheimiſchen Garten. Nach einigem Herumirren traf ich den Gärtner.

Recht gut — rief er mir zu — daß Sie noch hier ſind! Der Herr Baron iſt zurückgekommen, und Sie können ſogleich angemeldet werden.

Das Anerbieten überraſchte mich, und ich wollte es anfangs ablehnen, aber der Gärtner

sagte mir, wie der Baron schon gestern Abend nach dem Fremden, der sich in dem Garten umgesehn, gefragt, und sein Bedauern über den entbehrten Besuch geäußert habe. Er winkte dabei einem Gartenburschen, der bald mit der Nachricht zurückkam, daß der Herr mich erwarte.

Der Baron empfing mich sehr artig. Er sprach mancherlei über den neuen Geschmack in der Gartenkunst und hörte aufmerksam an, was ich ihm dafür und dawider sagte. Erst nach einigen Gesprächen fragte er mich, wie durch eine leichte Wendung veranlaßt, nach meinem Namen. Es ward mir, bei aller Vorbereitung doch glühend heiß, als ich meinen veränderten Namen Ewald herausſagte und erzählte, wie ich mich auf Kameralwissenschaften gelegt habe, und nun irgend eine Anstellung suche. Er schien dadurch erfreut, und gab mir auf sehr artige Weise zu verstehen, daß er einen Geschäftführer zu seinen sämtlichen Angelegenheiten brauche, und daß es bloß auf meinem Entschlusse beruhe, diese Stelle, wenn auch nur in Erwartung einer angemessenern, anzunehmen. Wir wurden bald einig, so schwer es mir auch ankam,

besonders den angebotenen Gehalt anzunehmen. Wer weiß, hätte nicht meine Weigerung über diesen Punkt mich verrathen, wär' nicht zum Glück eben Adelheid eingetreten. Ich sah sie wieder und schlug ein.

So war ich denn aufgenommen, und sah täglich den Abgott meines Herzens. Jeden Tag erschien sie mir liebenswürdiger. Ihr Wink regierte das ganze Haus, gleichwol mißbrauchte sie diese uneingeschränkte Gewalt, welche ihr Vater ihr einräumte, niemals, und wenn sie ja einmal ihren Willen gegen die Meinung Andrer mit Festigkeit geltend machte, so zeugte gewiß der Erfolg von der Richtigkeit ihrer Ansicht.

Ich hatte mich mit den Geschäften des Barons und mit der Oertlichkeit meines Aufenthaltes bald ziemlich genau bekannt gemacht, und verwaltete die mir übertragene Aufsicht zur Zufriedenheit des Besitzers. Adelheid half mir treulich mit ihrem Rath aus, wo meine Kenntniß nicht hinreichte. Nur viel Neuerungen in dem alten Schlosse durft' ich nicht verschlagen; in solchen Fällen brach der Baron kurz mit einem: Es mag vorjetzt noch bleiben.

ab, und ließ sich durch die besten Gründe nicht widerlegen.

Bei solchen Gelegenheiten fiel mir oft das Zimmer ein, wo, nach der Erzählung des Gärtners, Adelheid's Bräutigam von einer geheimen Macht sollte geängstet worden seyn. Niemand hatte mir etwas Bestimmteres, als ich schon wußte, davon erzählen können. Ein günstiges Ungefähr brachte mich endlich der Sache näher.

Der siebenjährige Krieg führte uns damals öfters Einquartierung zu. Das Schloß hatte Raum genug und diese Kriegsgäste waren zwar damals wie jetzt ungeladene aber in der Regel eben nicht unhartige Gäste. Einmal quartierten sich zwei junge Officiers bei uns ein, die um so willkommner waren, da sie sich als Bekannte des Sohnes vom Hause einführten, und erwünschte Nachrichten von ihm zu erzählen wußten: die Rede kam, ich weiß nicht wie, auf Gespenster, man bejahete und läugnete, wie es bei solchen Gesprächen geht; niemand hatte noch selbst etwas gesehn, und jeder mochte sich doch gern durch Augenschein überzeugen, ob es solche

Weſen gebe, von denen unſre Philoſophie ſich nichts träumen läßt. Endlich fällt einem von den beiden Officiers ein, von einem ſilbernen Fräulein gehört zu haben, das in dem Schloſſe umgehen ſolle. Der Baron weiſet die ganze Sache lachend zurück und erzählt ſelbſt einige Anekdoten von Erſcheinungen in dem Schloſſe, die ſich insgeſammt in eine Täuſchung durch Zufall oder Furcht aufgelöſet hatten. Allein der Officier, der vom Wein etwas erhitzt war, fährt mit der Frage heraus, ob denn jener Vorfall mit dem General auch Täuſchung geweſen ſei? Bentheim gerieth hier in ſichtbare Verlegenheit. Er konnte nicht läugnen, daß dieſe Begebenheit ihm unerklärlich ſei. Doch, fuhr er fort, kann hier nicht einmal von Erklärung die Rede ſeyn: mir wenigſtens hat der General niemals die Begebenheiten ſeiner Nacht entdeckt, und ich ſehe doch nicht die Nothwendigkeit, warum man eben auf eine Geiſtererſcheinung ſchließen muß.

Die beiden Officiers beſtanden nun darauf, dieſes Abenteuer ſelbſt zu unterſuchen. Der Widerſpruch des Barons und die ängſtlich-

keit Adelheid's machten ſie nur noch neugieriger. Denn — flüſterte einer dem andern zu — am Ende iſt es ein ſchönes nächtliches Abenteuer, was uns bevorſteht, wie man in Komödien und Romanen mehr dergleichen zu leſen findet. Ich erbot mich die Nachtwache mit ihnen zu theilen, und gab vor, gehört zu haben, dergleichen Abenteuer könnten nur von drei Perſonen zugleich glücklich beſtanden werden. Jene waren es zufrieden und Bentheim gab endlich ebenfalls nach. Er ſagte ſeiner Tochter ein paar Worte in das Ohr, und erinnerte ſie nach einiger Zeit, das verlangte Zimmer für die Gäſte in Stand ſetzen zu laſſen.

Bald nach aufgehobener Abendtafel entfernte ich mich mit den beiden Officiers, voll Erwartung wie das geheimnißvolle Abenteuer ſich zeigen würde. Die Gäſte fanden in dem ziemlich geräumigen Zimmer alles ſo, wie ſie es ſich erbeten hatten. Auf einem Tiſche lagen ihre mitgebrachten Waffen, mehre Lichter erhellten jeden Winkel, ein Sopha und einige zuſammengerückte Stühle waren auf den Fall der Ermüdung mit Matratzen und leichten Decken

beleßt, und in einer Wandnische ſtand ein fertiges Bett. In der Mitte war auf einem runden Tiſche Wein, Punſch und alles Zubehör aufgeſtellt, ein Sprachrohr lehnte in dem Fenſter, und eine groſſe Klingel ließ auch aus dem Hauſe ſelbſt im Nothfall Beiſtand herbeirufen.

Wir beſahen uns die ganze Einrichtung genau, beleuchteten jeden Winkel und unterſuchten Fenſter und Thüren auf das ſorgfältigſte. Dann ſetzten wir uns an den runden Tiſch, und indem meine beiden Gefährten ihren Muth aus vollen Gläſern fleißig anfeuerten, vertheilten ſie unter ſich die Rollen des bevorſtehenden nächtlichen Drama.

Mitternacht war nah, und alles blieb noch todtenſtill. Man hatte ſich ausgeſprochen. Einer von der Geſellſchaft nach dem Andern ließ die Augenlieder ſinken, man ermahnte ſich vergebens gegenſeitig zur Wachſamkeit. Umſonſt, der Schlaf behauptete ſein nächtliches Recht.

Jetzt erweckte uns plötzlich aus den ſchönſten Träumen ein ſtarkes wiederholtes Pochen. Wir fuhren auf, die Lichter brannten düſter.

Es war taghell um uns. Ein Bedienter trat herein, und fragte, ob die Herren allein oder in Gesellschaft der Familie zu frühstücken wünschten?

Etwas verdrießlich über die getäuschte Erwartung und ungewiß, ob wir das Abenteuer, oder ob das Abenteuer uns verfehlt hätte, erhoben wir uns. Wir erwarteten mit spöttischem Lächeln und mancher satirischen Bemerkung von der Familie empfangen zu werden, allein der Baron fragte bloß, ob wir in der Nacht beunruhigt worden wären, und auf unsre Erzählung, wie wir das ganze Abenteuer verschlafen, folgte nichts, als die trockne Bemerkung, daß es besser gewesen seyn würde, wenn wir den ganzen Vorwitz unterlassen hätten.

Die beiden Fremden wollten nun mancherlei über Geister und Geisterseher witzeln, der Baron hörte es einige Zeit ruhig an, endlich warf er, wie zufällig, die Frage hin: ob sie wol noch eine Nacht der Gefahr eines solchen Abenteuers sich aussetzen möchten. Die Fremden waren schnell mit dem Ja heraus und wollten fast die Frage übel aufnehmen, aber

Bentheim blieb gelassen. Ich habe Ihr Wort — sagte er — und nun bin ich schuldig, Sie vor allen Dingen mit einer kleinen Täuschung bekannt zu machen. Als Sie gestern Abend den Wunsch äußerten, in dem verdächtigen Zimmer meines Schlosses die Nacht hinzubringen, hielt ich Ihr Vorhaben für eine Anwandlung jugendliches Leichtsinnes. Es wär' vergebens gewesen, Ihnen noch mehr Gründe entgegenzusetzen, ich bediente mich daher einer, wie mich dünkte, unschuldigen List. Während Sie glaubten, das Geisterzimmer sei für Sie bestimmt, ließ ich ein andres Zimmer für Sie bereit machen, worin kein befremdender Vorfall zu erwarten war. Sie blieben deswegen auch ungestört. Seit gestern habe ich Ihren Muth näher kennen gelernt, und ich glaube Ihnen dieses Bekenntniß schuldig zu seyn, so wie die Versicherung, daß Sie die künftige Nacht, wenn Ihr Muth nicht durch den ersten Versuch erkaltet ist, in dem unheimlichen Zimmer selbst zubringen sollen. Prüfen Sie nun Ihre Unerschrockenheit, und machen Sie mich mit Ihrem Entschluß bekannt. Dieses muß ich noch hin-

zusetzen: was Ihnen auch immer begegnen könnte, glauben Sie nicht, daß irgend ein Scherz von mir oder den Meinigen mit Ihrer Herzhaftigkeit getrieben werde. Mein Ehrenwort bürgt Ihnen, daß Niemand, wer es auch sei, sich gestatten soll, Sie durch eine Täuschung zu schrecken oder zu beunruhigen.

Diese Erklärung machte einen sonderbaren Eindruck auf die jungen Abenteurer. Hier — das sahen sie aus dem ganzen Ernst des Barons — war wirklich etwas Unheimliches im Hintergrund, und ihre Phantasie hatte freien Lauf, sich in den furchtbarsten Regionen der Geisterwelt Schreckphantome zu bilden. Sie gestanden sich, daß ihnen die Herzen bänger schlugen, als selbst in der gestrigen Nacht, indessen wollten sie ihren früher bezeigten Muth nicht für Poltronnerie erklären, so mußten sie des Barons Anerbieten annehmen.

Ich erwartete dieses von Ihnen — sagte Bentheim — Sehen Sie indessen Ihr Wagstück nicht für unbedeutend an! Ich zweifle nicht, daß Sie in dieser Nacht von dem Daseyn geistiger Wesen Ueberzeugung erhalten wer-

den. Bereiten Sie Sich vor, mit voller Besonnenheit Allem zu begegnen, was sich Ihnen zeigen möchte. Näheres von den Erscheinungen in jenem Zimmer ist mir selbst nicht bewußt, der General, wie Sie wissen, hat Niemand offenbart, was ihm begegnet sei, und mir, wie meinen Vorfahren, war von unsern Aeltern zur heiligen Pflicht gemacht worden, niemals jenes Zimmer zu betreten.

Was man noch ferner über die unbekannten Erscheinungen sprach, konnte kein helleres Licht über die Sache verbreiten. Der Wirth spendete beim Abendessen den Wein mit ungewohnter Sparsamkeit, und entschuldigte sich, daß er auch für die Nacht nur dürftig gesorgt habe. Man fand seine Vorsicht den Umständen angemessen und wir entfernten uns nach dem verrufenen Zimmer.

Hier zeigten sich nun die Spuren langer Verödung unverkennbar, und der Unterschied zwischen diesem und unserm gestrigen Schlafzimmer war auffallend. Der Tisch mit drei Stühlen für die drei Gäste, mitten unter dem wenigen vermorschten alten Gerüll, bildete einen

unangenehmen Kontraſt, der das Unheimliche der ganzen Umgebung nur noch ſtärker hervorhob. In der Niſche eines vermauerten gothiſchen Fenſters ſtand ein ziemlich verwitterter Hausaltar, aus der älteſten Zeit, mit geſchnitzten Heiligenbildern. Das einzige Fenſter bot die Ausſicht in einen engen Nebenhof, in deſſen Gebäuden kein einziges Licht die Nähe eines Lebenden ankündigte.

Wir richteten uns indeſſen ſo gut als möglich ein. Die Flaſche Wein, die den Muth anfachen ſollte, war bald ausgeleert. Wir dachten uns nun die furchtbarſten Möglichkeiten aus, um die Wirklichkeit zu überbieten, und dann, auf das Schlimmſte gefaßt, dem Phantom ruhiger entgegen treten zu können. So kam die Geiſterſtunde heran. Ich rieth, alle Winkel nochmals genau zu unterſuchen, aber meine Gefährten waren nicht von ihren Sitzen zu bewegen. Ich ſchalt ihre Gleichgültigkeit gegen Dinge, welchen ſie vor einer Stunde noch mit Ungeduld entgegen ſahen, aber ſie kämpften vergebens mit der Gewalt des Schlafes, der ſie endlich gegen alle meine Bemühungen über-

mannte, und in unbezwinglicher Betäubung hielt.

Nun war ich so gut als einsam in diesem verrufenen Geisterzimmer. Der tiefe Schlaf meiner Gefährten schien mir nicht natürlich und erhöhte mir nur das Grauen, das in solchen Lagen wol den Beherztesten ergreift. Ich versuchte vergebens, gleich den Andern, den Schlaf herbeizurufen. Meine aufgeregte Phantasie scheuchte mich vom Sitz auf, und trieb mich unstet in dem öden Zimmer umher. Oft verwünscht' ich jetzt die unnütze Neugierde, welche mich angetrieben hatte, die Geheimnisse dieses Zimmers zu erforschen. Das geringste Knistern in den morschen, wurmstichigen Geräthschaften peinigte mich als Ankündigung nahender unheimlicher Schrecken, und kaum konnt' ich mich in solchen Augenblicken enthalten, das Zimmer zu verlassen, und die Nähe eines lebenden, wachenden Wesens aufzusuchen. Etwas beruhigend wurde mir ein matter Lichtschein, den ich jetzt durch das Fenster in dem vorher ganz finstern Theile des Schlosses bemerkte, und der mir durch seine Bewegung zu verrathen schien,

daß außer mir noch ein Wachender in der Nähe dieses furchtbaren Zimmers sich aufhalte, vielleicht vom Schloßherrn selbst aus Besorgniß für uns Abenteurer dahin bestellt.

Indem ich meines wieder belebten Muthes mich freute, hörte ich ein leises aber vernehmliches Klopfen. Ein kleiner Schauder, den ich aber schnell bekämpfte, hinderte mich, den nächtlichen Besucher sogleich zum Eintritt aufzufordern, und das Pochen ward etwas lauter wiederholt. Ich nahm ein Pistol unter den Arm und das Licht in die Hand, so ging ich nach der festverriegelten Thüre, um sie zu öffnen. Indem hör' ich hinter mir einen leisen Zuruf, und beim Umsehn erblick' ich eine weibliche verschleierte Gestalt, die so eben aus einer verborgenen Tapetenthür in das Zimmer tritt. An dem Sternschleier erkannte ich schon die Gestalt aus meinem Traume; jetzt schlug sie den Schleier zurück, und Adelheid steht vor mir, indem sie, mit auf dem Mund gelegten Finger, mir Stillschweigen gebietet.

Das Geheimniß des Zimmers sah ich nun enthüllt. Die Bangigkeit vor den Schrecken

der

der Geisterwelt war aber bei mir einer andern, nicht geringern, gewichen, die mir die Freude, die Geliebte in meiner Nähe zu sehn, sehr mächtig störte. Wie leicht konnten meine Gefährten von ihrem Schlaf erwachen, und welche Kette von Verlegenheiten mußte dann durch dieses seltsame Zusammentreffen für sie und für uns Alle entstehn. Ich äußerte ihr dieses, aber sie lächelte, und sagte: Sei ruhig, lieber Huwald, diese Schläfer stören uns nicht. Ich erstaunte, daß sie mich mit meinem wahren Namen nannte, sie bemerkte es und fuhr fort: Ferdinand, mir brauchst Du Deinen Namen nicht zu verheelen, ich will Dein Glück, es ist das meine.

Ich war entzückt über diese Worte und den vertraulichen Ton, in welchem sie mit mir sprach, und ich mußte mich sehr versehn, daß ich nicht in der Erwiderung der Vertraulichkeit ihren Namen nannte, wovon Nachtwandler, wie man sagt, erwachen sollen. Wie lange wir zusammen sprachen, weiß ich nicht, denn die Minuten flogen mir pfeilgeschwind vorüber. Beim Abschiede fragte sie mich, ob ich ihr eine Bitte gewähren wollte? Ich versprach ihr jeden

Wunsch zu erfüllen, wenn es möglich wär', noch eh' sie ihn nennen würde. Sie bat nun um meinen Ring zum Erinnerungzeichen an diese Stunde. Der Ring war ein altes Familienerbstück und ich trennte mich ungern von ihm, wer kann aber der Geliebten die erste Bitte versagen? Ich zog ihn schnell vom Finger und fügt' ihn selbst an die schöne weiße Hand. Wenn Du den Ring an meiner Hand siehst — sprach sie — so denk an Dein Wort. Erfülle meinen Wunsch, wenn ich ihn auch nicht ausspreche.

Wir standen eben vor der Nische mit dem Altar. Ferdinand — sagte sie fast wehmüthig — wirst Du Deiner Liebe treu bleiben? Ich bejahte mit tausend Eiden, es war das erste Wort von Liebe, das sie zu mir sprach. Denk an Deinen Eid vor diesem Altar — rief sie jetzt — ich müßte Dich grausam verfolgen, wenn Du ihn brächest. Mit diesen Worten ging sie nach der Thür. Ich bat sie nun ebenfalls um ein Zeichen von dieser Stunde, und deutete auf eine ihrer schönen goldenen Locken, dabei ward sie aber sonderbar

wehmüthig. 'Fordre es nicht — ſagte ſie bittend — es wär' Dir nicht gut, Du würdeſt meine Liebe verkennen, und Dich ſehr unglücklich fühlen, glaube meinem Wort. Damit verſchwand ſie durch dieſelbe Tapetenthür, durch welche ſie eingetreten war. Als ich aber verſuchte die Thür zu öffnen, um ihr wenigſtens nachzublicken, widerſtand das Schloß allen meinen Bemühungen.'

Erfreut über die ſchöne Zukunft, die ſich jetzt meinen Blicken öffneten, nahm ich meinen Platz bei meinen erwachenden Gefährten ein, und wies ihre Fragen mit verſtellter Schläfrigkeit zurück, bis endlich die Träume wirklich meine Phantaſieen aufnahmen, und zu bunten Luſt- und Schreckenbildern weiter verarbeiteten.

Der Morgen war kaum angebrochen, als Bentheim ſchon nach ſeinen Gäſten fragen ließ. Man war beſchämt zum zweitenmale das Abenteuer verſchlafen zu haben, und die beiden Officiers wollten, um ſich der Verlegenheit zu entziehn, die Beleidigten ſpielen, indem ſie behaupteten, der Hausherr habe ſie mit einer eitlen Furcht nur necken wollen.

Indessen mußten sie gestehen, daß, während ihres Schlafes manches Ungewöhnliche, von ihnen unbemerkt, vorgehen konnte, und so wurde das Unbehagliche dieses Verhältnisses größtentheils ausgeglichen.

Als sich die Familie zum Frühstück versammelte, blieb Adelheid für meine Ungeduld viel zu lang aus, und als sie erschien, glaubte ich an ihr eine ungewöhnliche Blässe zu bemerken. Ich fragte, ob dies vielleicht Folge einer unruhigen Nacht sei?

Im Gegentheil — erwiderte sie lächelnd — ich habe diese Nacht einen so ungewöhnlich festen Schlaf gehabt, daß ich von dem ganzen furchtbaren Sturm auch nicht einen Laut gewahr worden bin.

Hat es denn diese Nacht so heftig gestürmt? — fragte ich.

Nun wahrhaftig — sagte der Baron lachend — wer in Erwartung eines unheimlichen Abenteuers einen solchen Sturm verschlafen kann, an dessen Unerschrockenheit darf niemand zweifeln! Hat denn das Prasseln der Steine in Ihrer Nähe Sie nicht aufgeweckt.

Der Sturm hat ja den alten Thurm faſt eingeſtürzt. Ich war Ihretwegen in nicht geringer Sorge, und ſchon einmal auf dem Wege zu Ihrem Zimmer.

Mir fiel hierbei das Licht ein, das ich dieſe Nacht in einem Fenſter mir gegenüber geſehn hatte, und ich erzählte, wie willkommen dieſer geſellige Schein mir geweſen ſei. Der Baron ſchien befremdet, und äußerte, daß auf jener Seite kein Weg zu jenem Zimmer führe, ich fürchtete, mein Geheimniß zu verrathen und erklärte nun ſelbſt jenes Licht für mögliche Täuſchung durch Widerſchein.

Während des Geſprächs gingen noch mehr Berichte ein von den Zerſtörungen des nächtlichen Sturmes. Ein alter Hausofficiant, Namens Hartmann, erinnerte beſonders angelegentlich an die Nothwendigkeit, den alten Thurm, der vorzüglich gelitten hatte, herſtellen zu laſſen, und der Hausherr gab mit einem bedeutenden Lächeln ſeine Zuſtimmung, worauf der Alte ſogleich eilte, die erforderlichen Anſtalten zu treffen.

Ueber uns könnte die Decke den Einſturz

drohen — sagte der Baron, als wir den Eifer des Alten bemerkten — und man würde mit der Herstellung nicht so eilen, als mit jenem alten Thurm. So mächtig ist der Volksglaube. An die Erhaltung jenes Thurms soll, Gott weiß, was Alles, gebunden seyn, zum wenigsten, wie man glaubt, die Dauer meines Hauses. Was diese Verbindung geknüpft habe, weiß Niemand zu sagen, und was man davon erzählt, klingt oft gehörten Fabeln ähnlich. Sonderbar indessen ist es, daß den alten Thurm jetzt eine Schwachheit über die andre anwandelt, bald senkt er sich freiwillig, bald schüttelt ihn der Sturm zusammen, so, daß mich seine öftern Herstellungen schon ansehnliche Summen kosten. Doch würd' ich höchlich bei allen meinen Leuten verstoßen, wollt' ich jemals die Kosten solcher Reparaturen scheuen. So groß ist das Ansehen jenes alten baufälligen Gemäuers.

Die beiden Officiers hatten indessen Befehl zum Aufbruch bekommen, und verließen uns zu meiner und Bentheims Freude, denn diesem war das Forschen nach den Geheimnissen

seines Schlosses so unangenehm, als mir, wiewol er damals keinen Grund haben konnte, die Entdeckung eines Geheimnisses zu fürchten.

Als wir allein waren, fragte mich Adelheid von neuem, ob mir denn wirklich gar nichts Unheimliches in dem furchtbaren Zimmer begegnet sei? und sie schauderte selbst bei der Frage nach jenen unbekannten Schrecknissen.

Ich versicherte, daß ich durchaus nichts Unnatürliches oder Unangenehmes erfahren habe, daß mich im Gegentheil die schönsten Bilder und Träume umschwebt hätten, so daß ich unbedenklich dieses verrufene Zimmer zu meinem beständigen Schlafgemach annehmen würde.

Adelheid bat mich, von diesem abenteuerlichen Einfall abzulassen, es sei an dem ersten Versuche genug. Der Vater stimmte der Tochter bei, und ich durfte auf meinem Wunsche nicht bestehen, ohne eine Entdeckung dadurch einzuleiten.

Indessen neckt' ich doch Adelheid mit dieser Furcht und fragte, ob ihr vielleicht jemals dort etwas unheimliches begegnet sei. Sie verneinte die Frage mit der Versicherung, daß sie

von Kindheit an dieſe ganze Gegend des Schloſſes geſcheut, und niemals dorthin ſich gewagt habe. Ich weiß nicht einmal den Weg zu jenem Zimmer — fuhr ſie fort — und möchte ihn auch nicht wiſſen.

Bei dieſer Scheu, Fräulein — ſagt' ich — ſollten Sie Sich genau mit dieſem Wege bekannt machen, um nicht von ungefähr einmal dahin zu gerathen und vielleicht ſehr zu erſchrecken.

O, — erwiderte ſie — dafür iſt geſorgt! Wenn nicht gewiſſe Waghälſe eine Aenderung machen, ſind alle Thüren noch weit vor jenem Zimmer feſt verſchloſſen.

Vielleicht aber — wendete ich ein — führen mehre Wege dahin. Sie können vielleicht in einem entfernten Theil des Schloſſes zu ſeyn glauben, ſie bemerken einen verborgenen Drücker in einer Wand, verſuchen ihn, eine geheime Thür öffnet ſich, und auf einmal ſind Sie in dem gefürchteten Zimmer.

Machen Sie mir nicht bange — ſagte Adelheid — Aber das iſt unmöglich. Die Zimmer, in welchen ich Geſchäfte habe, ſind

mir zu genau bekannt, und können zu keinem verborgenen Zimmer führen.

Bentheim bestätigte dieses. Jener Theil des Schlosses, setzte er hinzu, ist ganz von dem abgesondert, welchen wir bewohnen, und sogar der Weg, der vorzeiten unmittelbar aus dem Schlosse in die Kirche führte, ist schon längst ungangbar und verschlossen, wahrscheinlich eben dieser lang hergebrachten Furcht wegen.

Ich hatte zu sichere Beweise einer Verbindung jenes Zimmers mit dem bewohnten Theile des Schlosses, als daß ich mich hätte vom Gegentheil überzeugen sollen, indessen fragt' ich bloß, ob nicht Adelheid vielleicht in früher Kindheit dort gewesen sei, und ob sie nicht irgend ein Bild von dem gefürchteten Zimmer sich mache?

Man macht sich wol von allem Unbekannten unwillkührlich ein Bild — antwortete sie — und so geht es mir auch. Ich denke mir das Zimmer ziemlich weit, aber öde, was denn wol nicht anders seyn kann. Zugleich denke ich mir, ich weiß nicht warum, ein Fenster vermauert und einen alten Altar darin.

Da irrt nun Deine Phantaſie wol etwas — fiel der Baron hier ein — Von ſo einer Dekoration hab' ich nie etwas gehört, auch nichts davon bemerkt, als ich das einzigemal in meinem Leben mich jenem Zimmer näherte, um mir des Generals ſchnelle Entfernung begreiflich zu machen.

Dennoch — erwidert' ich — iſt es ganz, wie das Fräulein ſagt. Ich fand wirklich dieſe Nacht hinter einem ſchweren Schirm, den ich wegrückte, um jeder Täuſchung vorzubeugen, einen Altar in einer Fenſternische.

Sonderbar! ſehr ſonderbar! — riefen beide. Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen, ohne eine hinreichende Erklärung zu finden. Die angemeſſenſte wollt' ich aus guten Gründen nicht vermuthen laſſen, und brach für dieſesmal das Geſpräch ab.

Als ich mich entfernte, traf ich Hartmann, der mit dem größten Eifer an der Herſtellung des Thurmes arbeiten ließ. Ich war neugierig, von den Geheimniſſen dieſes alten Baues etwas zu erfahren, und ließ mich

mit ihm in das Gespräch ein. Anfangs fertigte er mich mit der bekannten Erzählung ab, von dem Geschenk eines unterirdischen Gnomenvölkchens, das in den Thurm eingemauert seyn, und alles Unglück von der Familie abwenden solle, aber ich merkte bald, daß er selbst dieses Märchen, das von einer Menge Schlössern erzählt wird, nicht glaubte. Endlich, als er vertraulicher geworden war, gestand er, daß er den rechten Grund des Geheimnisses selbst nicht wisse, daß aber ohne Zweifel zwischen diesem Thurme und den Erscheinungen des silbernen Fräuleins ein Zusammenhang seyn müsse. Mir schien nun allerdings eine solche Verbindung nach meinen Erfahrungen über die Erscheinungen im Schlosse nicht wol denkbar, indessen ließ ich den Alten erzählen, und so erfuhr ich folgendes:

Vor vielen Zeit, als diese Besitzung von den Dentheims erkauft worden war, lebte ein Fräulein aus der Familie der vorigen Besitzer. Sie soll von bezaubernder Schönheit gewesen seyn, aber dabei auch eine arge Zauberin. Durch ihre Zaubereien hatte sie den

neuen Beſitzer ſo geſchreckt, daß er dem Wahnſinn nahe geweſen. Da hat man denn das Zauberfräulein in den alten Thurm erſt zur Verwahrung gebracht, und dann, weil ſie von den Zauberwerken nicht abgelaſſen, ſie der Hexerei angeklagt, und es dahin gebracht, daß ſie mit der Waſſerprobe ſich reinigen ſollen. Man hatte ſie nun, der Gewohnheit nach, mit gebundenen Händen und Füßen auf das Waſſer des Schloßteiches gelegt; würde ſie eben ſchwimmen, ſo mußte dieſes als Beweis ihres Bundes mit der Hölle gelten. Sie ſank nun zwar, unter Betheurung ihrer Unſchuld, zu Boden, und ſo war ſie von dem Verdacht gereinigt. Weil man ſie aber leblos hervorzog, ſo hielt man ihre Unſchuld doch nicht für hinlänglich erwieſen. Man verſagte ihr deswegen das Begräbniß in der Geruft ihrer Familie und beſtattete ſie in einem Gange, welcher zur Kirche führte. Nun, heißt es, finde ſie im Grabe keine Ruhe, und verfolge noch immer die Bewohner des Schloſſes, auch ſuche ſie noch im Tode den Thurm durch ihre Zaubereien zu ſtürzen, weil ſie während ihres Gefängniſſes ihn

verwünscht habe, daß mit ihm auch die neue Herrschaft fallen werde.

Der Hexenprozeß machte mir die Erzählung etwas verdächtig und ich fand das Märchen von den Unterirdischen fast passender. Uebrigens war ich wegen der Festigkeit des Thurmes ruhig, denn Hartmann ließ arbeiten, als baue er ein Werk, das Belagerungen aushalten solle.

Mehr Sorge machte mir Adelheid, an der ich eine ganz ungewöhnliche Unruhe bemerkte. Auch ihrem Vater schien dieses aufzufallen, er fragte sie wiederholt nach dem Grund dieser Unruhe, doch ohne eine hinlängliche Antwort zu erhalten. Es kam mir vor, als werde er selbst darüber bestürzt, und sehe in jener Unruhe die Aeußerung einer früher schon an seiner Tochter bemerkten ahndenden Kraft. Auch Mehre aus der Dienerschaft, besonders die ältern, wurden aufmerksam und sahen sich bedenklich an. Endlich bestätigte der Erfolg die trüben Ahndungen. Es kamen Nachrichten von der Armee: der junge Bentheim war in der Schlacht geblieben, die Bestürzung und der Schmerz des

Vaters wa über alle Beſchreibung. Mit dem einzigen Sohne ging ihm zugleich das Recht verloren, über den beträchtlichſten Theil ſeiner Güter zu verfügen, und alle Ausſichten, ſeiner Tochter auch in Rückſicht auf äußeres Glück die glänzendſte Zukunft zu bereiten, waren vereitelt.

Mein wahrer herzlicher Antheil, den ich an dieſem Trauerereigniſſe der Familie nahm, brachte mich beſonders der ſchönen Adelheid näher. Sie geſtand ein, daß ſie ein großes Unglück in der Familie geahndet habe, allein Bilder und Gefühle hätten ſich vor ihrer Seele verwirrt, daß ſie nur die allgemeine Vorſtellung des Unglücks habe faſſen können. Erſt in der Nacht, ehe die Trauerbotſchaft angekommen, habe das Bild ihres Bruders ſich mit jenen Vorſtellungen vermiſcht. Ich fragte, ob ſie öfters dergleichen Vorahndungen habe, und nun entdeckte ſie mir, daß kein frohes oder betrübtes Ereigniß in ihrem Hauſe ſich begebe, was ihr nicht mehre Tage zuvor in Bildern und Ahndungen vorſchwebe, die zugleich eine dunkle und verworrne Beziehung auf jenes geheimnißvolle Zimmer haben; auch meine

Ankunft habe ſie ſchon einige Tage zuvor geahnt. Dieſe Eigenheit, ſo ſchauervoll ſie mir auch beſonders in Verbindung mit dem früher bemerkten Nachtwandeln war, zog mich dennoch nur mächtiger an die ſchöne Adelheid. Mir hatte ebenfalls ein Traum das erſte Zuſammentreffen mit ihr vorgeſpiegelt, und ſo ſchien eine geheime Sympathie zwiſchen uns und unſern Schickſalen hervorzugehn, die ich gern als Unterpfand einer glücklichen Zukunft anerkannte. Ich glaubte auch bald an Adelheid eine Erwiderung meiner Neigung zu bemerken, doch war der Eindruck jener Trauerbotſchaft noch zu neu, als daß ohne Unzartheit über eine Liebe geſprochen werden konnte, die ſo viel Auseinanderſetzungen und Berichtigungen nöthig machte, um günſtige Aufnahme bei allen intereſſirten Perſonen erwarten zu können.

Die Erſchütterung jenes Thurmes ſchien nun auch einige prophetiſche Bedeutung zu bekommen, und Bentheim ſelbſt, wiewol mit ſeinem Sohne das Glück abgeſtorben war, das von der Erhaltung des Thurmes abhängen ſollte, drang auf möglichſte Befeſtigung jener alten

Mauern. Sonderbar schien es dabei, daß Adelheid diesen Bau ungern sah und einigemal äußerte: es wäre vielleicht besser, der alte Thurm stürze ganz ein, da er doch seine Bedeutung verloren habe. Der alte Hartmann erkaltete auch wirklich in seinem Eifer, und sagte bedenklich: das Fräulein weiß vielleicht selbst nicht, was sie spricht, allein es hat gewiß Bedeutung. So fest glaubte auch er an ein dunkles Ahndungvermögen Adelheids.

Indessen wuchs meine Liebe zu Adelheid täglich, ohne daß ich wagen durfte, ihr und ihrem Vater sie zu gestehn. Es wär' Thorheit von mir, dem Unbemittelten und Aussichtslosen gewesen, die Verbindung mit einem Fräulein zu suchen, die an jeden Glanz und jede Bequemlichkeit des Lebens gewöhnt, doch durch einen Unglücksfall aller Mittel beraubt war, die gewohnte Art zu leben fortzusetzen. Die Rücksichten waren weder zu verkennen, noch zu tadeln, welche ihren Vater und sie selbst bei der Wahl des künftigen Gemahles leiten mußten, und ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit, verbunden mit der feinsten Weltbildung, überstrugen

reichlich den Mangel eines bedeutenden Vermögens. Ich war ſchon oft entſchloſſen, den Baron um meine Entlaſſung anzugehn. Durch eine kleine Reiſe wollte ich mich an die Entfernung von der Geliebten gewöhnen, als ein Vorfall ſich ereignete, der alles änderte.

Am Morgen vor meiner Abreiſe übergab ich eben dem Baron einen Band geordneter Papiere und Rechnungen, als Lärm im Hauſe entſtand, und die Dienſtboten mit der Nachricht herbeiliefen, der Thurm ſei — man wiſſe nicht durch welchen Zufall — eingeſtürzt. Wir eilten nach dem Platze, und hier kam uns ſchon der alte Hartmann entgegen, mit einem Käſtchen, das, ſeinem Bericht nach, in den zerſprungenen Mauern des Thurms verwahrt geweſen ſeyn ſollte. Wir ahndeten Alle ſogleich den Schlüſſel zum Geheimniß des Thurmes in dieſem Behältniß. Der Baron verſchloß ſich in ſein Kabinet, aber bald ließ er mich rufen, um die alten Schriften, welche ſich vorfanden, mit mir durchzugehen.

Dieſe Papiere enthielten die Geſchichte jenes Fräuleins, woron der alte Hartmann mir

die Sage erzählt hatte. Ihr Vater war Beſitzer des Schloſſes und der dazu gehörigen Herrſchaft. Sein Wunſch, einen männlichen Erben zu hinterlaſſen, verleitete ihn zum Gelübd' eines Zuges in das heilige Land. Um während der Löſung dieſes Gelübdes ſeine Herrſchaft zu ſichern, überließ er ſie einem Freunde, auf deſſen Redlichkeit er feſt baute, gegen das Verſprechen, ihm ſelbſt bei ſeiner Rückkehr, oder, im Fall dieſe ihm verſagt ſeyn ſollte, ſeinem unmündigen Sohne alle anvertrauten Güter zurückzugeben. Die Urkunden wurden mit aller Förmlichkeit, für die entfernteſten Erben noch gültig, aufgeſetzt und vollzogen. Um ganz ſicher zu gehn, verbarg des Fräuleins Vater ſeine Urkunden in den Knopf des Thurmes, der damals gebaut ward, ohne das Geheimniß jemand zu entdecken. Nur ſeine Tochter bemerkte zufällig dieſe Arbeit, doch ahndete ſie die Wichtigkeit jener Schriften nicht.

Der Ritter blieb auf ſeinem Zuge in einem Gefecht gegen die Ungläubigen, und ſein Freund hatte nichts Angelegentlicheres, als ſich ſelbſt in den eigenthümlichen Beſitz der anvertrauten

Güter zu ſetzen. Die Tochter des vorigen Beſitzers forderte nun ihres unmündigen Bruders ärbliches Eigenthum von dem Anmaßer, allein dieſer ſchützte ſich durch die Urkunden, welche ihm den Beſitz überließen, und läugnete das Verſprechen der Zurückgabe. Nach langem Streiten beſann ſich das Fräulein auf die Schriften, welche ihr Vater einſt in dem Thurmknopfe verborgen hatte, allein, zu vorſichtig dieſes Geheimniß ihren mächtigen Feinden preis zu geben, verſchwieg ſie es, um es einſt ihrem Bruder zu entdecken. Doch war der Verdacht, daß ſie ein gefährliches Geheimniß bewahre, hinlänglich, um ſie zu verfolgen. Man verſuchte anfangs Verſprechen und Drohungen, um ſie zu der Entdeckung zu bewegen. Endlich beſchuldigte man ſie der Zauberei und ſetzte ſie in denſelben Thurm gefangen, der ihr Geheimniß bewahrte. Hier fand ſie Gelegenheit, dieſe Nachrichten aufzuſchreiben, und an einem verborgenen Ort in der Mauer der Nachwelt aufzubewahren.

Bentheim dankte dem Himmel, der ihm dieſe Entdeckung zu einer Zeit machen ließ, wo

es ihm so wenig Ueberwindung kostete, das unrecht besessene Gut dem rechten Eigenthümer zurückzugeben. Er liess den Thurmknopf öffnen, die Papiere fanden sich; — aber denkt mein Erstaunen, als der Name des frühern Besitzers zum Vorschein kam! Es war mein Ahnherr: Wolf von Huwald. Ich erinnerte mich aus alten Nachrichten, daß er seine Herrschaft verkauft hatte, und dann gegen die Ungläubigen geblieben war. Es fand kein Zweifel statt, ich war der Abkömmling und der einzige noch übrige Nachkomme jenes Wolf.

Bentheim erstaunte nicht weniger als ich selbst über diese Entdeckung, die ich sogleich mit den erforderlichen Papieren aus meinem Taschenbuch bewies. Seinen Glückwunsch verbat ich, so lang ich nicht wisse, ob ich, bei allen Reichthümern der Welt, wirklich glücklich seyn könne, nämlich durch Adelheid. Der Tochter Erröthen bekannte mir ein liebes, gern verrathenes Geheimniß. Bentheim hatte auch keine Einwendung und so schlossen wir den beglückten Bund unserer Liebe.

Indem ich beschäftigt war, dem Baron

immer mehr Zeugnisse über meine Abkunft vorzulegen, dachte ich an den Ring, den ich Adelheid bei ihrem nächtlichen Besuche gegeben hatte. Einen recht sichern Beweis meiner Abkunft — sagte ich dem Baron — kann Ihnen sogar meine Braut selbst geben, in deren Hände ich ihn einmal in einer merkwürdigen Stunde gelegt habe.

Man verlangte Erklärung, und ich fragte Adelheid, ob sie nicht einmal einen ihr früher unbekannten Ring an ihrer Hand bemerkt habe? Sie wußte nichts davon. Ich beschrieb ihr den Ring genau, allein sie konnte sich nicht besinnen, sie fand auch bei dem Nachsuchen keinen ähnlichen Ring unter den ihrigen, und ich mußte glauben, was freilich unangenehm war, der Ring sei der nächtlichen Wandlerin damals auf dem Wege entfallen. Ich sollte nun das Nähere von diesem Geschenk erzählen. Der Baron ward bei der Nachricht von dem nächtlichen Erscheinen seiner Tochter in jenem Zimmer verlegen, und Adelheid versicherte, sie habe niemals, so viel ihr wissend sei, einen Anfall von Nachtwandeln gehabt, und selbst,

wenn dieſes ohne ihr Wiſſen möglich ſei, ſo gehe doch aus ihrem Schlafzimmer kein Weg zu jenem Gemach, der Beſuch alſo ſei wenigſtens unmöglich. Indeſſen war ich meiner Sache zu gewiß. Ich erinnerte ſie an den möglichen Zuſammenhang des Nachtwandelns mit ihrem oft erprobten Ahndungvermögen, und bat ſie, den Weg nach dem Fräuleinzimmer genau zu unterſuchen, vielleicht finde ſich ein unbekannter Zuſammenhang, vielleicht auch ſelbſt der Ring, der dort verloren ſeyn muſte.

Adelheid gab endlich, wiewol ungern, meinen Zureden nach, und ſo gingen wir, nebſt dem Baron, der uns führte, durch einen wüſten, lang verſchloſſen geweſenen Gang. Eine ſchmale Treppe führte aufwärts. Wir ſtieſen an eine Tapetenthür, und meine Behauptung beſtätigte ſich. Dieſe Thüre führte in das berüchtigte Zimmer, wo, ſtatt eines gefürchteten Geſpenſtes, die holde Adelheid mir erſchienen war. Unbegreiflich blieb nur, wie die verſchloſſene und faſt eingeroſtete Thüre ſich hatte von der Nachtwandlerin eröffnen laſſen.

Die Trümmer des eingeſtürzten Thurmes

machten den vordern Ausweg aus dem Zimmer ungangbar, wir waren also genöthigt denselben düstern, unheimlichen Weg wieder zurückzuwandeln. Als wir die Treppe herabgestiegen waren, und uns in dem langen, verfallenen, dunklen Gange umsahen, schreckte auf einmal Adelheid zusammen, und zeigte nach einer Wand, wo wir Andern Nichts gewahr wurden. Sie behauptete: sie habe einen weißen Schatten dort gesehen, und ihr Gefühl sage ihr, daß ein Grab in der Nähe seyn müsse. Der Baron wollte es ihr ausreden, aber sie blieb dabei. Mir fiel das Grab des Fräuleins ein, von welchem Hartmann erzählt hatte, und ich beschloß, mit Zustimmung des Barons, nachsuchen zu lassen. Hartmann, mit einigen Arbeitern, begleiteten mich. Wir fanden bald in der Mauer Zeichen, die unsre Vermuthung bestätigten, und hinter einigen weggenommenen Steinen kam ein Sarg zum Vorschein.

Ich ließ die Decke von dem Sarge abheben, und das Bild meines Traumes, Adelheid's Ebenbild, aber in das mir wohl bekannte Gewand mit silbernen Sternen gekleidet, lag

vor mir im Sarge, kenntlich, wie vom Tode noch gar nicht berührt, das Gesicht in lieblicher bezaubernder Schönheit noch lächelnd. So stand Adelheid in jener Nacht vor mir, und in jenem Traume, der mich zuerst der Geliebten entgegen führte.

Das ist das silberne Fräulein! — riefen die Arbeiter zugleich mit Hartmann, und dieser Ausruf, und das Gewand mit silbernen Sternen, das ich nie an meiner Geliebten gesehen hatte, weckte mir jetzt eine dunkle grausende Ungewißheit, ob wol jene nächtliche Wandlerin wirklich Adelheid war? Da fiel mein Blick auf die gefalteten Hände der Todten, und ich erblickte meinen Ring, mit welchem ich mich — so sah ich nun schaudernd — der Braut im Sarge verlobt hatte.

Ich mochte eine Zeitlang in starrem Schreck stumm gestanden haben, als Hartmann mich fragte, was mit diesem Todten werden sollte. Mir war indessen jene ganze Nachtscene lebendig geworden. Die Weigerung jener Erscheinung, mir ein Pfand der Treue zurückzulassen, schien auf kein dunkles Band zwischen der Todten

und dem Lebenden hinzudeuten. Ihr Verlangen, bei dem Erblicken des Ringes einen unausgesprochenen Wunsch zu errathen, bekam jetzt einen unverkennbaren Sinn, da ich die, erst Verfolgte, und dann lange verkannte Todte, deren Sorgfalt ich mein ganzes Glück dankte, im einsamen Grabe, fern von den Särgen ihrer Angehörigen erblickte. Sie erschien mir als der Schutzgeist meiner Liebe und meines Glückes. Ich befahl den Sarg in das Schloß zu tragen und dort Anstalten zu ihrem feierlichen Begräbniß in der Familiengruft zu treffen.

Der Baron billigte mein Vorhaben, denn er und Adelheid erkannten in der Sargbewohnerin ebenfalls die noch im Tode wohlthätige Ahnin meines Hauses. Nach dem Begräbniß blieb ich in der Gruft, um noch einmal den Ring zu betrachten, der mich doch zuweilen mit unheimlichen Gefühlen erfüllte. Allein, als ich die Sargdecke abheben ließ, war der vor kurzem noch so schöne Leichnam in Asche zerfallen, ein Zeichen, wie es mir schien, daß er seine Ruhe gefunden habe.

Nach einigen Wochen war mein feierliches

Verlobungsfest mit Adelheid angesetzt. Ich hatte einen Ring fertigen lassen, und wollte eben im Scherz ihn an dem Finger meiner Braut prüfen, da entzog sie mir schnell ihre Hand. O, bitte — rief sie — einen Augenblick Geduld! Sie schloß ihre Schatulle auf und nahm daraus einen Ring. Ich habe Ihnen ein verlornes Eigenthum zurückzugeben — fuhr sie fort — und zugleich eine Bitte, diese aber müssen Sie errathen, aussprechen kann ich sie nicht. Zugleich zeigte sie mir ihre Hand, und an dieser jenen nächtlichen Verlobungring. Nun was möcht' ich? fragte sie noch einmal. Mit diesem Ringe mir verlobt werden, erwidert' ich; sie nickte bejahend.

Sonderbare Verkettung! — rief ich — denn nun, wo mir wieder eine unausgesprochene Bitte entgegenkam, ward es mir von neuem zweifelhaft, ob Adelheid, oder ihr nachtwandelndes Ebenbild den Ring empfangen hatte. Meine Braut deutete den Ausruf anders, und erzählte mir, der Ring sei wirklich, meiner Vermuthung gemäß, in jenem Gange gefunden worden.

Von diesem Tage an konnte das furchtbare

Fräuleinzimmer ohne Gefahr und ohne Störung bewohnt werden, auch die Bauern fürchteten das silberne Fräulein nicht mehr, das sie in ihrem silbergestickten Sternschleier hatten begraben sehn, in welchem es sonst als gespenstische Erscheinung umhergewandelt seyn sollte. Der Baron selbst erzählte mir jetzt, wie er in jener Nacht, wo er uns mit einem falschen Zimmer getäuscht hatte, eine Gestalt in silberglänzendem Schleier in drohender Stellung vor seinem Bette gesehen, und deswegen uns zu einer zweiten Nacht in dem wahren Fräuleinzimmer veranlaßt habe, weil ihm die drohende Miene der Erscheinung jene Täuschung zu mißbilligen schien. Ich ließ alle weitern Untersuchungen über dergleichen Dinge ruhen, das liebste war mir, daß meine Adelheid von ihrer Verlobung an jenes Ahndungvermögen verlor, was ihr, wie sie mir oft gestand, mehr trübe als frohe Augenblicke gegeben hatte. Auch zu mir kamen keine bedeutenden Träume mehr, und nur, seitdem meine Adelheid wieder von mir genommen ist, seh' ich zuweilen Bilder der Zukunft, doch, was ich gern der frommen Liebe

meiner Abgeſchiedenen danke, nur einer frohen heitern Zukunft.

Und ſo, Kinder — deswegen hab' ich Euch meine Wundergeſchichte erzählt — ſo hab' ich auch im Traume von unſern lieben Kriegshelden nur frohe Bilder geſehn. Trauet alſo meinen Erfahrungen, die wenigſtens nahe genug an die Gränze des Geiſterreiches anſtreifen, und ſeid guter Dinge! Aber hört doch, was kratzt denn an der Thüre? Kommen etwa Deine Jäger? Ich höre Hunde.

Vater — rief Julie — Vater, das iſt Blanka's Stimme.

Sie öffnete die Thür, und das treue Thier kam mit freudigem Springen und Schreien in das Zimmer geſtürmt, begrüßte Alle, und forderte ſie durch Umkehren und Wiederkommen auf, ihm zu folgen.

Daß der wol ſeinen Herrn gefunden hat! — ſagte der Oberforſtmeiſter lachend.

Bruder Huwald — rief Thalheim — das iſt ein Streich von Dir! Geſteh's, unſre Söhne ſind zurück?

Nun, wärſt Du denn bös — erwiderte

Jener — wenn es auf eine Ueberraſchung angeſehn wäre? Da ſollteſt ſie auf der Schnepfenjagd finden, im Walde; ſo hat ſie nun mein Jäger hergerufen.

Hörner klangen jetzt unten, und die beiden Erwarteten, als Jäger gekleidet, mit reicher Beute von der Jagd, traten herein.

Dein Traum geht aus, Julie! — rief der Oberforſtmeiſter in die frohen Umarmungen — Da ſind ja die Jäger mit dem Wildpret! Hab' ich's nicht geſagt:

Okuli,

da kommen ſie!

Wunderbuch.

Herausgegeben

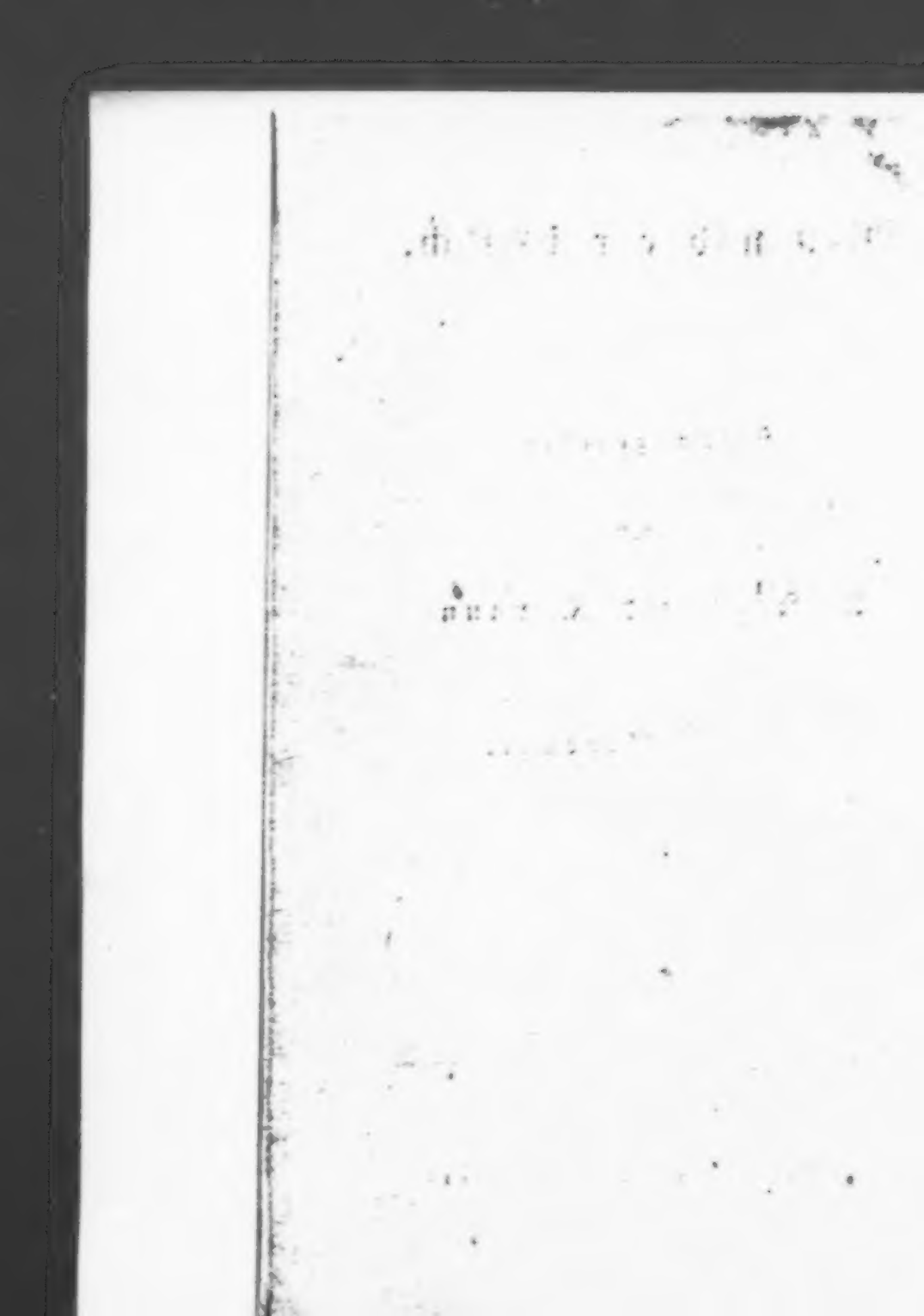
von

A. Apel und F. Laun.

Zweites Bändchen.

Leipzig

bei Georg Joachim Göschen 1816.



Gespensterbuch.

Herausgegeben

von

A. Apel und F. Laun.

Sechstes Bändchen.

Leipzig

bei Georg Joachim Göschen 1816.

Gen. Assembly

Dec. 1934

Vorrede.

Durch Abhaltungen ſehr verſchiedner Art ward ich gehindert, zu dem zweiten Bändchen des Wunderbuches die Beiträge in demſelben Verhältniſſe zu liefern, wie zu den frühern Bänden des Geſpenſterbuches. Mein Freund Friedrich Laun hat dagegen dieſes zweite Bändchen ſo vorzüglich und ſo reich ausgeſtattet, daß ich meinen Dank dafür gern mit dem Dank der Leſer vereinigen möchte, wenn unſer Freund nicht aus einer beſondern Vorliebe für Erhaltung und Herſtellung des Gleichgewichtes, wenigſtens in der Wunderwelt, darauf beſtände, eine Ausgleichung auszuüben,

und seine Beiträge für das dritte Bändchen zum Theil durch Anweisungen auf geleistete Vorschüsse im zweiten Bändchen zu liefern. Hoffentlich erfährt er bald die Unzufriedenheit der Leser mit seinem Vorsatz; sollte er aber dadurch sich nicht zu einem andern Entschluß bewegen lassen, so wird es allerdings unerläßliche Pflicht für mich, im dritten Bändchen nachzuholen, was ich im zweiten versäumt habe, und Freund Laun wird dann im vierten die Mängel des dritten reichlich auszugleichen haben.

Leipzig in der Ostermesse 1816.

A. Apel.

Inhalt.

Swanehild. Von F. L. Seite 1
Der Schutzgeist. Eine Anekdote. Von A. A. — 85
Die Wachsfigur. Von F. L. — 123
Blendwerke. Von F. L. — 199
Das Meerfräulein. Von F. L. — 249
Der Mönch. Von F. L. — 279
Der rothe Faden. Von F. L. — 319
Der Lügenstein. Von F. L. — 324

Swanehild.

1.

Mitternacht war schon vorüber, als gedrängt von allen Seiten durch die siegestrunkenen Franken, der Sachsen Heerführer Wittekind, den diese damals ihren König nannten, nach einer harten Winterreise, zu Fuße ankam auf der Burg seines Namens. Seine Gemahlin, Geva, Herzog Alf von Holstein und wenige Ritter und Knechte waren mit ihm; sämmtlich in der Tracht gemeiner Bauersleute.

Traun, ein köstlich Stück von einer Veste! rief Wittekind mit bitterm Spotte aus, als er nebst dem Herzog Alf bei Fackelscheine die Burg besah. Denn die Thürme fehlten ihr, die Graben waren ausgefüllt und der Wind strich schauerlich durch die meisten Gemächer. Um so weniger aber, fuhr er fort, dürften unsere Verfolger uns hier aufsuchen. Daher werden wir ungestört Kräfte sammeln zu dem einzigen, großen

Zwecke, der Rettung des Vaterlandes vom Uebermuthe der Fremden.

Seufzend blickte Frau Geva, die sich auch dazu gefunden, zu ihm hinauf, und Alf sagte kopfschüttelnd: So hegst Du, nach so mannichfachen, unerhörten Drangsalen und Nöthen, noch immer Hoffnungen in dem großen Herzen?

Ei, was sollte mir wohl ein Herz ohne Hoffnung? Und sie will ich festhalten, auch denke ich, daß meine Lieben mich eher darin unterstützen, als mir solchks erschweren werden.

Ein ernster Blick, der dabei über Alf und seine Gemahlin hinstreifte, benahm allen Seufzern und Einwürfen auf einmal die Sprache; worauf König Wittekind sie und den Freund herzlich bei der Hand faßte und austief: Nach so langwieriger Wanderung wird uns der Schlaf am besten thun. Morgen, bei neuer Kraft, von der Hauptsache!

2.

Als aber Wittekind mit dem ersten Strahle des neuen Tages an das Fenster trat und alles in einem weiten Kreise so zerstört und verödet

ſah, wie die Gegenden, aus denen ſie geflüchtet waren, als die, durch lange Gewohnheit ſeinem Herzen am wertheſten gewordene, Umgebung, gleichſam vernichtet vor ihm dalag, da mußte er ſich zur Seite wenden, um der Gattin, welche zu ihm trat, das naſſe Auge zu verheimlichen.

O ihr Götter! rief Frau Geva, ihm an die Bruſt ſinkend, was mag aus ſo vielen Unglücklichen geworden ſeyn, die vor Kurzem noch hier Heerd und Wohnung hatten?

Zu Rachegeiſtern haben ſie ſich erhoben, ſprach der Held, im Augenblicke gefaßt und begeiſtert. Ihre Herzen werden im Blute der gefallenen Brüder zu ehernen Mauern werden, an denen der Stolz dieſer Franken zerſchellen muß. Auf den abgebrochenen Wänden ihrer Wohnungen werden ſie ihre Schwerter wetzen und den Kampf für Freiheit und Recht kräftiger und beſſer beſtehen als zeither! —

Hierauf begab ſich der König in Alf's Gemach und ging mit dieſem hinunter in die winterliche Einöde, zu ſehen, ob noch irgendwo eine Spur des Lebens anzutreffen ſei. Aber nicht einmal Todte waren zu finden. Die ihrer

Beschützer entblößten Unbewehrten, schienen noch zu rechter Zeit dem ausländischen Heuschreckenschwarme entronnen.

Der Trost, daß so vielleicht eine Menge Schuldloser ihr Leben erhalten hätten, erleichterte die beklommenen Herzen der Helden in etwas. Fast aber hätte sich die Zwietracht zwischen sie eingedrängt, als dem nach Rache und Freiheit dürstenden Könige Herzog Alf abermals Zweifel am Gelingen des zu erneuernden Kampfes entgegensetzte.

Haben wir, fragte nämlich Alf, nicht schon zeither uns werth gezeigt unserer Abkunft, und wohin sind wir dadurch gekommen? — Meinst Du, daß das Sachsenvolk nun, nachdem ihm alle Nerven zerschnitten worden, seine Rechte besser behaupten werde, als vormals, wie es noch in Fülle der Kraft und des Muthes ankämpfte gegen die fränkische Uebermacht? Und ist es das aus allen Weltenden aufgeraffte, immer neuersetzte, feile Gesindel dieses Karls wohl werth, daß auch nur Ein edler Sachse sein Blut dagegen versprütze? — Was von uns geschehen, ist hauptsächlich für unsere Götter geschehen; was

aber haben dieſe für uns gethan? Unſere Opfer haben ſie hingenommen und freuen ſich, allem Anſehen nach, unſeres Unterganges. Laß uns ihnen vergelten. Wozu Götter, die keinen Schutz gewähren können oder wollen? Laß es uns mit den Göttern verſuchen, die jenem Karl ſo günſtig ſind. Denn auf dieſem Wege iſt wohl noch eher Freiheit und Glück zu gewärtigen für das ſächſiſche Volk. —

Da brach Wittekind in ſeinem Eifer hierüber alſo aus: So ſollten wir denn als Feiglinge beſchließen die Sache, die wir zeither ohne Glück, aber nicht ohne Ruhm, geführt haben? So ſollten wir auf die Götter es wälzen, was einzig der Ueberzahl des Feindes und der oft allzugeringen Ausdauer der Unſrigen zuzuſchreiben iſt? Ja, auch dieſer mit, und zum Theil der Tollkühnheit, die da Angriffe wagte, wo an keinen Erfolg zu denken war. Der Beſitz, den dieſe Franken uns rauben wollten, der iſt oft unſer Verderb geweſen. - Dieſe Hütten, eine falſche, vergängliche Heimath darbietend, drohten uns um die unvergängliche, das Vaterland, zu betrügen. Wenn dieſes von fremden Teufeln beſeſſen iſt.

wenn der ganze, große Volksstamm aufgetrieben wird, was sollen uns da noch Güter und Wohnung und Vereinzelung der Stämme? Nein, überall wie hier, keine Hütten mehr! Mit ihnen zerfallen die Scheidewände die uns trennten, und Männer, Weiber und Kinder werden vereint stürzen auf den Frankenschwarm und Verzweiflung Trotz bieten seiner Ueberzahl. Nur Verzweiflung konnte uns helfen, sie ist da und wir werden gerettet seyn! —

3.

Bei diesen Worten waren sie im Weitergehen auf eine Anhöhe gelangt, und erblickten endlich in der Ferne ein Häuflein Menschen um einen brennenden Holzhaufen versammelt.

Dank den Göttern! rief der König aus. Zu ihnen! Sie sollen, wenn sie brave Sachsen sind, als Mitwerber dienen in der großen Sache!

Aber Herzog Alf schien bereits im Herzen seine Götter zugleich mit der zeitherigen Hoffnung gänzlich aufgegeben zu haben. Darum ging er, während Wittekind sich weiter über sein Vorhaben

verbreitete, ganz still und traurig neben dem Hofsenden her.

Das Häuflein stand, wie sich bei ihrem Herannahen ergab, vor einem Priester, der schon in des Königs Sinne beschäftigt war, indem er seine Zuhörer zur Vertheidigung der alten Götter aufforderte. Und als Wittekind freudig ausrief: Das ist der Unsere! da gewahrte der auf der Wand eines zerstörten Hauses, erhöht vor den Andern stehende Priester die Ankommenden. Er erkannte sie auch, trotz ihrer geringen Kleidung sogleich, ging ihnen frohlockend entgegen, und zeigte den Männern, die ihn umgaben, Wodans wunderbare Schickung in diesem Ereignisse.

Wittekind selbst erinnerte sich ebenfalls des silberhaarigen Priesters, Namens Uffo, den er vor Kurzem erst am Harz bei seinem Schwager, dem Herzog Ehrenbrecht von Ballenstädt, gesehen hatte. Er war ein Eiferer für die alten Götter wie keiner mehr, und taugte darum nur desto besser zu dem Vorhaben, das Volk für die allgemeine Sache zu entzünden.

Wittekind theilte ihm seinen Anschlag mit, und der priesterliche Greis sagte: Das dachten

wir alle, daß der König sein Volk und seine Götter dem Verderben entreißen werde. Und sein Weg dazu ist der rechte, so muß der Sieg unser seyn. Ja, kein Eigenthum mehr, als Schwert, Lanze und Schild. Kein Eigenthum, bis diese Franken vertrieben und nichts von ihnen übrig ist im Sachsenlande, denn todtes Gebein! Mögen Hütten und Wälder zum Feuerstrome werden! In diesem wird unser Muth sich härten und kräftigen zu Erkämpfung anderer, schönerer Hütten, welche die Weichlichkeit der Feinde für sich zu erbauen glaubte. Und noch glücklicher der, der in dem großen Kampfe untergeht. Denn ihm wird Wodan entgegenziehen auf dem glänzenden Sleipner *), um ihn nach Walhalla zu führen an die Tafel der ewigen Götter!

4.

Als Ussо hierauf den König und Alf zurückbegleitete nach der Wittekindsburg, da gedachte der Priester unter mehrern jungen Helden, die er

*) Ein Pferd des Kriegsgottes Wodan, welches acht Beine hatte.

zu Anführern vorschlug, auch eines Heinrich von Eschen, seines Brudersohns. Leider, sprach er, ist der tapfere Gesell, in Folge einer unglücklichen Leidenschaft zum Träumer geworden, und geht dem Vaterlande ohnfehlbar ganz verloren, wenn — —

Nun, so vollende doch! versetzte Wittekind, als Uffo hier innehielt.

Wenn — Du ihm ungünstig seyn solltest! — fügte der Priester hinzu.

Warum denn ich?

Weil seine vermessenen Wünsche sich bis zu Deinem Stamme hinauf versteigen. —

Sprich wenigstens deutlich aus, was Du davon weißt.

Nun denn, versetzte Uffo, er liebt Fräulein Swanehilden, die Tochter des verstorbenen Grafen von Ringelsheim. Er lebt nur noch im Gedanken an sie. Seine Bekanntschaft mit ihr rührt her von Deinem letzten Besuche des Herzogs Ehrenbrecht, wo Frau Geva, Dein Gemahl, sie mit sich hatte. Aber er geht lieber in seinem Grame unter, als daß er eine verwegene Ansprache bei Dir um sie thun sollte. —

Nach kurzem Innehalten fuhr der Priester also fort: Leider, sehe ich nun wohl, daß das Schweigen des jungen Unglücklichen besser war, als die Rede, mit der ich einen wackern Kämpfer für die gute Sache zu erwecken hoffte. Ich sehe das an meines Königs Auge, welches finster wird bei meiner Entdeckung und sich von mir abwendet.

Ehrwürdiger Uffo, sprach hierauf Wittekind, Du irrest in der Quelle meiner Betrübniß. Dein Neffe ist mir nicht unbekannt und mit Freuden wollte ich ihm Swanehilden von Ringelsheim zum Gemahl geben. Leider aber weiß Frau Geva so wenig von ihr als ich selbst. Ohnfehlbar muß sie bei unserer vorletzten Flucht in der Feinde Hände gerathen seyn, sie und mein Söhnlein mit ihr. Vielleicht gehören sie beide zu den Fünftehalbtausenden, welche der Wüthrich an der Aller ermorden ließ! —

Wittekind stand lange in seinen Schmerz versunken. Dann fuhr er fort: O es war ein gutes, herrliches Wesen, diese Swanehild, und Dein Heinrich ist mir um so lieber geworden, nun ich weiß, welchen Eindruck sie auf ihn machte.

Sende ihn zu mir so bald als möglich. Meine Geva wird ihm von ihrer lieben Swanehild gar manches erzählen, und den Jüngling dadurch anflammen zu rächen die Verlorene an ihren Mördern.

Schon am folgenden Morgen traf Heinrich von Eschen auf der Wittekindsburg ein, um mit dem Könige und dessen Gemahlin Swanehildens Schicksal zu beklagen. Wittekind hätte die Hauptmannsstelle, die er ihm übertrug, keinem Racheglühendern anvertrauen können.

5.

Inzwischen verlautete die Rückkehr des Königs immer mehr und mehr in der Gegend. Alles beeiferte sich, sein Haus mit dem Nöthigen zu versorgen. Auch nahm tagtäglich die Zahl der alten, erprobten Freunde auf der Burg zu, tagtäglich trafen sowohl ganze Schaaren als kleinere Haufen in der Gegend ein, um der allgemeinen Sache beizutreten.

Am thätigsten arbeiteten der Greis Uffo und sein Neffe Heinrich an der geheimen Zusammen-

berufung der durch das erlittene Kriegsunglück überall hin verstreueten Volkshäupter.

Aber die Vollmondnacht, in welcher der gewöhnliche Waldplatz die Versammelten umgab, zeigte dem Könige und Alf, die voll Vertrauen dahin eilten, welch ein neues Unglück über das Volk der Sachsen hereingebrochen war. Viele der angesehensten erleuchtetsten und tapfersten Gaugrafen, auf welche man vorzüglich gerechnet hatte, waren wenig Tage zuvor, in Folge von Karls Befehlen, nebst andern ausgezeichneten Personen ergriffen und mit Weibern und Kindern weit hinweg geführt worden; zehntausend Stämme an der Zahl.

Die Lücke, welche hierdurch entstand, war allzugroß, als daß sogleich zur Ausführung des neuen Planes hätte geschritten werden können. Doch die allgemein aufbrausende Erbitterung über diesen abermaligen grausamen Versuch, das Sachsenvolk an seiner Wurzel zu zerstören, schien dennoch für den Gewinn einer bessern Zukunft zu bürgen.

So schwöret denn! rief der König, im Gefühl der Wonne über ihren Ingrimm sein Schwert

ausziehend, und alles drängte sich verlangend um ihn her. Allein mit sinkender Stimme fuhr er fort: Doch nein, schwöret nicht. Auch Hussihon und Bruno *) schwuren einst bei diesem Schwerte, zu siegen oder zu sterben, und bald darauf krochen sie zu den Füßen unseres Feindes um Verzeihung und Gnade. Denket an Freiheit und Götter, so wird es des entweihten Schwures nimmer bedürfen!

Und als man auseinander ging, da dämmerte mit dem anbrechenden Frührothe in Wittekinds, durch das Andenken an die treulosen Heerführer wieder trübe gewordenem Herzen auch die Hoffnung von neuem auf, und er schlug dem Herzog Alf, der tief in sich gekehrt neben ihm ging, auf die Schulter und sagte: Lieber, ermanne Dich. Siehe, wie nach der Nacht der Morgen daher kommt. Auch unserm hart gemißhandelten, zertretenen Volke wird sein Morgen nicht ausbleiben. Leuchtet doch immer noch dieselbe Sonne, die uns zum Siege bei Süntal leuchtete! —

*) Heerführer der Sachsen.

6.

Eines Nachmittags, als Wittekind eben mit seiner Gemahlin und dem treuen Alf auf der Burg bei der wärmenden Flamme von der Zukunft redete, und des Herzogs Kummer über die durch Abfall von den Göttern der Väter mit jedem Tage erfolgende Verminderung des streitbaren Häufleins zu lindern suchte, da meldete plötzlich ein Ritter drei vornehme Franken, welche den König zu sprechen wünschten.

Und die Königin stand erschrocken auf und rang die Hände und rief: So haben denn auch diese unwirthbaren Trümmer der vormals so ansehnlichen Burg uns nicht verbergen können vor unsern Feinden! Aber Wittekind gab ihr einen Wink zum Abtreten und sagte, daß er die Ankömmlinge erwarte.

Alsbald traten die Franken in das Gemach, an ihrer Spitze Herr Amalwein, der geheime Rath des Königes Karl, der mit Wittekind schon früher, aber fruchtlos, Unterhandlung anzuknüpfen versucht hatte.

Karl, der König der Franken, so begann er, ent-

entbietet Euch, Herr Wittekind und Herr Alf, seinen Gruß! Euern standhaften Sinn und männliches Gebahren achtend, wünscht er aufzurichten mit Euch ein Friedens- und Freundschaftsbündniß, das Eurem streitbaren Volke und Euch selbst zu Segen und Ruhme gedeihen soll.

Herr Amalwein, so versetzte hierauf der Sachsenfürst, unfehlbar hat Euch auf der Reise nach Kundschaft in der Gegend ein Zufall unsern Aufenthalt entdeckt, und Ihr blähet Euch nur mit dem Vorgeben eines Befehls von Euerm Herrn darum, weil Euch ein sicheres Geleite durch die Meinigen nöthig dünkt, die Ihr hier nicht vermuthen waret. Woher wüßte denn König Karl von unserm hiesigen Aufenthalte? —

Meinet Ihr, entgegnete der Franke, daß Ihr darum hier verborgen hauset, weil Ihr Eure Burg in der Zerstörung und jedermann zugänglich gelassen? So sollte mein König wohl gar glauben, daß Ihr, wie überall verbreitet worden, in Jütland wäret, um dort gemächlich auszuruhen von den erlittenen Unfällen? Nein, Herr Wittekind, er weiß alles. Er weiß, wie seit Eurer Rückkehr die hiesige Gegend sich wunder-

barlich belebt hat, wie die zahllosen Wachtfeuer, so alle Nächte aufsteigen, ihn mit baldigem Wiederausbruche der Feindseligkeiten bedrohen. Ja, er weiß sogar, mit welchen Beschlüssen die Versammlung im letzten Vollmonde auseinander ging. — Aber er will nicht wissen, nicht hören, nicht sehen; nur Euer Freund will er werden! — ,

Und hierzu, rief Wittekind spottend aus, zu solchem Zwecke sind von ihm wohl auch eben zehntausend der ersten meines Volkes ihrer lieben Heimath entrissen und getrieben worden in ein Reich, das wegen seines Herrschers Raubgier jeder Sachse verabscheuen muß. —

Ja, sprecht, Herr Amalwein, so fügte Herzog Alf hinzu, that Euer König dieß auch, um dadurch seinen Freundschaftsbund mit uns einzuleiten? —

Und, versetzte der Franke, rechtfertigen die Vorgänge in hiesiger Gegend solche Maßregel nicht völlig? Bei meinem Worte, nur an Euch ist's, die Entfernten wieder zurückzuführen. Folget mir. Sobald Ihr den schrecklichen Glauben aufgebt, der Euer Volk zu Grunde richtet, wird der große Karl Euch als Freunde und Bundes-

genoſſen umarmen, welche ihm um ſo lieber ſeyn werden, je ſchwerer ihm der Verein geworden, der beiden Völkern nur Heil verſpricht. Er wird jeden Verwieſenen in die Heimath zurücklaſſen, jeden, für deſſen Treue Ihr Euch zu Bürgen ſtellt.

An glatten Worten fehlt's Euch nie, Ihr Franken! ſprach Herzog Alf. Wie würdet Ihr unſer ſpotten, wenn wir darauf hin Euch trauen, Euch folgen wollten in der Feinde Gewalt!

Herr Alf, entgegnete der Franke, verkennet nicht meinen und meines Gebieters argloſen Sinn. Eure Zweifel alle zu zerſtören, ſoll ich dieſe beiden Stützen ſeines Thrones, Herrn Stephan von Montfort und den Grafen Heinrich von Hennenberg, als Geiſeln zurücklaſſen auf dieſer Eurer Burg. —

Hm, rief Wittekind, zu dem Grafen Heinrich gewendet, Ihr, mit dem rühmlichen, deutſchen Namen, ein Bürge für das Wort dieſes Chriſtenkönigs? Auch geltet Ihr viel bei ihm, wie ich höre, Ihr, deſſen Schweſter Hadmuth mein Vetter, Beringer von Ballenſtädt, zum Gemahl begehret hat? Aus meinem Angeſicht, Graf

von Hennenberg! In der Schlacht nur verlange ich das Eure zu sehen, nicht hier. Denn mir blutet das Herz neben einem Verräther zu stehen ohne mein Schwert zücken zu dürfen gegen ihn. — Und Ihr, Herr Amalwein, gehabt Euch wohl, und saget Eurem Könige — — sagt ihm meinetwegen was Ihr wollt; nur nichts von meiner Freundschaft für ihn und seine Götter. —

Herr Wittekind, erwiederte Amalwein, Eure bittere Reue wird diese günstige Stunde gewiß nur allzubald, aber vergebens zurück verlangen! —

Ich habe keine Reue, als über die Langmuth, mit der ich Euch anhörte! eiferte der König, ihm den Rücken kehrend.

Herr Alf! — hiermit ging der Abgesandte darauf schmeichlerisch diesen an. Doch der sagte, auf Wittekind deutend: Was er sprach, hätte auch ich gesprochen; denn wir theilen, wie unser Schicksal, so auch die Gesinnung! —

7.

Die beiden Helden rathschlagten noch, ob sie unter solchen Umständen die Burg mit einem gemeinen, heimlichern Aufenthalte vertauschen sollten,

als die Königin wieder hereintrat. Der ſchwere Kummer in ihrer Miene ſchien eines ſchleunigen Troſtes zu bedürfen. Daher vielleicht ſprach der theilnehmende Gatte jetzt auf einmal entſcheidend: Wir bleiben! Obſchon verrathen und ohne Wälle und Thürme, bleiben wir in dieſer luftigen Veſte! Wir ſenden Boten an die Unſern, um ihnen von dem Ereigniſſe Kunde zu geben. Ihre Wachſamkeit und Treue iſt uns ein beſſerer Schutz als der feſteſte, ſtolzeſte Wohnort. —

So geſchah es auch. Uebrigens unternahm man fränkiſcher Seits nicht einmal einen Verſuch, den Sitz der Sachſenheerführer zu beunruhigen.

Allein grade dieſes erregte dem Könige Beſorgniſſe. Je ruhiger die Argliſt ausſieht, ſprach er einsmals zu Alf, deſto eifriger ſei man auf der Hut! —

Leider konnten die Hoffnungen, die allgemein auf die Beſchlüſſe der nächſten Vollmondnacht geſetzt wurden, nicht gehörig in Erfüllung gehen. Die Zeit zwiſchen Winter und Frühling war Schuld daran. Bei dem Austreten einer Menge von Strömen und Flüſſen konnte aus den meiſten Gauen niemand ſich einſtellen, ſo daß die Ver-

sammlung noch minder zahlreich und vollständig seyn mußte, als das erste Mal. Auch warfen sich, selbst wenn die Anwesenden im Geiste der Uebrigen, den sie kannten, hätten einen schleunigen Krieg beschließen wollen, der nöthigen Kraft des letztern, eben die ausgetretenen Gewässer behindernd in den Weg.

Wittekind sagte daher: Still und besonnen, meine Freunde! Ein rohes Aufbrausen gegen Zeit und Umstände hat uns zeither das größte Verderben bereitet. Die Feinde wissen es, und scheinen abermals darauf zu lauern. Wir müssen erst beisammen, oder gewärtig seyn, uns durch die blutigsten Anstrengungen das Joch der Knechtschaft selbst auf den Nacken für ewig zu heften. Der zweite Vollmond nach dem heutigen wird vielleicht unserm Vereine günstiger ausfallen.

Da erhob sich hier und da ein Murren unter den schlagfertigen, rachedurstigen Helden. Doch Wittekind sprach: Wohl dem Volke, dessen Vorsteher von so edler Ungeduld brennen, aber wehe ihnen, wenn sie das Feuer nicht zu bewahren wissen bis zur rechten Zeit und Stunde!

Hierauf kein Laut weiter. Uffo opferte den

Göttern, und die Verſammelten ſchieden in tiefer Ehrfurcht von dem Könige, welcher mit dem Herzog Alf nach der Burg zurückkehrte.

8.

Ein ſchöner Frühlingstag ging eben zu Ende. Auf ſein Schwert geſtützt ſtand König Wittekind am Fenſter. Komm, rief er ſeiner Gemahlin, welche ſpinnend beim Rocken ſaß, komm und laß ab von Deinem traurigen Händewerk und erquicke Dich mit mir an dem rothen Glanze, worin die ganze Gegend aufzulodern ſcheint. Sieh den hellgrünen Anflug der lange genug traurig geweſenen Bäume und gedenke dabei unſerer ſüßen Hoffnungen auf eine gleiche Erneuung.

Wohl dachte ich ſchon daran, verſetzte die Königin. Auch würde ich ſicher längſt die Spindel verlaſſen haben, um an Deiner Seite hier zu ſtehen, hätte ich Dein Sinnen nicht zu ſtören geſcheut. Iſt es doch heute ohnehin weit ſtiller und freundlicher in meiner Bruſt als zeither. Als ſolle eine gute Botſchaft oder ſonſt ein erfreuliches Zeichen von außen kommen, ſo treibt es

mich den ganzen Tag von Zeit zu Zeit nach den Fenstern. —

Nur wenn ich da bin, fuhr sie mit sinkender Stimme fort, kehrt, leider! die alte Pein zurück. Denn ich sehe nichts als diese zerstörten Hütten! —

Nichts, sagst Du, mein Herz? entgegnete der König. Bist Du mit sehenden Augen so blind, daß Dir über dem Zerbrechlichen, daß wir vergessen sollten, der Strom des Lebens unbemerkt entrinnet, der allenthalben stark und anmuthig hervorquillt, der Dich eben, wie mich, an das Fenster lockt?

Erspare mir nur heute Deinen Zorn, mein Herr und Gemahl. Bin ich doch eben heute die Bekümmerte gar nicht, welche Du seit dem letzten, unersetzlichen Verluste immer vergebens zu trösten suchtest. Du bist nie hart gegen mich, theurer Wittekind. Aber heute sei zwiefach mild, weil ich so weich bin und empfänglich für jedes Leid und jede Freude! —

Wittekind liebkosete ihr, und als sie wieder zum Fenster blickte, da rief sie aus: Sieh einmal den Staub dort auf dem Wege. Das ist

von Rosses Hufen. Sollten wir noch Besuch erhalten?

Wer muß das seyn? sprach der König. Sieh, den herrlichen Braunen, der die Uebrigen weit hinter sich läßt. Ein Frauenbild darauf; nicht?

Ja wohl, antwortete sie, und hinter der ersten noch einige Frauen, dann Ritter, die ihnen zur Begleitung dienen mögen. —

Fränkische Frauen und Ritter! sprach der König. Was soll das? Denkt Karl vielleicht, weil die Schlauheit seines geheimen Rathes nicht schlau genug war, nun meinen geraden Sinn mit schönen Frauen zu überlisten? —

Die erste Dame war indeß auf ihrem Rosse, gleich einem leichten Vogel, in das offene Burgthor geflogen, und als die Uebrigen dieses noch lange nicht erreicht hatten, schon oben in der Fürsten Gemache.

9.

Im Schimmer der Abendsonne glich das hellblonde Haar der hohen Frauengestalt einem Heiligenscheine, und so wenig auch das Fürstenpaar auf das Christenthum und dessen Heilige hielt,

ſo war es doch beiden, dem Könige und ſeiner Gemahlin im Auge zu leſen, daß eine überirdiſche Macht ſich ihrer bemächtige.

Wer ſeid Ihr, hohe Frau? fragte, nach einem langen, ſtillen Zwiſchenraume der Betrachtung und des Nachdenkens, Wittekind, der Fremden ſich nähernd, die erwartungsvoll an der Thüre geblieben war. Mit ihm trat auch ſeine Gemahlin der Dame näher.

So kennt Ihr, mein theurer Ohm, und Ihr, geliebte Baſe, Eure Swanehild gar nicht mehr? Hat denn die kurze Zeit von wenig Monden mich Euerm Auge ſo ganz fremd werden laſſen?

Da ſtarrte das Ehepaar ſich an.

Ja, ſie iſt's! rief Frau Geva, und ſchloß das für verloren geachtete, theure Kleinod feſt in ihre Arme, und der König ſtand daneben und konnte nicht ſatt werden des Anſchauens einer Geſtalt, in der er, wie er ſpäterhin ſelbſt geſtand, die freundliche Göttin Hlyna geſehen, welche — nach der Meinung ſeines Glaubens — von der gewaltigen Frigga ihren Geliebten, den Menſchen, zuweilen als Schutzgeiſt geſendet wird. —

Sieh meine Ahndung! ſprach Geva zu ihm,

Swanehilden seinem Wohlgefallen überlassend. Mit ihr ist die freudige Unruhe, welche mich erfüllte, zur reinen, köstlichen Freude geworden. Swanehild sei gesegnet!

Das sei sie! sagte der König, faßte des zarten Fräuleins beide Hände, und trank aus ihren blauen Augen ein Entzücken, das er seit langer Zeit nicht mehr gekannt hatte.

Nun aber Mägdlein, sprach jetzt Frau Geva, zögernd, weil sie fürchtete, daß die Antwort ihre früheren Besorgnisse in traurige Gewißheit verwandeln könne, nun sage mir, weißt Du vielleicht auch unsern Sohn Wiprecht, den wir zugleich mit Dir einbüßten?

Er lebt, theure Base; er ist gesund und wohlbehalten auf einer Burg, wo freundlich gesinnte Menschen ihn Euch bewahren.

Sieh, Geva, sagte hierauf der König zu dieser, die, auf einen Sessel gesunken, ihre Freudenthränen dem Himmel still zukehrte, sieh, die Götter haben uns nicht verlassen. Sie werden auch unserm Volke gnädig seyn! —

Drauf rief er hinaus, damit ein Mahl bereitet werde für Swanehild und deren Begleitung.

Allein was letztere betraf, so hörte er, sie habe, so bald sie vernommen, daß das Fräulein das Fürstenpaar angetroffen, ihren Rückweg auf der Stelle wieder angetreten.

Seltsam, höchst seltsam! sprach der König, die Angekommene mit dem Auge um die Ursache fragend. Aber Swanehild bat ihn, dieß vor der Hand auf sich beruhen zu lassen, indem sie ihm ein ander Mal gnügende Aufklärung darüber zu geben denke.

Der König billigte diesen Aufschub und sagte: Recht, mein Kind. Die ersten, herrlichen Augenblicke nicht an so gleichgültige Dinge verschwendet!

Dringe aber Du ebenfalls nicht jetzt mit Fragen in sie, mein Gemahl, sagte hierauf Frau Geva, die hinaus ging, um auf die Mahlzeit ihr Auge zu richten. Denn wie wenig auch sonst der Neid mich anfechten mag, so beneide ich Dir doch selbst die geringste Kunde von Swanehildens zeitherigem Leben, wenn ich sie nicht mit Dir theilen soll.

10.

Wittekind mußte sich, je länger er das Mägdlein betrachtete, immer mehr Gewalt anthun, um ihr Lob zurückzuhalten, das ihm auf der Zunge schwebte. Aus dem süßen, kindlichen Wesen, das er vor der Trennung in Swanehilden geliebt, war eine so feine, herrliche Jungfrau geworden, daß er zuweilen in Versuch gerieth, sie unter die hohen Asen *) zu rechnen. Auch ihre Stimme schien ganz anders als vormals. So war noch kein Wort, kein Ton ihm zu Ohr und Herzen gedrungen, als der ihrige. Nur die Kleidung wollte ihm, weil sie die fränkische Weise hatte, wenig zusagen. Gleichwohl fand er sie an ihr nicht so widrig, als an anderm fränkischen Frauenzimmer, auch bestand sie in den feinsten, kostbarsten Stoffen, und er hätte überaus gern sogleich gewußt, wie sie in diese Tracht und zu so vornehmem Geleit gekommen sei, scheute jedoch die Frage, des von seiner Gemahlin ausgesprochenen Wunsches halber.

*) Götter.

Als Frau Geva zurück und das Mahl unter munterm, fröhlichem Wesen vollendet war, so sagte die erhabene Hausmutter: Nun, Kind, berichte uns auch recht getreu, wie es Dir ergangen ist, und zwar von dem Augenblicke an, wo Du mit Wiprechten Dich entferntest, auf daß wir im Zusammenhange Deiner Geschichte bleiben und kein wichtiger Umstand sich uns entziehen möge.

Warum bist Du aber so bang und bewegt, Swanehild? fragte jetzt Wittekind, als diese, nach langer, nachdenklicher Stille, in einen lauten Seufzer ausbrach.

Weil, antwortete das Mägdlein, weil mir vorhin nicht entgangen ist, wie Dein Auge, mein Ohm, voll trüben Ernstes an meiner fremden Kleidung haftete. Meine Begebenheiten müssen mich nothwendig auf Dinge und Personen zurückführen, welche Ursache zu diesem Anzuge sind und darum Dein Mißfallen erregen dürften.

Sorge nicht, geliebtes Kind! sprach der König. Laß es, wenn mein Ernst sich vergangen hat gegen Deine Kleidung; Kleider und Herzen sind ganz verschiedene Sachen. Sei Dein Kleid und

die nun verſchwundene Umgebung ſo fränkiſch als ſie ſeyn wolle, uns wird es nicht irren, leuchtet doch das alte, treue Sachſenherz noch immer aus Deinem Auge.

Das, rief Swanehild mit hoher Freude aus, ja, das iſt mein Stolz, daß ich dieſes noch rein im Buſen trage.

Nun denn, ſprach der König, ihre Hand faſſend, ſo erzähle ohne Zögern und Rückſichten, wenn die Liebe zum Vaterlande und deſſen Göttern noch in Dir glüht.

Aber mit dieſer letzten Rede ſchien ihre kaum neuerwachte Kraft wieder dahingeſunken, und ſie mußte erſt einen tiefen Seufzer zu bergen ſuchen, ehe ſie mit ſchwacher, haltloſer Stimme begann.

II.

Sicher, ſagte Swanehild, ſicher gedenkt Ihr noch der Fiſcherhütte, vor der wir an jenem kalten, neblichen Abende ankamen.

O, rief Frau Geva, mir grauſt fortdauernd vor der entſetzlichen Finſterniß und dem was ihr folgte. Wie heute die Ahndung erfreulicher Ereig-

niſſe mir wohlthat, ſo weh und noch mehr, that mir damals das Vorgefühl deſſen, was kommen ſollte. Schon bei jener Fiſcherhütte dachte ich mich umgeben von dem troſtloſen Niſlheim *), und meinte, als die Thüre unſerm Klopfen endlich ſich aufthat, mit all meinen Lieben in die halberfrorenen Arme der ſchaurigen Hela **) zu ſinken.

Auch mußte, fuhr Swanehild fort, des Fiſchers rauhe Frage: Was giebt's bei ſo ſpäter Tageszeit? nur noch tiefer die Heimathloſen verwunden. — Und wie Du nun, theure Pflegemutter, mit Deiner aus Liebe für uns zitternden Stimme ſo ſüß um Obdach bateſt, und dennoch der harte Fiſcher kein Ohr hatte, ſondern die Thüre ſcheltend zuwarf, und der kleine Wiprecht Dein Weinen durch ſeine Liebkoſungen zum Schweigen bringen

*) Die Nebelwelt, der Aufenthalt aller außer dem Kampfe Geſtorbenen; aus welcher jedoch die Guten endlich erlöſet werden und nicht der mannichfachen Pein ausgeſetzt ſind, welche die Böſen auf ewig darin erleiden.

**) Name der Beherrſcherin von Niſlheim.

gen wollte! Ach, wer wäre da nicht gern in solcher Angst vergangen? —

Ich wohl nicht? fragte hier der Sachsenfürst lächelnd.

Nein, Väterchen, versetzte Swanehild, Du nicht. Ich sehe Dich noch, wie Du, während des Vorgangs schweigend auf Dein Schwert gelehnt, dastandest, und noch so dastandest, als aus dem Fenster der Hütte die Frage erscholl, ob wir uns und unser Winseln endlich in Güte fortschleppen wollten? — Die gute Mutter versuchte nun die Vorstellung, welch ein böser, gefahrvoller Weg es sei, da man vor Nebel den Schritt nicht sehen könne. Aber zwei starke Männerstimmen dräueten zugleich, uns mit Gewalt fortzutreiben, wenn wir nicht ohne Verzug Anstalt zum Gehen machten. — Und als nun Mutter Wiprechten und mich bei der Hand faßte, um sich wirklich mit uns hinweg zu begeben, da sagtest Du zu ihr: Halt, und riefst hinein in's Fenster: Wollt Ihr öffnen? — Wie nun statt dessen ein spottendes Lachen herausscholl, da zogst Du Dein Schwert und hiebest auf die Thüre zu, bis sie aus einander sprang. Dann sahen

wir noch bei dem schwachen Lampenschein in der Hütte, wie dort alles sich zur Wehr setzte, Männer und Weiber. Wir hörten, wie Dein Schwert mit ihren Waffen zusammenklang. — Und bei Deinem Händeringen, beste Base, wurde dem kleinen Wiprecht so angst, daß er laut aufweinte und Dich und mich immer weiter hinwegzuziehen suchte. Ja, sagtest Du darauf leise zu mir, nur fort, immer fort von dieser Stätte des Todes und der Verzweiflung. Vater wird sich schon behaupten; nur Ihr könntet allzuleicht zu Schaden kommen. Ich muß seiner hier harren. Ihr aber geht, und haltet Euch nur immer links, vom Flusse abwärts; bald komme ich, meine lieben Kinder zurückzuholen. — Dazu gabst Du noch dem kleinen Wiprecht, der sehr über Kälte klagte, den eigenen Mantel. — Ich ging nun mit ihm, wie Du uns gesagt hattest. Leider aber warteten wir vergebens auf die theure Mutter.

Nicht ihre Schuld war es, gutes Kind! sprach der König. Höre, wie es uns ferner erging. Es währte eine ziemliche Zeit, ehe ich mich in der Hütte behaupten konnte; denn ich

hatte es mit wackern Gegnern zu thun. Ja, vielleicht wäre ich niemals zu Stande gekommen, wenn nicht einer von ihnen meinen Helm entzwei und herabgeschlagen hätte. Der erkannte mich nun, und sogleich beugte er sein Knie und wehrte den Uebrigen. — Auf meine jetzt herausströmenden Vorwürfe wegen ihrer Unmenschlichkeit gegen arme Flüchtlinge, sagten sie jedoch, daß eben ihr Mitleid mit letzteren sie dahin gebracht habe. Die Franken nämlich, wohl wissend, daß schon mancher verfolgte Sachse in der Hütte Zuflucht und Rettung gefunden, hätten geschworen, sie bei der nächsten Entdeckung dieser Art mit der ganzen Hütte und Weibern und Kindern zu verbrennen. Da schmerzte mich mein Verfahren gegen die armen Leute gar sehr, und es war mir ein großer Trost, daß bei Untersuchung der Wunden, die ich geschlagen hatte, auch keine einzige gefährliche sich entdeckte. — Desto schauriger überfiel es mich, als auf mein dreimaliges Rufen nach Euch, Ihr Lieben, keine Antwort erfolgte, und nach vielem fruchtlosen Umherleuchten vor der Hütte, endlich meine gute Geva allein, und ganz leblos am Boden vorge-

funden wurde. Von Euch andern beiden keine Spur, bis nach langer sorgfältiger Behandlung in der Hütte, meine liebe Frau, vor Kälte nur erstarrt gewesen, wieder die Augen aufschlug. — Mir heftig die Hand pressend, erwähnte sie sogleich den Rath, den sie Euch gegeben hatte.

Ach, fiel hier die Königin ein, ein Rath, den ich oft so gern mit meinem armen Leben zurückerkauft hätte! — Denke Dir, liebe Swanehild, den Todesschreck, als meine Verzweiflung allenthalben vergebens nach Euch gerufen hatte, als wir, verachtend die Gefahr, von den grausamen Franken gefangen zu werden, noch am lichten Tage den ganzen benachbarten Wald vergebens nach Euch durchsuchten!

Wo kamt Ihr denn hin, gutes Kind? —

Wir waren, erwiederte Swanehild, ein ziemliches Stück in den Wald hinein. Ich wäre auch noch weiter gegangen. Aber dem kleinen Wiprecht ward so bange nach Euch, daß er durchaus nicht mit wollte. Wir warteten daher eine gute Zeit. Kaum kann ich Euch erzählen, wie mir das Herz zitterte, als das Anfangs sehr entfernte Geheul eines Wolfes uns näher

rückte: und ſonſt auch kein Laut im ganzen Gehölze! — Doch endlich klang es in der Weite wie Huftritte. Bald drauf waren ſogar Menſchenſtimmen zu vernehmen, und ein Fackelſchein drängte ſich mühſam durch den dicken Schwefeldampf des fortdauernden Nebels. Vergebens ſtrebte ich jetzt, mich mit Wiprechten zu entfernen. Er wollte durchaus dem Lichte zu, und ſchrie laut auf, als ich ihn davon zu tragen verſuchte. Hierdurch entdeckt, rief eine Mannsſtimme uns ein: Wer da? zu. Auch kam ein Knecht mit der Fackel ſchnellen Schrittes zu uns heran. — Wer ſeid Ihr, fragte er. — Arme Vertriebene, die der grauſame Krieg des Obdachs und der Eltern beraubte! war meine Antwort. — Dieß, und wahrſcheinlich noch mehr das fortdauernde Verlangen des weinenden Kleinen nach ſeiner Mutter, lenkte zwei Damen, die nebſt einigen Rittersmännern zu Pferde waren, nach uns zu. Sogleich nahm die eine, welche auf einem ſchneeweißen Zelter ſaß, den kleinen Wiprecht zu ſich, den das Licht und die Liebkoſung der vornehmen Fremden zum Schweigen brachte. — Sachſen ſeid Ihr? fragte ſie mich. Ich konnte

nicht anders als ja antworten. Nun, fuhr sie fort, hier im Walde dürft Ihr nicht bleiben. Kommt mit uns auf eine Burg in der Nachbarschaft. Erst wenn es Tag geworden, kann von Euerm weitern Fortkommen die Rede seyn. —

Meine Seufzer und Weigerungen befremdeten die Dame wie die Uebrigen. Dahinter steckt wohl mehr! sagte einer ihrer Begleiter. Gewißlich sind das Kinder vornehmer Flüchtlinge, welche diese hier erharren sollen, und so wäre vielleicht ganz von ohngefähr ein guter Fang zu thun.

Diese Rede erschreckte mich nicht wenig, da ich Euch so nahe wußte, auch die andern Herren seiner Vermuthung beitraten. Aber die Dame, weit entfernt das Zutrauen zu täuschen, mit dem der kleine Wiprecht nach ihrem blitzenden, dunkeln Auge hinaufschaute, sagte: Wahrlich, unsere Sache ist es nicht, solchen Fang zu versuchen, und dem Unglücke seine letzte Zuflucht, die freie Luft, zu rauben. Mag es seyn, wie es wolle, das Mägdlein nebst dem Kleinen, sie sollen mit uns, weil sie sonst hier gar leicht eine Beute der Wölfe werden könnten. — Dazu hieß sie einen Ritter vom Pferde steigen und mir es ein-

räumen. Morgen, fügte sie freundlich hinzu, dann helfe ich Euch selbst die verlorenen Verwandten wieder aufsuchen.

Hier schien mir, Eurer Sicherheit halber, theurer Ohm, nichts weiter zu thun, als mich darein geduldig zu ergeben. —

Es beliebte der Dame, die von allen Uebrigen hochverehrt wurde, mich ihr zur Seite reiten zu lassen; auch zeigte sie sich dermaßen gut und leutselig gegen das unbekannte Mägdlein, daß, als sie merkte, ihre Fragen nach meinen Verhältnissen fänden nur schwere und erkünstelte Antworten, sie ganz davon abließ, versichernd, mein Zutrauen zu ihr werde bei näherer Bekanntschaft sich ungesucht finden. —

O, sie war so mild und lieb, daß ich bereits die beste Hoffnung faßte, durch ihre Beihülfe Euch, werthe Pflegeältern, am folgenden Morgen zurückzuerhalten. Aber mein Hoffen verschwand doch wieder, als ich beim Ankommen auf einer Burg vernahm, daß sie Bertha, die Tochter des Königs Karl, Eures Feindes, und daß des letztern Kanzler, Herr Eginhard, in ihrem Gefolge sei. Da konnte ich wohl unmöglich von

meiner und Wiprechts Abkunft und von Eurer Nähe reden wollen!

12.

Zum Glück, so fuhr Swanehild fort, begehrte die Prinzessin auch am andern Morgen mein Geheimniß nicht. Ich selbst aber, um von Euch, theuere Verwandte, auf anderm Wege vielleicht Kunde zu vernehmen, erzählte den Umstand von der Fischerhütte, wo ich Euch verließ, so, als ob mich am Abende, wie ich mit dem Kleinen darauf zugegangen, um Schutz zu suchen, ein großer Lärm, der dort vorgewesen, in den Wald verscheucht habe.

Allein durch die Beschreibung des Lärms und der Gewalt, die der ziemlich nahe bei der Burg gelegenen Fischerhütte von bewaffneter Hand widerfahren sei, erreichte ich zwar die Absicht, daß man darnach Erkundigung einziehen wolle. Doch mein Bedauern mit den angegriffenen Fischersleuten theilten zwei Ritter, welche dabeistanden, keineswegs. Sie sagten vielmehr, dieses Fischerhaus habe zeither immer ihren Feinden eine heimliche Zuflucht abgegeben und die ihm deshalb schon

längſt angedrohete Rache werde, meiner Erzählung nach, endlich wohl darüber herein gebrochen ſeyn. Sie entſchloſſen ſich auch ſelbſt hinzugehen, um Erkundigung einzuziehen.

Ach, was erſchütterten mich die Nachrichten, welche ſie bald zurückbrachten! Zufrieden mit dem diesmaligen Benehmen der Fiſchersleute, erzählten ſie, nach der letztern Ausſage, daß flüchtige Sachſen es geweſen, die mit ſtürmiſcher Hand in die Hütte gedrungen wären, deren Eingang man ihnen verweigert. Doch ſei der Lohn dafür den Angreifenden bald gekommen, indem noch zu rechter Zeit ein vorüberziehendes Frankenhäuflein ſie gefangen weggeführt habe! —

Armes Kind! rief hier der König, als Swanehild bei dem Andenken an die ſo unſelige Nachricht ihr Auge bang zum Himmel erhob Nein, Liebe, gefangen wurden wir nicht, wie Du nun weißt. Auch geleitete uns in der folgenden Nacht der des Weges ſehr kundige Fiſcher ſelbſt, bis wir aus aller Gefahr waren.

Das Fräulein verſetzte: Das erfuhr ich ſpäter ebenfalls durch die Frau Eures Begleiters, als ſie Fiſche zum Verkauf auf die Burg gebracht

hatte. Das Weib war jedoch in ihrer Freude über das sächsische Mägdlein so laut und geschwätzig, daß ich wohl anstehen mußte, mich ihr, als die im Walde vergebens Gesuchte, zu erkennen zu geben. — Denkt Euch aber die trostlose Zwischenzeit von mehrern Tagen bis zu dieser Kunde! Ach, kaum wußte ich meinem tiefen Schmerze Gränzen zu setzen: es waren die schrecklichsten Tage meines Lebens.

Desto mehr kann ich die Prinzessin Bertha rühmen, die, das Fabelhafte der Geschichte, welche ich ihr für die meinige gegeben, schon damals erkennend, mich dennoch mit der größten Güte behandelte. Desgleichen muß ich der bejahrten Wittwe eines Grafen Kunz von Hennenberg gedenken. Sie hatte ihre einzige Freude an dem kleinen Wiprecht, und trug, gleich der zärtlichsten Mutter, für das Kind Sorge.

Hätte ich, da ich Euch, theure Pflegeältern, nirgends aufzusuchen, auch von keinem andern Unterkommen für mich selber wußte, einen bessern Schutz für den Kleinen finden mögen, als auf der Burg dieser allgemein verehrten Dame, die sich erbot, ihn dort aufzuerziehen?

Auf einer Burg den Hennenbergen zugehörig? fragte Wittekind mit finsterer Stirne. Und wissen sie von des Knaben Abkunft? —

Noch immer nichts! antwortete Swanehild. — Ach, beim Abschiede von dem kleinen Wiprecht hätte der Schmerz mich beinahe zum Widerrufe des Versprechens bewogen, ihn der Gräfin anzuvertrauen! Allein sie beharrte auf der Erfüllung meines Wortes; auch stand ich an, Euern Sohn, dessen Ursprung doch wohl einmal der Zufall offenbaren konnte, nach Paderborn zum Hoflager des Königs Karl mitzunehmen, wohin die Prinzessin Bertha mich überredete, sie zu begleiten.

Wie, rief hier der Oheim aus, Du wagtest — —

Ei, versetzte Swanehild, unter dem Schutze der trefflichen Bertha hätte ich alles leicht wagen können. Auch will ich Euch gestehen, daß ihr so engelgleiches Wohlwollen meinem Herzen schon auf der Reise nach dem Hoflager keinen längern Rückhalt verstattete. Nothwendig mußte ich zeigen, daß ich ihre Liebe nicht verkannte; ich mußte mich ihr als die Verwandte des großen Wittekind, als dessen Pflegetochter zu erkennen geben.

O Mißgriff der arglosen Unschuld! rief der König hier aus. Dich der Tochter des Wütherichs zu entdecken, dem das Leben jedes redlichen Sachsen ein Gräuel ist, der, gleich jenem römischen Buben, der sich Kaiser nannte, dem Sachsenvolke einen einzigen Hals wünschte, um das ganze den an der Aller durch ihn ermordeten Tausenden mit einem Male nachzusenden! — Dank den Göttern, daß ich Dich wieder habe, Swanehild. Ewigen Dank den Lenkern der Menschenschicksale, daß dem ungläubigen Frevler Deine Abkunft, trotz diesem gefährlichen Zutrauen zu seiner Tochter, verborgen geblieben ist! —

Dazu schlang er seinen Arm so fest um sie, als ob er sich ihres Wiederbesitzes noch nicht recht sicher fühle.

Wie aber, Väterchen, sprach das Fräulein, freundlich zu ihm hinaufblickend, wie, wenn König Karl doch nicht nur meinen sächsischen Ursprung, sondern sogar die nahe Verwandtschaft mit Dir erfahren hätte?

Dann — rief Wittekind aus — dann müßten alle seine Thürme schon mit gefangenen Schlachtopfern überfüllt und alle seine Henkerbeile

bei Verden drauf gegangen seyn, ehe Du frei in unsere Arme hättest kehren können! —

Und doch — versetzte sie — bin ich da, mich Eurer Liebe zu erfreuen! — Ein Ritter, der mich einmal hier auf der Burg gesehen, erkannte mich in Paderborn wieder, und entdeckte dem Könige, was die Tochter ihm sorgfältig verheimlicht hatte. —

Dann bist Du durch ein Wunder der Arglist des Grausamen entronnen! sprach die Königin.

Nein, theure Base, antwortete Swanehild. König Karl kam auf diese Nachricht selber zu mir in seiner Tochter Gemach und nannte mich sogleich bei meinem Namen. Da ich nun darüber gar sehr erschrocken und bekümmert aussehen mochte, so sagte er: Sei getrost und gutes Muthes, mein Kind. Wollte Gott, daß der tapfere Wittekind, gleich Dir, eine Zeitlang an meinem Hoflager zubrächte. Unsere nähere Bekanntschaft würde mir und ihm, so wie dem ganzen Sachsenvolke, frommen und wohlthun. —

Hm! das sagte er? rief Wittekind mit bitterm Spotte. Vielleicht gar noch mehr? —

Ja, antwortete Swanehild. Er rühmte Dich

und Deine Thaten dergestalt, daß mir vor Freude die Augen übergingen. Dann aber fügte er noch hinzu: Dein Ohm will sein Volk glücklich wissen. Aber der Weg, den er dazu wählt, ist schwerlich der rechte. Ein Wort der Verständigung hierüber mit mir, würde hinreichen, mich und ihn, auch die beiden Völker, zu Brüdern zu machen.

O des Heuchlers! rief Wittekind aus. Ein Wort der Verständigung, nach dem, was erst an der Aller, und dann noch ganz neuerlich durch Hinwegführung der Blüthe des Volkes geschehen ist! —

Theurer Ohm! sprach hierauf das Fräulein, der Vorgang an der Aller wird von Karl selbst eine Uebereilung genannt, die er seinem Zorne nicht vergeben kann. Die letzte Maßregel aber glaubt er der eigenen Sicherheit schuldig gewesen zu seyn.

Seine Sicherheit, entgegnete Wittekind, die wird auch erst mit dem Untergange unseres ganzen Volkes anheben können. Denn, das schwöre ich — —

O nicht doch, bester Vater, fiel Swanehild mit so bittender Stimme und heftig abwehrender

Geberde ein, daß der König mitten in seinem Zorne wie von himmlischer Gewalt gebunden, inne hielt und den Schwur unvollendet ließ.

Mein theurer, mein gütigster Ohm, fuhr Swanehild fort, der Himmel bewahre Dein ehrwürdiges Haupt vor dem Fluche des Meineids. Denke drum, statt aller Schwüre, auf ein gütliches Vernehmen mit dem Könige der Franken. Seit ich an seinem Hofe lebte in Paderborn —

Genug für heute von ihm und von Paderborn! rief Wittekind aus. Daß der christliche Wütherich inmitten des sonst so ehrwürdigen Götterwaldes von Teutoburg, an derselben Stelle, wo unter Hermann, unserm Ahnherrn, das deutsche Volk vom Joche der Römer sich losriß, sein Hoflager halten darf, das ist eine ewige Schandsäule für die Nachkommen des Helden. Nur durch Ströme von Blut und Feuer mag sie vertilgt werden.

Theuerster Ohm, sprach Swanehild, und drückte flehend seine Hand an die Lippen, sagtest Du doch selber, daß es für heute genug sei davon! —

Hast Recht! mein Kind, sprach der König,

die Rede sogleich auf andere Dinge überführend.

Aber es lag in den Umständen, daß sie immer wieder auf Swanehildens Verhältnisse am fränkischen Hofe zurückkam und davon getrübt wurde. So hörte die Königin nicht ohne Unruhe, daß das Fräulein selbst bei Frau Fastrad, der harten Gemahlin des Königs Karl, in besonderer Gunst stehe, und von ihr an den letzten Weihnachten die schöne Kleidung, welche sie trug, zum Geschenke erhalten habe. Frau Geva wußte von diesem Feste der Feinde ihres Glaubens und dem Gebrauche, einander dabei zu beschenken. Auch das schöne Roß, worauf Swanehild angekommen, rührte von der Frankenkönigin her, der man doch ein bis zur Grausamkeit gehendes, unversöhnliches Gemüth gegen alles beilegte, was nicht an Christum glaubte. Sollte Swanehild vielleicht — —! Frau Geva wagte den ihr so furchtbaren Gedanken der Möglichkeit, daß sie getauft sei, nicht einmal in geheim auszusprechen, auch enthielt sie sich der Erkundigung darnach, weil sie die Gewißheit der Sache ärger als den Tod scheuend, mit der Unwissenheit ihre, im fer-

nern

nern Gespräch immer steigende, Besorgniß, zum Schweigen zu bringen suchte.

13.

In düsteres Sinnen verloren, vernahm indessen Wittekind von den Reden der beiden Frauen nur dann und wann ein einzelnes Wort ohne Bedeutung. Noch immer wußte er nicht wie ihm vorhin bei dem unterbrochenen Schwure geschehen war. Endlich aber stieg plötzlich mit dem Gedanken an Heinrich von Eschen der Wunsch auf in ihm, Swanehilden wegen desselben behutsam auszuforschen, und er riß sich mit Gewalt von seinen Betrachtungen los und redete das Fräulein also an: Entsinnest Du Dich noch unseres Aufenthalts bei Vetter Ehrenbrecht am Harze?

Gar oft, bester Ohm, ist mir diese Reise in Gedanken gewesen, antwortete Swanehild. Wir verlebten dort so manchen lieben, freundlichen Tag. Aber, fügte sie tiefer seufzend hinzu, daneben auch einen, der sie fast alle verdunkeln könnte. Denn noch steckt mir das Blut im Herzen, wenn ich des Opferfestes gedenke, welches dort gehalten

ward. Die armen Gefangenen, die, von blutdürstigen Priestern verhöhnt, einem Klotze, Krodo genannt, hingeschlachtet wurden! —

Zu Ehren des racheheischenden Wodan! — fiel Wittekind zornig ein. Aber sein Zorn verschwand, als er in die Thräne des Mägdleins blickte. Indessen war er doch dadurch von dem Zwecke seiner Anrede abgekommen und sank in sein voriges Nachsinnen zurück.

Auch Frau Geva blieb nun, überwältigt von dieser neuen Unterstützung ihres Argwohns gegen Swanehildens Glauben, fast den ganzen Abend stumm und in sich gekehrt.

14.

Herzog Alf, der erst spät in der Nacht von einer Reise zurückkam, war ganz trunken vor Freude, als er am folgenden Morgen die lange Vermißte wiedersah. Er setzte sich zu ihr, sehr vergnügt scheinend mit ihren Antworten auf seine Fragen nach Karl und dessen Umgebung und Gebräuchen, während Wittekind und Geva, jedes einzeln und weit entfernt von ihnen, in dem schon

am Abende begonnenen, nachdenklichen Schweigen verharrten.

Da dünkte es dem Fräulein Zeit, dem Herzoge von einem Vorhaben Mittheilung zu thun, das zu ihren erlesensten Hoffnungen gehört hatte, aber an Wittekinds Abneigung gegen die Franken scheitern zu wollen schien. Sie war nämlich von Karl, dem sie bis Wolmerstädt gefolgt gewesen, mit der Zusage geschieden, ihrem Oheim und Alf, die in der letzten an sie ergangenen Gesandtschaft zurückgewiesene Bitte um eine mündliche Unterredung nochmals an's Herz zu legen, und machte jetzt Wittekinds würdigen Freund damit bekannt.

Die Aufmerksamkeit, womit Herzog Alf ihr zuhörte, belebte ihre Rede mit einem wundersamen Feuer. Sie erzählte zugleich von der ehrenvollen Begleitung auf die Wittekindsburg: daß nämlich König Karl, außer einigen Frauen seiner Gemahlin, unter andern auch den mit der Prinzessin Bertha heimlich vermählten Grafen Engelbrecht dazu erwählt, und um allem Verdachte des Auskundschaftens zu entgehen, ihnen verboten habe, den Burghof zu beschreiten.

Noch fügte sie im Allgemeinen hinzu, daß der

große Karl nichts so sehr wünsche, als aus seinen wackern Feinden seine Freunde zu machen, und daß eine Zusammenkunft mit ihm ohnfehlbar zu dieser dem Sachsenlande so heilsamen und wohlthätigen Verwandlung führen werde.

Von der Macht ihrer Rede bezwungen, näherte sich Herzog Alf schon dem fortdauernd sinnenden Wittekind, als die Augen aller, die gegenwärtig waren, auf einen Hereintretenden fielen.

Heinrich von Eschen, indem er mit Ehrfurcht seinen Schritt zum Könige lenkte, ward durch Swanehilds Erscheinung plötzlich unterbrochen, und beugte, seiner selbst unbewußt geworden, vor dieser sein Knie zuerst.

Sein Entzücken und seine Hingebung, dazu des Fräuleins sichtbare Unruhe, ergriff aller Herzen. Die Natur verkündigte das den beiden noch selbst nicht ganz klare Geheimniß, welches zwischen ihnen Statt fand, in einem einzigen Augenblicke so kräftig und unzweideutig, daß Wittekind sogleich zu ihnen trat, und zu Swanehild sagte: Er wollte der Rächer Deines Todes seyn, mag er nun dafür der Genosse Deines Lebens werden! —

Als aber hierauf beide dankend vor dem Könige niederknieten, und der alte Priester Ussо jetzt herein trat, da entdeckte Swanchild in ihm den grausamen Opferpriester vom Harze, und sie entsetzte sich vor dem Greise. Und als er den Sinn der Handlung, die hier vorging, erkannte, und seine Weihe über das Paar aussprechen wollte, da erhob sich die Braut plötzlich, ihn mit zürnendem Auge zurückweisend und wie auf höheres Eingeben ausrufend:

Wisse, Blutiger, daß ich Deinen Segen verabscheue, weil ich ihn für Fluch achte. Wisse, daß Ihr keinen Theil weiter habt an mir, Du und deine falschen Götter, seitdem die heilige Taufe mein Herz für immer von des Heidenthums Flecken rein gewaschen hat. —

Und der König und die Königin standen tief im Gemüth erschüttert und verhüllten ihr Angesicht. Drauf hob der Alte vor Wuth schäumend also an: So kann auch dieser mein Neffe keinen Theil haben an Dir, Verfluchte! Hinweg, Heinrich, auf daß das Gift des Athems, welchen Loke *) ihr ein-

*) Der böse Geist.

gehaucht, nicht zerstöre Deines Lebens Blüthe, und Dich verweise auf ewig in das eisige, angstvolle Land der Nebel, wo die festverwahrte Wohnung Elend, die Tafel Hunger, der Knecht Träg und die Magd Langsam heißt, wo Du keinen Schritt thun würdest, ohne von giftigem Gewürm umwunden und gepeiniget zu werden. — Hinweg, sage ich, so fügte der Priester noch heftiger hinzu, als Heinrich sich von Swanehildens Blicke gefesselt und zurückgehalten sah, hinweg von der Abgefallenen, Aussätzigen, von dem verdorrten Reise des erhabensten Stammes. Denn es zieht alles hinab in sein Verderben, was von ihm irgend berühret wird! —

Als nun Heinrich hinaus war, so unterbrach der Priester die fortdauernde Todtenstille folgendermaßen: Und verflucht wie sie selbst, sei ein jeglicher, der fortan mit der Abtrünnigen, Götterlästernden, Verfluchten, Gemeinschaft halten wird. Kein Skalde *) soll seine Thaten in der Asensprache verherrlichen. Auf dem Meere soll Frei ihm den Himmel mit Wolken verhüllen,

*) Dichter.

und Niord seiner Fahrt ungünstige Winde senden. Er soll Schiffbruch erleiden und keine der schönen weißen Jungfrauen da seyn, ihn in den Schooß ihrer Mutter Ran zu bringen. Die gastfreien Zwerge der öden Felsen sollen dem lechzenden Wanderer ihre steinerne Wohnung verschließen, und die sonst so mildthätigen Waldmägdlein ihn hinausjagen aus ihrer grünen Heimath. Ja, selbst im edelsten Kampfe soll Ullers Zauber ihn nicht beschützen, und wenn er dann fällt, Heimdall *) ihn zurücktreiben, auf daß er nie eingehe über die sieben Strahlen der Asenbrücke **) nach dem prächtigen Schildgewölbe Walhalla's. Nimmer soll sein Auge die Götter erblicken, herrlich wie sie dort sitzen im Harnisch und Panzer; nimmer er aus der Walkyren schönen Händen die goldbesäumten Hörner zum köstlichen Labetrunke empfangen! —

Nachdem nun Uffo diesen Fluch ausgesprochen, entfernte er sich und die Zurückbleibenden, zermalmt von seinen Worten, blickten nach Swane-

*) Der Wächter von Walhalla.

**) Der Regenbogen, über den die gefallenen Helden nach Walhalla einzogen.

hild, und waren außer sich vor Verwunderung, daß des Priesters Zorn ihrer Miene das gewöhnliche, süße Lächeln nicht hatte stören können.

Staunet nicht, meine Lieben, rief sie begeistert aus, daß ein solcher Fluch einem so schwachen Wesen auch gar nichts anhaben mochte. Betet den lebendigen Gott an, der das vorhin selbst aus mir sprach, was ich gestern Abend mit Mühe Euch verbarg. Die steten Niederlagen der tapfern Sachsen verkünden ja mehr als alles die Ohnmacht der Götzen, für deren Namen sie kämpfen! Und wie Ihr's auch anfangen, wie Ihr auch die Franken bekriegen möchtet, immer wird Unheil und Verzweiflung die Frucht Eurer Anstrengungen seyn, weil jenen der einzige, wahre Gott zur Seite steht! —

15.

Lange dauerte die Stille nach diesen Worten, deren Geist auf den bangen Zuhörern schwer zu liegen schien. Endlich erhob Wittekind sein Auge und sprach: Was nun thun, Unglückliche, mit so schrecklichem Fluche beladen?

Zu Deinen Füßen, Vater, will ich liegen

und flehen, bis Du Deinem Heile gefolgt seyn wirst. Eile, mein Herr und Ohm, nach Wolmerstädt, dem dermaligen Hoflager des Königs Karl, und lerne kennen den Helden, den Du fälschlich beurtheilest nach den Augenblicken seines gereitzten Zornes. Nicht der Tyrann, nur der Befreier unseres Volkes von den ohnmächtigen Götzen, will er seyn. O mein König, noch einmal beschwöre ich Dich, Karln anzuschauen in der Nähe, zu sehen die Andacht und Frömmigkeit, mit denen er, seiner Hoheit entsagend, sich vor dem einzigen Gotte niederwirft. Keine Zeit ist geschickter ihn zu beobachten, als die jetzige. Das heilige Osterfest naht heran. Stelle Dich im Hause Gottes ihm gegenüber, wenn er mit den Seinigen und allem Volke zum Tische des Herrn gehet, und der Geist der Demuth und Liebe, welcher webet in ihm, der wird auch Dich erfassen, Du wirst ihm die Hand darbieten und sagen: Laß uns Brüder seyn! —

Mein liebes, mein gutes Kind! rief der König, bezwungen von der Kraft ihres Tones und der Blicke, die wie Himmelsglanz auf ihn fielen; dazu nahm er sie in seine Arme.

Du vergissest, mein theurer Ohm, sagte Swanehild, daß Du schon hiermit theilhaftig wirst meines Fluches.

Da schauerte den König. Doch ein einziger Blick in des Fräuleins reines Auge sicherte ihm den für verloren geachteten Segen von neuem zu.

Kind, sprach er, geliebtes Kind, wie tief schmerzt mich Dein Unglück! Uffo ist unversöhnlich und sein Neffe für immer Dir verloren, der Dir sehr viel zu gelten schien! —

So hat mich meine Freude verrathen! rief Swanehild. Ich will daher nicht bergen, daß seit dem ersten Bekanntwerden mit Heinrich von Eschen — sein Bild in meiner Seele lebendig zurückgeblieben ist, und daß das Glück, ihn so plötzlich selbst wiederzufinden und sogleich sein zu werden, mir das Theuerste auf der Erde war. Aber, mein Herr und König, sogar dem Theuersten soll man, um Gottes willen, entsagen können. Das gebietet mein neuer Glaube und er ist es auch, der mich mit Kraft dazu ausrüstet! —

Ein Glanz der Verklärung schien es, in dem sie dastand, und Wittekind erhob sich und sagte

zum Herzog von Hollstein: Lieber, laß uns denn gen Wolmerstädt ziehen! —

Und sie, fragte Frau Geva, als Herzog Alf darein gewilligt hatte, soll sie Euch geleiten? —

Nein, geliebte Base, fiel hier das Fräulein ein, bevor das Werk nicht vollendet ist, müssen sie vermeiden alle Gemeinschaft mit mir. Auch Du, theure Frau, mußt Dich bis dahin meines Umgangs enthalten. Laßt mich nur immer in einen Kerker werfen und mich der unwürdigsten Gefangenen gleich halten, die Hoffnung auf Euer künftiges Heil wird mich gegen alles Ungemach kräftigen.

So flehend aber auch Swanehild um das schlechteste der Gefängnisse bat, so konnte doch das Königspaar sich zu solchem Verfahren durchaus nicht entschließen. Ein abgesondertes Gemach für sie im obern Theile der Burg war alles, wozu sie sich am Ende noch verstanden.

16.

Als nach den mancherlei Sorgen eines langen, trüben Tages die Nacht endlich hereinbrach, da stiegen die beiden Fürsten zu Rosse, und rit-

ten, von niemand geleitet, aus dem Burgthore. Je weiter ſie ſich von der Heimath entfernten, deſto ſchwächer ward auch ihre in Swanehildens Anſchauen ſo lebendig geweſene Hoffnung auf das Heil, welches ihrer harre am Hofe des Frankenkönigs. Hätte nicht Alf ſchon früher geſchwankt im Glauben an ihre Götzen, ſo würde es daher am folgenden Tage dem Könige ſehr leicht geworden ſeyn, ihn gradezu zur Rückkehr zu bewegen. Denn Wittekind ſagte, als der Morgen anbrach: Traun, wir haben nicht überlegt, welch ein mißlich Wageſtück wir beſtehen! Schwer werden wir dieſe Reiſe ſo geheim vollbringen, als wir ſie abſichtlich angefangen. Zwar ſind wir während der Nacht ein gutes Theil Weges weggekommen vom Hauſe. Was aber wird, auch noch ſo entfernt, unkenntlich machen die Fürſten, die das Volk ſo oft an ſeiner Spitze ſah? Und welche Deutung kann eine Reiſe nach Wolmerſtädt finden, wenn wir beobachtet werden? Noch, treuer Kampfgeſell, iſt es Zeit, den Rückweg zu ſuchen und durch reichliche Opfergabe zu verſöhnen die Götter, die wir ſo böslich zu verrathen gedachten!

Da ereiferte sich jedoch Herzog Alf gegen ihn und fragte: Was unsere Götter anlangt, so ist es Dir nichts Neues, daß ich ihnen nur noch mit Widerwillen diene. Mir aber dünkt es ein so neues als unerfreuliches Bezeigen des Königs Wittekind, daß er seine Mannhaftigkeit, wie sonst nie, verläugnend, von dem gefaßten Entschlusse ohne Noth wieder abstehen will. —

Und diese Rede traf so mächtig durch Mark und Leben des Helden, daß er, unbekümmert, was auch nun erfolgen mochte, statt der Antwort, seinem Rosse die Sporen gab, und binnen der ganzen Reise keinen Laut wieder dagegen von sich vernehmen ließ. Daß übrigens seine Vermuthung wegen des Erkanntwerdens nicht grundlos gewesen, davon sprach die tiefe Verehrung, die gar mancher Wanderer auf ihrem Wege den Reisenden bezeigte.

17.

Einsmals, grade am letzten Morgen, als sie vor der Hütte eines Köhlers, bei dem sie übernachtet, auf ihre Rosse gestiegen waren, da redete Wittekind im Fortreiten also zu seinem Freunde:

Lieber, mir ist heute gar seltsam und ungewöhnlich zu Muthe. Das rührt von einem Traume in dieser Nacht her, dessen Auslegung ich wohl wissen möchte. Mir träumte nämlich von meiner Nichte, der Swanehild. Tief unter der Erde saß sie in einem abscheulichen Kerker voller Schlangen und anderm großen Gewürm. Aber als könne die Hülfe ihren Bitten nicht entstehen, so faltete sie ihre Hände und hob sie nach der Höhe muthig empor. Siehe, da that sich auch wirklich grade an der Stelle, wohin sie ihre Augen und Hände richtete, das Gewölbe des Gefängnisses auf, und in dem milden Lichtscheine, welcher hereindrang, schwebte ein Knabe herniedder zu ihr, wunderschön von Gestalt und Weise, der ein hölzernes Kreuz auf seiner Schulter trug. Da entstand plötzlich ein allgemeines, schreckliches Regen unter all dem Gewürm, ein Gezisch und Geschrei, vor dem meinem Ohre graute und das Herz im Leibe mir zusammenfror. Und die giftigen Zungen aller der bösen Thiere streckten sich weit aus nach der Gefangenen, so daß ich mit gezogenem Schwerte auf das Gewürm losgehen wollte. Doch mein Arm erstarrte in die-

sem Augenblicke und ohnmächtig sank das Schwert aus meiner Hand. Deß erschrak ich gar sehr. Da versuchte ich Swanehilden zuzurufen, daß sie vorwärts sich wenden möchte, weil hinter ihr ein Drache den ungeheuern Rachen schon an ihrem Nacken hatte. Aber die Stimme versagte mir, und Swanehild stand mildlächelnd und unbesorgt, wie neulich nach Ussos Fluche, und sank, alle Schreckniſſe ringsum, als täuschende Larven verachtend, vor dem glanzvollen Kinde auf ihre Knie. Drauf nahm dieses sein Kreuz von der Schulter, und wie es solches hierhin und dahin neigte, so zerbarsten sogleich die giftigen Ungeheuer zu allen Seiten. Die Gefangene aber umklammerte mit tiefer Ergebung das Kreuz und ward daran bald und ohne Beschwer hinaufgezogen von dem Kinde, mit dem es sodann verschwand. Drauf erwachte ich. — Was dünkt Dich wohl von diesem Traume, Alf?

Hm, sprach der Herzog mit bedenklicher Miene, davon dünkt mich wenig Gutes. Wenn unsere Priester recht haben, so ist der Traum gemeiniglich das Gegentheil von dem, was er bedeutet. — Das Kreuz mag wohl für ein Zeichen des Christen-

thums gelten. Wie wenn Swanehildens Errettung im Traume ihren wirklichen Untergang vorausſagte? Zum erſten Male fällt mir jetzt ein, daß wir ſie nicht hätten zurücklaſſen ſollen! —

Oho, rief Wittekind, wo könnte ſie ſicherer ſeyn, als auf des Königs Burg?

Ei, verſetzte Herzog Alf, ich kenne dieſen Uſſo und ſeine Rachgier. Laß nur etwa ſeinen Neffen nicht abſtehen wollen von Swanehilden. Wer weiß, wozu dann der Alte fähig wäre. Der Tod einer Chriſtin dünkt ihm ſchon an ſich ein hohes Verdienſt.

Chriſtin, oder nicht! rief der König beruhigt aus, das iſt hier eins. Der Tod des geringſten der freien Sachſen kann nur durch den Volksverein beſchloſſen werden, und Swanehild Gräfin von Ringelsheim gehört zum Hauſe des Königs! —

Alf ſchwieg um Wittekinds Zuverſicht nicht zu ſtören, weil ja doch in dieſem Augenblicke dem Unheile, das er beſorgte, nicht vorzubeugen war.

18.

Die Thürme von Wolmerſtädt, welche jetzt ſichtbar wurden, lenkten der Reiſenden Gedanken auf ihr Vorhaben. Sie gedachten, den König unerkannt in der Kirche zu beobachten, wo er, nach Swanehiloens Berichte, eben an dieſem Tage zum heiligen Nachtmahle gehen würde. Eine Schäferhütte, die vor ihnen lag, ſollte dazu dienen, ſie unkenntlich zu machen. Daher ritten ſie auf dieſe zu, übergaben dem davorſtehenden Schäfer ihre Roſſe, und legten, ſtatt der Rittertracht, welche ſie von ſich thaten, die Bettlerkleidung an, ſo von ihnen zu dieſem Zwecke mitgenommen worden. Den Schäfer baten ſie, bis zur Rückkehr ihrer Pferde zu warten, und ihnen Ritteranzug und Waffen aufzubewahren; was er auch getreulich zu thun verſprach. Drauf wanderten ſie, um die Hauptſache nicht etwa zu verſäumen, gar flink und rüſtig auf Wolmerſtädt zu. Hier aber legten ſie ihrem Verlangen Zügel an, weil der ſtarke Schritt nicht paſſen wollte zu den gebrechlichen Perſonen, die ſie nun vorſtellten.

Es war noch früh am Tage. Nur einzeln erst gingen die frommen Gläubigen zur Kirche, und Wittekind und Alf hatten Zeit genug, Orte zu finden, wo sie die Ankunft des Königs Karl und seines hohen Hauses und die heilige Handlung überhaupt wohl beobachten mochten. Weil sie jedoch schon so vielen im Treffen, wie zur ruhigen Zeit, als unzertrennlich erschienen waren, und mancher, wenn er hier ihre Gesichter beisammen erblickte, sie, selbst in der falschen Kleidung, leicht erkennen konnte, so entfernten sie sich sehr weit von einander.

19.

Das Gotteshaus füllte sich immer mehr und mehr. Ein Geräusch, das sich jetzt unter der ganzen Menge vernehmen ließ, deutete auf die Ankunft der Ersten im Volke. Wittekind erstaunte, als er den König Karl an der Eintretenden Spitze erblickte. Ist das derselbe, fragte er sich, den ich im Toben der Schlacht so oft zu Pferde hierhin und dorthin fliegen sah, dessen einziges Wort ganze Heerschaaren, wie ein mächtiger Sturmwind in die Meinigen riß, daß diese

zerſtoben und ihr Heil in der Flucht ſuchen mußten? Iſt das jener Stolze, der ſo gern die ganze Welt zum Schemel ſeiner Füße machte? ſo fragte ſich Wittekind. Denn der Frankenkönig kam, wunderſchön zwar von Geſtalt wie ſonſt, doch in geringer, einfacher Kleidung, den Blick zur Erde geſenkt, langſam und demüthig daher. Als er aber jetzt, nach dem Hochaltar ſchauend, mit einer tiefen Kniebeugung an ſeine Bruſt ſchlug, da ergriff Wittekinden das himmliſche Entzücken in ſeinem Auge dergeſtalt, daß er faſt verſucht wurde, ſein Knie gleichfalls zu beugen.

Hierauf ſetzte ſich König Karl mit ſeinem Hofe in des Volkes Mitte und der Blick des Sachſenherrſchers konnte nicht von ihm weichen. Des Betenden Andacht hielt ihn wie ein heiliges Liebesband feſt an ſeinem Feinde, und ſchien die Feindſchaft ſelbſt mit der Wurzel aus des Bewundernden Herzen reißen zu wollen. Und wie nun ſpäterhin die chriſtliche Gemeinde dem Altare nahete, der König Karl voran, und dieſer aus des Prieſters Hand den Leib des Herrn eben empfangen ſollte, da faßte den Sachſen-

fürsten plötzlich ein freudiges Erschrecken. Denn dasselbe Kind mit dem Kreuze auf der Schulter, das er im Traume gesehen, sah er hier bei hellem Sonnenlichte, zwischen dem Priester und dem Könige. Nur schien es ihm noch um vieles herrlicher als im Traume. Und die Strahlen um das kleine, liebliche Haupt des Kindes ergossen sich über den König Karl und flossen immer weiter und weiter umher, so daß auch Wittekind davon berührt wurde. Und sie drangen bis in das Herz des Sachsen so tief, daß dieser anbetend auf seine Kniee sank und der ganzen irdischen Umgebung sich entrückt fühlte. —

Erst mit dem allgemeinen Aufbruch der Andächtigen aus der Kirche erlangte der Held sein Bewußtseyn wieder. Da beeilte er sich, die Pforte zu erreichen, wo er den König Karl, den, auch in seinen Augen nun entschiedenen Liebling des Himmels, indem er sich den gemeinen Bettlern zugesellte, und um eine Gabe flehte, recht in's Angesicht zu sehen, und bevor er in stattlicher Kleidung am Hofe erschiene, aus seiner Miene noch einmal von der Wahrhaftigkeit des erlebten Wunders sich zu überzeugen hoffte.

Ja, es ist alles, alles wahr! dachte er dann, auf einer Stufe vor der Pforte sitzend, als er den großen König von weitem erblickte; denn seine Züge schienen noch immer von dem Abglanze des himmlischen Kindes belebt und verherrlicht. Wie nun, bei seinem Heraustreten aus der Pforte, Wittekind die Hand nach einem Almosen ausstreckte, da blieb Karl eine Weile vor ihm stehen und blickte ihn, freundlich zwar, aber dergestalt an, daß der Sachsenfürst des freiwillig übernommenen, unwürdigen Verhältnisses sich schamend, das Auge tief zur Erde niederschlug.

Folge mir, Lieber! sagte nun der König Karl zu ihm, ich habe hier keine Gabe für Dich bei der Hand. Da folgte ihm Wittekind, und alles verwunderte sich über des Königs Verlangen, und noch mehr, als er in der Burg den Bettler zu einem Gespräche mit ihm allein vor sich kommen ließ.

20.

Willkommen, Herr Wittekind, so redete König Karl den Verwunderten sogleich an. Meintet Ihr die Gestalt des Helden, der mir oft so furchtbar gewesen, durch Eure Verlarvung meinem Auge

zu verſtecken? Vor Kurzem erſt habt Ihr meine ehrenvolle Einladung von Euch gewieſen, um bald darauf in dieſem Anzuge gen Wolmerſtädt zu kommen! Nach Euerm Gefallen. Ich will deßhalb nicht mit Euch rechten; begehre auch nicht zu wiſſen, warum Ihr einem ſo ſeltſamen Einfalle nachgegeben habt. Nur das bitte ich, mir zu erläutern, aus was Urſache der abgeſagteſte Feind des Chriſtenglaubens ſich entſchloß, der heiligſten Handlung deſſelben beizuwohnen. Denn wiſſet, ſchon in der Kirche iſt mir Euere Geſtalt nicht entgangen, auch das nicht, daß Ihr, eben als ich am Altare ſtand, Euer Knie und Euer Antlitz zur Erde neigtet. Sollte vielleicht der Geiſt des Herrn Euch plötzlich erleuchtet haben? —

Da bekannte Wittekind alles, was ihm begegnet war, und daß er nun gewiß nächſtens die heilige Taufe nehmen werde.

Und Karl ſchloß ihn in ſeine Arme und ſagte: Die Erſcheinung, ſo Ihr vor uns allen vorausshabt, beweiſt mir, wie hoch der Gott des Himmels und der Erde Eure Bekehrung achtet, daß er ſo viel für Euch gethan hat. Ihr werdet fürder in Gemeinſchaft mit mir nun auch das Eurige

für ihn thun, Ihr und Eure Sachsen. Denn nicht zur Unterjochung dieses Volkes, sondern nur zur Vertilgung seiner so ohnmächtigen, als grausamen Rachegötter, führte ich gegen sie das Schwert. Es kehrt in die Scheide zurück, sobald der Gott, der aus Menschenliebe am Kreuze starb, ihre Herzen erleuchtet. Auf Euer Wort trauend, nehme ich Euch hiermit zu meinem Waffenbruder auf und bestätige Eure Würde unter dem Namen eines Herzogs der Sachsen.

Nach kurzem Gespräch fand es sich, daß die beiden großen Fürsten fast in allem übereinstimmten, und sie bereuten gar sehr, es so spät erst erkannt zu haben.

Herzog Alf, welcher Wittekinds Ruf nach Hofe von weitem beobachtet hatte, und jetzt bange um seinen Freund an der Burgmauer herumschlich, ward bald entdeckt und gleichfalls heraufgerufen. Er nahm keinen Anstand dem Bunde beizutreten. Schon am Abende erschienen beide in ihrer bei dem Schäfer zurückgebliebenen Rittertracht am Hofe. Auch feierten sie das Osterfest zu allgemeiner Erbauung recht andächtig mit.

21.

Die nächsten Tage nach dem Feste verflossen unter allerlei ritterlichen Uebungen zu Ehren der neuen, hochgeachteten Freunde. Besonders feierlich war die Art, mit welcher der nunmehrige Herzog der Sachsen dem Grafen Heinrich von Hennenberg wegen der letzten Beleidigung auf der Wittekindsburg Abbitte that: Schon damals, sagte Graf Heinrich, hoffte ich, daß Eure Verblendung bald ein Ende nehmen müsse, und bloß darum enthielt ich mich aller Antwort; ein Umstand, der meine heutige Lust um Vieles vergrößert.

Wittekind entdeckte ihm nun, daß der Kleine auf seiner Mutter Burg sein Sohn sei, und hörte von dem darüber Hocherfreuten, daß man Frau von Hennenberg in den nächsten Tagen bei Hofe erwarte, wohin sie den kleinen Wiprecht mitbringen werde. —

Herzog Wittekind, der nun ohne Verzug zurückgewollt hatte, beschloß eine so große Freude noch zu erwarten, und den Sohn der von Sehn-

ſucht nach ihm ganz durchdrungenen Mutter in die Arme zu führen.

Während dieſer Zeit zog ſich das Freundſchaftsband zwiſchen dem Könige Karl und Wittekind immer feſter. Swanehildens wurde oft von ihnen mit großem Lobe gedacht; auch konnten beſonders Bertha und Frau Faſtrad nicht aufhören, das Fräulein zu rühmen und ihr baldiges Wiederſehen zu wünſchen. Den Fluch des Prieſters verachtete man, da er, wie man glaubte, in ihren Verhältniſſen ihr ganz unſchädlich ſei. Man verwieß auch deßhalb dem Herzoge von Holſtein, wenn er an dieſer Unſchädlichkeit Zweifel äußerte, und darum ſchleuniger zurückbegehrte, ſeine Meinung zu verſchiedenen Malen.

Allein nur zu bald, faſt zugleich mit der Ankunft des kleinen Wiprechts, beſtätigten ſich Alfs Beſorgniſſe. Es kam nämlich als Eilbote ein Ritter, von Frau Geva an ihren Gemahl geſendet, mit folgender Kunde: Wittekinds bald in der dortigen Gegend verlautete Abweſenheit hatte bei Uſſo und einigen Gaugrafen Unruhe erregt, welche durch die Ausſage mehrerer Ankömmlinge, die ihn und den Herzog Alf unweit

Wolmerstädt getroffen, noch verstärkt worden war. Später hatte man sogar von dem eingetretenen, vertrauten Verhältnisse der beiden Helden mit König Karl und den Festen an dessen Hofe, ihm zu Ehren angestellt, Mittheilung erhalten. Sogleich ahndete dem finstern Sinne Uffo's die Ursache und der nahe Fall der Götter, deren Priester er sich nannte. — Eines Tages erscheint Heinrich von Eschen vor Wittekinds Gemahlin, und eröffnet ihr diese Vergänge sowohl, als daß in deren Verfolg Swanehild auf der Burg selber nicht mehr vor den Angriffen seines Oheims sicher sei, ja daß mit Einbruch der Nacht die Christin, welche das Saamenkorn des Bösen in die Herzen der Ersten des Volkes geworfen, als eine Verrätherin abgeholt und verurtheilt werden solle. Uffo's Wuth kenne keine Gränzen, und es sei alles für seine Verlobte zu fürchten. Darüber entsetzte sich Frau Geva gar sehr und kam mit dem von Eschen überein, das Fräulein ihm anzuvertrauen, der ihr einen sichern Aufenthalt zu verschaffen gelobte. Schon war er auch am Abende mit ihr auf dem Wege aus der Burg. Allein der mißtrauische Uffo hatte eine ganze

Schaar von Lauerern in des Thores Nähe. Man erkannte die Flüchtenden und bemächtigte sich ihrer. Seitdem wußte niemand was aus ihnen geworden war.

Um Auskunft darüber zu erlangen, hatte Frau Geva den Usso vergebens zu sich beschieden lassen und ihm endlich bei dem Zorne ihres bald zurückkehrenden Gemahls zu kommen befohlen. Allein aus seiner Antwort ersah man, daß er selbst dem Fürsten den Gehorsam zu verweigern wage.

Der Bote fügte noch hinzu, daß er unterweges von einer durch Usso zusammengerufenen Volksversammlung gehört habe, bei der man auf die Wahl eines neuen Heerführers Bedacht nehmen wolle.

Und die Herzoge von Sachsen und Holstein, hocherglühend in ihrem gerechten Zorn, thaten dieß, und daß sie ohne Verzug die Rückreise antreten wollten, sogleich dem Könige kund. Doch verweigerten sie die Annahme der Ritter und Mannen, welche ihnen dieser zu Züchtigung der Aufrührer anbot.

Ich kenne, sagte Wittekind, die Meinen zu

gut, um nicht zu wissen, daß ich es höchstens mit einem, oder einigen Uebelgesinnten zu thun habe. Die Uebrigen sind Verblendete, welche mein Erscheinen schon allein zu ihrer Pflicht zurückführen wird.

Bald darauf stiegen sie zu Rosse, wo Wittekind seinen kleinen Sohn vor sich sitzen hatte.

22.

Die Reise ging Tag und Nacht, so daß sie, wenn im Vollmonde eine Volksversammlung Statt fand, noch zur rechten Zeit eintreffen konnten.

Beides, die gemeine Reiterrüstung, welche sie in Wolmerstädt angelegt hatten, und das vorgezogene Visir, waren nicht geeignet, ihnen Zutrauen zu gewinnen. Doch galt dieses denselben für's erste auch weniger, als die Unkenntlichkeit.

Je näher sie dem Walde kamen, wo die Volksberathungen gehalten zu werden pflegten, desto mehr Bewegung nahmen sie auch unter den wehrhaften Männern wahr, bis ihnen endlich die Antworten auf ihre behutsamen Erkundigungen

über die Zusammenberufung selbst keinen Zweifel weiter ließen.

Herr Uffo wird staunen bei unserer Anrede! sagte der Sachsenfürst zu seinem Waffenbruder, als sie am Abende vor der Vollmondnacht schon sehr frühzeitig an dem wohlbekannten Orte eintrafen, und hier, nachdem sie die Rosse angebunden, zum ersten Male auf dieser Reise in's Gras gelagert der Ruhe pflegten, und dazu etwas Speise und Trank, das sie hatten, zu sich nahmen. Besonders freute sich der Held seines kleinen Sohnes, der ohngeachtet der Beschwerden einer so übereilten Reise von dem Schlafe, dessen man ihn bedürftig glaubte, durchaus nichts hören wollte! —

Schon war die Nacht völlig hereingebrochen, und noch immer keiner von allen Gaugrafen vorhanden.

Seltsam genug! rief Alf aus. Sollten die vielen Nachrichten über den Volksverein sämtlich keinen Grund haben? Jetzt müßten doch die Berathungen begonnen seyn. —

Allerdings! versetzte Wittekind. Wie aber, so eben gerathe ich auf den Gedanken, wie wenn

man, dem zeitherigen Gebrauche zuwider, das Volk an einen andern Ort berufen hätte?

Mit der ganzen Schwere eines finstern Vorgefühls überraschte dieser Argwohn jetzt die Fürsten, und sogleich setzten sie sich zu Pferde, ohne jedoch zu wissen, wohin sie ihre Schritte zuerst lenken sollten. Und als sie schon ziemlich lange bang und düster hin- und hergeritten waren, da gewahrten sie einen Ritter mit mehrern Reisigen, welcher fürbaß zog. Den redete Herzog Wittekind also an: Gemach, Herr Ritter, und saget uns, wenn Ihr es wisset, wo die Volksversammlung abgehalten wird, zu der unser Herr uns aufgeboten.

Da habt Ihr Euch zu spät auf das Gleis gemacht, antwortete der Ritter. Denn die meisten Grafen sind im Zorn davon gegangen, wie ich, weil es darauf ankam, dem Könige Wittekind die Treue aufzukündigen. — Daher rathe ich Euch, reitet Eures Weges zurück. Ist Euer Herr unter den Gutgesinnten, so findet Ihr ihn gewiß nicht mehr, und ist er bei den Andern zurückgeblieben, so verdient er schwerlich, daß Ihr ihn aufsuchet und ihm ferner Folge leistet. — Das

Merkwürdigſte, als ich hinwegritt, war ein Opfer.

Ein Opfer? rief Wittekind ahndungsvoll.

Ein ſchönes, herrliches Fräulein, welches den König zu dem Glauben der Chriſten verführt haben ſoll. Der Prieſter redete lange davon, wie ihr Blut ganz allein den Wodan verſühnen und die Schande von der Sachſen Waffen abwaſchen könne. Und als er ſo redete und in grauſe Flüche und Verwünſchungen gegen die Gebundene ausbrach, da ſtand der von Eſchen, des Prieſters Neffe, an einen Baum daneben ebenfalls angefeſſelt. Indem nun der Prieſter des Mägdleins Bande löſete, ſo ſagte er zu dieſem: Unwürdiger, Du ſollſt Zeuge werden von dem Opfer und der Verzweiflung der Verfluchten! Da erhob das Fräulein ihre Stimme und ſagte ruhig lächelnd zu dem Gebundenen: Sieh auf mich, Du Guter, und Du wirſt keine Spur der Verzweiflung gewahren an der unſchuldig Sterbenden. Aber meine Ergebung in den unerforſchlichen Willen des Allerhöchſten, und mein Glaube an ſeine Weisheit und den himmliſchen Lohn der Dulder, dieſer Glaube wird gewiß auch der Deinige werden!

Er iſt es ſchon! rief der von Eſchen von ihrem Geiſte durchdrungen aus. Da griff der Prieſter ſchnell und ſchäumend vor Wuth zu dem Opfermeſſer. — Jetzt war kein Bleiben mehr für mich; erſchüttert und empört von allem, deſſen Zeuge ich geweſen, beſtieg ich das Roß und ritt mit den Meinigen davon. — O wäre doch Wittekind hier, um den treuvergeſſenen Uſſo zu züchtigen!

Er iſt es! rief der Herzog, das Viſir öffnend und dem Ritter die Hand reichend. Schrecklich ſoll die Rache hereinbrechen über die Stifter des heilloſeſten Mordes! —

Und der treue Sachſe frohlockte, dem Helden ſein Geleit nach dem Haag bietend, wo die Verſammlung gehalten wurde. —

23.

Nachdem ſie nun, in tiefe, ſtumme Gedanken verloren, ſchon eine weite Strecke, von keinem Laut, als der Pferde Hufen unterbrochen, zurückgelegt hatten, da löſete ſich der Schmerz des Sachſenfürſten endlich in Töne auf. Meine liebe, liebe Swanehild! rief er. Wollte der Himmel, Bruder

Alf,

Alf, daß ich beſſer beachtet hätte Deine Vorſorge und Dein Warnen! Und den Traum dazu. Wie ſchrecklich iſt er doch in Erfüllung gegangen!

Der Wald ward jetzt immer dichter und dichter, auch ließen ſich ſchon menſchliche Laute vernehmen. Da fuhr Herzog Wittekinds Hand unwillkührlich nach dem Schwerte, und er zog es heraus und übergab Alf ſeinen Wiprecht und eilte, ſo viel der enge Weg es zuließ, weit voraus, ſeinem blutenden Herzen nach. —

Obſchon das Häuflein, welches er auf einem geräumigen Raſenplatze vorfand, nicht unbedeutend war, ſo ritt er doch guten Muthes darauf zu: Wer ſeid Ihr? ſprach er zornig. Wer hat Euch berufen? Was habt Ihr beſchloſſen? Ich, Wittekind, Euer Fürſt und Heerführer, frage Euch das!

Und das: Ja, er iſt's! das jetzt hier und da aus dem Munde der Verſammelten bebte, zeugte genugſam von ihrem Erſchrecken und ihrer Reue.

Darauf aber richtete ſich ein Mann, der in einiger Ferne am Boden lag, langſam empor und rief: Greifet und tödtet den Abtrünnigen! Und dieſer Mann war Uffo, der rachedurſtige Eiferer für ſeine Götter.

Auf den sprengte Wittekind an, und schwang sein Schwert über das Haupt des Priesters, und sprach: Wo hast Du Swanehilden, Du böser Räuber und Mörder?

Da erscholl plötzlich des Fräuleins Stimme, und entzückt über das geliebte Leben, das er vernichtet geglaubt, eilte Wittekind nach dem Baume, woran man sie wieder gebunden hatte. Alsbald löfete sein Schwert die Fesseln und die noch Unverletzte sah dankend zum Himmel und ihrem Oheim auf.

Noch sprachlos durch die seltsame Folge der Ereigniſſe, deutete sie auf den gefesselten von Eschen. Sogleich befreite der Fürst auch diesen, in dem ihm Swanehild ihren Retter vorstellte. — Als nämlich der Priester das bereits entblößte Opfermesser zu weihen, seine Götter angerufen hatte, und sodann eben damit auf das schweigende Opfer losbrechen wollte, da machte die Verzweiflung Heinrichs Arm riesenstark; er zerriß seine Bande, stürzte mit Wuth auf den Oheim ein, wand ihm das Messer aus der Hand, und brachte ihm selbst eine solche Wunde bei, daß er zu Boden sank.

Doch im Davoneilen mit der so Geretteten

war er ſchon wieder ergriffen worden. Sein Schickſal, das der, nur leicht verwundete, Prieſter ſelbſt ausſprach, ſollte nun ſeyn, Swanehildens Tod zu ſterben; nach ihr. Uffo behielt ſich vor, zum Danke für ſeine Rettung beide Opfer ſelbſt zu verrichten, ſobald er ſich wieder geſammelt haben würde. —

Der glückliche Ausgang mag den Frevel verſöhnen! rief Wittekind. Ich vergebe Euch allen, ſogar Dir, Uffo!

Doch der, als er ſah, daß ſämmtliche Anweſende ſich unterwarfen, ſtieß er die heftigſten Schmähungen aus und ergriff das Opfermeſſer wieder und durchbohrte damit die eigene Bruſt. —

24.

Nachdem nun die meiſten Fremden davon gezogen waren, da ſtieg Wittekind von ſeinem Roſſe, zerſtörte den Altar mit dem Götzenbilde, und pflanzte zu Verſöhnung des wahren Gottes ein Kreuz an die Stelle, aus zwei Baumäſten ſogleich von ihm ſelbſt gebildet. Drauf fiel er auf ſeine Kniee und rief, die Hände hoch empor gehoben: Das Kreuz hat geſiegt! Und wer noch da war,

that ein Gleiches. Sogar den kleinen Wiprecht ergriff das fromme Wort so, daß er mit zur Erde sank und die schuldlosen Hände, wie die Uebrigen, gefalten nach dem Himmel hinaufreichte. —

Jetzt erst ist jener Traum ausgegangen! sagte Wittekind auf dem Heimwege zu Alf, und gar nicht nach der Deutung der Götzenpriester. —

Auf der Burg gab es grose Freude. Wenig Wochen später aber noch mehr an Karls Hofe, wo Wittekind und dessen Haus, dazu Herzog Alf und Heinrich von Eschen nebst unzähligen andern aus dem Sachsenvolke die heilige Taufe empfangen hatten, und nachher Swanehild mit ihrem Retter von Priesterhand verbunden worden war. —

In Kurzem verspürte alles Sachsenvolk den Segen der neuen Lehre, so daß jedermann nach der Taufe begierig wurde.

Wittekind blieb bis an sein seliges Ende der frommste Christ und treueste Freund des nachherigen Kaisers Karl, ist auch als beides noch in den spätesten Zeiten anerkannt, und von Pabst Urban dem achten, mit Karl zugleich, unter die Zahl der Heiligen aufgenommen worden.

Der Schutzgeist.

Anekdote.

Nun wollen wir Nummer zwei vornehmen — ſagte der Profeſſor — indem er die Schleifen ſeiner Kupferſtichpappen zuſammenſchlang, und nach der zweiten Abtheilung blickte, die ſchon an dem Tiſche lehnte — die, hoffe ich, wird Ihnen noch beſſer zuſagen. Aber Sie ſehen ſo oft nach der Uhr, Frau Geheimräthin, faſt ſollt' ich fürchten . . .

Ich ſelbſt fürchte nur — unterbrach die Polizeidirektorin — es wird zu ſpät, um eine neue Abtheilung anzufangen, und es wär wirklich Schade, dieſe ſchönen, ausgeſuchten Blätter bloß flüchtig zu durchlaufen. Wenn Ihre Zeit es ein andermal geſtattet . . .

Es iſt ja noch gar nicht ſo ſpät — entgegnete der Polizeidirektor ſelbſt, der ſchon beſchäftigt war, die ſchweren Pappen auf den Tiſch zu heben — Wir bringen noch recht bequem

die ganze folgende Abtheilung durch. Wie kommt es, daß Du heut so eilig bist?

Man ist doch jetzt am liebsten Abends zu Haus — erwiderte die Geheimräthin — es ist doch immer sicherer.

Sicherer? — fragte der Polizeidirektor lachend — Du machst meiner Amtsführung ein gutes Kompliment! Wo soll denn jetzt Unsicherheit entstehen, besonders da wir unsre militärischen Sicherheitstörer los sind?

Eben darum — sagte Jene — Sie würden uns nicht verlassen haben, wenn sie nicht selbst an ihrer Sicherheit gezweifelt hätten. Wahrscheinlich sind die Feinde sehr in unserer Nähe, und wie leicht entstehen da nicht Unruhen, wo man es am wenigsten erwartet.

O, wenn Sie weiter nichts fürchten — lachte der Professor — da lassen Sie uns ganz ruhig unsere Bilder vollends durchgehen. Bis zu Ankunft der Feinde fließt noch manch Tröpfchen Zeit vorüber, und ich denke, wir werden früher unsre sogenannten Beschützer wiedersehn, ehe wir unsre Feinde, oder vielmehr Befreier, denn Feinde giebt es nicht mehr, zu sehen bekommen.

Indeſſen iſt Ihre Ahndung doch nicht ganz ohne Grund, denn gleich in den erſten Blättern hier werde ich Ihnen einige der Nord-Orientalen, wenigſtens im Bilde vorzeigen können.

Ein andermal, bitt' ich — erwiderte die Aengſtliche — Wenn Sie meine Unruhe fühlten, Sie würden mich Selbſt gern in meiner Wohnung wiſſen.

Aber wirklich — ſagte der Geheimrath beruhigend — Du biſt ganz ohne Grund in Sorgen. Nach den heutigen Nachrichten können uns wohl die nächſten Tage manche kriegeriſche Ereigniſſe, oder doch wenigſtens fremde Gäſte mitbringen, aber für Morgen wollt' ich faſt noch ſtehn, und für dieſen Abend iſt auch nicht der entfernteſte Grund, etwas zu erwarten.

Man ſuchte vergebens von allen Seiten Gründe auf, die Geheimräthin von dem Ungrund ihrer Furchtſamkeit zu überzeugen; ſie ward immer auffallender ängſtlich, und endlich um die Geſellſchaft und das Vergnügen des Abends nicht zu ſtören, ſchlug ſie vor, der Profeſſor möchte ſie begleiten, und bei ihrem Mann einige Gemählde und Kupferſtiche betrachten, über welche

man vorhin gesprochen und gestritten hatte. Der Vorschlag ward gern angenommen, der Professor verschloß lachend, auf der Geheimräthin ernstes Erinnern, seine Thüren doppelt, und nun zog man vergnügt unter mancherlei Scherzen aus dem Hause des Professors in die Wohnung des Polizeidirektors, wo das Gespräch vor den neuen Sehenswürdigkeiten der Kunst bald wieder in den vorigen lebendigen Gang gerieth.

Sollte man nicht glauben — sagte der Geheimrath, als seine Gemahlin sich eben entfernt hatte — meine Frau wär eine Geisterseherin? Ihre sonderbare Unruhe macht mir fast selbst bang. Ich bin dergleichen gar nicht von ihr gewohnt.

Die Folge von den Gesprächen, die jetzt an der Tagesordnung sind — entgegnete der Professor — Glauben Sie doch nicht an dergleichen Dinge. Wir werden so vollkommen ruhig und ungestört Ihre schönen Kunstschätze betrachten können, als ob wir die Kosaken und Baschkiren nur noch aus Reisebeschreibungen kennten.

Der Polizeidirektor sahen nicht dieser Meinung. Er ward etwas zerstreut, und kaum

konnte des Professors Erzählung von den deutschen Alterthümern, die er in einer Versteigerung erhalten, und zur Vorzeigung für diesen Abend bestimmt hatte, ihm einige Aufmerksamkeit abgewinnen. Der Professor lächelte einige Mal über den Glauben an Vorahndungen, den jener durch seine Bangigkeit verrieth, und nahm aus Seelenlehre und Naturwissenschaft alle Beweismittel zusammen, um den Ungrund eines solchen Glaubens darzuthun.

Ich kann gegen alle Ihre Gründe nichts einwenden — sagte endlich der Geheimrath — als so manche Erfahrungen, die das Gegentheil Ihrer Meinung bestätigen, und uns wenigstens auf Augenblicke die Aussicht in Gegenden gewähren, welche von der Wissenschaft noch nicht aufgehellt sind. Was glaubwürdige Männer erzählen, bei welchen der Verdacht eines Bestrebens, Andre täuschen zu wollen, unmöglich ist, kann man, wenn auch in einigen Fällen, doch nicht durchaus und ohne alle Ausnahme verwerfen.

Warum nicht? — erwiderte der Professor — wenn die Sache an sich selbst gegen alle Gesetze der Möglichkeit streitet? Die rechtlichsten

und glaubwürdigsten Männer können selbst getäuscht werden. Uebrigens ist es mit den Ahndungen, wie mit den Irrlichtern. Jedermann hat nur davon gehört; kein Einziger, den ich darüber gesprochen habe, hatte die Erfahrung selbst gemacht. Ehe ich nicht selbst einen Geisterseher zu sehen bekomme, der mich ernsthaft und als rechtlicher Mann versichert, er habe wachend und bei vollem, unbezweifeltem Bewußtseyn selbst etwas dergleichen erlebt, eher glaub' ich von dem Allen so viel als nichts.

Wenn aber ein solcher Geisterseher sich fände — sagte der Geheimrath — dann würden Sie glauben?

Hm — versetzte Jener mit zweifelndem Achselzucken — immer noch erst nur nach genauer Prüfung. Täuschung ist gar zu leicht möglich. Pope's Beispiel ist mir stets eine große Warnung gewesen.

Der Geheimrath wollte das Nähere wissen.

Ist Ihnen die Anekdote unbekannt? — fragte der Professor — Pope war ein entschiedener Gespensterläugner, und hatte die eigne Fatalität stets Bedienten zu bekommen, die in dem Grade

leichtgläubig waren, wie er selbst schwergläubig. Um ihre Gespensterfurcht zu verscheuchen, verbot er ernstlich in seinem Hause von Erscheinungen oder ähnlichen Dingen auch nur zu sprechen, und drohte Jedem, der ein Wort davon erwähnte, oder überhaupt Gespensterfurcht verrieth, mit augenblicklicher Entlassung aus seinem Dienst. Pope hatte nun eben eine neue Wohnung bezogen, sich bequem und nett darin nach seinen Wünschen eingerichtet, und wollte die erste Nacht in den fertig gewordenen Zimmern schlafen. Aus Vorsicht verriegelt er der unbekannten Umgebungen wegen vor dem Schlafengehn die Thür, und versucht nun, seiner Gewohnheit nach, sich in den Schlaf zu lesen. Nach einiger Zeit bemerkt er eine Bewegung an der Thür seines Zimmers. Sie öffnet sich, indem er nach dem Geräusch umblickt, und eine Gestalt in alter spanischer Kleidung, ernst und düster von Ansehen, tritt herein. Pope ruft die Erscheinung an, der Spanier nimmt aber keine Notiz von ihm und seinem Ruf; er tritt an das Bücherbret, greift nach einigen Bänden von Pope's Schriften, blättert etwas darin, und setzt sie sogleich mit einem

ärgerlichen satirischen Lächeln wieder an ihre Stelle, aber, wie der Autor im Bett mit nicht geringem Verdruß bemerkt, allezeit umgekehrt, mit den Titeln nach unten. Pope ruft nochmals. Der Spanier läßt sich in seiner stummen Kritik nicht stören, und als er endlich mit seiner Musterung zum Schluß kommt, geht er nach Pope's Schreibtisch, nimmt ein Manuskript, an welchem der Besitzer noch am Abend geschrieben hat, liest, blättert, schüttelt zuweilen lächelnd den Kopf, und blättert weiter. Das wird endlich dem zusehenden Autor zu bunt. Mein Herr, ruft er den Spanier an, wenn Sie Jemand mit Ihrem Besuch beehren wollen, so wählen Sie künftig eine bequemere Zeit. Der Spanier würdigt ihn keines Blicks. Und wo Sie einen Besuch machen, fährt Pope fort, da beobachten Sie gefälligst die Gesetze des Anstandes, und durchmustern Sie nicht fremde Papiere. Der Spanier blättert ruhig fort mit seinem fatalen ironischen Lächeln. Sonst — poltert nun der entrüstete Dichter — sonst wird man gegen Sie sein Hausrecht zu brauchen wissen, und mit den Worten fährt er aus dem Bett, reißt seinen Degen aus der Scheide, und stürmt damit auf

den Spanier ein. Der senkt gelassen die Hand, womit er die Papierblätter hält, und, indem er Pope'n mit demselben kalten Spottlächeln in das Gesicht sieht, öffnet er mit der andern Hand seine Brustbekleidung. Hier erblickt Pope mit Schaudern eine blutende Wunde, größer und tödtlicher, als er selbst sie dem nächtlichen Störer beizubringen gesonnen war. Erschüttert tritt er zurück und klingelt seinem Diener. Vergebens. Er wiederholt den Ruf, niemand erscheint, nur der Spanier steht noch gelassen am Schreibtisch, und setzt ruhig die Durchsicht der Papiere fort. Mein Herr, sagt endlich Pope, wer Sie auch seyn mögen, Sie erzeigen mir eine Gefälligkeit, wenn Sie mich jetzt verlassen. Der Spanier nickt bewilligend, legt die Blätter aus der Hand, und entfernt sich langsam und ernsthaft. Fast betäubt von dem seltsamen Abenteuer wankt Pope auf sein Lager zurück, da kommt sein Bedienter, und fragt, was der Herr befiehlt? Ist Dir Niemand begegnet? redet Pope ihn an. Ja, auf der Treppe, antwortet der Diener. Wer war es, wie sah er aus? fragt Pope weiter. Der Diener zögert mit der Antwort. Der Herr dringt in ihn, jener

entschuldigt sich mit dem Verbote des Herrn über gewisse ihm mißfällige Dinge zu sprechen, endlich bekennt er, der Spanier sei ihm begegnet, und es gehe auch eine alte Sage in dem Hause, daß ein vor langer Zeit ermordeter Spanier sich zu Zeiten sehen lasse, allein Niemand habe sich getrauet davon zu sprechen, weil ja der Herr jeden aus dem Dienst jage, der von Erscheinungen sich etwas verlauten lasse. Pope will nichts mehr hören, er verbietet dem Diener, weiter davon zu sprechen, indessen befiehlt er ihm doch, den Rest der Nacht bei ihm auf dem Sofa zuzubringen. So schläft er auch selbst wieder ein. Als er am Morgen erwacht, ruft er seinen Diener. Niemand antwortet. Er sieht nach dem Sofa. Kein Diener schläft darauf. Scheltend, daß der Bursche gegen seinen Befehl das Zimmer verlassen habe, zieht er die Klingel, da kommt es die Treppe herauf, und pocht und klinkt an der Thüre, aber sie ist fest verschlossen und verriegelt. Pope muß aufstehn und öffnen. Warum bist Du gegen meinen Befehl aus dem Zimmer gegangen? fähret der Herr den eintretenden Diener an. Sie klingelten ja, entschuldigt dieser. Aus diesem

Zim-

Zimmer, meine ich, setzt Pope hinzu. Ich komme ja nur eben herein, erwidert der Diener befremdet. Warst Du nicht diese Nacht hier, als Dir der Spanier begegnete? fragt der Herr. Der Diener schüttelt bedenklich den Kopf; der Spanier? wiederholt er. Ja, der Spanier, erwidert der Herr, der hier bei mir war, und den Du wahrscheinlich hereingelassen hast. Der Diener sieht seinen Herrn zweifelhaft an, und erinnert ihn, daß die Thüre ja von innen verriegelt gewesen. Haben Sie vielleicht lebhaft geträumt? fragt er zuletzt besänftigend. Geträumt? wiederholt Pope ärgerlich, stehn dort nicht die Bücher noch verkehrt, die der ungebetene Besuch mir umgedreht hat? Beide blicken nach dem Bücherschrank, aber alle Bücher stehen noch aufrecht, und in der Ordnung, wie sie Pope am vorigen Tage selbst aufgestellt hatte. Geh nur, sagt er jetzt lachend zum Diener, ich wollte Deine Herzhaftigkeit prüfen, Du bist werth in meinem Dienst zu bleiben. — Es war also ein Traum, was Popen so sehr geängstet hatte, daß er beinah zum Gespensterglauben sich bekehrt hätte, und so ist es in allen Fällen nur mehr oder weniger scheinbare Täuschung, was

einen solchen Glauben an Unmöglichkeiten erregt oder begünstiget.

In allen Fällen? — wiederholte der Geheimerath — das möcht' ich nicht mit Ihnen behaupten. Mir selbst ist einmal ein sonderbarer Zufall begegnet, an den ich viel Jahre lang nicht gedacht habe, der mir aber eben jetzt sehr lebhaft in das Gedächtniß zurückkehrt, und nicht wie Pope's Spanier ein Traumbild war. Ich will Ihnen den Vorfall erzählen. Daß ich Sie nicht mit einer Erdichtung täuschen will, werden Sie meiner ernsten Versicherung glauben. Urtheilen Sie, wenn Sie Alles gehört haben, ob ich wohl selbst unter den Umständen, welche ich Ihnen ganz treu angeben will, getäuscht werden konnte.

Es wird etwas über zehn Jahr her seyn, als ich in der Kammer zu M... als Rath angestellt war. Ich lebte noch unverheirathet und war ziemlich beweglich, meine Kollegen im Gegentheil liebten mehr die behagliche Ruhe, und so nahm ich gewöhnlich ihnen die Geschäfte ab, die Reisen in etwas entfernte Gegenden nöthig machten. Einst, als ich mich eben zu einer

ſolchen Reiſe anſchickte, die mich bei Kloſter Wallbach vorbeiführte, bat mich einer der ältern Kammerräthe bei dieſer Gelegenheit ſtatt ſeiner die Gebäude dieſes Kloſters in Augenſchein zu nehmen. Es war ſeit langer Zeit in ein Amt verwandelt worden, und die Amtleute hatten vormals ſchon oft um Verbeſſerung der alten Gebäude angeſucht. Als wir ſie aber bei der Kammer endlich bewilligt hatten, fand der neue Amtmann den Bau unnöthig, und wollte ſich mit dem bewohnbaren Theile des Kloſters begnügen, wenn man ihm dagegen einige andre Bequemlichkeiten geſtatten würde. Kurz, ich ſollte mein Gutachten über den Zuſtand der Amtsgebäude geben, und über die Nothwendigkeit einer Ausbeſſerung oder eines neuen Baues.

Auf der Hinreiſe zu meinem eigentlichen Geſchäft, begnügte ich mich, das Kloſter im Vorüberfahren zu betrachten, und es gefiel mir von dem Amtmann, daß er die alten gothiſchen Formen, die von ihren Bergen recht düſter und ehrwürdig in die Ebene herunterſahen, nicht einer bequemern Wohnlichkeit wegen, in ein modernes Gebäude wollte umſchaffen laſſen. Ich freute

mich auf die nähere Bekanntschaft mit ihm und mit seinen alterthümlichen Umgebungen.

Auf meiner Rückreise kam ich ziemlich spät bei dem Kloster an. Der untergehende Mond beleuchtete durch finstre Sturmwolken sparsam die alten Thürme und dunkeln grauen Mauern, die mir indessen bei ihrem Alter noch ziemlich wohl erhalten schienen. Die Amtmannin, eine etwas ältliche, aber noch ziemlich rasche Frau, bewillkommnete mich und entschuldigte die Abwesenheit ihres Mannes mit einer amtlichen Reise, von welcher er erst am folgenden Tage zurückkommen werde. Sie schien darüber sehr in Verlegenheit, und ich hatte oft zu versichern, daß mir bei meiner unangemeldeten Ankunft die Geschäftabwesenheit des Beamten gar nicht befremdend seyn könne, und daß morgen hinlängliche Zeit sei, meinen Auftrag zu vollziehen. Indessen fand ich, daß ich die Ruhe des Hauses gestört haben mochte, ich ließ mir mein Schlafzimmer zeigen, und ein Tölpel von Knecht führte mich durch dunkle Kreuz- und Quergänge zu einer alten finstern Zelle mit gothischen Fenstern und Schnörkeln, und wünschte mir eine unterthänig gehor-

ſamſte Nacht. Ermüdung von der Reiſe und etwas Langweile brachten mich zeitig auf das Bett, und ich ſchlief bald ein. Ich weiß nicht, wovon ich nach einigen Stunden erwachte, aber indem ich wieder einzuſchlummern ſuchte, hörte ich ſonderbare Töne wie von ſchweren, langſamen, ungeheuren Fußtritten. Je länger ich horchte, um ſo unheimlicher ward mir bei dieſem Geräuſch. Die Schritte ſchienen einem ganz fremdartigen Weſen anzugehören, und zuweilen war es mir, als zitterte von ihnen der Grund, wiewohl der Schall ſelbſt nicht ſehr laut, und nur, wie aus einer tiefen Ferne tönte. Ich ſchauderte mehrmal zuſammen, wiewohl ich mir ſelbſt meine Furchtſamkeit verwies, und ich bemühte mich vergebens unter dieſen Tönen den Schlaf herbeizurufen. Endlich zu meiner Freude ward es ſtille, aber nicht lange, da raſchelte es an meiner Thür, und ich glaubte ein leiſes Klopfen zu vernehmen. Ich richtete mich im Bett auf und ſtarrte nach der Thür hin, es blieb aber ruhig. Kaum hatte ich mich wieder gelegt, als von neuem das Raſcheln und Klopfen tönte, und als ich hinblickte, ſah ich ſogar deutlich die Thüre ſich bewegen.

Einbildung! — rief der Professor dazwischen — nichts als Einbildung! Täuschung durch die aufgeregte Fantasie!

Nichts weniger — fuhr der Geheimrath fort — Sie werden mehr hören. Ich sah deutlich die Thür sich bewegen und rief laut: Wer da! Da ward es von neuem still, aber nicht lange, so klopfte es wieder und stärker, und die Thür ward geöffnet.

Nein, sprechen Sie im Ernst? — unterbrach der Professor.

Im vollen Ernste — erwiderte der Geheimrath — Das ging mir nun zu weit. Ich sprang vom Bett auf, gegen die Thüre zu, und hier sah ich deutlich eine schlanke, weiße, weibliche Gestalt, in einem schwachen Lichtschimmer von der Thür hinwegschweben. Sie schien mir zu winken. Ich ergriff ein Licht, meine Furcht wich einer fast wilden Herzhaftigkeit. Die Gestalt glitt durch einige dunkle Gänge, ich eilte ihr nach, ohne sie zu erreichen. Auf einmal verschwand sie, aber wie ich an den Ort kam, wo ich sie zuletzt gesehn hatte, entdecke ich eine Treppe. Ich glaubte noch in der Tiefe etwas

von dem blassen Schimmer zu bemerken, ich eile hinab, aber nichts war rings um mich zu sehn. Eine offene Thür stand mir entgegen, ich trete hinein, und frische Luft weht mich an, ich finde mich unter freiem Himmel. Eine Menge Erzählungen von ähnlichen Abentheuern kreuzen sich in meinem Kopfe. Ich sehe mich überall nach meinem geistigen Führer um, indem schreckt mich ein fürchterliches Gekrach aus meinen Nachforschungen, die Erde zittert unter mir, eine Staubwolke verhüllt mir alle Gegenstände, ich unterscheide nur ein lautes verwirrtes Geschrei, Leute laufen von allen Orten herbei, und es zeigt sich, daß der ganze Theil des Amtgebäudes, in welchem ich geschlafen hatte, eingestürzt war; eine Viertelstunde früher, und ich war unter den Trümmern begraben; rief mich nicht jene seltsame Erscheinung aus meinem Zimmer, so theilte ich das Loos meines Bettes, das zerschmettert unter dem Schutte gefunden ward. Ich eilte nun, aus diesem unheimlichen Orte zu kommen, wo der amtliche Zweck meiner Gegenwart ohnehin nicht mehr Statt finden konnte. Deßwegen fand ich nicht einmal nöthig die Rückkehr des

Beamten abzuwarten. Indeſſen zog ich unter der Hand Erkundigungen ein, ob vielleicht ſchon früher in den alten Kloſtergebäuden etwas unheimliches bemerkt worden ſei, aber Niemand wollte das Mindeſte vernommen haben, ich erzählte daher auch Niemand von meinem Abentheuer, und hatte es ſelbſt faſt vergeſſen, bis heut die Aengſtlichkeit meiner Frau, und vorhin, als ſie zur Thür hinausging, eine auffallende Aehnlichkeit ihrer Geſtalt mit jener Erſcheinung mich daran erinnerte.

Dann glaub' ich wohl — lachte der Profeſſor — daß Sie der Erſcheinung im Kloſter herzhaft gefolgt ſind. Sie verſprachen ſich vielleicht ein romantiſcheres Abentheuer, als den Einſturz eines alten Gebäudes.

Scherz beiſeite — erwiderte der Geheimrath — das Geſpenſtiſche abgerechnet, wär die Geſtalt vielleicht intereſſant genug geweſen. Allein auf die Hauptſache zu kommen, laſſen Sie auch die Erſcheinung nichts Wirkliches, ſondern ein bloßes Geſpenſt meiner Einbildung geweſen ſeyn, wie erklären Sie ihren ſonderbaren Zuſammenhang mit der Rettung meines Lebens aus der augen-

blicklichen unvermeidlichen Todesgefahr? Entweder ein Schutzgeist außer mir, oder eine ahndende Kraft in mir. Nennen Sie, wenn Sie können, ein Drittes.

Der Professor suchte vergebens dieses Dritte, und wand sich in manchen mehr oder weniger gezwungenen Erklärungen, die der Geheimrath leicht widerlegte. Man stritt sich noch, als ein entfernter Lärm auf der Straße die Aufmerksamkeit des Polizeidirektors auf sich zog. Der Lärm ward lauter, zog näher, man trat an das Fenster, die Straßengänger stutzten, standen, liefen, die Hausthüren füllten sich mit Neugierigen, im Augenblick traten Polizeiofficianten athemlos herein. Die Kosaken, berichtete einer, sind nah. Kosaken, Kosaken! schallte es von der Straße herauf und Hurrah, Hurrah! hallte ein wildes Geschrei lange und wiederholt nach.

Der Professor durchlief in wenig Augenblicken alle Stationen vom Unglauben bis zur sinnlichsten Ueberzeugung. Er suchte nach seinem Hut, und wär gern in seiner Wohnung gewesen, aber das Gedräng des Volkes, das zahllos

durch die Straßen wogte, machte jeden Versuch unausführbar.

Die fremden Gäste hatten indessen schnell den Zweck ihres unerwarteten Besuches erreicht. Nach einigen Nachforschungen zogen sie sehr bald in völliger Ruhe zu der Stadt hinaus. Nur die Volksmenge wogte noch lärmend auf den Straßen umher, und der Polizeidirektor, nach dem während des ganzen Vorfalls von mehren Seiten oft gefragt wurde, war sehr zufrieden, zu rechter Zeit in seiner Wohnung gegenwärtig gewesen zu seyn.

Da hätten wir also einen neuen Beweis von Ahndungvermögen — sagte der Polizeidirektor, als man den Vorgang besprochen hatte — und zwar einen selbst erlebten, nicht bloß durch Erzählung überlieferten. Wie steht es nun mit Ihrem Unglauben?

Ich bin geschlagen, total aus dem Felde geschlagen — rief der Professor mit komischem Händeringen — Die Frau Geheimräthin hat mich ganz bekehrt. Von heut' an glaube ich fest an Ahndungen, Gespenster-Erscheinungen, Schutzgeister, Anzeichen, und was Sie sonst noch wollen!

Nicht wahr — lachte die Geheimräthin — Sie werden wenigstens für meine geheimen Seelenkräfte einigen Respekt bekommen? Und wenn Sie diesen nicht durch neue Zweifel aus den Augen setzen wollen, so erfüllen Sie meine Ahndung, daß Sie heut Abend unser Gast sind.

Der Professor sagte zu, und bat sich dagegen aus, das Kästchen mit deutschen Alterthümern bringen zu dürfen, welche er eigentlich seiner Gesellschaft hatte vorzeigen wollen, wenn die Ahndung der Geheimräthin ihm nicht die Gesellschaft selbst entführt hätte. Man schickte in seine Wohnung und in kurzem kamen die Sehenswürdigkeiten an.

Sehn Sie hier — sagte endlich der Professor, nachdem er mehre Alterthümer vorgezeigt hatte — sehn Sie hier das merkwürdigste und kostbarste Stück meiner neuen Akquisition. Dieses schöne alte Gefäß, das, wie ich Ihnen nachher beweisen will, höchstwahrscheinlich ein uraltes Heiligthum eines Klosters gewesen seyn mag, ist gewiß von unschätzbarem Werthe. Die Form ist fast griechisch; man kann nichts gefälligeres sehen bei der höchsten Einfachheit. Schade, daß

die Handhabe auf der einen Seite etwas verletzt ist, indessen hat mir diese kleine, unwesentliche Beschädigung einen wichtigen Aufschluß über dieses Gefäß gegeben, das vielleicht das einzige in seiner Art ist. Unter der abgebrochenen Handhabe wird nämlich eine Schrift sichtbar, welche mit dem Ort, wo dieses Gefäß gefunden ward, höchst auffallend übereinstimmt. Es war in einem alten Kloster sorgfältig vermauert gewesen, und erst bei dem Abbrechen der Mauern hat man es vor einigen Jahren gefunden. Das Kloster bewahrte ehedem viel Reliquien, welche von den Mönchen bei der Säkularisirung entfernt worden sind. Unter diesen Reliquien war ohne Zweifel dieses Gefäß eine der heiligsten und sein Daseyn vielleicht nicht einmal den Mönchen mehr bekannt, weil es ganz verborgen in einer Höhlung der Mauer verwahrt wurde. Es ist nämlich dieses Gefäß, wie die erwähnte Inschrift deutlich bezeichnet, nichts anders, als eine alte Nachbildung des berühmten heiligen Graals. Sehn Sie hier die ganz leserlichen Worte Ad. St. Graal. Dom. Mod. auf deutsch ungefähr: Nach dem Modell des heiligen Graal unsers Herrn. Deßwegen

verwahrte man es auch ohne Zweifel so sorgfältig. Die unverkennbare Vasengestalt widerlegt übrigens die Meinung einiger Schriftsteller, als sei der Graal eine flache Schaale gewesen; er war vielmehr kelchförmig, wie dieses Gefäß unverkennbar zeigt.

Die Geheimräthin hatte während der Erklärung des Professors mehrmals das Tuch vor den Mund gehalten. Jetzt brach sie in ein lautes Lachen aus.

Schelten Sie mir Niemand mehr leichtgläubig — sprach sie endlich — wer an politische oder geistige Wundergeschichten glaubt, wenn Sie selbst in ähnlichen Dingen so freigebig mit Ihrer Ueberzeugung sind, und so ein Töpfergefäß für ein altes Heiligthum ansehn!

Aber ich bitte Sie — sagte der Professor etwas beleidigt — betrachten Sie diese Arbeit, und nehmen Sie alle Umstände zusammen, wie können Sie an der Aechtheit dieses Gefäßes nur einen Augenblick zweifeln? Die Konkurrenz bei der Versteigerung war auch ungemein stark, und ich bin bis auf fünf und zwanzig Louisd'or getrieben worden.

Die hätt' ich Ihnen erspart — rief die Geheimräthin — wenn Sie mir ein gutes Wort gegeben hätten. Ich glaube der Meister lebt noch, der mir dieses unschätzbare Kunstwerk einmal um einen baaren Gulden verfertiget hat.

Sie scherzen! — rief der Professor halb unwillig. Der Polizeidirektor lachte etwas schadenfroh, und bat um die nähere Auskunft über dieses Gefäß.

Ach, das ist eine lange Geschichte — erwiderte die Geheimräthin — und überdieß hängt sie mit einer kleinen Schelmerei zusammen, die ich noch als Mädchen mit einer Freundin ausführen half. Ich habe lange nicht mehr daran gedacht, aber durch Ihren Graal wird mir der ganze Vorgang wieder lebendig.

Man drang von neuem in die Sprecherin, daß sie ihre Geschichte mittheilen möge. Sie begann:

Eine Freundin meiner Mutter, die viel Theil an meiner Erziehung hatte, lebte mit ihrem Manne, der Rentbeamter war, auf einem Amte, zu dessen Wohnung und Wirthschaft man die Gebäude eines eingezogenen Klosters schon längst

eingerichtet hatte. Die Gegend war sehr angenehm, und ich brachte oft einige Tage recht vergnügt bei ihr zu. Das einzige Unangenehme, worüber wir beide uns oft beklagten, war der äußerst sparsam vorhandene wohnliche Platz in dem übrigens sehr weitläuftigen Gebäude. Der Mann meiner Freundin war nämlich ein eben so eifriger Liebhaber deutscher Alterthümer, als manche Professoren und Polizeidirektoren, und fand nun in dem alten Gebäude unerschöpflichen Stoff für seine Liebhaberei. Deßwegen drängte er sein Hauswesen lieber in den engsten Raum zusammen, und half dem einfallenden Gemäuer durch Stützen an allen Orten und Enden nach, ehe er sich entschlossen hätte etwas von dem alten Gebäude anders einrichten oder neu herstellen zu lassen. Da half auch kein Zureden, und endlich war es wirklich so weit gekommen, daß kein Gesinde mehr in dem verfallenen Hause bleiben wollte, aus Furcht, daß es über ihnen einbrechen und sie alle insgesamt begraben möchte. Zu unsrer großen Freude hörten wir endlich, daß eine Kommission ankommen und die Gebäude besichtigen werde. Aber der Amtmann sah wohl,

daß es nach einer Besichtigung ohne einen Bau nicht abgehen könne, der dann seine ganze Liebhaberei störte; er machte sich also selbst auf den Weg in die Residenz, um bei der Kammer mündliche Vorstellungen gegen den Bau und gegen die Kommission zu machen, und meine Freundin, bei welcher ich eben einige Tage zubrachte, war von neuem trostlos über die vereitelte Hoffnung. Da hatte ein Schreiber, der ein aufgeweckter Kopf war, einen Einfall, vielleicht Anfangs nur im Scherz; allein die Amtmannin ergriff ihn, weil er wirklich bei aller Abentheuerlichkeit sehr natürlich war, und wir brachten ihn zur Ausführung. Der erste Sturm, meinte nämlich der Schreiber, wirft unfehlbar das alte Mauerwerk um, und wer weiß, wie viel Menschen dabei verunglücken. Wenn man hingegen jetzt einmal zur Nachtzeit die Stützen wegnimmt, so geschieht zwar dasselbe, was nächstens ohne alle Beihülfe geschieht, aber man kann zuvor Menschen, Vieh und was man sonst will, gehörig in Sicherheit bringen. Der Herr wird das freilich niemals zugeben, aber jetzt, wo er verreiset ist, wär die beste Zeit dazu, nur muß man

frei-

freilich ſichere und verſchwiegene Perſonen zu der Sache gebrauchen, und wenn der Herr zurückkommt, da heißt es, das alte morſche Gerüll iſt von ſelbſt oder von einem Windſtoß in der Nacht zuſammengeſtürzt. Die Amtmannin war ganz entzückt über den glücklichen Einfall des Schreibers, und wünſchte nur ihrem Haus einen eben ſo glücklichen, zu dem nun ſogleich alle Anſtalten von uns getroffen wurden. Wir räumten die beſten Sachen, und unter dieſen beſonders die Liebhabereien des Hausherrn auf die Seite; die Dienſtboten, welche auf dem baufälligen Flügel wohnten, waren unterrichtet, und legten ſelbſt bei dem Werk Hand an; die Uneingeweihten wohnten entweder glücklicherweiſe in einem andern Theil des Hauſes, oder ſie wurden auf eine ſcheinbare Weiſe entfernt. So war denn Alles vorbereitet, die Stützen waren mit ſtarken Seilen umwunden, die von den Pferden angezogen werden ſollten, um ſie ſchnell unter den Dächern und Wänden wegzuziehen; wir warteten nur auf die Mitternacht. Indem wir aber noch hin und her räumen, fährt ein Wagen vor, und der angekündigte Kommiſſarius kommt ſchon an. — Ich glaube

aber wahrhaftig, ihr unartigen Herren lacht mich mit meiner treuherzigen Erzählung aus! Nun, ich kann sie auch zurückbehalten.

Im Gegentheil — erwiderte der Professor — Ihre Geschichte ist höchst interessant für uns, und ich bitte Sie inständigst fortzufahren. Unser Lachen bezog sich auf eine ähnliche Geschichte, die ich vor nicht gar langer Zeit gehört habe.

O, die müssen Sie uns mittheilen! — rief die Geheimräthin.

Mit Vergnügen nachher — antwortete der Professor — Zuerst erlauben Sie, daß wir Ihre angefangene Erzählung zu Ende hören.

Du bliebst bei dem Kommissar — sagte der Geheimrath einhelfend.

Ei bewahre! — lachte die Geheimräthin — da hatte ich mehr Geschäfte an jenem Abend. Es war zwar ein sehr hübscher junger Mann, — wie hieß er doch gleich? — Kammerrath Ettmüller.

Ettmüller? — rief der Geheimrath lachend — Ettmüller ein hübscher junger Mann? Das war ja ein alter ausgetrockneter Greis, der

vor ungefähr fünf Jahren im sechs und achtzigsten Jahre seines Lebens entschlafen ist.

Warum nicht gar — widersprach die Geheimräthin — das muß ein Anderer seyn. Jener Kommissar war ein stattlicher Mann in Deiner Größe, überhaupt Dir recht ähnlich, sogar in der Sprache, so viel ich mich erinnre. Du kannst also wohl glauben, daß er mir nicht wenig gefiel. Aber Professor, Sie machen mich böse mit Ihrem Lachen, und Du fängst auch wieder an. Ach geht, Ihr habt mich zum Besten!

Der Professor deprecirte, der Geheimrath schmeichelte, und Beide baten um die Fortsetzung der Geschichte.

Daß mir aber keiner mehr lacht — trotzte die Erzählerin — sonst hör' ich auf. Also der hübsche artige Kommissar kam an. Er war aber nur gar zu artig, denn er schwatzte der Amtmannin so viel Schönes über ihren romantischen Aufenthalt in dem alten Kloster vor, und über seine Liebhaberei an den fatalen Alterthümern, daß ihr alle Hoffnung verging, der Antiquitätenfreund werde ihrem Manne widersprechen und

einen neuen Bau anordnen. Sie trug mir also die Besorgung der noch nöthigen Anstalten auf, um ihren Gast unterhalten zu können. Indessen muß sie wenig Unterhaltung bei dem antiquarischen Kammerrath gefunden haben, denn sie ließ ihn bald in das Gastzimmer bringen, und half mir unser Werk für die Nacht anordnen.

Nun hatten wir aber keinen kleinen Schreck. Wie wir über den Hof gehen, um nach den Arbeitern zu sehn, die schon die Stützen anhieben, damit sie leichter einbrechen sollten, da sehn wir in demselben Theile des Hauses, der so eben einfallen soll, Licht durch die Fenster schimmern, und in dem Augenblicke wird es uns klar, daß der ungeschickte Peter, das war ein Knecht, der von unserm Vorhaben nichts wußte, den Fremden zu dem vormaligen Gastzimmer geführt hatte, das jetzt seinen Einsturz erwartete. Wir riefen den Arbeitern sogleich Halt entgegen, und ließen die Pferde von den Seilen losspannen, aber wie sollte man nun den Fremden aus dem schon wankenden Gebäude entfernen, ohne Alles zu verrathen? Die Amtmannin war so erschrocken, daß ihr die Füße den Dienst versagten, ich weiß selbst

nicht, wie ich den herzhaften Entschluß faßte, ihn selbst zu rufen. Er mag vermuthen was er will, dacht' ich, wenn er nur erst heraus und gerettet ist. So lief ich nach seinem Zimmer und pochte, aber wie ich hörte, daß er sich bewegte, zog ich mich geschwind zurück; doch sah ich nichts kommen, ich mußte noch einmal pochen. Das: Herein! das er recht herzhaft herausrief, verscheuchte mich wieder, aber jetzt schien der Boden schon unter mir zu schwanken. In der Angst riß ich seine Thür auf und wollte eben hineintreten, da kam er mir mit dem Licht entgegen. Er mochte mich wohl in meinem weißen Anzuge für einen Nachtgeist oder eine wiederkehrende Nonne halten; indessen war ich froh, daß er auf den Füßen war, und mir nachschritt, als ich zurückeilte. So verfolgte er mich bis in einen kleinen entfernten Hof. Ich kam auf kürzerem Wege zu den Arbeitern zurück, und auf mein Zeichen, daß der Fremde in Sicherheit sei, prasselte mit einem Ruck das alte Klostergemäuer zusammen. Ich ließ mich nun nicht weiter sehn, denn der Fremde hätte mich vielleicht doch wieder verkannt, und dann wär unsre Schelmerei verrathen gewesen.

Aber die Angst von jenem Abend mag ich nicht noch einmal erfahren.

Nein, wär es denn wirklich möglich — rief der Geheimrath, indem er seine Gemahlin an sein Herz drückte — Du hättest Dich in das wankende, dem Einsturz so nahe Gebäude gewagt, um der Schutzengel jenes Fremden zu werden?

Nun, da war doch nichts zu überlegen — antwortete die Geheimräthin — die Gefahr überwand alle Rücksicht. Aber, wahrhaftig, ich weiß nicht, bin ich verrathen oder verkauft; Du siehst mich mit einer so besondern Herzlichkeit an, und der Professor lacht wieder wie ein Kobold. Was habt Ihr nur zusammen?

Was Du recht gern erfahren sollst — erwiderte der Geheimrath — Ich erzählte dem Professor, um seinen Unglauben etwas zu beugen, wie mich einst ein Schutzgeist aus einem Hause geführt hatte, das im Augenblick, als ich es verließ, zusammenstürzte, und nun höre ich, daß dieser mein Schutzgeist schon damals kein andrer war, als der gute Geist, der mich bald nachher sichtbar durch mein Leben zu begleiten anfing, meine Antonie!

Was — rief die Geheimräthin — Du selbst wärst jener Kommissar gewesen?

Niemand anders — sagte er — Kammerrath Ettmüller, der sich kränklich fühlte, übertrug mir dieses Geschäft.

O, das ist ja doppelt herrlich — rief die Geheimräthin — und umarmte ihren Gemahl.

Aber der Professor würde nun triumphiren — sagte Dieser — führten nicht die braven Kosaken von heute Deine Sache gegen seinen Unglauben.

Diese Sache gieb nur auf — lachte die Geheimräthin — Ich hatte zu meiner Ahndung gute Quellen. Mein Bruder, weißt Du, steht mit den Preußen hier in der Nähe. Er schickte mir heut Morgen einen Brief an seine Frau, mit der geheimen Anweisung, ihn einem Kosaken, der heut Abend danach fragen würde, mitzugeben, fänden sich aber heut Abend keine Kosaken ein, den Brief sogleich zu verbrennen. Die Addresse der unschuldigen Frau stand nun wahrscheinlich bloß als Maske darauf, indessen hat der Kosak richtig nachgefragt, und den Brief nebst einem guten Trunk erhalten. Das Geheimniß gegen

Dich will mein Bruder in den nächsten Tagen selbst rechtfertigen.

Das ist schön, das ist herrlich! — jubelte nun der Professor — so sollten alle Visionen, Wundergeschichten und andre Träumereien aufgeklärt werden!

Ich stimme von Herzen ein — erwiderte die Geheimräthin — und erfülle sogar Ihren frommen Wunsch auf der Stelle, in Beziehung auf Ihren heiligen Graal. Sie wissen doch noch, daß dieser der Punkt war, von welchem meine Erzählung ausging, und zu dem sie also billig jetzt zurückkehrt? — Nun vernehmen Sie weiter. Der Mann meiner Freundin war ganz untröstlich über den Verlust seiner Kunstschätze, die wir zwar größtentheils in Sicherheit gebracht hatten, aber doch nicht alle, denn manchen der alten Scherben sahen wir Laien den unschätzbaren Kunstwerth nicht an, der drin verborgen seyn sollte. Besonders beklagte er ein altes thönernes Gefäß von unglaublicher Seltenheit, und meine Freundin, die des ewigen Jammerns satt wurde, hat mich einmal schriftlich, ob ich ihr nicht irgend ein altes Stück der Art verschaffen könne, um den

Gedanken an das verlorne damit zu verdrängen. Ich wußte nirgends eine solche Seltenheit aufzutreiben; um indessen doch das Meinige zu thun, ging ich zu unserm Töpfer, oder wie er sich lieber nennen ließ, zu dem Herrn Dom Modellirer, und bestellte nach meiner Angabe ein Gefäß, wie es ungefähr im Alterthum möchte ausgesehn haben. Der Meister fand sich durch den Antrag sehr geschmeichelt, und unterließ nicht seinen ganzen Namen nebst Titulatur auf die Vase zu setzen, wodurch es natürlich für meinen Zweck unbrauchbar ward. Er mußte also noch einmal das Werk vornehmen, und ich ermangelte nicht ihm ernstlich einzuschärfen, daß er seinen Namen nicht anbringen solle, da die Vase für ein Werk eines seit mehr als tausend Jahr begrabenen Meisters gelten solle. Indessen, wie ich sehe, muß er sich doch einen großen Nachruhm von seinem Kunstwerk versprochen haben, da er es nicht hat unterlassen können, seine Zeichen wenigstens unter der Handhabe in die Nachwelt einzupaschen.

Was Tausend! — rief der Professor mit etwas krauser Stirn.

Nicht anders — fuhr die Geheimräthin

fort — Bemerken Sie hier wohl: Adam Stephan Graal, Dom Modellirer.

Der Geheimrath lachte laut auf, aber der Professor wollte noch nicht seinen Graal aufgeben. Ach, Sie scherzen — rief er — Nein, nein, das ist eine Erfindung von Ihnen, die zwar recht artig ist . . .

Aber nicht weniger wahr — erwiderte Jene — Ueberzeugen Sie Sich hier durch das erste Probestück des Meisters, das ich zufälligerweise aufgehoben habe, wo dieselbe Aufschrift vollständig, ohne alle Abkürzung zu lesen ist. Ich verehre Ihnen die Seltenheit für Ihr Museum.

Ein unauslöschliches Lachen von allen Seiten schloß das Gespräch. Man vereinigte sich in dem Vorsatz, weder selbst leichtgläubig zu seyn, noch Andre wegen Leichtgläubigkeit vorschnell zu tadeln, und dabei immer des goldenen Spruches eingedenk zu bleiben: Wer stehet, der sehe zu, daß er nicht falle.

Die Wachsfigur.

Seit einer Stunde war das Kränzchen ziemlich beisammen. *) Aber der Frohsinn schien für dießmal ausgeblieben. Diese Bemerkung hatten schon einige laut gemacht.

Da habt Ihr's, rief Hilarie, daß der hagere melancholische Mann, der heute fehlt, bei unsern Versammlungen kaum zu entbehren ist. Nur denken darf ich mir ihn, und sein oft so bittersüßes Gesicht, sein vornehmes Zurückweisen eines muthwilligen Scherzes, seine pathetischen Widerlegungen witziger Einfälle, nur denken, und meine Laune verbessert sich sogleich.

Sollte die frische Farbe seiner wohlgebildeten Züge nicht auch etwas dabei thun? drohte Theodore.

*) Im Voraus ist vielleicht hier anzudeuten, daß die Zeit dieser Geschichte mit der französischen Revolution zusammenfällt.

Vielleicht gäbe ich das ebenfalls zu, könnte ich nicht dadurch meinem Ludwig unnöthige Grillen in den Kopf setzen! erwiderte sie mit Anmuth. Uebrigens habe ich nichts gewollt mit dieser Bemerkung, als Euch aufmerksam machen auf die unerkannte Wohlthat, welche unserm Kränzchen der Himmel durch diesen melancholischen Herrn erwiesen hat.

Wer nichts von Guido hörte, als das, so fiel hier Konstantin, der Wirthin Bruder, ein, der könnte ihn wahrlich für eine bloß lächerliche Person halten. Das aber ist er keineswegs. Vielmehr ist er ein Mann von Verstand und Herz. Nur hätte er bei einem entschiedenen Hange zur Einseitigkeit das Mannichfache der bunten — wenigstens der europäischen — Welt sehen müssen, um nicht bisweilen an einer Modethorheit zu scheitern. So spukt denn auch jetzt in ihm der von manchem fälschlich sogenannte Geist des achtzehnten Jahrhunderts, ein Ding, das alles läugnet, was es nicht durchschauen kann, das alles besser wissen will, als die Stimme des Gemüths und der Erfahrung, und das mit den Gräueln der jetzigen Revolution in Frank-

reich, welche hauptsächlich von seinem Ungeschick herrühren, untergehen dürfte, wie es solches auch gewiß verdient. — Er wird davon zurückkommen, seine Jugend und innere Gediegenheit verbürgen das.

Wie gerufen! rief Hilarie, als Guido hier noch eintrat. Beide Ohren müssen Ihnen stark geklungen haben.

Daß ich nicht wüßte! erwiderte er lächelnd.

O, Sie läugnen es nur, wie Sie alles läugnen. Gestehen Sie's lieber, daß Ihr linkes Ohr Ihnen keine Ruhe gelassen hat, bis Sie hierher eilten, um dadurch dem Gespräche über Sie ein Ende zu machen.

Ich bin also so glücklich gewesen? fragte Guido.

Glücklich und unglücklich, wie Sie's nehmen. Ein Glück ist's zum Beispiel allemal, wenn Theodore und ich von Ihnen sprechen. Allein Gespräche, die im linken Ohre des abwesenden Gegenstandes wiederklingen, sind wenigstens von sehr zweideutiger Art. Mit Einem Worte, wir haben uns über Sie aufgehalten, aber doch so, daß wir Ihre Person sehr zu vermissen vorgaben.

Guido fand sich mit einer Artigkeit ab. Doch, der sonst immer so reiche Fluß der Unterhaltung wollte noch nicht in Gang kommen. Die mannichfachsten Gegenstände wurden vergebens herbeigezogen; an keinem haftete die seltsame Sprödigkeit der Worte des Abends.

Endlich fing noch Julie, die Wirthin, zu Konstantin also an: Ach, lieber Bruder, gut, daß mir's einfällt, wer bewohnt denn jetzt den ersten Stock Deines Hauses? Das muß ein gar vornehmer Herr seyn! Wenigstens ist der Thürsteher überaus reich mit Golde berändert.

Allerdings, antwortete der Gefragte, widerfährt meinem armen Hause fast zu viel Ehre. Mehr als Ein vornehmer Herr wohnt darin. Wenn nur auch der Zins gehörig abgetragen wird! — Er nannte hierauf einige der größten Fürsten, so daß man sich wundern mußte, wie er an der Berichtigung der Miethe auch nur im mindesten zweifeln konnte.

Daß, fuhr Julie fort, der Stolz bei Deinen Herren Abmiethern zu Hause ist, das darf man schon aus dem Thürhüter schließen. Denn diese steife Haltung, dieß wahrhaft steinerne Gesicht,

hat

hat für mich etwas überaus Schauerliches. Sogar den Stock mit großem, silbernem Knopfe hält der Mensch immer auf dieselbe Weise, so daß es kein Wunder ist, wenn, wie es geschieht, die Straßenkinder bei ihm sich sammeln und ihn angaffen. Gestern in der Abenddämmerung ging ich auch wieder vorbei, und als mein Blick auf die lange regungslose Gestalt fiel, da schüttelte mich die Furcht so zusammen, daß ich meine Schritte mehr als verdoppelte, um nur aus der gespenstischen Sphäre zu kommen.

Konstantin lachte.

Nein, entgegnete Julie ernst genug, mir war es, ich versichre Dich, gar nicht lächerlich!

Das wird's aber werden, wenn ich sage, daß der goldbesäumte Thürsteher wirklich nicht aus Fleisch und Blut, wie seine Kameraden und wir selber, sondern aus bloßem, todtem Wachse besteht, und daß er, mit Einem Worte, als das Pröbchen von einer Sammlung Figuren, welche den ersten Stock einnehmen, die Vorübergehenden anlocken soll. Daß Du statt dessen abgeschreckt worden bist, liebe Schwester, das rührt eines Theils von allzu flüchtiger Betrachtung,

andern Theils aber von der in der That recht vorzüglichen Nachahmung der Menschengestalt her, welche dieser Figur, so wie den meisten der Sammlung nicht abzusprechen ist.

Warum lässest Du mich denn aber auch kein Sterbenswörtchen von den Herrlichkeiten in Deinem Hause hören?

Entweder, weil ich's vergessen habe, oder auch vielleicht, weil ich in Verdacht kommen könnte, als wollte ich mir die Zweifel wegen Berichtigung des Miethzinses durch Dich und meine übrigen Freunde auf eine beruhigende Art lösen lassen. Und sie sind wirklich nicht aus der Luft gegriffen. Während der drei Tage, daß die wächsernen Potentaten in Gesellschaft verschiedener Mordbrenner und Geiehrten in mein Haus gezogen sind, hat noch fast keine Seele nach ihnen gefragt, und mancher Umstand sagt mir, daß der Besitzer der Figuren darüber in nicht geringer Verlegenheit seyn mag.

Ei, sprach hier Karl, liegt doch die Unterhaltung heute ohnehin wie an Ketten, wer weiß, ob nicht die Wachsfiguren uns mit Stoff für den Rest des Abends versorgen könnten? Wie

wäre es, wenn wir sogleich dem armen Herrn so vieler hohen Häupter et cätera einen kleinen Trost hinüberbrächten?

Der Vorschlag fand Beifall bei der Mehrheit der Anwesenden. Da erhob auf Einmal Hilarie ihre Stimme. Gott bewahre mich, rief sie, vor dem widerwärtigen Anblicke einer solchen Gesellschaft! Erst vor wenigen Monaten habe ich eine ähnliche in Wien gesehen, und bin froh gewesen, die Erinnerung daran allmählig los geworden zu seyn. Mehrere Zimmer voll stummer, geschminkter Leichen sind für mich ein wahrhaft grausender Anblick —

Im ersten Momente vielleicht — versetzte Guido, wenn man aber erwägt — —

Ei was erwägen, fiel Hilarie ein, dazu kommt unser eins gar nicht, wenn einem das Herz klopft. — Ich verbitte mir alles Spötteln. — Und gesetzt, ich bedächte hundertmal, bedächte, was für einen Schlag von Menschen ich da vor mir hätte, mein Auge würde sich doch beleidigt finden von der Zusammenstellung so himmelweit auseinander stehender Personen und Stände.

Das aber, Veste, sprach Guido, das zieht ja eben die Sache in's Komische, woran Ihre Grillen am leichtesten scheitern werden.

In's Komische? Nichts weniger! Grade durch dieses Ineinanderwerfen der Stände, Alter und Charaktere mußte mir ja wohl zunächst der Tod einfallen, der hierin auf die nämliche Weise verfährt. Ich muß unter Leichen zu seyn glauben, weil im Leben solche Dinge gar nicht vorkommen können. Und je besser die menschliche Form dem Nachbildner gelungen ist, desto schlimmer nur für mich. Kommt doch sogar der Geruch des Wachses hinzu, mich in meinem sehr unbequemen Glauben zu bestärken.

Ich läugne nicht, sagte Ludwig, daß mir in einem ähnlichen Kabinette meine Phantasie Streiche gespielt hat, die mich hinterher zum Erröthen brachten. Beim Beobachten der dem Leben mehr nachgeäfften, als nachgebildeten Formen, fiel mir der Gedanke ein, wie, wenn es schadenfrohe Genien gäbe, die dann und wann plötzlich eine dieser Wachsfiguren mit einem auffallenden Scheine des Lebens versähen; beständ er auch nur in einem Blicke oder Laute, oder der geringsten Ver-

änderung der Stellung. Ich versichre Sie, Guido, daß mir bei dieser Vorstellung eiskalt wurde, und ich ein Paar noch übrige Zimmer lieber unbesehen ließ, um nur, wie unsere reitzende Wirthin, aus der gespenstischen Sphäre zu kommen.

Aber, Sie hätten, fiel Guido ein, Ihrer Phantasie durchaus den Weg vertreten müssen! — Darüber, glaube ich, sind wir insgesamt einverstanden, daß es keine Gespenster giebt.

Wenigstens, versetzte Konstantin lächelnd, zweifeln wir gewiß alle eher an ihrem Daseyn, als daß wir darauf schwören möchten.

Gut, fuhr Guido fort. Doch auch schon bei aufrichtigem Zweifeln daran, hätte Freund Ludwig seine Phantasie durch ein längeres Ausharren am leichtesten und besten widerlegen können und sollen.

Als ob es nicht Zustände gäbe, in denen die Phantasie sich zur Oberherrin aller andern Kräfte aufwirft, vorübergehende, vielleicht krankhafte Zustände, die aber darum doch selbst bei dem Gesundesten zuweilen eintreten können! rief Konstantin aus.

Ja, wenn Sie eine körperliche Krankheit zur Ursache annehmen! sprach Guido.

Ei, versetzte der Andere, alle Schwäche ist Krankheit, und ob sie vom Körper oder der Seele herrühre, darüber sind oft die geschicktesten Aerzte ungewiß. So will ich Ihnen jetzt eine Geschichte erzählen, die ganz hierher paßt, eine Geschichte, deren Held ein Mann ist, der im Ganzen seiner Einbildungskraft Meister zu seyn versteht. — Aber wo lebt der Starke, der nicht zuweilen durch sonderbares, ihm oft selbst unbewußtes Zusammentreffen einzelner Dinge, in eine höchst reitzbare, und ihm ganz ungewöhnliche Stimmung versetzt werden könnte? —

Mehrere von Ihnen, meine Freunde, erinnern Sich wahrscheinlich meines letzten Ausfluges nach dem Süden von Deutschland und der Schweiz. Es war ein großer Genuß für mich, einen Gesellschafter dabei zu haben, wie Bertram, und ich bin mit den mancherlei fröhlichen Begegnissen, die wir auf dieser Reise erlebten, nicht zurückhaltend gewesen. Ein einziges nur theilte ich bis jetzt niemand mit, das durchaus nicht zu den fröhlichen gehört. Vergebens frage ich mich

ſelbſt um die Urſache dieſes oft nur durch abſichtliche Sprünge in meinem Erzählen erreichbaren Stillſchweigens. Wer weiß daher, ob nicht ein ſolches Verheimlichen ebenfalls Beſtimmung war? — Lächeln Sie, lieber Guido, es irrt mich keineswegs. So viel iſt gewiß, ein ſchicklicherer Platz für jenes Ereigniß hätte ſich ſchwerlich denken laſſen, als der ihm heute werden kann. —

Bei unſerer Ankunft in München fanden wir im Gaſthofe auch eine Sammlung von Wachsfiguren für das Publikum aufgeſtellt. Die halbe Stunde, die bis zum Abendeſſen noch übrig war, ſchien mit Betrachtung derſelben leidlich auszufüllen, und ſo entſchloſſen wir uns dazu. Das Kabinet war in ſeiner Art vorzüglich, nur in Hinſicht der Gewande allzu karg ausgeſtattet. Der Inhaber fühlte auch den Fehler, und ſchrieb ihn dem Unglücke zu, daß er auf ſeiner letzten Reiſe unter — ich weiß nicht ob franzöſiſche oder deutſche — Plünderer gerathen ſei, die damals, wie noch jetzt, manche Gegend unſeres Vaterlandes unſicher machten. Seiner Angabe fehlte es indeß ſchon darum an Wahrſcheinlichkeit, weil ihm

unter solchen Umständen schwerlich die Figuren selbst unzerschlagen geblieben wären.

Wir ließen ihn reden und verweilten vor den anziehendsten Gesichtern. Da die mehresten Gestalten der Geschichte entweder schon angehörten, oder auf ihren Platz in derselben noch warteten, so gab uns die Verschiedenheit der Schicksale und Charaktere, oft in dem schroffesten Gegensatze dicht beisammen stehend, reichhaltigen Stoff zu allerlei Bemerkungen. In der Mitte, zwischen dem Ruhme des älteren Brutus und der Schmach des Robespierre hatte man, zum Beispiel, die Galanterie in Person, einen König, den sein Zeitalter den Großen betitelte, aufgestellt, und so vielleicht des letztern unfehlbare Vernichtung sinnreich aussprechen wollen. Vielleicht war es auch nur das Werk des Ohngefährs, denn wenn man manche andere Gruppe ansah, so wurde man sehr zweifelhaft, ob Zufall oder Albernheit sie geordnet hatte.

Nach vielen der schreiendsten Kontraste zog ein Engelsgesicht unsere ganze Seele dergestalt an, daß wir zum Beobachten seiner schlechten Nachbarschaft gar nicht kommen konnten. Es war die

Cenci, die tugendhafte, und doch des Vatermordes überführte und hingerichtete Beatrice Cenci; ganz ähnlich dem Gemählde, das wir früher in der Villa Aldobrandini zu Rom von ihr gesehen hatten. Die Gerechtigkeit hatte, aus diesen Zügen zu schließen, nie einen so heillosen Frevel begangen als ihre Hinrichtung.

Bertram gerieth außer sich beim Nachdenken darüber. Welch ein Mann wären Sie, sagte er zu dem Besitzer des Kabinets, wenn Sie in dieses Bild der lautersten Unschuld die entflohene Seele zurückzaubern könnten!

Dieser Wunsch ist schon von manchem geschehen! antwortete der Mann lächelnd. Vor wenig Tagen war sogar einer hier, der, nachdem er ihn ebenfalls gethan, sich ernstlich zu fürchten anfing, und äußerte, daß die Bilder frühzeitig verstorbener, hauptsächlich hingerichteter Personen zuweilen von ihren Seelen umschwebt und bei dem ausgesprochenen Wunsche ihrer Rückkehr auf Augenblicke mit Leben durchströmt würden. Hier wurde der Besitzer der Figuren zur andern Seite gerufen.

Seltsame Behauptung! rief Bertram. Indessen,

so sagte ich mit scheinbarem Ernste, ist doch vielleicht etwas Wahres daran. Denn je länger ich dieses Fleisch betrachte, desto wärmer schmeichelt sich mein Auge es zu finden. Und meinst Du nicht, daß trotz dem aufrichtigen Wunsche, das Bild belebt zu sehen, uns, wenn es geschähe, dennoch ein heftiges Grauen anwandeln könnte?

Wohl möglich! versetzte er. —

Sieh, fuhr ich fort, sieh, wie die Lippen eben beweglich werden.

Nun nein, antwortete er, so gespensterglaubig bin ich darum noch nicht. Ja, auf diese Gefahr könnte ich das fromme Bild sogleich bei der Hand fassen.

Versuche es nicht, Lieber! Ein Druck von diesen wächsernen Fingern müßte — ich gestehe es — bis tief in's innerste Leben schauern. —

Und doch nicht, versetzte er, wenn man das liebe Gesicht betrachtet, das nur gegen das Böse feindselig seyn kann!

Ein Augenblick war es, wo ich mich unwillkührlich nach einem Klange aus der Nachbarschaft umsah, und ein zweiter, wo der Fall meines Freundes, auf den Fußboden mich gewaltsam nach

ihm zurückriß. Der Fall hatte allgemeines Aufsehen gemacht; was in den Zimmern war, strömte herzu. Bertram war um sein Bewußtseyn gekommen. Ich stand schon darum große Todesangst aus, weil ich meinen unzeitigen Scherz als eine Miturſache ansah. Denn die unten neben ihm liegende abgebrochene Hand der Cenci deutete im Voraus auf die Urſache hin. —

Als er die Augen wieder geöffnet hatte, schloß er sie auch sogleich von neuem, verlangte hinweg, und that sie auch nicht eher auf, als bis ich, sein Führer, die Thüre des Wachskabinets hinter uns zuklappte. —

Den ganzen Abend wieß er alles Gespräch über den Vorfall von sich, und trug mir auf, mit dem Inhaber der Figuren den Schadenersatz abzuthun, damit ihm der Mann nur nicht wieder zu Gesichte käme.

Erst am folgenden Morgen erzählte er mir, wie er die Hand der Cenci ergriffen, und wirklich einen Druck von dem kalten Wachs zu empfinden geglaubt habe. Sein Glaube daran, fügte er hinzu, sei nun zwar wieder verschwunden, aber seine überreizte Phantaſie habe der

Vorspiegelung doch einen solchen Schein der Wahrheit gegeben, daß er gewiß Zeitlebens daran gedenken werde. —

Hu! rief Hilarie, als Konstantin hiermit schloß, nun dächte ich, müßten wir für alle Wachsfiguren gehorsamst danken. Personen wenigstens, die so weit von den Ihrigen entfernt schlafen, wie ich, die können mit dieser Menge Stoff zu schaurigen Bildern und Träumen völlig zufrieden seyn.

Behüte, schöne Freundin! sprach Guido lächelnd. Da wären wir rechte Helden und Heldinnen, wenn wir uns durch eine solche Erzählung irre machen ließen, die Wachsfiguren selbst zu sehen. Denn so überreizt ist wohl heute unter uns keine einzige Phantasie, um ein ähnliches Begegniß befürchten zu dürfen.

Sein Blick sagte deutlich genug, daß der Spott, zu dem sich dabei die Lippe verzog, auf Konstantin gemünzt war. Hilarie kämpfte zwar noch mächtig an gegen den Besuch der Wachsfiguren, als aber alles nichts half, so entschloß sie sich selber mitzugehen.

Julie holte erſt wieder friſch Athem, wie ſie nebſt den Uebrigen vor ihres Bruders Hauſe ſtand, und dem von Lampen ringsumgebenen Thürſteher, der ihr das Vorübergehen ſchon ein paar Mal recht unbehaglich gemacht hatte, in das wächſerne Angeſicht ſehen konnte. Ihr Lächeln aber über die Sache wurde nur allzubald durch einen mächtigen Schreck verdrängt. Denn oben beim Eingange kam eine Geſtalt grade auf die Geſellſchaft zu, dem Thürſteher bis auf den fehlenden Stock in allem ſo gleich, daß ſie auf den Gedanken gerieth, der Wachsmann ſei lebendig geworden, und zum Fenſter hereingeſtiegen, um ſie nun auch oben zu empfangen.

Hilarie ſtieß einen lauten Schrei aus. Der Beſitzer der Figuren, wofür ſich dieſe Doublette vom Portier bald zu erkennen gab, äußerte, daß ihm das Staunen und zum Theil Erſchrecken der Geſellſchaft ſchmeicheln müſſe, weil er ſein untenſtehendes Ebenbild, ſo wie alle übrige Wachsfiguren, ſelbſt verfertiget habe. Aber Konſtantin meinte, dieß heiße den Scherz zu weit treiben, und rieth ihm an, wenigſtens das Treſſenkleid künftig abzulegen, weil ſein Triumph der geſchickten

Nachbildung mit dem Erſchrecken der Zuſchauer allzutheuer erkauft ſei.

Guido konnte ſich des heftigſten Lachens über dieſe Vermahnung nicht enthalten, und zog, da die ganze übrige Geſellſchaft letztere billigte, hiermit für die nächſte Zeit gleichſam eine Scheidewand zwiſchen ſich und die Andern.

Statt, gleich dieſen, dem Beſitzer des Kabinets zu folgen, und deſſen zuweilen ſehr merkwürdig unrichtige Erklärungen hiſtoriſcher Perſonen mit anzuhören, eilte er voraus, diejenigen Figuren vorzugsweiſe betrachtend, deren Phyſiognomie am meiſten auffiel, ſo daß er allen Uebrigen bald völlig aus dem Geſichte kam. —

Hilariens Aengſtlichkeit und Beſorgniſſe, wenn hinter ihr etwas ſich regte, gaben viel Stoff zur Luſt, an der ſie endlich ſelbſt mit Theil nahm. Nur hielt ſie ſich gemeiniglich in der Uebrigen Mitte, um nicht etwa, abgeſondert von ihnen, ein ſchlimmeres Loos als dieſe zu erfahren.

Endlich redete ſie Konſtantinen alſo an: Nicht wahr, das ſind ganz andere, als jene boshaften Wachsfiguren in München? — Freilich! fügte ſie ſogleich ſelbſt hinzu: Schon die präch-

tige Kleidung zeigt das, nicht wahr? Sprechen Sie doch!

Sie antworten ja auf Ihre Fragen selbst so richtig, daß es meiner dabei gar nicht bedarf! sagte er lächelnd.

Nun, dann möchte ich wohl wissen, flüsterte sie heimlicher als zuvor, ob man hier eine Hand anfassen könne, ohne etwas befürchten zu dürfen?

Ich stehe für nichts! sprach Konstantin geheimnißvoll.

Also doch möglich?

Er zuckte die Achseln.

O das ist mir höchst fatal. Denn Sie glauben gar nicht, wie es mich dazu treibt und ängstigt, wie es mich in allen Fingern nach so einer Wachshand zuckt! —

Denken Sie doch nur an den Apfel, den die böse Schlange der Eva reichte! rief er plötzlich in ein lautes Lachen ausbrechend. —

Sie Häßlicher! sagte Hilarie unwillig, als er hierauf die ganze Sache der Gesellschaft mittheilte, die darüber in eine überaus lustige Laune gerieth.

Aber obschon der Besitzer des Kabinets dem

furchtsamen Fräulein versicherte, daß sie jede der Figuren ganz getrost bei der Hand nehmen könne, und ihr auch mit gutem Beispiel voranging, so wagte sie doch nicht ihrer Neigung nachzugeben. Höchstens sah man sie dann und wann mit großer Behutsamkeit und Furcht, als ob es einer Elektrisirmaschine gelte, nach dem Kleide einer Figur greifen, welches immer sehr possirlich herauskam, und den Beobachtern vielleicht mehr Vergnügen als die Hauptsache gewährte. —

Guido war ihnen inzwischen so ganz in Vergessenheit gerathen, daß sie ordentlich staunten, wie sie ihn im letzten Zimmer stehen sahen. Er bemerkte ihr Eintreten gar nicht, so tief verloren war er in das Anschauen einer weiblichen Figur, einer, der Haltung und Ordnung des Anzugs nach, vornehmen Dame, einem Gesichte voller Seele und Anmuth. —

Hilarie näherte sich ihm leise und sah über seine Schulter herein. Höchst erschrocken fuhr er zusammen.

Nun, nun, rief sie, ich bin es ja. Aber mein Gott, was sieht Sie denn an; Sie sind ja eben bleich wie der Tod geworden? —

Statt

Statt aller Antwort aber eilte er von ihr hinweg zu Konſtantin, und ſprach leiſe mit dieſem, ihn vor das Frauenbild führend.

Ohnfehlbar wollt Ihr mich zu fürchten machen! rief Hilarie, als beide die Figur höchſt aufmerkſam betrachteten.

Dieſer Vorſatz würde gewiß ſchon gelungen ſeyn, wenn er da geweſen wäre. Denn ſo ſchnell als möglich eilte ſie zu den Uebrigen zurück.

Konſtantin theilte noch lange Guido's ausſchließende Aufmerkſamkeit auf jene Geſtalt, doch zeigte ſein Kopfſchütteln, als er das Geſicht betaſtet hatte, daß er in Beurtheilung derſelben mit Guido nicht einverſtanden war. —

Nur mit Mühe hatte die Neugier der Andern ſich der Nachfrage nach Guido's Seltſamkeit enthalten. Vielleicht trug hierzu der Umſtand bei, daß man fürchtete, der allzeitfertige Zweifler wolle, ſo wenig er auch im Allgemeinen zum Scherz aufgelegt war, dem Glauben an irgend ein übernatürliches Einwirken durch falſche Vorſpiegelung von dergleichen nur eine Falle legen, um dann deſto ſchadenfroher über ihn herzufallen.

Endlich aber, als man schon wieder in Juliens Behausung saß und die allgemeine Spannung sich in einem anhaltenden, unerfreulichen Stillschweigen deutlich genug ausgesprochen hatte, da konnte Hilarie doch ihre Neugier nicht mehr im Zaume halten. Erzählen Sie, Guido, sagte sie, auf der Stelle und ohne alle Umschweife, was hatte es mit Ihnen und jener Figur für Bewandtniß? Sie müssen sprechen! Lüge oder Wahrheit, was Sie wollen, nur sprechen Sie, damit wir Andern auch einmal wieder zur Sprache kommen. Denn nichts ist doch häßlicher und unerträglicher, als wenn eine Gesellschaft bloß darum, weil sie stille Wachsfiguren gesehen hat, nun selber zu einem stummen und schauerlichen Wachsfigurenkabinette werden will. —

Ja, ich will reden, sagte hierauf Guido, und das mit so bangem, wunderlichem Tone, daß die Anwesenden den Gedanken an Verstellung sogleich aufgaben. Ich muß sogar reden; hauptsächlich unsers Konstantins halber. — Unfehlbar hat man mir vorhin angemerkt, daß ich seines Freundes Begebenheit in München, trotz des so wahrhaften Augenzeugen, in Zweifel zog. Jetzt denke

ich ganz anders darüber, nachdem mir selbst etwas ziemlich Gleiches begegnet ist. — Die höchstreizenden Züge der Gestalt, bei der Sie mich wiederfanden, erregten mein Interesse dermaßen, daß ich von ihrem Anschauen gar nicht ablassen konnte. Und — sollte man's denken! — je länger ich sie vor mir hatte, desto fester ward der Glaube in mir, es sitze keine Wachsfigur, sondern ein wirkliches Wesen da. Mein Auge sah deutlich die Regungen des schönen Lebens. Gleichwohl befiel mich eine Scheu, die Gestalt näher zu betrachten, oder anzufassen. Da rief ich denn Konstantin zu mir, welcher lächelnd das Gesicht untersuchte und mich drauf selber dazu veranlaßte. Ja, in dem Augenblicke, als ich es nun anfühlte, war es unstreitig von Wachs. Aber noch immer frage ich mich, ob es eine Minute früher nicht anders damit gewesen sei? Nimmermehr hätte ich meiner Phantasie solch eine ungewöhnliche Ausschweifung zugetraut! —

Da haben wir's! rief Hilarie zischend. Nun sind wir hierin ganz gleich geworden. Aergerlich ist's indessen doch. Denn wenn selbst so ruchlose Zweifler zur Erkenntniß kommen, dann hat man

ja gar keinen Schutz mehr gegen seinen eigenen Gespensterglauben. — —

Sagen Sie mir, Konstantin, so sprach Guido, ihn beim Fortgehen am Arme fassend, konnte sich denn Bertram späterhin überzeugen, daß das Bild der Cenci in jenem Augenblicke nicht wirklich lebendig geworden war, konnte er sich überzeugen, daß er's dabei bloß mit seiner Phantasie zu thun gehabt habe?

Allerdings! war die Antwort. Wie oft hat er nicht in der Folge darüber recht herzlich lachen können!

Wollte Gott, rief Guido, ich wäre schon auch so weit.

Sie glauben also noch immer an etwas Uebernatürliches?

Leider, ja. — So seltsam und widersinnig und gegen alle meine Grundsätze es ist, ich muß daran glauben, wenigstens in manchem Momente. — Als ich das liebliche Gesicht anstaunte, so überraschte mich ganz plötzlich der Gedanke an Pygmalion und sein Glück bei Erfüllung des lange genährten Wunsches. Und drauf fing auch die Figur vor mir sich allmählig zu beleben an.

Aber, lieber Guido, da haben Sie ja mit einem Male den ganzen Gang einer gereizten Einbildungskraft. Morgen werden Sie Sich gewiß die Sache grade so denken, wie ich.

Ich zweifle noch. Uebrigens, Konstantin, habe ich eine große Bitte an Sie. Begleiten Sie mich doch zu dem Besitzer der Wachsfiguren. Die bewußte gehörte zu denen, welche darin eine Ausnahme von den meisten übrigen machten, daß kein Zettel mit der Auskunft über das Urbild davor lag. Ich vergaß in der Betäubung beim Fortgehen nach dem Namen zu fragen. Ich muß aber durchaus wissen, wer das Original ist.

Warum denn das, lieber Guido? Ich setze nur den Fall, daß das Original schon verstorben wäre, würde Ihnen eine gewisse Bemerkung, deren ich bei Erzählung des Vorganges in München mit gedachte, auf die übrigens gar kein Werth zu setzen ist, würde Sie Ihnen aber in Ihrer jetzigen Stimmung nicht neuen Stoff zu Nährung unglücklicher Grillen geben?

Sie meinen, versetzte Guido, die Behauptung, daß vor dem gewöhnlichen Alter Verstorbene, vorzüglich wenn ihr Tod ein gewaltsamer gewesen.

zuweilen zurückkehrten, um ihre Bildniſſe zu beleben. Sie haben auch wohl nicht Unrecht mit dem zu beſorgenden Eindrucke auf mich in dieſem Falle. Aber alles wird doch nicht zuſammentreffen, um zu meiner Angſt beizutragen! Uebrigens iſt noch ein ganz beſonderer Grund da, an dem Tode des Urbildes zu zweifeln. Er beſteht in dem Koſtüme. Ich erinnere mich, daß der Beſitzer der Wachsfiguren ſich viel damit wußte, keine der dargeſtellten Perſonen in einer andern, als der zu ihrer Zeit gebräuchlichen Kleidung gezeigt zu haben. Der Anzug jener Figur aber gehörte ganz in unſere Tage, und das Friſche, Kräftige ihres Geſichts ſchien von nichts ſo ſehr, als von einem natürlichen Tode entfernt zu ſeyn. An einen unnatürlichen aber, eine — Hinrichtung, mir graut ſchon vor dem Worte in dieſem Zuſammenhange! iſt bei ſo reinen jugendlichen Zügen gar nicht zu denken. —

Ei, fiel hier Konſtantin ihm in die Rede, ſo denken Sie doch nur an das Bild der Cenci, das Sie gewiß, wenigſtens in Kopie, geſehen haben.

Guido ſchien von der Bemerkung erſchüttert,

doch nicht so sehr, um dadurch zu Aufgebung seines Vorhabens bewogen zu werden. —

Ich muß wissen, wer sie ist! sagte er, und Konstantin begleitete ihn zu den Wachsfiguren.

Der Besitzer, bei ihrer Ankunft eben in Begriff stehend, die Ausstellung zu schließen, ging mit den Schaulustigen noch einmal zurück. Sogleich soll die Erleuchtung besorgt seyn! sagte er. Doch Guido verhinderte ihn am Anzünden der ausgelöschten Lichter mit der Versicherung, daß es ihnen bloß auf das letzte Zimmer ankomme.

Als sie hierher gelangt waren, fragte der Wißbegierige: Wer ist diese Dame? —

Alle die, antwortete der Mann, vor denen kein Zettel liegt, sind bloße Ideale.

Die andern, ja! versetzte der Fragende erhitzt. Von dieser Figur aber machen Sie mir das nicht weiß. Hier ist Charakter und Leben und Individuelles, was ich in der Flachheit aller der sogenannten Ideale dabei vermisse.

Der Herr sind Kenner! sprach der Besitzer. Doch kann ich nicht dienen mit dem Namen der Person.

Verkaufen Sie welche von Ihren Figuren?

O ja.

Guido erkundigte sich nach dem Preise, befriedigte, ohne alles Abdingen, sogleich die Forderung und machte nur das unverzügliche Fortschaffen des Bildes in seine Wohnung noch aus.

Du stehst mir mit Deinem Leben für allen Schaden daran! sagte er zu dem Bedienten, dem der Transport anvertraut wurde.

Sorgen Sie nicht, antwortete sein Herr, der weiß damit umzugehen. Zugleich fragte er ihn, sichtbar erfreut über den großmüthigen Käufer, ob er nicht noch etwas aus der Sammlung sich aussuchen wolle.

Nein! war die Antwort. Doch bot Guido ein Goldstück für die ächte Nachricht von dem Original der gekauften Figur.

Aber ganz unter uns, sagte nach einigem Zögern der Mann, es ist eine Dame aus Frankreich.

Und ihr Name? warum ein solches Zaudern damit? fiel Guido mißvergnügt ein.

Weil man in jetzigen, schlimmen Zeiten jedes Wort abzuwägen hat. Indessen — dabei näherte

sich seine Hand dem Goldstücke; Guido bemerkte es, und es fiel hinein — indeß bei Ihnen, meine Herren, verläßt mich alle Besorgniß. Sie hieß Marie von Münzerberg.

Hieß? fragte Guido erbleicht zurückweichend. Lebt sie etwa nicht mehr? Der Verkäufer zuckte die Achseln. Ohngefähr eine Woche, nachdem ich mit ihrem Abbilde fertig war, das ihr Bräutigam bei mir bestellt hatte, ist sie, leider! auf Einmal verschwunden, und man sagt sich eine Geschichte in's Ohr, eine Geschichte, bei der gewiß jedem ein Schauer anwandelt, der die Dame jemals gesehen hat.

Welche Geschichte?

Man sagt, sie sei hingerichtet worden. — Aber, mein Herr, was widerfährt Ihnen? Sollte sie vielleicht eine Verwandte von Ihnen gewesen seyn?

Nein! sprach der Erschütterte, sich fassend. Der unselige Sinn Ihres Gewesen hat mich nur so ergriffen. Und Schuld wäre es, was dieser Engelsgestalt das Leben raubte?

Schuld und Unschuld, wer will das in jenem Lande jetzt unterscheiden? Die Heimlichkeit

der Hinrichtung spricht für das Fräulein von Münzerberg. Unfehlbar wäre sie unter dem allgemeinen Mordeisen gefallen. Allein sie hatte viele Freunde, und so soll einmal bei Nacht in einem schwarz ausgeschlagenen Zimmer, von lauter schwarz gekleideten Männern mit umflorten Gesichtern, Gericht über sie gehalten, und sie dann zu der einen, ein Scharfrichter zu einer andern Thüre eingelassen worden seyn. Man soll sie auf einen Schemel in der Mitte niedergesetzt und der Scharfrichter ihr auf Befehl der schwarzen Männer, nach einigen Weigerungen, den Kopf abgeschlagen haben. —

Das klingt gar mährchenhaft! rief Konstantin aus. Auch erinnere ich mich einmal etwas Aehnliches, ich glaube vom Scharfrichter zu Landau, gelesen zu haben, den man bei Nacht abgeholt, in einen Wagen zu steigen gezwungen und mit verbundenen Augen fortgefahren, dann Treppe auf, Treppe nieder, bis in ein Zimmer geführt hat, wo es grade so aussah und zuging, wie Sie sagten.

Eben aus eines Scharfrichters Munde, erwiderte der Besitzer des Kabinets, kommt dies

Erzählung des Vorfalls her. Vermuthlich ist es die nämliche Geschichte.

Schwerlich! versetzte Konstantin. Ich müßte mich sehr irren, oder die, von der ich gelesen, hat sich schon weit früher ereignet. —

Auf dem Heimwege sprach man mehr über die Geschichte. Konstantin zog sie schon darum in Zweifel, weil der heimliche Mord viel sicherer ohne alle Umstände, als mit so lächerlichen, gravitätischen Formen vorzunehmen gewesen sei.

Es ist ein Mährchen, ein bloßes Mährchen, sagte Guido, wiederauflebend, das mit einem Louisd'or zur Gnüge bezahlt und die Unruhe nicht werth ist, die es mir verursachte.

Guido's Freunde zeigten ein großes Befremden, als von ihm, der den ganzen Winter mit ihnen zuzubringen gedacht hatte, am folgenden Morgen auf einmal Abschiedskarten einliefen. Besonders fiel die Sache Konstantin auf, der auch sogleich in seines Freundes Wohnung eilte. Allein dieser war schon mit dem Frühesten abgereiset. —

Konſtantin enthielt ſich zwar der Erzählung vom Kaufe des Wachsbildes und den Mittheilungen über deſſen Original; doch machte er einſt, als wieder im Kränzchen die Rede auf den Abweſenden und deſſen ſo plötzlich mitten im Zweifel an allem Unbegreiflichen entſtandene Geiſterſeherei gerieth, darüber folgende Bemerkung: Wie wichtig oft die geringſten Kleinigkeiten werden! An ſich war unſer Beſuch der Wachsfiguren etwas höchſt gleichgültiges. Und doch bin ich überzeugt, daß die dort erlebte Begebenheit in Guido's ganzem künftigem Leben und Wirken anklingen und ſich geltend machen wird! —

Einen Monat ſpäter kam folgender Brief an Konſtantin:

„Ihnen, mein Freund, hätte ich vor allen eine Erklärung meines plötzlichen Verſchwindens zurücklaſſen ſollen. Ich mache mir Vorwürfe, daß es nicht geſchehen iſt. Ach, wie viele, wie bittere Vorwürfe mache ich mir nicht überhaupt! —

„Sie werden Sich erinnern, wie wir an jenem Abende auseinander gingen. Sie werden Sich denken, daß damals zuerſt die Frage in mir

entſtehen mußte: Iſt ſie aber auch wirklich ein Mährchen die Geſchichte, womit man mich abfand, und daß meine Bejahung dieſer oft wiederholten Frage zuweilen wie eine halbe Verneinung ausſehen mochte? Das aber werden Sie nicht denken, daß die gekaufte Figur bei mir nicht angelangt war, daß ich, unruhig darüber, zurückeile, und den Verkäufer aus dem Bette klopfe, daß der mit der Ehrlichkeit ſeines noch abweſenden Bedienten meine Behauptung widerlegen will, und daß, wie ſich bald darauf findet, dieſer ehrliche Mann wirklich über alle Berge iſt. — Trotz meinem unabläſſigen und wegen der dadurch verurſachten Störung manches fremden Schlafes, bis zur Unverſchämtheit gehenden Suchens die ganze Nacht hindurch, konnte ich weder von ihm noch von dem Wachsbilde die geringſte Spur erlangen. —

„Jetzt endlich, meinen Sie, ſei die Sache aus geweſen, ich hätte, wie das im Leben zu gehen pflegt, einen geringen Verluſt gehabt und ſolchen verſchmerzen müſſen und ſollen. Aber vom Sollen war überhaupt in mir keine Rede mehr. Es ſtürmte, wie nie, in meiner Bruſt, und wenn ſie Wahn-

sinn ist, die Ahndung, daß ich das Original der Wachsfigur irgendwo antreffen und mir zueignen müsse, so schreibt ein Wahnsinniger diesen Brief an Sie. Denn es blieb mir kaum Zeit die Abschiedskarten herauszusuchen, so drängte mich's hinaus in eine fremde Welt. Veränderte Umgebungen thaten mir durchaus Noth! das fühlte ich, das fühle ich noch jetzt in den verständigeren Momenten. Nur traurig, daß diese Stimmung sich eben bloß auf Augenblicke beschränkt und die ganze übrige Zeit meinem seltsamen Streben gewidmet ist! —

„Was doch ein einziger Abend aus dem Menschen zu machen vermag! Erklären Sie mir den Umstand. Erklären Sie mir die plötzliche Entstehung einer innern Gewalt, die mich hier und dorthin drängt und treibt, eines mit einem Male ausgebrochenen Vulkans, der vielleicht nicht eher aufhört, Flammen zu werfen, als bis mein armes Daseyn in Asche liegt. —

„Und nun noch eins. Wenn Sie mir verziehen haben, so machen Sie auch, daß unsere Freunde es thun. Julien können Sie alles mittheilen, was Sie wissen. Zu seiner Zeit sollt

Ihr insgesamt wieder von mir hören. Zu seiner Zeit, sage ich und weiß doch nicht, ob die darunter verstandene jemals kommen werde!

„Die Unordnung dieser Zeilen mag Ihnen ein schwacher Abriß von meinem Zustande seyn. Sie fängt damit an, daß der Ort fehlt, wo ich sie schreibe. Das aber geschah absichtlich; ich scheute mich allzukindisch zu erscheinen. Falsche Schaam! Nachdem Sie so viel von dem Kinde wissen, kommt ein Mehr oder Weniger in keine Betrachtung. — Der Zweifel, ob das vorhin erwähnte Mährchen wirklich Mährchen sei, hat mich bis hierher, nach Landau, getrieben. Sie wollten doch etwas Aehnliches, wie jene Hinrichtung, von dem hiesigen Scharfrichter gelesen haben; nur scheine die Geschichte aus früherer Zeit herzurühren. Dieser Beisatz hielt mich indessen nicht zurück, hierher zu reisen und den Scharfrichter zu befragen. Der Mann wußte kein Wort. Ich war nur froh, daß er auch nicht wußte, wie weit ich gereiset bin, um mir diese Auskunft von ihm zu erholen.

„Hier muß geschlossen werden. Der Postillon, der schon beim Anfange dieses Briefes mit Klat-

schen und Blasen-mein Einsteigen zu beschleunigen suchte, hat bereits die ganze Nachbarschaft an die Fenster geblasen und geklatscht. Herzliches Lebewohl! —“

Julie erstaunte, als Konstantin diese Nachrichten überbrachte. Wer hätte das von diesem Guido sich versehen! rief sie aus. Ein so plötzlicher Uebergang in eine ganz andere Natur hat doch in Wahrheit viel Unnatürliches! —

Wie man's nimmt, erwiderte Konstantin. Guido besaß immer mehr Tiefe, als die Bildung, die man ihm aufgedrungen, gestattete. Sein melancholisches Wesen zeugte stets von innerm Unfrieden. Unglückliche Ereignisse kannte er nicht an sich, daher rührte dieser Unfriede gewiß von den engen Ansichten der Welt und der ihm vorgespiegelten Leere der Menschennatur her, die seine Lehrer ihm beigebracht hatten. Unter diesen Umständen ist eine plötzliche Empörung seiner innern Kraft, selbst bei einem ganz geringen Anstoße von außen, leicht denkbar. Die Folgen des Paroxismus sind freilich noch nicht vorauszusehen. Doch wollen wir hoffen, daß er

ihn

ihn zum Heile, nicht zum Untergange führen werde.

Den ganzen Winter sehnten sich Konstantin und dessen vertrautere Freunde vergebens nach Briefen von Guido. Außer Julien war jedoch niemand etwas von den nähern Umständen und dem letzten Schreiben mitgetheilt worden. Hilarie, die inzwischen Ludwig geheirathet hatte, sagte unter andern einst in der Gesellschaft bei Julien:

Sollte ich nur ein einziges Mal dem hagern, melancholischen Manne den Leviten lesen können über sein dummes Verschwinden! Für so eine hochaufgeklärte Person schickte sich schon die Behauptung von dem Lebendigwerden der Wachsfigur nicht, geschweige gar das Verschwinden.

St! fiel Konstantin ein, wissen Sie wohl, daß man von Dingen, vor denen man sich fürchtet, still seyn muß, wenn die Furcht einem nicht zu Kopfe wachsen soll? — —

Mitten unter dem Scherzen über diesen Gegenstand langte ein Brief an Julien an, der große Aufmerksamkeit auf sich zog; ein Brief von

Guido. — Er lebte seit einem Monate mit der Frau, die er inzwischen genommen hatte, auf seinem kaum zwei Meilen entfernten Gute, und lud die ganze Gesellschaft für einen der nächsten Tage dahin.

Also geheirathet? rief Konstantin erfreut darüber, und es konnte nicht fehlen, daß wegen Guido's Talents zur Häuslichkeit mancherlei Urtheile zum Vorscheine kamen.

Die Einladung war übrigens um so willkommener, da der Brief, ohngeachtet seiner Kürze, von einer wahrhaft freudetrunkenen Seele zeugte.

Hilarie betrachtete die Schriftzüge lange, ehe sie verwundert ausrief: Wahrhaftig, das hat der hagere Melancholische geschrieben. Ich kenne seine Lettern aus meines Mannes Stammbuche. Dem hat doch wohl die Ehe den Kopf zurecht gesetzt! —

Guido's Wunsche gemäß machte man sich sehr früh auf den Weg. Die Gegend um sein Gut überraschte außerordentlich. Bei einem Wäldchen voll schlagender Nachtigallen rief Hilarie aus: Und hier, wo sogar ich mich zur Wehmuth herab-

lassen könnte, hier ist der tiefsinnige Mensch lustig geworden! —

Am Hause waren mancherlei Anstalten für den Abend zu bemerken: Vorrichtungen zur Erleuchtung auf der einen und zum Feuerwerk auf der andern Seite. —

Guido'n selbst erkannte man nicht mehr, als er die Gäste empfing, so rund und behaglich waren jetzt seine Züge.

Er entschuldigte die Abwesenheit der Gattin, die erst gegen Mittag eintreffen würde, zu deren heutigem Geburtstage das Fest heimlich von ihm zubereitet war. —

Das Beste, lieber Guido, so fing Julie an, als während des Frühstücks im Garten die Erkundigungen oftmals einander gejagt und sich das Feld streitig gemacht hatten, ohne im Ganzen zu einem klaren Resultate zu führen, das Beste wird seyn, Sie theilen uns Selbst und auf Einmal so viel von Ihrem Schicksale mit, als wir davon wissen sollen. Ohne das werden wir beiderseits den ganzen Tag nicht fertig mit Fragen und Antworten, und der Erfolg unserer Bemü-

hungen ist am Ende doch nur höchst unvollständig und lückenhaft. —

Guido zeigte sich sogleich bereit, ihren von den Uebrigen lebhaft unterstützten Wunsch zu erfüllen. Nachdem er alle die in dem Briefe an Konstantin berührten Umstände in der Kürze mitgetheilt hatte, fuhr er also fort;

„Was werden Sie sagen, meine Freunde, von dem Vorgefühle, von der Thorheit, wie man den Ungestüm, der mich durch ganz Deutschland und einen Theil von Frankreich trieb, nennen könnte, wenn Sie den Erfolg damit zusammen halten? Ein Vierteljahr war ich überall meinem Zwecke nachgegangen und das bewußte Mährchen von der Hinrichtung irrte mich gar nicht mehr in der durch Träume und sinnvolles Wachen oft befestigten Ueberzeugung, daß ich das Wachsbild ohnfehlbar im Leben wieder finden würde, ja müßte. —

„Vor drei Monaten komme ich endlich hier auf meinem Gute an, um mich von dessen Zustände zu überzeugen. Es war die höchste Zeit, die Untreue meines Verwalters kennen zu lernen und ihn auf der Stelle zu entlassen. Die Unord-

nung, in der ich alles fand, nöthigte mich zum Bleiben, und die Arbeit dabei that mir wohl, jedoch ohne den Hauptgedanken zu unterdrücken oder auch nur zu stören.

Der Frühling war im Anzuge. In der ganzen Natur regte sich das neue Leben und ein erfreulicher, grüner Schimmer lag über das trostlose Grau der so lange erstarrt gewesenen Erde ausgebreitet. Ringsum quollen die Saaten üppig hervor. Wie ein frohes Kind wandelte ich eines Nachmittags umher, und gedachte unter manchen hier im Kreise geliebter Verstorbener genossenen Freuden der köstlichen Kraft und Fülle der ersten Jahre des Lebens. Bewußtlos war ich gar weit vom Hause weggekommen. Ein kleines Gütchen in der Nachbarschaft, das ein Birkenwald von der übrigen Gegend absonderte, befand sich in der Nähe. Mannichfache, schöne Erinnerungen knüpften mein Herz an dieses Gütchen. Ich gedachte meines Trübsinns, als der Vater dasselbe darum veräußerte, weil ich im dasigen Gartenteiche einmal beinahe ertrunken wäre; ein Umstand, der mir grade, im Gedanken an die dabei ausgestandene Angst, recht behaglich

kam, und das Gefühl des gereiteten Lebens an diesem Orte am süßesten und lebendigsten machte.

Es lag mir daran, den Garten wiederzusehen, dessen Aufseher sonst immer auf das früheste Blumenvolk viel gehalten hatte, und ich durchwanderte das schönduftende Birkendickicht.

Wie öffnete sich mein Herz so weit im Angesichte des Gartens, der noch ganz die alte Physiognomie hatte und dazu von einer sehr sorgfältigen Abwartung zeugte! — Aber die Blumen schliefen doch noch. Selbst der neugierige Krokus hatte seine heitern, Mensluftigen Augen noch nicht aufgethan. — Alles dieß sah ich durch die Lattenthüre; da ich aber diese unverschlossen fand, so konnte ich mich nicht enthalten, des Gartens geliebten Boden selbst zu betreten.

Mein Auge ruht eine Zeitlang sinnend auf dem spiegelglatten Teiche. Der Kahn, aus dem ich einst fiel, steht noch befestigt am jenseitigen Ufer. Eine tiefe Schwermuth bemeistert sich meines Wesens. Wie manches, denke ich, wäre Dir erspart worden, wenn Du damals den Schlaf in diesem Wasser gefunden hättest! Da staune, da erschrecke ich; denn die Umrisse jener Wacht-

figur, keine andern, schwimmen vor mir auf der leuchtenden Fläche. Und gewaltig, wie eine Furie, überfällt mich die Frage vom Hineinstürzen in die Arme der Wellengestalt, und die Furie hätte vielleicht ihren Willen durchgesetzt, wäre mein Blick nicht, gleichsam mechanisch, zur Seite nach der Ursache des Scheines gegangen, wo ich — wer hätte es denken sollen? — das lebendige Urbild gewahr werde.

Getroffen bis in's tiefste Leben fehlt mir Sprache und Benehmen. Da grüßt mich der Engel freundlich und sagt mir, daß mein aufmerksames Beobachten des Teiches seine Wißbegierde nach dem Gegenstande auch erregt habe.

Der Gegenstand sind zum Theil auch Sie, hauptsächlich Sie gewesen! stammelte ich ungeschickt genug. Aber, wer an meiner Stelle hätte nach solch einer Revolution im Innern sogleich die passende Antwort finden mögen? Ich fühlte den Fehler sobald er heraus war, und bat, daß sie mir den Aufschluß, den sie verlangte, für ein ander Mal zu sparen erlauben möchte. Denn daß — so fuhr ich fort — daß ich mit Ihnen heute zum ersten und auch zum letzten Male sollte

gesprochen haben, das werden Sie mir wohl nicht zumuthen wollen? — Unfehlbar habe ich die Ehre die Besitzerin dieses Grundstückes in Ihnen zu sehen?

Sie bejahte.

Dann sind wir Nachbarn und müssen nothwendig gute Nachbarschaft halten.

Ich hatte viel Mühe meine Wärme und mein Auge zu mäßigen, das auf so langes, ängstliches Suchen seinem Durste nach dieser Gestalt und dem milden, herrlichen Geiste darin nicht selbst zu gebieten verstand.

Ich erzählte von meiner Vorliebe für dieses Grundstück und diesen Teich. Der Zusatz entschlüpfte mir, daß der letztere durch ihr lebendiges Bild einen Abglanz des Paradieses für mich erhalten habe. Mit einem Worte, in der halben Stunde, welche dieses Gespräch dauerte, blitzte die Glut meines Herzens mehrere Mal so auffallend hervor, daß ich selbst rathsam fand, mich zu entfernen, weil ich nur allzu wohl fühlte, für die erste Zusammenkunft sei zu viel geschehen.

Als ich ging, wußte ich, daß sie Marie von Malthan hieß und in einigen Tagen ihre Mutter

erwarte, für welche ſie dieſe kleine Beſitzung erſt ohngefähr vor zwei Monaten erkauft habe, und daß ich, was mir das liebſte war, am folgenden Morgen wiederkommen durfte.

Unterwegs ſowohl als nachher überlegte ich oft, warum ich nur angeſtanden, ihr über meine Freude beim Erblicken ihres Bildes und ihrer ſelbſt etwas Näheres mitzutheilen; warum ich ſie nicht gefragt, ob ſie zu jener Wachsfigur wohl das Original geweſen ſeyn möge. Die Aehnlichkeit zwiſchen ihr und der Figur ging wirklich bis in das kleinſte Detail. Allein die Erzählung von der Hinrichtung des Urbildes jener Wachsfigur, ſo wenig ich auch an dieſe Erzählung glaubte, hielt mich doch auch in der Folge immer ab, ihr davon zu ſagen, ſo daß ich die erſte, ungeſchickte Anrede, über die ich künftig Auskunft verſprochen, als ſie dieſe verlangte, mit meiner damaligen Beſtürzung ſo viel möglich zu entſchuldigen ſuchte.

Je öfter ich ſie beſuchte, deſto einiger fühlten ſich mein Geiſt und mein Herz mit den ihrigen, und der Bund für das Leben ward geſchloſſen.

Nur ihre Mutter fehlte noch, auf welche Marie ſehnlich wartete. Statt ihrer war jedoch,

wie sie mir eines Tages sehr traurig erzählte, ein Brief angelangt, der Mariens Hoffnung darauf völlig vernichtete. Nun hielt ich schriftlich bei der Abwesenden um die Einwilligung an, nach deren Ankunft nichts die Herrliche vor meinem Drange schützen konnte, die Gemeinschaft unserer Zukunft durch Priestersegen bestätigt zu wissen. —

Wer Marien nie sah, nie hörte, der wird, der muß mich höchst unvorsichtig schelten, daß ich, als wir schon vom Altare zurückkehrten, noch keine Silbe von dem eigentlichen Herkommen meiner nunmehrigen Gattin wußte. Denn weder Geburtsort, noch Land, noch sonstige Verhältnisse hatte sie mir entdeckt. Seufzend war ich bei meinen Fragen danach immer auf eine bessere Zeit verwiesen worden; ja ich kannte nicht einmal den, sicher nicht unwichtigen, Umstand, der ihre Mutter und sie getrennt, und letztere höchst wahrscheinlich sehr weit entfernt von ihrer Geburtsgegend in meine Nähe getrieben hatte. Aber der Einklang ihres ganzen Wesens, der auch bis in's kleinste und unbedeutendste geht, diese — Sabbathsstille möchte ich sagen — die bei einem, wie es scheint, ihr ursprünglich angehörenden, melancholischen

Sinne, die Weiblichkeit, in dem ihr so eigenen Mondesglanze auf das reinste und süßeste ausspricht, erheben sie in meinen Augen über jeden Verdacht so weit, daß ich sogar für alle ihre früheren Handlungen mich freiwillig zum Bürgen stellen würde. —

Der Enthusiasmus, mit dem Guido in diesem Tone fortfuhr, war nicht gemacht, eine Einwendung und noch viel weniger eine Widerlegung zu erlauben, obschon das Verstummen der Gesellschaft von keiner absoluten Billigung seiner Ansichten und seines Verfahrens zu zeugen schien.

Er mochte das selbst fühlen, und da er zu mehrerer Beglaubigung seines uneingeschränkten Lobes, nichts weiter vorzubringen wußte, und Mariens Ankunft von dem Gütchen, wo sie Geschäfte hatte, seiner Rechnung nach, erst in einer Stunde erfolgen konnte, so zeigte er wenigstens ein Miniaturbild von ihr, welches er auf seiner Brust trug.

Wirklich äußerte dieses eine bedeutende Wirkung auf die mehresten Gäste, sowohl wegen der ganz auffallenden Aehnlichkeit mit jener Wachsfigur, als auch wegen des herrlichen Auges, weß-

halb das Bild der Figur weit vorzuziehen war. Ja, es kam mit dem Bilde eine gewisse Beruhigung über Guido's Zukunft in die Gesellschaft, so daß auch Julie, das Porträt noch in der Hand, mit vielem Feuer also anfing:

Warum aber, mein Freund, haben Sie diesen Engel ihren Bekannten der so nahen Stadt, einen ganzen Monat vorenthalten? Das Leben ist ja so kurz, daß man dergleichen Bekanntschaft nie früh genug machen kann!

Da haben Sie wohl recht, sprach Guido, ihr dankbar die Hand drückend. Auch wäre ich gewiß viel eher mit meiner Einladung gekommen, wenn nicht durch meine lange Abwesenheit vom Gute alles hier in einem solchen Zustande gelegen hätte, daß es großer Vorbereitungen bedurfte, um Freunde hier sehen zu können. Und was eine Reise nach der Stadt betrifft, so ist meine Frau hierzu schlechterdings nicht zu überreden. Alle Städte überhaupt sind ihr so zuwider, daß ich es Ihnen nicht beschreiben kann. Auch meidet sie fremde Menschen außerordentlich. Von Ihnen allein habe ich ihr jedoch so viel gesagt, daß Sie schon als ihre Bekannte anzusehen sind, und ich ihr

ohnfehlbar grose Freude mache, wenn ich sie heute mit Ihrer Anwesenheit überrasche. Denn noch weiß sie kein Wort von der Gesellschaft, die sie finden wird. Auf dem benachbarten Gütchen ist sie schon seit gestern mit einigen ökonomischen Verrichtungen beschäftigt, und so konnte ich mich mit den Vorbereitungen zu dem heutigen Tage ohne alle Störung und Entdeckung abgeben. Vielleicht gelingt es mir, sie allmählig von dem düstern Kreise abzulenken, dem sie sich dermalen noch nur allzusehr zuneigt. So hat sie eine besondere Vorliebe für die Gräber und ließ neulich bei einer schönen Mondnacht nicht eher nach, bis ich sie zum hiesigen Gottesacker begleitete. Hier warf sie sich sogleich mit dem Gesicht auf das erste Grab nieder, und als endlich meine Bitten sie davon trennten, da rannen Ströme von Thränen über ihr Gesicht. Ich fragte, warum der Hügel sie so besonders erschüttert habe?

Nicht erschüttert, mein Herz! war ihre Antwort; beruhigt vielmehr! Mit diesen Thränen ist mir gar viele Angst von der Seele weggeflossen. Auch war es nicht grade dieser Hügel, der mir so wohl that; sondern die Gestalt eines Grabes

überhaupt. — Hiervon künftig, vielleicht nächstens! so fügte sie, zu Beseitigung der Frage hinzu, welche meine Blicke nicht verheelen konnten. —

Hilarie schien am wenigsten von diesen Mittheilungen des Neuverheiratheten erbaut. Daher sagte sie, als jetzt ein Billet an ihn abgegeben wurde, Julien leise in's Ohr: Ich wollte doch, daß wir die neue Bekanntschaft schon gemacht und den ganzen Tag überstanden hätten! Das sind meine Personen gar nicht, die sich ihre Beruhigung von Kirchhöfen herholen. Am wenigsten aber gefallen sie mir dann, wenn sie eine so erstaunliche Aehnlichkeit mit Verstorbenen, oder wohl gar Hingerichteten besitzen.

Julie hörte kaum, was sie sagte. Ihre und aller Uebrigen Aufmerksamkeit richtete sich auf den plötzlich todtenfahl und regungslos gewordenen Hauswirth und das Billet, welches seiner Hand entfallen war. Er schien selbst vom Stuhle herunterſinken zu wollen, so daß Konstantin, sein Nachbar, plötzlich zugriff und nach der Ursache des so räthselhaften Ereignisses fragte. Sprachlos deutete Guido auf das Billet am Boden, mit dem Winke, daß man es aufheben

und lesen könne. Es enthielt Folgendes in französischer Sprache:

„Lebe wohl, mein Theurer, mein Geliebter! Die Umstände drängen mich von Dir! Kein Forschen aber nach meinem Aufenthalte! Darum beschwöre ich Dich, bei unserer Liebe, bei meiner festen Hoffnung, einst wieder zu kommen. —“

Von ihr also? rief Konstantin, der den Zettel gelesen hatte, welcher nun aus einer Hand in die andere ging. Guido bejahte. An Trostgründe war, wie jedem einleuchtete, bei einem solchen Ereignisse und einer Liebe zu der Entwichenen, wie die seinige, nicht zu denken. Sein büstenartiges Stummseyn theilte sich den Uebrigen mit. Ueber Tische, wo alles Essen und gewissermaßen das Leben selbst, nur Schein war, gab er das erste, bedeutende Wort wieder von sich. Es bestand in der Erklärung, daß er ihrem Verlangen gemäß, und noch im völligen Zutrauen auf sie, sich gewiß alles Forschens nach ihr sorgfältig enthalten werde. —

Sein Zustand schien der Einsamkeit zu bedürfen. Mehr aus diesem Grunde als des herrschenden Mißbehagens halber, machte man sich

bei Zeiten auf den Rückweg, bei welchem die Unterhaltung in allen vier Wagen aus Hypotheſen, zu Erklärung des ſo ganz ſeltſamen Vorfalls beſtand, die aber, bei näherer Beleuchtung, ſämmtlich nicht ſehr haltbar waren. —

Ein Paar Tage drauf ſtand Julie des Morgens mit ihrem Bruder am Fenſter, als ein Reiſewagen zum benachbarten Thore hereinrollte.

Iſt das nicht Guido's Equipage? fragte ſie.

Allerdings. Und wie ſtark aufgepackt. Will er vielleicht gar wieder in der Stadt bleiben? —

So war es auch wirklich. Nach einer halbe Stunde ſpäter ſtand er vor ihnen, dieſes ſelbſt zu erklären. Er war, man ſah und hörte das, in ſeinem Innern zerſtört und vernichtet.

Noch immer ohne Nachricht? fragte Julie mitleidsvoll, als er die längſte Weile mit allen Zeichen des bitterſten Lebensüberdruſſes ſtumm da geſeſſen hatte.

Nachrichten, o ja, die habe ich, antwortete er mit Heftigkeit, Nachrichten, die mir das Herz zu Stein und Eis machen.

Mein Gott, rief Konstantin aus, böse Nachrichten von der Entwichenen sind es, was Sie so in Verzweiflung setzt?

Böse, erwiederte er lachend, böse nicht eben, aber auch wahrlich keine guten. Ueberhaupt steht es sehr bedenklich mit dem Unterschiede der Worte: böse und gut, wenn es Abgeschiedenen verstattet ist, aus ihren Gräbern hervorzugehen, und der Liebe heilige Gestalt mit einer solchen Virtuosität nachzuahmen; sie nachzuahmen, um allen Glauben an sie und an Gott selbst in's Lächerliche zu ziehen!

Sie staunen mich an. Hören Sie und Ihr Staunen wird sich in Entsetzen verwandeln. — Gestern Nachmittags — es war ein Tag an Glanze jenem gleich, wo ich Matiens Bekanntschaft machte, ein Umstand, der schon allein den demüthigendsten, heillosesten Spott mit meinen ehemaligen, so tiefen und heiligen Gefühlen treibt! — gestern also, wie ich ohngefähr in derselben Laune noch war, in der Sie mich neulich verließen, wird mir ein Herr Delafosse angesagt. Meine Unentschlossenheit, ob ich ihn annehmen solle, oder nicht, ward durch des

Mannes Ungeduld selbst beseitiget; er trat herein. Eine lange, blasse Gestalt in schwarzer Kleidung, übrigens bei noch ziemlich jungen Jahren, und von der Natur nicht ungünstig behandelt.

Mein Herr, so fing er, auf den Bedienten blickend, mit Zögern, in französischer Sprache an; der Bediente entfernte sich hierauf und der Fremde fuhr sehr bewegt und feierlich also fort: Sie haben vor Kurzem geheirathet?

Die Frage beunruhigte mich, er merkte es und sprach: Um allen Mißverständnissen und Verwechselungen vorzubeugen, sagen Sie mir, ist dieß das Gesicht der Dame, mit welcher Sie getraut worden sind?

Erschrocken fühlte ich sogleich nach meinem Medaillon auf der Brust. Denn das, welches er mir darbot, war das nämliche, so wie das Bild selbst in Stellung und allem mit dem meinigen übereinstimmte. Ein und derselbe Maler mußte beide Porträts gemalt haben; es schien mir sogar, als ob das meinige, das ich jetzt ebenfalls hervorzog und neben das andere hielt, nur die Kopie von dem seinigen sei.

Ich bejahte seine Frage und er fragte ferner: Kann ich Ihre Frau Gemahlin nicht sprechen? Sein Ton dabei war so leise und bebend, daß ich auf genaue Verhältnisse zwischen ihm und ihr schloß, die sich durch meine Verbindung mit ihr gestört fühlten.

Ich konnte nur antworten, daß sie seit einigen Tagen abwesend sei.

Meine Reise nach Deutschland, fuhr er fort, hat bloß den Zweck sie aufzusuchen, so trostlos und peinigend auch das Zusammentreffen mit ihr mir werden möchte. Ein vor Kurzem aus diesen Gegenden nach Frankreich zurückgekehrter Freund benachrichtigte mich, daß sich die Dame hier angekauft habe. — Ich eile hierher, überzeuge mich auch zweimal von weitem, daß sie es wirklich sei. Aber der Muth fehlt mir, sie anzureden. Wie ich nun wieder komme, ist sie nicht mehr da, und meine einzige Hoffnung auf Sie, mein Herr, gesetzt. Sagen Sie, wenn sie zurückkehrt, und erlauben Sie mir dann ein Gespräch mit der, die einst unter dem Namen, Marie von Münzerberg, meine Braut war.

Münzerberg! rief ich aus, mich des Namens

wohl entsinnend, den ich im Wachsfigurenkabinette gehört hatte.

Ich weiß, fuhr er fort, daß sie aus Ursachen, die mir leicht begreiflich sind, neuerlich den Namen Malthau angenommen hat. Das indessen ist etwas Außerwesentliches. Sagen Sie mir nur, wenn sie zurückkehren wird.

Der Schauer bei dem Namen, den er zuerst genannt, hatte mir alle Bedenken und Rücksichten rein aus der Seele geweht.

Ich weiß es nicht! sprach ich, zu mehrerer Bekräftigung den Zettel vorzeigend, den sie mir geschrieben hatte.

Ja, sagte er, das ist ihre Hand, und es schmerzt mich sehr, die Dame verfehlt zu haben. Ihre Aufrichtigkeit aber, mein Herr, verpflichtet mich zu einer Mittheilung, die Ihnen doch vielleicht künftig von Nutzen seyn könnte. Das Unwahrscheinliche dessen, was ich Ihnen zu entdecken habe, veranlaßt mich jedoch zu einer kurzen Einleitung.

Vor acht Jahren noch würde mir es selbst ganz widersinnig und fabelhaft geklungen haben, daß es mitten unter den Menschen Personen geben

ſolle, die, ob ſie ſchon alle ihre Verhältniſſe und Bedürfniſſe mit dieſen theilten, dennoch einer ganz andern Welt angehören könnten. Selbſt das gebildetſte Publikum iſt über dieſen Punkt noch bei weitem nicht genug unterrichtet. Allein ein beſonderes Vertrauen, deſſen mich während meines Aufenthalts zu Paris der große, nur allzu verkannte Cagliostro würdigte, hat mich mit Kenntniſſen und Erfahrungen aus dem Natur- und Geiſterreiche verſehen, zu denen ich ſonſt nimmermehr gelangt ſeyn würde. Seitdem weiß ich, daß dergleichen wunderbare, und den ſie treffen, oftmals hart beſchädigende Verbindungen gar nichts ſeltenes ſind, wiewohl ſie nur ſelten erkannt werden. Dieß glaube ich vorausſchicken zu müſſen, ehe ich Ihnen ſagen konnte, mein Herr, daß Sie wirklich mit einer bereits Verſtorbenen verheirathet ſind! —

Hier hielt er inne. Das Wort der ſchwarzen, blaſſen Geſtalt klang ſelbſt wie aus Geiſtermunde, es raubte mir erſt die Sprache und dann das Bewußtſeyn.

Mein Herr — ſo begann ich, nachdem dieſes zurückgekehrt war, und mein Auge eine Zeitlang

auf dem Fremden geruhet hatte — diese lebendige Gestalt der Liebe und des Lebens zugleich, diese sollte nur ein wiedergekommener Geist gewesen seyn?

Er zuckte die Achseln und sagte: Wenn Sie gefaßt genug wären, so wollte ich versuchen, meinem Schmerze über das Ereigniß, das Marien dahin brachte, Töne zu geben.

Reden Sie, mein Herr, antwortete ich, wer einmal so viel gehört hat, der kann wohl auf alles gefaßt seyn. —

Wohlan, sprach der Fremde. Der Sturm der Revolution, welcher so manche aus Frankreich hinausscheuchte, trieb Andere wunderlicher Weise in der neuen Republik herum, und so waren denn auch Mariens Aeltern von Straßburg, ihrem Geburtsorte, tiefer in's Land zuletzt nach ** gekommen. Hier lernte ich die einzige Tochter kennen, verliebte mich heftig in sie und verließ das Haus ihrer Aeltern eines Abends als Mariens Verlobter.

Ich gestehe, daß ich mit mir selbst darüber uneins war, ob die trübe Stimmung, die ich jetzt an dem Mädchen entdeckte, vielleicht von einer geheimen Abneigung gegen meine Person her-

rühre. Aber meine Liebe ſcheute die Unterſuchung der Sache. Marie konnte ja wohl auch der mancherlei herben Verluſte wegen, die ihre Aeltern durch die Revolution erlitten, die ſehr ſichtbare Verſtimmung derſelben theilen. Sie war überdieß ſo gut und freundlich gegen mich, daß die eigentliche Liebe ſich noch finden konnte, zumal, da ich alles anzuwenden gedachte, ihr das Band der Ehe annehmlich zu machen.

Inzwiſchen ward die Revolution immer blutiger. Aus Straßburg liefen Nachrichten ein, welche Mariens Vater ſo verdächtig machten, daß er ſicher unter der Guillotine den Geiſt aufgegeben, wenn der natürliche Tod ſich ſeiner nicht früher angenommen hätte.

Der Argwohn der Regierung errang allmählig die höchſte Stufe. Bei Durchſuchung der Papiere des Bürgers Münzerberg war ſelbſt Mariens Eigenthum mit aufgeſtört worden. Man hatte darin ein Paar Briefe gefunden, welche ihre Mutter einſt von der hingerichteten Charlotte Corday erhalten. Die Bekanntſchaft mit der letztern machte die Mutter, die Aufbewahrung der Briefe Marien um ſo verdächtiger, da in dieſen der

heftigste Haß gegen die jetzt herrschende Parthei sich aussprach. Kein Heil mehr für beide, als die Auswanderung.

Diese ward beschlossen. Als gemeine Leute verkleidet gingen Mutter und Tochter eines Abends aus der Stadt. Allein Marie hat in der Angst und Bestürzung ein wichtiges Dokument vergessen. Sie eilt zurück und im Thore wird sie von ihrer eigenen Schönheit verrathen. Man verhaftet sie. Der männliche Anzug ist das erste Verbrechen, das man an ihr findet. Die andern folgen bald. Ich selbst, obschon einer der Angesehensten, und von der herrschenden Parthei Begünstigtsten in der Stadt, werde vor Gericht gezogen. Man beschuldigt mich, ihr und der Mutter die falschen Pässe verschafft zu haben. Daß Marie verloren ist, leidet keinen Zweifel, mich aber glaube ich durch Läugnen retten zu können.

Ich werde mit ihr zusammengestellt. Gott im Himmel, welch eine Scene! Welch eine verdammliche Lebenslust verleitet mich auf dem Läugnen zu beharren, dem Engel gegenüber, der zu sterben bestimmt ist? Sie wird gefragt, ob der Paß durch meine Hand gegangen sei? Sie

weist die Frage mit Verachtung zurück. Der Bürger Delafosse, spricht sie, hat hierauf bereits geantwortet —

Aber meine Angst entgeht den Blutrichtern nicht.

Da entsteht plötzlich ein Lärm vor dem Hause. Ein Haufe Volks, der in Marien seine Wohlthäterin verehrt, will wissen, was mit ihr geschehen soll, will sie gerettet wissen.

Jetzt wäre der Augenblick zum Handeln gewesen. Aber meine Feigheit läßt ihn entschlüpfen, ohngeachtet die Betroffenheit der Richter nur zu deutlich wahrzunehmen ist. Man besänftigt das immer mehr zunehmende Volk mit der Zusage, daß gegen die Bürgerin Münzerberg kein Bluturtheil zu besorgen stehe, jedoch, wichtiger Ursachen halber, ihre Freiheit noch nicht erfolgen könne.

Hierdurch beschwichtigt, geht die Menge aus einander und Marie wird in ein anständigeres Gefängniß geführt. Auch dieß aber nur, um dem Volke das Auge zu blenden. Denn da man eine öffentliche Hinrichtung für gefährlich erachtet, so wird, nach einem bereits früher gegebenen Bei-

spiele, in eine benachbarte Stadt nach einem Scharfrichter geschickt, der mit dem Richtschwerte vormals gut umzugehen verstand. Bei Nacht ist der Mann seiner Wohnung entrissen und mit verbundenen Augen fortgefahren worden. Die gräßliche Feierlichkeit, die man vorhatte, mochte nicht sowohl Marien, als mir gelten sollen. Man wünschte, daß ich mich verrathen möchte, und wieß mir daher unter den sämtlich in Schwarz gekleideten Richtern meinen Platz an. Es war nur eine leere, gottlose Form, zu meiner Qual bereitet. Denn an die herbeigeführte Marie richtete man nicht einmal eine Frage. Mir aber hob mein Nachbar, eben als sie von zwei Personen hereingeführt und auf einen Sessel in der Mitte des Saales gebracht worden war, den schwarzen Flor, den ich wie alle Uebrigen vor dem Gesichte hatte, in die Höhe, um mir mit seinen teuflischen Augen den Todesschweiß auf die Stirne zu treiben.

Und dennoch that ich nicht, was ich sollte! Statt Marien zu Füßen zu stürzen und mich der schon früher gezeigten Feigheit halber durch einen ehrenvollen Tod zu entsündigen, wendete ich, um

nur mein schlechtes, gemißbrauchtes Leben schmählich zu erhalten, mein Auge von der Schuldlosen ab, und ertrug lieber den Hohn der um mich her Stehenden. Noch mehr, selbst die Weigerung des Scharfrichters, sein Schwert hier zu gebrauchen, konnte mich nicht anderes Sinnes machen. Ja, als einer ihm ein Pistol auf die Brust setzte, ertrug ich auch das, und hörte, wie bald darauf von des also Gezwungenen Richtschwerte getroffen, das schuldlose Haupt meiner Geliebten über den Boden hinrollte. Ein entsetzlicher, ungeheuerer Klang! —

Nachdem Delafosse also geendet hatte, starrte sein Auge dergestalt auf die Dielen hin, als ob noch immer Mariens Haupt vor ihm da liege. Ich sprang von meinem Stuhle, ging hastig auf und nieder, ergriff bewußtlos den Hut und legte ihn wieder ab. Doch setzte ich mich so weit als möglich von dem Manne, in einen Winkel des Zimmers.

Ich fühle, sprach der Fremde, was Ihr Entfernen von mir sagen will. Wollte Gott, ich selbst könnte aus mir herausgehen. Zuvor aber nur noch Einmal Mariens Geist schauen

und um ihre Verzeihung flehen! Das ist der Hauptzweck meiner Flucht aus dem französischen Reiche. Denn nach dem, was Sie nun wissen, können Sie wohl denken, daß diese Reise nach Deutschland nichts anders ist, als eine Flucht, welche mir die Rückkehr in mein Vaterland für immer abschneidet. Jetzt sagen Sie mir, ob Ihnen nicht vielleicht zufällig der Aufenthalt von Mariens Mutter bekannt worden?

Ich konnte ihm hierüber Auskunft ertheilen, und so schauerlich auch seine Gegenwart mich anspricht, so habe ich ihn doch in meinem Wagen mit hierher genommen, da ich ja wohl aus einem Hause mußte, wo auf jedem Schritte mir die Spur des Geistes entgegentritt, mit dem ich vermählt gewesen bin. Alles ängstet, bis auf ihren letzten Zettel, in dem das Wort: revenir, mir jetzt so grauenhaft aussieht, wie die ganze schreckliche Begebenheit. —

Ob sich denn durchaus keine andere Erklärung denken lasse? meinten Julie und Konstantin, denen die Geschichte gar zu unglaublich vorkam.

Durchaus keine! antwortete Guido. Nur

allzuviel hat mich dieser Delafosse unterweges mit ganz ähnlichen Geschichten aus Cagliostro's Munde unterhalten. Dazu hat mein neuer mir sehr furchtbarer Bekannter es ausdrücklich bestätigt, daß auf seine Bestellung ein Wachsfigurenkünstler sie kurz vor ihrer Ermordung mit großer Treue abgebildet habe. Er zeigte mir einen Brief Mariens, aus dem Gefängnisse geschrieben, der schon von ihrer Verurtheilung sagt, und überdieß das Eigenthümliche ihrer Handschrift so sehr an sich trägt, daß kein Mißtrauen in denselben zu setzen ist. Außerdem kennt sogar der ganz unverdächtige Besitzer des Gasthofes, in dem wir vorhin abgetreten sind, den Franzosen aus früherer Zeit, und versichert mich, er gelte in der ganzen Stadt für den rechtlichsten, solidesten Mann. Das wird auch durch die unverkennbare Wahrheitsliebe bestätiget, die sehr oft zu seinem großen Nachtheile alles charakterisirt, was er mir vorgetragen hat.

Aber, sprach jetzt Konstantin, des Freundes Hand ergreifend, welchen Grund sollte ein solcher Geist gehabt haben, Sie so entsetzlich zu beunruhigen? — Und sollten Sie nicht, wenn so etwas

mit der — freilich noch nicht ergründeten — Geisternatur sich vereinigen ließe, sollten Sie da nicht schon früher an der Person, die Ihr Herz so ganz auszufüllen schien, gewisse Umstände wahrgenommen haben, die Ihnen Zweifel gegen dieselbe hätten erregen können? —

Allerdings, sagte er. So zum Beispiel nur, der mir so unerklärliche Hang nach den Gräbern, von dem ich ja wohl schon erzählt habe. —

Der — versetzte Julie — der könnte wohl auch auf den nach des Franzosen Erzählung durch die Bedrängnisse der Revolution frühzeitig getödteten Vater oder einen andern geliebten Todten sich bezogen haben! —

Warum aber solches dann verheimlichen? fragte Guido.

Weil sie überhaupt von den Umständen ihres Lebens hat schweigen wollen, und vielleicht fürchtete die bestimmte Erwähnung irgend einer in ihre frühern Verhältnisse genau verwebten Person könne weiter führen, als ihr Geheimniß ertragen möchte. —

Mit einem Worte, fuhr Guido fort, mein Zutrauen war damals so groß, daß es jeden

Zweifel niederschlug. Jetzt aber, jetzt erscheint mir auch die Verheimlichung ihres Ursprungs und der ganzen Geschichte so sonderbar, daß ich mich wegen meiner Beruhigung dabei einen Thoren, einen recht gewöhnlichen, durch Leidenschaft geblendeten Thoren schelten muß. — —

Ein Besuch, der die Fortsetzung des Gesprächs verhinderte, bestimmte den Tiefsinnigen, mit sich selbst und seinem Schicksale Zerfallenen, das Haus zu verlassen, wo nun wieder die gewöhnliche Konversation ihre Rechte forderte, für die er, wie man denken kann, jetzt keinen Sinn hatte. —

Einige Tage darauf kam Guido zu Konstantin, und erzählte diesem nicht ohne Freude, daß die einst von ihm erkaufte Wachsfigur — Mariens so ähnliches Abbild, wieder in seine Hände gerathen. Er hatte nämlich im Vorbeigehen am Fenster eines Kaffeehauses mit großem Befremden die Verlorene selbst zu erblicken geglaubt, war dann hinauf gegangen, wo er sein lebloses Eigenthum verfand und zurück verlangte. Der Bediente des

Besitzers des Wachsfigurenkabinets, der hier bekannt gewesen, hatte das Stück mit dem Versprechen, es am Morgen wieder einzulösen, in Verfah gegeben. Statt aber dieses Versprechen zu erfüllen, war er, wie schon erwähnt worden, davon gegangen. Vor einigen Tagen einmal hatte ein Gast zum Scherz die Figur an's Fenster gestellt, und wie der Wirth erzählte, ihr schönes Gesicht eine Menge Neugieriger herauf gelockt. Darum mochte man sie auch wohl seitdem hier stehen gelassen haben.

Guido hatte die Aufhebung eines solchen Mißbrauchs nicht nur sich, sondern auch Marien schuldig zu seyn geglaubt. Denn seit neulich waren seine Gedanken von ihr ganz anders geworden. Je treuer das Wachsbild ihre Figur ihm zurück gab, desto weniger konnte er sich selbst dann vor der Verschwundenen scheuen, wenn er's wirklich in ihr mit einem Geiste zu thun hatte. Nach allem, was auch Delafosse ihr nachsagte, war sie ein vortreffliches Wesen. Guido hatte sie ebenfalls nur als ein solches kennen gelernt, und wenn schon die Nachricht, daß sie eine aus dem Grabe Zurückgekehrte sei, welche so kurz auf ihr selt-

sanes, ihn tief verwundendes Verschwinden folgte, ihn in den verzweifeltsten Zustand setzen mußte, so fand er doch mit seiner rückkehrenden Besonnenheit gar nichts mehr an ihr, was ihm ein Grauen vor ihr hätte erregen sollen.

Die Wiederkunft Delafosse's, der Mariens Mutter an dem bezeichneten Orte nicht mehr gefunden hatte, und nun hier in der Stadt seinen Aufenthalt wählte, bewirkte nach dem, was er darüber an Konstantin schrieb, daß er eines Tages, wie er gekommen war, mit Sack und Pack aus der Stadt verschwand. Die eingestandene Feigheit des Mannes, der damals Marien hätte retten oder mit ihr sterben sollen, machte dessen Gestalt für Guido zur widerwärtigsten auf der ganzen Erde. —

Als im Herbst desselben Jahres Guido abermals — absichtlich an einem der gewöhnlichen Versammlungstage — in Juliens Zimmer trat, und niemand noch als ihren Bruder bei ihr fand,

da rief sie ihm sogleich ihren Glückwunsch entgegen, weil sein Gesicht ihr sage, daß er nicht mehr krank sei. —

Auch vormals, versetzte er, war ich nicht grade körperlich krank, man müßte denn annehmen, daß das Leben selbst zuweilen dem frischesten Menschen zur bittersten Krankheit werden könne.

Doch hört, Ihr Lieben, wie es mir ferner ergangen ist. Ich reisete gradezu von hier auf mein Gut. Ganz in mich zurückgezogen, wurde der Gedanke an die verschwundene Gattin immer lebendiger in mir. Ich fühlte mich wie von ihr selbst umgeben, und die Plätze, wo sie sonst am meisten gelebt und gewaltet hatte, waren für mich durch ihr Andenken geweiht und geheiligt. Zu Zeiten wohnte ich auch in dem benachbarten Gütchen, wo ich sie zuerst erblickte. Da begab ich mich so gern an hellen Nachmittagen zu dem Teiche, und immer war es mir, als ob, wie damals, die Wellen Mariens herrliche Farbe und Gestalt nun bald wieder einmal annehmen müßten.

Und als ich einſt auch ſo vor dem Teiche ſtand, da geſchah es wirklich, und als ich mich drauf zur Seite wandte wie vormals, da war ſie ſelbſt neben mir, die Arme liebend nach mir ausgebreitet. Doch nun erfaßte mich, trotz der Lieblichkeit des ganzen Weſens, der Schauer, daß dieſes einer andern Welt angehöre, und ich zögerte meine Arme nach ihm auszuſtrecken.

So liebſt Du mich nicht mehr, mein einziges Leben! rief Marie, auch wenn ich Dir die Gründe meines ach mir ſelbſt ſo traurigen Verſchwindens ſogleich entdecken will?

Und mochte ſie ſeyn, wer ſie wollte, Worte, Ton und Miene beſtürmten mich dergeſtalt, daß ich ſie an mein Herz reißen mußte. —

Ich bin, ſo ſagte ſie bald darauf, in Frankreich geboren und auf die ſchrecklichſte Weiſe von dort hinweg gedrängt worden. Schuldlos dem Tode ſchon, einem heimlichen Tode beſtimmt, hat der Wärter meines Gefängniſſes Mitleid mit mir. Eine der vielen Gefangenen in ſeiner Verwahrung iſt eben vor Angſt geſtorben, als er mich zur

Hinrichtung führen soll. Da zieht er denn, dieser Verstorbenen meine Kleidung an, und statt meiner wird sie mit verbundenen Augen, als ohnmächtig geworden, fortgeschleppt und ihr der Kopf abgeschlagen.

So ward ich gerettet, entkam auch eine Woche später der Stadt und dem ganzen unglücklichen Lande. —

O mein Himmel, Du bist es, Du selbst! rief ich aus, und erzählte ihr, was ich gehört hatte.

Armer Mann! sagte sie. Desto froher aber wird unsere Zukunft seyn!

Sie erzählte mir hierauf, daß die Erscheinung ihres vormaligen Verlobten in der hiesigen Gegend und seine Aufmerksamkeit auf sie, sie davon getrieben habe, weil seine unwürdige Schwäche sie wohl auch in Deutschland hätte verrathen und unglücklich machen können, da sie sehr gut wisse, in welchem geheimen Zusammenhange ihre Verfolger mit vorzüglich angesehenen Personen in unserm Vaterlande ständen. Allen Argwohn zu vermeiden, habe sie sich deßhalb schon früher in

Deutschland von ihrer Mutter getrennt, dieser auch angelobt, bis zur gänzlichen Veränderung der Umstände niemand und selbst mich nicht mit ihrer Geschichte bekannt zu machen. — Diese Veränderung der Umstände, fügte sie fröhlich hinzu, ist mit dem nunmehrigen Sturz der Blutregierung eingetreten, und meine Mutter bereits hier, um uns nie wieder zu verlassen! — —

Die Mutter selbst trat nachmals herbei und wir genossen den ganzen Abend gemeinschaftlich der wehmüthigsten und zugleich süßesten Erinnerung unserer ausgestandenen Begegnisse. —

Der Wagen, der jetzt vor Juliens Hause hielt, brachte beide, Marien und deren Mutter — zwei den Jahren nach zwar entfernte, aber in Ansehung der Form einander sehr nahe, würdige Gestalten — mit. Die übrigen allmählig erscheinenden Gäste erfreuten sich der von der Wirthin ihnen mitgetheilten, unerwartet glücklichen Lösung eines Räthsels, das gewissermaßen in diesem Hause begonnen hatte.

Hilarie versicherte noch besonders, daß nächstens ihr Gemahl auf Guido's Gut mit ihr

müſſe, ſei es auch nur, um in Mariens Gegenwart die Wachsfigur, vor der ſie nun gar keine Furcht weiter empfinde, recht getroſt bei der Hand zu faſſen.

Blendwerke.

Sechzig oder achtzig Jahre, nachdem Pabst Bonifacius der neunte die hohe Schule zu Erfurt mit neuen Freiheiten begnadet hatte, gingen eines Sonntags allda zwei Studenten über die Straße, noch unschlüssig, in welcher Kirche sie ihre Vesper halten wollten. Da kam um eine Ecke herum eine Jungfrau, deren Schleier wie frisch gefallener Schnee durch die allmählig überhand nehmende Dämmerung leuchtete, und der dabei so fein und zart schien, daß den beiden Gesellen weder ihre Schönheit, noch ihre gute Abkunft entgehen konnte.

Als sie bescheiden einen Schritt zurücktraten, ging die Jungfrau mit sittsam zur Erde gesenktem Blicke bei ihnen vorüber, und nun sahen sie erst recht den schlanken, köstlichen Wuchs derselben, so daß ihr Auge wie angefesselt hing an der wundervollen Gestalt. Besonders warm ward dem einen um's Herz, welcher Siegmund Wars-

berg hieß, und er sagte zu Gotthard Heßler, seinem Gefährten:

Lieber, wir können nicht besser thun, denn den Schritten dieses Fräuleins folgen, das unfehlbar auch geht, ihre Andacht in christlicher Gemeinde zu verrichten. Denn das muß wohl das heiligste Gotteshaus seyn, wo die Engel in sichtbarer Gestalt einkehren.

So sehr aber Gotthard selbst von des Mägdleins Schönheit eingenommen war, so mißfiel ihm dennoch diese Rede über die Maße, auch verwieß er Warsberg solche mit herben Worten. Uebrigens ging er mit ihm nach der Kirche unserer lieben Frauen, zu welcher die Jungfrau eben hinanstieg.

Neben oder hinter derselben aber konnten sie nicht, wie Siegmund gehofft hatte, Platz in der Kirche erhalten, weil die Schöne an einem abgesonderten Orte bei dem Rathmeister Zeideler saß, welcher — so hörte Warsberg von einem darum Befragten — ihr Vater war. Als nun das Mägdlein hier an ihrem helleuchteten Sitze den Schleier zurückthat, da schien es Siegmund, als wollte mit ihrem frommen, holdseligen Gesichte

eine neue Sonne über ſeinem Leben aufgehen, und all ſein Sinnen und Denken war dergeſtalt bloß auf das liebliche Antlitz der Jungfrau gerichtet, daß für die Andacht kein Raum darin blieb.

Aber Gotthard, welcher ihm zur Rechten ſaß, blickte eine Weile bleich und ſtarr nach deſſen anderer Seite, und ſprach dann mit tiefen Athemzügen leiſe in's Ohr des Freundes:

Siegmund, welch ein Schreckensnachbar iſt der zu Deiner Linken?

Darauf warf Warsberg einen ſcheuen Blick dahin und machte dann Heßler, vermeinend, dieſer habe ihn nur im Anſchauen der ſchönen Jungfrau ſtören wollen, ein gar böſes, finſteres Geſicht.

Doch Gotthard fuhr fort: Laß uns lieber einen andern Sitz wählen; denn wahrlich, Dein Nachbar kommt mir für in der andächtigen Gemeinde wie der Iſchariotb unter den Apoſteln. Es iſt als zerriſſe mir ſein Anblick jeden frommen Seufzer auf der Lippe, als wollte ſein gieriges Auge mein Herz austrocknen und meine Seele in ſich ſaugen!

Nun betrachtete Siegmund ſeinen Freund mit

bedenklichem Auge und sagte: Was schauet doch Dein bethörter Blick, da mir ja zur Linken niemand sitzet?

Aber grade um deste schauerlicher ward es jetzt dem Andern, daher antwortete er: Dann laß uns im Namen Gottes und aller Heiligen von dieser Stelle. Doch schaue nur, schau, wie es jetzt mich anfa[illegible] Komm, Lieber, komm! —

Allein Siegmund bemerkte abermals nichts, und weil es keinen bessern Platz mehr gab in der Kirche zum Betrachten der Jungfrau, so blieb er, während Gotthard auf die entgegengesetzte Seite eilte. —

Wirklich fühlte Warsberg, wie mit jedem Augenblicke die reinen, lieblichen Züge der Rathsmeisterstochter tiefer einwurzelten in seinem Herzen.

Als nun die Vesper zu Ende war, so dachte er nur darauf, der Jungfrau nachzuschleichen, und ihr, sollte sie auch, wie er fürchtete, mit ihrem Vater seyn, begünstigt von der inzwischen eingetretenen Dunkelheit, gelegentlich ein süßes Wort zuzuraunen. Denn die sinnreiche Liebe weiß, wo es nur möglich ist, Mittel und Wege für ihren Zweck auszufinden.

Aber die Leuchte des Dieners, welcher dem Rathsmeister vorausschritt, hinderte Warsberg so lange an Ausführung seines Vorhabens, bis jetzt, wunderbarer Weise, mitten durch die ruhige Luft ein heftiger Windzug strich, die Leuchte verlöschend. Wie nun der Alte sich mit dem Diener darüber verwunderte, ging Siegmund so nahe bei der Tochter vorbei, daß er an ihren Schleier streifte: dazu flüsterte er die Worte:

Den süßesten Schlaf der süßesten Jungfrau!

Als sie wirklich seinen Wunsch vernommen zu haben schien, eilte er, ganz trunken vor Freude darüber, hinweg, um zu Hause Gotthard, der bei ihm wohnte, die Sache mitzutheilen.

Allein Gotthard hatte den Namen mit der That. Denn er war gar gottesfürchtig und sagte auf Siegmunds Bericht des Vorgefallenen:

Unglückskind, kehre um von diesem Pfade! das größte Zeichen Deiner Verblendung ist, daß Du nicht sehen konntest die furchtbare Gestalt in der Kirche neben Dir, welche Deinen Sinn auf's Böse leitete, und deren Blick mir noch jetzt das Haar emporsträubt. Der Windstoß, welcher des Rathsmeisters Leuchte verlöschte, war unstreitig

nichts weiter als ein Hauch ſeines heilloſen Mundes! —

Weſſen? fragte Siegmund, erſchüttert von dem kräftigen Tone des Freundes.

Seiner — erwiderte Gotthard — den ich nicht nennen mag, den Du aber an ſeinen Werken erkennen ſollteſt!

Das griff Warsberg vollends an's Herz und Heßler fuhr fort:

Es iſt Zeit, hohe Zeit, daß Du Dich los macheſt von den Eingebungen der böſen Gewalt. Denk an Dorchen und die Thränen der Verführten durch Dich! Ja, Siegmund, anſtatt Dich tiefer in der Hölle Netze zu verſtricken, tritt vielmehr kräftig aus ihnen heraus.

O ſprich, guter Gotthard, was ſoll ich thun? fragte der Andere.

Deinen Aeltern den Fehler entdecken und mit ihrer Beiſtimmung Dorchen ehelichen, bevor ſie für immer der Schande anheim fällt. —

Aber — verſetzte Siegmund — die Aeltern werden mir darob gewaltig zürnen.

Und mit Recht! antwortete Gotthard. Doch giebt es keinen andern Ausweg zur Ehrenrettung

des vorhin so schuldlosen Mägdleins. Sind doch Deine Aeltern reiche Leute, welche die Kosten des neuen Haushalts nicht zu scheuen brauchen, den lediglich Deine Schuld herbeigelockt. Auch ist Dorchen die Tochter eines weitberühmten, kunstreichen Goldschmidts, und eine gar feine Dirne.

Siegmund reichte dem Freunde hierauf die Hand und versprach zu thun, wie er gerathen hatte. —

In der Nacht aber träumte ihm von des Rathsmeisters Tochter. Da war' es, als trete sie aus ihrem Hause und als falle mit ihr ein Strahl in seine Seele, jede andere Erinnerung daraus verdrängend. Wie sie ihn nun erblickte, so schien sie in ihm denselben, den sie Tages zuvor auf dem Wege in die Vesper sowol als nachher, wie er ihr das Wort zuflüsterte, bemerkt hatte, wieder zu erkennen. Denn ihr zartes, weißes Gesicht erglänzte plötzlich, wie der Himmel vom Strahle des Morgens; ihr Blick sank zur Erde und der Fuß that einen unsichern Tritt zurück. Gleichwol fehlte Siegmund das Herz, sie anzureden. Doch schlich er von weitem nach, abermals nach der Marienkirche, wo

sie die Frühmesse abzuwarten gedachte. Bevor sie aber zur Kirche gelangte, ließ es ihm doch keine Ruhe: er mußte ihr Rede abgewinnen. Es gingen ihm auch die feinen, zierlichen Worte und Entschuldigungen seiner Dreistigkeit so wundersam vom Munde, daß er selbst darüber erstaunte, und die Jungfrau, Barbara mit Namen, ihm nicht zürnen mochte; daher er sie denn auch zur Kirche hinauf geleitete, und ihr dort das geweihte Wasser reichte.

Drauf setzte sie sich zwar wieder an den Platz, den sie in der Vesper eingenommen; doch war dießmal der Vater nicht mit da; auch richtete sich ihr Auge zu wiederholten Malen auf den neuen Bekannten, der solches nicht zu scheuen brauchte, weil er an Gestalt und übrigem Wesen wohl gemacht war, einer schönen Jungfrau zu gefallen.

Die Tageshelle aber zeigte Barbara nur in noch vortheilhafterm Lichte, weil sie die großen, blauen Augen und das goldene Haar mehr heraushob.

Auf dem Heimwege säumte daher Siegmund nicht, sie abermals zu geleiten und dabei seine Liebesworte sogleich anzubringen. Doch zu seinem

größten Erschrecken sagte ihm die Jungfrau, daß ihr Vater sie bereits einem Andern verlobt habe, und in wenig Wochen die Trauung seyn solle.

Ueber diesen Schreck wachte Siegmund auf und merkte, daß alles nur ein Traum gewesen sei. Darauf entschlief er wieder und gerieth abermals im Traume vor des Rathsmeisters Zeideler Haus. Es war schon dunkler Abend, aber die Thüre noch offen. Da ging er hinein und gelangte in den Hof, wo er eine kleine Seitentreppe vorfand. Die erstieg er und traf oben sogleich Barbara's Kämmerlein und Barbara darin. Und er bemächtigte sich der schönen Gestalt und bat so rührend, daß ihr davon alle Kraft zum Hülferufen benommen ward. So trug er sie aus dem Hause und Gotthard selbst stand hier, sie zu empfangen und die Jungfrau mit schönen Reden zu betäuben. Sie führten solche hierauf aus der Stadt, immer weiter und weiter. Endlich kamen sie mit ihr in ein Dorf, nahe bei Eisleben, da fand sich ein Pfaff, der sie trauete, worauf ein großes Fest erfolgte. —

Als ob er von den hellen Pfeifen des Festes selbst erweckt werden, so fuhr jetzt Siegmund

plötzlich aus dem Schlafe empor und sah, daß alles wiederum bloßer Traum gewesen und er, statt sein Hochzeitfest mit der schönen Rathsmeisterstochter zu feiern, einsam in gewohnter Zelle zu Erfurt liege. Gleichwohl kam ihm der Traum gar nicht aus dem Sinne und er fühlte einen Drang in sich, sogleich Kleid und Mantel umzuwerfen und auszugehen.

Da sagte noch Gotthard, bereits bei den Büchern sitzend:

Traum, es muß Dir viel Muße seyn, oder Unruhe, daß Du schon zu so früher Tageszeit Zerstreuung suchest in der Stadt! denn der Kirche wegen gehest Du doch wohl so frühe nicht aus?

Und Siegmund schlug das Gewissen mächtig. Denn er gedachte, was er dem Freunde am Abende zugesagt. Dennoch konnte er sich nicht lösen von dem gewaltigen Antriebe des Traumes und er sprach:

Vielleicht geht doch mein Weg zur Kirche. —

Dann — versetzte Gotthard — dann ziehe in Frieden. Denn es ist gut und löblich, alle Dinge mit Gott anzufangen! —

Das Zutrauen aber, womit sein frommer

Freund ihm die Hand reichte, verwundete Siegmund stärker denn der frühere Argwohn, und schon stand er im Begriff, ihm den Traum zu entdecken, als es ihn wie mit Gewalt zur Thüre hinaus drängte.

Er stürmte die Treppe hinab über die Straße, bis vor des Rathsmeisters Zeideler Haus. Und siehe, alles wie in seinem Traume. Barbara trat aus der Thüre und die Unschuld ihrer Miene im Verein mit dem Worte seines Gewissens, fesselte ihm Schritt und Zunge. Doch nur auf Augenblicke. Auch was nunmehr erfolgte, bildete nur seinen Traum im Wachen aus, so daß in Kurzem dessen erste Hälfte bis auf die kleinsten Umstände vollendet war. —

Als er nun aus Barbara's Munde vernommen hatte, ihr Vater habe sie bereits einem Andern zugesprochen, da verfiel er in so große Betrübniß, daß nur die Hoffnung auf des Traumes zweiten Theil ihm einen schwachen Trost geben konnte.

Zu Hause aber suchte er Gotthard auszuweichen, der noch fest über seinen Büchern saß. Es ging indessen nicht immer, denn sein Freund fragte endlich geradehin:

Bist Du wirklich in der Kirche gewesen?

Siegmund bejahte.

Nun, dann — versetzte der Andere — dann wundert's mich, daß Du nicht mehr Kraft und Freudigkeit daher zurückbringest. Bist Du vielleicht auch bei dem armen Dorchen gewesen, so daß Dich ihre gerechte Klage seitdem wieder niederbeugte? Getrost, Lieber, auch sie wird es werden, da Dein guter Wille alles zum Besten zu kehren denkt!

Solche Trostesworte konnten natürlich nichts, als nur tiefer einschneiden in Siegmunds verwundetes Herz. Gotthard schrieb indeß die Fortdauer seines Trübsinns dem Gedanken an die Trauer seiner Aeltern bei der unerwarteten Nachricht zu, und ließ ab, ihn mit weitern Fragen zu belästigen, da er meinte, daß durch das Verhaben, welches er dem Freunde zutraute, alles von selbst einen guten Ausgang gewinnen müsse. — Daher machte er auch keine einzige Bemerkung darüber, daß Siegmund den ganzen Tag nicht Speise noch Trank zu sich nahm.

Als nun die Dämmerung hereinbrach, da ließ es Siegmund keine Ruhe mehr zu Hause.

Er dachte nur darauf, ob ihm der zweite Traum gleichfalls ausgehen werde, wie der erste. Es war aber noch nicht finster genug, daher trat er einstweilen in ein Wirthshaus. Hier standen mehrere Bürger zusammen bei der Kanne, und er horchte hoch auf, als er vernahm, daß der Gegenstand ihrer Rede der Rathsmeister Zeideler war. Einer der Bürger, seines Gewerbes ein Pfeifer, erzählte von einem andern Kunstpfeifer, Namens Henrich zu Eisleben, welcher sich vor Kurzem nach Erfurt wenden und hieselbst das Bürgerrecht gewinnen wollen, von dem Rathsmeister Zeideler aber sehr hart angelassen und hinweggewiesen worden. Es sei, habe ermannter Rathsmeister gesagt, des luftigen Gesindels schon zu viel in der Stadt, als daß man die Mehrung desselben gestatten dürfe, da das Gewerbe eines Pfeifers doch nur auf Thorheit und Hoffarth und Eitelkeit ausgehe. Solche Rede aber hätte Henrich von Eisleben [illegible] erzürnt, da sein Gewerbe eine feine Kunst sei, von Groß und Klein in Ehren gehalten überall. Er habe auch im Weggehen vom Rathhause laut gesagt, daß er nicht ruhen wolle, bis er an dem Rathsmeister Zeideler Rache

genommen, und gewiß jede Gelegenheit dazu ergriffen werde.

Und er hält Euch Wort — so fügte der Erzähler hinzu — darauf kenne ich den Henrich. —

Inmittelst war es finsterer Abend geworden und Siegmund setzte seinen Fuß weiter. Abermals alles, wie in seinem Traume: die Hausthür offen, die Seitentreppe im Hofe zu sehen. Nichts hätte bei solchem Anschein seinen wilden Muth bändigen können. Barbara bald in seinen Armen! Dieser Gedanke trieb ihn wie der Meersturm das schwache Fahrzeug. — Auch sie fand er droben und ihr ohnmächtiges Sträuben. Als er nun mit ihr aus dem Hause trat und wirklich Gotthard seiner harren sah, da verschwand ihm sogar das letzte Bedenken. Gotthard sagte, daß er ihm nachgegangen und selbst zur Ausführung seines Vorhabens behülflich seyn wolle, weil er ja doch [illegible] nicht abzubringen scheine.

Die Jungfrau aber, als sie mit ihr zum Thore hinaus waren, erholte sich endlich aus der Betäubung, worein das süße Schmeicheln und

die zarten Liebesworte Siegmunds sie gelispelt hatten, und sie rief:

O sprecht, Leute, was ist das, und was begehrt Ihr von mir, die ich doch eines Andern werden soll? Laßt mich lieber zurück in das Haus meines Vaters, wohin ich allein gehöre.

Hierauf erwiderte Warsberg:

So hassest Du mich, Holdseligste, mit solcher Grausamkeit, daß Du gar mein Verderben verlangest?

Nicht Dein Verderben! sprach sie. Auch hasse ich nicht Dich, sondern nur Deine gottlose Untreu an der Sittsamkeit, und daß Du eine unbescholtene Jungfrau also entzweien willst mit ihren Verwandten und in Schimpf und Schande bringen!

Und gleichwohl — versetzte Siegmund — zwang ich Dich nicht, mit hierher zu gehen; vielmehr gewann nur meine Liebe so viel über Dein Herz!

Darauf schalt die Jungfrau:

Sprich nicht also, böser Gesell, der Du wohl mit argen Zauberkünsten umgehen magst. Denn

anders konnte es Dir schwerlich gelingen, mich dergestalt zu verblenden!

Jungfrau — entgegnete Siegmund — laßt uns beide die Schuld gemeinschaftlich tragen, da Ihr doch nun nicht unbemerkt in Eueres Vaters Haus zurückkehren werdet, dort aber jedermann, selbst Euer Bräutigam, die Zauberkünste, so Ihr mir gern zur Last legtet, in Euerm Willen zum Mitgehen finden wird.

Barbara aber, welcher das einleuchtete, jammerte gar sehr, und sie glaubte die Schmach nicht erdulden zu können, welche ihrer im väterlichen Hause wartete, daher wendete sie sich an Gotthard, der seit der ersten Begrüßung wenig von sich hören lassen. Er beantwortete jedoch ihre Frage mit bloßem Achselzucken. Darauf betäubte Siegmund sie auf's Neue mit Liebesworten, so daß bald vom Zurückkehren nicht mehr die Rede war.

Der zu befürchtenden Nachforschungen halber hielt man sich unterweges nur so viel auf, um das Nothdürftige an Essen und Trinken einzunehmen und zuweilen im Waldesschatten ein wenig auszuruhen. Endlich lagen die Thürme

der Stadt Eisleben vor ihnen im grauen Nebel. Sogleich fiel Siegmund, da er allda keine Bekanntschaft hatte, der Kunstpfeifer Henrich ein, welchem, nachdem was er im Wirthshause zu Erfurt vernommen, die Gelegenheit sich dadurch, daß er Barbara's Verbindung mit ihrem Entführer begünstige, an dem Rathsmeister Zeidler zu rächen, willkommen seyn mußte. Als sie nun in Eisleben anlangten, so fragte er sogleich nach dem Pfeifer und ward auch alsbald zu ihm gewiesen.

Henrich schlug jauchzend in die Hände, als Siegmund ihm heimlich sein Anliegen eröffnete. Bald war auch mit des Pfeifers Beistande auf einem benachbarten Dorfe ein Pfaff aufgefunden, der die Trauung ohne Anstand besorgte. Der Pfeifer aber, hocherfreut über die Rache, welche er also an seinem Beleidiger nehmen konnte, berief noch mehrere seiner Kunstgesellen herzu, so daß die Hochzeit gar festlich gehalten, auch viel dabei getanzt und gesprungen wurde; denn Henrich hatte eine starke Bekanntschaft in der Gegend, meist junges Volk, und solches in Siegmunds Namen dazu geladen.

Doch am Abend, wie der Lärm eben gar groß geworden, kam Heßler plötzlich zu Warsberg und rief Henrich, den Pfeifer, auch dazu. — Ich war — so sagte er hier zu ihnen — eben drunten im Dorfe. Dort hörte ich, leider! daß Euch ein Ueberfall drohe. Der Rathsmeister Zeideler von Erfurt hat uns nämlich nachgespürt und ist schon mit Gefolge hier, um seine Tochter und uns drei in Empfang zu nehmen. Das könnte ein böses Halsgericht geben; drum laßt Euch beide rathen und gehet flugs mit mir davon! —

Siegmund wollte nun zwar durchaus nicht fort ohne die Braut; doch da der Pfeifer den Kopf schüttelte und ebenfalls meinte, daß das Leben davon zu bringen jetzt die Hauptsache sei, indem alles andere in Zukunft eher wieder zu erlangen stehe, als dieses, so ließ er sich's auch gefallen und entkam mit den beiden Andern durch die Gartenthüre, während der Rathsmeister und die Seinigen schon in's Haus drangen.

Aber der Pfeifer konnte nicht zurück nach Eisleben und Siegmund weder nach Erfurt noch in seine Heimath, weil wohl zu fürchten stand,

daß man auch dorthin nach ihnen senden werde. Sie entkamen jedoch insgesamt bis nach Franken, wo niemand um die Sache Wissenschaft hatte.

Siegmund gebrach es indessen an aller Ruhe. Das Leben war ihm eine traurige Last, nun er die entbehren mußte, die in der letzten Zeit sein einziges Dichten und Trachten gewesen. Daher machte er auch allerlei Anschläge, wie der geliebten Barbara beizukommen seyn dürfte. Doch der Pfeifer ging in sich und es reuete ihm der bösen That, welche er aus Rache unternommen, gar sehr. Das sagte er auch Warsberg. Der aber hatte in seiner Befangenheit keinen Sinn mehr für das Rechte. Darum nahm Henrich eines Morgens, als Heßler eben ausgegangen war, seinen Wanderstab und sagte zu Siegmund:

Gehab Dich wohl! Denn seit ich mein Vergehen einsehe, stimmen wir nicht mehr zusammen. Ich will zuschauen, wo meine Kunst anderwärts Unterkommen findet; ist ihr doch allenthalben gedeckter Tisch gewiß. — Und noch eins, Gesell! Was Du auch thun mögest, so fliehe Deinen Gefährten! Dein junges Blut könnte in seiner Gesellschaft leicht zu ewigem Schaden kommen.

Glaubensbas meiner Erfahrung. Ich habe Acht auf ihn gegeben und iſt er kein Zauberer, o ſo kann er nur der Satan ſelber ſeyn. —

Aber die Rede machte wenig Eindruck auf Siegmund, welcher Gotthard von Grund aus zu kennen glaubte. Als er indeſſen nun ſtets allein war mit ihm und Zeit genug zum Nachdenken behielt, da nahm es Warsberg immer mehr Wunder, welch große Veränderung in der That mit Heßler vorgegangen. Denn er, der ſonſt ſeine geiſtlichen Bücher gar nicht miſſen konnte, lebte jetzt, ohne auch nur nach ihnen zu fragen. — Zudem ſchien er oft in ein düſteres Brüten verloren, was dem ſo heitern Menſchen ſonſt niemals begegnete. —

Als endlich einmal Siegmund beim Aufſtehen vom Lager alſo zu ihm anhob:

Weißt Du noch, Gotthard, wie Du in der Veſper zu Erfurt mir einreden wollteſt, es ſitze ein ſchlimmer Nachbar an meiner Seite, den ich nicht gewahrete? —

O ja — antwortete der Andere lachend — ich habe in meinem Leben manch Hirngeſpinſt dieſer Art erſchaut.

Jetzt also, Gotthard, meinst Du selber, daß es bloßes Hirngespinst gewesen?

Allerdings! Die Einbildung treibt bisweilen wunderliche Wirthschaft im Gehirne junger Gesellen!

Und doch — sprach Siegmund nach langem, tiefem Athemzuge — doch gemahnt es mich bisweilen, als ob Du dazumal Recht gehabt hättest und ich Unrecht. — Denn eine böse, äußere Kraft mußte wohl dazu gehören, mich von Dorchen, die ich verführte, so ganz mit Seele und Sinnen abzuwenden. Ich fühlte das, wie Du zu Hause mir die Sache vorhieltest. Es gehörte wahrlich mehr Rede von Deiner Seite dazu, als vonnöthen gewesen, wenn alles natürlich bei mir zugegangen. Und der Traum, der doppelte Traum, den ich Dir erst gestern erzählte, der alle meine guten Vorsätze wieder umwarf, wie soll ich mir den anders, als durch fremdes, gewaltiges Einwirken erklären, da die Wirklichkeit nachher doch nichts that, als sein Gerippe mit dem erforderlichen Fleisch und Blut zu überbauen?

Hm! — lachte der Andere — Du bist ein Narr, wie ich vor Kurzem auch noch einer war! —

Gotthard — rief Warsberg, ihm mit ſtarren Augen in's Geſicht ſehend — Du biſt viel anders geworden, unbegreiflich viel!

Das — antwortete Heßler — mußte kommen und es kam plötzlich, wie alles Große. Wozu auch an den Wuſt von todten Buchſtaben das Mark des flüchtigen Lebens vergeuden, wenn nicht endlich einmal die Einſicht folgen ſollte, daß das ganze Bücherweſen ein leidiges Unweſen, die ganze Menſchenweisheit und Tugend nur unnützer Tand und eitle Hoffarth iſt, ſo lange kein tieferes Wiſſen, kein rückſichtloſer Sinn die Sklavenfeſſel von Seele und Leben nimmt? —

Was meinſt Du denn jetzt — fragte Warsberg nach gedankenvollem Schweigen — daß Dorchen werden ſoll?

Was ſie will und kann! antwortete der Andere.

Und das Kind unter ihrem Herzen, mein Kind? fragte Siegmund weiter.

Auch das werde, was es kann! verſetzte Heßler. Sind doch tauſend Mägdlein und tauſend Kinder in ſolchem Falle. Glaubſt Du, die Welt gehe darum unter, weil zuweilen Kinder ſich

hineinwagen, welche ihr Daseyn nicht erst von der sogenannten heiligen Ehe erbettelt haben!

Aber Gotthard — rief Siegmund aus — denke Dir, Dorchen, wie sie die Stunde ihrer und meiner Geburt verwünschen mag; denke Dir den so hochgeachteten Goldschmidt, ihren Vater, ihre Mutter, das Musterbild einer sittsamen Hausfrau, diese Aeltern, die alles gethan, um ihr Kind der Tugend zuzuführen; denke Dir sie, wenn sie nun die Schmach des Mägdleins inne werden!

Freilich — erwiderte der Andere — das wird ihnen ungelegen kommen. Aber Du, mußt denn Du deßwegen dem rastlosen, weit hinausstrebenden Geiste mit der Goldschmidtstochter ein ewiges Gewicht an die schönen Fittige hängen?

Ei — sprach Siegmund — meine Schuld muß ich doch wohl vor allem gut zu machen suchen.

Ich dächte — versetzte Heßler lachend — jedes von Euch könnte die Hälfte der Schuld so auf sich nehmen, wie Ihr Euch in die Lust gleichfalls getheilt haben mögt! —

Da schauerte Warsberg vor dem Freunde. Gleichwohl schmeichelte solche böse Sinnesart seiner

Neigung, die fortdauernd von Dorchen völlig abgewandt, einzig nach Barbara sich hinkehrte. Er glaubte indessen andere Luft nöthig zu haben, kleidete sich daher eilends an und ging hinaus in's freie Feld. Aber sein Gewissen ging mit ihm und drückte ihn bald auf einen Hügel am Wege nieder. Hier versank er, der Umgebung keinen Blick zuwendend, in das Meer düsterer Bilder, welches in seinem Innern auf- und abstürmte.

Da klopft ihm mit einem Male ein Händchen leise auf den Arm, und wie er aufsieht, so ist es Dorchen, die vor ihm steht. Es ist ihr freundliches Gesicht, obschon bleich von Harm; ihr schönes dunkles Auge ist es, obschon halb erloschen in den Thränen, deren Spur sich ringsum eingegraben hatte.

Beim Erblicken des verlorenen Liebsten brachen sie von Neuem stromweis hervor.

Siegmund — sprach sie — Du hast die Rathsmeisters Tochter entführet; Dein Herz gehört mir nicht mehr an. Aber der Himmel, wenn anders der noch von mir weiß, der Himmel führt Dich selber mir unverhofft zu. Nicht

als wollte ich Anſpruch machen auf die Hand, ſo Du mir zuſagteſt. Nein, mein Anſpruch mag verfallen ſeyn, wie Dein Verſprechen. Und damit keine böſe Erinnerung daran Dich quäle, ſo gieb mir meinen Ring zurück, wie ich Dir den Deinigen hier wieder gebe.

Dorchen! rief Siegmund, ihre Hand heftig ergreifend.

Nein! ſprach ſie, indem ſie ſolche von ihm los machte, glaube nicht, daß ich Deinetwegen meinen geliebten Geburtsort heimlich verlaſſen habe. Nur der Aeltern, der frommen Aeltern halber, geſchah es. Denn es iſt ihnen beſſer noch, kinderlos ſeyn, als zu erfahren von mir, was Du — — weißt. —

Gott, Gott! — rief Siegmund, mit der Hand ſeine Augen vor der Geſtalt der Armen ſchützend, oder vor dem Lichte des Tages, deſſen er ſich unwerth achtete. —

Lange blieb er halb bewußtlos, und wie er endlich wieder aufblickte, da fragte er ſich, was mit ihm vorgegangen, ob Dorchen wirklich bei ihm geweſen ſei? Denn nun war er allein.

Deſto mehr erſchrak er über Heßlers Geſell-

schaft, worein er einen Augenblick später so plötzlich gerieth, daß es zweifelhaft blieb, ob sein Bekannter aus einem Graben hinter ihm, oder aus der Erde herauf gestiegen.

Nun hast Du ja das abgedankte Liebchen wieder bei Dir gehabt, Siegmund, so begann der Andere. Doch Siegmund, der jetzt durch den Ring an seiner Hand ebenfalls davon überzeugt wurde, daß kein bloßes Phantasiespiel ihn mit Dorchens Erscheinung getäuscht habe, winkte, an die Leidende denkend, die noch immer mit so viel unverdienter Schonung vor den Augen seines Geistes da stand, finsteren Blickes, Schweigen dem rohen Munde.

Beim Zurückkehren mit dem Andern verschwand aber das durch ihn so tief gekränkte Wesen allmählig aus seinem Auge. Doch ward ihm deßhalb nicht freher um's Herz; vielmehr stellte sich sein Drang nach Barbara immer stärker und stärker ein, so daß er, als sie in ihrer Wohnung ankamen, endlich ausrief:

Gotthard, hast Du wirklich etwa gar zaubern gelernt, daß Du mir den Trieb in der Seele

ſelbſt gewaltſam umwenden und mein Herz ſtimmen magſt, wie ein todtes Saitenſpiel?

Wer weiß? verſetzte der Andere.

O, dann — ſprach Siegmund — dann verlaß mich! Denn ſchon friert mein Mark zuſammen bei der Betrachtung, Du könnteſt mir wohl nach und nach Gedanken einflößen, wie die, welche, böſen Giftqualm ausbauchend, mich vorhin in's Freie hinaus nöthigten.

Gut — ſprach der Andere — ich gehe, wenn Du mein entbehren kannſt!

Halt, noch eins! rief Siegmund, das Herz ſchlägt mir die Bruſt entzwei, wenn ich nicht weiß, wie es um Barbara ſtehen mag. Kannſt Du mir ſagen, ob ſie glücklich iſt?

Glücklich? — lachte jener — Närriſche Frage! Sie wäre vielleicht glücklich geworden, hätte ſich die verwünſchte Gerechtigkeit nicht dazwiſchen gelegt! So viel kannſt Du wohl errathen, daß Vater und Bräutigam der Entlaufenen wenig Süßigkeiten ſagen werden! —

Und ich, o wie feig könnte ich ſeyn mit ihr! Ob ich wohl nach Erfurt zurück dürfte?

Warum nicht? Der Magiſtrat erwartet Dich

mit Sehnsucht. Alle sein Marterwerkzeug liegt schon bereit. Denn das Hinwegführen der Tochter eines stolzen Rathsmeisters gilt wenigstens so viel, als die Verführung von zehn ehrlichen Goldschmidtskindern! —

Gotthard! — rief Siegmund verzweifelnd und fuhr auf ihn ein.

Nur gemach — erwiderte der Andere ganz gelassen. — Wozu wollen Freunde sich den Hals brechen?

Freunde? — versetzte Warsberg — wir sind keine Freunde mehr! Und doch, Gotthard, wenn Du geheime Künste verstehst, und mich mit Barbara unbemerkt von den Ihrigen zusammen bringen könntest, nur um sie noch einmal zu sehen, ein einziges Mal! Ja, wenn Du das könntest!

Nun — rief der Andere schnell — was wäre denn da?

Dann würde ich Dich doch bei unserer alten Freundschaft darum beschwören! rief Siegmund, und sein Auge und das ganze Gesicht glühete wie im Anfall des heftigsten Fiebers.

Meinetwegen — sprach der Andere — da Du

sie nur sehen willst. Aber kein Umarmen, kein Anrühren! —

Nein — sprach Warsberg — nichts will ich, als sie sehen. Wie auch mein Herz sich auflehnen möge, dieses Anschauen soll das Letzte seyn zwischen mir und der Holden. Es soll mir Muth verleihen zur gänzlichen Entsagung. Ihr mildes Auge selbst soll mich stärken in dem Vorsatze, Dorchen aufzusuchen und — zu thun, was Recht ist.

Darüber lächelte der Andere so boshaft, daß Siegmund sich zur Seite wandte, weil er sein Gesicht nicht ertragen konnte. Darauf sagte Heßler:

Um Mitternacht soll Dir die Erscheinung werden, in diesem Gemache!

Als nun die schleichende Tages- und Abendzeit endlich der Mitternacht Raum gemacht hatte, da sprach Heßler noch einmal zu dem harrenden Siegmund mit aufgehobenem Finger:

Aber kein Umarmen! Nicht das mindeste Berühren!

Siegmund wiederholte die Worte mit Nachdruck.

Einen Augenblick später ging die Thüre auf,

und Barbara trat hold herein, wie die Göttin der Liebe. Da sank Siegmund, bezwungen von der Gewalt ihrer Reize, vor ihr auf die Knie, sie beschwörend, ihm nicht zu zürnen wegen der Bosheit, die er an ihr verübt durch die Entführung. Zugleich verursachte der Liebeszauber in seinem ganzen Wesen, daß er sich und den Schwur vergaß und ihre Hand ergriff.

Und kaum, daß letzteres geschehen war, so sank die Gestalt zusammen als ein todter Körper, worin alle Spur des Lebens erloschen ist. —

Ha, Zauberspuk, böser, höllischer Zauberspuk! schrie Siegmund, welcher aufgesprungen war, mit gezogenem Degen auf den Andern einzudringen. Doch der war nicht mehr zu sehen. Nur ein entsetzliches Lachen verrieth, daß er noch im Gemache sei.

Wer bist Du? rief Warsberg, wie auf einmal von tausend Dolchen durchbohrt.

Ich bin, wer ich eben bin! lachte der Unsichtbare. Denke nur darauf, ebenfalls zu bleiben, wer Du bist neben diesem Leichnam! —

Siegmund gerieth außer sich bei dem Gedanken, man könnte ihn nun gar für den vorsätzlichen

Mörder der schönen Liebsten halten, und alle Welt, in Verfolg dessen und des früher Vorgefallenen, ihm fluchen bei der schmachvollen Hinrichtung, die seiner wartete.

Das war zu viel; daher flehte er den Unsichtbaren an, wenn er's vermöge, den Leichnam wieder in's Leben zu bringen.

Darauf antwortete jener: Es soll geschehen, was Du wünschest; Barbara soll morgen früh im Hause ihres Vaters aus ihrem Bette aufstehen. Nicht Deiner Freundschaft wegen; denn ich hasse die Freundschaft, wie ich Dich hasse, und alles was Mensch heißt. Aus bloßem Hasse flößte ich Liebe zu Barbara in die Brust dessen, über den ich durch Dorchens Verführung Macht gewonnen. Aus bloßem Hasse nahm ich die Gestalt Deines Freundes Heßler an, wie ich auch nunmehr aus bloßem Hasse Dich von einem baldigen Tode erretten will. Denn Dein ganzes noch fortdauerndes Leben soll nur Ein Tod, Eine Verzweiflung seyn. —

Darauf warf Siegmund sich zur Erden und flehte zu Gott, daß er über ihn verhängen möge, was es sei, wenn er ihn nur aus des Bösen

Gewalt befreien wolle, und da der Tiefererschütterte wieder aufsah, war der Leichnam verschwunden, auch die Stimme des Unsichtbaren nicht mehr zu hören.

Noch in derselben Nacht verließ Siegmund Haus und Stadt.

Sein Erstes war nunmehr, Dorchen aufzusuchen und seinen Aeltern Nachricht von den Umständen zu geben. So ungehalten sie auch auf den Sohn waren, so konnten sie doch seinem tiefen Unglücke die Verzeihung nicht verweigern, riethen ihm indessen von dem Gedanken ab, in die Heimath zu kommen, da bereits bei der dortigen Obrigkeit auf seine Verhaftung, im Fall er erscheine, angetragen sei.

Nach Dorchen aber suchte er überall vergebens, so daß es wahr wurde, was der fürchterliche Unsichtbare ihm weissagte, und sein Leben wirklich ein fortdauernder Tod, eine immerwährende Verzweiflung war. —

Eines Tages in einer kleinen Stadt ward ihm ein Ring zu Kauf angeboten, den er sogleich für denjenigen erkannte, welchen Dorchen ihm einst gegeben und zuletzt gegen Herausgabe des-

jenigen, den sie von ihm erhalten, wieder an sich genommen. Der Beschreibung nach war sie es selbst gewesen, die den Ring verkauft hatte. Aus Mangel! —

Aber das war nicht das Bitterste, was er dabei vernahm. Allgemein wurde sie für die Mutter eines Kindes gehalten, das im Keller des Hauses, wo sie gewohnt, ermordet gefunden worden. Obschon wenig Zweifel darüber blieb, daß die That durch sie selbst geschehen sei, weil sie an dem Tage, wo das Kind gefunden wurde, sich heimlich entfernt hatte, so verhehlte man es doch der Obrigkeit aus Mitleiden. Schon vor der Niederkunft hatte Dorchen nämlich irre Reden ausgestoßen und gemeint, daß ein Kind immer besser daran sei, wenn es sogleich nach der Geburt in die Arme des erbarmenden Vaters im Himmel gelegt werde, als wenn es in der bösen Welt herumschweifen und wohl gar am Ende denen fluchen müsse, von denen es abstamme.

Die Hausgenossen, gegen die sie sich also geäußert, waren ihr damals zwar mit Trost an die Hand gegangen; doch hatte man, weil dem sanften Geschöpf ein Kindesmord gar nicht ähn-

lich gesehen, keine Verkehrung gegen die der Schwangerschaft allerdings Verdächtige getroffen. Nur die schrecklichste Verzweiflung oder gänzliche Sinnlosigkeit — das meinte jedermann — habe sie zu so schrecklicher That verleiten können.

Siegmund schauderte zurück vor der Erzählung und vor dem Abscheu, den man über den unnatürlichen Vater äußerte, dessen Verlassen allein schuld war, daß sich ein liebes, gutes Wesen so tief herab hatte sinken können. Den Ring aber kaufte er und that ihn an seinen Finger, um das Wehlverdiente der Qualen, welche ihn zerrissen, immerdar vor Augen zu behalten. —

Aus mancher Erkundigung Siegmunds über die Unglückliche ging hervor, daß sie entweder in die Gegend von Leipzig oder nach dem Erzgebirge gewandert sei. Aber so viel er auch überall suchte nach ihr, nirgends war sie anzutreffen.

Endlich nahm er seinen Aufenthalt in der Stadt Leipzig selbst, um auf der so eben hier errichteten hohen Schule seine Studien wiederum mit Eifer fortzusetzen.

Bald nach seiner Ankunft hörte er einmal in dem Hause, wo er sein Mittagsbrod einzunehmen pflegte, von einem Kunstpfeifer sprechen, welchem der Satan darum hart zusetze, daß er einst auf einer Hochzeit musizirt, da er doch gewußt, daß die Braut eine für einen Andern bestimmte, ihren Aeltern heimlich Weggeführte gewesen. Der Pfeifer — hieß es — habe keine Ruhe Tag und Nacht, obschon er seine damalige That ernstlich bereue und zu allen geistlichen Mitteln seine Zuflucht nehme.

Siegmund erbleichte bei dieser Erzählung: denn sogleich fiel ihm der Pfeifer Henrich ein. Auch war er's in der That. Da konnte er sich denn nicht enthalten, ihn aufzusuchen.

Wider alles Erwarten fand er denselben nicht wild und schwermüthig, wie man ihm solchen beschrieben hatte, vielmehr war Henrich gar vergnügt. Er erkannte Siegmund sogleich und rief ihm zu: Willkommen Du armer, betrogener Gesell, der lediglich durch die Arglist eines bösen Gefährten in jenes Verbrechen verlockt worden. Freue Dich aber mit mir, weil uns beiden heute viel Heil widerfahren ist! —

Henrich entdeckte ihm nun, daß er vorhin jenen Gefährten auf der Straße angetroffen in geistlicher Kleidung, und denselben alsbald als den Genossen seines gottlosen Peinigers, des Satans, den Gerichten übergeben habe. Er hoffe auf Ruhe, nun dieser Arge sich in der Gerechtigkeit Händen befinde.

Aber Henrichs Hoffen ward nicht erfüllt. Siegmund war noch bei ihm, als das Getöse, welches oft um ihn her erscholl, von Neuem ihn schreckte. Bald darauf kam auch der Mann, welcher auf Henrichs dringendes Suchen verhaftet, jedoch, weil er sich als völlig schuldlos ausgewiesen, wieder entlassen worden, selbst, in Begleitung mehrerer Gottesgelehrten, um der Ursache von des Pfeifers Hasse gegen ihn auf die Spur zu kommen.

Als nun der Fremde Siegmund gewahrte, so ging er zuerst auf diesen zu und reichte ihm die Hand, sich zu innig freuend, ihn wiederzusehen, als daß Siegmund hätte meinen können, er sei nicht der ächte Gotthard Heßler, sein alter Freund. Nachdem sie eine Zeitlang sehr herzlich mit einander gesprochen, da trat auch der Pfeifer,

der Anfangs die gröſste Scheu vor dem Manne gehabt, dazu, und überzeugte ſich, daß er Gotthard Unrecht gethan, wenn er ihn mit jenem verwechſelt, der vorhin ſeine Geſtalt angenommen. —

Gotthard verſprach beim Weggehen, Henrich wieder zu beſuchen und ihn mit Rath und Troſt kräftig zu unterſtützen. Denn ſo jung er war, ſo hatte er doch ſchon durch groſse Gelehrſamkeit den Grad eines Doktors der Theologie und den Ruf zum Lehrer an der neuen hohen Schule zu Leipzig gewonnen. Darauf geleitete er Siegmund in ſeine Wohnung, und als ſie hier allein waren, ſo offenbarte dieſer ſeinem alten Freunde alles, was er erlebt hatte, und Gotthard entſetzte ſich über die ſchrecklichen Dinge, auch ſchmerzte ihn nicht wenig der Mißbrauch ſeiner Geſtalt durch den böſen Geiſt. Denn aus allem, was er hörte, zog er den Schluſs, daß ſein lebendiges Konterfei kein bloſser Zauberer, ſondern der böſe Geiſt ſelbſt geweſen. Doch tröſtete er Warsberg damit, daß, möge auch ſein Geſchick das finſterſte ſeyn auf dieſer Erde, er gewiſſe Hoffnung habe auf ein beſſeres in jener

Welt. Denn der Umstand, daß er der Gemeinschaft des Satans ganz entronnen, zeige ihm von seiner aufrichtigen Reue und guten Gesinnung; indem der Satan, falls nur einige Aussicht da wäre, den Reuigen wieder auf Abwege zu locken, unfehlbar nichts dazu dienendes unversucht lassen werde.

Aber nun, Lieber, sprach der also Getröstete, nun Du selbst keinen Zweifel mehr darein setzest, daß die vorige, sündliche Begier von mir gewichen sei, so sage mir auch, daferne Du es weißt, ob des Rathsmeisters Tochter zu Erfurt zurückgekommen in das Haus ihres Vaters, und was sonst aus derselben geworden? —

Diese Frage erweckte eine große Betrübniß in Gotthard, und er sagte:

Was ich Deiner Wißbegier hierauf antworten kann, wird schwerlich Dir zum Troste gereichen! Allein da die Frage nun einmal an mich ergangen ist, so darf die Wahrheit nicht vorenthalten werden. — Allerdings schien es die lebende Barbara, welche am Morgen vom Lager aufstand; auch hatte keines im Hause ihre nächtliche Abwesenheit bemerkt. Sie that am Morgen und

nachher alles ihrer Gewohnheit nach. Nur war sie ihrer Sprache beraubt; dazu schritt sie so leise und langsam einher, und sah so bleich und todtenartig aus, daß die große Veränderung in ihr dem Vater und sämmtlicher Verwandtschaft große Unruhe erregte. Besonders fehlte ihr auch das schöne Licht ihres Auges, das zuvor so mild und gut umherleuchtete. Statt dessen glühete darin ein dumpfes, düsteres Feuer, so daß die Menschen anfingen sich zu scheuen vor dem Mägdlein. Schon glaubte der Vater, der sie vor Jammer bald gar nicht mehr betrachten konnte, seine wenige Schonung habe aus der Tochter mit einem Male ein so schreckliches Leichenbild gemacht. Doch wie sehr er sie auch mit zärtlichen Worten wieder zu gewinnen trachtete, immer sah sie ihn nur starr und schauderhaft an, so daß er, als dieß drei ganze Tage gedauert, mehrere Gottesgelehrte zu sich lud, um von diesen zu vernehmen, was die Sache für Bewandtniß habe, und wie seiner lieben Tochter zu helfen sei. Als nun in seinem Beisein die frommen Männer herantraten zu ihr, da ward das Feuer in Barbara's Augen wilder als vorhin, so daß jene eine große Verstockung

argwohnten im Herzen des Mägdleins, und einer derſelben ſie im Namen Gottes hart anredete. Und ſiehe, da wich der Teufel, welcher bis dahin Barbara's todten Leichnam widerrechtlich inne gehabt, alsbald von ihr und die Leiche fiel zur Erde, ohne weiter ſich zu regen; worauf ſie an geweihter Stätte beerdiget werden! —

Gott, Gott! rief Siegmund, auf die Kniee ſtürzend und die Hände hochemporgehoben, auch dieſer Mord alſo durch mich, den Frevler, der die herrliche Jungfrau mit Satans Hülfe ihrer Heimath entreißen ließ! —

Und Dorchens Aeltern — fügte er dann noch hinzu — ſollten dieſe nicht auch geopfert ſeyn? —

Gotthard zuckte ſchmerzlich die Achſeln.

Beide, Vater und Mutter? fragte Wartberg.

Erſt die Mutter — ſprach der Doktor — dann ihr Gatte. Ich ſelber tröſtete ſie im letzten Stündlein.

Und ſie ließen mir ihren Fluch zurück? — rief Siegmund.

Nein — antwortete Gotthard — ſie gingen

aus

aus der Welt in frommer Ergebung, fluchten niemand im Sterben wie im Leben, und ruhen nun selig in Gott. —

Aber Doktor Heßler hatte viel Troſt und Gebet nöthig, ehe er ſeinen unglücklichen Freund zu einer ruhigern Stimmung brachte. —

Mit dem Kunſtpfeifer ward es von Tage zu Tage ſchlimmer. Der Feind der Seelen erſchien ihm oft leibhaftig, und als er den alſo Gepeinigten endlich bedeutet hatte, daß er ihm in der Nacht abholen werde, da ließ Henrich Gotthard zu ſich bitten und betete lange andächtig mit ihm. Nachdem er nun dem Doktor zuletzt noch gebeichtet, ſo ſegnete dieſer ihn ein und ſagte: Sei getroſt, Du Bußfertiger, und freue Dich, wenn er kommt. Denn das iſt ein Zeichen, daß Du dann die Frucht Deiner ehrlichen Reue bald genießen ſollſt im Angeſicht des Herrn. Nur den Leichnam darf der häßliche Wurm des Paradieſes Dir beſchädigen! —

So komme er denn! rief Henrich freudig aus, auf daß der Müde in die himmliſche Heimath eingehe!

Darauf reichte ihm der Doktor den Leib des Herrn und ging sodann.

Am andern Tage aber, als man den Pfeifer allenthalben vergebens gesucht hatte, ward er endlich ohnweit der Stadt in einer Haselstaude entseelt aufgefunden. —

Zur damaligen Zeit wurde in Leipzig viel von einer Magd erzählt, zu welcher ein unsichtbarer Gesell sich in die Küche gefunden, der mit ihr freundlich sprach und seinen Platz gewöhnlich auf der einen Seite des Herdes hatte. Weil er dafür Sorge trug, daß diese Stelle immer sehr reinlich blieb, so hielt man den Unsichtbaren, welcher im Hause das Heinzlein genannt wurde, für einen guten Geist. Er half der Magd manchen Dienst verrichten. Hauptsächlich ging er an ihrer statt in den Keller, wenn aus diesem etwas zu holen war. Denn die Magd hätte viel Scheu vor dem Keller. —

Siegmund hörte ebenfalls von diesem Heinzlein, und je furchtbarer ihm die Erinnerung an die Stimme war, die seinen Schmerz beim Leichname Barbara's und seine Ohnmacht verhöhnet hatte, desto eifriger dachte er daran, zu der Magd

zu gehen, und ſie zu überreden, daß ſie den unſichtbaren Geſellen vermögen ſolle, ſich ihr näher kund zu geben und zu verſichtbaren.

Wie groß aber war Warsbergs Erſtaunen, als er in die Küche hineintrat und die Magd ohnmächtig zu Boden ſank. Obſchon bis zur Jammergeſtalt abgefallen, erkannte er ſie doch noch für das von ihm verführte Dorchen, und es ſchmerzte ihm tief in der Seele, daß die wohlerzogene Tochter des kunſtreichen Goldſchmidts ſich ſo geringen Dienſtes unterziehen mußte. Doch gedachte er auf der Stelle ſich ihrer anzunehmen.

Dorchens Freude, als ſie nach zurückgekehrtem Bewußtſeyn die alte Liebe in Siegmund wieder aufgelebt ſah, ſtand augenſcheinlich ein tiefer Schmerz zur Seite. Doch Siegmunds Verlangen, ſie aus der jetzigen Erniedrigung zu ziehen, und die Eil, mit der er zu ihrer Herrſchaft ging, um einen Vergleich abzuſchließen, kraft deſſen ſie ſofort ihrer Dienſte quitt ſeyn ſollte, betäubte dieſen Schmerz für den Augenblick.

Erſt als ſie den verkauften Ring von ihm zurück erhielt, durchzuckte es aufs Neue ſchmerzlich ihren Körper.

Woher kamst Du zu dem? fragte sie ängstlich.

Unfehlbar — antwortete er — schickte die Vorsehung selbst den Käufer an mich, um Dir zu Deinem Rechte zu verhelfen.

Aber sie ward sehr traurig; denn alles Vergangene schien sich auf einmal zwischen sie und Siegmund zu stellen.

Warsbergs liebendem Herzen gelang es jedoch, sie abermals in das verlorne Glück zurück zu versetzen. —

Er kam zu Gotthard, theilte diesem nebst seiner Freude den Entschluß mit, Dorchen zu ehelichen, und erhielt dessen Billigung.

Eine herzlichere Beichte kann schwerlich statt finden, als die war, welche Siegmund am folgenden Tage Gotthard ablegte, worauf dieser ihm mit großer Salbung das Sakrament reichte, damit alles geschehen sei für seine Seele, ehe er die Ausführung seines Vorhabens anhob, Dorchen von ihrer Dienstherrschaft abzuholen, und sie einstweilen bis nach erfolgter Genehmigung der Verbindung mit ihr von Seiten seiner Aeltern,

bei guten christlichen Leuten, von Gotthards Bekanntschaft, ehrlich unterzubringen.

Erst auf dem Wege zu Dorchen fiel ihm der Zweck wieder ein, der ihn der unbekannten Magd zugeführt, und den er im Rausche, die Liebste wiedergefunden zu haben, bis dahin ganz vergessen hatte. Daher fragte er sie auch alsbald nach dem sogenannten Heinzlein. Dorchen ging hierauf mit dem Verlobten in die Küche, zeigte ihm am Herde die besonders sauber gehaltene Stelle, hinzufügend, daß der Geist freiwillig zugesagt habe, ihr zu folgen auch in die neue Wohnung, und sie lebenslang nicht zu verlassen.

Siegmund versuchte nunmehr eine Anrede an den Unsichtbaren, erhielt aber keine Antwort. Dorchen selbst erhielt keine in des Liebsten Beisein.

Das alles bekümmerte Warsberg.

Als sie darauf wieder in der Stube waren, sprach er deßhalb zu Dorchen:

Liebster Herzensschatz, es dürfte allerdings die Reinlichkeit, deren sich das Heinzlein befleißet,

von einem guten, reinen Geiſte zeugen. Doch verſchmäht der Fürſt der Finſterniß auch nicht, ſich in Licht zu kleiden, wenn ſolches ſeine Bosheit fördern kann. Ich habe das leider! an mir erlebt, und meine Erfahrung lehret mich, die Stimmen genau zu prüfen, welche eines Körpers ermangeln. Gehe daher zu ihm, mein Kind, und heiße ihn ſeine eigentliche Geſtalt annehmen und bedräue ihn damit, daß, falls ſolches nicht geſchähe, Du gottſelige Männer herbei rufen werdeſt, ihn in Gottes Namen dazu zu nöthigen. Denn iſt er ein guter Geiſt, ſo darf er Dir ſolcher Rede halber nicht zürnen, iſt er aber ein böſer, dann beſſer, er zürne, als daß das Heil Deiner Seele in Gefahr gerathe.

Darauf ging Dorchen in die Küche, und that, wie der Liebſte ihr geheißen hatte.

Sie kam aber gar blaß und traurig zurück in die Stube. Denn Heinzlein hatte zwar verſprochen, ihr ſichtbar zu werden, doch möge es einzig im Keller geſchehen, vor dem ſie grade jetzt eine größere Scheu hege, als jemals.

Wohlan — sprach Warsberg — in Gottes Namen geleite ich Dich hinab, so kann, was auch unserm Leibe widerfahren dürfte, der Seele doch sicher kein Leid etwas anhaben.

Darauf gingen sie.

Es war Dorchen, als ob sie, mit jeder Stufe des Kellers, in ein tieferes Grauen geriethe. Und sie klammerte sich immer fester an den Geliebten, dessen Herz gleichfalls immer banger zu klopfen begann. Und beider Augen blickten überall umher, ob wohl in der Dunkelheit drunten eine Gestalt sich irgendwo erkennen lasse. Als sie nun die Hälfte der Treppe hinter sich hatten, da wandelte ein kleiner, schwacher Schein heran, der dichter und dichter wurde, je näher er kam. Ahndungsvoll kehrten beide die starren Augen unverrückt nach dem Scheine, der ihnen, als er endlich auf der untern Stufe war, plötzlich in der Gestalt eines neugebornen Kindes, am Herzen stark blutend, entgegentrat. —

Jesus Marie! unser Kind! — rief Dorchen zurückeilend. — Siegmund stürzte todt die

Treppe hinunter, ſeine Verlobte aber, um der Gemeinſchaft des böſen Geſellen am Herde zu entrinnen und wenigſtens ihre Seele zu retten, floh in die Arme der ſtrafenden Gerechtigkeit.

Das Meerfräulein.

Ungefähr im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts zeichnete sich das Haus der Montano zu Palermo durch alle die Reitze aus, welche der Reichthum in den Händen von Geist und Geschmack gewähren kann. Francesko Montano hatte unter dem tapfern Visconti Herzog von Mailand als Oberster gedient und zu dem Rückzuge der Feinde am Gardasee viel beigetragen. Dann war er in sein Geburtsland zurückgekehrt, um hier die ihm übrigen Tage im Kreise seiner Gemahlin und Kinder zuzubringen. Keines der letztern zog er dem andern vor; aus Grundsätzen. Gleichwohl schlug vielleicht sein Herz schon darum am stärksten für den Sohn, weil er sein einziger war, während drei Töchter, an Wohlgestalt und Sitte wetteifernd, sein häusliches Leben heiter ausschmückten.

Filippo Montano hatte eben das ein und zwanzigste Jahr zurückgelegt und sich so ausgebildet, daß er manches bedeutende Staatsamt würde haben

verwalten können. Allein er zog die Stille der Wissenschaft dem öffentlichen Leben vor. Sein Vater schien es zu billigen, und eben dieserhalb ergab sich auch die Mutter darein, die dem Sohne wohl noch lieber einen ansehnlichen Rang gegönnet hätte. Sein Aeußeres war so vollkommen, daß man ihn allgemein den zweiten Apollo nannte, und manche Jungfrau sich stärker in seinem Anschauen berauschte, als es ihrer Ruhe zuträglich seyn mochte; mancher junge Mann im Kreise der Frauen sich durch Filippo's Gegenwart gedrückt fühlte. Sein ewig heiterer Geist sagte jedoch, daß sein Herz bis dahin, wenn nicht die Liebe selbst, doch gewiß ihre Fesseln, fortdauernd von sich gewiesen habe. Ueberhaupt schien er, außer in den Wissenschaften, alle möglichen Bande zu fliehen, so daß sogar seine Zerstreuungen jeden Tag eine andere Form annahmen, damit er auch in ihnen nicht der Sklaverei der Gewohnheit anheimfalle.

Nur Eine Lust gab es, welcher er sich in der schönen Jahreszeit fast tagtäglich widmete, das Bad im Meere; weil er dieß seinem Körper zuträglich glaubte. Er war ein so fertiger

Schwimmer, daß man bei seinem Auf- und Untertauchen auf den Gedanken gerieth, nicht die Erde sondern das Meer müsse sein Element seyn. Auch wagte er sich oft so weit hinaus in die große Wasserfläche, daß die Aeltern einigemal ihre Bangigkeit darüber äußerten.

Einsmals, als er eben wieder wie gewöhnlich gegen Abend die herrlichen Ufer weit, weit hinter sich gelassen hatte, da empfand er ein Wohlseyn, wie niemals. Wie Liebesseufzer klangen ihm die Wellen und ihr Berühren däuchte ihm wie Küsse und süße Umarmung. Und die Täuschung schien bald noch stärker werden zu wollen. Denn hinter ihm erscholl ein Ton der Angst von der lieblichsten Frauenstimme. Da sah der Schwimmer sich um und es war — keine Täuschung.

Gott! — rief er aus — denn der Kopf, welcher hier aus dem Wasser ragte und die Arme, die nach ihm sich ausstreckten und der Blick der blauen, von lichtblondem Haar umflossenen Augen, wenn das alles keiner Liebesgöttin gehörte, so war wohl die ganze Welt nichts, als ein arger, himmelschreiender Trug.

Ein Moment und die wunderschöne Jungfrau lag in seinen Armen, und der Dank aus ihrem Blicke kräftigte diese so, daß er die reitzende Last glücklich an das weit entfernte Ufer brachte.

Niedergeschlagenes Auges trat sie hier, bis er seinen Mantel umgeworfen hatte, zurück und suchte ihrem Gewande in lichtem Weißzeuge bestehend, das, überall von der Nässe durchdrungen, bloßem Wasserschaume glich, so gut als möglich die Kleiderform zurückzugeben.

Mein Fräulein — so redete Filippo sie an — nun sagt mir vor Allem, welchem Unglücke ich die Seligkeit verdanke, Euer Retter geworden zu seyn und wohin ich Euch zu geleiten habe, um Euerm Wunsche Gnüge zu leisten.

Da deutete die Schöne mit der Lilienhand in das Meer hinaus. Aber die Worte fehlten ihr; doch schien sie alles wohl zu verstehen, was der Jüngling sprach.

Das Landhaus seines Vaters war in der Nähe, Rosaura, die eine seiner Schwestern, hielt sich eben hier auf und trug Sorge für die Bekleidung der Geretteten.

Aber, obschon Filippo sie in mehreren Sprachen anredete, so konnte er doch keine Antwort von ihr erhalten. Ja, es fand sich endlich, daß sie in der That völlig stumm war.

Schade, ewig Schade, rief er aus, daß so wundervollen Lippen das Wort nicht vergönnet wurde! Doch Vollkommenheit ist nicht das Loos des Menschen. Bei solcher Anstrengung im Gestalten mußte daher wohl die Natur diesem Wesen die Sprache versagen. Und spricht denn nicht alles an ihr, Auge und Miene und Geberde, und zwar so seelenvolle Sprache, daß das Wort davor niederfallen und seine Bettelarmuth gestehen möchte? —

Rosaura erkannte es allzusehr, wie hoch die Fremde über sie an Schönheit hervorragte, um von des Bruders Enthusiasmus erfreut zu werden. Doch nahm sie sich so artig gegen die Unbekannte, als die Umstände es erforderten und dieß vielleicht um so mehr, da es bald ganz klar wurde, daß die schöne Gerettete bei ihrer gänzlichen Sprachlosigkeit doch keineswegs des Gehörs beraubt war, sondern jedes Wort richtig verstand.

Filippo wünschte, als sich das nicht weiter

bezweifeln ließ, darüber einige Auskunft von ihr und sagte:

Mein Fräulein, thut mir, ich bitte Euch, schriftlich zu wissen, wie es zugeht, daß Euer Ohr alle vernimmt, und Ihr gleichwohl nicht vermöget, ähnliche Töne, wie wir andern, hervorzubringen, da doch sonst die Stummheit gemeiniglich nur als die Folge eines gänzlichen Gehörmangels betrachtet wird.

Dazu reichte er ihr seine Schreibtafel. Aber das Fräulein schob sie zurück, und deutete durch Geberden darauf hin, daß sie des Schreibens unkundig sei.

In allen Sprachen? fragte Filippo ferner.

In allen! so gab sie ganz unzweideutig zu vernehmen.

Wahrlich sehr räthselhaft! rief Rosaura, und ihr Ton dabei streifte an eine beleidigende Verwunderung hin. Das schien den Bruder zu verdrießen, und er sagte:

Allerdings räthselhaft; auch mir. Aber, Schwester, ist denn die ganz unvergleichbare Schönheit der Dame nicht ein weit größeres Räthsel für jedes Auge, das sehen kann? Solch

ein

ein Räthsel, wie sie ist, zu lösen, wer möchte daran nicht Leib und Leben setzen? —

Während Rosaura diese Rede mit sichtbarem Verdrusse aufnahm und zur Seite sah, senkte ein himmlisch-schöner Blick der Andern sich so tief in Filippo's Herz, daß das Schicksal dieses Herzens für immer entschieden war. Sie oder keine! erklang es darin.

Bald darauf gingen alle drei gemeinschaftlich nach der Stadt.

Die Ankunft der Fremden und das viele Unerklärliche an ihr, machte großen Eindruck im Hause. In den beiden andern Schwestern Filippo's war eben so wenig Wohlwollen für die neue Bekanntschaft, als in Rosauren wahrzunehmen, wenn schon der Höflichkeit auch von ihnen ihre Rechte nicht vorenthalten wurden.

Die Mutter trat auf der Töchter Seite. Besonders als sie die Sorglosigkeit sah, mit welcher die Gerettete sich hier unter lauter fremden Menschen befand und ihrer früheren Verhältnisse auch gar nicht zu denken schien. Ein ungeheurer Leichtsinn, meinte sie, oder ein gänzlicher Mangel an Gefühl gehöre dazu, hier sogleich

wie einheimisch und froh und vergnügt zu seyn. Denn auch die sehr sichtbare Neigung zu Filippo könne das Mädchen keinesweges entschuldigen, daß sie an die unfehlbare Betrübniß der Ihrigen über ihren Verlust nicht im mindesten zu denken scheine!

Wer weiß — so sprach hierwider der Gemahl der Matrone, gegen den sich diese also äußerte — wer weiß denn, ob die Ihrigen nicht durch üble Behandlung des Fräuleins Vergessen selbst verschuldet haben? Wer will überhaupt im Augenblicke sogleich entscheiden, ob unter den zahllosen, denkbaren Verhältnissen auch nicht eines zu finden sei, fähig, die Gerettete zu entschuldigen, ja zu rechtfertigen?

Mit einem Worte, der alte Montano trat seinem Sohne ziemlich bei. Er hatte sogar nichts gegen dessen Vorhaben, die Unbekannte zu heirathen. Nur bat er ihn, die Sache nicht zu übereilen, sondern zuvor Erkundigungen einzuziehen.

Filippo's Herz war zu sehr dabei interessirt, um nicht hierzu alles Thunliche in Bewegung zu setzen. Aber es ließ sich doch weder der Unglücks-

fall, noch das Herkommen des Fräuleins ausmitteln. Da erklärte der junge Mann endlich einmal seinen Aeltern mit einem Eifer, vor dem sie erschraken, daß es ihm nun durchaus nicht länger möglich sei, zu leben, wenn er sie nicht besitzen solle. Achselzuckend willigten sie ein, und die Kirche heiligte Filippo's Band mit der stummen Schönheit, wie man sie, welcher er den Namen Mirabella gegeben hatte, in ganz Palermo zu nennen pflegte.

Vom Anfange an äußerte Mirabella eine große Scheu vor dem Anblicke des Meeres. Auf ihr Bitten hatte man ihr daher sogleich eine Wohnung eingeräumt, von welcher aus man nicht dahin sehen konnte. Bei der neuen Einrichtung drang sie ebenfalls auf ein solches Quartier; ein Umstand, den man allgemein so auslegte, als ob sie mit allzugroßem Schauder an das Unglück zurück denke, welches sie auf dem Meere betroffen habe.

Das Paar lebte glücklich. Aber Mirabellens Scheu vor dem Anblicke des Meeres dauerte fort. Wo sie in Zimmer kam, deren Aussicht dahin ging, wendete sie ihr Auge oft recht auffallend

davon ab. Schon besaßen sie einen Sohn, der seine schöne Mutter nicht verläugnen konnte, als einsmals am Abende Rosaura ihren Bruder bei Seite nahm, und zu ihm sagte:

Theurer Filippo, ich muß Dir etwas vertrauen, das mein Herz nicht wenig ängstiget. Vorhin als Mirabella sich vermuthlich ganz allein im Hause glaubte, ging ich zufällig bei ihrem Zimmer vorbei, und hörte, daß mehrere bekannte Lieder darin gesungen wurden. Das wunderte mich, da außer der Stummen niemand dort seyn konnte, und ich ging hinein. Hierüber nun erschrak sie außerordentlich, wollte auch auf all mein Bitten sich nicht zum Fortfahren in ihrem Gesange bewegen lassen. Vielmehr spielte sie die Stumme auf's Neue. — Das aber betrübt mich gar sehr, lieber Bruder, um Deinetwillen. Denn es muß doch ein wichtiger Grund vorhanden seyn zu ihrem so beharrlichen Schweigen. Auch gehört ein Grad von Verstellung dazu, der wenig Gutes für Dein künftiges Glück verspricht. Die ganze Familie, welcher Rosaura dieses wichtige Geheimniß schon früher mitgetheilt hatte, kam jetzt auch dazu. Alles zeigte sich höchst empört über Mira-

bellens Verstellung, und Francesko legte seinem Sohne ernstlichst auf, die Gattin unter diesen Umständen zum Reden zu nöthigen. —

Mit sehr bekümmertem Herzen ging Filippo zu ihr und hielt ihr die Sache vor.

Kind, sagte er, als sie alles sogleich, mit Mienen um Vergebung bittend, eingestand, ohnfehlbar giebt es in Deinem frühern Leben lichtscheue Geheimnisse, welche sich unter der angenommenen Stummheit zu verbergen suchen? — Besorge aber nichts davon für mein Herz. Mag das Verborgene seyn, von welcher Beschaffenheit es wolle, die Größe Deiner Schuld kann nie reichen an die Größe meiner Liebe zu Dir. — Selbst das entsetzlichste Verbrechen würde diese unter ihren Schutz nehmen. — Rede nur, rede, das ist mein einziges Begehren!

Aber seine Gattin zeigte sich so betrübt, daß er's nicht über das Herz bringen konnte, dieserhalb weiter in sie zu dringen. Als sie hieraus seine große Liebe wohl abnahm, so suchte sie ihm solche mit Liebkosungen reichlich zu vergelten. —

Die herrliche Mondnacht bewog ihn, sie zu

einem kleinen Spaziergange aufzufordern. Das konnte sie nicht versagen. Nur als er den Weg nach dem Meere einschlug, zuckte sie, um ihn zurückzuhalten. Da sagte er:

Warum, liebes Herz, das Meer so sorgfältig, fast eigensinnig, vermeiden? Ist es denn der Unfall allein, dessen Du dabei gedenken mußt? Ich dächte doch, der Augenblick wäre mehr werth, wo wir uns dort gefunden haben! —

Es schien, als ob Mirabella nur darum nachgebe, weil sie dem Verdachte des Eigensinns sich entziehen wollte.

Das Meer, als es jetzt im Mondglanze vor ihnen lag, machte einen ganz seltsamen Eindruck auf die Frau. Sie brach in ein lautes Jauchzen aus und schickte die süßesten Blicke nach den Wogen. Endlich riß der Zauber in ihnen sie gar von dem Arme des Gatten. Sie warf sich, als sei es die Brust eines lang entbehrten Geliebten, auf das Meer, und verschwand darin so, daß Filippo einen heftigen Schrei ausstieß. Da tauchte sie schalkhaft lächelnd empor, und verschwand wieder und kam dann von Neuem zum Vorschein. So herrlich hatte Filippo ihren

Körper nie gesehen. Er glänzte in den wundervollsten Biegungen. Des Gatten Auge ward eifersüchtig auf den Vollmond, der die leuchtende Kraft, welche er der Sonne entwendet, der Schwimmenden abtreten zu wollen schien.

Aber selbst bei ihrer unglaublichen Gewandtheit ward dem Filippo bange, daß sie allzuviel wagen möchte. Daher begab er sich gleichfalls in's Meer, um ihr auf den Nothfall nahe zu seyn.

Kaum aber hatte er sie endlich ergriffen, so raunten die Wellen, die schon bei seinem ersten Zusammentreffen mit der Schönen ihn süß und geheimnißvoll umschlungen und umlispelt hatten, dem Paare, wie dem Filippo dünkte, folgenden Gesang zu:

Lieben, kommt, o kommt hernieder!
Höret nur, wie leis' und lüstern,
Aus der Tiefe Liebeslieder
Eurer Herzen Glut umflüstern!

Fühlt der holden Küsse Hauchen,
Die herauf in Liebe lodern;
Seht, wie unsre hellen Augen
Lieb' um Liebe von Euch fodern! —

Filippo, ganz berauscht von den in sein innerstes Leben zitternden Tönen, umfaßte Mirabellen und, aufhörend, sich durch Bewegung auf der Oberfläche des Wassers zu behaupten, schien er wirklich der geheimen Macht in der Tiefe nachgeben zu wollen. Da ergreift ihn die Gattin in höchster Verzweiflung und rudert den von seinen Sinnen fast ganz Verlassenen wunderbarer Weise zurück an das Ufer. —

Was war das? Was ist das alles? — So ruft der hier völlig in's Leben Zurückgebrachte. Aber Mirabella nimmt mit der Rechten seinen linken Arm, und hält nach der Seite des Meeres hin mit ihrer linken Hand einen Theil des Gewandes vor Ohr und Auge, um, wie es schien, weder vom Klange, noch vom Ansehen der Wogen, zur Rückkehr in dieselben verlockt zu werden.

Wer bist Du? spricht er zu Hause, die Gattin anstarrend. Denn der süße Gedanke, sie einst dem Untergange in den Wogen entrissen zu haben, fand seine Vernichtung in dieser Nacht. Was bedurfte die einer Rettung, die in den Wellen wie zu Hause war, und ihn selbst dießmal, ganz unläugbar dem Untergange entzogen hatte.

Wer bist Du? wiederholte er, als auser einem Liebesblicke keine Antwort erfolgt war.

Da drückte sie ihn an ihre wunderschöne Brust. Auch ohne Wort sagte ihr ganzes Thun und Wesen, klarer als alle Rede: Dein bin ich ja, mit all meiner Schönheit und Liebe und Güte; frage nichts weiter!

Auch schien ihm das in diesem Momente zu genügen.

Aber das Nachdenken der folgenden Tage führte ihn immer wieder auf den Punkt seiner zurückgenommenen Frage hin. Dazu kam, daß Apollonia, eine seiner Schwestern, in jener Nacht, erweckt durch sein Fortgehen mit Mirabellen, vom Fenster aus Zeugin der Scene im Wasser gewesen war und solches ihrer Dienerin vertraut hatte. Von dieser war der Umstand auf allerlei Umwegen bis zur Frau vom Hause gelangt, die, darüber höchst unruhig, ihren Sohn eines Tages holen ließ, und also zu ihm sagte:

Mein theurer Filippo, einzigst männlicher Zweig eines alten, verehrten Namen. Vergönne der, welche Dich gebar, daß sie die Sorge in

Deinem Busen ausschütte, die mehr noch Dein eigenes Wohl, als das meinige angeht.

Wie hätte der Sohn solche Rede der bekümmerten Mutter zurückweisen mögen?

Zuvörderst — so fuhr sie fort — sage mir doch, ob es wahr ist, daß vor Kurzem einmal in der Nacht Deine Gattin sich als eine vollendete Schwimmerin gezeigt, und Dich auf eine für die zarte Frau an Wunder gränzende Weise der Gewalt der Wogen entrissen hat? —

Das konnte Filippo nicht läugnen.

Da erblaßte die erschrockene Mutter. Lieber Sohn — sagte sie — es thut mir weh, sehr weh, Deinen Frieden zu stören. Aber es geschieht einzig Dir zum Heil. Weißt Du, daß Du Leib und Seele zugleich wegen dieser Frau verlieren kannst? Nach dem letzten Vorfalle ist's gewiß, daß sie nur durch Trug Deine Bekanntschaft gewonnen hat, und sollte nicht auch ein Zauber nöthig gewesen seyn, um einen so kunstreichen und bewunderten Schwimmer, wie Du bist, in Todesnoth zu bringen? — O gewiß, mein Sohn — sprach sie, als er hier, des Weltengesanges schmerzlich gedenkend, tief seufzte,

gewiß iſt alles nur geſchehen, damit ſie Dich durch dieſe Rettung deſto feſter umgarne und tiefer in's Verderben hinabziehe! — Geliebter Sohn, frage ſie, wer ſie ſei und wie die Sache zuſammenhänge, und giebt ſie keine Antwort, ſo thue ſie von Dir! —

Das Wort ſchnitt in das Mark ſeines Lebens ein.

Die Mutter erſah das und faßte ſeine Hand. Es gilt das Heil Deiner Seele! ſprach ſie, und die Thräne des geängſtigten Mutterherzens fiel brennend auf die Wange, an die ſie ſich lehnte. Thue ſie von Dir, liebſtes Kind, wenn ſie nicht reden will. Iſt doch alles Trug an dieſem Weſen, böſer Dämonentrug! Man hat ſie ja ſingen hören, deutliche Worte, als ſie ſich allein glaubte. Welch eine hölliſche Bosheit, dem Gatten, den ſie zu lieben heuchelt, durch freiwilliges Stummſeyn das Herz zu zerreißen! Welch eine unglaubliche Bosheit, dieſe Stummheit, troß ſeiner zärtlichſten Bitten, Jahrelang behaupten zu können!

Franceſko, der dazu kam, verwunderte ſich nicht wenig über die große Bewegung, worin er Gattin und Sohn fand. Auch er trat, ſobald er die Umſtände vernahm, der mütterlichen Mei-

rung bei. Dem nun erfolgenden, vereinten Sturme mußte des Sohnes Herz nachgeben. Er sagte zu, was man von ihm begehrte. —

Als er aber zu Mirabellen kam, da hielt die Schöne sein Kind, ihr Ebenbild, so lieblich in den Armen und reichte es ihm, daß er's küssen möchte und schlug das herrliche, blaue Auge so süß zum Himmel, daß jedes Wort ihres Mundes nur elender Ueberfluß gewesen wäre.

Dank, tausend Dank, Dir droben, der Du beide mir gegeben hast, diesen Gemahl und dieses Kind! so sprach ihr frommer Blick und Filippo drückte erst einen Kuß auf des Kindes Stirn, dann auf die Lippen der innig geliebten Gattin. Wer diese auch seyn, was er selbst auch zugesagt haben mochte, in diesem Momente war er Mirabellens Liebe und Güte viel zu gewiß, um in sie zu dringen mit einer Frage, deren Beantwortung nun so oft schon von ihrer flehenden Geberde abgelehnt worden war.

Die Verwandten ließen ihm indessen keine Ruhe. Dazu mußte Mirabella von ihnen eine sehr demüthigende Behandlung erfahren. Zu keinem Familientage wurde sie mehr gezogen.

Niemand beſuchte ſie, alles kehrte ſich von ihr ab, wie von einem böſen Geiſte. —

Filippo litt unbeſchreiblich.

Einſt an einem ſchönen Abende, als ſie, ihr Kind auf dem Arme, den Garten beſuchte, war er, von der Thüre aus, Zeuge, daß ſeine Mutter und die Schweſtern ihren ſchüchternen zwar, doch freundlichen Gruß nicht einmal der kleinſten Erwiederung werth hielten, vielmehr den Garten auf der Stelle verließen. Da griff ihm eine ſolche Erniedrigung ſeiner Gattin gewaltiger als je an's Herz. Schon war er Willens, die Verwandten ernſthaft zur Rede zu ſtellen, als er der ſeinen Aeltern gegebenen Zuſage noch zu rechter Zeit gedachte.

Jetzt oder nie! ſagte er zu ſich und ging haſtigen Schrittes in den Garten.

Geliebtes Herz — ſo redete er die Gemahlin an — bemerkteſt Du wohl, wie unwürdig man mit Dir verfuhr?

Mirabella antwortete durch Achſelzucken.

Und weſſen Schuld dieß alles, Liebſte, als die Deinige? Ein Wort, ein einziges Wort darüber wer Du biſt, und die Scheidewand fällt,

welche Dein Unerklärbares zwiſchen Dich und die Meinigen gezogen hat!

Da gab Mirabella durch Zeichen zu verſtehen, wie kein Urtheil über ſie Gewicht habe, als das ſeinige, wie gar nichts da ſei für ſie, in der ganzen Welt, als er und ihr Kind.

O mein theuerſtes Leben — rief er nun aus — wenn ich denn, wie ich's glaube, einen weſentlichen Theil Deines Daſeyns und Glückes ausmache, ſo nimm den Kummer von dieſem Herzen, meine Gemahlin ſo tief erniedrigt zu ſehen. Alles ſagt mir von Deiner Güte und Liebe. Nur der Andern wegen, ſprich es aus, wer Du biſt! —

Hierauf fiel ſie ihm zu Füßen, ſeine Kniee umfaſſend, zeigte dann auf ihr Kind und ihn und ſich. Ihre übrige Geberdenſprache ſagte deutlich den Wunſch aus, daß er mit ihr, fern von dieſer Gegend und dem Meere — gegen welches ſie einen heftigen Widerwillen ausdrückte — in's Land tiefer hineinziehen ſollte, wo ſie, ungeſtört von fremdem Uebelwollen, ihrem ſchuldloſen Vereine allein leben dürften.

Ach, Mirabella war ſo ganz Liebe, daß

er wohl abermals von seiner Bitte abstehen mußte.

Je düsterer ihn die gegebene Zusage machte, deren Erfüllung er sonach seinem Herzen nicht abdringen konnte, desto eifriger dachte er selbst darauf, sich aus Palermo hinweg, in einen abgelegenen Ort der segenreichen Insel zu begeben. Aber aus vielen Ursachen konnte es nicht ohne Vorwissen seines Vaters geschehen. Als er diesen nun davon unterrichtete, so brach Francesko in die größte Heftigkeit aus, auf dem Worte bestehend, welches sein Sohn ihm und der Mutter gegeben hatte.

Vergebens suchte Filippo ihm seine Ansicht von der Schönen beizubringen. Des Vaters Zorn drang alles überhörend auf die Erfüllung der Zusage.

Erst, als Filippo am folgenden Tage in einem Briefe umständlich auseinander gesetzt hatte, warum er auf der älterlichen Lossprechung von dieser Zusage hoffen zu dürfen glaube, erst da schien Francesko geneigter zu einer Unterhandlung in dieser Angelegenheit. Nur ersuchte er seinen Sohn, daß er, möge er in Palermo blei-

ben oder hinwegziehen, nun endlich einmal sich dem Könige solle vorstellen lassen, da dieser nothwendige Akt nur allzulange verschoben worden sei. Um dem Vater zu genügen, mußte Filippo sich dazu entschließen.

Aber der Alte war gar arglistig dabei zu Werke gegangen. Er hatte den König von der Lage der Ehe seines Sohnes, wie er, der Vater, solche betrachtete, unterrichtet, und um Beistand des Landesfürsten gegen Filippo's Neigung gefleht. — Daher ließ der König den jungen Mann sehr hart an, und gebot ihm, seine Gattin zur Rede über sich selbst zu nöthigen, wenn er nicht wolle, daß ihr Geständniß auf schmachvolle Weise durch die peinliche Frage herausgebracht werde. Er fügte hinzu, daß es kindisch und der Ahnen der Montano ganz unwürdig sei, sich auf so plumpe Art von Hexen oder ähnlichen Personen am Narrenseile führen zu lassen, und daß er erst dann wieder zu seiner Gnade gelangen solle, wenn er die seinem Vater gegebene Zusage erfüllt haben werde.

Die harten, beleidigenden Worte des Königs, die dieser in Gegenwart einiger Großen aus-

ausstieß, setzten den Filippo um so mehr in Wuth, da in der That den Tadel, welcher ihm widerfuhr, ein Schein der Wahrheit unterstützte. Daher eilte er auch nach Hause, und in Staatskleidern, wie er war, den Degen an der Seite, in's Zimmer seiner Gemahlin.

Sprich endlich, Schlange, wer Du bist, rief er athemlos und schwang dazu den Degen über das Kind in der Wiege neben ihr.

Da bedeckte sie mit ihrer Brust das letztere und sagte zu dem Gemahl:

Theures Herz, ja, jetzt muß es seyn, zu Rettung des Kindes muß ich Dich brechen! Wisse, daß ich, in den Tiefen des Meeres geboren, auch hier auf der Erde nach den Gesetzen, die dort unten gelten, leben muß. Badend erblickte ich Dich und gewann Dich lieb. Schon als Du scheinbar mich retteteſt, hätte ich die Rede an Dich richten können. Aber sobald es geschah, war auch Dein Glück den Mächten in der Wassertiefe verfallen. Denn sie hassen den Wandel der Menschen, und mögen es nur ungern, daß die Unsrigen mit Euch Gemeinschaft halten. Darum, sobald wir einem von Euch unser Herz

zuwenden, müssen wir auch die Pein der Stummheit über uns nehmen. Und wahrlich, es ist der Liebe schwerer, stumm zu seyn, als des Geliebten Stummseyn zu ertragen! Denn das Wort drängt ihr stets gewaltig zum Munde. Aber die Stärke meiner Liebe zu Dir hütete selbst das Wort.

Jetzt, Theurer, weißt Du alles! Meinen Ernst, Dein zu seyn für immer, verbürgt Dir meine Furcht vor der Heimath, dem Meere, dessen Anblick den in seinen Tiefen Gebornen stets unendliche Erquickung gewährt. — Noch mehr bürge Dir's die Gewalt, die ich meiner eigenen Natur anthat um Deinetwillen, als die Wellen Dich mit ihrem falschen Gesange hinablocken wollten. Filippo, wir müssen scheiden. Bedenke jetzt, welchen Schmerz es mir kosten mußte, Deinen Ungestüm mich sprechen zu hören, so oft zurückzuweisen, und daß ich mein Schweigen nur darum aufgab, weil das Leben meines Kindes bedroht war. Lebe wohl, theurer Filippo! Sollte auch mein Anspruch auf Dich dahin seyn, so werde ich doch dem Sohne, den ich gebar, nimmer entsagen.

Und der Tiefererschütterte warf sich, wie vorhin Mirabella, über die Wiege, vermeinend, daß wenn er sich so des geliebten Kindes versichere, er die Mutter zugleich am ehernen Bande halte. Von der Gewalt ihrer Worte erdrückt, deren Nachklang in seinem Gemüthe immer schauerlicher wurde, hatte er eine lange Weile so gelegen, als er sich erst wieder aufrichtete.

Aber Mirabella war nicht im Zimmer, nicht im Hause, nirgends war sie zu finden. Endlich kam noch die Nachricht, daß sie zum Erschrecken mehrerer Personen nach dem Meere gegangen sei und sich hineingestürzt habe.

Also doch ohne das Kind? rief Filippo. So wollte die zärtlichste der Mütter lieber das ihr Unentbehrliche hier zurücklassen, als länger Gemeinschaft halten mit einem Ungeheuer, einem fluchwürdigen Ungeheuer, wie ich bin? —

Der junge Mann wüthete schrecklich und stieß die härtesten Vorwürfe gegen sich, seine Familie, ja selbst gegen den König aus. Niemand wagte seiner Verzweiflung in den Weg zu treten.

So ging es den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht hindurch. Erst gegen Morgen

verfiel er in einen unruhigen Schlaf, und als er spät erwachte, und seinem Schmerze an dem lieben Abbilde der Verschwundenen einen neuen Stachel geben wollte, da fand er die Wiege leer, welche dicht bei seinem Bette gestanden hatte.

Mein Kind! sprach er, den einzigen Schatz, der mir übrig bleibt, wo habt Ihr ihn?

Seine Aeltern standen erstarrt vor ihm. Die Mutter selbst hatte die ganze Nacht Wache gehalten bei Sohn und Kind. Da war — grade als Filippo eingeschlafen — Mirabella in einem leichten, weißen Nebelgewande zur Thüre herein und vor die Wiege getreten. Die Wächterin hatte ihr wehren wollen, nach dem Kleinen zu langen. Aber die Wächterin war auch Mutter, und so hatte Mirabellens Miene sie wie gelähmt, weil diese Miene schauerlicher als die stärksten Worte ausrief: Wer will der unglückseligen Mutter die Frucht vorenthalten, welche sie unter dem Herzen getragen?

Die Meerbewohnerin nahm das Kind auf den Arm und ging hinweg damit. Jetzt endlich ermannte sich die Matrone so weit, um nachzueilen und der bereits aufgestandenen Dienerschaft

anzubefehlen, daß sie die Hinweggehende aufhalten möchten. Aber alle waren gar oft Zeugen gewesen von ihrer Mutterliebe; alle sahen sich durch die Macht der Natur selbst gezwungen, zur Anerkennung ihrer geheiligten Rechte auf das Kind.

Kein Mensch wagte auch nur den Arm nach ihr zu erheben, als sie — ein Bild des tiefsten, schrecklichsten Schmerzes — die Treppe hinab und aus dem Hause schlich.

Man hatte sie abermals den Weg nach dem Meere nehmen und dann die Wellen über ihr und dem Kinde zusammenschlagen sehen.

Als Filippo auf seine vorige heftige Frage diese Umstände erfuhr, verstummte er. Späterhin schien er ruhiger zu werden. Wenigstens dankte er allen, daß sie der Mutter seines Sohnes kein Hinderniß in den Weg gelegt hatten. —

Von jetzt nahm er selbst eine Einsilbigkeit an, die an gänzliche Stummheit gränzte. Sein Vater drang sehr in ihn, sich der bösen Erinnerungen halber aus Palermo hinweg, und, wie er früher gewollt hatte, an einen vom Meere entfernten Ort zu wenden. Vergebens: das Meer

schien jetzt auch seine Heimath geworden. Besonders gern badete er in der Gegend, wo seine Gattin mit dem Kinde verschwunden war.

An demselben Abende, an dem er späterhin einmal vom Meere nicht wieder zurückkam, hatten viele Schiffer ein ungewöhnliches Leuchten auf dem Wasser in jener Gegend wahrgenommen. Manche schlossen hieraus auf Filippo's Wiedervereinigung mit seinen Lieben, jenseits der Wogen und Stürme. —

Der Mönch.

Auf **s Kaffeehause in Dresden wurde eines Abends an dem einen Tische ein interessanter Gegenstand abgehandelt. Es ging über die steinernen Wächter, der vor Kurzem an dem Brühlischen Garten erbaueten, ansehnlichen Treppe, die ägyptischen Löwen, her. Der Eine versicherte, daß sie ihm eher wie große Hunde denn Löwen vorkämen. Ein Anderer wollte zufrieden seyn, wenn sie nur wie natürliche Hunde aussähen, so aber wären es, weiß Gott im Himmel, ganz unnatürliche Bestien. Dagegen wußte ein Dritter, aus der Beschreibung von Bonaparte's Leibmamelucken, daß sich die Löwen in Aegypten just so und nicht anders trügen. Aber, mein Gott, sagte ein Vierter, welcher dazu eine sehr fremde Aussprache annahm, warum denn nicht lieber deutsche Löwen in einer so deutschen Zeit? —

Einige sahen den letztern billigend, andere ganz erstaunt, andere gar lachend an. Auch spra-

chen noch viele über die Sache mit. Nur diejenigen schienen schweigend ihren Rauchtabak zu verqualmen, die wohl etwas Besseres darüber hätten sagen können.

Obschon der mit anwesende Leihbibliothekar aus der Neustadt, Herr Schweppermann, nicht zu letztern zu rechnen war, so reihte er sich doch an die Schweigenden an, weil Löwen grade nicht zu seinem Fache gehörten. Ja, er begann bereits dann und wann die Augen zu schließen und mit dem Kopfe zu nicken, als das Gespräch durch einen eben erst Hinzutretenden, den Advokat Schreck, eine andere Wendung erhielt.

Apropos, meine Herren — fing Herr Schreck an — da Sie eben beim Brühlschen Garten sind, haben Sie noch nicht von dem Gespenste, dem Mönche, gehört, das in voriger Nacht dort gesehen worden ist?

Dieses Wort wirkte sogleich auf Herrn Schweppermann dergestalt, daß er die Augen weit, weit öffnete, und sein Ohr dem Erzähler zuneigte. Denn die Gespenster waren ganz eigentlich sein Fach, als Leihbibliothekar und als Mensch. Er hatte nämlich von Kindesbeinen

an bei Nacht immer etwas zu ſehen oder zu hören gehabt, und es gab vielleicht kein einziges Mitglied ſeiner Familie, das ſich ihm, nach oder kurz vor dem Tode, nicht geſpenſtiſch gezeigt hätte. Zu Zeiten, wenn ſich ein Todesfall ereignen ſollte, war es, als wolle ſein ganzes Hausgeräth zu Grunde gehen. Noch neulich erſt hatte er geäußert, daß, weil ihm nun lange nichts Unheimliches begegnet ſei, nächſtens gewiß etwas Außerordentliches erfolgen müſſe. Darauf könne er, zufolge ſeiner Erfahrung, nach einer ſo langen Pauſe, allezeit ſicher rechnen. Uebrigens — fügte er hinzu — laſſe ich mich das alles nicht weiter anfechten, mache, wenn ein Geiſt an mir vorübergeht, in Gottes Namen mein Kreuz und bin geborgen.

Auf Herrn Schrecks Frage aber verſicherten mehrere, daß ſie auch kein Wort von der Erſcheinung in voriger Nacht gehört hätten.

Aber — fuhr er fort — Sie wiſſen doch von dem Mönche, der bereits vor Jahrhunderten auf hieſigen Wällen bisweilen umgegangen ſeyn ſoll?

Einige wollten ſo etwas einmal vernommen haben, Andre ſchüttelten den Kopf.

Ei — sagte nun Herr Schweppermann — von der Historie hat mir meine selige Großmutter schon erzählt. Nicht wahr, der Mönch erschien gewöhnlich vor unglücklichen Landesereignissen, trug den Kopf unterm Arme und dabei eine Laterne in der Hand.

Richtig! sprach Herr Schreck. Neuerlich hat man zwar daran zweifeln wollen, aber — —

Aber — unterbrach ihn einer — Sie wären wohl im Stande, solchen Unsinn für wahr zu halten?

Herr Schweppermann warf einen sehr verdrießlichen Blick auf den Zweifler und der Advokat fuhr ruhig fort: Ich kann die Wahrheit der Sache dahingestellt seyn lassen. Doch habe ich, in der Voraussetzung, daß man die Sage von voriger Nacht wissen werde, die Historie dieses Mönchs, wie ich sie vor Jahren einmal in einem alten Manuscripte fand, abgeschrieben mitgebracht, um sie zum Besten zu geben, da sie glücklicher Weise nicht allzulang ist.

Ei, sprach hier Herr Schweppermann, der in der Gespensterliteratur wohl Bewanderte, damit

haben Sie unſern Dank gar ſehr verdient. So viel auch darüber geſprochen und hin und wieder geſchrieben worden, ſo giebt es doch noch gar nichts Befriedigendes über dieſe Erſcheinung. Wollten Sie mir die Schrift wohl ein wenig erlauben?

Mit Vergnügen! antwortete der Advokat. Doch mehrere der Uebrigen machten ihre gleichen Anſprüche darauf geltend, daher Herr Schreck ſich bewogen ſah, die Sage vorzuleſen. Sie lautete folgendergeſtalt:

In dieſer letzten Zeit begab es ſich, daß der Landsknecht, welcher an der Baſtei beim Wilsdruffer Thore allhie Wache halten ſollte in der Mitternachtſtunde, wie man kam ihm abzulöſen, auf dem Erdboden, gleichſam als ſei er plötzlich verſtorben, ausgeſtreckt und ſteif liegend befunden wurde; ſo daß man denſelben auf einer Trage zurück nach dem Wacht bringen mußte. Hier aber gab er alsbald einige Zeichen des Lebens von ſich: worauf er, durch Anwendung allerlei zweckdienlicher Mittel, endlich die Augen wieder aufthat. Gott Lob! — rief da der Knecht aus — daß ich wieder unter Menſchen bin; denn es

war doch gar zu grauenhaft, was mir eben begegnet iſt. — Nun drang man in ihn, ſein Begegniß kund zu thun, und er ſagte:

Ihr wiſſet insgeſamt, liebe Geſellen, wie ich mich im Kriege herumgeſchlagen und deß noch Zeugniß trage, in dem Kreuzhiebe hier auf der Stirne. Als ich aber vorhin auf meinem Poſten ſtand, da gewahrte ich plötzlich einen wunderlichen Lichtſchein, welcher, wo der Wall in die Krümme geht, herüberkam und immer näher an mich heran. Da entdeckte ich, daß der Schein von einer Laterne ausging. Als ich nun: wer da? rufe und es nicht antwortet, da trete ich dem Lichtlein näher und ſiehe einer der Brüder Baarfüßer ſteht vor mir, etwas unter dem Arme tragend. Und weil keine Antwort erfolgt war auf mein Anrufen, ſo rufe ich nochmals, und zwar ungeduldiger. Denn was hat, meine ich, um dieſe Zeit ein Ordensbruder auf dem Walle zu ſchaffen? Da antwortet er denn. — Aber ſein: gut Freund! klang ſo leiſe und hohl und ſchauerlich, daß es mir zitterte durch Mark und Bein. Bald darauf entdecke ich gar, wie das Ding, das nunmehro dicht vor mir ſteht, ſein

Haupt nicht auf den Schultern, sondern unterm Arme trägt.

Was aber seitdem sich mit mir begeben, ist mir unbekannt. —

Solcher Mähr erstaunten seine Gesellen und harreten sehr auf die Rückkehr des Knechtes, welcher den Wiederbelebten abzulösen gegangen war. Der zweite aber hatte nichts gesehen, so wenig wie alle darauf folgenden Landsknechte, welche insgesamt gar schweren Herzens nach der Bastei gegangen waren. Denn keiner zweifelte, daß dem ersten wirklich die Erscheinung begegnet sei, weil sie nicht glauben mochten, daß eitel Furcht ihn geneckt habe, maßen er für einen ganz unerschrockenen Degen allgemein geachtet wurde.

Es kam auch am folgenden Tage die meisten vor der Wacht in der Mitternachtsstunde an jener Bastei ein Grausen an. Da trat einer aus ihnen, der solches merkte, hervor und sprach: Obwohlen auch ich nicht gelernet mit Feinden umzuspringen, so nicht Fleisch und Bein haben, so denke ich doch den Dienst um Mitternacht an dem benannten Orte zu versehen, wenn er mir

anvertrauet werden wollte. Keineswegs aus Fürwitz; denn der sei ferne von mir!

Da war man froh, daß sich einer freiwillig fand für den bedenklichen Posten, und schickte ihn, als die Stunde kam, zu jener Bastei auf die Wacht. —

Der Landsknecht hatte vollauf Zeit gehabt, sich die Sache zu überlegen, und rief, als er schon da stand, seine Gedanken noch einmal daran zurück. Was kann mir, dachte er, Unrechtes begegnen, da ich nichts Unrechtes gethan, noch im Sinne habe, vielmehr lediglich meiner Pflicht nachlebe. Das stärkte ihn denn gewaltiglich.

Gleichwohl ward ihm auch wieder gar bang und unheimlich, wenn ein Knistern oder Rascheln sich vernehmen ließ, oder er sich einbildete, nunmehro wirklich einen hellen Schein oder gar das Lichtlein schon selber um die Krümmung des Walles herumkommen zu sehen. Ein eiskalter Schauer aber durchzog plötzlich seinen ganzen Leib, als jetzt, nicht langsam heran, wie bei dem von gestrigem Tage, sondern ganz plötzlich der Haarfüßer, der keinen Kopf hatte, mit seiner Laterne so dicht neben ihm aus dem Erdboden heraufstieg,

daß

daß er den Saum ſeines Waffenrocks berührt glaubte von dem Geiſte. Da prallte er heftig zurück, und entſetzte ſich vollends beim Anblicke des Hauptes, welches der Mönch unterm Arme trug. Denn es war, wie eben erſt vom Scharfrichter abgeſchlagen, und es ſchien noch Blut daraus zu fließen auf den, der es trug. Auch entſann ſich der Knecht, daß die Geſichtszüge daran einem jungen Manne gehörten, der, wie er der Landsknecht vor etwa einem halben Jahre, als gar ſchöner Vollmond leuchtete, ebenfalls um Mitternacht bei einer Baſtei des Walles, die nach der Elbe hinaus geht, Wache halten mußte, dort aus einer Sänfte ſtieg. O — ſo hatte damals der junge Mann die Hände ringend immer ausgerufen, wie bin ich ſo elend und doch ſo unſchuldig. Ja, ja, ich bin es, ich ſterbe unſchuldig! — Deß war jedoch nicht geachtet, ſondern der Jüngling nach dem Innern der Baſtei, dem heimlichen Gerichte, die Jungfrau genannt, hinabgeführt worden, und bald darauf hatte der Landsknecht außen die Schwerter der Jungfrau unten im Gericht zuſammen klirren hören; ſodann mehrere ſchwarze Männer heraus kommen, und nachdem

der Eingang verschlossen worden, hinweggehen sehen. Aber der junge Mensch kam nicht zurück mit ihnen!

Schon da graute es dem Landsknechte sehr vor den schwarzen Männern und ihrer heimlichen That. Jetzt aber, als er den Kopf des damals Vermißten so frisch und wie lebend unterm Arme des Gespenstes gewahrte, so wäre er fast seiner Sinne unmächtig geworden. Doch raffte er seine Kraft noch zu rechter Zeit zusammen, bedachte, was sein Hierseyn auf sich hatte, und rief dann unter dem Zeichen des Kreuzes aus: Alle guten Geister loben Gott den Herrn!

Ich auch! antwortete dumpf und schrecklich der Rumpf des Mönchs und das Haupt unter seinem Arme regte sich und schlug einen Blick zum Himmel hinauf. —

Wer bist Du, fragte nunmehr der Knecht, und was begehrest Du mein?

Da antwortete der Mönch: Ich bin ein Anzeiger des Unglücks, welches sich binnen dreien Tagen im Lande begeben wird. Du magst das wiedersagen jedermann. Doch habe ich noch eins auf

dem Herzen, wovon keiner wiſſen ſoll, als der gelahrte und fromme Frater Ambroſius, der Baarfüßer im hieſigen Kloſter. Willſt Du mir hiervon Schweigen geloben gegen jedermann außer ihm?

Das gelobte der Knecht und der Geiſt begann folgendermaßen:

Der Geſchlechtsname, den ich führe, gehört leider! nicht mir allein, drum ſoll die künftige Zeit, der meine ſchwere Schuld und Strafe zur Buße dienen kann, ſolchen nicht mit erfahren. In der heiligen Taufe wurde ich Berthold genannt. — Ach, ſchon gar frühzeitig begann ich meinen ſündlichen Trieben ingeheim nachzugehen und mit Weibsbildern ein ärgerliches Leben zu führen. Einsmals, auf dem Wege nach der Kirche zu unſerer lieben Frauen, erſah ich eine Weibsgeſtalt im erſten Glanze der Jugend. Mit Hülfe eines ächten, adelichen Herkommens, und der guten Glücksumſtände meiner Aeltern, wußte ich mir Eingang in das Haus von Kunigundens Vater zu verſchaffen, welcher eine der oberſten Stellen im Lande bekleidete. Der Mann war mir hold über Verdienſt. Aber das Fräulein

weigerte sich, mir die Hand zu geben, um welche ich bei ihm angehalten hatte, maßen sie in ihrem Herzen das Bild eines Andern trug, den der Vater, weil er an Herkommen und Glücksgütern mir nachstand, ihr nun nicht mehr zum Gemahl geben wollte.

Nachdem ich nun sahe, daß all mein Fleiß, Kunigunden von dem Andern abzuwenden, fruchtlos war, und die Leidenschaft in mir immer größer und größer wurde, da gerieth ich auf den ruchlosen Gedanken, den von ihr Begünstigten aus dem Wege zu räumen. Ein Zufall bot mir hierzu die Hand. Als ich eben wieder, Kunigundens halber, mit der Zofe, die ich durch Geld gewonnen, Unterhandlung pflog, diese aber zu allem den Kopf schüttelte, da ersah ich — denn wir standen in ihres Herrn Arbeitszimmer, in dessen Reinigung sie eben begriffen war — auf dem Schreibetische ein Blättlein mit einem Aufsatze in lateinischer Sprache. Der Inhalt machte mich aufmerksam. Ich las weiter, und es war von einem Geheimnisse die Rede, so wichtig, daß es unfehlbar jedem, der darum wußte, das Leben kosten konnte.

Als nun die Zofe das Blättlein gewahrte in meiner Hand, da sagte sie zu mir: Lieber Herr, wollet doch um meines guten Rufes willen alles hier auf dem Tische unangetastet lassen, indem mein gnädiger Graf unter Bedrohung, mich sofort aus dem Dienste zu jagen, mir verboten hat, etwas zu verändern auf diesem Tische oder gar in die Hand zu nehmen. Auch soll mir ein Gleiches widerfahren, wenn ich irgend jemand über diese Schwelle lasse. Denn so wohl er Euch auch sonst will, dieses Zimmer würde er doch selbst für Euch verschlossen halten.

Darauf nun legte ich zwar das Blättlein wieder an seinen Ort, entfernte mich auch sogleich aus dem Hause, doch nur um einige Stunden später, wo der Hausherr zugegen war, zurückzukehren. Mit wenigen Worten deutete ich da ihm an, daß ein gewisser junger Mann — hier nannte ich Kunigundens Buhlen — in überaus strafbaren Verbindungen stehe. Ich ließ Worte fallen von seinen angeblichen Aeußerungen, welche einzig aus jenem Blättlein geschöpft waren. Da erbleichte Kunigundens Vater, dankte mir für den wichtigen Dienst, so ich dem Staate geleistet, und

ging dann, wie er sagte, um Maßregeln zu nehmen, den Verrath zu hindern. —

Erst in der folgenden Nacht kam ich zum Besinnen wegen meiner fräulichen Handlung. Nach einem höchst unruhigen Schlafe erwachte ich auf einmal wie durch Schwertgeklirr. Ich zitterte am ganzen Leibe, als es geschah. Sogleich dachte ich an den jungen Mann, und es war, als ob seine Todesangst auf meinen Körper hernieder träufe und mir eiskalt bis tief in die Seele gehe.

Mit dem frühesten Morgen erkundigte ich mich nach ihm und er war verschwunden, kein Mensch wußte wohin.

Leider! rief hier der Landsknecht aus, leider habe ich's gesehen, wo er verschwand; gesehen und gehört. Das Schwertgeklirre war auch dabei!

Nachdem er dem Geiste nähern Aufschluß hierüber gegeben, fuhr dieser seufzend also fort:

Aber der ungeheuere Frevel brachte meiner Leidenschaft auch kein Gedeihen! War mir bei Lesung jenes Blättleins vielleicht etwas entschlüpft, oder schöpfte die Zofe sonst Verdacht, genug, als niemand wußte wohin der junge Mann gekommen,

und sich auch späterhin keine Spur wiederfand von ihm, da trieb ihr Gewissen sie, einen Verdacht über mich gegen ihren Herrn zu äußern und zu entdecken, daß ich in seinem Schreibezimmer gewesen und hier einen Zettel vom Tische in der Hand gehabt. Mein Diener, in vertraulichem Umgange mit der Zofe stehend, kam eines Abends eiligst nach Hause und sagte mir das, hinzufügend: Eilet Herr, daß Ihr fortkommet in die Fremde hinaus. Denn ich weiß gewiß, daß Euere Freiheit, ja wohl Euer Leben gefährdet ist im Laufe dieser Nacht.

Da zog ich noch an demselben Abende fort aus Dresden und verließ das Sachsenland und kam gen Böheim, wo ich mich in der Hauptstadt Prag eine Weile unter fremdem Namen aufhielt.

Aber der arge Geist der Hölle hatte mich nun einmal ergriffen und trachtete, mich immer tiefer in sein Verderben zu ziehen. Tag und Nacht spiegelte er mir für, von wie großer Schöne Kunigunde sei, und daß alles Glück so lange mir fehlen werde, als ich ihres Besitzes mich nicht erfreuen könne. Da faßte ich denn thörichter Weise

den Vorsatz, wieder nach Dresden zu ziehen, und diejenige mit Gewalt zu nehmen, welche sonst schwerlich je die meinige werden konnte.

Eines Morgens begab ich mich unter der Larve eines vom Baarfüßerorden zu Fuße zurück, kam auch am dritten Abende in der genannten Stadt an. Meine hiesigen Kundschafter hatten mir berichtet, daß die Zeit günstig seyn werde meinem unseligen Beginnen, indem Kunigundens Vater grade abwesend. Von einem falschen Barte und schwarz gefärbten Augenbraunen zur Gnüge entstellt, wagte ich im Finstern, eine kleine Laterne in der Hand, in sein Haus zu gehen, und Namens der Brüderschaft um eine milde Gabe zu bitten. Zuvor hatte ich meine Vertrauten angestellt, die Dienstleute auf irgend eine Weise zu entfernen, und eine hierzu besonders eingerichtete Sänfte, die zu verschließen war, für das Fräulein im Hause bereit zu halten. Nur allzubald aber entdeckte ich die Untreue meiner Leute. Denn als ich eben im Begriff war, mich Kunigundens mit Gewalt zu bemächtigen, siehe, da trat ihr Vater in's Zimmer, eine Donnerbüchse in der Hand, und meine Dienstleute geleiteten ihn und

hatten sich meiner bemächtiget, ehe an Flucht oder Wehr zu denken war.

Nun ich sah, daß Rettung unmöglich sei, so gestand ich alles beim ersten Befragen; wodurch ich wenigstens so viel Begünstigung erlangte, daß man meine Verwandten nicht durch meine öffentliche Hinrichtung der Schande aussetzte. — Noch in derselben Nacht zerschnitten die nämlichen Messer der Jungfrau, unter welche ich vor Kurzem den Unschuldigen geliefert, mein elendes Leben. Ach, ich wäre allzu glücklich gewesen, hätten sie mich bloß von dieser lastenden Bürde befreit. Aber nein, sie lieferten mich nur dem unsichtbaren Richter aus. Kaum war mein Leben dahin, so wurde ich von ihm verurtheilt, schrecklich verurtheilt. Theils in dem leeren Raume zwischen Himmel und Erde schwebend, theils in flammende Tiefen der Unterwelt eingeschlossen, muß ich deß durch mich Gemordeten Haupt immer bei mir tragen, und wegen des großen Unheils, so ich verübt, mich von Zeit zu Zeit auf diese Erde zurückbegeben, um ein Bote des Unheils hier zu seyn, von jedwedem vermieden und verabscheuet. Denn der Zorn des Himmels folgt dem Verbrechen

überall! — Auch Kunigundens Vater bleibt nicht ungestraft, daß er, nach eiteln Dingen trachtend, der Tochter den rechtlichen Buhlen, den sie liebte, und der sie beglückt hätte, eigensinnig verweigerte. Denn wie Du mich hier siehest, muß ich allezeit in Kunigundens Geburtsnacht und der Sterbenacht ihres Buhlen vor des Vaters Bette treten. —

Der Landsknecht tieferschüttert von dem, was er vernommen, fragte:

Und für immer, Du beklagenswerther Geist, bist Du verdammt zu so unseligem Treiben?

Nicht für immer; der Herr sei gelobt! so hieß die Antwort. Einst soll auch mein Stündlein der Gnade erscheinen. Aber dieses Einst, wer weiß, ob nicht lange, Ewigkeiten lange Jahrhunderte zwischen heute und meiner Erlösung liegen. Zu Abbüßung der begangenen Freveltaten liegt mir unter andern auch ob, diejenigen Aeltern zu bessern, welche, verstockten Herzens, ihren Kindern statt solcher ehelichen Bündnisse, in denen sie ein gottseliges Leben führen würden, andere aufdringen wollen, die ihnen ein Gräuel und dem Bösen ein Wohlgefallen sind. Leider

jedoch ist mir nicht vergönnet, ihnen wörtliche Warnung zu geben. Nur mit aufgehobener Hand bedrohen darf ich sie. Verstehen sie dieses nicht, so ist der Gang mir sowohl als ihnen verloren!

Hier — so schaltete der Vorleser ein — hier fehlt leider! eine ziemliche Stelle in dem alten von Moder gebräunten Manuscripte, welche weggebrochen war. Aus einigen stehengebliebenen Worten zu schließen, enthielt sie etwas Näheres über die Bedingungen, unter denen der Geist von Zeit zu Zeit erscheinen konnte und endlich Erlösung zu hoffen hatte. Der Aufsatz ist, besage des Schlusses, wörtlich getreu nach der Erzählung des Landsknechts, welcher darin ein für seinen geringen Stand ungemein redner *) Mensch genannt wird, vom Bruder Ambrosius, Bertholds nahem Verwandten, abgefaßt und unterschrieben, auch auf weiter durch ihn eingezogene Erkundigung mit der geschichtlichen Einleitung, wie ich solche vorgelesen habe, ergänzt worden. — Vor einiger Zeit gelangte sie,

*) beredsamer.

schon so defekt, wie ich sie gefunden, durch Erbschaft in die Hände eines meiner Bekannten, dessen Großvater — welcher viel auf sie gehalten — in einem Nebenblatte mehrere Notizen über das spätere Erscheinen des Geistes hinzugefügt hat. Diesen Notizen nach soll er neuerlich in einen bessern Zustand gerathen und seine Wohnung nicht mehr in der Luft, auch nicht in flammender Erde, sondern in derjenigen Bastei des Walles haben, welche vorhin zum heimlichen Gerichte gedient, dann aber in einen Pavillon verwandelt worden ist. So lange letzterer gestanden hat, soll der sogenannte Mönch, als gestört in seiner Ruhe, oft in der Nähe gesehen, auch in gewissen Nächten des Jahres ein herzschneidendes Aechzen und jenes furchtbare Schwertergeklirr daselbst gehört worden seyn. Noch gar manchem habe er da seinen Besuch im Schlafgemache abgestattet, doch niemals jemand einiges Leid außerdem zugefügt. — Späterhin, als nur noch die Ruinen jenes Pavillons übrig waren, will man von der Erscheinung nichts mehr gehört haben. Wenn es aber gegründet ist, daß in voriger Nacht wirklich der Enthauptete aber-

mals gesehen worden — was ich keineswegs verbürgen möchte! — so würden gewiß manche dem neuen, aus seinen Trümmern wieder erstandenen Gebäude, die Veranlassung dazu beimessen wollen. Uebrigens — so schloß der Vorleser — enthalte ich mich alles eigenen Urtheils über die Sache. —

Desto reicher entfalteten sich die Urtheile der Andern. Hauptsächlich gerieth das Urtheil wieder in die Hände der Kritiker der ägyptischen Löwen. Einige sprachen in zahllosen Worten die dürftige Behauptung aus, daß alles erlogen sei. Albernheiten! riefen Andere. Noch Andere suchten durch eine höchst pfiffige Miene an den Tag zu legen, welche Mühe es ihnen koste, ihr Lachen zurückzuhalten. Einer endlich — der nämliche, welcher der großen Treppe so gern deutsche Löwen gegönnet hätte — wollte doch einigen Anschein der Wahrheit in jener Sage finden. Denn — sagte er — die ächten Deutschen der Vorzeit haben bekanntlich zuweilen Erscheinungen von Geistern gehabt, so daß der Glaube daran, so zu sagen, dem deutschen Blut und Leben recht eingewachsen ist. —

Kurz alles nahm denselben Gang wie vorhin bei den Löwen, diejenigen schwiegen allein, welche vielleicht über den Gegenstand hätten sprechen können.

Auch diesmal schloß Herr Schweppermann sich an sie an. Aber nicht in so passiver, lebloser Art, wie vorhin. Vielmehr ließ er auf die Zweifler an der Gespensterwelt so unwillige Blicke fallen, daß er zuverlässig im Donnertone mit ihnen gesprochen, wären nicht ein Paar treffliche Kunden seiner Leihanstalt darunter gewesen, die er dadurch vielleicht vor den Kopf hätte stoßen können.

Endlich stand er auf und zog den Vorleser auf die Seite. Aus dem Achselzucken des Letztern war so viel zu schließen, daß er mit manchem Aufschlusse, welchen Herr Schweppermann gerne noch gehabt hätte, diesem nicht zu dienen wußte. —

Da die Herren Schreck und Schweppermann dicht nebeneinander auf der Hauptstraße in Neustadt wohnen, und es schon spät war, so verließen sie jetzt zusammen das **sche Kaffeehaus.

Offenbar war Herrn Schweppermann der Mönch auf die Sprachorgane gefallen. Wenigstens schienen die vielen Hm, die er kopfschüttelnd auf der Straße ausstieß, eine Menge in der Geburt erstickter Bemerkungen kund zu geben. Endlich, in der Gegend des Taschenberges, wendete er sein Gesicht rasch nach der Straße, welche dahin führt, weil dort der Bruder Ambrosius vormals seine Zelle hatte. Dann sagte er: Es ist doch was ganz Wunderliches um die Geisterwelt! Das aber hätte ich nimmermehr gemeint, daß jener Mönch noch immer auf Erden herumwandeln sollte!

Ich, wahrlich, eben so wenig! antwortete der Advokat. Er soll neuerlich von Neustadt herüberkommen und dann seinen Weg über die große Treppe nach der Brühlschen Terrasse hinaufnehmen. — Uebrigens, Herr Schweppermann, weiß man ja, was die Menschen bisweilen sehen; was eine gereizte Einbildungskraft dabei thun kann! Ein Mann wie Sie, der in seiner Leihbibliothek gewissermaßen die sämtlichen Geheimnisse der wirklichen sowohl als der Titular-Geisterwelt beisammen hat, der kann ein Wort davon

erzählen, was im Sehen ſolcher Dinge oft für Mißgriffe geſchehen.

Während dieſer Reden waren ſie durch das Schloßthor gekommen. Da überfiel Herrn Schreck mit einem Male ein ſolches Huſten, daß ſein Gefährte in Furcht war, es möchte ihn erſticken. Was dann anfangen mit der Leiche, da ſich keine Seele mehr ſehen ließ auf der Straße als die Schildwache im Innern des Thores, die von ihrem Poſten nicht wegdurfte? Solche Vorſtellungen machte ſich nämlich Herr Schweppermann, der überhaupt furchtſamer Natur iſt, und immer alle Dinge ſogleich von der ſchwärzeſten Seite betrachtet.

Hier hätte er dergleichen Sorgen gar nicht nöthig gehabt. Denn der Huſten hörte auf einmal wieder völlig auf, wie er auf einmal gekommen war, und ſie gingen ruhig weiter.

Auf Herrn Schweppermanns Seite jedoch dauerte die Ruhe gar nicht lange. Herr Schreck! ſprach er jetzt auf einmal ganz leiſe, lieber Herr Advokat Schreck! Dazu hielt er ſeinen Begleiter am Aermel feſt.

Nun? fragte der, ganz verwundert.

Mein Gott, ſehen Sie denn nicht? Da ſteht es ja!

Was ſoll ich ſehen?

Sehen Sie denn nicht, wie es uns anſchauet?

Phantaſieen! rief der Advokat, kommen Sie, kommen Sie! Am Ende wollen Sie mich wohl ſelber mit dem Mönche zu fürchten machen?

St! Ich bitte Sie doch um Gotteswillen, Herr Advokat!

So kommen Sie doch! ſprach Herr Schreck, im Tone des Unwillens.

Tiefſeufzend ſagte nun der Leihbibliothekar: Endlich! Endlich, Gott Lob, geht es, und wirklich nach der Treppe.

Herr Schweppermann — ſo ſagte nunmehr der Advokat, ſtehen bleibend — ehe ich einen Schritt weiter gehe mit Ihnen, erklären Sie Sich, ob Sie mich zum Beſten haben wollen?

Aber, beſter, engliſcher Freund — verſetzte der Andere — Sie können Sich ja mit eigenem Auge überzeugen! dort ſteigt er eben die Treppe mit ſeiner Laterne hinauf! —

Der Advokat verſicherte dagegen, nicht einmal

die Laterne zu setzen, und fuhr auf dem Wege über die Brücke fort, Herrn Schweppermann, der den ganzen Mönch, just wie er beschrieben worden, gesehen haben wollte, umsonst zu überreden, daß er nichts als ein Bild seiner eignen, gereizten Phantasie vor sich gehabt habe.

Sie hatten endlich ihre Wohnungen erreicht. Da fragte der Advokat, ob noch so spät für ihn in der Leihbibliothek ein Buch zu haben sei?

Zehn für eins! war die Antwort, und beide stiegen mit einander die Treppe hinauf. —

Oben in der Leihbibliothek aber gab es eben ein lebendiges Gemälde, wie nach Gerhard Dow, nur von verbessernder Schneiderhand in unsere Tage versetzt. An dem einen Ende eines schmalen Tisches saß nämlich ein junger Mensch, nicht sonderlich von Aeußern, aber voller Aehnlichkeit mit Herrn Schweppermann. Eingeschlafen ruhte er mit dem Kopfe auf dem Schnitzwerke einer altväterischen Stuhllehne, und schien eben die Härte des Zieraths im Traume bitter zu empfinden. Am entgegengesetzten Ende des Tisches schlief, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, eine für ihre

vierzig Jahre ziemlich wohl erhaltene Frau. Als sei ihr eben ein artiges Kunststück gelungen, so schlau und fröhlich sah ihr angenehmes Gesicht aus, welches mit ihrem vis à vis den vollkommensten Kontrast bildete. Der Tisch selbst stand so dicht an der Fensterseite, daß dahinter kaum noch jemand zu sitzen vermochte, und wer ja etwa dahinter saß, gewiß auf keine Weise heraus konnte, ohne einen der beiden lebendigen Riegel aufzuwecken, welche der Schlaf mehr als gewöhnlich in die Breite getrieben hatte. Und in der That saß jemand hinter dem Tische, die Person nämlich, welche Herrn Schweppermanns Leihbibliothek seit anderthalb Jahren so gewaltig in Aufnahme brachte: das blonde Frizchen mit dem Wuchse einer Hebe, aus deren blauem Auge jedem, der sie ansah, ein köstlicher Nektar in's Herz rieselte, wenn er nicht etwa ein fühlloser Schneemann war. Und Frizchen gegenüber an der andern Seite des Tisches saß der junge Maler Heide, ein recht feines, annehmliches Persönchen, ohnstreitig der beste Kunde der Schweppermannschen Bibliothek. Alle Abende holte er neue

Schriften. Und sonderbar, Anfangs, ehe man ihn kannte, war er so wählig, daß er über ein Paar Bücher eine ganze Seigerstunde suchen konnte. Seit er's aber zu dem Rechte gebracht hatte, Frizchens Mutter — denn das war die Vierzigerin — und dem jungen Herrn Schweppermann — das war der Mutter vis à vis — die Zeitungen Abends vorzulesen, seitdem nahm er die Bücher wie sie ihm unter die Hände geriethen, blieb aber dennoch allemal viel länger als eine Stunde da, weil er doch die Früchte seines Zeitungslesens genießen mußte. So eben waren diese wieder reif geworden, oder was eben so viel sagen will, seine beiden Zuhörer waren so eben eingeschlafen. Kaum ward er dieß inne, so ließ er auch Zeitungen Zeitungen seyn und sprach mit Frizchen über den Tisch hinüber sehr ämsig. Endlich bog sich der Maler immer weiter über den Tisch hinüber, und aus Höflichkeit bog sich Frizchen zu ihm herüber, bis sie grade über der Mitte des Tisches mit dem Munde zusammen trafen.

Kein Wunder, wenn sie unter solchen Umständen die Herren Schweppermann und Schreck

gar nicht hatten herein treten hören, welche eben dieſes lebendige Gemälde betrachteten.

Nun! rief der Hauswirth. Da merkten ſie endlich, daß noch außer ihnen Wachende im Zimmer waren, und Herr Heide ſtand auf und ſprach: Bloß um die Eingeſchlafenen nicht zu ſtören, wollte ich der Mamſell etwas in's Ohr ſagen.

Ei — verſetzte hierauf der Leihbibliothekar — ein Maler ſollte doch wohl beſſer wiſſen, was ein Ohr iſt und was ein Mund. — Marſch, Mamſell! —

Inzwiſchen waren die Schlafenden erwacht und Frizchen ſchlich ſich verſchämt hinter dem Rücken ihrer Mutter in's Kämmerchen hinaus.

Allen Reſpekt, mein Herr Heide — ſprach nun der Leihbibliothekar — vor Ihnen, als Leſekunde. Nach dem jetzigen Verfalle aber darf ich Sie wohl bitten, künftig ihre Bücher lieber hübſch am Tage zu holen, wenn ich zu Hauſe bin. —

Herr Heide hatte für dieſen Augenblick nichts zu thun, als ſeinen Abtritt zu nehmen.

Während hierauf Herr Schweppermann, ſeinen Sohn im Vorbeigehen eine ewige Schlafmütze

scheltend, nach den Büchern für den Advokaten suchte, zischelte letzterer der Frau Trick, Frizchens Mutter, etwas zu, worüber sie ihm ihren vollen Beifall bezeigte. —

Als sodann Herr Schweppermann den Leser hinaus leuchtete, sagte dieser noch an der Treppe: Versprechen Sie mir, ja niemand eine Silbe von Ihrer Vision auf dem Schloßplatze zu erzählen. Denn wahr oder unwahr, ich meines Orts müßte läugnen, daß mir auch nur das Geringste vorgekommen, und Sie könnten dann leicht in den Verdacht gerathen, gewisse — überspannte Ideen zu hegen, wodurch nach und nach vielleicht, wenn es bekannt würde, Ihre jetzt so schön angebrachte Leihbibliothek wieder herunterkommen dürfte.

So böse Herr Schweppermann auch über den Sinn war, welchen der Advokat mit der Benennung: überspannte Ideen zu vermänteln suchte, so gelobte er doch ein völliges Verschweigen der Sache. Sein Gewissen sagte ihm überdieß, daß er in die Kategorie derjenigen gehöre, denen das Gespenst, der Sage nach, seinen Besuch zu machen pflegte. Denn, wie oft auch

Frizchens Mutter ihm darthat, daß die Temperamente ihrer Tochter und seines Sohnes gar nicht zusammen paßten, so beharrte er doch auf seiner Lieblingsidee ein Pärchen aus diesen Leuten zu machen. Er sah nämlich Frizchens wohlthätigen Einfluß auf den schwunghaften Betrieb seines Gewerbes recht gut ein, und da er letzteres seinem Sohne künftig allein zu überlassen dachte, so wollte er ihm in Frizchen ein werbendes Kapital mit zutheilen, wegen dessen Sicherheit der junge Schweppermann um so weniger gefährdet war, weil des Mädchens Sitte nicht einmal ihre streitigen Punkte hatte. Denn was vorhin über den Tisch hinüber von ihr geschah, das gewinnt ein ganz anderes Ansehen, wenn man erfährt, daß Frau Trick bereits wußte, der junge Maler Heide sei durchaus kein Heide in der That, ja er wolle an Frizchen noch weniger zum Heiden werden, vielmehr — lieber heute als morgen — das christliche Werk der heiligen Ehe mit ihr beginnen. Doch konnte Frau Trick, als Herrn Schweppermanns arme Verwandte, bei den Absichten, welche er mit ihrer Tochter hatte,

ihren und des Mädchens heißesten Wunsch bis dahin nicht durchsetzen, oder auch nur in etwas vorwärts bringen. —

Herr Schweppermann würde übrigens diesen Abend seine rauhe Seite noch ganz anders herausgekehrt haben, wäre nicht sein Andenken an die Erscheinung Frizchens Schutz gewesen. In der That war er auch während der bangen, kummervollen Nacht nicht ganz einig mit sich, ob er Frizchen, sein Mündel, wirklich dem Maler Heide zur ehelichen Hausfrau überlassen solle oder nicht. Sein Sohn konnte ja, selbst beim gänzlichen Untergange der Lesebibliothek, von dem hübschen Vermögen leben, das ihm nach des Vaters Tode zurückblieb, und bedürfte daher der Nothhülfe gar nicht, welche ihm sein Vater mit einer hübschen Frau zu verschaffen dachte. —

Allein mit dem Anbruche des Morgens traten die Aussichten für des Malers Wünsche auf einmal wieder in einen höchst düstern Nebel zurück. Herr Schweppermann fragte sich nun in ganzem Ernste, ob er auch recht gesehen und nicht vielmehr die Erscheinung auf dem Schieß-

platze wirklich ein Fehler seiner Phantasie gewesen seyn möge. Daher rief er denn auch bald nach dem Aufstehen Frizchen zu sich, las ihr den Text wegen des Abends, hielt dann der Mutter gleichfalls die Sache vor und sprach, daß, möge Frizchen nun seinen Sohn heirathen oder nicht, so viel gewiß sei, daß er niemals seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit Heide geben werde. Denn man möge sagen was man wolle, die Malerei sei doch immer eine brodlose Kunst. —

Der arme Heide ahndete es, was vorgegangen war, daher wollte ihm kein einziger Pinselstrich gelingen. Und am Abende trat gleichfalls kein Augenblickchen ein, die Herzallerliebste zu sehen. Denn das Kammerfenster, das sonst immer erleuchtet war, sobald Herr Schwerpermann den Fuß aus dem Hause gesetzt hatte, das blieb heute finster und blieb finster; woraus der arme Verliebte schließen konnte, daß sein Widersacher gar nicht ausgegangen sei.

So finster aber dem Maler durch dieses finstre Fenster der Abend selbst wurde, so heiter

lachte ihn der folgende Morgen an. Schon mit dem Frühesten klingelte des Leihbibliothekars Dienstmädchen an seiner Thür und brachte ihm, als er geöffnet hatte, ein schönes Kompliment von ihrem Herrn, und der Herr Kunstmaler Heide möchten doch so gefällig seyn, sich baldmöglichst zu dem Herrn Leihbibliothekar Schweppermann hinüber zu bemühen.

Herr Heide ließ sich das gefallen. Im schlimmsten Falle hatte Herr Schweppermann noch ein Paar Grobheiten für ihn auf dem Herzen. Das mochte seyn, wenn unser Verliebter nur, wie er hoffte, irgend eine Gelegenheit fand, Frizchen ein Billet in die Hände zu prakticiren.

Flugs brachte er auch ein Paar Zeilen, ihre nunmehr höchst nothwendigen, geheimen Zusammenkünfte betreffend, zu Papiere, brach letzteres winzig klein zusammen, und stellte sich dann bei Herrn Schweppermann ein.

Das Billet aber war ganz fruchtlos geschrieben. Herr Schweppermann sagte ihm nämlich sogleich, daß er sich noch recht gut erinnere, wie

Herr Heide vor einiger Zeit um die Hand seines Mündels, Frizchen Trick, angehalten. Damals wären der Sache einige Bedenken wegen seiner brodlosen Handthierung und sonst in den Weg getreten, die er nunmehr für erlediget achte.

Schon stand der junge Maler in Begriff, den Mann für diese so rechtschaffene Sinnesänderung an sein verliebtes Herz zu drücken. Aber er unterließ es doch, als jetzt in Frizchens Person ein ganz anderer Magnet für dieses Herz hereintrat. Ja, er war undankbar genug, sich bloß mit dem Mädchen und der Frau Trick über die Sache zu freuen, und Herrn Schweppermann gar nicht weiter zu berücksichtigen.

Genau genommen, that letzteres auch wenig Noth, wie er später erfuhr. Des Vormunds plötzliche Sinnesänderung rührte nämlich bloß davon her, daß in der vorigen Nacht der Mönch mit dem Kopfe unterm Arme vor sein Bette getreten war, und die Hand drohend gegen ihn aufgehoben hatte. Dadurch war der Erschrockene so mürbe geworden, daß er schon in der Mor-

gendämmerung den Advokat Schreck zu sich bitten ließ und ihm die Sache vertraute.

Herr Schreck wollte nun Anfangs freilich wieder, wie zwei Tage früher, den Mönch für ein Trugbild der Schweppermannschen Phantasie ausgeben. Darüber aber ward der Leihbibliothekar dermaßen unwillig, daß jener einlenkte und meinte: wenn die Erscheinung wirklich statt gefunden, so sei, um sich vor künftigen Beunruhigungen zu sichern, doch wohl das Beste, in die Heirath der beiden jungen Personen zu willigen. —

In der Folge ist es freilich an den Tag gekommen, daß Herrn Schweppermanns Visionen durch eine Truggestalt von Frizchens Mutter und dem Freunde des Malers Heide, Herrn Schreck — jedoch ganz ohne Vorwissen des Pärchens — veranstaltet worden sind. Schon nach dem verdächtigen Husten des Advokaten am Schloßthore mögen wohl manche Leser diesen in Verdacht gehabt haben.

Daß aber die vorgelesene Sage bloß erfunden sei, jener Täuschung halber, läugnet Herr

Schreck

Schreck ſtandhaft. Ohne die Wahrheit der Erſcheinung des Mönches in alter Zeit, oder auch nur das vormalige, von Vielen ganz bezweifelte Daſeyn des erwähnten heimlichen Gerichts verfechten zu wollen, behauptet er doch, die alte Handſchrift in den Händen gehabt und die Kopie davon, bis auf einige zur Verſtändlichkeit nothwendige Veränderungen im Ausdrucke, mit der pünktlichſten Treue ſelbſt beſorgt zu haben. Ganz wie die Sage ſich befunden, ſei ſie zu ſeinem Zwecke — deſſen Rechtfertigung ſchwer zu übernehmen ſeyn möchte — paſſend geweſen.

Noch iſt hier in der Schweppermannſchen Angelegenheit hinzuzufügen, daß Frizchens Mutter ihren Aufenthalt nunmehr bei der Tochter genommen hat, und Herr Schweppermann, wo er ihm oder dem Advokaten einmal auf der Straße begegnet, allezeit einen weiten Bogen um ſie herum macht. In ſeiner Leihbibliothek aber, wenn ſie Bücher holen, da ſind ſie ihm beide recht ſchön willkommen.

Seit Frizchens Abgange aus dem Hauſe iſt wirklich mancher Kunde aus der Anſtalt weggeblie-

ben; daher soll denn noch neulich Herr Schweppermann zu seinem Sohne mit Seufzen gesagt haben: Es könnte mit unserm Geschäft ganz anders stehen, wenn der fatale Mönch mit dem Kopf unterm Arme nicht gewesen wäre, oder wenigstens mir damals der Kopf auf dem rechten Flecke gesessen hätte! —

Der rothe Faden.

Tief in des Odenwaldes finſterm Schweigen
Wirft ein kriſtallner See verſtohlne Blicke
Dem Wandrer zu aus dichter Tannen Zweigen.
Vertraue keiner der geheimen Tücke
Der Wellen, die in ſeinem Schooße rinnen,
Sie ſind der Untergang von manchem Glücke.
Hier prangten lange Zeit die Thürm' und Zinnen
Von einem Kloſter, reich an ird'ſcher Habe,
Und ſchöner Himmelsbräute viel darinnen.
Da wankt in Sturmesnacht am Pilgerſtabe
Ein ſchwacher Greis einſt nach des Kloſters Pforte
Um Obdach flehend und um milde Gabe.
Allein vergebens rang er an dem Orte
Die Händ' um Mitleid bei dem eiſ'gen Regen,
Man wieß den Müden fort mit hartem Worte.

Nur eine zarte Jungfrau, die der Segen
Als Braut des Herrn, noch nicht der Welt entbunden,
Lenore, fühlt Erbarmen sich bewegen.
Doch aus der Andern Sinn ist's ganz verschwunden;
Sie schlagen lauter, als der Pilger klaget,
Der Gütigen mit kaltem Spotte Wunden.
Da braust's im Sturm: „Ihr Argen, also traget
Den Herrn im Herzen ihr, daß ihr dem Wimmern
Des Greises so geringen Dienst versaget?"
Drauf sieht man Funken aus dem Boden flimmern,
Und aufgeschossen schnell zu hohen Flammen,
Sich schrecklich wölben, ob des Klosters Trümmern.
Die sinken tief und tiefer. Zu verrammen
Die Rückkehr ihnen nach des Himmels Blicke,
Schlägt drüber bald ein Wellenchor zusammen.
Da wandelt trunken von der Liebe Glücke
Einher den ostversuchten Pfad ein Ritter
Und schrickt, weil hier kein Kloster mehr, zurücke.
Allnächtlich rührt' er leise sonst die Zither,
Dann kam, die ihm zu eigen sich ergeben,
Lenore, seine Liebste, stets an's Gitter.

Und ſeine Bruſt füllt ein unendlich Beben,
Als keine Spur des Kloſters auszufinden.
„Wo biſt du, ſeufzt er, mein geliebtes Leben?“
Nun tönt es ſchaurig aus des Sees Gründen:
„Komm morgen Nacht, ſo wird aus meinem Spiegel
Ein blutroth Fädlein Dir herauf ſich winden.“
Dann ſchließt der Welle Mund des Schweigens Siegel,
Zur Heimath ſchleichet er, doch kehrt er wieder
Die nächſte Nacht auf banger Liebe Flügel.
Verlangend blickt zum See ſein Auge nieder,
Und wie nun blutroth ſich ein Faden zeiget,
Durchzittert plötzlich Schauer ſeine Glieder.
„Lieb' oder Tod!“ ruft er jedoch und neiget
Die Hand zum Fädlein. Kaum von ihm errungen
Iſt's die Geliebte, ſo der Flut entſteiget.
„Dein Laut, ſagt ſie, iſt bis zu mir gedrungen;
Des Ew'gen Schluß, den keiner je ergründet,
Hat mit den Schuld'gen mich in eins verſchlungen.
Doch ſchuldig war auch ich in Lieb' entzündet,
Und bin erſt durch die Fluten losgeſprochen
Von dem Gelübde, das auf ewig bindet:

Denn vorbehalten blieb in wenig Wochen
Der Eid mir, welcher mich von Dir geſchieden,
Und ſchon hatt' ich im Herzen ihn gebrochen.
Nun bin ich, Theurer, Dein im ſtillen Frieden,
Doch darf ich nur die mitternächt'ge Stunde,
Nach langem Flehn, Dir zum Vereine bieten.
Furchtbare Trennung drohet unſerm Bunde,
Wenn ſpäter wir beiſammen je verweilen,
Der Faden reißt dann mir zur Todeswunde."
Und mochten Blitze glühn und Stürme heulen,
Sah nun doch jede Nacht Lenorens Treuen
Nach des geheimen Sees Ufern eilen.
Und immer muß das Wunder ſich erneuen:
Kaum hat das rothe Fädlein er gezogen,
So darf er ſich an Liebchens Anſchaun freuen.
Und immer iſt die Zeit zu ſchnell verflogen,
Wenn ſie, beſorgend des Vereines Störung,
Hinuntergleitet in die bleichen Wogen.
Doch überſchritten einſt ſie in Bethörung,
Durch Liebeshauche, Blick' und ſüßes Koſen,
Die ſtrenggemeßne Stunde der Erhörung.
Gemahnet dann erſt durch der Wellen Toſen,
Seufzt die Geliebte, ſich hinunterſenkend:
„Nun iſt der Dolch dem Glück ins Herz geſtoßen."

Des Schreckenswortes immerdar gedenkend,
Befällt den Rittersmann das bängſte Zagen,
In künft'ger Nacht zum See die Schritte lenkend.
Er ſieht den Faden aus den Wellen ragen,
Doch ſchauerlich im Ahndungsweh befangen,
Will ſeine Hand ihn nicht zu faſſen wagen,
Allein, die monderhellten Wellen klangen
So mild wie ſonſt; er kann nicht widerſtreben:
„Lieb' oder Tod!“ ruft glühend ſein Verlangen.
Da reißt das Fädlein, wie er's will erheben
Und Blut durchſtrömet plötzlich jede Welle.
„Das iſt das theure Blut von ihrem Leben!
Dein will ich bleiben!“ ruft er, und zur Stelle
Stürzt er hinunter, ihr ſein Wort zu bürgen.
Da wird das blut'ge Waſſer wieder helle,
Wie ihr's noch heut erſchaut bei Neuenkirchen.

Der Lügenſtein.

Als ſchon vom Tagewerk müd' und matt
Jedermann ſchlief in Halberſtadt
Und nur der Wächter herum noch ging,
Während der Mond am Himmel hing
Um ſich den tiefen Grund zu beſchauen,
Worauf ſie den heiligen Dom wollten bauen,
Da ſtieg ein Mann aus dieſem Grunde,
Das war euch ein gar ſeltſamer Kunde.
Man merkte nicht das kleinſte Loch,
Wo er hervor aus der Erde kroch,
Dazu ſtand er mitten im Vollmondſchein,
Ohne von ihm erhellt zu ſeyn
Und brummte 'was in den Bart hinein.

Dieß ſah der Wächter und dachte ſchnell:
„Hm, der iſt mir ein ſaubrer Geſell,
Doch wachend hier in Gottes Namen
Muß ich horchen, was er aus wird kramen.“
So ſchlich er leiſe zu ihm hinan.
Da ſagte denn der fremde Mann:
„Das wird fürwahr ein ſtattlich Gebäude;
Die Menſchen ſind doch recht dumme Leute!
Denn zu ſchließen aus der geräumigen Stelle
Iſt das ſicher ein neuer Weg zur Hölle,
Durch Spiel und Wein und andern Unfug.
Dächte ſie hätten ſchon Wege genug,
Nach meinen unterirdiſchen Reichen.
Um mich indeß erkenntlich zu zeigen,
Will ich mit Steinen, wacker und ſchön,
Die Lieben, Getreuen reichlich verſehn.“
Geſagt, gethan! Die ganze Nacht
Werden Steine durch ihn herbeigebracht.
„Ei,“ denkt der Wächter, der ſich verborgen,
„Mein feiner Herr Urian, ſchönen guten Morgen,
Dasmal taugte, fürwahr, euer Schluß
Gerade ſo viel, wie eine taube Nuß.
Ja, wollt' ich mir das Maul verbrennen,
Könnt' ich darob euch ſelber dumm nennen.“

Der Rath erfuhr's, es erfuhr's die Stadt
Und jedermann lachte ſich trefflich ſatt;
Denn allen ſchien der Gedank' erlabend.
Doch war noch nicht aller Tage Abend.
Der Vater der Lügen, als er einſt erſchaut,
Daß man in Form eines Kreuzes baut,
Der er von jeher nicht gewogen,
Merkend wie ſehr er ſich betrogen,
Kömmt herbei mit einem ſchrecklichen Felß geflogen
Und hält ſo über dem Dome ſtill.
„Wart't," ruft er drohend da, „ich will
Euch lehren Kirchen nun gar noch bauen,
Aus Steinen, die unſereins zugehauen!
Seht hier den Felß in meinen Krallen,
Den laß' ich auf das Kirchlein fallen,
So ihr erſchufet mit ſolchem Fleiß,
Und hin iſt im Nu euer ſaurer Schweiß;
Denn getroffen von ſo artigem Steinchen
Bleibt an der Kirche kein ganzes Gebeinchen."
Darauf eilte alles Volk herbei,
Erhebend ein jämmerlich Zetergeſchrei,
Fleht es: „Herr laſſet den Dom vollenden
„Und legt den häßlichen Felß aus den Händen!"
„„Gut," ſagt der Teufel, „ſo baut denn, baut,

Ihr wißt, ich bin eine gute Haut;
Doch zeid auch ihr dafür fein billig,
Und ſetzt mir daneben ein Weinhaus, ſo will ich
Vergeſſen ſeinetwegen in Gnaden
Den gar nicht zu berechnenden Schaden,
Der meinem Reich' aus der Kirch' erwächſt,
Die ihr mir da auf die Naſe klecſt.
Doch erklärt euch ſchleunigſt, ihr lieben Leute,
Denn mein Fels will herunter mit Macht aufs
Gebäude.""
Und um des heiligen Domes willen
Müſſen ſie ſchon ſeinen Wunſch erfüllen.
„Kopfweg!" ruft er drauf und läßt vor allen
Leuten den Fels daneben fallen.
Der ſtürzt halb in den Boden hinein
Und heißet nach ihm der Lügenſtein.
Dran haftet die Spur bis dieſen Tag,
Wo des Teufels glühende Kralle lag.
Noch rafft ſie Sonntags der Kirchengemeine
Gar manchen hinweg und führt ihn zu Weine.

Wunderbuch.

Herausgegeben

von

Friedr. Bar. de la Motte Fouqué

und

Friedrich Laun.

Drittes Bändchen.

Leipzig

bei Georg Joachim Göſchen 1817.

= Gespensterbuch. 7

(s. GK)

Vorrede.

Leider, hat ein viel zu früher Tod den mir ewig theuern Apel verhindert, in diesem dritten Bändchen des Wunderbuchs die Verpflichtung zu erfüllen, welche er auf meine dringende Bitte übernahm und in einer Vorrede zum zweiten Bändchen öffentlich aussprach. Unter diesen Umständen war es mir um so erfreulicher, daß zwei von dem geliebten Verewigten inniggeschätzte Freunde, welche er bereits zur thätigen Theilnahme an diesem Werke aufgefordert hatte, meiner Einladung dazu ihr Gehör nicht verweigerten. Der hochgeehrte Name des nunmehrigen Mitherausgebers wird, wie ich hoffen

darf, mir im Voraus Verzeihung auswirken, daß ich es wagen konnte, nach Apels Hintritte noch an die Fortsetzung des Wunderbuches zu denken.

Dresden im April 1831.

F. Laun.

Inhalt.

Die drei Templer, von L. M. F. . S. 1

Der Liebesring, von F. L. . . — 57

Die Jungfrau des Pöhlberges, v. F. L. — 97

Der Bergmönch, von Br. v. Miltiz . — 149

Die Fräulein vom See, v. F. L. . — 153

Ruhme Bleich, von Br. v. Miltiz . — 191

Friedbert, von demselben . . . — 219

Altmeister Ehrenfried und seine Familie, von L. M. F. . . . . — 233

Die drei Templer.

Die Nacht lag tief über den Gebirgen des ſchottiſchen Hochlandes. Ritter Gualterus, ein edler Provenzal, ritt einſam durch die Thäler hin; bisweilen ward es ihm, als müſſe die ſeit Jahren nicht erſchaute Veſte der ſchönen Gräfin Eoilbertha ganz nahe bei des Weges nächſter Windung ihm vor Augen ſtehen: dann wieder kam es ihm vor, als ſei er durch ein gaukelndes Hexen- und Kobold-ſpiel ganz weit hinaus in die allerentfernteſte und unbewohnteſte Gegend dieſer wunderlichen Bergesforſten verbannt.

„Mag es ſich doch ſo oder anders damit verhalten!“ ſagte er endlich leiſe aber entſchloſſen in ſich hinein. „Nur daß ich erſt erfahre, ob der Sinn der hohen Frau noch eben ſo gegen mich geſtellt iſt, als vordem! Ob ſie mich noch würdig hält, zu ſprechen, wie damals: „edler Ritter Gualterus, reitet für mich gen Welſchland,

und vollführt das ernste Gericht am Herzog Rotaldo; der Sieg ist möglich; wahrscheinlich indessen der Tod; doch weiß ich: wo Gott und reine Frauen winken, fehlt es an Euerm guten Arm und Schwerte nicht!“ — O was zu jener Zeit der seligen Freude viel aufging in meinem Herzen! Und wenn es nun anders geworden wär'!“

Eine recht furchtbare Beklemmung zog ihm die sonst so starke Brust zusammen. Zwar ermuthigte er sich mit dem Gedanken: „nun, du hast doch auf deinem Zuge wahrhaftig nichts wider Ritterehre und Frauenwerth gethan; wie kann denn Edilberthas fester, frommer Sinn sich abgewendet haben von deinem reinen, ehrbarlichen Dienst!“

Aber die ängstigenden Gedanken wollten gar nicht von ihm lassen, so oft er sie auch verlachte, und endlich im fast übermüthigen Hohne den ehrnen Handschuh von der Linken zog, und damit um sich schlug in die Luft, als wolle er wüstes, thöriges Nachtgeflügel verscheuchen.

Da rauschte ihm ein wunderliches Wallen und Wandeln und Wirbeln entgegen, und eine

seltsame Stimme — eben von der Seite her, wo er hingeschlagen hatte — sagte:

„Guten Abend, Herr Ritter,
Guten Abend!
Und ist Euch so bitter
Des Lebens Stimme,
Doch ist Euch bisweilen sehr labend
In ihrem wechselnden Lachen und Grimme
Des Lebens Stimme.
Drum lachen wir all Euch an,
Euch aus,
Im wechselnden witzigen Graus!"

„Wer da?" rief Gualterus mit kräftigem Kampfeston, und hatte im selben Augenblicke den Eisenhandschuh wieder an der Hand, und die Hand am Schwert. Da lachte es nur noch wunderlicher aus den Gebüschen, aber freilich etwas scheu; und nach und nach verzog sich das Lachen, und immer mehr und mehr in die Ferne verhallend, ward es am Ende gänzlich still.

„Wunderbar!" sagte darauf Gualterus laut vor sich hin. „Als mich Gräfin Eilbertha hin-

ausſandte auf die italiſche Fahrt, wagte keiner aus dieſen ſchottiſchen Bergkobolden es, mich zu verlocken und zu verhöhnen; und nun ſind ſie mit einem Male ſo wunderlich dreiſt geworden. Ach, das iſt wohl kein gutes Zeichen für mich!“

Er ſeufzte recht ſehr tief und herzlich bei dieſen Worten. Da lachte es wieder laut und ganz nahebei, welches er jedoch ohne Zweifel für eine Menſchenſtimme erkennen mußte. Und hervor aus den Zweigen trat eine hohe, ſchlanke, braungelbe Mannesgeſtalt, eine Fackel in der Hand, welche das gewiſſermaßen ſchöne, aber recht ſcharfe und ſchon vom greiſenden Haupthaar und Bart umwallete Antlitz beſtralte. Ein ſchönes Maulthier am blanken, mit goldnen Ringen verbrämten Zaume, folgte geduldig an des Fremden Hand.

Höflich grüßend, ſagte die unerwartete Erſcheinung:

„Was überraſcht Euch denn ſo ausnehmend an mir? Ich bin ja eben kein Andrer, als der, welchen Ihr ſchon in Welſchland fandet. Der ſogenannte Abentheurer Gualfredo bin ich, derſelbe, vor deſſen ungeſtümem Angriff Herzog Re-

taldo in sein Todesblut sank, etwa ein drei, vier Wochen, bevor Ihr dahin gelangen konntet, die verheißne That wider ihn auszuführen. Nun, that es nicht Gualterus, that es doch Gualfredo. In der Hauptsache sollte man denken, wäre das immer ganz einerlei!"

Der Fremde lachte hell und heiter auf, nicht etwa auf eine boshafte Weise, aber dennoch konnte der Provenzal es nicht über sich gewinnen, daß er mitgelacht hätte, oder auch nur den Mund dazu verzogen. Da hörte der Fremde urplötzlich zu lachen auf, wiegte das stolze Haupt wie fragend hin und her, und sagte endlich:

„O Gualterus, Ihr seid bei weitem noch nicht der Mann, für den ich Euch hielt. Bildete ich mir doch ein — nach Allem, was man von Euch erzählte, und was ich noch vor wenigen Tagen durch die schöne Gräfin Edilbertha selbst von Euch erfuhr, — bildete ich mir doch ein, Ihr wäret so ein ächter Spiegel aller edlen Ritterschaft, daß Euch zwar sehr viel daran läge, was in der Welt vollbracht würde an wahrhafter Thatherrlichkeit, nicht aber wie viel davon in Eure eigne kleine Schale zu liegen käme. Und nun

murret und ächzt Ihr, weil es der Gualfredo ist und nicht der Gualterus, der den bösen Herzog Rotaldo verdientermaßen erschlagen hat. Ermannet Euch, Herr Ritter, damit Ihr Euer selbst würdig bleiben möget.“

Und etwas unzufrieden aussehend, zog er sein Maulthier auf einen nahen Fußsteig hinauf, schwang sich, die Fackel löschend, in den Sattel, und trabte, eh' noch Gualterus eines Wortes mächtig werden konnte, davon.

„Was ist es denn nun mit mir? Und hat nicht der wunderliche Fremde Recht? Und bin ich es denn noch werth, heute vor das Antlitz der Gräfin zu treten, läge auch ihre Burg ganz nahe und hell, mit offnen Pforten und gesenkten Zugbrücken mir gegenüber?“

So zürnte Gualterus wider sich selbst, und wohl gar nicht mit Unrecht. Er sprang vom Roß, entstangte es, und knüpfte es mit dem Halfterriemen an einen Eichbaum, so daß es Raum und Gemächlichkeit zum Grasen und Lagern

behielt. Dann ſtreckte er ſich tiefſinnig auf den Boden nieder.

„Wer iſt der Sämann, dachte er, der ſo häßliches Unkraut in mich hinein ſtreuen durfte? Unkraut der Eigenehre und des Neides! Wahrhaftig, Gualterus, das hätte dein ſeliger Waffenmeiſter nicht von dir geglaubt, und noch minder hätteſt du es ſelbſt geglaubt.“

Wieder lachten die Kobolde aus den Berghöhlen und Gebüſchen, und einige ſangen.

„Du fragſt, wer es geweſen,
Wer es ſich hat erdacht?
Gualterus iſt's geweſen,
Der hat es ſich erleſen
Aus eignen Geiſtes Schacht.
Gualterus, ſtolzer Ritter,
Ei, ſchmäht nicht allzubitter
Auf ſolcherlei Gedanken!
Ihr habt ſie ſelbſt erdacht.“

„Das iſt nicht wahr! das habt ihr erlogen!“ rief Gualterus kräftig dazwiſchen, und die Kobolde lachten wohl noch, aber das Lachen wich

dennoch wieder zurück, und verstummte endlich in unsichrer Scheue ganz und gar.

„Ach, wenn mich Niemand auslachen dürfte, als Ihr!“ dachte Gualterus. „Aber mit Gualfredo's Auslachen ist es weit ein andres und bedenklicheres Ding.“

Er konnte von diesem Einen Gegenstande seines Sinnens gar nicht abkommen, und wußte ihn doch eben so wenig zu seiner Beruhigung und Zufriedenheit zu lösen. Am Ende — wie es wohl in dergleichen Fällen zu geschehn pflegt — erbarmte sich der Schlaf über ihn, und schloß ihm Augen und Gedanken zu.

Aber — wie es gleichermaßen wohl auch zu geschehen pflegt — es zogen häßliche Träume und Gedanken über ihn heran. Ihm ward, als sähe er den jungen Herzog Iwein, seit Edilberthas frühem Wittwenstande ihr zum Bräutigam erlesen, unter den Hufen eines wilden, schnaubenden Rosses todtwund liegen, und auf dem Rosse sitze Gualfredo, und lache eben so unbedungen dazu, als er nur noch vor kurzem gelacht

hatte. — Dann wölbte sich wieder auf einmal ein prächtiger Dom in vieldurchschlungner Verzweigung rings umher, und Ritter Iweins Bahre ward in eine Gruft gesenkt, und derweile standen Edilbertha und Gualfredo, zur Einsegnung fertig, vor dem Altar. Im zornigen Aufschrei faßte Gualterus an sein Schwert; — da wich der Traum von ihm, und düster und wunderlich sahen die Waldbäume und die aufsteigenden Morgennebel drein. Er selbst aber zückte sein Schwert, schlug damit gegen den Schild, woraus sich immer ein ganz seltsamer Wohlklang zu erheben pflegte, und sang folgende Worte:

„Ihr Geister mit tausend Augen,
Ihr Sterne durch wolkige Nacht!
Was ich mag Gutes taugen, —
Habt ihr das wohl bedacht? —
Ihr lächelt herunter und blinket,
Als dient' ich euch zum Spiel.
Doch wie ihr schüttelt und winket,
Ich kann des Bessern viel.
Ich ziehe mir eigene Bahnen —
Ihr lauft gezügelt und blind —

Ich habe gewaltige Ahnen, —
Ihr habt nicht Vater noch Kind.
Ihr müßt euch nur nicht überheben,
Ihr Stern, im gesicherten Lauf!
Dann schaut man im Wechselleben
Recht freundlich zu euch hinauf.

Es war beinah, als ob die Sterne sich ordentlich etwas beschämt gefunden hätten über Gualterus Lied. Sie verbleichten gegen das Ende desselben, und ließen der jungen Sonne Raum, die auch alsbald hellfröhlich über Felshänge und Wiesenmatten heranstrahlte.

Dicht vor Gualterus lag Edilbertha's Burg.

Da ritt er in all dem edlen Stolze, der ihm sonst eigen zu seyn pflegte, den gewundenen Burgpfad hinauf. Daß er den argen Herzog Rotaldo nicht selbst mehr hatte erlegen können, trat ihm nur kaum in den Sinn. Es war fast, als hätte Gualfredo dieses Geschäft als ein pflichtschuldiger Knapp' oder Reisiger des kühnen Gualterus nothwendigerweise beenden müssen.

Der Thürmer blies; in den strahlendsten Mor-

genlichtern ward Edilbertha's herrliche Geſtalt auf einem Balkone ſichtbar. Sie grüßte freundlich, auf klirrten die Thore, und über donnernde Zugbrücken ſprengte Gualterus in den Hof.

Nun ſtand er oben vor der edlen Frau, und mit ehrender Milde bedauerte ſie, daß ihm Gualfredo den Sieg über den argen Retaldo vorweg genommen habe. Ein trüber Unwille flammte von Neuem in des Provenzalen Gemüth empor.

„Es iſt wahr, ſprach er, der Abentheurer, den man Gualfredo nennt, hatte das Glück, dem Herzog Retaldo zu begegnen, als dieſer, ganz in neue Frevelgedanken vertieft, von ſeiner Felſenburg hinauszog mit leichtem, reiſigen Gefolge, immer in die kühnverſchlungenſten Thäler ſüdwärts hinein, immer dem Meerſtrande zu, und nur auf den ganz allein Acht habend, — und da fiel Gualfredo's Geſchwader über ihn her, und aus der überraſchenden That blühete für den beinah noch überraſchteren Sieger plötzlich die Blume der Ehren empor.“

„Faſt auf ähnliche Weiſe hat es mir der

Ritter, den Ihr einen Abentheurer nennt, auch erzählt;“ entgegnete sehr ernsthaft Edilbertha. „Nur daß er noch vorher von Euern Heldenthaten viel zu berichten wußte, Herr Gualterus, wodurch Ihr den Gegner in solche Scheu versetzt hattet, daß er sich von dem Gebirge, Euerm eigentlichsten Tummelplatze, gänzlich abwendete, und nur auf Thaten am Meerstrande dachte, vielleicht gar nur auf eine gesicherte Flucht. Und da rühmte es denn Gualfredo gar sehr, daß Ihr es wäret, dem man zu danken habe für den gottbegünstigten Ausgang der gerechten That. Empfanget, Herr Gualterus, die goldne Kette, die ich dem Sieger und Rächer bestimmte, und die Euch nach jenem herrlichen Zeugniß vollkommen gebühret.“

Und sie schlang das leuchtende Geschmeide um des knieenden Ritters Hals, und entließ ihn für heut.

Aber wie brannte die herrliche Gabe auf Gualterus Brust! Wäre sie nicht von Edilbertha's Hand gekommen, er hätte sie wohl, in stür-

miſcher Unzufriedenheit mit ſich und aller Welt, zerriſſen, und die goldnen Ringe einzeln über den Waldboden hin verſtreut. Er ſprengte nach der Burg des tapfern Walters hin, eines Jugendfreundes, den er auf einer Kreuzfahrt nach dem gelobten Lande hatte kennen lernen, und dem zu Lieb' er vor drei Jahren den erſten Zug in dieſe Hochlande unternahm, ohne ihn doch damals zu Hauſe zu treffen. — „Nun wird er mich nach der goldnen Kette fragen," murrte er in ſich hinein, „und wird mir Glück dazu wünſchen, und ich habe gleich bei der erſten Zuſammenkunft nichts als eine widrige Beichte abzuſtatten, denn lügen kann doch nun Meinesgleichen ein für allemal nicht."

Da trabte er ſo eben um eine ſcharfe Windung des Bergweges, und entgegen auf ſeinem ſchönen Maulthiere, nachläſſig der Quere im Sattel ſitzend, kam ihm Gualfredo, und begrüßte ihn mit anſuchmend heiterm Lächeln.

Eine Weile ſtill haltend, blickte ihn Gualterus an, ganz wie verſteint. Aber nicht lange, ſo hatte alles Aechte und Gute in ſeinem Gemüth die Oberhand gewonnen, und er ſagte voll

Demuth und kräftiger Reue Alles heraus, was er bei der schönen Herrin wider Gualfredo geredet hatte, und bat von ganzem Herzen um Vergebung, wohl fühlend, diese Genugthuung sei unendlich schwerer und eben deßhalb verdienstlicher zu geben, als die allerernsthafteste mit den Waffen in der Hand.

Gualfredo lachte wieder recht von ganzem Herzen, und sagte freundlich:

„Daß Ihr einmal auf die Nase gefallen wart, und zwar tüchtig, sah ich Euch gleich von vorn herein an. Aber das thut so viel gar nicht; am wenigsten, wenn man so fromm und treuherzig aufzustehn weiß, als Ihr, mein lieber, edler Gualterus.“

Und damit reichte er ihm die Hand, und ritt langsam, noch immer freundlich lachend, seines Weges fürder.

Aus Walters Burghallen scholl das laute Jauchzen eines fröhlichen Gelags dem Provenzalen entgegen. Geschmückte Knappen nahmen sein Roß in Empfang, und oben an der Stiege stand

bereits der Schloßherr, einen gefüllten Pokal in der Hand, den Ankömmling mit einem wilden Liede begrüßend.

Dem ward, es gar seltsam zu Sinne: bald, als gehe nun erst aufs neue ein frischlebendiges Jugendtreiben in seinem Geiste auf, bald wieder, als hebe Odilberta die schöne Hand ernstwarnend empor, und könne Gualtredo, aller Mühe ungeachtet, nicht wieder in sein voriges, harmloses Lachen kommen.

„Es sind die Kobolde dieser Berge!“ sagte Gualterus in sich selbst hinein, kämpfte den wunderlichen Streit seines Innern nieder, und stand plötzlich an Walters Hand stolz und freudig in des köstlichen Ritterm...hles Mitten.

Von allen Seiten höflich und treuherzig, ja beinah ehrfurchtsvoll bewillkommt, — denn der Ruf seiner Thaten war groß und herrlich, — ward ihm bald wieder ganz keck und frisch und zuversichtlich zu Sinne. Er leerte einen Becher auf den andern, und endlich war ihm Alles, was mit dem Andenken des Herzog Rotaldo Störendes zusammenhängen mochte, so ganz und gar leicht und heiter geworden, daß er auf die erste Frage Wal-

ters, warum er denn eigentlich wider Jenen nach Welschland gezogen sei, ganz unbefangen der Tischgesellschaft Folgendes zu erzählen anhub:

„Es liegt in dem appenninischen Gebürg ein wundersames Kloster, aus dem seit undenklichen Zeiten immer alle hundert Jahr ein Ritter hervorgegangen ist, ein mit Zauberkräften begabter, ganz entsetzlicher Ritter, welchem Niemand zu widerstehn vermochte, und in dessen Gemüth die uns Andern gewohnten Bedenklichkeiten von Recht und Unrecht auch nicht den mindesten Raum zu finden schienen. Vergeblich trachteten Abt und Mönche darnach, sich untereinander — vorzüglich wenn jener bedrohliche Zeitpunkt herannahete — immer in den frömmsten und möglichst gesetzlichen Schranken zu halten: immer um die bestimmte Zeit brach Einer von ihnen als der furchtbare Ritter los, und wüthete beinahe gräßlicher, als man es je von Heidenrittern und Raubschiffern in den ältesten Historien und Liedern vernommen hat.

„Da geschahe es vor einigen Jahren, daß Herzog Rotaldo, schon längst durch die abscheulichsten Thaten berühmt oder berüchtigt, eine Lust

bekam, sich zu besserm Erfolge mit solch einem wunderlich verfehmten und verherten Klosterritter zu verbünden. Er sprengte gegen die Mauern der geweihten Stätte hinan, stieß mit der Lanze wider das Thor, und rief in einem fort: „schickt mir einen tollen Zauberritter heraus! schickt mir einen tollen Zauberritter heraus!“ — Vergeblich erinnerte ihn der Abt an die Gottlosigkeit eines solchen Betragens, und bat ihn, davon abzustehn; vergeblich betheuerte er, es sei Gottlob dergleichen verherter Mensch jetzt gar nicht im Kloster, und habe es schlimmsten Falles damit noch siebenzig Jahre Zeit, indem der letzte von dieser Art vor kaum erst dreißig Jahren in die Welt hinausgebrochen sei, — Rotaldo wollte durchaus von keiner Entschuldigung hören, und erklärte endlich in seinem rasenden Uebermuth dem ganzen Kloster auf Leben und Tod die blutigste Fehde.

„Nun,“ unterbrach ihn Walter, „das kann ich selbst ihm nicht so ganz und gar verdenken. Wenigstens mit der männiglichsten Drohung und Kraft hätte ich drauf bestanden, daß sie mir

einen ſo tollen Zauberkerl zum Kumpan herbeiſchaffen müßten.

„Sie konnten es ja aber nun einmal nicht,“ entgegnete Gualterus etwas ungeduldig, „und überhaupt brauchſt du die ſchlimme Sache nicht noch ſchlimmer zu machen, denn in dem Kloſter übernachtete grade dazumal ein Mutterbruder der Gräfin Edilbertha, der als Pilgrim durch die Lande zog, und da Herzog Rotaldo in toller Wuth ohne Säumen Feuer an das Kloſter legte und Schwefelbrände hineinwarf, verbrannte er bei ſeinem wilden Anlauf den edlen Pilger mit.“

„Und die ſanfte Edilbertha,“ lächelte Walter höhniſch zurück, „fand es für nöthig, daß du deßhalb in die italiſchen Lande hinausfahren mußteſt, um den Rotaldo zu erſchlagen?“

„Seid Ihr Schottländer,“ brach Gualterus zornig aus, „und kennt Euer eignes Recht der Blutrache nicht? Edilbertha's Bräutigam rüſtete ſich zum Rachewerk, und da war es doch wohl beſſer, daß ich mich darein machte, ich ziemlich einſamer, und auf den Fall des Niederſtürzens gewiß ſehr unbeweinter Menſch!“

„Und Edilbertha — lachte Walter aufs neue dazwiſchen — Edilbertha fand das Alles ſo recht anmuthend bequem! Und den Abentheurer Gualfredo hatte ſie wohl auf gleiche Art am Seile. Eine ſchöne Geſpanſchaft, die ſie dir da auserkoren hat! O Ihr Löwen, wann werdet Ihr doch endlich ablaſſen, auf die Winke der Tauben zu fechten, damit der Tauber recht ſicher und keck umherſtolzieren könne im geſicherten Schlag, als ein gar gewaltiger und unbezwinglicher Held!“

Gualterus, ſeinen Wirth etwas unzufrieden anſchauend, ſagte nach einigem Schweigen:

„Spötteleien über Edilbertha und ihren edlen Liebling und Bräutigam Iwein bin ich eben nicht gewohnt, ruhig anzuhören; auch den Ritter Gualfredo, da ſie mit Achtung von ihm redet, laß ich nicht ſchmähen. Von dir aber, der du mir ſo etwas von ſelber anmerken konnteſt, wenn du gewollt hätteſt, verbitte ich es mir ein für allemal, und recht ſtrenge.“

„Ei, mit dem Merkenkönnen!“ fiel der zornglühende Walter ein. „Auch du konnteſt merken, ſchon von unſrer Kreuzfahrt her, daß ich mir

solche Zurechtweisungen nicht gefallen lasse. Und somit, ihr Knappen, räumt die Tafeln aus der Halle, und ihr, edlen Gäste, nehmt rings an den Wänden eure Sitze, denn es hat hier eine Zunge viel zu dreist gesprochen, und da müssen die stählernen, scharfen Zungen heraus."

Gualterus neigte sich mit stolzer Bejahung, und alsbald war der hochgewölbte Saal zum Kampfplatz umgestaltet, und Wirth und Gast traten einander als zwei erzürnte Fechter mit blanken Klingen gegenüber.

Da humpelte plötzlich voll seltsamer Behendigkeit ein kleines, altes, runzliches Männlein, dem Knappen und Reisige mit einer seltsamen Ehrfurcht auswichen, durch die Thür, und stellte sich zwischen die beiden Ritter, so daß es Jedem von ihnen den Anfall wehrte.

„Hauskobold," sagte Walter gelassen, „du weißt, daß ich sonst, dem Beispiel der frühern Schloßbewohner gemäß, dich in Ehren zu halten pflege, aber hier thust du am besten, wenn du dich bei Zeiten davon machst. Dinge, wie wir sie hier mit einander vorhaben, verstehst du nun einmal nicht."

Aber der kleine Hauskobold (denn diese Stelle bekleidete er wirklich seit einigen Jahrhunderten in der Burg) schien andrer Meinung zu seyn, als sein jetziger Herr. Denn indem er mit einem höhnischen Grinsen gegen diesen, mit einem gräßlichen Dräuen gegen Gualterus hinhauchte, wurden beiden die Arme so matt und schwer, daß sie nur kaum — man kennt wohl ähnliche Empfindungen aus Träumen — mit angestrengter Kraft die gewaltigen Schlachtschwerter in der Hand und sich aufrecht erhalten konnten, fast nach Knabenweise zu Boden gezogen von der riesigen Wucht.

„Ihr habt hier einen allzumächtigen Schutz!“ lächelte ingrimmig Gualterus.

„Hauskobold will es nicht haben,“ entgegnete Walter, „daß ich meine Wände mit Provenzalenblut besprütze.“

Und so schieden beide im Zorne von einander, verabredend, sich morgen auf der grünen Haide zu treffen, die unter der seit grauen Zeiten Fingalssaal genannten Felsenhöle lag.

Gualterus gedachte sich gleich nach der wundersamen Grotte zu begeben, und dort die Nacht

über zu verweilen, theils damit er mit dem Frühroth gewißlich der erste auf dem Kampfesanger sei, theils auch, weil es ihm ganz ärgerlich und unheimlich vorkam, noch am selbigen Abende mit Menschen Verkehr zu halten. Zwar pfiffen und lachten und heulten die Kobolde sehr wunderlich im Gebirge, doch wußte Gualterus, daß in der Finzalsballe entweder ein tiefes, allen Spuk verbannendes Schweigen herrsche, oder daß lieblich Ossians Harfe darin töne und all der uralte Saitenklang der Barden von Selma, und so den Geist des dort rastenden Wandrers beschirme und beschwichtige.

Und in der That, wie er nur in die feierlichen Klippengewölbe einschritt, verstummte vor seinen Ohren das Koboldsgelächter, und Harfenklänge bebten wie Sangesregenschauer von den Tropfsteinen nieder, und im melodischen Gerieſel wallte der klare Felsbach, aus der noch von allen Menschenkindern unbetretnen Mitte des wundersamen Berghauses entspringend, an ihm vorüber.

Ihm fing es an, sehr hell und wohlbehaglich im Sinne aufzugehn vor diesen seltsamen Tönen, auch selbst da noch, als eine Rittergestalt ihm

aus dem tiefſten Dunkel unbekannt und wie hier daheim entgegen ſchritt. Er dachte an Fingal ſelbſt, oder an Oſſian, oder an einen andern jener gefeierten Helden. Aber die Geſtalt kam noch näher heran, und zündete die Fackel durch heftiges Anſchlagen gegen eine Felswand zum kühnſten Auflodern, und lächelte ihn in dem rothen Flammenlichte freundlich an, und war Gualfredo.

Da konnte Gualterus ſein Mißvergnügen beinahe nicht verhehlen. Doch rief er den ganzen Stolz ſeines Herzens herauf, und ſagte mit kühnem Bewußtſeyn:

„Guten Abend, Ihr fremder Gaſt. Ich hätte Unrecht, Euch dießmal nicht gern unter die Augen treten zu wollen, denn ich habe nun vollkommen ausgelöſcht, was ich mir geſtern wider Euch zu Schulden kommen ließ. Morgen früh ſteht mir ein ernſter Zweikampf bevor, den ich zu Rettung Eurer Ehren mit einem tapfern Ritter dieſer Hochlande eingegangen bin. Wir können uns nun alſo wohl ohne weitres die Hand bieten als Gleich und Gleich.“

„Muß ergebenſt danken,“ ſagte der wunder-

liche Fremdling, „oder vielmehr nicht ergebenst. Denn ich kann eben nichts von meiner Verpflichtung gegen Euch begreifen, und Ihr kommt mir vielmehr in diesem Augenblick ganz aus aller Maßen unbekannt und unheimlich vor.“

„Eurer hohen Würde,“ lachte Gualterus höhnisch zurück, „scheint es überhaupt sehr unheimlich und sehr fatal vorzukommen, wenn irgend außer Euch ein Mensch auf seinen eignen kräftigen Füßen steht.“

Gualfredo seufzte tief, und trat sodann schweigend weiter nach dem Eingang der Felsenhalle vor.

Da strahlte urplötzlich heller Fackelschein aus dem Klippenthalweg herauf, und am wenigsten Gualterus konnte es verkennen, daß dort jetzt eben Gräfin Adilbertha vorüber ziehe mit einem Geschwader begleitender Reisigen, sie selbst auf einem schneeweißen Zelter im leichten Trabe nach den höchsten Gegenden des Gebirges hinauf eilend.

Ein Reiter des Gefolges, den entweder sein ungestümes Roß oder seine Pflicht, zur Seite nach möglichen Feindesverstecken zu spähen, weiter

bergan geführt hatte, trabte jetzt nah an den beiden Rittern vorüber, und Gualfredo rief ihm eine Frage zu, was es denn eigentlich gebe?

„Ei, wißt Ihr nur das noch nicht?“ rief der Vorteilende. „Ist ja Herzog Iwein, der Bräutigam meiner schönen Herrin, zum Tod' urplötzlich erkrankt, und sie zieht dahin, ihn heilen zu helfen, oder vielleicht an seinem Sarge zur Nonne zu werden.“

Lautlos war Gualfredo aus der Höle getreten. Wie herbeigewünscht kam sein schönes Maulthier zugleich aus dem Gezweig heran geschritten. Er schwang sich in den Sattel, und flog dem Zuge der Herrin pfeilgeschwind nach.

„Sehr wunderlich!“ dachte Gualterus. „Es sieht doch wirklich darnach aus, als ob mein Traum recht behalten sollte. Reitet der Abentheurer auch nicht lachend über Iweins Leichnam hin, so scheint es ihm doch eben ein ganz lustiges Ding zu seyn, daß Iwein stirbt, und während der Jünglingsleichnam in die Gruft gesenkt wird, mag der buhlerische Greis wohl frohherzig mit Editberthen am Altare stehn —“

Aber diese Gedanken vermochte er kaum aus-

zudenken. Vielmehr war es, als greife eine eisige, strengwarnende Hand dazwischen in seine Brust hinein. Er wandte sich wie von sich selbst zurück in ehrerbietiger Scheu. Zugleich auch hörte er ganz vernehmlich Selma's wundersame Harfen aus dem Innern der Fingalshalle rauschen, und gerieth in einen lieblich schauerlichen Zustand, von dem er nicht eigentlich wußte, war es Wachen, war es Schlaf.

„Und alle, alle Selma's harfen tönen,
Und alle tönen feiernd von der Schönen,
Und alle huld'gen ihr von Herzen sehr,
Und keine Schmähung gab's und giebt es mehr.
Und du hier in den heil'gen Felsenhallen,
Siehst du hier deine Lebensbilder wallen?
Halb ist es Zukunft, halb Vergangenheit
Was sich um dich im dunkeln Tanze reiht.
Wer war der Knabe, den ein heimlich Zittern
Oft forttrieb nach des Orients Lichtgewittern?
Der auf der vielverschlungnen Kreuzesfahrt
Nachher als Sieger Siegern war geschaart?

O wie so viel der Helden dort du kanntest!
O wie du hell in Freundschaftsflamme
brauntest!
Ah, damals war es so gar schöne Zeit.
Besinn' dich, Held! Ist sie dir ewig weit?
Der Morgen naht. Nimm jetzt dich noch zu-
sammen!
Denk' wie im Blut des Wechselmords ver-
schwammen
Oft Helden, die geliebt sich und geahnt, —
O denk' an Ossian, der dich warnt und
mahnt!"

Staunend ermunterte sich Gualterus zum vollen Bewusstsein, während die Sonne bereits ihre ersten Lichter in die Felsenhalle sandte. Er kannte die Ossianssagen wohl, und wußte, wie in jenen uralten Tagen oftmals Kämpfer voll unseliger, vermuthlich zauberischer Verblendung ihr Liebstes zum Tode getroffen hatten, bald der Vater den Sohn, bald der Bräutigam die Braut, wenn sie eben meinten, den verhaßtesten Feind an den Boden zu strecken. Eine seltsame Ahnung ergriff

sein Herz. „Wär' es möglich," dachte er, „daß Edilbertha — ?" Er bebte. Aber bald wieder gefaßt, sprach er ganz laut: „o wir fechten ja nicht hinter verhüllenden Visieren, und seit sich Walters Gesicht zum frechen Hohn über Edilbertha verzog, ist er mir wahrhaftig in seiner Verhaßtheit bekannt genug, um es mit keinem andern Antlitz auf Erden zu verwechseln. Den schönen Ruhm doch soll mir der stolze Gualfredo nicht rauben, daß ich für meine Herrin, — ja auch im Grund für ihn selber mit — dem Tod oder dem Siege recht freudvoll entgegengeschritten bin."

Und jetzt eben tönte das wohlbekannte Wald- und Kampfhorn Walters von den Bergen herüber, und er selbst, einen leichten Sturmhut auf dem Haupt, ein klirrendes Schlachtschwert an der Seite, sonst aber im blanken, lustigen Jägerwamms schritt blasend herunter in das Thal.

Dem Gualterus ward es vor dieser Erscheinung nur noch zorniger zu Sinn: grade weil ihn so bekannte, einstmalen vertraute Züge dabei anlächelten, und weil es ihm vorkam, als

offenbare Walter eben in diesem Augenblick einen noch herbern, verhöhnendern Trotz.

So gingen denn beide einander zornmüthig entgegen, und fanden sich auf der Haide, und hatten alsbald die scharfen, entscheidenden Klingen in der Hand.

Man grüßte höflich; dann lag man zum tödtlichen Ausfall in kampfgerechter Stellung bereit.

Das Gefecht begann, und zwar mit so vieler Ringfertigkeit und so klarer Entschlossenheit von beiden Seiten, daß die Schwerter nur um einander herum schwirrten wie blitzhelle Frühlingsvögel, ohne daß ein Kämpfer den andern verletzen konnte.

So rang man über eine halbe Stunde lang wider einander; da senkten sich die Klingen in den erschöpften Händen nach und nach von selbst. Jedweder fühlte wohl: es konnte jetzt ohne einen Waffenstillstand nicht abgehn. Man schloß den Vertrag.

Sich gegenübersitzend auf zwei uralten Grabessteinen, ließen die Fechter funkelnde Blicke hin und wieder gehn, und jeder hatte sich fest mit

beiden Händen auf des wohlerprobten Schwertes Griff gelehnt. Es mochte Jedem von ihnen bisweilen zu Sinne werden, als müsse er urplötzlich ausrufen: „Verzeihung und Versöhnung!“ aber ein krauses Gewirr im eignen Geiste störte verwildernd dazwischen, und ehe man sich's noch versah, war man wiederum aufgesprungen, und hatte sich auf's neue zum Kampf um Tod und Leben, um Schmach oder Ehre gefaßt und wieder mußten sie unverwundet ablassen, und ihren Sitz auf den Grabsteinen nehmen.

In solchen seltsamen Zwischenräumen, bald des Kampfes, bald der Ruhe, war ihnen endlich der ganze Tag vergangen, und obgleich bereits der Spätabend hernieder dunkelte, hatte doch Keiner von ihnen eine Wunde aufzuzeigen, noch minder fast konnte sich Jemand auf irgend eine Art im Vortheil glauben. Wechselweise hatten sie dabei Einer aus des Andern Flasche getrunken, und Einer von des Andern mitgebrachtem Vorrath gezehrt. Aber der alte Grimm blieb wach, oder entflammte sich vielmehr nach jedem unentschiednen Gange immer gewaltiger.

Da fuhr man endlich bei schon ganz tief her-

eingebrochnem Dunkel so gewaltig wider einander los, daß an kein geschicktes Ausweichen, an kein gewandtes Pariren mehr zu denken war. Blitzgewaltig, und eben so blitzesscharf und schnell schmetterten die Hiebe, schwirrten die Stöße durcheinander hin und über einander her, und plötzlich aus Walters zerhauenem Sturmhut quoll ein rother Strom, und ohnmächtig seufzend taumelte der noch kaum so frische Fechter zurück, flüsternd: „trag' mich in Fingals Höle, Gesell. Der Abend wird schon so tief, und die Kobolde lärmen. Trag' mich hinein, und setz' dich an den Eingang, und davor hin leg kreuzweise dein Schwert und meines. Sonst weichen sie nicht von uns, und ich kann sie jetzt nicht ertragen. Willst du denn thun, lieber Gualterus, wie ich dich bat?"

Und es geschah nach des verwundeten Jünglings Worten, nachdem ihn der sieghafte Gegner achtsam und liebreich verbunden hatte.

Draußen lärmten die Kobolde seltsamlich. Walter, in halber Ohnmacht, und weit in's

Innre der Höle gebettet, vernahm nichts davon, aber die vorgeschriebne Stelle am Eingange hütend, konnte Gualterus deutlich hören, wie sie untereinander zankten. Endlich fuhr der alte Hauskobold aus Walters Burg eilig, wie gehetzt, auf einem schwarzen Hahn durch die Luft vorüber; ein ganzes Heer von kleinen abscheulichen-Gestalten zürnend hinterdrein. Aber der Alte drehte sich lachend nach ihnen um, und sang mit heiser Stimme:

„Hält ja doch jeder sein Haus gern rein!
Sollte kein Blut in mein's herein!
Hab' sie ja nur hier heraus gebracht,
Habt ja nun doch 'ne hübsch blutige Nacht!"

Da jauchzten die andern:

„Er hat ja auch Recht!
Hat ja auch recht!
Ist ein recht lustiger, greisiger, neckischer Knecht!"

Und sie huben allzumal einen wilden Tanzesreigen an. Aber da erwachten wehmüthig feiernd die Harfenklänge von Selma, und weit hinaus

nach fernen Gegenden des Waldes verstäubte das tolle Gewimmel.

Von tiefer, ihm selbst unverständner Wehmuth befangen, saß Gualterus am Eingange der Fingalshalle ganz still und regungslos. Ihm war zu Muth, als ob er innerlich im heißen Weinen zerflösse, und dabei kann keine einzige Thräne über seine Wange, — er fühlte eine stechende, nagende Angst, ohne zu wissen, wovor und warum, und dennoch, wie er sich dieser Angst endlich ganz hingab im demüthigen Erwarten, was eigentlich daraus werden solle, ward ihm plötzlich wieder ganz unbeschreiblich wohl und heiter zu Sinn.

Derweil kam Jemand von der Haide herauf nach der Felsenhalle geschritten. Jede Störung war jetzt freilich dem Ritter höchst unwillkommen, und ganz vorzüglich diese, da er den wunderlichen Gualfredo im Nähertretenden erkannte, denn ach, der mochte ihm vielleicht eine gar schwer zu tragende Botschaft bringen. Kam er ja doch aus der begeisternden Edilbertha Nähe, und hatte ihr vielleicht wer weiß wie viel Nachthei-

liges vom Ritter Gualterus vorgeschwatzt! Konnte ja wohl gar Iwein gestorben seyn, und der heimlich gewaltige Fremde irgend ein Recht gewonnen haben auf Edilbertha's Liebe und Treue, seinen Greisenlocken und seiner oft furchtbaren Schroffheit zum siegenden Trotz! Denn dieser — das sahe man — vermochte unaussprechlich viel über das Leben, und wohl das Ungewöhnlichste, Unerhörteste mochte ihm grade das Reizendste und Anlockendste seyn. Dennoch empfand Gualterus keinen Unwillen, sondern nur seine inn're Wehmuth noch unendlich gesteigert. Freundlich und auf Alles, was er zu hören habe, gefaßt, räumte er dem wunderlichen Fremdling die Hälfte seines moosbedeckten Schwellensitzes ein.

Gualfredo nahm diese Höflichkeit mit heiter dankender Geberde an; er schien erschöpft, aber nur erschöpft von recht freudigen Herzensschlägen.

„Ihr kommt mir ja so betrübt vor;“ fragte er mit sanfter Theilnahme. „Wie ist es denn mit Euerm Zweikampf abgelaufen?“

„Mein Gegner blutet,“ erwiederte Gualterus, „aber vielleicht hätt' ich klüger gethan, den

ganzen Streit ungefochten zu laſſen, und mir iſt in dieſer Ahnung ſehr unbehaglich zu Muth.“

Der Alte lachte wieder recht herzlich. Da blickte ihn Gualterus in erneuter Unzufriedenheit an, und fragte nach einer Weile:

„Sagt nur, Herr, warum es Euch immer zu lachen beliebt, wenn Ihr mich unzufrieden ſeht, und weßhalb Ihr dagegen recht mürriſche Geſichter ziebt, wenn mir einmal die heitre Klarheit des Lebens in Kraft und Freudigkeit aufgeht!“

„O Gott,“ rief Gualfredo lächelnd aus, „die Sache iſt bei weitem ſo ſpitzfindig nicht, als Ihr in Euerm grübelnden Verſtande ſie Euch vielleicht denken mögt. Aber fangt deßhalb keine Händel mit mir an. Grade wenn Ihr mir dabei eine Stahlſpitze durch die Bruſt rennet, möchtet Ihr noch verdrießlicher werden, als Ihr es ſeit dem heutigen ſieghaften Gefechte ſchon geworden ſeid. Wenn Ihr indeß wiſſen wollt, woher jenes mein Lachen und Trübſeyn wechſelt, ſo hört mich gemüthig an. Die Geſchichte, die ich erzählen will, betrifft Euch näher, als Ihr denkt.“

„Habt Ihr was von Edilbertha zu erzählen?“ fragte Gualterus mit überwallendem Herzen.

„Auch das, mein junger Freund,“ entgegnete der Alte; „nur wollte ich es erst nachher thun. Aber Ihr mögt recht haben. Es ist besser, ich fange gleich damit an. Die Art, wie Ihr es aufnehmt, wird mich lehren, wie viel ich Euch von allem Uebrigen zu erzählen habe. Von Edilbertha's kräftigen und weise bereiteten Arzeneien — Ihr wißt, sie ist dadurch auf eine fast wundersame Weise durch das ganze Hochland berühmt — genas Herzog Iwein alsbald, und, erweicht durch die nur kaum überstandne Gefahr, den jungen Helden zu verlieren, konnte die schöne Aerztin seinen holden Bitten nicht widerstehn. Um die Mittagstunde wurden sie getraut; als ich das Schloß verließ, hub nach den letzten Reigen der feierliche Fackeltanz an.“

„O Gott sei gepriesen! O Gott sei tausendmal gelobt!“ rief Gualterus, und schlug voll inniger Freudigkeit die Hände zusammen. Zu gleicher Zeit aber faßte ihn auch der Alte liebkosend in die Arme, und dessen Freudenthränen rannen wie in leisen Quellen herab.

„Wie wird es Euch?“ fragte Gualterus, sich sanft losmachend.

„Nun," erwiederte der lächelnde Greis, „ich weine Freudenthränen, daß Ihr keine Schmerzenthränen weint. Ehrlich herausgesagt, ich hatte mir Euer Gefühl für Edilbertha als ganz ein andres vorgestellt. Eure geheimsten Wünsche, fürchtete ich, träfen doch immer auf einen irdischen Verein."

„Eh ich sie kannte, war sie Braut," sagte Gualterus ruhig. Dann aber fügte er etwas stolz hinzu: „Doch freilich richten sich meine Wünsche auf einen irdischen Verein, auf den, daß Edilbertha mir unveränderlich ihre hohe, begeisternde Freundschaft bewahren soll, und mich leiten mit ihres klaren, gotterhellten Geistes-Lichtstrahl zu manchem schönen und heilbringenden Schaffen. Und hat irgend Jemand etwas dawider einzuwenden?"

„Ich hab' Euch ja schon erklärt," lächelte Gualfredo, „daß ich durchaus nicht gesonnen bin, Händel mit Euch anzufangen. Und am wenigsten jetzt, da Ihr mir ausnehmend wohl gefallt! Zwar ein ziemliches Gewichtchen Ueberstolz drückt noch immer in Eure Schale, und bestrebt sich, die meine etwas unartig und heftig in die Höhe zu

ſchnellen. Aber laßt nur! Ich falle wohl deßhalb doch nicht heraus, und laſſe mir ſolche ernſthaftgemeinte Späßchen von wackern jungen Leuten recht gern gefallen. Hört nun achtſam auf meine Geſchichte, denn ich fange an.

„In jenes wunderliche Apenninenkloſter, um deſſen Zerſtörung willen der telle Rotaldo bluten mußte, trat — vor nun ſchon mehr als dreißig Jahren — ein Jüngling edlen Stammes ein, von ausnehmend ſchöner Geſtalt, und überhaupt mit jeglicher Gabe zu Freuden und Ehren ganz überreichlich geſchmückt. Der hatte nun ſeinen Sinn ganz und gar darauf geſetzt, daß er ein Mönch werden wollte, und als ihn die Väter über das Warum befragten, meinte er, es bedünke ihn eben dieſe Unternehmung der allerſchwerſte und kühnlichſte Ritterzug zu ſeyn, den irgend ein Menſch auf Erden unternehmen könne, und grade einen ſolchen Ritterzug habe er ſich vorgeſetzt, im Vereußtſeyn der eignen, beinah ganz übernatürlichen Kräfte, ſtark.

„Weil nun eben jetzt die Zeit herannahete, wo man das Losbrechen eines wahnwitzigen Herenritters befürchten mußte, nahm der Abt mit

dem Kloſterkonvent im Einklang um ſo lieber den neuen Geſellen auf, hoffend, vor deſſen unverkennbarer Geiſteskraft müſſe entweder der arge Fluch auf nun und immer verſtieben, oder ſchlimmſten Falls werde man durch Hülfe des ritterlichen Ankömmlings den losbrechenden Beſeſſenen viel kräftiger und entſcheidender bändigen können.

„Es ſah auch Anfangs Alles darnach aus, als ſolle die Hoffnung der frommen Brüder in Erfüllung gehn. Betrug ſich ja der kräftige Noviz — Bruder Fredegunde ward er auf ſein Verlangen genannt — höchſt demüthig und voll wie geſehener Geiſtes- und Willenskraft! Waren ihm ja die ſchwerſten Uebungen zu leicht! Das angeſtrengteſte Faſten zu oberflächlich! Man glaubte, und beinah auch mußte man's glauben, eines recht auserleſenen Glaubenshelden theilhaftig worden zu ſeyn, und nahm ihn nach Jahresfriſt triumphirend in die volle Gemeinſchaft der Brüder auf.

„Und immer Allen voran blieb Fredegunde in jeglichem Akt der Verläugnung und Obergewalt über das irdiſche Thun und Laſſen, und ſteigerte die ganze Kloſtergemeinde immer mehr

und mehr, so daß sie zuletzt in der ganzen umliegenden Gegend mehr für einen Kreis von Engeln als von Menschen galt.

„In dieser glänzenden Epoche sagte auch Bruder Fredegundo öfters vor seinen Gefährten, — ja sogar bisweilen in den Predigten, die er in der Klosterkirche vor dem von allen Seiten zuströmenden Volke hielt, — eben um der Versuchung willen, mit welcher dieses Kloster bedroht sei, habe er sich aus seinem jungen, fröhlichen Ritterstande hier hereingegeben, wohl wissend, seine ihm durch Gott angeborne Heldenkraft reiche hin, das Alles, und wohl noch tausendmal mehr zu besiegen.

„Und dann pflegte auf seinem Angesicht eine Siegesgewißheit zu leuchten, die sich allen Hörern mittheilte, so daß es schien, als sei der Arge, und all das Arge, welches er zu stiften vermöge, in diesem glücklichen Kreise für alle Zeiten bezwungen.

„Da ward aber am Ende ganz was Seltsames aus dieser dreisten Zuversicht.

„Denn in einer sehr entsetzlichen Nacht, wo die wildesten Unwetter in Sturm und Blitz und

Hagel über das Apenninenkloſter hereinbrachen, und die Bergwaſſer zürnend aus ihren Ufern rollten, und viele Klippenhäupter wie toll und ſchwindelnd von ihren ſteilen Sitzen verderblich in das Thal hinunter ſchmetterten, — in eben dieſer Nacht auch ſprang Bruder Fredegunde entſetzlich heulend von ſeinem Lager auf, und brach die Zellen der Brüder, und hätte ſie wohl allzumal erwürgt, wenn nicht die Mordbegier ihn immer weiter gerieſſen hätte von Einem zum Andern, bevor noch irgendwo die hölliſche That zu Ende gekommen war. Aber vor Entſetzen und Athemloſigkeit halbtodt lagen Abt und Mönche in ihren Zellen, während Fredegunde mit über- oder untermenſchlichen Kräften das Thor ſprengte, und hinausraſete als der beſeſſene, wahnwitzige Kloſterritter in die weit und breit erſchreckende Welt."

Erſchöpft hielt der alte Gualfredo inne; beinahe zitternd, und doch von der innigſten Theilnahme glühend, fragte ihn der Provenzal:

„Was iſt denn aber ſeitdem aus dem unglücklichen Helden geworden? Und wie konnte er doch nur ſo entſetzlich fallen und ſo ſchnell?"

„Ich will dir deine letzte Frage zuerst beantworten," sprach Gualfredo, „und dabei sollst du zugleich erfahren, was es eigentlich zu bedeuten hat mit meinem dir so wunderlich vorkommenden Lachen und Trübseyn. — Sieh nur, mein lieber, junger Held, wär es dem Fredegundo nicht eingefallen, er stehe auf eignen Beinen recht ganz und gar und unerschütterlich fest, und es liege nur an ihm, die allerentsetzlichsten Versuchungen aufzufinden, um selbige an seiner eignen werthgeschätzten Trefflichkeit machtlos zu Schanden werden zu sehn, — ja, wär er nie auf diese und ähnliche Einfälle gerathen, da hätte er wohl lange in gottgefälligen Ehren und Herrlichkeiten leben mögen zu seiner und aller Welt Freude, und von jenem entsetzlichen Sturz wär' nimmermehr die Rede gewesen. Aber wer die Gefahr sucht, kommt darin um, und grade dich umkommen zu sehn, Gualterus, — es hätte mir das eigne Herz gespalten. Mußte ich denn da nicht finster werden, wenn du auf eigne Kraft pochtest, und auf Willensgewalt, und meintest Etwas zu seyn? Und durfte ich nicht fröhlich lachen, wenn dir die Unzulänglichkeit deiner Thaten

recht ordentlich in's Gemüth trat, und deine eigne Unzulänglichkeit? Und weil dieß, o lieber, lieber Gualterus, doch ziemlich oft geschieht, hoffe ich auf unaussprechliche Freude für dich und mich, hienieden im tüchtig ehrbaren Thun, dort jenseits in ungetrübter Seligkeit!"

Und wieder schlang er die Arme freundlich um den jungen Ritter, und weinte noch innigere Freudenthränen, als vorhin.

Ein wunderbar ahnungsreiches Beben rieselte durch Gualterus Gebein. — „Wer seid Ihr," stammelte er, „wer seid Ihr geheimnißreicher Held?"

„Du mußt dich nur nicht entsetzen;" erwiederte der Alte sehr ernsthaft; „dann will ich dir's wohl sagen. Ich bin nämlich jener ehemals verherrte und gräulich tolle Klosterritter selbst. Aber mache dich nicht von mir los, ach bitte, thue das nicht! Hat sich ja doch die ewige Gnade selber recht deutlich meiner erbarmt! — Wie das habe zugehn können? meinst du? — Ja, von dem Wie — da vermag ich dir nicht Rechenschaft zu geben, und wer auch vermöchte

das! Aber es iſt geſchehn, es iſt wahrhaftig geſchehn; ich weiß es mit voller, herzensfröhlicher Gewißheit!“

Und alles Zittern in Gualterus Gebeinen ward zur jubelnden, zuverſichtlichen Kraft. Konnte ja doch nimmermehr Lüge kommen aus einer ſolchen Stimme!

Der Alte aber fuhr bedächtig fort:

„Eh' ich meinem Heil entgegengetrieben, und ſpäterhin ſeiner vergewiſſert ward durch das innre, bald züchtigende, bald lockende Wort, habe ich freilich der abſcheulichen Unthaten gar viele verübt in meinem zaubriſchen Wahnwitz. Eine der ſchlimmſten geſchah in der Gegend von Marſeille. Gewaltſam riß ich eine Nonne aus dem Kloſter; dann bethörte ich ſie durch buhleriſche Zaubergeſänge, und ſie ließ in toller Verblendung ſich mir antrauen, nachdem ich in meiner abſcheulichen Teufelsgewalt Stadt und Gegend dermaßen unter mich gezwungen hatte, daß die beängſteten Kloſterfrauen keine Klage wider mich zu erheben wagten. Aber alsbald überdrüſſig meiner befriedigten Luſt, — welches denn im Kleinſten und Größten aller ungöttlichen Menſchen Art zu ſeyn pflegt, —

ließ ich die Geliebte und das Kind, das ſie mir gebar, in eines tapfern Burgherrn Schutz, und eilte hier nach Schottland in die wilden Berge herauf, recht um abzuſtreifen jedes Band, welches mir noch die grüne, friedliche Erde — als mahnend an den blauen ſeligen Himmel — zu flechten vermöge. Was half es! Die tolle Wuth zwar ſaß, wie feſt hinten auf meinen Sattelbogen gekauert, mir auf dem Roſſe mit, und trieb mich ungebändigt aus Kampf in Kampf, und aus Blut in Blut. Aber auch die verlockende Liebesluſt war dabei, und unverſehns lag ich in neuen Minnebanden ganz überwältigt feſt. Davor mußte der Vater und der Bräutigam meines vergötterten Mädchens in's Todesblut fallen. Sie ſelbſt entführte ich nach einer unbewohnten Inſel, und baute ihr dort, unter dem Beiſtand bezwungner Knechte, und wunderlicher, mir unterworfner Geiſter, ein ſeltſames Schloß. Sie ſtarb über der Geburt unſres Kindes, und da ſchlug ich zuerſt einigermaßen in mich. Deßhalb, als ich dem Knaben eine ſchottiſche Heldenburg gewonnen hatte, und Wieſen und Forſten und Aecker umher, hinterließ ich dem beſtallten Vor-

munde, es ruhe ein strenges Gelübd auf dem Kleinen, daß er — dereinst erwachsen — eine Kreuzfahrt nach Palästina thun müsse."

„Auch mein Waffenmeister in der Provence — stammelte Gualterus — redete von einem solchen Gebot meines verschollnen Vaters; nur daß es erst lange nach seinem Verschwinden zu uns hingedichen sei."

„Laß doch nur jetzt deinen Vater aus dem Spiel!" unterbrach ihn Gualfredo mit einiger hastigen Aengstlichkeit. „Höre doch lieber dafür, wie es mir fürder auf meinen Irrfahrten erging. — Umherstürmend ohne Rast und ohne Ruh, nur kaum gedenkend noch der frühern Liebe und des frühern Schmerzes, ward ich da hin gerissen und dort hin: immer tiefer hinein in den unbegreiflichen Taumel. Aber immer auch klang es wie Nachtigallensang mir nach, mitten durch alles betäubende Gewirre durch: „du wurdest ja doch so sehr geliebt, und hast ja auch so sehr geliebt!" — Damit waren meine stillfrommen Jahre gemeint, — ich wußt' es wohl, aber ich kehrte mich viel zu wenig darnach hin, im eitlen Stolz mich überredend, nur höchstens auf meine welt-

lichen Liebschaften dürfe ſich dieſer hochernſte Gruß beziehn.

„Ach, Gualterus, da iſt mir zuletzt eine Erſcheinung begegnet, welche mir meine volle Sündhaftigkeit recht unwiderſprechlich in's Gemüth hereinſtrahlte durch den ganz endloſen Abſtand von ihr zu mir. Und ſieh, da gedieh es zum eigentlichen Wendepunkt, und zum Anfang meiner Errettung und Bekehrung. Die Erſcheinung aber war Edilbertha.“ —

„Wie denn!“ fiel ihm Gualterus in die Rede. „Da müßtet Ihr Euch ja erſt ſeit ganz kurzer Zeit bekehrt haben!“

„So iſt es auch;“ entgegnete mit einem ſeufzenden Lächeln der Alte. „Zwar kam mir Anfangs — es ſind nun fünf Jahre ſeitdem vergangen — nur ein Bildniß von ihr vor die Augen, das ein kunſtreicher Mahler, von dieſer Engelsklarheit ergriffen, auf ſeinen Reiſen durch die Hochlande, ihr ganz unbewußt, zu eigner frommer Freude gefertigt hatte. Aber alles, was man ſündhaft in mir nennen konnte, war ſeit jenem Augenblicke — wenigſtens in Bezug auf Edilberthen — ab und todt. Eine Ahnung

der seligen Himmelswelt gewann sich meinen ganzen Sinn zum vorwärtsstrebenden seligen — Segel möcht' ich sagen, weil ja der glücklichleitende Himmelshauch auf ähnliche Art rettende Gewalt ausübt über ein bis dahin wild zwischen den Salzfluthen irrendes Schiff.

„Nun wußt' ich auf einmal, wohin ich mich zu wenden hatte, nämlich in mein eignes Innre hinein, um daselbst den Retter zu finden, der über allen Himmeln thront. Ich suchte, mein junger Freund, ich suchte, und — versteht sich, daß ich sehr ernsthaft suchte, — und, Gott sei gepriesen! ich fand!" —

In seliger Wehmuth senkte Gualfredo seine Augen, und weinte noch weit schönere Freudenthränen als vorhin. Dann redete er auf gesetzte Weise in folgenden Worten fürder:

„Da ist mir denn Versöhnung geworden: zu Anfang nur mit einzelnen Menschen und Provinzen, zuletzt aber mit der heiligen Kirche auch. Viel des Schweren und Mühsamen ward mir zu vollbringen aufgegeben, aber ich rang mich ehrlich hindurch, und endlich — grade indem ich den wilden Rotaldo in sein Blut gestürzt

hatte, ihm rächerisch, nach seinem eignen Begehr als der entsetzliche Klosterritter erscheinend, — endlich ward mir aus des heiligen Vaters Munde, und (wie ich wohl sagen darf) aus meinem Innern herauf der völlige selige Erlaß all meiner sündhaften Bürde zu Theil. Nun bleibt mir nun noch übrig, daß ich mit meinen beiden Söhnen, — der eine aus jenem gottesfeindlichen Bunde mit der Nonne, der zweite hier in Schottland erzeugt, — in den Ritterorden der frommen Templer trete, und so mich und mehr noch die armen schwerbedrohten Beide vor jeder künftigen Uebertretung hüte. Meint' ich doch kaum, daß mir dieser Wunsch je vollkommen gelingen dürfe! Nun aber, da du Edilberthens irdischer Liebe mit so recht herzlich reiner Freudigkeit zu entsagen vermochtest, wie sollte ich noch zweifeln, daß dein söhnlicher Beistand —"

Ein tiefes, ängstliches Stöhnen aus der Fingalshalle unterbrach den Sprechenden.

„Ich fürchte, mein tapfrer Freund und Gegner stirbt!" seufzte Gualterus, und eilte in die Höhe; Gualfredo ihm nach.

Da leuchteten funkelnde Meteore, wie man

sie wohl in dieser wundervollen Felsengrotte bisweilen zu gewahren pflegte, in mannigfachen Schwingungen, gleich feiernden Reigentänzen hin und wieder, und vor ihren Lichtesblitzen ward des todtbleichen, wohl beinahe schon todathmenden Walters Antlitz offenbar. Gualfredo aber hielt die Hände vor die Augen, und seufzte weinend:

„Das ist ja eben dein Bruder, der mit uns in den Templerorden treten sollte, und nun hast du ja deinen Bruder erschlagen, o mein Sohn Gualterus! Ach, nun werd' ich nie wieder lachen können, denn verdorben hat ja dein frecher, auf sich selbst beharrender Hochmuth mein armes Lachen auf immer!"

Heißweinend saßen Gualfredo und Gualterus bei dem immer leiser athmenden Walter, und auch über dessen Wangen schlichen einzelne, leise — vermuthlich wohl die letzten Thränen hin. Die Harfen von Selma rauschten feierliche Todtenklagen aus den verborgensten Hölengängen herauf. Wohl war es, als ob die Kobolde fern über den Bergen lachten und höhnten, aber sie durften hier nicht heran.

Da kamen die ersten Morgenstrahlen in die Fingalshöle herein geglitten, und Selma's Harfen verhallten im süßen Geliispel, und die Kobolde rauschten erschrocken fernab, aber Gualfredo seufzte:

„Ach sicherlich, nun in der frühen Tagesstunde, nun stirbt mein lieber Walter, mein frischer jüngster Sohn, und stirbt von Bruderhand, und ich hatte mich doch so recht von ganzem Herzen, Ihr trauten Schmerzenskinder, gefreut, auf eben dieses Wiedersehn gefreut! O weh! O weh!"

Und sie weinten wieder alle Drei recht bitterlich.

Aber es kam viel anders, als der alte wundersame Mann und seine zwei trüben Söhne sich es denken konnten.

Denn mit dem Morgen zugleich trat die morgenröthliche Edilbertha in die Fingalshalle, von ahnungsvollen Träumen geweckt und hier-

her beſchieden, an der Hand ihres glücklichen Helden und Gemahls.

Und es war, als ſtellten ſich die Meteore in ihrem letzten, morgenlichen Verſchweben noch zu einem Kreiſe zuſammen über Edilbertha's Haupt, und von ihnen wie gefeiert und geſchmückt, goß ſie langſam und betend einen heilenden Saft in Walters Wunde. Der Kranke ſchlug die Augen auf, und nicht lange, ſo lächelte er die Morgenſonne an, und ſagte:

„O ich fühl' es fürwahr, ich lebe nun wieder, und werde noch leben für manchen herrlichen, ruhmesbekränzten Tag! — Meine holde Aerztin aber, wie Ihr ſo labend und helfend vor mir ſteht, da muß ich Euch eine Beichte thun. Geliebt hab' ich Euch mit all der Inbrunſt meines thörichten, kindiſchen Herzens, und weil Ihr das weder erwiedern konntet noch wolltet, hub ich in raſender Frechheit an, wider Euch zu ſchmähen. Das hat denn mein Bruder Gualterus gar ernſthaft und blutig und billig an mir gerächt. Und nicht wahr, gütige

Herrin, nun verzeiht Ihr mir? Und nicht wahr, nun iſt Alles gut, was Gualfredo und ſeine Söhne Verkehrtes auf Erden angefangen haben?“

Edilbertha antwortete nur mit einem anmuthigen Lächeln, aber das leuchtete hold verſöhnend und auch die letzte Wunderlichkeit und Unbill verlöſchend durch des Greiſen und ſeiner Kinder Seelen hin. — „Es iſt gar herrlich,“ ſagte endlich Gualfredo, „daß wir Drei zum rechten Wege doch ganz durch das Leiten der ſchönen Herrin Edilbertha gelangt ſind. Mochten wir uns dabei auch links oder rechts in Nebenpfade verirren, — der ſchöne, liebe Stern winkte uns dennoch wieder ſtät zu ſich hin, um uns dem erhabenſten und ſeligſten Sterne nachzuführen, den es je gegeben hat und giebt und geben wird.“

Sie ſind nachher alle Drei als Templer in das heilige Land gezogen, und ehrenvoll, und

den größten Theil des Christenheeres von bedrohlichem Unglück errettend, an Einem ruhmlichen Tage gefallen, und Edilbertha hat ihnen verherrlichende Thränen nachgeweint.

Der Liebesring.

Zur Zeit, als der groſse Kaiſer Karl ſchon Jahre-
lang der Franken König war und eben in Worms
ſeinen Hofhalt hatte, begab es ſich eines Tages,
daß bittere Klagen daſelbſt einliefen. Denn es
nahmen in daſiger Gegend die Bären dermaßen
überhand, daß ſie ſich ſchon bis dicht an die
Stadt heranwagten und groſsen Unfug anrich-
teten. Da das dem Könige zu Ohren kam, ſo
ſprach derſelbe alſo zu den Rittern und Herren,
welche eben um ihn waren: Schon manchen
Feindesſchwarm, der auf ſeine Vernunft pochte,
haben wir in Gottes Namen gedämpft; laſt
uns dieſem vernunftloſen nicht anders thun!

Und alsbald waffnete ſich eine gute Schaar,
meiſt anſehnlicher Herren, dem unbewehrten
Landmanne von den grimmigen Bären zu helfen.
Sie zerſtreuten ſich in den Wäldern, hierhin
und derthin, und waren ſo fleiſsig im Aufſuchen

der Raubthiere, daß schon nach wenig Tagen die Gegend ziemlich gesäubert seyn konnte. Ein einziger, alter Bär, welchem der König auf der Fährte war, schien noch übrig und dem wollte er selber nachtrachten, wie weit das Thier auch von der Furcht hinweggetrieben sei. Daher entließ er die meisten seiner Gesellen und behielt, außer einigen Dienstleuten, keinen bei sich, als den Erzbischoff, Turpin von Rheims. Denn auch Bischöffen ziemte die Jagd, wo selbige zum Schutze vor Raubthieren geschah.

Vergebens aber zog Herr Turpin mit dem Könige hin und her, den Bären zu finden, einen ganzen Tag. Als es nun finster wurde, und die Fährte des Thieres gar verloren schien, da beschloß Karl mit den Seinen in einer Köhlerhütte die Nacht über zu verweilen, um mit frühem Morgen desto frischer wieder an das Werk zu gehen.

Aber obschon der König die letzten Tage im Walde gar unruhig und beschwerlich verlebt hatte, so konnte er doch, auch in dieser Nacht, des Lagers nicht froh werden, welches der Köhler, der ihn kannte, durch seine Ehefrau mit

möglichſter Sorgfalt bereiten laſſen. Vielmehr erhob er ſich, ſeiner Gewohnheit nach gegen Mitternacht, und ging, während die andern in tiefem Schlafe lagen, vor die Thüre der Hütte, um ſein Aufmerken einzig den Sternen zuzuwenden, welche grade in dieſer Nacht ſo klar, wie eitel Sonnen, vom Himmel herableuchteten. Gleichwohl ſchloſſen ſie nicht, wie ſonſt, ſein innerſtes Leben auf, ſondern er fühlte den Sinn, der in ſolchen Nächten gemeiniglich die hellſten, herrlichſten Entſchlüſſe faßte, ſo geſtört und düſter und verdumpft, daß er kein einziges Sternbild zu entziffern vermochte.

Da fragte er ſich ſelbſt, warum die Sterne wohl ſo ſtumm wären für ihn, dem ſie ſonſt immer ihren goldenen Mund aufthaten, und es war ihm, als ſei etwas Unfreundliches gegen ihn im Anzuge. Denn in den Nächten kurz vor dem Ableben ſeines theuern Gemahls, der Frau Hildegardis und ſeiner vielgeliebten Mutter Berchta, welche der Herr in einem Jahre zu ſich berufen, hatte der Sternenhimmel ſich auch nicht kund thun mögen dem unabläſſigen Verlangen ſeines Herzens.

Traurig wollte er schon in die Hütte zurück. Doch als er sich dieserhalb zur andern Seite kehrte, da ward er, in nicht allzugroßer Entfernung einer Flamme gewahr, welche, über die alten hohen Eichen des Waldes hinauf, fast bis in den Himmel hinein wogte.

Nun gab es in dieser Nähe kein Haus, ja nicht einmal eine Köhlerhütte, daher war er begierig, etwas Bestimmtes über das Feuer zu vernehmen, und eilte zu dem Wirthe, und erweckte ihn. Dieser aber trat sogleich mit Karl'n heraus und erstaunte fast noch mehr als der König, über die ungeheure Flamme, die mit jedem Augenblicke höher, und in wunderlicherer Gestaltung, hinaufloderte.

Herr König, sprach der Köhler, in sichtbarer Angst, sollte vielleicht ein Heidenschwarm in der Nähe liegen? Anders wenigstens kann ich mir solch ein Feuer in jener Gegend nicht deuten. Gleichwohl wäre, nach so vielen Niederlagen des ungläubigen Volkes, die Tollkühnheit allzugroß!

Dem sei wie ihm wolle — versetzte Karl — ich muß wissen, welche Bewandniß es habe mit der Flamme!

Hierauf ermunterte er seine Jagdgenossen, daß sie aufstanden und bald waren der Erzbischoff wie die Uebrigen auf den Beinen, die meisten mit wenig mehr als ihren Jagdspießen bewaffnet.

Während einer der Knechte eine Fackel voran trug, gingen sie insgesammt herzhaft nach dem Feuer zu und es war als ob dieses auf einmal, höher denn zuvor, ja bis über die Sterne hinauf glänze, dann aber immer kleiner und kleiner werde.

Wie sie nun auf den freien Platz im Walde kamen, den der Köhler für den einzigen angab, von dem die große Flamme habe aufsteigen können, so fand sich keine Spur, nicht einmal von Kohlen oder Asche. Da sprach der König zum Köhler: Ei Lieber, sage, wie wäre es möglich, daß hier eben erst solch eine Flamme aufgestiegen sei, und nun sich auch nicht das mindeste Zeichen davon entdecken ließe? Wäre vielleicht auf anderm Platze gewesen, was wir von weitem wahrgenommen?

Aber der Köhler vermaß sich hoch, daß es für ein solches Feuer keinen Platz in der ganzen

Gegend gäbe, als dieſen, indem von nun an der Wald, allenthalben, bis auf wenige Fußſteige, unzugänglich werde.

Man ſah hierauf nochmals ſorgſam umher, nirgend aber leuchtete ein einziger Funke. Nur von der Mitte des Platzes breitete ſich, ein kaum bemerkbarer, blauer Qualm, nach allen Seiten hin, der einen Peſthauch von ſich gab. Als die Mitte ſich nun wieder aufhellte, entdeckte man auch einige kleine Leute, welche etwas im Graſe zu ſuchen ſchienen.

Was gilts, Herr König, ſprach der Köhler, das alles iſt bloßer Zauberſpuk geweſen! Denn man will behaupten, daß das Heidenthum nunmehr, da die Waffen durch Gottes Hülfe ihm fehlſchlugen, darauf ausgehe, den Chriſten mit heimlichen Mitteln Abbruch zu thun.

Der Erzbiſchoff trat ſeiner Meinung bei und der König ſagte: So laßt uns denn hin und des Teufels Werke zerſtören.

Als ſie nun näher kamen, da entſetzten ſich der Erzbiſchoff und alle Uebrigen vor der Häßlichkeit des Weibes und ihrer drei Kinder, welche der Ankommenden zu harren ſchienen.

Wie hierauf, beim Herannahen der Alten, die Andern in lautes Murren ausbrachen, da gebot der König ihnen zu ſchweigen und redete ſelbſt, mit milder Stimme, das Weib alſo an:

Was, Alte, iſt dein Beginnen, hier, mitten in der Nacht?

Zu ſuchen mit meinen Kleinen nach heilenden und glückbringenden Kräutern, ſo nur in dieſer Stunde zu finden ſind.

Haſt du die Flamme erregt, die vorhin von hier in die Höhe ſtieg?

Nur gepflegt!

Wo iſt ſie hingekommen?

Wohin die Sonne geht am Abend; es war nur, künſtlich aufbewahrtes, Sonnenfeuer!

Herr König, ſprach jetzt der Erzbiſchoff, ſeinen Eifer länger nicht bezähmend, wozu die Nacht verderben mit dieſem Zaubergeſchmeiß? Laſſet ſie binden durch die Knechte, und ihnen alsbald thun, was recht iſt!

Was recht iſt! wiederholte Karl bedeutend. Ziehe du darum in Frieden, Weib, mit deinen Kindern. Mehr, denn der verdächtigen Rede

deines Mundes, traue ich auf dein wohlwollendes Angesicht.

Nur mit Mühe hielt der Erzbischoff, wie die Uebrigen, ihren Unwillen über diese Rede zurück! Das Weib aber sagte:

Herr König, habet Dank für den Schutz, so Ihr einer armen, alten Frau gewährt und traget mir zum Andenken dieses Fingerlein *) gefertigt aus den heilsamen Kräutern der Mitternacht. So wenig Schein es hat, so mag es Euch doch in mancherlei Fällen Dienste leisten. Gedenket drum meiner und des Fingerleins, wenn morgen der Bär von Euch erlegt wird.

Hierauf begab sich die Frau mit den Kindern hinweg und der König that wirklich den Ring an seinen Finger.

Der Erzbischoff verstummte darüber vor Schrecken und selbst der Köhler schüttelte den Kopf. Aber Karl, dem es nicht entging, schalt gewaltig über das voreilige Urtheilen, und daß man auf der Alten mildes Auge, das ihm immer noch vorleuchte, so gar wenig setze.

*) Ein Ring.

Nichts, eiferte der Erzbischoff, leuchtete daraus, als der Glanz des Feuers, in dem dieser Ring, Euch zum Verderben, bereitet wurde! Was bedarf es weiter Zeugniß, daß Eure Verblendung der Zweck der Hexe war, der ihr auch gelungen ist, nun wir von Euch hören, daß ein so ruchloses Gesicht wie das ihrige, Euch mild und freundlich hat dünken können.

Verblendete Ihr alle, erwiederte der König heftig. Zuvor schon erfüllt mit eitel Zauberbildern, hat Eure Einbildungskraft Euch das Auge zugehalten. Als ob es nicht auch geheime Wissenschaften gäbe, zum Heil und Glücke der Menschen ausgesonnen!

Der Pestgeruch, sprach Herr Turpin, sollte der auch nicht von unreiner Quelle zeugen?

Da versetzte der König finster: So habt Ihr denn niemals aus unreinem Dampfe selbst das Reinste und Höchste hervorgehen sehen? Oder ist es eitel Weihrauch, worin das Metall verschmolzen wird zum Kelche für den Tisch des Herrn? —

Am Morgen beim Aufbruch aus der Köhlerhütte meinte der König schon, er habe das

Geschenk der Alten in der Nacht verloren. Bald aber entdeckte es sich, daß ihr Ring ganz unten, an seinem Mittelfinger, wie eingewachsen in ihn war, auch in so kurzer Zeit die Farbe des Fingers angenommen hatte, so daß er sich nur schwer von diesem unterscheiden ließ. Den Ring abzunehmen, war unmöglich geworden.

Herr Turpin ersenfzte, als der König ihm die Sache vorzeigte. Da sagte Karl zu ihm: Und wenn — was ich ganz bezweifeln muß — der Teufel selbst verborgen wäre in diesem Fingerlein, meint Ihr, daß ich, der ich bloß lebe, um ihn zu bekämpfen, mich durch solch Gaukelspiel vom Kampfe würde abschrecken lassen?

Seine Macht und Blendwerke sind groß! rief der Erzbischoff. Doch der König sprach halbzornig: Nun will ich, daß endlich die Furcht hierüber schweige!

Da wagte denn niemand mehr ein Wort gegen ihn fallen zu lassen über den Ring. —

Wirklich wurde der Bär sehr bald aufgetrieben und erlegt. Karl dachte sogleich an das Geschenk der Alten, enthielt sich aber zu sprechen davon.

So groß auch Herrn Turpins Besorgniß war wegen des Ringes, so offenbarte sich doch, während geraumer Zeit, nichts an dem Könige, was die Macht des Bösen über ihn kund gethan hätte. Nach wie vor, führte Karl das Schwert des Herrn gegen die Feinde des Glaubens und der Ordnung, mit Kraft und Freudigkeit. Nach wie vor sprach er mit Herrn Turpin und dem Abt Alkuin, seinem vertrauten Freunde, von geistlichen Dingen. Wie immer stärkte er seine Seele in den herrlichen Schriften des heiligen Auguſtinus und brach einſt, weil er, trotz seiner Anſtrengung, die Wiſſenſchaft nicht so fördern konnte, als sein Wunsch war, gegen Alkuin in folgende Worte aus: O daß ich nur zwölf so weiſe und gelehrte Männer hätte, wie Hieronymum und Auguſtinum! Doch Herr Alkuin, welcher diese Aeußerung der frommen Demuth zuwider achtete, entrüſtete sich deß und sprach: Hat doch der Schöpfer des Himmels und der Erden nicht mehrere ihres Gleichen gehabt, und Ihr könnt deren zwölf begehren? —

Nach einiger Zeit war das Geſchenk der Alten gänzlich vergeſſen, ſelbſt von Karln, bis eines

Morgens, als beim Händewaschen sein Auge auf den Finger fiel, an dem der Ring gesessen, dieser sich nicht mehr daran fand. Er wußte nicht, wenn und wo er ihn verlore hätte.

Sogleich gab er Herrn Turpin, welcher sich damals in seinem Erzbisthum aufhielt, schriftliche Nachricht von diesem Umstande, und der fromme Mann dankte Gott, daß er sein unablässiges Flehen endlich erhört habe.

Um diese Zeit befand sich der König in der Stadt Aach, und ging eben darauf um, sich fernerweit zu vermählen. Die schöne Luitgardis von Schwaben hatte seinen Sinn gefesselt, deren Beschreibung ihm so umständlich gemacht worden, daß er eines Tages ausrief: Obschon ich das Fräulein nimmer mit Augen gesehen, so bin ich deß doch gewiß, sie werde mir vor andern wohlgefallen, auch vermesse ich mich, sie unter tausenden alsbald herauszufinden!

Der Hofmeister, den er zur Werbung um das Fräulein eben senden wollte, stand dabei, als Karl solches ausrief; daher fügte der König hinzu: Du kannst das immer ihrem Vater wiedersagen.

Wie nun der Hofmeiſter gen Schwaben gereiſet war, und dort, nebſt den übrigen Befehlen ſeines Herrn, auch dieſen ausgerichtet, that Luitgardis Vater alsbald, in ſeiner Freude, der Tochter ſolches kund. Da dieſe nun begierig war, zu wiſſen, ob Karl auch wirklich ſie ſogleich entdecken werde, ſo beſchloß ſie, bei ihrer erſten Zuſammenkunft mit dem künftigen Gemal, ſich in nichts von den Dienerinnen, die mit ihr reiſeten, auszuzeichnen, und gänzlich wie dieſe gekleidet, vor dem theuern Herrn zu erſcheinen.

Karls Hofmeiſter, als er ingeheim hiervon vernahm, ſo glaubte er den König doch zuvor davon Kunde geben zu müſſen und er ſchrieb ihm ſolches, und damit aller mögliche Irrthum vermieden werde, erbot er ſich, ihm ein Zeichen zu geben, welche von den Ankommenden ſeine Braut ſei.

Deß aber ward der König faſt zornig und ſchrieb dem Hofmeiſter zurück: Er möge ſich beſſer gewöhnen, die Befehle ſeiner nunmehro baldigen Gebieterin zu befolgen, ſonder Trug und Hinterliſt. Ein anderes Zeichen ſeiner Treue

und seines Gehorsams begehre er in diesem Falle nicht von ihm. —

Und alles geschah, wie Luitgardis und ihr Bräutigam solches eingeleitet.

Um in Zeiten seiner Sache gewiß zu seyn, ritt König Karl dem Brautzuge weit entgegen, barg sich jedoch, als der Zug, auf eitel stattlichen Rossen, herannahete, hinter dem Gestrippe des Waldes, von wo aus er alles genau und unbemerkt beobachten konnte.

Ha! rief er aus, als der Zug vorüber kam, und vor Freude seiner Sache und hiermit der reizendsten Braut gewiß zu seyn, also laut, daß man den Ton vernahm und alles nach der Seite sich hinkehrte, woher er scholl. Doch das dichte Laub schützte den König vor der Entdeckung und als der Zug vorüber war, gewann er noch Zeit, auf Seitenwegen eiligst zurückzureiten nach der Stadt Aach, und sich hier bereit zu machen zum Empfange der holden Braut. —

Luitgardis konnte so wenig wie alle die mit ihr waren, im Thore zu Aach ihr Staunen bergen über den König, der hier ihrer schon harrte. So viel sie auch von der Hoheit seiner Gestalt

vernommen, so herrlich und mild zugleich hatten sie ihn nicht denken mögen, als er hier, auf weißem, ungewöhnlich großem Zelter, im Rocke aus Goldstoffe gewebt, mit der blitzenden Krone auf dem Haupte und dem mächtigen Schwerte in der Hand erschien, und nachdem der fremde Abgesandte, vereint mit seinem Hofmeister, ihm die Meinung Luitgardis kundgethan, herabstieg von dem Rosse, um die Braut herauszufinden, welche nebst ihren Begleiterinnen und Begleitern ebenfalls abgestiegen war.

Wenn auch Luitgardis nicht, gleich ihm, alle andern ihres Geschlechts an Schönheit hinter sich ließ, so ragte sie doch darin über ihre Dienerinnen so weit hervor, daß sie seiner Wahl ganz geruhig entgegen sehen konnte.

Da trat der König ihnen näher und senkte sein Schwert. Wer ihn sah, der fühlte sich erhoben von dem liebreichen Strahle seines großen, schönen Auges.

Wie er nun sagte: Ich, der Franken König, grüße Luitgarden von Schwaben, als meine geliebte Braut und, so Gott will, baldiges Gemal! dazu einer der Damen seine Hand zu reichen kam,

die also Begrüßte aber niedergeschlagenen Auges sich zur Seite wendete und einer der Damen, welche darüber ihr Bewußtseyn verlor, alle zugleich hülfreiche Hand zu leisten suchten, da trat der, der keinem äußern Feinde erzitterte, heftig zitternd zurück. Denn alles sagte ihm, daß er sich in der Person geirrt hatte.

Alsbald aber ermunterte sich sein Geist wieder und er bedachte, wie die Blicke des Volkes auf ihn gerichtet waren, auch dem eingegangenen Vertrage sein Recht geschehen müsse. Doch wurde es ihm schwer, die eine, so er fälschlich begrüßt, nicht anzuschauen und statt dessen die Rede an seine künftige Hausfrau zu richten, als diese wieder zur Besinnung zurückkehrte.

Verehrte Braut — so begann er — wir selbst haben beide Schuld an dem Irrthume, der eben begangen worden. Laßt uns daher jedes dem Andern sein Theil daran verzeihen! —

Luitgardis schwieg. Da hielt der Gesandte ihres Vaters eine Anrede in wohlgesetzten Worten. Der König aber schloß seine Braut in die Arme und darauf stieg alles wieder zu Rosse, um sich nach der Burg zu begeben. Luitgardis,

dem Könige zur Linken reitend, glich einem todten Leichname, so bleich war ihr Gesicht, so starr ihr Auge. —

Als nun in Karls Kapelle der Segen über das Paar gesprochen wurde, da erscholl ein Aechzen in des Bräutigams Nähe. Aber er sah nichts, wie er sich danach umblickte. Doch war es ihm, als könne dieser bange Ton einzig aus der Brust jener Dame kommen, welche sein Auge, seitdem er sie fälschlich für seine Braut begrüßt, alles Fleißes vermieden hatte. Er entdeckte indeß die Dame nirgends, was ihn Wunder nahm und seine Andacht merklich störte. Gleichwohl enthielt er sich auch nachher des Fragens nach ihr.

Als die Dame jedoch den ganzen Tag nicht bei der Tafel noch sonst irgend wo erschien, während alle ihres Gleichen fortwährend um ihre Herrin waren, da sprach Karl am Abende, wie niemand mehr als Luitgardis bei ihm saß:

Mein theures Gemal, als Beweis, daß du mir den Fehler dieses Morgens zu gut halten und kein Arg aus dem leidigen Zufalle nehmen willst, laß uns dessen jetzt ruhiger gedenken, und

entdecke mir, welches Herkommens und Namens die Dirnerin ist, der ich Worte sagte, so ihr nicht zukamen.

Darauf antwortete die Königin:

Geliebter Herr und Gemal, gern möchte ich bessere Antwort auf Eure Frage geben. Doch weder ich, noch eins der Meinigen weiß etwas mehr von ihr, als daß sie Gunilde geheißen ist, und ein mir unbekannter Ritter selbige, wenig Tage vor meiner Abreise vom Hause, meinem Herrn Vater mir zur Begleitung empfohlen hat, da eine meiner Dienerinnen erkranket war. Weil sie nun eine stille und sittsame Jungfrau schien, so ist solche mir mit anhergegeben worden.

Und habt Ihr, mein theures Gemal — versetzte der König mitleidig — der Armen, die ich nirgends wieder gesehen, meines Irrthums halber für heute Euer Antlitz entziehen wollen? —

Nein, geliebter Herr, sagte die Königin, mit sehr aufmerksamen Blicken auf den Gemal. Sie soll, wie man mir berichtet, unpaß worden seyn.

Alles, alles die Schuld meiner trüben Augen, die den gemeinen Stein für das Juwel, die

ſchönſte Zier meiner Krone, anſahen! ſprach der König unwillig über ſich ſelbſt. —

Deſto zorniger war Karl, als er, auf ſorgfältiges Nachforſchen, am folgenden Morgen erfuhr, daß der Abgeſandte ſeines Schwähers jene Dienerin ſofort eigenmächtig entlaſſen und gen Schwaben zurückgeſendet. Und er ſagte ihm:

Wie mochtet Ihr Euch ſo unziemlicher Dinge erdreuſten? Gerechtigkeit heißt der Grundſtein meines Throns und Ihr wagt es, dieſen hier vor meinen Augen dadurch zu erſchüttern, daß Ihr wälzen wollt vor allem Volke auf die Schuldloſe den Verdacht irgend einer argen Schuld? Wie kam Euch überhaupt zu, Recht zu ſprechen, in dieſem Reiche, über eine, die Ihr ſelbſt mir, Namens meines hochverehrten Schwähers, zugleich mit der theuren Braut übergeben habt? Schaffet ſie zurück, wo ſie auch ſei, ſo befehle ich Euch. Zwar enthalte ich mich aller Verletzung Eurer Perſon, wenn aber die Beleidigte nicht binnen drei Tagen wieder an meinem Hofe iſt, ſo werde ich, für Euern ſtrafbaren Eingriff in meine Gerechtſame, Euern Kopf von meinem Schwäher begehren. — Uebrigens ſei der Allwiſe

sende mein Zeuge, daß hierunter keinerlei Nebenabsicht mich leitet! —

Wirklich that Karl, nach Gunildens Rückkehr, alles, um jeden möglichen Argwohn zu vermeiden; allein nicht ohne den größten Kampf mit sich selbst. Denn obschon Gunilde keineswegs mit blendender Schönheit begabt war, vielmehr ihr höchster Reiz in dem an Wildheit gränzenden Feuer des dunkeln Auges lag, so wurde doch des Königs Blick, wo sie auch seyn mochte, zu ihr hingezogen. Ja, wider seinen Willen, hatte sein Gedächtniß alle ihre Eigenheiten in Kurzem dergestalt aufbewahrt, daß — auch ohne sie zu sehen — er am schwächsten Athmen, am leisesten Fußtritte, sogleich ihren Athem und ihren Fuß erkannte. —

Einstmals bei Nacht, als Karl, seiner Sitte nach, die Sternbilder beobachten wollte, welche eben köstlich hervortraten, da gewahrte er im Burghofe an einem offenen Fenster, dicht neben dem Gemache seiner Gemalin, eine weiße Frauengestalt. Und sein Trachten nach Deutung der schönen Sterngebilde verging ihm plötzlich über der Gestalt. Obschon kein Zug von dem Gesichte

zu erkennen war, so wähnte sein Auge doch ein Paar dunkle Augen, heller funkelnd als die hellsten Sterne, einen süßen Liebesglanz zu ihm herüberwerfen zu sehen.

Da fragte er leise hinüber:

Dame, sprecht, wie heißet Ihr, und was treibet Euch, den holden Schlaf an die, auch geübtem Blicke oft unklaren, Geheimnisse der Nacht zu sehen?

Mein Herr und König, sprach dagegen die Dame, die Sterne sind meine Vertrauten von Kindheit an. Uebrigens ist mein Name Gunilde. Erlaubet mir daher mich zurückzuziehen, auf daß Eure Anrede mich nicht abermals arger Deutung aussetze!

Mit diesen Worten entfernte sich das Fräulein vom Fenster.

Und das Vertrauen mit den Sternen, von dem sie sagte, ließ dem Könige keine Ruhe mehr. Er ging, um sie aufzusuchen. Doch gelobte er sich, auf dem Wege alles zu vermeiden, was Gunildens Sittsamkeit beleidigen könne. Als er nun vor die Thüre ihres Gemaches gekommen war und leise angeklopft und gesagt hatte:

Dame, vergönnet mir, in Gemeinschaft mit Euch, des Himmels Lichter, zur Erleuchtung unserer Pfade, anzuschauen!

Aber das Fräulein sprach:

Mein Herr und König, Ihr gewähretet mir Schutz gegen ein ungerechtes Urtheil, wollet daher nicht selbst durch Euer jetziges Thun diesem Urtheile den Schein der Gerechtigkeit leihen.

Gunilde — sprach der König — die Sterne, deine Vertrauten, sind meine Zeugen, daß ich nichts will, als ihre mir heut so unklare Sprache vernehmen, von deinen Lippen, durch deine Augen.

Die Sterne — antwortete das Fräulein — ja sie sagen mir, daß es Euer Ernst sei. Aber, werden sie es auch der Welt sagen, die ihrer Sprache nicht kundig ist? Morgen am Tage darüber, wenn Ihr wollt. —

Sie öffnete das Gemach nicht und Karl begab sich, auf ihr Bitten, wieder hinweg.

Am folgenden Morgen mit dem Frühesten ließ die Königin, welche dicht neben Gunildens Gemache schlief, das Fräulein zu sich holen, schloß sie in ihre Arme und sprach: Verzeihe, mein

Kind, das Unrecht, ſo dir durch den Abgeſandten meines theuern Vaters widerfahren iſt. Der Schlaf ſiehe mich in voriger Nacht: da bin ich Zeugin geweſen deiner Treue, von dem Augenblicke, wo mein Gemal dir Anſprache abgewann, bis wo er die Thüre deines Gemaches verließ. Fahre fort, treu und tugendlich mir zu dienen, weiche jedoch dem Könige, meinem vielgeliebten Gemale, nicht alſo aus, daß er deſſen Verdacht faſſe, weil dieſes ſeiner Leidenſchaft — wenn er ſolche für dich empfinden ſollte — nur ein neuer Sporn und Antrieb ſeyn würde. Uebrigens deute mir doch, da dir die geheime Schrift der Sterne bekannt, was darinnen von meiner Zukunft ſteht.

Gunilde weiſſagete hierauf ihrer Herrin viel Erfreuliches, und befeſtigte ſich hierdurch gar ſehr in Luitgardis Gunſt. —

Den erſten Augenblick, wo Gunilde allein war, erſah der König, um ihre Entdeckungen der vorigen Nacht zu vernehmen. Er ſtaunte darüber, was die Sterne ihr verrathen. Zwar hatten ſie ſich gegen ihn durchaus nicht klar ausgeſprochen; doch waren auch die dunkeln Andeutungen, welche er ihnen verdankte, oft ganz im

Widerſpruche mit Gunildens vollſtändigen Aufſchlüſſen, ſo daß der Argwohn in ihm ſich regte, ſeine Sternkunde beruhe auf eitel falſchen Grundſätzen.

Nun ließ er nicht eher ab, als bis Gunilde ſich entſchloß, die nächſte Nacht in Gemeinſchaft mit ihm den Himmel zu beobachten. Doch drang ſie dabei darauf, daß Luitgardis dazugezogen werde, dagegen lehnte ſie Alkuins Gegenwart, welche die Königin vorſchlug, mit Nachdruck ab, weil, wie ſie ſagte, es dem ſchwachen Weibe nicht zieme, im Beiſeyn eines ſo hochgelahrten Herrn ihre geringen Kenntniſſe leuchten laſſen zu wollen. —

Karl überzeugte ſich in dieſer Nacht immer mehr von Gunildens Unentbehrlichkeit für ſich und ſein Glück und ſelbſt für ſeinen Umgang mit den Geſtirnen. Sie deutete ihm aus denſelben Dinge, worauf er ſonſt nie würde gerathen ſeyn, und wußte durch Ehrerbietung und Dienſteifer auch die Königin dergeſtalt für ſich einzunehmen, daß dieſe ein unbegränztes Vertrauen in ſie ſetzte, und ſie zu ihrer erſten Dienerin erhob. —

Aber nur allzubald gewahrte der König, daß

die Sternkunde und ähnliche höhere Dinge es nicht allein waren, was ihn fortdauernd an Gunilden zog; er entbrannte vielmehr dergeſtalt in Liebe zu ihrer Perſon, daß nichts als Gunildens Härte ihn bezähmen konnte. —

Nicht für immer. Auch dieſe — verſtellte — Härte erlag eines Tages, in Abweſenheit ſeiner Gemalin, und von Stunde an vermochte der König keinen Tag ohne das Fräulein und deſſen Gunſt zu leben.

Jetzt ſah Luitgardis wohl, wie ſehr ſie ſich in ihrer Vertrauten getäuſcht hatte. Denn alles bewieß, daß Gunilde dem Könige nur darum Hinderniſſe entgegengeſetzt, damit ſie ihn deſto feſter in ihre Schlingen bekommen möchte.

Sein Umgang mit ihr ward von Tag zu Tage ſeiner Gemalin, und ſogar dem Reiche gefährlicher. Nicht genug, daß er alle Freude verloren hatte an der Sorge für das Regiment, entfernte er auch, ſondern Zweifel bewogen durch Gunildens falſche Auslegung der Geſtirne, oder des Fräuleins ungezügelten Willen, die mächtigſten Stützen deſſelben. Er fing ſogar an, die Feinde Chriſti mit andern Augen zu betrachten und ward

nie mehr betroffen, im Lesen der Schriften heiliger Männer, wozu er vor Kurzem noch sogar die Zeit während des Essens oftmals angewendet hatte.

Da bat alles und beschwor den König, das Rechte wieder wie vormals zu thun, und die Dirne von sich zu weisen, die so viel Unheil über sein Reich bringe.

Und aus den fernsten Gegenden desselben kam allmählig eine große Zahl weiser und heiliger Männer, um ihm seine Pflichten vorzuhalten, und zu zeigen, wie durch so arges Beginnen die Strahlen des Ruhmes verlöschen müßten, welche die frühere preißwürdige Amtierung um des Königs Haupt gewunden hatte.

Aber weder der weise Erzbischoff Turpin, noch seine Schwester Gisla, die Aebtissin, welche ihm vieles galt, kurz niemand, vermochte seinen Sinn zu ändern.

Ein einzigesmal, als die Kunde kam, von seines Freundes, des heiligen Vaters Adriani Ableben, da wollte er vor Rührung in Thränen zerfließen, weil er sich unwürdig fühlte des Segens, den der hohe Mann ihm hinterlassen.

Aber nur allzubald hatten Gunildens Blicke ſeine Thränen wieder getrocknet und ihre Lippen ihm die Rührung aus dem verkehrten Herzen geſogen. —

Der große Nachtheil, welchen unter anderm Religion und Glaube durch die Umſtände erlitten und daß man bemerkt haben wollte, Gunilde gehe immer nur mit Widerwillen zum Tiſche des Herrn, das bewog endlich mehrere fromme Menſchen nachzuſpüren ihrem, bis dahin keinem bekannten, Herkommen. Und es ergab ſich, daß ſie eine Tochter war des Maurenkönigs Abdorrhaman, von einer Chriſtenſklavin zwar geboren, aber im Heidenthume groß gezogen, die von jeher der heiligen Taufe widerſtrebt hatte.

Froh darüber, wie er mit dem Gewicht ſolcher Kunde das Herz des Königs auf Einmal zum Guten kehren wolle, trat der Erzbiſchoff von Rheims zu Karln.

Aber wie entſetzte ſich der Mann Gottes, als auch das den König nicht von Gunilden wenden konnte, vielmehr derſelbe darüber in die Worte ausbrach: Und ſei ſie wer, und was ſie

wolle, Gunilde verdient der Franken Königin zu seyn, und ich habe beschlossen, diesem würdigen Haupte die Krone nicht länger vorzuenthalten.

Darauf ließ Karl wirklich eine kostbare Krone bereiten. Ehe er solche aber der Heidin auf ihr Haupt setzen konnte, schien der Himmel die große Noth, welche das Reich erlitt und noch bedrohte, durch den Tod der bösen Dirne hinwegnehmen zu wollen. Denn der Argwohn war nicht ohne Grund, daß sie wirklich darauf ausging, das Christenthum wieder auszurotten.

Schon freute sich alles Volk der wunderbaren Rettung gar sehr. Der König aber, außer sich in seinem Schmerz, ließ den Leichnam mit den köstlichsten Salben versehen und als derselbe nun beigesetzt werden sollte, so verhinderte er solches und that die Krone auf der Todten Haupt und lag vor ihr auf den Knieen Tag und Nacht. Ja, der Erzbischoff Turpin, welcher wenig mehr aus der Gegend seines Gemaches sich entfernte, vernahm einstmals, daß der König in seiner Verzweiflung mit lauter Stimme gelobte, zum Heidenthume zurückzukehren, wenn Gunilde wieder

erwachen, und nur ein Jahr lang seinen Thron mit ihm theilen wolle.

Entbrannt darüber im heiligen Eifer, wollte eben der fromme Mann das Gemach eröffnen, in dem solch ein Gräuel sich kund that, als er, noch außen, ein Jauchzen des Königes vernahm, so daß er meinen mußte, der arme Herr sei in seinem Schmerze plötzlich wahnsinnig geworden. Wie er nun anstand, das geweihte Kleid, das er trug, der Verletzung durch die Hand eines Wahnsinnigen auszusetzen, da nahm er eine Spalte wahr in der Thüre und sahe durch dieselbe, daß der Leichnam in der That sich aufgerichtet und einen Schein des Lebens erhalten hatte.

Doch kaum, daß der Erzbischoff die Thüre mit geweiheter Hand berührte, so fiel die Leiche wiederum leblos zurück. Da ward Karl hochergrimmt über sein nunmehriges Eintreten, weil er seiner Nähe die Leblosigkeit Gunildens mit Recht zuschrieb. Doch ging solch ein Glanz aus von dem Manne Gottes, daß dem König ein Schauer anwandelte und er keine Worte hatte, ihm solches zu verweisen.

Als aber nun der Erzbischoff des Königs Hand Hand ergreifen und ihn aus dem Zimmer führen wollte, mit den Worten, daß er seinem Reiche nöthiger sei, als so häßlichem Leichname, da wehrte Karl ihn dennoch heftig ab und sagte in seiner Verzweiflung:

Hier, hier ist mein Reich und mein Leben und mein Himmel. Eben erwachte dieses theure Haupt von seinem Schlafe und versprach, den Thron fortan mit mir zu theilen. Gehet, eilet, solches kund zu thun allem Volke!

Als nun Turpin sahe, daß der König durchaus nicht zu bewegen war, das Gemach zu verlassen, da gedachte er des Reiches und der Kirche mit betrübtem Herzen, und ging in die Kapelle, und warf sich vor dem Altare nieder, um Erleuchtung flehend, wie solchem ungeheuern Frevel zu steuern sei.

Und wie er hier auf seinen Knieen lag, erschien ihm der Engel des Herrn und erfüllte seinen Geist mit einer wunderbaren Klarheit, daß er sah, wie alles Böse von dem unseligen Ringe herrühre, den Karl, seiner Verwarnung nicht achtend, einst

bei Nacht im Walde von jener Alten angenommen. Diese arge Zauberin ging in der That darauf aus, den König durch den eben erst, einzig für ihn bereiteten, Ring, dem Christenthume abwendig zu machen. Aber des Ringes Zauber war zu schwach gewesen wider die Glaubensstärke des Helden. Darum nahte sich die Alte einstmals bei Nacht, wahrscheinlich unsichtbar, wie Karl in seinem Zelte schlief und zog ihm den Ring wieder vom Finger. Und wie einst die Schlange Evam, so sollte ein schlangengleiches Weib ihn nunmehr verführen, und der Ring dem Weibe in seinen Augen, eine Schönheit, selbst durch den Tod unzerstörbar, verleihen, auch, unter der Zunge getragen, die süßesten Worte einfließen. Gunilde war es, welche von der Hexe hierzu auserwählt wurde. —

Da warf sich der Erzbischoff auf sein Antlitz nieder, den Himmel preisend für solche Offenbarung, und ging flugs zurück nach dem vorhin verlassenen Gemache und ersah durch die Spalte der Thüre, daß Karl, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, sein Haupt in der flachen Hand

hielt und eingeschlummert war, auch die Entseelte noch mit geschlossenen Augen dalag. Und er eröffnete die Thüre leise und schlich hinein nach dem Leichnam zu, des Vorsatzes, ihm den Mund aufzuthun und den gefährlichen Ring herauszunehmen.

Kaum aber, daß der Erzbischoff die Lippe der Leiche berührt hatte, so weckte die unsichtbare Gewalt, welche sie, Kraft des Ringes, über den König übte, diesen aus seinem Schlummer.

Darauf riß Karl in grimmiger Wuth sein Schwert aus der Scheide, um damit herzufallen über den Erzbischoff, daß er sich solcher Dinge erdreusten möge. Doch schon bevor es geschah, war der Ring in des Erzbischoffs Hand und er reichte ihn ruhig lächelnd dem Könige, der eben das Schwert über seinem Haupte geschwungen hielt.

Und als der König den Ring für denselben erkannte, den er unbemerkt wieder verloren hatte, so fiel fast zugleich sein Blick auf den todten Körper. Da erschrak er gewaltig. Denn wie allen Andern, kam er ihm nun leichenhaft und abscheu-

lich vor, und er sahe wohl, daß seine zeitherige Verblendung von dem argen Zauber herrührte, der ihm erst dann etwas anhaben können, als er mit diesem Weibe zusammengerathen war.

Und das Schwert sank von selbst aus seiner Hand.

Fort, fort mit diesem Leichname, der mir Herz und Leben, wie jenes Feuer die Luft, verpestet hatte! So rief er und eilte am Arme des Erzbischoffs aus dem Gemache und vernahm von diesem die wunderbare Weise, wie der Herr dem frommen Manne das Geheimniß zu seiner Rettung mitgetheilt hatte. —

Nun aber, sprach der Erzbischoff, nun sei Euer Erstes, mein König, das Fingerlein von Euch zu thun, auf daß es seine teuflische Gewalt fortan nimmer an Euch, noch irgend einem üben, oder den Feuergeistern, so es bereitet, wieder in die Hände gerathen möge!

Da gab der König alsbald den Ring dem frommen Manne und dieser sprach, ihn in die Höhe haltend:

Aus der Flamme ginast du hervor, um Seelen zu werben für die Flamme. Damit du auf immer von der Gemeinschaft mit deinem Urstoffe geschieden seist, soll jetzt die Welle dich verschlingen.

Und der Erzbischoff warf den Ring in den See, der vor ihnen lag und segnete den König ein und dieser fiel sodann, neben ihn, auf seine Kniee, um Gott zu danken für das gerettete Heil seiner Seele.

Sodann eilte Karl mit ihm zu seiner Hausfrau, die er lange nicht gesehen hatte. Die erstaunte gar sehr, daß er, da er doch zeither fast hart und unfreundlich mit ihr verfahren, jetzt so schüchtern und mild auf sie zukam. Da winkte er den Erzbischoff, ihr zu erzählen, was geschehen war. Und die Königin, als sie es vernahm, war deß über die Maßen froh und reichte dem Reuigen ihre Rechte.

Da sagte der König: Mein herzallerliebstes Gemal, der Himmel schenkt dich mir heute zum zweiten Male. Jetzt begreifst du wohl, wie ich so rasend seyn konnte, dein süßes, liebreiches Antlitz, die hohe, adeliche Gestalt und Geberde,

bei der Larve zu übersehen, durch welche die Hölle mich zu locken dachte auf ewig in ihren Abgrund?

Der König traf sodann Anstalt zu einer nochmaligen Feier seiner Hochzeit, wozu die edelsten und stattlichsten Gäste geladen wurden, im Reiche weit und breit.

Und alles Volk jauchzete und preisete Gott, der das Herz des Königs regiert hatte. —

Als nun Karl an sich bemerkte, die Gewalt des Ringes dauere gewissermaßen noch fort, indem sein Auge, auch wider Willen, nach jenem See gezogen wurde und seine Vorliebe für die Stadt Aach so groß war, daß er, von ihr in Staatsgeschäften abwesend, stets eine unüberwindliche Sehnsucht nach derselben hatte, und nicht ruhen konnte, bis er zurück in ihre Mauern war, da entdeckte er solches einst Herrn Alkuin, seinem Freunde, und sprach sodann:

Der Zauber, welcher hierunter waltet, soll bald einem himmlischen Zauber weichen müssen. Denn ich bin entschlossen, zu Abbüßung jener

und anderer Sünden, den Himmel ein Heiligthum zu errichten, dessen Pracht nirgend seines Gleichen finde. —

Sofort ließ er auch aus fernen Landen köstliche Säulen und Marmelsteine herbeiführen, und Künstler und Bauleute kamen aller Art, aus der ganzen Welt, nach der Stadt Aach. Zum Aufseher des Baues aber erkieſete er seinen Getreuen, Herrn Eginhard.

So wurde das Münster unserer lieben Frauen aufgerichtet, von acht Pfeilern getragen, mit ehernen Thüren wohl versehen und mit Golde und Silber reich geschmückt.

Als nun nach sieben Jahren dieſes heilige Haus beendigt war, da berief der König zum Weihungstage eine große Zahl von Fürsten und Grafen und Herren seines weiten Reiches, vornämlich auch Biſchöffe, dreihundert und fünf und sechszig an der Zahl; letztere, damit in diesem Münster jeglicher Tag im Jahre eines frommen Mannes und dessen besonderer Vorbitte sich erfreuen möge. Die Weihe selbſt geschah am Dreikönigsfeſte, im achthundert und vierten

Jahre nach der Geburt unſers Herrn, durch den heiligen Vater Leo, welcher deßhalb von Rom anher gekommen war. Aber zwei Biſchöffe von jenen dreihundert und fünf und ſechszig hatte der Herr inzwiſchen zu ſich genommen. Und Monulphus und Gendulphus, ſo waren die beiden ſeligen Männer geheißen, ſteigen hervor aus der Gruft der Kirche des heiligen Servatius, wo ſie begraben liegen, und wandeln betend nach dem Münſter unſerer lieben Frauen. Dort nehmen ſie, zu großem Erſtaunen aller, ihre Plätze ein und kehren, als der heilige Vater den Segen ausgeſprochen, wieder zurück in ihre Grabesſtätte. —

Der See aber, in welchem jener Ring ſich befand, wurde vom Kaiſer — denn dazu war Karl nun ſchon vier Jahre zuvor gekrönt worden — überbaut mit einem prächtigen Palaſte, den er ſein Lateranum zu nennen pflegte. Die Bosheit des Zaubers in beſagtem Ringe war durch Karls Buße und die Kraft ſeiner frommen Stiftung gänzlich gebrochen, doch feſſelte ihn nunmehr eine heilige Gewalt an die Stadt Aach. Sie

blieb auch sein geliebtester Wohnsitz, den er, sobald ihm Ruhe vergönnt war, immer wieder mit Freuden aufsuchte und wo er eines frommen und unsträflichen Wandels sich befleißigte, bis der Herr ihn heimführte zu seiner Gnade.

Die
Jungfrau des Pöhlberges.

1.

Die hohe geräumige Burg lag wie ausgestorben da. Ritter Volko von Wendensee litt an heftigem Gichtschmerz, und Mechtilde, seine junge lieblich blühende Gemalin, die ihre süßen Erwartungen von der Ehe mit dem reichen Manne nicht im mindesten erfüllt sah, fing an, des Geschäfts einer Krankenwärterin überdrüssig zu werden. An gesellige Freude kein Gedanke, da alles Junge und Wehrhafte aus der Gegend längst fortgezogen war in den Krieg nach Frankreich, und die wenigen zurückgebliebenen Edeln der Nachbarschaft, gleich dem Ritter Volko, durch Hinfälligkeit an ihre Behausung gefesselt wurden. —

Endlich, nach langem, fruchtlosen Harren erscholl die Kunde vom Frieden und von der

Heimkehr. Zugleich vernahm Ritter Volko, daß sein Stellvertreter im Kriege, der Knappe Adelbert von Huldringen, wegen ausgezeichneter Heldenthaten, vom Kaiser selbst zum Ritter geschlagen worden. Das Herz des Kranken klopfte mächtig bei dieser Nachricht seines Waffenzöglings und Mechtilde bereitete für den Abend, an dem das Häuflein eintreffen sollte, ein festliches Mahl, um den neuen Ritter die wohlverdiente Auszeichnung widerfahren zu lassen. —

Die Gegend war in rothen Abendglanz gehüllt, als der Thurmwart hereintrat, die Kommenden anzusagen. Ritter Volko, gestützt auf seine Gemalin und einen der Knechte, wankte selbst nach dem Söller. Aber die Freude, worauf sein Auge gehofft hatte, ward beim Näherkommen des Häufleins sehr gestört. Viele Tapfere, nach denen er umhersuchte, wurden schmerzlich vermißt. Ueberhaupt war die Schaar gar merklich zusammengeschmolzen.

Desto frischer und stattlicher ritt der Anführer derselben einher. Der junge Held schien während der kurzen Abwesenheit von achtzehn Monden um eine ganze Spanne größer und das

lichtbraune Roß, welches ihn trug, ſtolzer auf den ſo kraftvollen, würdigen Herrn geworden. Mechtilde konnte ihr Trunkenſeyn von ſeinem Anblicke nicht verbergen. Volko billigte es und nahm die goldene Kette, welche von ſeinem Halſe herabhing und ſprach: Meine vielgeliebte Gemalin, unſer gnädigſter Kaiſer hat ihn nach Würden geehrt, an uns iſt es, ihn zu zieren. Gehet Ihr ihm entgegen mit dieſem güldenen Kleinod und hänget es ihm um den Hals. Es wird Adelberten gewiß doppelt theuer ſeyn, als der Preis meiner und ſeiner Tapferkeit.

Die Freude beflügelte Mechtildens Schritte. Kaum bemerkte Adelbert unten die ihm entgegen Eilende, ſo ſprang er vom Roſſe ihr ſeine Ehrfurcht zu bezeigen. In demſelben Augenblicke ſchmückte ſie ihn mit der goldenen Kette und ſprach:

Herr Ritter, vergönnet auch der Freundſchaft, den Heldenmuth zu ehren. Ich bin ſtolz darauf, daß mein Gemal die Vollziehung ſeines Wunſches in meine Hand legte.

Und ich, edle Frau — antwortete Adelbert, ſie die Stiege hinaufgeleitend — ſchwerlich würde

das Ritterschwert mir geworden seyn, hätte ich so gezittert in der Schlacht, wie jetzt vor Beschämung durch Eure namenlose Güte.

Guter Adelbert! sprach Mechtilde, wohl merkend, daß ein Theil seines Zitterns auf Rechnung ihrer hohen Reize zu setzen war.

Nennet mich immer so, wie sonst, edle Frau, erwiederte er. Ich ziehe diese Anrede schon darum vor, weil aus Euerm schönen Munde keine schmeichelhaftere denkbar ist, auch das Wort gut in Beziehung auf mich von Euch ausgesprochen, mir stets als Richtschnur dessen dienen wird, dem ich vor Allem nachzustreben habe. —

Volko ließ sich bis an die Thüre des Gemaches bringen und drückte den Eintretenden mit inniger Liebe an sein Herz.

Bei Tafel, zu welcher mehrere ebenfalls heimgekehrte Ritter geladen waren, saß die Wirthin neben Adelbert. Aber je höher nach und nach ihr Frohsinn stieg, desto stiller und in sich gekehrter ward der Ritter. Mechtilde hielt dieses für das Zeichen einer besondern Neigung zu ihr, von der Furcht in Schranken gehalten. Daher sagte sie ihm am folgenden Tage, so oft sie allein war

mit ihm, von der Sehnſucht, mit der ſie ſeine Rückkehr erwartet habe, und wie ihr Gedanke immer bei ihm geweſen ſei. Doch ſelbſt hierdurch ward die Schüchternheit des Jünglings nicht gehoben oder auch nur vermindert; vielmehr zog ſich der Ritter am Ende ganz von ihr zurück. Denn Huldringen verſchmähte ein Glück, welches er durch Verrath ſeines theuern Erziehers hätte erreichen können. —

Unter dieſen Umſtänden hatten die unverkennbaren Liebesbewerbungen Mechtildens ſogar eine ſehr nachtheilige Wirkung auf ſeine Neigung zu ihr. Gleichwohl verſäumte er nicht, der Gattin des hochverehrten Lehrers und Freundes überall, wo er mit ihr zuſammentraf, die Ehrfurcht zu erweiſen, welche ſie als ſolche von ihm fordern konnte. —

So ſtanden die Sachen, als Ritter Volko allmählig immer mehr von Kräften kam, und endlich gar das Leben verlaſſen mußte. Mechtilde war außer ſich vor Schmerz an ſeinem Sterbebette. Das Gewiſſen mochte es ſeyn, was ſie ſo ängſtete, was ihr den untreuen Sinn

gegen denjenigen vorwarf, dem sie ewige Treue gelobt hatte.

Der schuldlose Adelbert, weit entfernt ihrer Verzweiflung diese Auslegung zu geben, machte sich in der Stille bittre Vorwürfe, daß er ihr uneigennütziges Wohlwollen gegen ihn früher ganz falsch verstanden habe, und bemühte sich eifrigst, ihr Trost zuzusprechen. Vielleicht wären auf diesem Pfade ihre geheimsten Wünsche noch von selbst zur Erfüllung gelangt, hätte nicht Adelberts inniger Antheil sie zu früh an's Licht gerufen. Die von Liebe zu ihm heftig glühende Frau wagte schon bald nach dem Begräbnißtage sich recht offen gegen den Ritter zu erkennen zu geben und erkältete damit seine Gefühle mehr als jemals. —

Vergebens suchte ihr Schmerz hierüber sich in die Trauer um den Verstorbenen zu kleiden. Huldringen wurde nicht mehr getäuscht durch dieses Gaukelspiel.

2.

Um so trauriger mußte es der Wittwe bei ihren Bestrebungen seyn, daß jetzt Adelberten

durch den Tod eines Oheims, deſſen Burg, auf dem Pöhlberge bei Schreckenberg *) gelegen, zufiel, und er hier ſeine Wohnung aufſchlagen wollte. Manche Vorſtellungen geſchahen dagegen von ihrer Seite. Beſonders ſuchte ſie die Pflichten gegen die verlaſſene Wittwe ſeines Erziehers ihm vorzuhalten. Weit entfernt, dieſe zu verkennen, trug daher Adelbert einem Waffenbruder auf, ſich Mechtildens anzunehmen. Denn die Burg auf dem Pöhlberge und die dortigen Unterthanen legten ihm noch nähere Pflichten auf und forderten ſeine Gegenwart zu dringend, als daß er der ſchönen Trauernden hätte nachgeben können. —

Am Abſchiedsmorgen ſtampften Huldringens Roſſe ſchon lange, des Scheidenden harrend. Immer hatte Mechtilde ihm noch ein Wort zu ſagen und die Laſt ihres Herzens, durch naſſe Augen und ſchweres Athemholen hinlänglich verrathen, ſprachen ſein Mitleid zu rührend an, um ſie durch Eilen noch mehr zu verletzen. Endlich aber als ihre ſchwer verhaltenen Thränen

*) Jetzt Annaberg, im ſächſiſchen Erzgebirge.

hervorstürzten, da sprach er: Edle Frau, das Scheiden ist wahrlich schrecklicher als die Trennung selbst, lasset uns daher endlich das minder Schlimme vorziehen! —

Dazu reichte er seine Hand zum stummen Lebewohl! Aber Mechtilde hielt ihn fest und sagte: Es sei, Adelbert. Doch beschwöre ich Euch mir Nachricht zu geben, sobald Ihr angekommen seyn werdet auf Eurer Burg, und überhaupt das Band nicht ganz zu zerreißen, welches Euch sonst so fest an diese Gemächer und Gegend fesselte. War ich doch immer Eure treueste Freundin! Vergebt mir darum auch, wenn es einigemal das Ansehen hatte, als wolle ich gar noch um Eure Liebe werben. Achtet dieß als Augenblicke der Verirrung, eben durch die Innigkeit meiner Freundschaft erzeugt. Gedenket derjenigen, welche hier beten wird für Euer Heil auf der einsamen Burg; der nichts mehr Freude gewähren wird auf der Welt, als dieses Gebet, und dessen Erfüllung. Adelbert, jener Abend, an dem Ihr siegreich zurückkehretet und ich auf das Geheiß meines seligen Herrn Euch dieses güldene Kleinod umhing, der sei Euch unvergessen und deute auf

das Verhältniß hin, das für immer nun statt-finden muß zwiſchen uns. Eure Freundſchaft für immer!

Für immer! Und zwar die treueſte, innigſte Freundſchaft! rief Adelbert aus, zog ihre Hand erſt an ſein Herz, dann an ſeine Lippen und eilte hinweg.

Schluchzend ſtreckte Mechtilde ihre Arme nach ihm aus, als wolle, als müſſe ſie mit ihm. Dann eilte ſie nach dem Söller, um den mit den Seinen Davonjagenden noch einmal in's Auge zu faſſen, unbekümmert in ihrer Leidenſchaft darum, welche Auslegung die Burgleute ihrem qualvollen Zuſtande geben möchten. —

3.

Adelbert vergaß nicht, was er zugeſagt hatte. Erſt gab er ihr, ſogleich nach der Ankunft auf ſeiner Burg ſchriftliche Nachricht, kam auch, ſobald nur das Nöthigſte berückſichtigt war, ſelbſt wieder zum Beſuche zu ihr. Ihre Freude war ungemein groß darüber. Als er aber zurück nach ſeiner neuen Heimath kehrte, da fühlte ſie recht

schmerzlich, daß die Freundschaft des von ihr so innig Geliebten, ihrem Herzen doch keine Gnüge thue, und er gleichwohl bei der bloßen Freundschaft stehen bleiben werde. —

Der Abend dieses zweiten Scheidetages war für sie finster in jeder Rücksicht. Rings um die Burg lagen schwere Gewitterwolken und der Sturm, welcher sie eben vollends zusammenjagte, schien auch Mechtildens Gefühle in wilde Glut zu entzünden. Wie thörigt eilte sie aus dem Burgthore in den Garten und von diesem wieder herauf nach dem Söller. Ihre Blicke hafteten starr an der Stelle, wo Adelbert ihr zuletzt verschwunden war. Ihr schönes leidendes Auge schien ihn zurückzaubern zu wollen.

Mit der eintretenden Dämmerung rief sie ihrer vertrauten Freundin, daß diese ihr die Zither holen sollte. Sie riß solche der damit herbeieilenden Jutta aus der Hand, und mitten im Brausen des Sturmwindes griff sie aufs heftigste in die Saiten und sang, dazu verzweiflungsvoll hinauf in die Wolken schauend, ein Lied, ohngefähr folgendes Inhalts:

Heulet nur, fliegende
Schwarze Geſtalten.
Stürmet, die trügende
Welt zu zerſpalten!

Donnerkeil runde dich
Sie zu verheeren;
Blitzſtrahl entzünde dich,
Mich zu verzehren.

Jugend, was logeſt du,
Mit holdem Gleißen?
Buſen, was wogeſt du,
Ohne zu reißen?

Heulen iſt nicht genug,
Treuloſe Winde,
Daß vor des Lebens Trug
Frieden ich finde.

In mir ein Flammenmeer,
Eiſiges Quälen
Draußen, drum Flammen her,
Mich zu vermählen! —

Außer sich schlug Mechtilde hierauf die Zither an dem Gemäuer entzwei und schien Absichten gegen ihr eigenes Leben zu hegen, als jetzt wirklich aus dem immer nächtlicher gewordenen Himmel ein Blitz herunterfuhr. Da stürzte sie auf die Kniee nieder, die Arme hoch hinauf reichend, als fordre sie nochmals dringender einen tödtenden Strahl für ihr Herz.

Theure Mechtilde! — sprach Jutta tröstend. Du hier? rief die Burgherrin, welche in ihrer Pein ganz vergessen hatte, daß sie nicht allein war, und reichte der Freundin die Hand.

Ich hoffe — sagte Mechtilde als die Blitze immer stärker und heftiger wurden — ich hoffe, daß der Himmel, der mich ganz außer Acht gelassen, endlich meiner gedenken werde. Hier will ich auf meine Erlösung harren. Das Scheinleben, das ich so lange schon führe, ist fürder nicht zu ertragen: ich begehre den Tod! —

Geliebteste Freundin — sagte Jutta — nicht so finstre, schreckliche Gedanken!

Als ob eine Lebendigbegrabene wie ich, freundliche hegen könnte! — rief Mechtilde aus, und Jutta suchte vergebens, tröstend auf sie zu wirken,

und ſie zum Verlaſſen des Söllers zu bewegen, da das Ungewitter ſchon ihren Häuptern nahe ſtand und der heftigſte Regen aus der ſchwarzen Nacht herunterfiel.

Geh, armes Kind! ſprach Mechtilde. Ich will dir ja nicht Theilnahme zumuthen, an dem Geſchicke, welches ich hier ſehnlich erharre.

Aber Jutta verlangte, wie ſie ſagte, durchaus kein beſſeres Loos, als ihre Freundin.

Mechtilde zog ſie in ihre Arme und ſprach dann, ſie von ſich ſtoßend, als eben wieder ein heftiger Blitz die Gegend furchtbar erhellte: Entferne dich wenigſtens von mir. Der Blitzſtrahl, den ich meinem Leben vom Himmel ertrotzt zu haben hoffe, ſoll dem deinigen nicht ſchaden, welchem die Freude noch auf tauſend Wegen entgegen jauchzt.

Jutta zögerte noch immer in der Nähe der Freundin. Doch dieſe drang darauf, daß ſie wenigſtens bis an die entgegengeſetzte Seite des Söllers, weit von ihr wegging.

Armes Kind — rief Mechtilde, der Freundin Schluchzen vernehmend — geh doch, gehe hinein.

So furchtbar haſt du gewiß noch keine Nacht im Freien zugebracht! —

Doch habe ich's! erwiederte jene. Es wird nun jährig, daß ich eine weit ſchrecklichere erlebte, drunten im dicken Eichwalde. Weißt du noch, Mechtilde, als ich am Morgen hereintrat zu dir und du mich kaum wieder erkannteſt, ſo bleich und entſtellt, wie ich ausſah? Ich ſagte damals die Urſache nicht, weil ich mich derſelben ſchämte. Denn ich hatte einen ungeheuern Frevel begangen: ich war in der Hütte jener Alten geweſen, die man nur immer die graue Waldfrau nennt.

Was wollteſt du dort? fragte Mechtilde.

Du erinnerſt dich doch — verſetzte Jutta — daß Heinrich damals mir untreu geworden war. Weil nun mein Herz gar nicht von ihm abließ, ſo begab ich mich eines Tages zu der Alten und fragte die, was wohl anzufangen ſei, um ihn mir zurückzubringen? — Wir wollen ſehen! ſprach dieſe. Geduldet Euch nur bis zur nächſten Gewitternacht. In der aber kommt zu mir. Denn recht kräftige Liebestränke laſſen ſich nur bei nächtlichen Blitzen bereiten. Ich verſprach hierauf, mich einzuſtellen. — Schon am zweiten

Abende thürmten sich die Wolken auf und das Wetter kam wirklich heran. Da schlich ich mich, mit Hülfe der Frau des Thorwarts aus der Burg und begab mich in den Wald. Meine Füße schienen brechen zu wollen, so schauerte mir vor dem Schritte. Aber der gewaltige Drang meines Herzens machte doch, daß ich mich zusammenraffte. —

Die Nacht war rabenschwarz. Die Blitze, welche von Zeit zu Zeit den Wald in Flammen setzten, leuchteten mir nothdürftig durch das Dickicht bis zu der Waldfrau. Schon hatte ein Wetterstrahl mir ihre Hütte gezeigt. Während ich aber darauf zuging, war alles wieder finster geworden. Doch bemerkte ich an der Stelle, wo ich mir die Hütte denken mußte, ein Paar Funken neben einander, mitten in der schwarzen Nacht. Auf diese ging ich zu und erschrak nicht wenig, als jetzt die Waldfrau selbst, dicht vor mir stehend, mich anredete. Die beiden Funken waren ihre Augen gewesen.

Habt ein schönes Nachtlein getroffen, Fräulein! sprach die Alte. Gebt, gebt mir hurtig, was zu unserm Vorhaben erforderlich ist. —

Letzteres war ein goldenes Ringelein von dem Liebſten, das ich auf ihr Geheiß mitgebracht hatte. Denn zu ſolchem Zauber gehört allezeit ein Andenken oder irgend ein Stück, das dem Liebſten einſt zuſtändig geweſen. — Da gab ich ihr denn das Ringelein, doch nur mit dem Bedinge, daß ich es gewiß zurück erhielte von ihr. Sie ſagte mir's zu und führte mich dann bei der Hand in ihre Hütte.

Das Blut ſtarrte in meinen Adern ſchon auf der Schwelle; denn dumpfe unheilverkündende Töne umkreiſten mich in der dicken Finſterniß. Ich wußte nicht, welchem Weſen ich ſie beimeſſen ſollte, ja, es ward mir ſogar zweifelhaft, ob ſie dem Leben angehörten oder dem Tode. Da fuhr ein Blitzſtrahl zum Fenſter herein in einen Keſſel, der mitten in der Stube ſtand, ſo furchtbar darin hin und her zuckend, bald auf- bald untertauchend, daß mir die Sinne ganz umnebelt wurden. Bald aber ſchreckte ein unterirdiſches Krachen mich auf aus dem böſen Traume. Der Boden der Hütte ſchien auseinander zu weichen, und als ich mich emporrichte, dem Grabe bei lebendigem Leibe zu entkommen, da

ist es, als breche draußen der ganze Wald im Sturme zusammen. Dazwischen kreischte die Alte, um den Kessel herumrasend, aus dem von allen Seiten Blitzstrahlen zuckten, unaufhörlich die Worte

Wohl! die Blitze, die gleich Schlangen,
Nach dem Zauberkessel sprangen,
Winden drinnen sich gefangen! —

Drauf kam sie mit einem Gesichte, roth, wie die Flamme der Verdammniß, und hoch aufsteigendem Haare zu mir und sprach:

Was du auch sehen oder hören magst, Töchterlein, fürchte dich nicht. Schau das Feuer im Kessel, wie es mit Gewalt wieder hinauf will zum Himmel, von dem es herabgekommen. Aber es ist gebunden und muß nun kochen den Trank, welchen du von mir erheischest.

In diesem Augenblicke murrte und kreischte und wimmerte es in der ringsum feuerhellen Stube.

Nunmehr sprang die Waldfrau abermals frohlockend um den Kessel herum und sang wie vorhin eine Zeitlang ohne Aufhören Folgendes:

Eure Pein ist mein Vergnügen,
Eitel Euer störrisch Kriegen.
Was nicht seyn soll, werd' ich fügen! —

Immer schrecklicher wurden die Töne im Kessel und das Zischen der Blitze, dann aber starben sie allmählig in tiefem Jammer ab; die Blitze verloschen und Gestalten stiegen aus dem Zauberkessel mit bleichen schrecklichen Gesichtern von Männern, Weibern und Kindern, welche sich in Rauch auflöseten.

Drauf sprang die Hexe stärkeren Schrittes als zuvor um den Kessel zu dreien Malen und schrie mit der heillosesten Schadenfreude:

Wohl! Nun habt ihr ausgesungen,
Euer Leben ist verklungen
Und der Liebestrank gelungen! —

Wart, Kindchen! so sprach sie dann zu mir, die ich hinaus wollte: warte nun noch. Dein Liebster soll selbst erscheinen, dir den Trank zu überreichen, der ihn in deine Gewalt geben wird. Aber hüte dich, davon künftig gegen ihn ein Wort fallen zu lassen, leicht könnte sonst aus seiner Liebe der grimmigste Haß werden! —

Ein leises Lachen, wie wenn jemand hinter Eines Rücken diesen verhöhnet, zischelte jetzt allenthalben um mich her, und es ward mir dabei so unfreundlich zu Muthe, daß ich, während die Alte tief in den Kessel hinein unverständliche Worte sprach, die Thüre zu gewinnen trachtete, und durch den Wald zurück nach Hause floh. Unverrichteter Sache nach vielen Schrecknissen! Auch ließ ich lieber seinen Ring in dem Zauberkessel, als daß ich von der Bosheit der Alten Gebrauch machen wollte. —

Thörin, Ihr — zürnte die Alte, als ich ihr am folgenden Morgen auf dem Burgplatze begegnete, vergebens habt Ihr Eure Seele mit Fluch beladen, da Ihr die Frucht davon verschmähen konntet! —

Gleichwohl — so schloß Jutta ihre Rede — gleichwohl freut es mich noch heute, daß ich die begonnene Ruchlosigkeit nicht vollbrachte. Denn ich fühle, der Herr hat mein Gebet erhört und den Fluch, worein die Alte mich verstrickt hatte, wieder von mir genommen. Es ist mir um so gewisser, da der Geliebte nun von freien Stücken

wieder mein geworden. Auch vertraute ich ihm den Frevel und er hat mir solchen verziehen. —

4.

Jutta's Erzählung war häufig von den heftigsten Blitzstrahlen und Donnerschlägen unterbrochen worden. Keiner hatte, wie Mechtilde es erwartet, das Herz der letzten getroffen. Doch entfernte sich nun auch das Ungewitter wieder etwas und die in ihrer festen Hoffnung auf Vernichtung Getäuschte sagte: Jutta, siehst du nun wohl, daß der Himmel von mir und meinem Flehen nichts wissen will? — Jutta, theure, einzige Seele noch für mich auf der Welt, könntest du mir wohl einen Dienst thun, aber einen großen, den wichtigsten Dienst?

Alles — antwortete die Freundin mit Feuer — alles für dich, Theuerste, alles, ich schwöre das! Doch nein — fügte sie hinzu, an die schreckliche Hoffnung denkend, welche Mechtilde eben verfehlt hatte, eins nicht, ein Einziges nicht. An dein Leben könnte ich keine Hand legen! Sonst aber Alles, ich schwöre es, bei meiner unendlichen Liebe!

Wohlan — sprach Mechtilde — ich halte dich bei deinem Worte: Geleite mich auf der Stelle zur grauen Waldfrau.

So wolltest du? versetzte Jutta erstarrend. Nach so vielen Schrecknissen, von denen ich sagte, wolltest du dennoch? — Besinne dich Mechtilde, du bist weit strafbarer als ich; denn ich war ein unerfahrnes Kind, ich wußte nichts von alle den, dort erlebten, gräßlichen Dingen; du bist unterrichtet davon, durch mich. —

Meine nicht — erwiederte Mechtilde — mit Worten die Glut zu besprechen, von der meine Brust bereits halb ausgetrocknet ist. Nach Liebe lechze ich; nach seiner Liebe; nur sie kann mich retten. — Doch gut, ich entbinde dich sogar des geleisteten Schwurs und gehe allein, da ich unfehlbar auch so die Hütte finden werde. —

Allerdings wirst du das! Aber eben darum kann ich dich nicht allein gehen lassen. Eine Warnerin thut dir auf solchem Pfade gar Noth.

Spare, ich wiederhole es, deine Worte, liebe Jutta; sie fallen auf einen ganz unempfänglichen Boden! —

O daß ich — versetzte jene — daß ich diese Geschichte dir mittheilen mußte! In der besten Absicht wenigstens ist es geschehen! —

Mit diesen Worten eilte sie Mechtilden nach, welche aus Furcht, die Gelegenheit zu versäumen, sich nicht einmal überreden ließ, ihre völlig durchnäßte Kleidung zuvor mit einer trockenen zu vertauschen. —

Der Thorwart erschrak, als seine Gebieterin hinauswollte in den schrecklichen Sturm. Ihr starres Auge, ihr dumpfes Wort schreckte ihn fast noch mehr, als das unerklärbare Verlangen. Aber sie wieß seinen mitleidig fragenden Blick mit heroischer, unfreundlicher Miene zurück. Da öffnete er zitternd und sah dann Jutta, welche ihr folgte, mit stummem Kopfschütteln in's Gesicht. Ein liebreicher Blick der letztern war die einzige Beruhigung, welche ihm zurückblieb und die auch nicht groß seyn konnte, da der Blick unverkennbar selbst aus trostbedürftigem Busen kam.

Harre unser! sprach Jutta zum Thorwart. Bald werden wir wieder hier seyn. — . . .

Mechtilde, nichts als ihr Ziel im Auge habend, war schon vorausgeeilt.

Während Jutta bei jedem Schritte zusammenbebte, würdigte die Burgherrin die Blitze, welche sich kreuzten auf dem Wege, nicht dem mindesten Aufmerken. Erst, als unfern von ihnen, der Wetterstrahl eine Eiche zerspaltete, erst da schien die in tiefes Schweigen Versunkene Auge zu haben für die furchtbare Umgebung und rief: **Warum nicht mir diesen Blitz, der mich dieses Ganges und des ganzen lästigen Lebens auf Einmal entbunden hätte?** —

Jutta ließ ihre Mitleidsthränen still herabfallen, weil sie überzeugt war, daß der Zustand der Freundin durch Zureden eher schlimmer als besser werden würde. Als aber die beiden Augen der Alten, grade wie in jener Nacht, da Jutta diesen Weg allein machte, aus der finstern Hüttenthüre herüberleuchteten, da konnte sie sich doch nicht enthalten, der Freundin um den Hals zu fallen und sie bei allem, was dem Menschen theuer und heilig ist, zu beschwören, umzukehren, jetzt, da es noch Zeit sei.

Allein Mechtilde machte sich mit Unwillen von Jutta los und eilte der Alten zu.

Willkommen, gestrenge Frau! sprach die Zauberin. Dachte ich doch, daß diese schöne Nacht nicht vergehen würde, ohne daß jemand meiner Hülfe begehrte. Wem möchte ich sie wohl lieber bieten, als dir, unserer guten Herrin. Versprich mir aber, es nicht zu halten, wie die, so dich geleitet. Denn an schlechte Neugier sei meine Kunst so wenig verschwendet, als an die Furchtsamkeit, welche nicht im Stande ist, Großes zu ertragen! —

Du wirst zufrieden seyn mit mir, Alte! antwortete Mechtilde. Ist es, sage mir, noch Zeit zu Bereitung eines kräftigen Liebestranks?

Grade die rechte, bei so kräftigen Blitzen. Auch versah ich mich dessen, daß die unglückliche Liebe heute nicht ausbleiben würde. Denn es giebt deren nur allzuviel in der Welt und ein weniges Wissen ist bekannt genug. Schon steht der Kessel halb im Sieden. Hast du aber auch irgend etwas, das dem, den du liebest, zuvor angehörte?

Wenigstens — versetzte Mechtilde — trage ich eine Locke von ihm auf meinem Busen, welche

ich einſt heimlich dem Schlafenden vom Haupte ſchnitt.

So gieb doch, gieb. Ein beſſer Kleinod zu Erfüllung deiner Wünſche würde ſchwerlich zu finden ſeyn. —

Es war das erſte Mal auf dem ganzen Wege hierher, daß Mechtilde zitterte vor Bangigkeit als ſie die Locke von ihrem Buſen nahm und, ſie der Waldfrau überreichte. Denn ſchon lange betrachtete die Liebende dieſe Locke als einen Theil ihres innerſten Weſens, ja als deſſen beſten Theil.

Komm mit mir! ſprach die Alte, ſie in die leere Stube führend, wo der von Blitzen immer mehr und mehr angefüllte Keſſel leuchtete, während die mannichfachſten Töne leiſen, bittern Schmerzes aus den Rauchwolken darüber ſich vernehmen ließen. —

Jutta war ihrer Freundin gefolgt und klammerte ſich hier noch einmal an ſie, wie die Verzweiflung ſelbſt, um ſie herauszuziehen mit Gewalt aus ſo böſem Luftkreiſe. Aber unwillig ſchleuderte Mechtilde die Warnende von ſich, ſo daß dieſe nichts weiter zu thun wußte, als hin-

auszueilen, hier auf die Kniee zu fallen und zum Himmel für die Verblendete zu beten.

Ganz wie Jutta erzählt hatte, verfuhr die Alte auch in dieser Nacht; doch waren die Ereignisse vielleicht noch schrecklicher; das Eine Mal schien es, als sei die Hütte gar vom Grund aus geborsten, und als wolle eben das Dach herabstürzen über Mechtilden. Aber vor allem diesen erzitterte sie nicht. Der gräßliche Ton und die wahrhaft schaudererregenden Mienen, mit welchen die Alte im letzten Verse ihre Schadenfreude ausdrückte, äußerte keine Wirkung auf Mechtilden. Sogar die schrecklichen Gesichte, welche nachher aus dem Rauche emporstiegen, fanden keinen Weg zu ihrem, allem Mitleid fremd gewordenen Herzen.

Erst als auf die Verheißung der Alten, daß nun der Geliebte selbst ihr den Trank reichen werde, ein Ton des Zornes in der Rauchwolke zu vernehmen war, in dem sie Adelberts Stimme erkennen wollte, erst da fing sie an, Pein zu empfinden. Diese wurde immer größer und größer, als wirklich aus dem Dampfe des Geliebten Gestalt

sich nach und nach entwickelte und sein Gesicht zornig, wie sie solches nie gesehen, sie anblickte.

Gleichwohl streckte sie die bebende Hand aus nach der Phiole in seiner Rechten. In diesem Augenblicke jedoch gewahrte sie, daß ihm ein blutiger Dolch im Herzen saß und — o namenloses Entsezen! — eine Art von Schattenbild, welches den Stoß dahin gethan hatte, in dessen Gesichtszügen sie, wie im Spiegel, ihre eigenen wieder erkannte.

Was ist das? fragte sie, die Faust nach der Hexe aufgehoben.

Eine Prüfung deiner Standhaftigkeit, die letzte! antwortete diese und Mechtildens Verzweiflung bezwang ihr Grauen; hastig griff sie nach der Phiole.

Da verschwand die Erscheinung vor der Bewußtlosen. Doch als sie wieder zu sich kam, überzeugte sie das Glas in ihrer Hand davon, daß die erlebten Vorfälle keine bloßen Träume gewesen. —

Alte — sprach Mechtilde — der reichste Lohn soll dir werden für deine Kunst.

Ich danke dir, edle Frau, antwortete sie.

Doch verschmähe ich deine Gabe, ehe du den Trank erprobt hast an dem Geliebten. Gehab dich wohl. —

5.

Die Morgenwinde schüttelten schon den Regen von den Bäumen, als Mechtilde aus der Hütte trat. Jutta ging im Walde händeringend auf und nieder. Ein Schauer durchbebte ihr Innerstes, als sie die Freundin wieder sah mit der Phiole. Auch über Mechtildens Gesicht erschrak sie, denn diese schien in der Einen Nacht voller Qual und Sünde, um zehn ganze Jahre älter geworden.

Jutta — sprach die Besitzerin des Tranks — hier trage ich denn endlich die feste Zuversicht auf das längst ersehnte Glück in meiner Hand. Sogleich soll Anstalt getroffen werden zur Abreise; denn noch diesen Vormittag muß ich bei ihm seyn auf dem Pöhlberge.

Wie, Mechtildis — entgegnete die Freundin — so sehr könntest du vergessen, was du dir selbst schuldig bist, um ihm nachzueilen, wie eine Rasende?

Ei, sollte ich denn nicht rasen, um das einzuholen, das mir stets so feindlich den Rücken kehrte? das, das glaube ich meinem armen Herzen schuldig zu seyn für seine langen namenlosen Qualen auf den Flügeln der schwankenden und treulosen Hoffnung. —

Mechtilde — rief Jutta — dieses Glas ist dein Verderben, mache keinen Gebrauch von ihm, um Gotteswillen bitte ich dich darum! —

Bitte den Verschmachtenden, den Labetrunk von sich zu weisen, der ihm nach langem fruchtlosen Sehnen geboten wird. Diese Phiole ist mein Alles auf dieser Welt!

Und was in jener? fragte Jutta mit furchtbarem Nachdruck.

In dieser soll ich jetzt leben! — versetzte Mechtilde. Darum will ich auch leben und nicht todt seyn in ihr, wie ich es zeither gewesen!

Finster barg sie das Glas in ihr Gewand und riß sich los vom Arme der Freundin, welche langsam und in der tiefsten Betrübniß ihr nach der Burg folgte. —

Der Thorwart, der sich lange schon umgesehen hatte nach den nächtlichen Wanderinnen,

war höchererfreut über deren Ankunft. In der Burg war man es gleichfalls, denn er hatte die seltsame Auswanderung nicht verschweigen können, und alles zeigte Neugier nach des Räthsels Lösung.

Statt letzterer aber kam ein neues Räthsel hinzu: Noch vor Sonnenaufgange mußten zwei Rosse vorgeführt werden, welche Mechtilde und Jutta bestiegen. Ein Knappe nebst zweien Knechten wurde zur Begleitung ausersehen und von der Reise selbst sagte die Herrin nur so viel, daß sie am Abend zurückzukehren hoffe. —

6.

Adelbert staunte nicht wenig über die Ankunft der beiden Damen. Eben so sehr vielleicht über das Gesicht Mechtildens. Auch er fand, wie Jutta in der Nacht, eine so große Entstellung daran, daß er vor Allem fragte, ob ihr unwohl sei? Die davon Betroffene verneinte es, versichernd, daß vielleicht der Verdruß über ihr Vergessen einer wichtigen Angelegenheit während seines gestrigen Besuchs der Lebhaftigkeit ihrer Gesichtsfarbe geschadet habe. Sie trug ihm hierauf diese Angelegenheit vor, welche sie für den Grund

ihres Kommens angab, und die in der That so bedeutend war, daß der Ritter dem Vorgeben wohl glauben konnte.

Beim Mittagsmale, welches die Damen auf der Burg einnahmen, mißfiel es Mechtilden schon sehr, daß außer Adelberts Schwester, welche bei ihm wohnte, noch mehrere fremde Ritter Gesellschaft leisteten. Sie wartete lange vergebens auf eine Gelegenheit, den Trank in Adelberts Becher zu schütten, und fing schon an recht ängstlich zu werden, als auch kein einziger Augenblick dazu günstig seyn wollte.

Endlich fand sich doch noch einer. Während des Thurmwarts Trompete alle Uebrige an die Fenster lockte, zog sie schleunigst das Fläschchen hervor und goß es aus in den Becher des Burgherrn. Alle Uebrigen waren zu aufmerksam auf die ankommenden, neuen Gäste, als daß sie Mechtildens Unternehmen hätten bemerken können. —

Bald war nunmehr die ganze Burg erfüllt mit Rittern, Frauen und Fräulein. Unter den letztern zeichnete sich eine durch besondere Reize aus, der edelgestaltete Körper beschämte den

Glanz eines seidenen Kleides, von dem er eingefaßt war, an Weiße und Zartheit. Auf dem lieblichsten Angesichte prangte der Morgenschein frischer, lebensreicher Jugend, und jeder Blick aus ihrem blauen Auge beseligte um so mehr, da diese Blicke fast immer, aus Sittsamkeit, nach dem weißen Lichte des schuldlosen Busens gekehrt, zu den Seltenheiten gehörten. Dazu floß das köstlichste Gold in großen Locken über ihre Schultern.

Der Eindruck, welchen das Fräulein Blanka von Eichenberg auf Adelbert machte, war so unverkennbar, daß er Mechthilden unmöglich entgehen konnte. Auch Blanka schien, wenn er mit ihr sprach, von höherm Feuer als gewöhnlich geröthet. Dazu wagten ihre holden Augen kein einziges Mal ganz nach ihm aufzusehen.

Mechtilde schoß schreckliche Blicke nach ihr herüber. Schon fürchtete sie, daß ihr ganzes Vorhaben verloren seyn und der Liebestrank unseliger Weise irgend einem Knappen oder Knechte zufallen werde. Denn Huldringen, in das Anschauen der Schönen versunken, hatte seinen Becher völlig vergessen.

Auch Blanka's Bruder, Herr Dietrich von Eichenberg, bemerkte, was in Adelberts Busen vorging. Um allem Unheil in Zeiten zu begegnen, trat er zu ihm, wie er eben mit Blanka im Sprechen war und sagte: Lieber Huldringen, in dieser kann ich Euch zugleich die Verlobte des Ritters Bernhard von Wildenau vorstellen!

Wie ein tödtender Blitzstrahl traf das Wort das Leben von beiden mit Einem Male. Starr stand Adelbert noch einen Augenblick da, dann eilte er hin nach seinem Becher, und zu Mechtildens Entzücken, trank seine Verzweiflung ihn in Einem Zuge aus.

Jutta errieth aus der Freudetrunkenheit ihrer Freundin, was geschehen seyn mochte. Die Folge bestätigte ihr die Vermuthung: Adelbert fing an, niemanden zu suchen, als Mechtilden. Ja, er bestand darauf, noch an demselben Abende in seiner Gäste Beiseyn die Verlobung mit ihr zu feiern. Während des Ringewechsels verlor Blanka ihr Bewußtseyn, so, daß sie hinweggebracht werden mußte.

Dieser Zufall und der Umstand, daß die Nacht schon allzuweit vorgerückt war, bewog Huldringen,

den Rittern den Vorschlag zu thun, den Morgen auf seiner Burg beim Becher zu erwarten, während den anwesenden Frauen ein gemeinsames Lager angewiesen wurde.

7.

Erst nach der Mittagstafel des folgenden Tages schieden die Gäste von der Burg. Die schöne Blanka war noch so hinfällig vom gestrigen Ereignisse, daß sie nur mit Mühe sich auf ihrem Rosse festzuhalten vermochte. Adelbert selbst geleitete Mechtilden und Jutta nach der Heimath. Kaum aber, daß sie diese erreicht hatten, so erkrankte die Freundin seiner Verlobten. Ein überaus heftiges Fieber warf sie völlig nieder. Alles beeiferte sich zur Hülfeleistung; denn Jutta war zu liebreich, als daß nicht jedermann ihr hätte Genesung wünschen sollen. Auch Adelbert wachte oft in Gesellschaft seiner Braut an ihrem Lager.

Einstmals gegen Abend, wie Jutta eben wieder in großer Fieberhitze lag und niemand bei ihr war, als ihre Dienerin und der Ritter von Huldringen, da nahete auch der alte Thorwart,

um ſich, wie er ſagte, nach dem guten Fräulein zu erkundigen.

Kaum erblickte die Kranke ſein mitleidiges Geſicht, ſo rollten ihre Augen, ihr Mund öffnete ſich gewaltſam. Es war als trachte ſie zu ſprechen, und als widerſtrebe ihr das Wort.

Endlich aber rief ſie doch aus: Du, Alter, du kannſt es wiſſen, was mich niedergeworfen hat, was mich ängſtigt und vielleicht ängſtigen wird bis zum letzten Hauche. Erinnerſt du dich jener ſchrecklichen Gewitternacht? In der liegt mein Unheil! —

Meinte ich's doch immer — ſprach der Mann weinerlich. — Ihr wiſſet auch, wie ungern ich Euch das Thor öffnete, durchweicht vom Regen, wie Ihr ſchon waret. Die Erkältung konnte ja gar nicht fehlen!

Nein, Alter, nein! — rief ſie mit ſchrecklichem Blicke — Nicht Erkältung, hölliſches Feuer vielmehr war es, was mich getroffen hat: Blitze vom Himmel herabgekommen und von der Hölle feſtgehalten und zu furchtbarem Frevel benutzt. Bete für mich und deine Herrin, guter Alter!

Wir waren damals bei der Waldfrau, der bösen Zauberin. Mechtilde ließ sich von ihr einen Liebestrank kochen für den Ritter von Huldringen! — Er ist doch wohl nicht in der Nähe, daß er's gehört haben könnte? —

Der Thorwart zuckte die Achseln und hob die Augen zum Himmel. Gern hätte er ihr Kunde gegeben von Adelberts Anwesenheit, wenn dieser solches nicht durch seine Zorn drohenden Augenbraunen gewehret hätte. —

Ja, Alter — fuhr sie fort — das war eine Nacht, wie ich deinen greisen Haaren keine wünschen will. Ich bin jung und habe noch Zeit vielleicht mich durch Buße wieder auszusöhnen mit dem Himmel. Dein noch übriges Leben würde zu kurz dazu seyn. Jetzt gehe und bete für uns, hörst du?

Der Alte eilte hierauf zu der Burgherrin, dieser berichtend, was in Huldringens Beiseyn vorgefallen war. Eingedenk des Wortes der Zauberin, daß der Geliebte nie von dem Liebestranke erfahren dürfe, wenn seine Liebe sich nicht in grimmigen Haß verwandeln solle, wich auf Einmal

ihr alles Blut aus dem Gesichte; ihr Athem stockte. Doch, den Jammer des vor ihr stehenden Alten nicht achtend, rasste sie sich plötzlich auf und eilte nach dem Zimmer der Kranken. Hier saß Huldringen, von letzterer noch immer unbemerkt, zu des Bettes Häupten mit starren glühenden Augen.

Wie ein heftiger Windstoß die Gluth zur Flamme bringt, so hier das Erscheinen Mechtildens.

Bübin, Schändliche! rief er aus, vergessend, wo er war und sein Schwert ziehend.

So ermorde mich denn! sprach Mechtilde; morde mich wegen der boshaften Träume einer Fieberkranken!

Da blickte Jutta heftig erschrocken auf und verhüllte dann schluchzend ihre Augen in das Hauptkissen. —

Nur allzuwahr — rief Adelbert — hat das Fieber in seinem Traume gesprochen! Meine, noch niemand entdeckte Pein in jener Gewitternacht verbürgt es mir. War es mir doch, als ob alles Haar meines Hauptes ausgerissen, als ob meines Herzens Blut abgezapft werde! Doch morden will ich

dich nicht! — Bist ja elend genug, in dem Gefühle solch eines Lebens, solch einer Verworfenheit! —

Mit diesen Worten stieß Adelbert sein Schwert in die Scheide, schleuderte die Bittende, bemüht, ihm den Ausgang zu vertreten, von sich, und war wenig Minuten später mit seinem Knappen zu Rosse auf dem Wege nach dem Pöhlberge.

Am Morgen verschied Jutta und mit dieser Mechtilden die einzige Warnerin vor dem Pfade, den sie betreten hatte. Daher eilte die Trostlose auch sogleich in den Wald nach der Zauberin. Diese aber zuckte die Achseln, als sie helfen sollte. Ein neuer Liebestrank, — behauptete sie — sei nicht mehr hinreichend. Nichts könne ihr helfen, als ein Bündniß mit dem Oberherrn der Zauberer.

Auch das! rief die Wahnsinnige aus und wie schauderhaft die Formen seyn mochten, sie unterwarf sich ihnen und errichtete dann ein geheimes Schwesterband mit der Waldfrau.

8.

Adelberten fing an zu grauen vor dem Saale in seiner Burg, weil er hier den Liebestrank

bekommen hatte und er ladete keine Gäste mehr zu sich, sondern zog überhaupt das Umherschweifen dem Sitzen auf dem Pöhlberge vor.

Oft tadelte man ihn sehr bitter wegen seiner einsamen, fast menschenscheuen Weise, da er ein Mann war, wohlhabend genug, um ein frohes Leben mit Weib und Kindern zu führen, auch wie sonst der schöne Knappe, jetzt weit und breit der schöne Ritter genannt wurde.

Eines Tages kam er nach Schreckenberg, wo eben Jahrmarkt war und er allerlei einzukaufen hatte. Da reizte plötzlich eine Käuferin sein Auge durch ihre Wohlgestalt, und er wünschte sehr, ihr Gesicht zu sehen, welches die Waaren der Bude verbargen, an der sie mit einer bejahrten Dame stand.

Beim Nähertreten sah er, daß man seines Heirathsgut einkaufte. Auf das Geräusch seiner Sporen blickten die Käuferinnen sich um, und Adelbert und die kaufende Jungfrau starrten erbleicht einander an. Die schöne Blanka war es mit ihrer Mutter. Letztere wußte erst nicht, was sie von der seltsamen Veränderung ihrer Tochter denken sollte,

als der Ritter, den sie zeither nur dem Rufe nach gekannt hatte, sich ihr zu erkennen gab. Ein Zug tiefer Betrübniß zitterte auf dem noch wohlerhaltenen Gesichte der bejahrten Dame. Durch ihren Sohn hatte sie früher von dem Eindrucke gehört, den Adelbert auf ihre Tochter gemacht. Letztere war selbst gegen sie ganz offenherzig hierüber gewesen. Adelberts Feindschaft mit Mechtilden, welche jetzt überall kund wurde, erregte bald darauf neue Hoffnungen in Blanka. Doch wieß die Mutter diese auf das Bernharden bereits gegebene Wort hin.

Und kaum mochte es der ehrwürdigen Matrone gelungen seyn, durch vernünftige Darstellung der Umstände, das Bild des Ritters von Huldringen aus der Tochter Seele zu drängen, als sein Erscheinen plötzlich das ganze Werk wieder über den Haufen wirft.

Herr Ritter — mit diesen, leise ausgesprochenen Worten nahm die, bei allem Unmuthe doch entschlossene Frau, Adelberten auf die Seite — Ihr seid ein Ehrenmann, aber der Bräutigam meiner geliebten Tochter ist auch einer. Ich

weiß, daß Ihr Gefallen fandet an ihr und sie an Euch. Doch auch Ihr werdet wissen, was in Fällen, wie dieser, einem rechtlichen Rittersmanne zukommt!

Das weiß ich, sprach Huldringen sich tief verbeugend, und ging, ohne auch nur noch einen einzigen Blick auf Blanka zu richten. —

Das aber grade konnte letztere nicht ertragen, und als sie mit der Mutter nach Hause kam, bewog sie den ihrer hier harrenden Bruder, zu Adelbert auf den Pöhlberg zu gehen und zu fragen: Ob er darum, weil ihnen wechselseitige Liebe versagt sei, ihr auch den wohlwollenden Blick entziehen wolle?

Der Ritter von Eichenberg, welchem das tiefe Leid seiner Schwester die eigene Brust mit Wehmuth erfüllte, beschwor sogar Adelberten mit ihm zu kommen zu Blanken und ihr zu versichern, daß sein Wohlwollen ihr nicht fehle, da sie auf weiter nichts Anspruch mache.

Aber die Bruderliebe hatte hiermit nicht wohl gerathen. In Huldringens liebevollem Blicke zerschmolz, als er Abends bei Blanka's Eltern und

ihr erschien, die Festigkeit ihres Vorsatzes. Ja, sie erkrankte dergestalt nach diesem Abende, und sprach mehrere Tage mit solcher Sehnsucht von Huldringen, daß die Mutter, aus Liebe zu ihr, selbst nach dem Ritter Adelbert schickte.

Dieser fand, als er kam, Blanka's Bräutigam, der eben aus dem Kriege heimgekehrt und nicht wenig erschüttert war von der Abneigung, mit welcher ihn die ihrer Haltung nicht mächtige Braut empfangen hatte. Noch empfindlicher mußte das Entzücken ihm werden, mit dem sie den jetzt Hereintretenden bewillkommnete.

Zwar suchte die Mutter alles durch den halbbewußtlosen Zustand des Fräuleins zu entschuldigen, doch schnitt Bernhard von Wildenau der Sache auf den Grund und sagte: Ritter von Huldringen, mancher an meinem Platze würde so thörigt seyn, Genugthuung von Euch zu verlangen in solcher Angelegenheit. Durch Schwert und Lanze aber läßt die Neigung der Menschen sich keine dauernde Richtung geben. Darum verzichte ich freiwillig auf meine Ansprüche. Mag Euch Blanka's Hand glücklich machen, da ich ja

doch unter diesen Umständen kein Glück von ihr erwarten dürfte. —

Herr Ritter — sprach hierauf die erfreute Mutter — wohl dem, der also handeln kann, wie Ihr, denn dadurch muß ihm selbst auf Erden, spät oder frühe, der Friede des Herzens gewiß seyn.

Bernhard schied, und seine Züge sagten dabei deutlich, wie theuer er diesen Frieden erkaufte. In ihrer Leidenschaft für Adelberten ging Blanken das Mitgefühl für den Zustand ihres gewesenen Bräutigams völlig verloren. Die Hoffnungen einer schönen Zukunft reichten ihr den Arm, so daß sie gar bald das Krankenlager verlassen konnte. —

9.

Dem Liebenden ging ein neues Leben auf, nur selten von Wildenau's tiefem Schmerze ein wenig trübe gehaucht. Denn durch blinde Leidenschaft erhitzt, pflegt jeder selbst die unrechtmäßigste Liebe sich für das heiligste und alles für rechtlos zu halten, was feindlich mit ihr zusammentrifft.

Eines Abends, als das Paar berauscht saß von den Träumen einer seligen Zukunft und

Blanka's Mutter eben hinausgegangen war, da erhob ſich grade wie Adelbert die Unendlichkeit ſeiner eigenen Leidenſchaft in Blanka's liebevollen Augenſternen wiederfinden wollte, auf dem Stuhle, welchen die Mutter vor kurzem noch inne gehabt, ein lautes Athmen. Da die Rückkehr der Mutter nicht ſo bald zu erwarten geweſen war, ſo blickten beide zugleich nach dem Sitze hin. Es war aber auch keineswegs das Geſicht der theilnehmenden Mutter, was ſie entdeckten, es waren Mechtildens Züge. Beide flogen vor dem kalten furchtbaren Hohne in ihren tiefliegenden Augen von den Stühlen empor.

Was wilſt du hier, böſe Zauberin? rief Adelbert.

Gewöhne dich immer an meinen Anblick — ſprach Mechtilde — mitten in Euern Glücksträumen werde ich Euch oft alſo überraſchen.

Fliehe oder zittre! rief der Ritter die Fauſt empor hebend.

Keines von beiden! antwortete ſie. In tiefer Ruhe erwarte ich deinen Dank für das mannichfache Gute, ſo du von meinem Gemale und mir empfingſt.

Dieses Wort entkräftete des Ritters Arm, und sie sagte: Was zähmte doch den wüthigen Tiger so plötzlich? Was schonest du meines zeitlichen Lebens, du, durch den die Seele mir verloren ging? — Schaudre nur davor, es ist also. Du allein bist an den schrecklichen Schritten schuld, die ich gethan habe! —

Mechtilde — rief da der Ritter mitleidig — gehe in dich, weiche von dem heillosen Pfade, den du wandelst! —

Um dich denn doch in einer Andern Armen zu sehen? Nein! Ich will elend seyn, wenn ich nicht selig werden soll, selig durch dich! — Aber du — und du, erwartet auch Ihr keine Seligkeit von dem Bündnisse, welches bis jetzt nur noch in Euern Träumen lebt. Sobald es der Wirklichkeit näher tritt, wird es auch zerfallen in sich selbst. Denn in nichts suche ich nun mein Glück als darin, Andere in mein namenloses Elend hinabzuziehen! —

Schmerzlich umfaßte Adelbert die Geliebte, während Mechtilde das Gemach verließ. Vielleicht war dieß der erste Moment, wo das liebende Paar sein Unrecht an Bernhard erkannte und

fühlte, daß es, ohne dieses, schwerlich also in die Hände der bösen Zauberin möchte gegeben worden seyn. Gleichwohl war die beiderseitige Leidenschaft zu stark, als daß sie einer Verbindung hätten entsagen mögen, in welcher allein sie ihr Heil zu finden glaubten.

10.

Die Hochzeit fand zwar zu Schreckenberg im elterlichen Hause der Braut statt, doch begab man sich, nachdem die Trauung vorüber war, nach dem Pöhlberge, wo der Bräutigam ein großes Fest veranstaltet hatte. Als alles schon hier versammelt war, und man eben Paar und Paar in den Speisesaal ging, da erbleichte mit Einem Male die schöne Braut und sank schreiend zu Boden vom Arme des Bräutigams. Der Schrekken war um so größer, da alle Versuche einen Lebensfunken in ihr zu erwecken, fruchtlos blieben. Weder die untröstliche Mutter noch irgend einer der Gäste begriff das Plötzliche dieses, das ganze Fest vom Grunde aus zerstörenden Trauerfalles, weil die Erblichene vor dem Augenblicke ihres Hinscheidens auch nicht die kleinste Ahndung von

Unpäßlichkeit gehabt hatte. Nur Adelbert dachte sogleich an Mechtilden und deren Drohung. Zuweilen aber konnte er auch gar nicht glauben, daß Blanka gestorben sei, und meinte, sie müsse nun endlich wieder aus ihrem tiefen Schlafe erwachen. Allein nach drei Tagen und Nächten, die er bei ihr zugebracht hatte, zeigte sich auch nicht die mindeste Lebensspur. Am Abende nach dem Tage, an welchem Blanka beigesetzt worden, und Adelbert schlaflos im Bette liegend sein schreckliches Schicksal überdachte, da öffnete sich plötzlich die Thüre. Er blickte auf; ein eiskalter Schauer überlief ihn: Mechtilde kam auf ihn zu.

Bist du es selbst, oder ist es nur ein Trugbild der Hölle? rief er aufgerichtet. —

Wie du es nehmen willst! antwortete sie. Es ist eingetroffen, was ich dir weissagte: dein Glückstraum ist zergangen an meiner Rache, wie jeder andere. Wer hieß dich aber auch die geliebte Gattin lebend hinabstoßen in die kalte Gruft?

Lebend? rief Adelbert voll Entsetzen.

Ja wohl lebend! antwortete sie. Nur Zauber gab ihr den Schein einer Todten. — Jetzt lebt sie wieder!

Teufliſche Lügnerin — rief der Ritter — willſt du mich nun noch wahnſinnig machen durch eine falſche Hoffnung?

Hoffe nicht! verſetzte Mechtilde. Wenn du ſchon lange moderſt, wird ſie noch leben und umgehen auf dieſem Berge. Aber nicht zu deinem Heile. Denn der erſte ihrer Blicke auf dich wird auch dein Tod ſeyn! —

O du hölliſche Natter! ſchrie Adelbert, nach ihr hinraſend. Doch als er vor ihr ſtand, da erfaßte ihn ein heftiger Schrecken und ſie ſprach mit Hohne:

Gewahrſt du nun, daß auch ich eine Abgeſchiedene bin? Auf daß meine grimmigſte Feindin deſto länger leben möge, ein unerfreuliches, grauenvolles, tödtendes Leben, darum habe ich mich des meinigen ſelbſt beraubt.

Mit dieſen Worten verſchwand die Erſcheinung.

Feſthaltend in ſeinen Gedanken, was ſie geſagt hatte, rief der Ritter ſogleich nach Leuten und Fackeln und eilte damit hinab in die Gruft. Er ließ ſie öffnen.

Wo ist sie? fragte er mit dumpfer Stimme, als die Gruft leer war.

Erstaunt sahen seine Begleiter sich an. Niemand begriff, wer das eiserne Thor ohne Geräusch geöffnet und wieder verschlossen hatte. —

Herr Ritter — so sprach am folgenden Nachmittage ein Knappe zu dem Trostbedürftigen — gestern hat ein Knecht Eure Braut just in ihrer Sterbestunde auf dem Schloßberge gesehen. Er wollte wissen, was an seinem Vorgeben sei und vorhin ist sie auch mir dort begegnet. Zwar schlug sie das Auge zur Erde, aber sie war es, im völligen Glanze ihres Hochzeits- und Sterbetages, ich schwöre darauf.

Am folgenden Mittage versäumte Adelbert nicht, den Weg aufzusuchen, den sie, wie er hörte, beidemal genommen hatte. Und ohne daß er ihr Ankommen inne geworden, stand sie plötzlich vor ihm mit niedergeschlagenen Augen, wie gestern und vorgestern. Blanka, meine theure Blanka! rief er nun aus.

Aber wie hierauf ihre Augenlieder sich erschlossen, so schnitt auch ein Strahl aus ihnen auf Adelbert sein Leben mit Einemmale entzwei.

Manche Andere haben seitdem die Jungfrau hochzeitlich in schneeweißem Atlas gekleidet und das Haupt mit goldenen Locken geschmückt, in der Mittagsstunde den Pöhlberg herabkommen und traurig und niedergeschlagenen Auges vorüberwandeln sehen. Jeden aber, der, bethört von dem Glanze der Erscheinung, durch Ausrufen ihren Blick auf sich herüber lockte, hat dieser Blitzstrahl aus der Unterwelt sogleich tödtend in das Mark seines Lebens getroffen. —

Der Bergmönch.

Helltönend schallte das Betglöcklein von des Steigers Wohnung durch das Bergstädtchen, als die Abendsonne mit ihren scheidenden Strahlen die Waldhöhen rings umher mit Gold und Purpur säumte. Es war die Stunde, wo die Mannschaft, die den Tag über in der Grube gearbeitet hatte, von den zur Nachtschicht bestimmten Knappen abgelöst wurde.

„Nun laß mich liebes Fränzchen“ — sagte Michael zu seinem Mädchen, das ihn ein Stück Wegs begleitet hatte — „der Steiger kann mich nicht leiden und paßt mir auf den Dienst; käme ich einmal zu spät zur Schicht, so hätte er eben ein Recht mich auszuzanken, und da sollte mirs trübselig ergehn!“ Damit drückte er noch einen Kuß auf Franziska's blühende Lippen und sprang nach dem Grubengebäude, wo er noch vorm Verlesen der Mannschaft ankam, und statt des

gewöhnlichen frommen Grußes mit Fluchen und Schelten vom Steiger auf der Fahrt geleitet wurde.

Dieser, der Franziska's frommem und wackerm Vater in derselben Stelle gefolgt war, hatte sich gleich in den ersten Monaten als einen bösartigen, gottlosen Mann kund gegeben. Er spottete über Kirche und Gebet, trank und spielte unmäßig, drückte seine Untergebenen, und machte sowohl mit den gewonnenen Erzen als mit dem zur Auszimmerung der Gruben und Erhaltung der Maschinen bestimmten Bauhölzern und Metallen, einen schändlichen Unterschleif.

Ein so schlimmes Beispiel hatte in einigen Jahren die Mannschaft zur Grube St. Florian genannt, zu einer höchst sittenlosen und liederlichen Bande gemacht. An der Stelle der, einem Bergmanne so nöthigen Gottesfurcht, war eine empörende Geringschätzung aller religiösen Gebräuche eingerissen, die über kurz oder lang die wohlverdiente Strafe nach sich ziehen mußte.

Unter dieser rohen Herde waren noch etwa ein acht oder zehn alte Bergleute, die treu an Gott und Vergeltung glaubten, und sich in frommer

Gemeinschaft zu einander hielten, von der bösen Rotte aber auch Spottweise „Moses und die Propheten“ genannt wurden.

Dieses kleine Häuflein hatte vergebens der einreißenden Verwilderung entgegengestrebt, und auch sogar einmal mit einer Anzeige gedroht.

Der herzhafteste unter den Sprechern war Michael, ein junger Mann voll Geist und Leben, der sich durch seine seltnen Fähigkeiten, und seinen Fleiß auf der Bergschule sowohl als im praktischen Bergbaue, so ausgezeichnete Kenntnisse erworben hatte, daß ihn Fränzchens Vater mit gutem Gewissen dem Bergamte zur Beförderung vorschlagen durfte.

Sicher würde auch eine vortheilhafte Anstellung darauf erfolgt seyn, wenn der alte wackre Steiger am Leben geblieben wäre, und fleißig die hohen Gönner hätte erinnern können. So aber starb er, und mit ihm schien auch Michaels Glück vernichtet. Die gethanen Versprechungen blieben unerfüllt, und nach kurzer Zeit kam ein neuer Obersteiger hin, der bald darauf förmlich eingewiesen, und der Knappschaft als ihr nunmehriger Oberer vorgestellt ward.

Franziska zerfloß an diesem Tage in Thränen. Ihre Hoffnung, nach des geliebten Vaters Tode nun doch in ihrem Michael als Gatten eine Stütze zu finden, war aufs Neue in die Ferne hinausgerückt. Sie war arm, Michael lebte von seinem Verdienste. Was die Zukunft noch mehr verfinsterte, war des neuen Steigers gehässige Aeußerung über Michael: „er wolle seinem Nebenbuhler die stolzen Gedanken schon vergehn machen!“

In der That begegnete er auch dem wackern jungen Mann aufs schnödeste, ließ ihm seine Obergewalt bei jeder Gelegenheit fühlen, und mochte auch in seinen Berichten nicht besser gegen ihn verfahren. Denn bei dem letzten Löhnungstage, las der Steiger eine Weisung vom Bergamte ab, worinnen dem Knappen Michael Ehrerbietung und Unterwerfung gegen seinen Vorgesetzten anempfohlen ward.

„Laß das gut seyn Fränzchen“ — tröstete dieser seine weinende Geliebte, als er bei ihr in der alten Muhme Stübchen saß — „ohne Gottes Willen kann mir auch der Teufel kein Haar krümmen, geschweige denn der Steiger. Mag

er mich verläumden, meine Unschuld und seine Schlechtigkeit kommen doch noch einmal ans Licht, und dir und mir hilft der liebe Gott auch noch zusammen. Darum, vertrauen wir ihm, so wirds uns nicht fehlen.“ Die alte Muhme lobte Michaels gottesfürchtigen Sinn, aber Fränzchen weinte fort, und der Steiger feindete den jungen Mann nicht weniger an, als zuvor.

Seit der gedroheten Anzeige, war sein heimlicher Haß in offenbare Feindschaft ausgebrochen, und er schwur unauslöschliche Rache. Mit Gelde gewann er ein paar der schlimmsten, gegen Michael als einen Verläumder aufzutreten, und wußte den Vorfall in seiner Klagschrift so vorzustellen, daß von Bergamts wegen dem Michael angedeutet wurde, bei einer neuen Klage des Steigers habe er, als ein Ruhestöger, unausbleiblich seinen Abschied zu gewarten.

Tief gekränkt ging dieser mit seinem alten Freunde, dem eisgrauen Martin nach der Grube. Martin tröstete ihn väterlich, und schloß mit der Versicherung, er selbst wolle sich aufmachen, und ins Bergamt gehn, und gegen den Steiger auftreten, dessen Ränke er allein ganz aufzudecken

im Stande sei. — „Hierher, Vater Martin,“ sagte Michael, als der Alte jetzt vom Wege abging.

„Laß du's gut seyn, mein Sohn! Ich weiß was ich thue. Komm nur mit mir!“

Verwundert folgte Michael dem Altvater, der mit ihm hinter einen dicken Strauch trat, und nach der Grube hindeutete.

Michael sah hin. Da saß oben auf der Fahrt *) ein wunderlicher kleiner dicker Mann, in ganz weiten Mönchskleidern von dunkler Farbe, mit den Füßen, die in die Grube hinabhingen, wild schlenkernd, während sein Haupt, mit einem großen herabfallenden runden Hute bedeckt, wie eine Kugel im Kreise auf dem starken Rumpfe umlief.

„Wer ist denn ....“ fragte Michael leise.

„St — um Gotteswillen“ — winkte Vater Martin — „'s ist der Bergmönch! lassen wir ihn vorüber!“

Jetzt hob sich die Erscheinung aus der Grube,

*) Fahrt heißt bei den Bergleuten die Leitern, auf welchen man hinabsteigt.

reckte ſich hoch in die Höh', und ſtürzte ſich mit einem Satze Kopf über in den Schacht hinunter.'

Michael ſchrie laut. „Sei ohne Sorge“ lachte Martin, „der thut ſich keinen Schaden.“

Auf dem Wege belehrte der Alte ſeinen jungen Freund von des Bergmönchs Eigenſchaften. Michael erfuhr nun, daß es ein böſes Zeichen ſei, wenn er ſich am Tage ſehen laſſe. Gewöhnlich folge Unglück darauf. Sonſt thue der Mönch gottesfürchtigen Bergleuten keinen Schaden, im Gegentheil zeige er ihnen bisweilen edle Gänge an, auch höre man ihn oft in der Tiefe arbeiten. Unter dieſem Geſpräche waren die beiden wieder an der Grube angelangt, und gingen nun an ihr Tagwerk.

Nach einiger Zeit kam Michael ſpät und gedankenvoller als ſonſt zu ſeinem Mädchen. Franziska that was ſie konnte, den Trübſinn von ſeiner Stirn zu ſcheuchen. Vergebens. Endlich ging die alte Muhme das Abendeſſen zu bereiten, da ließ Michael der Rede freien Lauf.

„Sieh Fränzchen“ — hob er an — „du weißt, wir ſind beide arm, und haben in unſrer Dürftigkeit nicht einmal den Troſt, unſre Liebe ver

den Leuten zu zeigen, weil wir noch nicht Mann und Frau sind. Nun ist der Steiger mein Todfeind, der mir keine Zulage auf meinen Lohn gönnen wird, und so können noch Jahre vergehn, eh wir einander heirathen können!“

„Michael“ — unterbrach ihn Franziska — „habe ich dir denn nicht tausendmal geschworen, daß ich dich, hättest du auch Tonnen Goldes, nicht zärtlicher lieben würde? So laß uns heirathen, und Noth und Kummer zusammen tragen, wenn uns Gott nun einmal solches bestimmt hat!“

„Ja doch liebes Mädchen, aber ich könnte mir es nicht verzeihen, dich aus deiner Ruhe in Angst und Noth zu versetzen. Indeß giebt's eben noch ein Mittel, uns gleich auf der Stelle zu heirathen, und noch eben eins reich und glücklich zu seyn. Wenn nun —

„Ein Mittel“ — sagte Franziska, ihm liebreich das gesenkte Haupt mit der Hand empor hebend, und ihm sehr ernst in die dunkeln Augen blickend — „ein Mittel, das mein frommer Freund mit Zögern nennt, das ihn einen ganzen

Abend; trübsinnig macht, sollte das wohl ein erlaubtes Mittel seyn?“

„Thu mir nicht Unrecht liebes Mädchen, und vernimm erst was mir begegnet ist!“ Damit verließ Michael den Schmollwinkel am Ofen, setzte sich Fränzchens Spinnrade gegenüber, und hob folgendergestalt an zu erzählen.

„Es mußte schon stark gegen das Ende der Schicht gehn, denn mein letztes Licht in der Blende *) war fast ganz herunter gebrannt, als ich vor Ort **) kniend, ein Klopfen und Hämmern wie von arbeitenden Bergleuten, aber unter meinen Füßen vernahm. Ich wußte, da ich auf der Sohle der Grube war, daß es unter mir keinen Bergmann geben könne, und hielt es für den zurückgeworfenen Schall meiner entfernt arbeitenden Kameraden. Das Klopfen hörte indeß nicht auf. Nun fiel mir zwar wohl ein, daß mir Vater Martin erzählt hatte, wie man bisweilen solch Klopfen in den Gruben höre, wenn auch eben kein Mensch arbeite. Das wären

*) Blende. Das Grubenlicht.

**) Ort. Die Stelle, wo der Bergmann eben arbeitet.

die Erdgeister. Ich achtete nicht weiter darauf, und es verlor sich auch bald. Nun suchte ich mein Zeug zusammen, und ging auf dem Stollen vor zum Fahrschachte. Wie ich so in Gedanken um eine Ecke biege, die der Stollen macht, so tritt mir plötzlich aus einem von den Alten getriebenen und verlassenen Ort, ein kleiner, dicker Mann im Grubenkittel entgegen, vom Eisenocher so roth gefärbt, und so schmierig als unser einer. Schlägel und Eisen, die ihm im Gürtel staken, waren ungeheuer groß und stark. In der rechten Hand hielt er eine Blende, in der aber kein Licht brannte, sondern ein herrlicher grüner Stein befestigt war, der einen wunderlieblichen bunten Schein in hellen Strahlen nach allen Seiten hinwarf.

„Ein bloßes Nebelgebild aus bösen Wettern und sonst verdorbner Luft erzeugt, war das nicht, wie ich auf den ersten Blick sah. Ich wollte daher schweigend vorbei. Mit Erstaunen aber ward ich gewahr, daß der unbekannte Bergmann mit seinem Leibe die Breite des Stollens so genau ausfüllte, daß an kein Vorbeischlüpfen zu denken war.

„Ich trat also einen Schritt zurück, schlug ein Kreuz vor der Gestalt und sagte: „wer du auch seist, gieb einem frommen Bergmanne Raum, der auf seinem Berufswege wandelt!“ Aber der kleine Kerl lachte, und sagte: „Ich fürchte mich vor deinem Zeichen nicht, Kamrad, und magst du daraus abnehmen, daß ich dir kein Leid zufügen will. Im Gegentheile, ich will dir helfen. Du bist ein armer Kerl, manchmal kaum satt Brot, und verdienst mehr als alle die Schurken, die hier anfahren. Ich bin, den ihr den Bergmönch nennt, bin Herr über alle Gebürge dieser Gegend, und kenne alle edle Flötze und reichen Gänge. Dich hab' ich liebgewonnen, und will dich zum reichen Manne machen. Hier nimm — damit langt er aus seinem weiten Grubenkleide eine Menge der herrlichsten Schaustufen hervor, die ich auf den ersten Blick für gediegen Rothgülden-Erz erkannte.

„Gott verhüte, — antwortete ich — daß ich euer Geschenk annähme, und somit meinen Landesherrn bestöhle. Wißt ihr wirklich, wo edle Geschicke brechen, so zeigt es dem Steiger an, wir bekommen dann alle einen höhern Lohn.

Schimpft mir auch nicht auf meine Kameraden, es sind auch noch ehrliche Kerls drunter.

„Narr du“ — brummte der Bergkönig — „mit deinen ehrlichen Kameraden; und dein Steiger ist ein Schuft, der die Grube bestiehlt, und dem ich noch einmal den Hals umdrehen will! — Du nimmst also mein Geschenk nicht?“

„Ich darf nicht, Herr,“ entgegnete ich.

„Nun so kriech hinaus du blöder Maulwurf!“ Damit faßte er mich bei den Schultern, und warf mich den Stollen vor, bis an den Fahrschacht, ohne daß mir jedoch ein Glied weh gethan hätte.

„Ich hatte Mühe die Fahrt zu finden, denn meine Blende war verlöscht. Endlich hatte ich sie, und stieg nun herzhaft los. Als ich so hoch war, daß das Tageslicht herein fiel, sah ich den Bergmönch schon oben sitzen und neben ihm des Steigers Neffen, den luft'gen Guntram. Der Mönch hatte dieselben Stufen ausgelegt, die er mir angeboten, verlangte aber, Guntram solle sie theilen, und einen Theil davon behalten, den andern aber ihm geben.

„Guntram theilte nun. Wenn er aber eine

Stufe zerschlug, so schob er immer die größere Hälfte heimlich in den Kittel. Als er fertig war, steckte er seinen Theil ein, und schob dem Berggeiste die andre Hälfte zu. Der aber packte ihn beim Gürtel, riß ihm die versteckten Stücke heraus, rannte ihn mit dem Kopfe gegen die Fahrt, wobei er immer schrie: „heißt das ehrlich getheilt, du Galgenstrick? heißt das ehrlich getheilt?“ Und endlich schleuderte er ihn den Schacht hinunter.

„Ich hatte das voraus gesehen, und stand zum Glücke fest auf meinen Füßen. So gelang es mir den stürzenden Guntram aufzufangen, und wieder mit heraufzubringen. Ich trug ihn zum Steiger, den ich die ganze Geschichte erzählte. Aber der hieß mich einen Narren, meinte, ich sei wohl betrunken gewesen, und gebot mir nach Haus zu gehn.

„Seit der Zeit begegnet mir der Bergmönch täglich, und heut Abend bot er mir gar gediegen Gold an, von dem er mir sagte, es sei aus einem weit entfernten Lande, und ich könne es daher ganz unbesorgt nehmen. Dennoch — ich weiß nicht — freilich —“

„Dennoch“ — fiel Franziska ein — „erinnert dich dein Gewissen es nicht zu nehmen: nicht so Michael? Nun sieh', ich denke eben so, und du darfst wahrhaftig nichts annehmen, sollten wir auch noch so lange einander nicht heirathen dürfen!“

Am andern Morgen wurde Michael vor den Steiger gefordert, der ihm bekannt machte, Guntram habe ausgesagt, Michael sei betrunken in die Grube gekommen, habe Händel angefangen, ihn blutrünstig geschlagen, und um sich zu entschuldigen, das Mährchen vom Bergmönch erfunden. Auch sei er nebst ein paar Zeugen erbötig, seine Aussage gegen Michael zu beschwören.

Obgleich dieser nun die Zeugen ihrer Schändlichkeit leicht überführte, indem sie auf sein Befragen ganz andre Umstände als Guntram erzählte, angaben, so konnte er doch nicht läugnen, daß er des Steigers Neffen blutend herauf gebracht, und vor seines Oheims Wohnung niedergelegt hatte. Da dieser die Geschichte vom Berggeiste schlechterdings nicht glauben wollte, und Michael keinen Zeugen seiner Unschuld hatte,

so ward er auf acht Tage zur Hundejungenarbeit verurtheilt. Das heißt, er mußte einen schweren vierrädrigen Karren schieben, auf welchem das Gestein in der Grube bis zum Treibegöpel *) geschafft wird, und der in der Bergsprache der Hund heißt. Eine Arbeit der jüngsten Anfänger!

Diese neue unverschuldete Kränkung empörte Michaels Herz; er beschloß seinen Abschied zu fordern, und auf einem ausländischen Bergwerke ein Unterkommen zu suchen. Franziska bestärkte ihn in seinem Entschlusse. Am nächsten Lohntage wollte er ihn anzeigen.

Ruhig, im Bewußtseyn seiner Unschuld, war er heut angefahren, und begann eben seine Strafarbeit. Da sah er den Bergkönig sich gegenüber stehn, und ihn auslachen. „Siehst du Tropf" — sprach er — „wie deine Gutmüthigkeit belohnt wird, und was du für ehrliche Kameraden hast? So nimm nun ein Stück Silbers von mir, damit du wenigstens einen Zehrpfennig auf die Reise habest!"

*) Treibegöpel. Ein Räderwerk über der Erde, welches das Gestein aus der Grube windet.

„Hebe dich weg Versucher," antwortete Michael. „Jetzt leide ich unschuldig, deßhalb bin ich heiter und guter Dinge; so ich aber deinen Reichthum nähme, und mein Gewissen mit ungerechtem Gute belastete, was bliebe mir denn für ein Trost?"

„Ich sehe wohl" — entgegnete der Geist — „du bist ein wackrer Bursch, der in seiner Redlichkeit nicht wankend zu machen ist. Wandle ferner so, und es wird dir wohl gehn. Ich bleibe dein Freund, und obwohl du mich heut zum letztenmale siehst, so sollst du doch noch oft in deinem Leben meinen wohlthätigen Einfluß inne werden. Jetzt merke wohl auf was ich dir sage. Wenn du zu Abend aus der Grube fährst, so bitte den Steiger, er möge dich morgen frei lassen, du wollest deine Andacht halten. Das darf er dir nicht abschlagen. Dann geh' zum Geistlichen, empfange die heiligen Sakramente, und halte dich ruhig. Hüte dich aber, jemand ein Wort zu sagen, es wäre zu deinem Schaden. Wenn nun der Steiger die Knappen beruft, so geh' und thu frischen Muths, was dir befohlen wird. Du bist auf guten Wegen. Gott wird

dich schützen, und ich werde dir behülflich seyn!“

Michael that wie ihm gesagt ward. Er verrichtete am andern Morgen seine Andacht, und saß nun stillbetend in seinem Kämmerlein, wartend was da kommen solle.

Einige Stunden nach Mittag hörte er ein Zusammenlaufen, und lautes eilendes Gespräch vor seiner Hütte.

Er trat hinaus und vernahm, das große Gestänge, was die Wasser aus der Grube hebe und ins Feld leite, stehe still, woraus zu schließen, daß es zerbrochen seyn müsse; weil man aber ein ganz ungewöhnliches Brausen und Poltern in der Tiefe höre, und doch keine Meldung aus der Grube komme, so befürchte man ein Unglück. Während man sich deßhalb besprach, läutete die Betglocke zur ungewöhnlichen Stunde. Ein Ruf für alle Bergleute, die sich nicht auf der Schicht befanden, sich beim Steiger zu versammeln.

Mit pochendem Herzen dachte Michael an des Geistes Worte, und eilte nach dem Versammlungsplatze.

„Der Teufel weiß“ — lärmte hier der Steiger — „was für ein verfluchter, dreimal vermaledeiter Zufall wieder bei dem großen Kunstrade begegnet ist! Ich wollte das Donnerwetter schlüge die ganze Maschine in Stücke, und uns alle dazu hundert Meilen tief in die Erde! Man hat so nichts als Scherererei davon!“

Michael kreuzte und segnete sich vor des Mannes greulichen und ruchlosen Reden.

Jetzt kam ein Knappe, und meldete, der tiefe Stollen stehe voll Wasser, und die Flut habe einen Schachthut mit herausgespült, den er bei sich habe.

Unter Fluchen und Verwünschungen aller Art, zog der Steiger an der Spitze der Bergleute nach dem Huthause, wo die Mannschaft gewöhnlich anzufahren pflegte. So wie die das Mundloch des Schachtes verschließende Fallthüre geöffnet wurde, hörte man auch schon das donnerähnliche Brausen der unterirdischen Flut.

Jetzt wurden die anwesenden Bergleute überzählt. Der alte Martin fehlte. Der Steiger besann sich jedoch, daß er ihm am vorigen Tage erlaubt habe, in sein Geburtsdorf zu gehn. Die

eine Hälfte wurde mit Werkzeugen nach dem Kunstrade gesandt, um größerm Schaden vorzubeugen, die andre, unter der sich der wiedergenesene Guntram, Michael und noch mehrere Alte befanden, behielt der Steiger bei sich.

„Guntram“ — redete er jetzt seinen Neffen an — „es muß unweigerlich einer in das verfluchte Loch, damit man ordentlich erfährt, wie es aussieht, und ob denn die Sackermenter da unten todt oder lebendig sind.“

Guntram ward blaß.

„Herr Obersteiger“ — nahm Michael das Wort — „mit Gunst. Mein Kamerad Guntram ist noch schwach von dem letzten Falle, wie leicht könnte ihm schwindeln, und er von der Fahrt hinabstürzen in die Tiefe. Laßt mich hinein in Gottes Namen!“

„Ins Drei Teufels Namen sag ich Euch, Ihr kopfhängerischer Bethbrüder, schweigt bis man Euch zu reden befiehlt! Ich soll wohl nicht merken, daß Ihr Euerm Todfeinde Guntram die Gelegenheit nicht gönnt, sich auszuzeichnen? Fahr du an Guntram, und sieh, wie weit du kommst. Ich

verspreche dir einen Bericht ans Bergamt, der dir den Untersteiger einbringen soll!“

Guntram zündete seine Blende an und stieg einige Sprossen hinab. Da hörte er es sausen, schäumen, wogen, brüllen. Das Herz sank ihm. Er stieg wieder aufwärts.

„Bitt' Euch, Herr Obersteiger, laßt mich wieder herauf, es ist gar zu gräßlich!“

„Schämt Euch, feige Memme“ — antwortete dieser — „Marsch! hinunter.“

„Ich bitte Euch um Gotteswillen, Herr Ohm,“ — flehte der Jüngling — „die Angst bringt mich um; und die Wasser steigen immer höher!“

„Gotts Donnerwetter, so ersauft ins Teufels Namen, wenn Ihr nichts besters werth seid!“ Damit stieß der erzürnte Mann den Jüngling hinunter, und warf die schwere Fallthüre zu.

Nun liefen Berichte von allen Seiten ein, daß eine unterirdische entsetzliche Wasserflut das ganze Werk ersäuft, die schadhafte Auszimmerung losgerissen, die Maschinen zerstört, und so einen höchst beträchtlichen Schaden angerichtet habe. Mehr als zwanzig Bergleute, die eben auf der

Schicht arbeiteten, waren verloren. Die traurige Kunde verbreitete sich schnell, die Wittwen und Waisen der Verunglückten erfüllten die Luft mit ihrem Jammergeschrei, und klagten des Steigers gewissenlose Vernachlässigung des Werkes, als die Ursache ihres Unglücks an. Auch Franziska kam in tödtlicher Angst um ihren Michael gelaufen. Da gebot der Steiger durch die Vorwürfe erbittert, durch seines Neffen vorsätzlichen Mord noch mehr verwildert, Michael solle nun hinab, und ihm Kundschaft bringen, woraus er denn den Bericht abfassen könne. Vergebens stellten ihm einige der ältesten Bergleute vor, ein solch Verlangen sei unnütz, indem die Ursache und die Größe des Schadens nur zu klar wären. Dazu verhinderten auch die immer höher steigenden Fluten jede Untersuchung, und der arme Michael sei ganz nutzlos ein Raub des unausweichlichen Todes. Franziska fiel dem harten Manne mit Thränen zu Füßen, ihn beschwörend, ihr liebstes Gut auf Erden nicht so ganz unnütz zu morden. Umsonst. Der Steiger bestand darauf als auf einem letzten pflichtmäßigen Versuche. „Und" — setzte er hinzu — „habe

ich meinen Neffen dem landesherrlichen Dienste opfern können, so werde ich für Euern Liebsten, Jungfer, wahrlich keine Ausnahme machen. Als Euer Oberer befehl ich Euch Michael, fahrt an. Ihr seid ja ein frommer Mann und eifriger Beter, Euch werden die Wasser die Füße nicht naß machen!"

Und Michael trat mit angezündeter Blende auf die Fahrt. „Sei ruhig Fränzchen," — sagte er — „der Steiger hat Recht, es ist meine Pflicht. Aber mein Herz sagt mir, wir sehen uns wieder!" Jetzt stieg er hinab, und über ihm warf der Steiger die Thür zu, schob den Riegel vor, und sagte lachend: „der fromme Mann wird wohl pochen, wenn er wieder heraus will!"

„Ha Ungeheuer, schändlicher, verruchter Mörder," — schrie Franziska außer sich — „nicht genug, daß du den unschuldigen Michael aufs feindlichste verfolgtest, aufs schändlichste verläumdetest, nun willst du ihn auch noch vorsätzlich morden, weil du von seiner Klugheit und Rechtlichkeit das Schlimmste fürchtest? Aber ich rufe Gottes Gerichte über dein Haupt. Die Thränen der Waisen schreien zum Himmel um Rache.

Sie wird dich treffen und zerschmettern!“ Ohnmächtig fiel sie ihm zu Füßen.

„Bringt das manustolle Weibsbild von hinnen,“ befahl der Steiger. Aber keiner der Umstehenden wagte es, sie anzurühren.

„Wenn der Erzengel Michael wieder zu Tage ausfährt, so ruft mich nur. Ich bin in meiner Wohnung!“ Mit diesen bitter höhnenden Worten ging der Steiger nach seinem Hause.

Die Bergleute blieben stehen, als erwarteten sie wirklich Michaels Rückkehr. Da erhob sich Franzisla todtenbleich und zitternd vom Boden. Ihr reiches schwarzes Haar hatte sich gelöst, und flog geisterhaft um das verstörte Antlitz und die hohe, schlanke Gestalt.

„Oeffnet den Schacht,“ gebot sie. Schweigend vollzog man ihr Gebot. Da kniete sie einige Schritte seitwärts, erhob zitternd die Hände, und während die Thränen ihr blasses Gesicht überströmten, betete sie mit lauter Stimme:

„Vergieb, ewige Güte, mir, deinem schwachen Kinde, das schon verzweifelte, ehe es bei deiner

Allmacht Hülfe gesucht hatte. Was aller Welt unmöglich scheint, ist dir ein leichtes. Rette, o rette meinen Freund! Ist aber meine Bitte thörigt, so vergieb, Allmächtiger; aber dann, dann o du ewige Erbarmung und Liebe, dann nimm auch mich von dieser Welt!"

Die Männer bebten, und Thränen zitterten in ihren Augen!

„Jetzt" — sagte sie leise — „blicke einer hinunter, und rufe mir zu, was er sieht.

Eine lange Pause. „Noch nichts?" fragte sie bebend. „Nichts" war die fürchterliche Antwort. Ihre Augen wurden dunkel. Die Angst, unerhört gebetet zu haben, preßte Tropfen aus ihrer Stirn. Immer schwächer ward sie. Jetzt sank ihr Haupt, erschöpft fiel sie vorwärts auf die gefaltenen Hände, und

„Licht," rufte der spähende Bergmann. „Ich seh' ein Licht in der Tiefe!"

Franziska flog heran, augenblicklich aber stürzte sie wieder auf die Kniee, ihr Herz schlug hörbar. „Fasse dich Seele," sprach sie leise —

„noch ist Täuschung möglich!“ Und wie versteint blieb sie horchend am Boden liegen.

„'S ist ein Bergmann“ — sagte der Knappe. „Ich höre seinen Tritt auf der Fahrt. Aber er stöhnt schwer!“

Jetzt hatte Franziska wieder Thränen.

„'S ist weiß Gott Michael,“ rufte der Späher jetzt sich aufrichtend, indeß sich alles, Franziska voran, dicht um die Grube drängte.

Und wie ein Stern aus finstrem Gewölke, so leuchtete jetzt Michaels Grubenlicht aus der wüsten Tiefe herauf. Schon konnte man seine edlen, von der Angst geschärften, blassen Gesichtszüge erkennen. „Helft mir Kameraden,“ schrie er. Und alle Arme streckten sich nach ihm aus. Jetzt stand er oben. Um den Leib hatte er ein Seil geschlagen, er zog es nach sich herauf, und an dem Seile hing — Guntrams Leiche!

Franziska lag ohnmächtig in des wassertriefenden Michaels Armen. Da kam ein Bergoffizier von hohem Range, und hinter ihm der Steiger mit gezogenem Hute und der alte Martin. „Michael lebt, Michael lebt,“ schrie alles

ihm jubelnd entgegen. „Unmöglich Kinder,“ meinte der Obere, und eilte zur Grube, der Steiger betroffen hinter ihm her.

Aber Michael rieb nur Guntrams Schläfen, und ließ ihm Sprengpulver vor der Nase anzünden und riechen. Endlich kam er zu sich, schlug die Augen auf, und stammelte:

„Michael, unschuldiger, verläumdeter Michael, zweimal mein Retter, ach vergieb!“ Dieser drückte ihn an sein Herz.

Jetzt beugte sich der Bergoffizier über den Schacht, und hinabstarrend, sagte er, „unglaublich — die Wasser steigen noch immer! Seht nur selbst Herr Obersteiger!“ Der eilte herbei, sich weit vor über den Abgrund legend. Aber urplötzlich fuhr, allen sichtbar, eine Riesenfaust aus der Tiefe, drehte im Nu des Steigers Angesicht auf den Nacken, daß man alle Wirbel brechen hörte, hielt das gräßlich verzerrte blaue Todtenantlitz der Menge entgegen, und verschwand mit seinem Raube unter der Flut. Augenblicks darauf hörte man ein fürchterliches Donnern, wie von zusammenstürzenden Bergen in der Tiefe.

Als die Umstehenden sich vom Schreck und bangem Erstaunen erholt hatten, nahm der Bergbeamte das Wort. „Gott hat gerichtet — sagte er sehr ernst — und meinen schwachen Händen dieß schwere Amt entnommen. Denn auch ich war gekommen zu richten. Das Bergamt, mit Klagen über die unrichtigen Ausbeutezahlungen, von Seiten der Gewerken bestürmt, beschloß eine strenge Untersuchung der hiesigen Gruben, die mir aufgetragen ward. Vor meiner Abreise kam der Altvater Martin, den ich von Jugend auf als einen wackern Bergmann und frommen Christen kannte, mit sehr wichtigen Beweisen gegen die Rechtlichkeit des Steigers und mit sehr empfehlenden Schilderungen des jungen Michaels beim Bergamte an. Zum Glück fanden sich mehrere vortreffliche Risse und Berechnungen dieses klugen Bergmannes unter den Papieren eines verstorbnen Rathes, die durch meine Hände gegangen waren. Aus denselben Papieren ergab sich auch des Steigers Treulosigkeit und schändlicher Betrug. Ich reiste nun mit Vollmacht zu strafen und zu belohnen hierher. Martin

begleitete mich. Unterweges hörten wir schon von der Ausartung der hiesigen Mannschaft und von der über sie verhängten göttlichen Strafe. Ich stellte mich anfangs gegen den Steiger, als sei ich nicht abgeneigt, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Dieß machte den Elenden so dreist, daß er mir unaufgefordert seine Schändlichkeiten bekannte. Hier an der Grube, wo er seine letzte Unthat an Michael begangen hatte, wollte ich ihn vor euer aller Augen vernichten. Aber wie gesagt, Gott hat gerichtet! Nun Michael, bevor ich meinen Auftrag vollende, sag uns noch, wie du gerettet worden bist."

„Ach edler Herr, ich kann Euch fast gar nichts sagen. Als ich den Steiger den schweren eisernen Verren über die Fallthür legen hörte, da merkte ich wohl seine Tücke und daß es auf meinen Tod abgesehen sei. Aber ich vertraute auf Gott und den Bergzeist, der sich ja mir auch als ein gottesfürchtiges Wesen kund gegeben hatte. Unter mir tobte die Flut fürchterlich. Die Wasserräder sausten im schnellsten

Umtriebe. Die Ziehstangen und die zerbrochenen Ketten klirrten und pfiffen und heulten fürchterlich. Ich wagte mich bis über die Hälfte des Leibes ins Wasser, weil ich die Sprossen der Fahrt noch fest fühlte. Soviel konnte ich bei meinem Grubenlichte sehen, daß das Wasser schon hoch über unsern letzten Orten stehe. Da fühlte ich zu meinen Füßen einen Körper. Ich zog ihn empor. Es war Guntram. Im Augenblick hörte ich einen neuen Wassersturz unter mir donnern. Zugleich auch schwankte die Fahrt, knallte, brach, und ich stürzte, den Todten in meinen Armen, hinab in die schwarze Flut. Nun weiß ich nichts mehr. Ich erwachte von dem starken Geruch brennenden Bergöls. Als ich die Augen aufschlug, stand ich hoch über der leis wogenden Tiefe, seitwärts der Fahrt, in einer geräumigen trockenen Halle, die ich nie vorher gesehen hatte. Vor mir brannte in einer großen kupfernen Schale das Bergöl in grünen Flammen. Neben mir lehnte der ertrunkene Guntram; zu meinen Füßen stand meine angezündete Blende und lag ein Stück Seil. Ich

sah nun wohl was die Absicht war. Da fiel ich auf meine Kniee, und betete und dankte. Zuerst Gott, dann dem guten Geiste. Hierauf schleifte ich Guntram das Seil unter den Achseln durch, mir um den Leib, und stieg nun getrost herauf, wo ich dem Gott lebenslang für meine wunderbare Rettung danken will!"

„Thut das, braver Michael" — sagte der Beamte, „empfangt aber auch aus meinen Händen die zeitliche Belohnung eures tugendhaften Wandels. Das Bergamt ernennt Euch durch mich zum Untersteiger an der Grube Sankt Florian, und weist auch dem alten Martin einen Zuschuß an, den er von Euch erhalten wird, und der ihm erlaubt, den Rest seines Lebens außer der Grube zuzubringen. Wandelt vor Gott und rühret Euch tüchtig in euerm neuen Berufe." Damit schied der Beamte.

Wer war glücklicher als Michael, Fränzchen und der alte Martin. Nach acht Tagen war Franziska Michaels glückliches Weib. Aber

auch der Bergeist hielt Wort. Die erhoffene Grube blieb zwar liegen; aber in demselben Reviere entdeckte Michael die herrlichsten Anbrüche. Die Grube ward nach seinem Namen „Erzengel Michael" genannt, gab überreiche Ausbeute und baute sich gut aus. Als aber nach einem Jahre Michael den Beamten und den alten Martin zu Gevattern bei seinem neugeborenem Söhnlein bat, und dieser ihm die Ernennung zum Obersteiger mit Gehaltszulage mitbrachte, da klingelte es auf einmal wie güldene Schellen auf den zinnernen Tellern, die an der Wand standen. Und siehe, es fielen eitel neue Goldstücke durch die Decke herab, hundert an der Zahl. In der Mitte war ein Mönch darauf geprägt, und rund herum standen die Worte: „Beschеert Glück zum Erzengel!"

Jetzt erkannte Michael wohl seinen alten Freund den Bergeist, und in der Freude seines Herzens griff er nach einem Becher Weins, und brachte die Gesundheit aus: „der Bergeist soll leben!" Da that ihm jedermann Bescheid, die Gläser

klirrten, und zugleich ertönte eine herrliche starke und doch liebliche Musik von Harfen und Zittern, Hörnern und Schalmeien. Als man aber die Thür öffnete, und den Spielleuten zu trinken geben wollte, da war niemand zu sehen, noch zu hören. —

Die Fräulein vom See.

Die Nacht lag draußen kalt in ſchwarzen Schleiern,
Und Jungfrau'n ſaßen bei des Heerdes Kniſtern
Am Rocken wohlgemuth mit ihren Freiern
Zu Epfenbach. Da tönet durch die Küſtern,
Die weit des Hauſes Giebel überſteigen,
Ein Wohllaut, weicher, als der Harfe Flüſtern.
Als ſchwebe her vom See im frohen Reigen
Ein Elfenchor mit lindem Geiſtertritte,
Klingt's der Verſammlung durch das nächt'ge
Schweigen.
Nun klopft es leiſe nach der Jungfrau'n Sitte.
Herein! ruft man halb freudig, halb erſchrocken,
Und ſieh, drei Fräulein treten in die Mitte.
Ihr Schneegewand umwallt von lichten Locken
Grüßt jede durch des Auges ſüße Rede
Und nimmt zur Hand den mitgebrachten Rocken.
Und von des Dörfleins Spinnerinnen jede
Macht Platz am Heerde den drei weißen Lichtern;
Doch ſtumm wird alles, wie in düſtrer Oede.

Erſt, als der Fräulein blaſſen Angeſichtern
Des Heerdes Flamm' im Wiederſchein' entblühet,
Da nahn die Andern ſpinnend ſich und ſchüchtern.
Allein ſo dünn man auch den Faden ziehet,
So ſchön und kunſtvoll als die Fremden ſpinnen,
Sind alle Jungfrau'n nur umſonſt bemühet.
Doch wie den Fräulein Worte nun entrinnen,
Vergißt ſich bald die Kunſt der zarten Hände,
So mächtig waltet Zauberkraft darinnen;
Anmuth'ge Mährlein ſteigen auf behende,
Gleich Blumenſchmelz und Duft aus Wunderreigen,
Doch plötzlich geht das heitre Spiel zu Ende:
Immitten ihrer Rede Lauf erbleichen
Die Schönen, brechen ſchleunig auf und eilen
Davon. Die andern ſtehn voll Furcht und Schweigen.
Dann ſtarren ſie erſtaunt ſich an, und neigen
Einander Ohr und Mund: Wer waren jene?
Wird jemals furder ſich ihr Glanz uns zeigen? —
Als nun das Dunkel wieder eint die Söhne
Des Dorfs und Töchter dort am trauten Heerde,
Schweben auch wieder wonnigliche Töne

Vom See herüber auf die ſtille Erde:
Wie geſtern treten mit verſchloßnen Zungen
Die Fräulein ein und fröhlicher Geberde.
Und als des Heerdes Flamme ſie durchdrungen,
Entquillen Mährlein neu dem holden Munde,
So zauberiſch, wie geſtern ſie erklungen.
Doch kaum erſcholl vom Thurm die elfte Stunde,
So nahmen ſie den Rocken ſchnell zuſammen,
Enteilend abermals dem neuen Bunde;
Auf zarter Liebestöne Wogen ſchwammen
Sie draußen fort, doch wagt, ſie zu belauſchen,
Sich niemand von des Heerdes treuen Flammen.
Und ſieh, mit jedem neuen Abend rauſchen
Die Fräulein auf der Töne Strom herüber,
Für traute Blicke Mährlein auszutauſchen.
Gewohnheit zehrt das Staunen auf darüber,
Man ſehnt herbei den Abend, der ſie bringet
Und jeder macht ſie nur dem Völklein lieber.
Ja, manchem ehrlichen Geſellen dringet
Mit ihren Mährchen auch ihr Blick zu Herzen.
Der ſüßer faſt, als ſelbſt ihr Ton erklinget.
Die holden Gäſte nimmer zu verſcherzen,
Strebt alles ihren Beifall zu erjagen,
Nur eins erregt dem Völkchen bittre Schmerzen:

Elf hören kaum vom Thurm die Fremden schlagen.
So stirbt ihr Wort; sie eilen rasch von hinnen,
Oft mitten in der lieblichsten der Sagen. —
Vor Andern aber liebt mit Seel' und Sinnen
Der wackre Rolf der zarten Fräulein eine
Und um ihr Anschaun länger zu gewinnen
Sich und dem ganzen traulichen Vereine,
Läßt er die Uhr zurück ein Stündlein rücken,
Daß Mitternacht als elfte Stund' erscheine.
Bethört, wie alle, von der Täuschung, schicken
Die Fräulein erst, als schon die Geisterstunde
Vorüber, an sich zu den Abschiedblicken.
Doch Rolf, gepeinigt, wie von tiefer Wunde,
Von dem Betrug, den arglos er begangen,
Macht um den See die ganze Nacht die Runde.
Und horch, aus dessen Silberwellen rangen
Sich Jammertöne los, worin die Stimmen
Der Fräulein, unverkennbar ihm, erklangen.
Erst will er schon hinab zu ihnen schwimmen,
Dann, die Beleidigten nicht frech zu stören,
Den höchsten Fels zu seinem Sturz erklimmen.

Doch läßt ſein Fuß das Bleiben ſich nicht wehren,
Er muß — o möcht' ihm bald das Herz zerſpringen! —
Er muß die ſüße Jammerſtimme hören. —
Kaum aber regt der Morgen ſeine Schwingen,
So hört auch Rolf des Jammers herbe Laute
Allmählig bis zum letzten Ach! verklingen.
Als er nun ſtarr zum See hinunterſchaute,
Erglänzten blutig bald darin drei Stellen,
Vor denen ihm das junge Haar ergraute.
Als ob erächzend aus den ſtillen Wellen
Das liebſte Leben zürnend auferſtehe,
So ſieht den einen Punkt er plötzlich ſchwellen.
Er ſchaut und ſchaut, allein das herbe Wehe,
Das er erſchaut, will nicht ſein Herz zerreißen,
Wie brünſtig auch vom Himmel er's erflehe.
So ſchmilzt des Tages Licht ihn hin zum leiſen
Dunkel, das oft am Heerd ihm huldvoll lachte
Und ſchnell entnimmt er nach der Freunde Kreiſen.
Hier hob den Fuß er zitternd nur und ſachte,
Fürchtend, damit die Andern wegzuſcheuchen.
Als auf er die bekannte Thüre machte.

Schon lauſchen all' am Heerde nach dem Zeichen
Der Fräulein, die auf Tönen oft gekommen,
Allein die ſchwarzen Lüfte draußen ſchweigen.
Wer hat uns Armen ihre Huld genommen?
So unterbricht die Still' oft dumpfes Fragen
Und Rolf ſitzt ſtarren Auges tief beklommen.
Denn grauſam hemmen ihm den Troſt der Klagen
Die blut'gen Stellen, ſo im Seee ſchwammen.
Doch kaum, daß elf die Thurmuhr ausgeſchlagen,
Bricht auch zum Glück ſein wundes Herz zuſammen.

Ruhmes Reich.

Von seinem Vater, einem tüchtigen Waidmanne, zu demselben Berufe mit grosser Sorgsamkeit angeführt, hatte der junge Ferdinand Eckebrecht seine Lehrjahre überstanden, und sollte mit der Zeit dessen Adjunkt werden.

Allein er hatte nie Lust zum Jägerleben gehabt, und nur mit Widerwillen die Lehre angetreten. Wald- und Felsthal waren ihm zu düster, Hörnerklang und Hundsgebell zu eintönig. Wenn aber im nächsten Städtchen Truppenschau gehalten ward, wenn da die silbernen Trompeten schmetterten, die Pauken wirbelten, die Standarten flatterten, und nun in langen Reihen die glänzenden Kuirassiere am Musterzelte vorbeizogen, mühsam die feurigen schwarzen Rosse zum Paradetritt zügelnd — und, nun dem Obristen vorüber, im donnernden Galopp dahin flogen, die blanken Klingen im Scherz über den

Goldhelmen ſchwenkend — ach dann ſchlug Ferdinands Herz vor banger, ungeſtümer Sehnſucht. Das war es, was er ſuchte, und was ihm Fels und Wald und Hörnergetön und Hundsgebell nicht zu erſetzen vermochten.

Gewöhnlich tobte er in ſolcher Stimmung Tag und Nacht im Waldgebirge umher, die kühnſten Schüſſe, die gefährlichſten Sprünge von einer Felszacke zur andern wagend; gleichſam als wolle er ſich ſelbſt beweiſen, bei ſolcher Kühnheit, Kraft und Gewandheit, ſei er zu gut zum gemeinen Jäger, wohl aber ſtecke ein künftiger Kriegsoberſter in ihm verborgen.

Seinem Vater war er in ſolcher wilden Stimmung am liebſten. Obgleich unverſöhnlicher Feind der Soldaten — die bittern Gram in ſein früheres Leben gebracht haben ſollten — liebte er doch Mannstroh, Kühnheit und ein gewiſſes rauhes, militairiſches Weſen ungemein.

„Braver Jäger, der Ferdinand,“ pflegte er dann wohl zu ſagen, wenn der ſchöne Jüngling glühendheiß, Geſicht und Hände von Dornriſſen blutend, die Kleider vom Klippenſturz zerſchlitzt, ein Wild über der Achſel, barſch ins Zimmer

trat, seine Bürde in einen Winkel schleudernd, die gewichtige Büchse wie spielend mit einer Hand herum warf, und sie dann hoch an der Wand an den Haken hing.

Ferdinand war eines Tages im Walde bei Holzhauern, die ihm untergeben waren, da schallten die bekannten silbernen Trompetentöne wie rufend und grüßend zu ihm herüber. „Ha — dachte er — die Kuirassiere exerziren drüben — du springst hinüber!“

Wie eine Katze klomm er die Felswand hinab, den jähen Hang hinunter. Schon sah er die Helme blitzen, noch ein paar hundert Schritt — da stand er auf der Ebne, und die schön geordneten Schwadronen im hellen Sonnenglanz ihrer Waffen, vor ihm.

Es gab eben heut wieder eine Truppenschau vor dem neuen Obristen, der das Regiment bekommen, und nun jede einzelne Schwadron genau durchgemustert hatte. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit begleitete Ferdinand die verschiedenen Reiterübungen, und sah auf einem Steine am Wege sitzend, die letzten Abtheilungen bei sich vorüber ziehn. Der Obrist war mit seinem

Gefolge zurückgeblieben, und kam nun in freundlichem Gespräch langsam herangeritten.

Ferdinand sprang sogleich ehrerbietig auf, militairisch den Hut ziehend. Die laue Morgenluft wehte ihm das dunkle Haar aus dem sonnegebräuntem Antlitz.

„'N schöner Bursch," sagte der Obrist. „Wer seid Ihr, junger Mann?"

„Ferdinand Eckebrecht, des nächsten Försters Sohn, gnädiger Herr Obrist."

„Keine Lust zum Soldaten?" frug der Obrist lächelnd.

„O nur zu viel — meinte Ferdinand — und überglücklich unter Euerm Befehl zu dienen."

„Wetter — das ist ein gewandter Bursch, — sagte der Obrist, sich zu dem weiten Kreise der um ihn haltenden Offiziere wendend. — Den muß ich zu meiner Schwadron haben! Ja mein Sohn — fuhr er fort — das ist recht schön, aber man wird nicht gleich Offizier, Ihr müßtet ein paar Jahr Gemeiner seyn!"

„Ich weiß wohl, gnädiger Herr; aber glückt es mir je, unter Euern Augen zu fechten, so sollten die Jahre wohl zu Monaten werden!"

„Teufelsjung — rief der entzückte Obriſt — komm gleich mit. In vier Wochen biſt du Korporal.“

„Ich darf nicht Herr Obriſt. Mein Vater iſt den Soldaten todtfeind, und lebt nur in dem Gedanken in mir ſeinen Nachfolger zu ſehen.“

„Poſſen! Der alte Narr!“ lachte der Obriſt. „Herr Rittmeiſter Adjutant!“

Ein ſchlanker Reiter prallte vor.

„Bemerkt Euch des jungen Mannes Namen und Wohnort. Ihr ſelbſt ſollt mir ihn abholen. Lebt wohl, Eckebrecht, auf Wiederſehen!“

Und im ſauſenden Galopp flog der Schwarm über die Fläche hin.

Der Adjutant hielt noch neben Ferdinand. Die kurze Notiz war bald eingetragen.

„Aber mein Vater,“ ſeufzte Ferdinand. „Nimmermehr giebt er mich frei!“

„Sorgt nicht, wackrer Jäger. Der Herr Obriſt gilt Alles beim Fürſten. Ade künftiger Kamerad!“

Da flob auch der letzte hin, wie vom Winde getragen. Ferdinand ſtand träumend; aber die

Nähe des ersehnten Glückes, und die so glänzenden Aussichten rissen ihn über alle Bedenklichkeiten hinweg, die angeborne Wildheit hell anfachend.

Nach der gewohnten Weise ging es auch heut wieder auf dem Rückwege Thal aus, Thal ein, Fels auf, Fels ab; und erst am zweiten Tage trat er Beutebeladen in die väterliche Wohnung.

„Braver Ferdinand," rief auch heut der Alte dem Eintretenden entgegen. Er ließ sich das erlegte Wild zeigen. — „Ein wackrer Schuß," sagte er — darauf: „Du bist doch ein tücht'ger Kerl, ein fermer Schütz! Nun, an dir bekommt doch der Herr einmal einen Förster, wie er seyn muß!"

„Das hoffe ich," — antwortete Ferdinand halblaut.

Da fing es an hinter dem Ofen zu rascheln und sich zu bewegen, und hervortrat eine lange, geisterbleiche Frauengestalt, einen Rocken im Arme.

Es war des Försters Schwester, ihrer Blässe wegen, „Muhme Bleich" genannt. Im Haus und der Gegend galt sie für halbwahnwitzig. Sie stammelte, und da sie deßhalb oft von muthwilligen

Buben verhöhnt worden war, ſo ſprach ſie ſeit Jahren nur das allernöthigſte; dieß nur in kurzen Worten.

Jetzt ſchlich ſie, faſt unhörbar zu Ferdinand hin, mit erhobnem, dürrem Zeigefinger drohend.

„De- de- der lü- lügt!“ ſtammelte ſie.

„Was? Wer lügt!“ fuhren Vater und Sohn die Alte an.

„Nan- Nan- Nandel lü- lü- lügt!“

„Ihr träumt wohl, Muhme Bleich,“ ſagte Ferdinand betroffen.

„Was krächzt denn die alte Eule wieder?“ fragte der Förſter verdrießlich.

„Nan- Nan- Nandel ke- kein Jä- Jä- Jäger. Nan- Nandel Sol- Sol- Soldat!

„Donnerwetter!“ fluchte der Alte. „Was iſt das! Sag Junge iſt's wahr? Höllen Element! Nein, nein 's iſt nicht wahr, 's wäre ja mein Tod! Sag, ſag, biſt du ....

„Aergert Euch doch nicht Vater,“ begütigte Ferdinand den Alten — „ich ſag' Euch ja, auf mein Ehrenwort, ich bin nicht Soldat!“

„Lü- Lü- Lügt!“ ſagte Muhme Bleich kopfſchüttelnd und kroch hinter den Ofen zurück.

Ferdinand war außer sich vor Zorn; er begriff weder was die Alte gegen seinen Hang zum Soldatenstande h..be, noch woher sie sein Geheimniß wisse, und weßwegen sie ihn nun verrathe.

Der Förster war und blieb verstimmt. Am andern Morgen nahm er die Alte wieder vor und fragte sie aufs schärfste aus, woher sie die Nachricht habe, und was daran wahr sei.

Allein aus der Wahnsinnigen war nichts herauszubringen, als — sie habe es geträumt. Unwillig stieß sie der Alte in ihren Winkel zurück, von wo aus sie immer hervor heulte: „Do = do = doch wahr, Man = Man = Handel Sol = Sel = Soldat!“

Der Förster beschloß nach der Stadt zu reiten, um zu versuchen, ob es nicht möglich sei, sich Ferdinand gleich adjungiren zu lassen. Er theilte dieß Vorhaben seinem Sohne mit, und sagte mit Thränen in den Augen: — „Zu meiner Beruhigung, schwöre mir, du bist nicht Soldat!“ Und Ferdinand schwor: „ich bin's nicht!“

Da heulte die Alte im Schlafe laut auf, und

wie von Entsetzen ergriffen, prallten die beiden Männer aus einander.

Ein paar Stunden mochte der Förster weg sein, da sprengte der Adjutant vor das Haus. Er hielt ein Papier mit großem Siegel hoch in der Hand. Blitzend strahlte der Goldhelm, blitzend flog die goldne Feldbinde um seine Schultern.

„Hier Freund," rief er. „Hier ist der fürstliche Befehl an Euern Vater. Ihr seid frei."

„Gott ists möglich!" erwiederte Ferdinand halb freudig, halb bang überrascht. „Aber mein Vater ist abwesend!"

„So erwarte ich ihn," antwortete der Adjutant. „Ich habe Befehl, Euch mit zurück zu bringen. Dort kommt auch schon meine Ordonanz mit einem Handpferde für Euch!

Ferdinand sah hinaus. Er sah die Ordonanz, zugleich aber auch nebenher seinen leichenblassen Vater, der den alten Braunen stachelte, um früher als der Kuirassier anzukommen.

Jetzt sprang er ab, ließ den treuen Gaul unbekümmert stehn, und eilte ins Zimmer.

Auf dem Flur trat ihm der Offizier entgegen, den fürstlichen Befehl in der Hand.

„Herr — redete er ihn an — Euer Sohn da hat den Herrn Obristen gesagt, er wünsche Soldat zu werden, dürfe es aber vor Euch nicht laut werden lassen!“

Der alte Förster zitterte vor Schreck und konnte kein Wort sprechen. Ferdinand, den Ausgang bang erwartend, stand wie ein armer Sünder in einer Ecke des Zimmers.

„Weil aber — nahm der Offizier das Wort wieder — der Herr Obrist das Glück Eures Sohnes will, so hat er dem Fürsten des jungen Mannes Wünsche vorgetragen, und hier ist nun ein fürstlicher Befehl, kraft dessen Ihr Euern Sohn in seinem Vorhaben nicht hindern, sondern ihn mit mir zum Regiment gutwillig abgehn lassen sollt. Hört Ihr wohl?“

„Meines Sohnes Glück,“ — sagte der Förster schneidend. „Und was wird denn aus meinem Glück, meinen Wünschen?“

„Närrischer Alter! in einem Jahre ist Euer Sohn Offizier! Ist denn das kein Glück für Euch?“

„Nichts weniger als das, Herr Offizier — entgegnete der Alte — und du Ferdinand, mein

lieber, einziger Sohn, ist es denn wahr, ist es denn möglich? Du willst mich verlassen, meine liebsten Hoffnungen und Wünsche mit einem Schlage vernichten, mir meine Sorge und Pflege mit Undank lohnen, und hingehn, und so ein — so ein Soldat werden?“

„Herr! keine Seitenblicke auf den edlen Stand, den der Fürst liebt,“ — rief der Adjutant.

„Herr Offizier, ihr wißt nicht, was dieser edle Stand meiner Ruhe kostet. Fragt nur das bleiche Bild dort hinterm Ofen!“

Muhme Bleich kroch jetzt aus ihrem Winkel hervor; mit rollenden Augen und knirschenden Zähnen näherte sie sich dem Adjutanten und ehe er es verhindern konnte, hatte sie seine Hand erfaßt und blutig gebissen.

„Schafft das alte Scheusal weg — schrie der erschrockne Kriegsmann — oder ich renne ihr meinen Pallasch durchs Herz!“

„He = He = Herz i = i = ist scho = schon ent = ent = zwei!“ grinzte die Wahnsinnige und verkroch sich.

„Ferdinand Eckebrecht, Ihr seid Soldat auf des Fürsten Geheiß. Als Euer Vorgesetzter befehle

ich Euch, mir unverzüglich zu folgen.“ Mit diesen Worten verließ der Offizier das Zimmer.

Ferdinand wollte nach. Da vertrat ihm der Alte den Weg. Tiefen Ernstes faßte er seine Hand und sagte: „Mann! Sohn! Christ! schwurst du denn nicht in Gottes Namen — ich bin nicht Soldat?“

„Damals Vater war ich es auch noch nicht,“ antwortete Ferdinand.

„Elender Wortmäkler, Lügner vom Anfang an,“ — zürnte der Alte. „So spieltest du mit meiner Angst, konntest meinen Kummer mit ansehen, und warst elend genug, dich mit einem Wortspiel herauszulügen? Geh hin, meineidiger, wortbrüchiger Mensch, ohne Glaube und ohne Liebe. Werde Soldat, aber nimmer betritt diese Schwelle wieder. Ich weiß, du bist herzlos, wirst mich und meinen Kummer bald vergessen haben. Aber einst werden dir meine Thränen auf der Seele brennen.“ Damit kehrte er ihm den Rücken und verließ das Zimmer.

Leise schlich die Alte hervor. „Warte altes, häßliches Gespenst,“ — rief Ferdinand — „d[illegible]

ist dein Werk, aber dich treffe ich noch einmal, und dann zahle ich dir den schuldigen Lohn!“

Die Alte drohte, Ferdinand warf die Thüre krachend hinter sich zu; im Hofe hielt die Ordonanz mit dem Leipferde. Rasch schwang er sich hinauf, und im vollen Jagen ging es nun dem Offizier nach.

Der Förster überlebte seinen Gram nicht lange. Nach einem halben Jahre fand man ihn vom Schlage getroffen unter einer Eiche.

Muhme Bleich zog als Kräuterfucherin, kluge Frau und Wahrsagerin im Lande umher, wo man sie, weil sie unschädlich war, gewähren ließ.

Ferdinand war nun schon längst Korporal, zuletzt Wachtmeister geworden, und so sehr beliebt, daß man ihm die nächste erledigte Kornettstelle zugesagt hatte. Im ganzen Regimente gab es keinen tollern Reiter, keinen gewandtern Fechter. Der Obrist, der den schönen, kecken Soldaten liebte, gab ihm Geld über Geld. Das verdarb ihn. Er ward liederlich und ein Ausbund aller tollen Streiche.

Einmal kam er spät in der Nacht vom Spiel

zu Haus. Er hatte verloren und warf sich mißmuthig aufs Lager.

Er mochte ein paar Stunden gelegen haben, da träumte ihm, seine tolle Muhme stehe vor seinem Lager und mache traurige Geberden, und stammle wieder mit ihrer häßlichen Stimme: Na = Na = Nandelchen!

„So schweigt doch ins Teufels Namen!“ schrie Ferdinand ärgerlich und erwachte von dem Laute.

Da stand Muhme Bleich gegenüber an der mondbeleuchteten Wand, und drohte mit erhobenem Finger.

Ferdinand, doch etwas erschrocken, sah scharf hin; aber die Erscheinung blieb, und ganz vernehmlich hörte er nun die Worte: „Nan = Nan= Nandchen, Va = Va = Vater ist to = todt; vo = vor Gra = Gra = Gram!“

Schnell sprang Ferdinand empor, riß den Pallasch aus der Scheide, und hieb mit den Worten: „Wart' alte Hexe!“ nach der Gestalt. Aber so wie seine Klinge die Stelle traf, so prallte sie wie von einem Steine zurück, und flog so unsanft gegen seine Stirn, daß er auf sein Lager taumelte.

Er hütete sich am andern Tag etwas von dem Abentheuer zu erzählen, ohne den Grund dieser Scheu angeben zu können.

Der Tod seines Vaters, der sich bald bestätigte, gab indeß der gespenstischen Warnerin ein großes Gewicht. Auch beschäftigte der Gedanke, seinen Vater in die Grube gebracht zu haben, Ferdinanden ein paar Tage, aber dann riß ihn die Gewohnheit wieder in den Strudel seiner Ausschweifungen, und alles war vergessen. Bald auch hörte man nichts mehr von des Försters wahnsinnigen Schwester, die sich weggewendet haben sollte.

Ferdinand wurde in seiner Laufbahn sichtlich vom Glücke begünstigt. Seit einigen Wochen war er Offizier. Im Dienst zeigte er sich pünktlich und wohlerfahren, daher kümmerte man sich nicht um seine übrige Lebensweise.

Da brach Krieg aus. Ferdinands Regiment bekam Befehl aufzubrechen und zur Armee zu stoßen. Wer war froher als er. Hier war seine Tollkühnheit und Wildheit, so wie seine glänzenden kriegerischen Eigenschaften ganz an ihrem Platz. Gleich im ersten Gefechte glückte es ihm,

sich so herrlich auszuzeichnen, daß er vom obersten Heerführer mit Rittmeisters Titel zu einem Jäger-Regimente versetzt wurde. Er mußte sogleich ein Kommando bei den äußersten Vorposten übernehmen, und seine Tapferkeit wurde bald eben so bekannt als seine Grausamkeit und sein Blutdurst.

In demselben Regimente, wo Ferdinand diente, stand auch ein Ausländer von großem Rang und Reichthum, der als Freiwilliger den Krieg mitmachte. Er war eben so tapfer, eben so gewandt als Ferdinand, dabei eben so schön, nur älter und finstrer. Kein Mensch wußte, wer er war, er gab sich für einen Irländer, und nannte sich O Fernal. Recht als wäre er zu Eckebrechts Verdruß geboren, gab er sich die ausgesuchteste Mühe, es ihm überall zuvorzuthun. Da er ein eben so lockrer Gesell war, so trafen sie sich gewiß, wo es ausgelaßne Streiche gab. Ging Ferdinand einem hübschen Mädchen nach, so erfuhr er am andern Tage, daß O Fernal schon der Beglückte gewesen sei. Setzte jener zehn Louisd'or auf eine Karte, so setzte dieser das Doppelte, und gewann bestimmt, wenn jener verlor. Machte Ferdinand Gefangene, die

Nachrichten geben konnten, so bot der Irländer am nächsten Tage einen Kourier mit den wichtigsten Depeschen auf, die Ferdinands Gefangene unwichtig machten. Kam es zum Einhauen, wo Eckebrecht immer der Erste war, so mußte ihn gewöhnlich O Fernal wieder mit seinen Leuten heraushauen. Kurz in allem zeigte er sich dem Eckebrecht zuwider, ohne daß er eben das geringste absichtlich zu thun schien. Ja sogar bei der Beförderung war er einen Tag früher Rittmeister geworden als Ferdinand. Dieser haßte seinen Nebenbuhler unbeschreiblich, was jener wohl ziemlich gleichgültig aufnehmen mochte.

Als man am Morgen vor einem zu erwartendem Gefecht eine Heerstraße hinabzog, saß ein Bettelweib, fast eben so sehr durch den Nebel als durch ihre dicken, schleppenden Gewänder verhüllt, am Wege, jammernd und handeringend. Die Reuter deuteten das als ein übles Zeichen des bevorstehenden Verlustes, und Ferdinand befahl, man solle sie aus dem Wege schaffen, damit sie mit ihrem Gekrächz nicht die Nachfolgenden bethöre.

Die Bettlerin aber hatte das steinerne Kreuz,

an dem sie saß, so fest umklammert, daß man sie nicht ohne die größte Gewalt losreißen konnte. O Fernal kam indeß herbei gesprengt, und als er den Zusammenhang erfuhr, rief er spöttisch: „Was gilt's, Rittmeister Eckebrecht, die Bettlerin ist Eure Muhme Bleich!“

Ferdinand nahm den Scherz und die Erwähnung einer Person, die er hier ganz unbekannt glaubte, sehr übel auf. „Eure albernen Reden werdet Ihr mir morgen mit Eurem Blute bezahlen, Herr Rittmeister!“ rief er zornglühend.

„Ja, wenn Ihr noch lebt, Herr Kamerad,“ lachte jener zurück.

Aber die Alte, die Ferdinands Namen gehört hatte, machte sich mit unglaublicher Kraft los, lief neben seinem Pferd her, und mit dem Finger drohend, rief sie unaufhörlich sehr laut: „Nandchen Ecke-keke-brecht, Nan-Nan-Nandchen Ecke-keke-brecht!“

Das Unheimliche der Erscheinung ward durch das Lächerliche ihres Aufzugs, ihrer Sprache und ihrer Vertraulichkeit mit dem glänzenden Rittmeister so verwischt, daß ein unaufhaltsames Gelächter die ganze Schwadron ergriff, während

Muhme Bleich immer lauter schreiend, neben Ferdinands Pferde herhinkte. Aber im Augenblicke blitzte auch des erzürnten Kriegsmannes Pallasch über der Alten, und mit dem Schrei: „Herr Jesus hilf!“ sank sie blutend mit aufgespaltenem Haupte zu Boden. Zugleich auch schallte das Kommandowort, im donnernden Galopp marschierte die Kolonne auf, ging rasch vorwärts und Muhme Bleich blieb hülflos in ihrem Blute liegen.

Das Gefecht ward weder hitzig noch entscheidend; der Feind zog sich zurück, und die warnende Alte wurde vergessen. Allein am selben Abend ward man in der Flanke angegriffen, geworfen, und Ferdinands Regiment erfuhr bedeutenden Verlust. Der Obrist blieb an der Spitze desselben auf dem Wahlplatze.

Tags drauf forderte Eckebrecht seinen Gegner. Ferdinand schoß O Fernal durch die Brust. Dieser fiel, sprang aber gleich wieder auf, und indem er Eckebrecht die Kugel darreichte, sagte er: „Hebt die Kugel auf, Herr Kamerad, 's ist ein Treffer!“ Es fand sich, daß Ferdinands Schuß

nur gestreift hatte. O Fernal schoß durch Ferdinands Hut, und die Sache war abgemacht.

Abends lag man am Bivouakfeuer. Es kamen mehrere Offiziere zusammen, man plauderte viel von dem neuen Kommandeur. Der Irländer trat auch dazu, und erzählte, er wisse, dem Obristen liege alles daran, die Schlappe der vorigen Tage wieder gut zu machen, und er suche Nachricht von des Feindes Macht, Stellung, Anzahl des Geschützes u. s. w. zu bekommen. Ein gewöhnlicher Spion tauge dazu nicht. Ein Offizier mit etlichen verkappten Leuten, des Landes und der Sprache kundig, könne sich den Major und den Orden mit verdienen, wenn er Glück hätte. Aber freilich, mißlinge es, so sei Leben und Ehre verloren. Er für seine Person — fügte er hinzu, sei nicht lüstern nach dem Auftrage. Es müsse bald eine Hauptschlacht geben, da könne ihm der Major nicht fehlen, und nach dem Kreuze sei er eben nicht begierig.

Wie ein Blitz fuhr es Ferdinand durch den Sinn, hier könne er ja dem verhaßten Irländer auf einmal den Rang ablaufen, und sich dem neuen Obristen recht nachdrücklich empfehlen.

Sobald es sich thun ließ, trug er sich demselben als Freiwilligen zu dem Auftrage an. Dieser stellte ihm das Gefahrvolle vor, lobte indessen seinen Eifer und bestätigte im Namen des Heerführers den Majorsposten und das Ordenskreuz. Um Mitternacht war Ferdinand mit seinen Leuten auf dem Wege in des Feindes Lager. An dem letzten Posten begegnete ihm O Fernal, der trotz der Vermummung im Bauerkittel ihn dennoch gleich erkannte. „He Bruder Eckebrecht — rufte er ihm zu — heut thust du es mir zuvor, aber gieb Acht ich überhole dich dennoch!“

Ferdinand glaubte, mißverstehend, er wolle sich noch um denselben Auftrag bemühen, und eilte was er konnte, seinem Ziele zu. Glücklich war er durch die Vorposten gekommen, und glücklich hatte er die wichtigsten Nachrichten eingezogen. Schon triumphirte er über seinen Feind. Allein die große Eil des Hinweges hatte ihn die verschiedenen Schleifwege nicht genau genug bemerken lassen. Ein dichter Nebel, der gegen Morgen die ganze Gegend bedeckte, ließ ihn und seine Leute, die auf Seitenwegen gingen, die Richtung verfehlen. Zugleich hörte man Kano-

nendonner. Ruhmbegier und Besorgniß zu spät zur Schlacht zu kommen, erlaubten ihm nicht, das Verschwinden des Nebels zu erwarten. Er verlor die Direktion, und ehe er sich's versah, war er von feindlichen Reutern umringt und entwaffnet.

Man wollte ihn in's Verhör bringen. Da kam ein vornehmer Offizier gesprengt, der dem Auditeur zurief, die Armee gehe vorwärts, die Schlacht sei im Beginnen. Hier sei keine Zeit zum Verhören. Er solle die Kerle todt schießen lassen. „Ich kenne sie übrigens alle," fügte er hinzu. „Ihr Führer ist der Rittmeister Eckebrecht! Schützen vor!" Ferdinand sah auf nach dem unerbittlichen Richter — es war O Fernal in feindlicher Majorsuniform.

Während Ferdinand noch kaum von seinem Erstaunen zurückkommen konnte, waren seine Leute schon an einen Baum gebunden und erschossen worden. Auch er ward jetzt an denselben Stamm gefesselt. Da nahte sich ihm der Irländer, und vom Pferde herabgebückt, raunte er ihm in's Ohr! „Versprich mir die Seele, so ritte ich dir den Leib!"

„Ha Verruchter“ — ſchrie Ferdinand — „jetzt erkenne ich dich! Fort mit dir in die Hölle, der du angehörſt!“

„Feuer“ kommandirte der Major, und Ferdinand ſank von zwei Kugeln getroffen, zu Boden. Zugleich auch ſchrie ein Trupp flüchtiger Soldaten, „der Feind, der Feind,“ und nah brüllte das Geſchütz und immer näher. Das Kommando, das die Unglücklichen geführt hatte, floh, und im Donnerſturm wogte die Feldſchlacht heran und vorüber.

Tief und ſtill lag die laue Sommernacht über der blutgerötheten Erde. Mit kalter Klarheit beleuchtete der Mond, der ſanfte Freund glücklich Liebender, hier blutige Leichen, rauchendes Gehirn, vom Rumpf getrennte Glieder.

Ferdinand kam zu ſich. Die eine Kugel hatte den Kopf verletzt, die andere den Arm zerſchmettert. Ihm war als lege jemand kühlende Binden um ſein Haupt. Mühſam öffnete er die Augen. Mahme Werich kniete freundlich, mit

gefaltenen Händen neben ihm, und ihre Thränen fielen kühl in seine Wunde.

„Ha Scheusal“ — rief er, als er sie erkannte — „bis hierher verfolgst du mich!“

„Rede doch nicht so entsetzliche Worte“ — schluchzte die Kniende, „ich bin ja deine Mutter!“

Ferdinands Augen schlossen sich wie von einem Blitzstrahl getroffen. Nach einer Weile fragte er: „Mutter? du bist ja Muhme Bleich, wie kannst du denn nun —

„Ich war schön und leichtsinnig und Gottesvergessend, wie du, mein Sohn. Nach der Eltern Tode lebte ich beim Förster, meinem Bruder. Ein Offizier entführte mich, damit ich aber ihn nicht als den Urheber meiner Schande angeben sollte, verstümmelte er mich an der Zunge und verließ mich dann im tiefsten Elende. Da gebar ich dich; aber ich war wahnsinnig geworden und stammelte. Ich rettete mich nach Haus. Mein Bruder nahm mich auf und erzog dich!“

„Deine Rede kann nicht wahr seyn“ — sagte Ferdinand — „denn Muhme Bleich stammelte noch immer, du aber nicht!“

„Ich Ferdinand, Sprache und Verstand be-

kam ich im Augenblicke als mich dein Schwert zum Tode traf, und ich den Erlöser anrief!“

„So bist du todt?“ fragte Ferdinand — „und von meinem Schwerthiebe?“

„Ich wandle nicht mehr auf Erden, aber mir ward nachgelassen, dir in deiner Sterbestunde zu erscheinen, damit du nicht verzweifeln mögest!“

„Ha,“ — schrie Ferdinand mit letzter Anstrengung — „also Vater- und Muttermörder! Erde verschlinge das Ungeheuer!“

„Nein Ferdinand, Gott ist barmherzig, er wird vergeben, dein Vater hat dir verziehen, ich auch; bete zum Himmel und hoffe!“

„Ich glaube dir — Mutter Bleich — sprach der Sterbende, denn du bist wieder jung und schön, du mußt ein Engel seyn. Deine Schleier wehn mir, wie Eisige Kühlung zu. Bete Mutter, bete für mich — denn des Sünders Tod ist schwer!“

Und sein Leben war entflohn. In der Dämmerung kamen Bauern, um die Geliebenen zu beerdigen. Sie sahen die weiße Frau bei dem Todten sitzen, und erkannten bald die Verstorbene, die auch in ihrem Dorfe gewesen war. Sie winkte

ihnen, daß sie ein Grab gräben und Ferdinand da hinein legten. Sie aber kniete auf das Grab um zu beten. Als aber der Tag anbrach, die Hähne das letztemal riefen, und die ersten Purpurwölkchen in Osten aufstiegen, da beugte sich Muhme Bleich immer tiefer und tiefer über den Hügel und bald war sie verschwunden; aber ein lichtes Nebelwölkchen stieg von der Stelle empor, wo sie gebetet hatte! —

Friedbert.

Eine Erzählung

von

C. Br. v. M.....i.

Ein junger deutſcher Wundarzt, Friedbert geheißen, ward einſtmals in eine Herberge gerufen, einem Fremden die Ader zu ſchlagen. Als er ins Zimmer trat, fand er einen groſſen, ſtarken Mann mittleren Alters, blaſſen Angeſichts, mit ſtarkem ſchwarzen Knebelbart, geib und roth nach ſpaniſcher Sitte gekleidet. Er ſaß in mitten des Zimmers auf einem Seſſel, den rechten Arm aufgeſtreift, wie des Arztes erwartend.

Friedbert kramte eilig ſeine Geräthſchaften aus, unterband den Arm, und ſchlug nun herzhaft mit ſeinem Schnäpper los. Allein, ob er ſchon die Ader wohl getroffen hatte, ſo kam doch ſo wenig Blut zum Vorſchein, als ob er in einen Stein geſchlagen hätte.

Des wunderte ſich der junge Arzt. Indeß verſuchte er ſogleich ein, zwei andre ſehr ſcharfe Inſtrumente — derſelbe Erfolg. „Herr — ſagte

er jetzt zu dem Fremden, der finster und in Gedanken versunken dagesessen hatte — „Herr, ich weiß nicht was Schuld daran ist, allein ich kann Euch kein Blut lassen!“ Der Spanier stand auf, ohne ein Wort zu verlieren, nestelte sein Wamms auf, zog etwas hervor, das er in ein Schubkästlein legte und setzte sich wieder auf den Sessel.

Friedbert schlug jetzt, und das Blut flog wie ein Springquell aus der geöffneten Ader. So seltsam ihm diese Erscheinung dünkte, so achtete er doch nicht so sehr darauf, daß er um die Ursache gefragt hätte. Vielleicht auch hielt ihn des Fremden finsteres Gesicht ab.

Mit drohender Stimme verbot ihm der, das abgelassene Blut, wie es gebräuchlich, hinwegzuschütten, sondern er mußte es behutsam in ein silbern Becken gießen.

Friedbert verband nun den Arm, empfing ei Geldstück und verließ das Zimmer. Auf der Mitte der Treppe öffnete sich eine Thür in der Wand. Eine Dienerin winkte ihm. „Seid Ihr der junge Wundarzt, der dem hispanischen Hauptmann neben an die Ader geschlagen?“ „Der

bin ich" — antwortete Friedbert. „Nun so tretet eilig ein, zu meiner Gebieterin, die Eurer Hülfe bedarf!" Damit zog ihn die Dienerin sich nach in ein reichverziertes Gemach. Auf seidnen mit güldenen Quasten behangenen Polstern lag eine wunderschöne Frauengestalt, die sich bei seinem Eintritte mit halbem Leibe erhob, und indem sie auf ihr verbundenes Haupt deutete, ihm mit schwacher Stimme im gebrochenen Deutsch sagte, „seid Ihr wirklich wie der Ruf sagt, ein eben so glücklicher als erfahrner Wundarzt, o so nehmt die Schmerzen von mir, die mein Haupt zu zersprengen drohen!"

Friedberts Ohren that die sanft klagende Stimme unbeschreiblich wohl. „Was die Kunst vermag in meiner Hand — antwortete er — soll gewissenhaft zu Eurer Heilung angewendet werden, edle Dame!" Damit schritt er zur Untersuchung der Kranken, deren schönes Haupt von der Gewalt des Schmerzens bezwungen, sich oft krampfhaft an seine Brust drängte.

„Ihr müßt einen fürchterlichen Fall gethan haben, edle Dame," — sagte Friedbert zu der

Verbundenen, die schmerzensbleich auf ihre Polster zurückgesunken war.

„Ja wohl fürchterlich,“ — flüsterte diese — „aus dem Glück ins Elend; aus dem Himmel in die Hölle!“

Friedbert dachte bei sich, in diesem Zimmer sehe es nicht wie Elend aus. Aber aus Furcht mißzuverstehn, enthielt er sich weitrer Fragen. Noch einige Verhaltungsregeln ertheilte er, versprach am andern Tage wieder zu kommen, und ging seinen Geschäften nach.

In der Stadt hörte er von dem ungeheuern Reichthume eines angekommnen Fremden erzählen, der alles mit Gold aufwiege, ein engelschönes Frauenbild mit sich herum führe, täglich bis spät in die Nacht spiele und banketire, und bisweilen in einem goldenen Muschelwagen mit sechs kohlschwarzen Hengsten sich spazieren fahre. Er sei eigentlich ein fremder Prinz und Stammverwandter eines regierenden Hauses, den man, weil er geisteskrank sei, auf Reisen zu erhalten suche, wo er sich besser fühle.

Friedbert dachte an seinen hispanischen Kunden, dessen hohe Gestalt und vornehme Miene

wohl einem verkleideten Fürſten angehören konnte. Er ward inzwiſchen nicht wieder zu demſelben beſchieden, und ſo hatte er auch keine Gelegenheit den Grund oder Ungrund ſeiner Vermuthungen zu prüfen. Deſto fleißiger beſuchte er ſeine ſchöne Kranke, deren Beſſerung zuſehends vorwärtsſchritt. Ohne einer theriaten Liebe Raum zu geben, konnte er ſich des innigſten Mitleidens, der herzlichſten Theinahme an dem Geſchicke der ſchönen Leidenden nicht erwehren. Er gab ihr dieſe Empfindungen durch ihre Vertraulichkeit ermuthigt, einſt auf eine ehrfurchtsvolle Art zu erkennen.

„Guter, junger Mann — antwortete die Kranke mit dem ſeelenvollſten Blicke — ich ſeh' Euch an, daß Ihr es alſo meinet wie Ihr ſagt. Habt meinen innigſten Dank dafür, aber — haltet mich nicht für eigennützig — ſollte ich durch Eure Freundſchaft wahrhaft glücklich werden, ſo müßte ich Euch als meinen Retter und Befreier lieben dürfen!“

„Wie verſteh' ich Euch edle Dame! Kann ich Euch helfen, o ſo ſagt ſchnell wie, und bei

Gott ſchwöre ich Euch, Leib und Leben, Gut und Blut ſind Euer!“

„Iſts möglich?“ ſagte die Dame freudig erröthend, „Ihr wolltet wirklich — vielleicht Euer Leben für mich wagen?“

„Zweifelt keinen Augenblick — ſagte Friedbert — ſtellt mich auf die Probe. Was ein Menſch vermag, thu ich für Euch — wenn es nicht gegen Gott und Kirche läuft.“

„Seid ohne Sorgen, mein wackrer Freund! Im Gegentheile mögt Ihr Euch eine Stufe im Himmel damit erbauen, falls Gott Euch das Werk gelingen ließe. Setzt Euch mir gegenüber, und hört mir aufmerkſam zu!“

Friedbert nahm zu den Füßen der Dame Platz, und ſie fing ihre Erzählung folgendermaßen an.

„Ich heiße Laura und bin eine Gräfin Monteſereno. Meine Eltern lebten auf ihren Gütern am ſtolzen Tajoſtrome. Beide ſtarben vor einigen Jahren, mich und die herrlichſten Beſitzungen, ihrem Erſtgebornen, Franceſko, hinterlaſſend. Galanterie und Tapferkeit, Schönheit und adliche Sitte, machen ihn zum liebens-

würdigſten Ritter jener Gegend. Zugleich aber iſt er auch der beſte Bruder. Nach Verfluß des Trauerjahrs führte er mich in die Reſidenz, um meiner aufblühenden Schönheit Verehrer, meinem Herzen Beſchäftigung zu verſchaffen. Sein ächt ſpaniſches ſtolzes Herz ertrug den Gedanken nicht, daß eine Erbin des Namens Monteferno, ungekannt und ungefeiert, auf dem düſtern Schloſſe verblühe, daß die Familiengruft und die irdiſchen Ueberreſte meiner Eltern in ſich faßte.

An einem der herrlichſten Hoffeſte erſchien ich zum erſtenmale in der groſſen Welt unter dem Schutz einer verheiratheten Mutterſchweſter. Ohne Eitelkeit zu beſitzen, ſah ich dennoch, daß meine Erſcheinung keine unwillkommne war. Der Männer Blicke folgten meinen Schritten. Jetzt ward die Stechbahn eröffnet. Nachdem die Prinzen vom Hauſe einige Rennen gehalten hatten, verkündeten die Trommeten zwei neue Kämpfer. Den in ſilberner Rüſtung und halb weiß, halb blauſammtnem Wappenrocke, erkannte ich bald an den Farben unſers Hauſes. Es war mein herrlicher Bruder Franceske. Leicht flog der ſeine

andaluſiſche Schimmel über die Verhägung der Rennbahn, kaum den Sand empor wirbelnd. Von der andern Seite kam eine nicht minder hohe Rittergeſtalt in blauem Stahl, und dunkelgrün mit Gold verbrämten Wappenrock hereingeſprengt. Nachdem er den Hof gegrüßt, galoppirte er mir gegenüber, hielt und grüßte mit ehrerbietig geſenkter Lanze. Meine Wangen glühten, und die Neugier, zu wiſſen, wer der ſchlanke Ritter ſei, peinigte mich. Ich verlor das wilde arabiſche Roß nicht aus dem Auge. Jetzt rannten beide gegeneinander, die Lanzen krachten, und Francesko's Schimmel überſchlug ſich mit ſeinem Reiter. Ehe ich mich vom Schreck erholt hatte, war er ſchon wieder bügelfeſt. Der Kampf ging von Neuem an, und dießmal mußte der Fremde den Sand küſſen. Nun führte mein Bruder mir denſelben als den edeln Grafen Pedro Albufar auf, mit dem er auf der hohen Schule zu Salamanca den freien Künſten obgelegen, wo Albufar, ſeiner herrlichen mauriſchen Vorfahren eingedenk, ſich in der Geſangeskunſt ſo wie in der Natur- und Arzeneikunde ungemein hervorgethan hatte.

Ich läugne es nicht, daß des edeln Albufar's

seine Sitte mein Herz gewann, so daß ich die stete Aufmerksamkeit eines dritten, Don Lopez die Veraquel, nicht eher bemerkte, als bis sie mir höchst lästig wurde.

Er wandte sich deshalb an meinen Bruder, dem er seine Reichthümer und Besitzungen weitläufig aufzählte. Allein dieser versicherte ihn mit seiner gewohnten Galanterie, das Herz einer Dame sei wie ein unschätzbarer Edelstein, nie zu kaufen, kaum zu verdienen, und nur als ein Geschenk zu erhalten. Er sprach mir nun zwar wohl von Lopez Bewerbungen; aber des Mannes ganzes Wesen hatte für mich etwas so unheimlich abschreckendes, daß ich Francesco bat, ihm ein für allemal das durchaus fruchtlose seiner Bemühungen anzukündigen. Wüthend nahm Lopez diese Eröffnung auf. Es kam zum Wortwechsel, endlich zum Klingenspiel. Mein armer Bruder ward schwer verwundet. Ich pflegte sein, und Lopez schickte täglich einen alten Wundarzt, der ihm von dem Befinden seines edeln Gegners Nachricht bringen mußte. So hassenswürdig er mir auch sonst erschien, so rührte mich doch dieser Beweis von Herzlichkeit. Aber wie fürchterlich ward ich betrogen. Jener

alte, angeblich ſtumme Wundarzt, war ein altes Weib, eine höchſt verruchte Hexe und Zauberin. Sie gab meinem geneſenden Bruder geſchickt einen heftigen Schlaftrunk ein, der ihn drei Tage hindurch in todtähnlicher Betäubung daniederhielt.

Während dieſer Zeit hatte Lopez mit ſeiner teufliſchen Helfershelferin die Gelegenheit wohl erkundet. In der Nacht ward ich überfallen, gebunden und entführet. Der abſcheuliche Lopez verließ in wenig Tagen den ſpaniſchen Boden. Seit einem Jahre ziehe ich nun mit ihm, der kein anderer als der Hauptmann iſt, dem Ihr die Ader geſchlagen, in der Welt umher. Täglich, ja ſtündlich beſtürmt er mich mit Liebkoſungen, die mir verhaßter ſind als der Tod.

Als ich ihm vor einigen Tagen ſeine gränzenloſe Schändlichkeit vorwarf, ihm ſchwur, daß ich nicht lebendig in ſeine Arme kommen wollte, und im gerechten Eifer ihn einen ehr- und wortbrüchigen Schurken nannte, der nach Ritterrecht an den Schweif einer Stute gebunden und ſo zur Fehmſtätte geſchleift werden ſollte — hilf Himmel! wie ergrimmte er da! Er riß mich bei den Haaren zu Boden, ſchleifte mich im Zimmer umher, rannte

mich mit dem Kopfe gegen die Mauer, und würde mich zweifelsohne umgebracht haben, wäre er nicht — zu meinem Glücke — vom Schlafe überfallen worden. Ihr sollt nämlich wissen, daß der Verruchte in unauflöslichem Bunde mit den Geistern der Finsterniß stehet, denen er schon als Knabe für die Gaben unermeßlichen Reichthums, immerwährender Gesundheit und Unverwundbarkeit seine Seele verschrieb. Nur eine Stunde jedes Tages, und zwar um 1½ Uhr Mittags verläßt ihn die Kraft der Hölle, und dann überfällt ihn ein tiefer Schlaf. Auf der Brust trägt er ein rothseiden Küssiein, in sein Blut getaucht, und mit entsetzlichen Gotteslästerungen geweiht. Aller sieben Wochen muß er jenes Päcktlein, das abscheuliche Dinge enthalten mag, aufs neue in seinem Blute baden, falls der Bund nicht für gelöst gelten soll. Dieß alles weiß ich von ihm selbst, der es mir, als er einst berauscht in mein Zimmer trat, entdeckte. Bis jetzt hat mich der Himmel noch beschützt, und ich bin dem Unheile glücklich entgangen. Allein vor sieben Wochen kündigte er mir an, daß dieß die letzte Frist sei. Bei fürchterlichen Eiden schwur er, mir das Herz aus dem Leibe zu reißen, falls ich mich nicht

ergeben würde. Und o barmherziger Himmel, in drei Tagen kehrt er von einer Reise zurück, und die Frist ist abgelaufen!“

„Beruhigt Euch, schöne Freundin, — tröstete Friedbert die Gräfin — so wahr Gott der Tugend hilft, ich stehe Euch bei, und mir ahnet: ich errette Euch. Allein sagt mir nur wie und wenn ich den Unhold gerade in seiner schwachen Stunde treffe, falls er mein nicht als Wundarzt begehrt?“

„Alles ist überlegt — antwortete Laura — denn schon oft versuchte ich mich zu retten, aber immer hinderte die Zaghaftigkeit derer, denen ich mich anvertraute, die Ausführung. Mit diesem Dolche, dessen Heft das Kreuz unsers Erlösers bildet, wappne ich Euch zu meinem Retter, und biete Euch meine unberührten Lippen zum Weihekuß!“

Friedbert ließ sich demuthsvoll auf ein Knie vor der schönen Frau nieder, und empfing die herrlichen Gaben.

„Ich lasse Euch rufen — hob die Gräfin an — sobald Lopez von seinem eisernen Schlafe überfallen wird. Rasch durchbohrt Ihr dann den Schänd-

lichen, und ſchenkt Eurer ewig dankbaren Freundin Freiheit und ein neues Leben. Sollte er aber nicht eher als am dritten Tage von ſeiner Reiſe zurückkehren, und er dann Eurer früher zum Aderlaß begehren, als der Schlaf eintritt, ſo zaudert nicht, ihm das Päcklein zu entwenden, während er blutet, damit er ſo ſeines höllſchen Beiſtandes entbehre.“

Friedbert war feſt entſchloſſen, mit Gefahr ſeines Lebens den Unhold zu erlegen und die Gräfin zu retten.

Am liebſten wäre es ihm geweſen, hätte er Gelegenheit gefunden, das hölliſche Kleinod ihm während des Aderlaſſens wegzunehmen, ihn dann zu verbinden, und nun um den Beſitz zu kämpfen. Denn ihn im magiſchen Schlafe niederzuſtoßen, ſchien ſeinem deutſchen Herzen zu unrühmlich, obgleich er ſich nicht verbergen konnte, daß ſo allein das Leben der Gräfin geſichert ſei. Er beſchloß den Himmel walten zu laſſen, und verließ die Gräfin nicht ohne bange Erwartung.

Aber am Morgen des dritten Tages ward er von dem Aufwärter des Gaſthauſes zu dem ſpaniſchen Hauptmanne beſchieden, ihm die Ader zu

öffnen. Friedberts Herz klopfte ungestüm. Unter seinem Mantel verbarg er ein gutes Schwert, nahm sein Bindezeug unter den Arm, und trat getrost den kurzen Weg an.

Alles war genau wieder so wie das Erstemal. Der Hauptmann saß wieder ganz allein in mitten des Zimmers, den rechten Arm entblößt. Friedbert mußte wieder drei vergebliche Versuche machen, recht als wolle der furchtbare Spanier sich von dem unausgesetzten Beistande seiner unterirdischen Bundsgenossen versichern. Finster lächelnd stand er jetzt auf, zog das Päckchen aus dem Busen, und barg es unter seinem auf einem Pfeilertisch liegenden, reich befiederten Sturmhute. Friedbert behielt ihn scharf im Auge. Er schlug jetzt tiefer als das vorigemal, und eine reiche Quelle strömte aus der geöffneten Ader. Der Spanier fing selbst in einem silbernen Becken das hervorschießende schwarze Blut auf.

Während er so mit beiden Armen beschäftigt war, trat Friedbert schnell zu dem Tischlein, lüftete den Sturmhut, und schob das Päcklein in seinen Busen. Der Spanier hatte nichts bemerkt. Jetzt war er verbunden, und Friedbert wickelte

sein Schwert aus dem Mantel, zog es aus der Scheide, und stellte sich dem Hauptmann schlagfertig gegenüber.

Dieser sah ihn verwundert an. „Was sollen die Possen?“ frug er verächtlich, indem er an den Pfeiler trat, und mit der Hand unter den Hut griff.

„Wer hat mir das Kleinod geraubt, das unter meinem Sturmhute lag?“ frug er schnell mit zornblitzenden Augen.

„Ich Herr“ — antwortete Friedbert keck.

Der Spanier schien sich zu besinnen. „Treibt keine unnütze Kurzweil, Gesell — sagte er freundlich — und gebt mir das Ding zurück. Für Euch ist es von keinem Werthe, und ich schenke Euch noch überdieß eine Handvoll Geld!“

„Nicht für Tonnen Goldes. Das Päcklein bleibt auf meiner Brust, und einer von uns todt im Zimmer. Ihr seht mich entschlossen, darum zu kämpfen.

„Narr — sagte der Hauptmann — wenn du den Werth des Dinges kennst und danach lüstern bist, so kann ich dir mit leichter Mühe eine

verschaffen, und wir werden Bundesbrüder obendrein.

„Ha Schändlicher — rief Friedbert — du irrst gröblich, wenn du glaubst, ich begehre in deine höllische Verbindung zu treten. Wisse, dein Geheimniß ist verrathen, deine Unverwundlichkeit genommen, dein Tod beschlossen. Jetzt wähle: bereue deine Schandthat und stirb als ein Christ, oder rufe die Hölle an, und sieh was ihre Geister gegen diese am Hochaltare geweihte Klinge vermögen. Sterben mußt du.

Wie ein wildes Tigerthier brüllte der rachegeschnobende Spanier: „Ha Laura, das ist dein Werk! Aber dein Herzblut soll tropfenweis unter den entsetzlichsten Qualen zu meinen Füßen verrinnen!“ Damit hatte er seinen Degen ergriffen, gezückt, und rennte nun auf Friedbert los, einen wüthenden Stoß gegen dessen Brust führend. Dieser aber parirte mit Kraft und Gewandtheit, und im Augenblick ritzte sein scharfer Stahl des Hauptmanns Arm.

„Die Hölle giebt dir Kraft — schrie jener — leg' das Päcktlein ab, damit wir mit gleichen Waffen fechten!“

„Nicht also — entgegnete Friedbert — Ihr möchtet den Augenblick zu meinem Schaden nützen. Aber ich entsage hiermit laut dem Teufel und seinen Werken, und fechte als ein getaufter Christ!

„Ha ihr höllischen Geister alle, so steht mir bei!“ — rief der Spanier —

„Helft mir himmlische Heerschaaren“ — der Jüngling, und wüthender als zuvor, hob jetzt das Fechten an. Zugleich auch erscholl ein sinnverwirrendes Gepfeif und Gekrächz, Flügelschlag rauschte an den Wänden, in langen schwarzen Zügen kroch häßliches Gewürm am Boden und an Friedbert in die Höh'. Abscheuliche Thierfrazzen steckten blutrothe Rachen zu den Fenstern herein, und ein buntes, blendendes Feuer, das bald verlöschend, bald grell aufleuchtend, Friedberts Augen blendete, erfüllte, an den Simsen umherlaufend, das Zimmer mit einer fürchterlichen Hitze und einem unerträglichen Geruch. Immer wüthender fiel der Hauptmann aus, und Friedbert sah sich jetzt nach einer Ecke zugedrängt, wo eine scheußliche menschenähnliche Gestalt am Boden saß, die Knie vor sich aufgestemmt, die Hände darauf gekreuzt und unbeweglich das Haupt

darauf ruhend. Starr und steinern sah das abscheuliche Bild dem Kampfe zu, nur die entsetzlichen Blicke bald da, bald dorthin versendend.

Friedbert fühlte seine Sinne sich verwirren. Ihm war als zischte ihm etwas ins Ohr: „das dort in der Ecke das lauert auf dich. So wie du fällst, sitzt es zentnerschwer auf deiner Brust und saugt dir dein Herzblut aus!“ Eine fürchterliche Angst drohte sich seiner zu bemächtigen. Da sandte sein Schutzgeist ihm fromme Gedanken ins Herz. „Fort Höllenspuk in des Gekreuzigten Namen“ rief er laut, und alle das teufelische Blendwerk zerfloß wie Nebel und Dunst. Zugleich auch wich der Hauptmann einen Schritt rückwärts, und Friedbert drang rasch nach; mit höchster Kraft führte der Spanier jetzt einen Stoß, Friedbert aber schlug den Degen seitwärts, und pfeilschnell fuhr nun seine scharfe Klinge so mitten durch des Gegners Brust, daß er zu Boden stürzte, Friedberten mit sich niederreißend.

Während der nun bemüht war, sich von dem Unholde los zu machen, flog die Thür auf und Laura eilte ins Zimmer. „Gott im Himmel sei gepriesen“ — rief sie laut, — „ich bin

gerettet“ — und sank in des ihr entgegeneilenden Friedberts Arme. Das sah der Sterbende, und mit halbem Leibe vom Boden emporgerichtet, bleich von Todesangst, brüllte er mit fürchterlicher Anstrengung: „Hölle rächе mich an den Beiden!“ Damit sank er zurück und verschied.

Das Glück wollte, daß Ritter Francesko Montesereno, der seiner entführten Schwester überall nachgespürt hatte, gerade in die Stadt einritt, als der Vorfall schon allgemein bekannt war. Voll Entzücken eilte er, den Retter seiner heißgeliebten Schwester zu umarmen. Friedbert, unverheirathet und elternlos, nahm gern das Erbieten an, die beiden in ihr schönes Vaterland zu begleiten, und dort wenigstens so lange zu bleiben, bis ihn das Heimweh zurückrufe. Alle drei verließen nun die Stadt, nachdem der Sturmhut und das Schwerdt des Spaniers nebst jenem berüchtigten Päcktchen, das Friedbert auf den Todten geworfen hatte, unter dem Galgen verscharrt worden. Der Leichnam war nirgends zu finden.

Laura lebte nur erst seit wenig Monden in Spanien, als Graf Pedro Albufar, der seinerseits auf entgegengesetzten Wegen, um die Ent-

führte einzuholen, ausgezogen war, auch von seiner fruchtlosen Fahrt heimkehrte. Der Freude, seinen Freund und die Geliebte wiederzusehen, folgte bald die Verbindung mit der schönen Laura. Sie zog mit ihrem Gemahl auf seine nah am Meere gelegenen Besitzungen, und Friedbert begleitete sie. Mit inniger Herzlichkeit schloß sich Graf Albufar an den Jüngling, und dieser erwiederte mit deutscher nachhaltiger Wärme die spanische Glut. Das gemeinschaftliche Interesse an den Naturwissenschaften verband die jungen Männer aufs innigste. Der Graf bereitete seinem deutschen Freunde eine höchst angenehme Existenz, indem er ihn zum Leibarzt der Gräfin und zum Aufseher seiner Bibliothek und der herrlichen naturhistorischen Sammlungen machte, die er besaß. Täglich kamen Kisten mit Pflanzen, Mineralien, ausgestopften Thieren, mit Mumien u. dgl. an, so daß Friedbert immer neue Nahrung für seine unersättliche Wißbegierde finden konnte.

Er lebte hier einige Jahre in ungetrübter Zufriedenheit, und hatte die Freude zu sehen, daß Laura's Glück durch sein vertrautes Verhältniß

mit ihrem Gemahle noch mehr erhöhet ward. Einſt meldete man in des Grafen Abweſenheit eine Zigeunerin, die allerhand ausgezeichnete Taſchenſpielerkunſtſtücke vorzeigen wolle, auch ſich mit Wahrſagen abgäbe. Laura beſchloß ihres Gemahls phyſikaliſche und chemiſche Kenntniſſe bei dieſer Gelegenheit auf eine ſcherzhafte Probe zu ſtellen; und ſo wenig ſie auch daran glaubte, ſo ließ ſie ſich doch auch von der Alten wahrſagen. Dieſe ſchien betreten über die Linien in Laura's ſchöner Hand, gab aber nur ſo viel zu verſtehen, die Gräfin möge ſich in Acht nehmen, indem ſie ſich mit irgend einem ſcharfen Werkzeuge ſelbſt verletzen werde. „Mit einer Nadel vielleicht, kluge Frau?“ höhnte die Gräfin, und befahl im Scherz Friedbert ſolle nun auch ſeine Hand hinreichen. Die Zigeunerin beſah ſie lange aufmerkſam, dann ſagte ſie: „junger Herr, ihr werdet noch einige Zeit ſehr glücklich ſeyn, dann aber werdet ihr unter die wilden Thiere gerathen, und durch die Umarmung eines Fremden groß Unheil erfahren.“

Während Laura und Friedbert über die poſſierliche Zuſammenſtellung noch lachten, kehrte der

Graf in das Schloß zurück, und beide eilten ihm entgegen. So abentheuerlich nun auch ihm die Prophezeiungen der Wahrsagerin klangen, so verwies er doch der Gräfin sowohl als seinem Freunde mit sanftem Ernste ihren Vorwitz. „Glaubt mir meine Lieben — schloß er seine Rede, — solcher Frevel straft sich immer selbst. Entweder durch wirkliches Eintreffen des Vorhergesagten, oder durch den tiefen und schreckhaften Eindruck, der sich in der Seele unauslöschlich lebhaft erhält, und fast immer ein trübes Ende herbeiführt. Ich könnte grausenerregende Beispiele für meinen Satz aus der Geschichte meiner edeln maurischen Vorfahren anführen. Gebe Gott daß ich nichts ähnliches an Euch erfahren möge!“

Man war ernsthaft geworden, und um die vorige Heiterkeit wieder zu beleben, verlangte der Graf, die Taschenspielerin solle erscheinen. Vergebens ward sie im ganzen Schlosse gesucht. „Nun — lächelte der Graf — wenn Laura nicht die Freude haben soll, mich vor der weisen Frau meine Unwissenheit gestehen zu hören, so will ich dagegen versuchen, ob es mir nicht gelingen wird, ihr eine andre Freude zu verschaffen.“

Er befahl nun den orientalischen Kaufmann herein zu führen, der ihn begleitet habe. Dieser kam und legte die herrlichsten, reichsten und geschmackvollsten Waaren aus, die nur ein weibliches Herz reitzen können. Als Laura nach den Preisen fragte, entwortete ihr der bärtige Türke ihr Gemahl habe ihm seinen ganzen Besitz abgekauft, und alles was Sie hier sehe, sei Ihr Eigenthum. Wolle sie jedoch sich aus Freude auch gegen ihn günstig erzeigen, so bitte er — um einen Kuß! Und ehe Laura sich besinnen, und irgend jemand es hindern konnte, war er der Gräfin um den Hals gefallen, und küßte ihre schönen Lippen so feurig, daß man ihr Geschrei davor nicht hören konnte. Umsonst bemühete sich Friedbert den unverschämten Kaufmann von der Gräfin weg zu reißen. Albufar, der ihn hierin unterstützte, fing es so ungeschickt an, daß Friedbert sich in dem langen Kaftan des Türken und den Füßen des Grafen verwickelte, und zu Boden fiel. Zornig raffte er sich empor, und wollte nun im höchsten Ernst auf den Türken losgehn, da riß dieser den falschen Bart von Kinn und Lippen,

so wie die greisen buschigen Augenbraunen ab, schleuderte Turban und Kaftan von sich, und stand als Francesko Montefereno laut lachend vor dem verblüfften Friedbert. Nun war die Freude allgemein, und hundertfach theilte die schöne Laura ihre süßen Küsse an Gemahl und Bruder aus; so daß Friedbert sie scherzend bat, denn doch einige Rücksicht auf ihn zu nehmen, der eine wahrhaft tantalische Pein erleide!

„Auch dir, mein guter Friedbert — sagte Albufar sich zu ihm wendend — bereite ich eine große Freude. In meines ritterlich edlen Schwagers Geleit ist nämlich eine überaus reiche Sendung der seltensten Naturalien über das Meer her hier auf dem Schlosse angekommen, und ich verspreche dir einige der schönsten Stücke für deine Privatsammlung. Dagegen sollst du mir behülflich seyn, meine sämmtlichen Naturschätze in dem neueingerichteten Saale, als einem Museum, zweckmäßig und schön aufzustellen!“ Friedbert fiel entzückt in des Grafen Umarmung, und wollte nun sogleich zu seinen Kisten und Kästen. Aber

Laura verbot ihm heut daran zu denken, und die Vier brachten einen unaussprechlich frohen und heitern Abend miteinander zu.

In den nächsten Tagen waren die Freunde ganz mit ihrer Wissenschaft beschäftigt. Alle Kisten, bis auf ein paar der größten, die nach der Aufschrift fossile Knochen und allerhand Versteinerungen enthielten, waren geöffnet, und die herrlichsten Gegenstände daraus zum Vorschein gekommen. Die Menge derselben war so bedeutend, daß Albufar und Friedbert sie unter sich vertheilten, und so kam es daß der letztere nur mit Pflanzen, Insekten und Mineralien beschäftigt, die große Anzahl ausgestopfter Thiere noch gar nicht gesehen hatte.

Eben wollten beide eines Abends ihre Studien verlassen, und sich nach den Zimmern der Gräfin begeben, als der Armbrustspanner, der in dem großen Saale schlief, damit nicht etwa aus dem Garten her Einbruch geschehen könne, seinen Gebieter flehentlichst bat, ihn davon loszusprechen.

Er habe geglaubt die vorige Nacht vor Angst ſterben zu müſſen. Ein fürchterliches Toben und Pochen habe ſich nach Mitternacht erhoben, alle Kiſten umgeſtürzt, alle Schränke aufgeſprengt, und in einem kleinen Gewölbe neben dem Saale, wohin man noch uneröffnete Kiſten geſetzt habe, ſei der Lärm am tollſten geweſen. Beim erſten Hahnenruf jedoch ſei es alles ſtill geworden.

Albufar und Friedbert ſahen bald einander, bald den Armbruſtſchützen an, der ſonſt nicht grade für feig galt.

„Laßt mich die Nacht hier zubringen, lieber Graf — ſagte Friedbert — ſo erfahrt ihr auf einmal was es iſt, und ſeid ſicher nicht mit Hirngeſpinnſten heimgeſucht zu werden. Der Graf gab die Erlaubniß, befahl aber daß er den Diener bei ſich behalte. Auch das lehnte Friedbert ab. Ungern gab er zu, daß dieſer bewaffnet vor dem Eingange ſein Lager nehmen ſollte, um, falls es einen Einbruch ähnlich ſähe, Hülfe zu rufen, und bei der Hand zu ſeyn. Der Gräfin verſchwieg man

die Sache, und verbot auch dem Armbruſtſpanner bei der Ungnade ſeines Herrn, ein Wort davon gegen die übrige Dienerſchaft zu verlautbaren.

Nach der Abendtafel trat Friedbert in den Saal. Er mußte lächeln, als er an des Armbruſtſchützen Entſetzen dachte, das ihm jetzt ſehr erklärlich wurde. Im wildeſten Gemiſch ſtanden hier Tiger und Löwen, Bären und Leoparden an den Wänden umher, mit häßlichen dickköpfigen Vögeln abwechſelnd. An den Fenſtern hingen ſchwarze Rieſenſchlangen, auf dem Boden lagen allerhand Eidechſen und ungeſtaltete Fiſche; auf den Tiſchen leuchteten Todtenköpfe, und ſaßen häßliche große Spinnen unter Glas. In den Wandſchränken ſtanden allerhand ſeltſamliche Kinderfiguren in Geiſt aufbewahrt, die bei der zuckenden Lichtflamme die Glieder zu bewegen ſchienen.

Ihm war dieß alles zu bekannt, als daß es ihn hätte erſchrecken ſollen. Er nahm daher die Handſchrift eines alten arabiſchen Chemikers zur

Hand, die ihn der Graf zu entziffern gelehrt hatte, und setzte sich ruhig an die große Tafel, den Unfug erwartend.

Schon einige Stunden waren ohne Störung verflossen, und Friedbert stand eben auf, um sich angekleidet auf sein Lager zu werfen, als er ein dumpfes Pochen unfern von sich vernahm. Er sah auf und horchte. Es war keine Täuschung, deutlich zählte er die Schläge — erst drei — dann zwei — dann noch einmal zwei. An Ratten oder Mäuse war hier nicht zu denken. Er ging an jede Thür, an jeden Glasschrank — alles still. Er hob die Deckel von den großen Särgen der Mumien ab — umsonst. Jetzt erhob sich das Poltern von neuem, und zwar ganz deutlich kam es aus dem Gewölbe, wo die uneröffneten Kisten standen. Friedbert ging augenblicklich mit angezündeter Kerze dem Schalle nach. Er hatte sich nicht geirrt; kaum betrat er das Gemach, so vernahm er außer dem schon gehörten Laut, auch noch ein sonderbares Scharren, Bewegen und Wenden. Ein Schauer überlief ihn, aber er strafte sich

gleich selbst. „Possen — sagte er laut — diese Kisten sind mehr als 6 Monden unterwegs gewesen, kein lebendiges Wesen kann also nicht darin verborgen seyn. Und falls irgend eine Diebeslist oder sonst ein Bubenstück dahinter steckte, liegt denn nicht des Grafen Leibschütz vor der Thüre auf den ersten Ruf bereit? und habe ich nicht zur eignen Vertheidigung jenen herrlichen Dolch, den mir Laura in der schönsten Stunde meines Lebens gab? Aber ich brauche dich nicht ritterliche Waffe; dagegen werden mir Hammer und Zange desto nöthiger seyn!“

Die Werkzeuge waren in der Nähe, weil man ihrer bei jedem ankommenden Transporte bedurfte. So wie sich Friedbert an die Eröffnung des Kastens begab, hörte das Getös auf. Die breterne Decke gab bald nach; jetzt glitt sie herab, und vor seinen Augen lag — ein riesengroßes, menschliches Gerippe. Friedbert stutzte. Da sah er in der Brusthöhle ein weißes Papier leuchten. Rasch bückte er sich danach, meinend es müsse eine Erklärung dieser muthmaßlich selt-

nen Knochengestalt enthalten. Das Papier war indeß nur die Hülle eines andern Gegenstandes. Er wickelte es los, und das blutgetränkte Küssein des ermordeten Spaniers lag in seinen Händen, diese augenblicklich roth färbend. Entsetzt schleuderte es Friedbert von sich. Allein so wie er sich aufrichtete, stieg auch das Gerippe mit ihm empor, die langen, knöchernen Arme fest um seinen Hals schlagend, die hohlen Augenhöhlen, den zahnlosen Mund dicht an sein Gesicht legend. Mit der Riesenkraft der Verzweiflung kämpfte Friedbert sich zu befreien. Vergebens stieß er Laura's Dolch zwischen die beinernen Rippen. Von einem fürchterlich lähmenden Schlag getroffen, sank sein Arm, und der Dolch flog weit von ihm an den Boden. Immer enger und enger preßte das Gespenst den Unglücklichen an sich, der keinen Laut von sich zu geben vermochte, und dessen Todesangst niemand ahnete. Endlich ließ es sich auf die Kiste nieder, und behielt den Erwürgten in seinen entfleischten Armen.

So fand ihn der Armbruſtſchütz am ſpäten Morgen von ſeinem ungewöhnlich langen Schlafe beängſtigt. Der Graf und ſeine Gemahlin ſtürzten herbei, mit ihnen die ganze Dienerſchaft, jeder noch auf eine Uebertreibung des Schreckens hoffend.

Leider war alles ſo. „Entſetzlich — ſchrie Laura mit Thränen des tiefſten Schmerzes — nicht einmal mein Dolch mit dem Kreuzesheft konnte den Unglücklichen retten? Oder hat er ihn in der Verzweiflung von ſich geworfen?“ Sie eilte nach der Stelle, wo der Dolch am Boden lag, um ihn wieder zu ſich zu nehmen. Im ſelben Augenblicke ſprang das Gerippe klappernd empor. Alle fuhren entſetzt zurück, nur der Graf blieb nachdenklich ſtehn. Laura in Todesangſt, die Knochengeſtalt werde ſie nun erfaſſen, will fliehen. Aber vorwärts gebeugt, um den Dolch aufzunehmen, verliert ſie das Gleichgewicht, ihr Fuß wankt, ſie ſtürzt, und fällt ſich den ergriffnen ſcharfen Stahl in die Bruſt. Laut aufſchreiend ſinkt ſie zu Boden.

Jetzt erwacht auch der Graf aus seiner Betäubung. Er eilt zu Laura. Ein Blick auf ihre Wunde zeigt ihm, daß der Dolch von dem Demantkreuz, das sie auf der Brust trägt, schräg abglitt, und keine tödtliche Verletzung gemacht haben kann. Jetzt faßt Er den Dolch, und indem er das auf dem Hefte befindliche Crucifix dem Gerippe entgegenhält, ruft er: „in dieses Bildes Namen, höllischer Spuk, laß deine Beute fahren!“ Und kaum hat er diese Worte ausgesprochen, so sinkt das Skelett zu Staub und Asche zusammen, und Friedbert schlägt die Augen auf.

Der Graf befahl nun für die beiden theuern Wesen die möglichste Sorgfalt zu tragen. Laura ward in ihre Zimmer gebracht. Friedbert aber, den Armen des höllischen Peinigers einmal entflohen, bedurfte so wenig Hülfe, daß er sogar am selben Tage die Wunde der Gräfin untersuchte, und sie zwar für eine tiefe Schramme, aber durchaus nicht gefährlich erkannte. Auf seinen Geist hatte dagegen der Vorfall einen so

tiefen Eindruck gemacht, daß er in den Orden der barmherzigen Brüder trat, und darin in der doppelten Eigenschaft eines Leibes- und Seelenarztes noch unzähliges Gute stiftete. Als Laura wieder hergestellt war, und sich von Friedbert, den man jetzt Pater Benedetto nannte, den ganzen Vorfall erzählen ließ, setzte der Graf hinzu: „Sobald ich das Zimmer betrat, fiel mir beim Anblick der aufgestellten Panther, Löwen und Tiger, sogleich die Prophezeihung der Wahrsagerin ein. Wie ich nun Friedbert in den Armen des Gerippes sah, errieth ich sogleich den Zusammenhang, und schloß auch gleich mit Zuversicht, Gott werde der Hölle nicht den Sieg davon tragen lassen. Der weggeschleuderte Dolch, den gewiß Friedbert nicht gutwillig hergegeben hatte, bestärkte mich in der Gewißheit. Laura's Selbstverwundung mit ihrem eigenen Dolche, wodurch die Prophezeihung ganz erfüllt wurde, unterbrach zwar mein Gebet zum Himmel um Rettung unsers Freundes. Inzwischen hatte die heilbringende Kreuzesgestalt schon den Tod bezwungen; um so freudiger ergriff ich sie, fest überzeugt, sie nun auch hier über die Hölle den

Sieg davon tragen zu ſehen. Und der Herr ließ mein Hoffen nicht zu Schanden werden!“ „Ach Albufar — rief Benedetto, ſich in des Freundes Arme werfend — ich war verloren, aber dein Glaube hat mir geholfen!“

Altmeiſter Ehrenfried

und

ſeine Familie.

Von

F. M. Fouqué.

„Schließe die Hausthür zu, Margrethchen,“ ſagte der alte Großvater, „und ſchieb' auch den Riegel recht ſorgſam vor. Die Herren Studenten wollen heut' Nacht ein groß Jubiliren auf den Straßen halten, wie mir der Nachbar Schwertfeger erzählt hat, und da iſt es denn für unſern einſamen Haushalt, zumal da wir im Erdgeſchoß wohnen, am beſten, daß man ſich etwas ſorgfältig verwahrt. Ich will derweil auch die Fenſterladen zumachen; es iſt ſchon ganz dunkel geworden, und wir müſſen ja ohnehin Licht anſtecken.“

„Wie ſoll denn aber unſer alter Miethsmann hereinkommen, lieber Großvater?“ fragte das kleine Mädchen. „Ihr wißt ja, der iſt noch draußen im Fichtenbuſch und rumort in den alten Heidengräbern herum.“

„Laß ihn rumoren, Kind, ſo lang er will. Wir können's nicht hindern. Dafür kann er

sich's denn gefallen lassen, ein bischen vor der Thüre zu warten. Mir ist sein Treiben ohnehin nicht recht, und mich reut es, daß ich bei des Hauses Uebernahme dem Herrn Professor versprach, den wunderlichen Miethsmann nicht auszutreiben!"

„I Großvater, dem armen Herrn Professor ward es ohnehin sauer genug, sein schönes angeerbtes Haus mit dem Rücken anzusehn, und ich bin den schlimmen Gläubigern, die ihn dazu drängten, recht gram. Der Herr Professor sieht immer so hold und freundlich aus, auch gar nicht so alt wie die andern Herren Professoren, und weiß viele herrliche Geschichten aus der vergangnen Zeit, wobei einem wohl manchmal die Haare ein bischen zu Berge stehn, aber es hört sich doch sehr hübsch zu. Und der wunderliche Miethsmann ist im Grunde wohl auch so gar übel nicht, als er mir bisweilen vorkommt."

„Mag seyn, Kind, aber ich hätte in meinem Vaterhause bleiben sollen. Wenn ich dran vorbeigehe, wird mir noch immer recht wehmüthig um's Herz. Es war viel hübscher dort."

„Und doch weintet Ihr damals viel öfter als jetzt.“

„Wie du's verſtehſt, Margrethchen! Nun, ich hab's dem guten Herrn Profeſſor zu Gefallen gethan. Und hätt' er nur hier wohnen bleiben wollen! Allenfalls auch ohne Miethzins! Aber davon war ja gar nicht mit ihm zu ſprechen. — Nun jetzt, mein liebes Kind, vor allen Dingen geh' und mache die Hausthür zu.“

Das artige Margrethchen that nach des Großvaters Befehl. Dreimal drehte ſie den Schlüſſel im Schloß um, ſchob noch zuletzt recht ſorgſam den eiſernen Riegel vor, und nun ſaßen die zwei recht heimlich und behaglich in dem ſtillen, ſanfterhellten Stübchen beiſammen.

„Soll ich dir nun vorleſen, Großväterchen?“ fragte das Kind. Der freundliche Alte nickte bejahend, indem er aus einer Schublade Bleiſtift, Lineal und Papier hervorſuchte, um, wie er wohl um dieſe Stunde pflegte, Zeichnungen zu entwerfen, die er dann als Altmeiſter des Tiſchlergewerks den jüngern Kunſtgenoſſen zur Ausführung vertheilte. Deswegen hielt er auch gar keine Geſellen mehr, ſondern lebte ganz ab-

gesondert, gepflegt von einer einzigen Magd und seinem frommen Enkeltöchterchen.

Das liebe Kind hatte den großen, in Pergament kunstreich eingebundenen Folianten herbeigeschleppt, und las, dem Großvater gegenüber sitzend, folgendergestalt:

„Es hat sich auch einstmalen zugetragen, daß in der Seestadt Venezia ein Gondolier (man nennet daselbst die Leute also, die, wegen Ermangelung ordentlicher Pflasterstraßen und demgemäßen Fuhrwerks, in schwarzbehangnen Kähnen für Lohn auf den Wasserkanälen hin und her kutschieren) einen fremden Ruderknecht angenommen hat, von gar ungewöhnlicher Größe und Stärke. Wußte auch weder der Gondolier, noch sonst Jemand anzugeben, woher denn selbiger Bursch eigentlich gekommen, und aus welchen Provinzien er bürtig sei. Es haben einige Gelehrte behaupten wollen, dieser Ruderknecht, der gar nicht zu sprechen, wohl aber einen guten Trunk zu thun und höflich zu grüßen wußte, sei in der That nichts anders, als ein verhertes Thier, welchem ein wundersam

licher Zaubermeiſter die Menſchengeſtalt angezogen habe, und ſtamme es aus dem rieſenſtarken Geſchlechte der großen Elephanten her.“

„Dem ſei, wie ihm wolle: der Gondolier war mit ſeinem Ruderknechte zufrieden, als welcher zwar ausnehmend viel Trank und Speiſe zu ſich nahm, aber auch ausnehmend viel Arbeit leiſtete, und über deſſen Herkunft zerbrach er ſich den Kopf weiter nicht, ſondern ließ die Gelehrten deshalben nach ihrem Belieben ſtreiten.“

„Da hat er aber nicht gut dran gethan, denn ein ehrbarer chriſtlicher Hausvater ſoll keinen Dienſtboten annehmen, als deſſen Glauben, Herkommen und bisherigen Lebenswandel er geziemend kennt, ſintemal er ja doch immer Gott und den Menſchen für ſeines Geſindes Aufführung mitverantwortlich bleibt.“

Der Alte ſeufzte aus tiefem Herzen, und ließ ſein ehrwürdig weißes Haupt in die vorgeſtützte Hand ſinken. Margiethchen hielt inne und ſah ihn befremdet an. Da ermannte er ſich, und

sagte, lächelnd wieder emporgerichtet: „lies du nur weiter, Kind. Mir fehlt nichts. Ich dachte nur, wie es hätte weit besser kommen müssen, wenn ich — lies du nur weiter, Kind.“ Margrethchen fuhr fort:

„Da hat denn einstmalen ein berühmter Schwarzkünstler sich beigehn lassen, den Gondolier um drei tüchtige Ruderknechte zu bitten, für eine sehr lange und eilige Fahrt bei Nacht, und hat der Gondolier am besten zu thun vermeint, wenn er ihm den stummen Trinker zutheile, als welcher für sechse zu rudern vermochte. Anfänglich ist auch die Fahrt recht gut gegangen. Aber um Mitternacht hat man ein fürchterliches Geheul in den Wasserstraßen vernommen, und haben viele Menschen darin die Stimme des Schwarzkünstlers zu erkennen vermeint. Auch sind einige dreiste junge Leute mit Fackeln und Waffen herzugelaufen. Die sahen noch eben, wie der gewaltige Ruderknecht hoch oben auf der Decke des Gondelschiffleins stand, und es immer tiefer in das Wasser hinunterstampfte, wobei er mit dem kleinen Schwarzkünstler Ball

ſpielte, daß dem der Kopf darüber vom Rumpfe flog. Endlich verſank der Ruderknecht mitſammt dem Schifflein tief unter die Fluth.“

„Am andern Morgen hat man den ganz zerſtückten Leichnam des Schwarzkünſtlers an vielen Orten zuſammengeleſen. Was aber das allerſeltſamſte war, ſo hat ſich auch plötzlich am Meeresſtrande, wenige Meilen von der Stadt ein ertränkter Elephant gefunden. Wußte kein Menſch, woher ſolch fremdes Thier gekommen war.“

„Iſt alſo wohl anzunehmen, daß der Schwarzkünſtler das ungeheure Geſchöpf zu Ausführung irgend einer ſchlimmen That in Menſchenbildung verzaubert und nach Venezia geſchafft habe. Iſt ihm aber auf dasmal verunglückt, da er vielleicht Zeit und Stunde und Conſtellation mag außer Acht gelaſſen haben; oder auch wohl von den böſen Geiſtern verblendet worden iſt, daß er beim Einſteigen in die Gondel den Verherten gar nicht wiedererkannte; wie es denn gewöhnlich mit dergleichen loſen Künſten auf ähnliche Manier zu enden pflegt. Einige wollten

wissen, der Magier habe sich selbst die unscheinbare Gestalt, in welcher er klein und ältlich einherging, durch seine Kunst nur so umgegeben, sei aber eigentlich ein wunderschöner Jüngling gewesen, und in die Gemahlin des venezianischen Herzogs, welchen sie daselbst Doge heißen, sehr verliebt. Da hat denn wohl der Elephantenknecht zu einer Entführung helfen sollen, oder gar zu einer Umwälzung der ganzen Stadt und des sämmtlichen freien Herzogthumes oder Republik. Ist aber, wie oberzählt durch des Nigromanten eigne Unvorsichtigkeit vor dasmal unterblieben."

„Woraus zu lernen —"

Margrethchen ward durch ein wüstes Getärm auf der Straße am Weiterlesen gehindert. Sie blickte ängstlich nach den Fenstern, und flüsterte endlich:

„Ach Gryßväterchen, aber die Herren Studenten sind doch auch heute gar zu ausnehmend sehr lustig!"

„Ist nun einmal ihre Art so, lächelte der freundliche Greis. Und Art läßt nicht von Art,

wie man ſchon im Sprichwort zu ſagen pflegt. Laß dich's ſo wenig irren, als das Sauſen eines Frühlingsſturmes, und bleibe nur ungeſtört am Leſen, mein liebes Kindchen."

Margretha ſchickte ſich an, nach den Worten ihres Großvaters zu thun; da donnerten aber plötzlich drei ſo gewaltige Schläge gegen den Fenſterladen, daß ſie ihr ſchönes, altes Buch weinend aus den Händchen ſinken ließ, und das bleichwerdende Geſichtlein in die Küſſen des gepolſterten Stuhles verbarg.

Nicht ſo der ehrbare Altmeiſter. Gegen das Fenſter vorſchreitend, ſagte er mit aller kühnen Gewalt ſeiner bei früher Jugendzeit im Kriegsdienſte geübten Stimme:

„Wer hat hier einen freien Bürger zu turbiren in ſeinem eignen Hauſe? Rede der frevelhafte Menſch draußen und nenne mir ſeinen Namen, falls er in der That ſo dreiſt iſt, wie er ſich anzuſtellen beliebt! Was dieſes Haus betrifft, ſo wohnt hier drinnen der Altmeiſter des hieſigen achtbaren Tiſchlergewerkes, mit Namen Philibert Ehrenfried!"

Ein leiſes, angſtvolles Gewinſel ließ ſich

draußen vernehmen, auf recht seltsame Weise durch das Tosen des Studentenjubels dringend, und mit diesem nach und nach im weitern Fortziehn verhallend.

„Was war das?“ sagten Großvater und Enkelin, und blickten einander staunend an.

Die Studenten hatten sich nach dem Markte hingemacht, wo sie einen großen Kreis bildeten, mit Fackeln wild in die Luft schlagend, und die langen, gezückten Hieber auf den Steinen wetzend. Es sollte unterschiedlichen Professoren ein Pereat gebracht werden, vorzüglich dem, von welchem Margrethchen vorhin mit so vieler Liebe gesprochen hatte. Er pflegte nämlich zwar sehr freundlich mit den Studenten umzugehn, oft aber ihre Wildheiten und rohen Streiche auf eine so witzig scharfe und zugleich so tief ernste Weise zu schelten, daß sie nicht wußten, wo sie hinsehn sollten. Nun hofften sie ihn von diesem lästigen Censoramt für immer fortzuschrecken, und waren besonders dazu aufgehetzt durch einen fremden Studenten, Namens Marcellin, der seit

einigen Wochen als Reisender hier lebte, und dem ganzen wilden Schwarme sehr theuer geworden war, durch die Kühnheit und nicht anmuthlose Kraft, mit welcher er, obgleich längst über die gewöhnlichen Studentenjahre hinaus, tolle Dinge begann und durchsetzte; zugleich auch hegte Jedermann vor seinen nicht gemeinen Geistesgaben und Kenntnisse Achtung. Gegen den Professor Nordenholm (so hieß Margrethchens Schützling) schien er von Anfang her einen besondern Widerwillen zu empfinden. Er konnte ihn kaum nennen hören, war nie dahin zu bringen, daß er ihm einen Besuch abgestattet hätte, wie allen übrigen Professoren, und freute sich ganz unaussprechlich und überlaut, als er diesen Zug wider den ihm Verhaßten im Gange sah.

Nun aber stand das ganze wilde Jünglingsheer vor Nordenholms jetziger Wohnung, und lange vergeblich riefen dennoch hundert Stimmen: „Marcellin! Marcellin!“

Marcellin war weder zu hören noch zu sehn.

Endlich kam er ganz bleich und athemlos, mühsam auf seinen Hieber sich stützend, aus dem Haufen hervorgeschlichen. Die Senioren der Lands-

mannschaften traten staunend und fragend auf ihn zu; wunderlich zuckten die Fackellichter über sein blasses, entstelltes Gesicht.

„Ist das auch wohl Sitte und Recht?“ fuhr er die ihn Begrüßenden zornig an. „Hetzt Ihr mich da ganz verrückterweise an das Haus eines alten wunderlichen Tischleraltmeisters, — ich mag ihn gar nicht einmal bei Namen nennen, — und bildet mir ein, das sei die angeerbte Wohnung des widerwärtigen Professor Nordenholm!“

„Nun freilich hat der Altmeister seinen Sitz in Nordenholms angeerbtem Hause;“ sprach einer der Jünglinge unzufrieden zurück. „Aber wer hat denn dich — wie du dich auszudrücken beliebst — dort hin gehetzt? Und wie weißt du denn überhaupt etwas von Nordenholms Erbwohnung, du, der ja niemals das mindeste von ihm hören wollte, und der du vorgabst, dich durchaus nicht um ihn zu bekümmern. Das kommt mir denn doch etwas sonderbar vor!“

Marcellins Studentenehre fand sich durch den Ausdruck: „sonderbar“ auf eine ernste Weise verletzt; überhaupt antwortete er so wild und verworren, daß man immer tiefer in das begin-

nende Gezänk hineingerieth, und nicht lange, so hatte er in seinem Ingrimm zwei Senioren der Landsmannschaften auf morgen zum Zweikampf gefordert. Darüber ging aber endlich die ganze Versammlung im entzweiten Tumultuiren auseinander, ohne daß irgend aus einem früher beschlossenen Pereat etwas geworden wäre. Nordenholm schaute ihnen aus seinen mit alten Büchern halb zugesetzten Fenstern im ernsten wehmuthsvollen Lächeln nach, sich an einen ähnlichen Aufzug erinnernd, nach welchem vor Jahren ihn seines Erdenlebens liebste Freude verlassen hatte.

Der Altmeister und Margrethchen hatten derweil noch lange still und nachdenklich dagesessen.

„Lies heute nicht fürder, Kind, sagte endlich der Greis. Die Nacht scheint so wild hereinzubrechen, und auch die Geschichte war mir über alle Maßen wunderlich. Wer weiß, es könnten wohl noch tollere Historien nachkommen. Rücke du lieber dein Spinnrädchen an den Tisch, und

wenn dir etwa eins deiner hübschen Lieder dabei einfällt, so ſing' es mir vor."

Margrethchen nickte freundlich bejahend, und hub recht emſig zu ſpinnen an, aber ein Liedchen wollte nun einmal nicht aus dem erſchreckten kleinen Herzen heraus; vielmehr war ihr zu Muth — obgleich auf der Straße ſchon wieder die gewohnte ruhige Stille herrſchte, als müſſe dieſer Abend noch einen recht ſeltſamen Graus heraufführen.

Und ſie ſchien nicht Unrecht geahnet zu haben.

Denn mit ſchweren Tritten über ihnen ging es auf und nieder, in derſelben Kammer, die der noch nicht heimgekehrte alte Miethsmann inne hatte, und zu deren wunderlichen Innern er den einzigen Schlüſſel beſtändig bei ſich trug. Dazwiſchen hörte man ein grauenvolles Aechzen herunterhallen, wie aus todtmüder und furchtbar geängſteter Menſchenbruſt. Margrethchen deutete nur ſtillſchweigend dahinauf; der ehrbare Altmeiſter nahm ſeinen alten Pallaſch von der Wand, betete einige Augenblicke ſtill, und ging dann nach der Thüre.

„Ach Großvater, lieber Großvater, nehm-

mich doch mit!“ weinte Margrethchen. „Was auch immer oben los seyn mag, es kann doch nichts so entsetzliches seyn, als ich mir einbilde, wenn ich hier in der Stube allein bleibe mit meinen graulichen Gedanken. O, ich bitte Euch um Alles, nehmt mich mit!“

Und nach einigem Besinnen, während dessen der Altmeister die Laterne in gehörige Ordnung gebracht und das andre Licht gelöscht hatte, winkte er dem ängstlichen Kinde bejahend zu, und leuchtete ihr voran. Sie aber hielt sich mit beiden Händchen aus angestrengtester Kraft an seinem Kleide fest.

Immer deutlicher, wie sie über den großen, hallenden Hausflur gingen, die steinerne, enge Wendeltreppe hinauf, hörten sie im Zimmer des abwesenden Miethsmannes jenes seltsame Schreien und Aechzen. Nun standen sie vor der Thür; durch das Schlüsselloch blitzte ihnen Licht entgegen.

„In Gottes Namen,“ rief Altmeister Ehrenfried, „wer treibt sein Wesen dadrinnen, und was hat er daselbst zu schaffen?“

Wild flog urplötzlich die Thüre auf, und:

„hussah! halloh! Wer stört, wer erschreckt mich?“ heulte es von drinnen heraus, so abscheulich toll, daß Altmeister Ehrenfried unwillkührlich einen Schritt zurückschwankte, und das Kind sich kniend und leise wimmernd hinter ihm verbarg.

In Mitten der Kammer stand, mit einem blutrothen Mantel angethan der fremde Miethsmann, und zitterte gleichfalls heftig.

Nach einigem Schweigen sagte er mit hohler Stimme:

„Nehmt doch Euern Miethzins für dies halbe Jahr. Da liegt er ja auf dem Tische. Nehmt doch hin. Er war Euch ja schon in voriger Woche verfallen.“

„Darauf kommt's mir heute nicht eben an;“ entgegnete der Altmeister, mit wieder vollkommen gesetzter und sichrer Stimme. „Aber wissen will und muß ich, was Ihr so grauenvoll hier stöhnt und ächzt, und auf welchen Wegen Ihr in mein festverschloßnes Haus heimgekommen seid.“

„Was ich stöhne? Was ich ächze?“ seufzte halb und lachte halb der unbillige Miethsmann zurück. „Ei, das haben ja sogar die spukenden Bilder am Hochgericht frei; warum nicht Jemand,

der ſeine Miethe ordentlich und überreichlich bezahlt? — Wie ich hereingekommen bin? Hm! Was das nur für Reden ſind! — dumme, tolle, ganz ungehörige Reden! Stand ja die Hausthür ſperrangelweit offen, als ich kam. Ich wenigſtens, — auf Ehre kann ich's Euch verſichern, — ich wenigſtens hab' es nicht anders vermerkt."

„Nun denn, ſagte Meiſter Ehrenfried gelaſſen, ſo muß ich Euch gar ernſtlich bitten, noch morgenden Tages auszuziehn, denn ſolche Miethsleute, denen feſtverſchloſſene Thüren vorkommen, wie ſperrangelweit offne, leid' ich nun einmal in meinem Hauſe nicht."

„Das wird denn doch noch einigermaßen drauf ankommen;" lachte der Fremde höhniſch zurück;" wegen des Ausziehens, mein' ich. Ihr wißt, da habt Ihr Euch dem ehemaligen Hausherrn eben ſo gut als mir drum verpflichtet. Für jetzt ſeyd nur ſo gut oder ſo klug, und nehmt einſtweilen den verfallnen Miethzins hin."

Seitwärts nach dem auf ein Tiſchlein hingezähltem Golde blickend, ſagte der Altmeiſter:

„Vor der Hand mag ich gar nichts von Euch. Ueberdem ſehe ich, daß Ihr ſchon wieder ſo kurioſe

uralte Dublonen bringt, mit dem Namen Venezia, und ich weiß nicht welcher verſcholl'nen Jahreszahl drauf. Und ich hab' Euch ſchon vorigesmal geſagt, daß ich kein Wechsler bin, und mit den ſeltſamen, außer Cours gekommnen Münzen nichts zu ſchaffen haben will, ſtände auch zehnfach dabei zu gewinnen!"

„Es ſind dießmal keine venezianiſche Dublonen;" lachte der Fremde hohl. „Altſächſiſche Goldmünzen ſind es, wie ſie Eure Väter ſchon vor tauſend Jahren gekannt haben. Und kennt Ihr thörichtes Volk ſie jetzt nicht mehr, ſo mag der vorige Hausherr, der wunderliche, ſuperkluge Nordenholm, für das Auswechſeln ſorgen. Mich aber laßt in Frieden, oder nehmt was Euer iſt!"

Und da ſich Altmeiſter Ehrenfried unwillig zum Fortgehn wandte, ſchlug der trübe Miethsmann ſeine Thüre ſo heftig zu, daß vor ihrem Zugwinde ſelbſt das Lichtlein in der Laterne verloſch. Langſam und grauend tappten Großvater und Enkelin die Treppe hinab, durch die hallende Hausflur zurück, und wurden erſt einigermaßen wieder friſch und froh, als ſie in dem trauten Stüblein das Licht zum Brennen gebracht hatten.

Da aber schellte Altmeister Ehrenfried auch gleich recht gewaltig nach der Magd, und hieß sie den Professor Nordenholm alsbald zu ihm bescheiden; und ob er auch schon zu Bette gegangen sei, er müsse wieder auf, und wegen einer hochwichtigen Angelegenheit noch in dieser Stunde zu ihm her.

Sehr bleich und verstört trat nach kurzer Frist der Professor in das Gemach. „Ihr laßt mich wegen des Miethsmannes rufen? Nicht wahr?“ sagte er mit leiser Stimme. „Ach Gott, ich konnt' es wohl denken! Aber schickt Margrethchen zu Bett. Ich hab' Euch viel und seltsames zu sagen, und unsre Berathung möchte weit bis über Mitternacht hinaus dauern.“

Der Altmeister winkte bejahend, und gebot der Magd, das Kind zur Ruhe zu bringen. Wohl sahe Margrethchen ein wenig ängstlich aus, aber überlegend, daß zu ihrem Schutze der wackre fromme Großvater wach bleibe und der gute Herr Professor, gedachte sie selbst, es sei am besten, den wilden Schrecken zu verschlafen, und sagte beiden Männern eine freundliche gute Nacht. Auch schlief sie, nach einem herzigen Gebetlein,

flugs und fröhlich ein, und der Graus hatte fürder in dieser Nacht über das fromme, liebe Kind alle Gewalt verloren.

Nordenholm und der alte Ehrenfried hatten sich indeß ernst und feierlich einander gegenüber an den runden Tisch gesetzt, und Jener hub nach einem tiefsinnigen Schweigen folgendergestalt zu reden an:

„Ich muß Euch zuvörderst an einen großen Schmerz erinnern, lieber Altmeister, und zugleich an die einzige Stelle Eures ehrsamen Lebens, die es Euch gefiel, mit einem undurchdringlichen Dunkel zu bedecken, aber — es geht nun einmal nicht anders! — Ich liebte Eure seit zehn Jahren verschwundne Tochter, und es war auch eine Zeit, wo sie meine Neigung, wenn nicht erwiederte, doch ihr mit schuldloser Milde und Freundlichkeit begegnete. Das Verschwinden der holden Jungfrau, mir über Alles schmerzhaft, blieb mir so unerklärbar, als vermuthlich Euch."

Der Alte winkte ihm zu schweigen, und schien innerlich mit sich zu Rathe zu gehn. Endlich sagte er:

„Mir ist jene furchtbare Begebenheit nicht

ganz so unerklärlich, als Ihr denken mögt, lieber Herr, obgleich schmerzhafter, als sie irgend einem Menschen auf Erden sein kann. Wenn ich mir aber Alles überlege, — Euer rechtliches Wesen, Eure jetzige Offenheit, die treue Liebe, die Ihr für mein Enkeltöchterchen bewahrt, und des Kindes anmuthiges Vertrauen zu Euch, — ja, lieber Herr, auch ich bin Euch mein ganzes Vertrauen schuldig, und so vernehmt denn, was ich von meiner unglücklichen Tochter weiß."

„Es mögen jetzt grade zwölf Jahre verflossen seyn oder etwas drüber, da kam in mein stilles Haus — ach, ich wohnte damals so behaglich und klar mit meinem jungfräulichen Kinde! — kam, sage ich, ein schöner junger Herr zu mir herein, und nachdem er alles in meiner Werkstätte recht genau besehn hatte, trug er sich mir zum Lehrburschen an. Ihr könnt denken, wie ich das Anfangs als einen höflichen Scherz erwiederte, nachher als eine ungezogne Verhöhnung ernsthaftiglich von mir wies. Aber der junge Herr bestand darauf, er treibe weder Scherz noch Verhöhnung, sondern finde nun einmal recht ernsthafte Lust daran, das edle Tischlerhandwerk ganz aus dem Grunde zu

lernen, wozu es ihm bis jetzt nur an einem gehörig sinn- und kunstbegabten Meister gefehlt habe. Der sei ihm nun in meiner Person vorgekommen, und er werde nicht von mir wanken noch weichen, bis er all meines Wissens und Könnens theilhaftig worden sei. Da sprach mein thörigtes Herze Ja, und meine Zunge sprach es nach. Und wußte ich doch nicht einmal, wer der junge Herr eigentlich sei, und woher er komme, und ob er irgend eine gültige Bescheinigung mit sich führe. Aber wie ein Verherter nahm ich schon greisender Thor den Unbekannten in meine ehrsame Werkstatt, und nannte ihn auf sein Begehren Ludibert Wendelstern."

„Ludibert! seufzte Nordenholm. Ach, in meiner Geschichte kommt auch ein Ludibert vor. Aber weiter, weiter, lieber Meister. War es denn der Ludibert, der Euch um Eure engelholde Tochter betrog?"

„Kein andrer Mensch auf Erden!" erwiederte finster der Alte." Wohl stellte sich der arge Verführer gar fein und geschickt zu meinem edlen Handwerk an, daß ich noch nie einen Lehrling seines Gleichen gehabt hatte, wie er denn über-

haupt mit vielen und ſchönen Talenten begabt war. Er ſchlug die Laute kunſtreich, und ſang wunderſüße Weiſen dazu; er wußte das Rappier als ein Meiſter zu führen —"

Nordenholm nickte ernſt bejahend. Der Alte fuhr fort, ohne es zu beachten:

„Und in den Freiſtunden gab er all meinen Geſellen und Lehrburſchen in der edlen Fechtkunſt Unterricht, welches mir, der ich ſelbſt meine Waffe gut führe als ehemaliger Soldat, und ein Gleiches von jedem Ehrenmann gern ſehe, ausnehmende Freude machte. Dabei zeigte der Herr Urian in ſeinem ganzen Wandel nichts als Sittlichkeit und Anſtand; — Summa, er bethörte mich mit jedem Tage mehr, bis mir nach zwei Jahren die Augen erſchrecklich aufgethan wurden. Grade hatten die Herren-Studenten einen Umzug gehalten, wie heute Abend, und wer nicht zum Spätimbiß kam, und ſich ſeitdem niemalen wieder ſehn ließ, war Ludibert Wendelſtern. Am Morgen drauf fand ich in meiner Tochter Agnes Stübchen an ihrer Statt nichts als ein Papier mit dieſen Zeilen."

Er ſtand auf, öffnete ein wohlverſchloßnes

Wandschränklein, und nahm zwei Briefe heraus, deren einen er dem Professor hinreichte. Nordenholm, die Schriftzüge der Geliebten aus einzelnen im halben Scherz geschriebnen Blättchen nur allzugut wiedererkennend, las unter Thränen:

„Mich ruft ein großes Glück, herzlieber Vater, aber Ihr hättet nimmer drein gewilligt. Lebt wohl, und beruhigt Euer liebes Herz. Ich hoffe zuversichtlich, ja ich weiß, daß wir einander unter tausendmal tausend Freuden wiedersehn."

„Das ist denn nun freilich nicht wahr geworden!" seufzte der Alte, und fuhr mit der Hand über die grauen Wimpern. „Sie hat es wohl gar zu gewiß zu wissen vermeint, und das bringt den Hoffnungen der armen Menschenkinder kein Glück. Es ist nur Eins gewiß, aber das ist auch ganz gewiß, wofür der Herr gepriesen sei in Ewigkeit!"

Er nahm das Mützchen vom ehrwürdigen Haupte, hielt es zwischen den gefaltnen Händen, und betete still.

Dann sagte er voll heitrer Ergebung:

„Durch vier Jahre seitdem hatt' ich nichts

von ihr vernommen. Da lag eines schönen Morgens Margrethchen, sauber in prächtige Windeln gewickelt in einem schmucken Körbchen als ein armes Vierteljahrkindlein vor meiner Thür; dieses Brieflein dabei."

Das las er selbst mit fester Stimme folgendergestalt:

„Ich bin vor Gott ehelich zusammengegeben durch geweihte Priesterhand mit meinem geliebten Ludibert, und, Vater, bei allem was heilig ist, die Kleine, die ich Euch hier unter tausend Thränen sende, ist mein ehrbar in der Ehe gezeugtes Kind. Wenn Ihr mich nicht durch Euern Fluch verderben wollt für alle Zeit, so beweist mir Eure Huld damit, das Ihr das arme, liebe Kind aufnehmt und auferzieht, bis ich komme, es abzuholen, denn noch muß sein Daseyn ein Geheimniß bleiben. — Mein Gemahl hält mich in hohen Ehren und reichem Glanz, aber — ach glaubt es mir, herzlieber Vater! — mit stillen Sehnsuchtsthränen, und mit dem heißen Wunsch, Eure Schwelle recht

bald wieder betreten zu dürfen denkt immerdar an Euch zurück

Eure Agnes."

„Es lag," fuhr der Alte fort, „an Gold und Silber und Edelgestein und andern Herrlichkeiten eine bedeutende Summe mit im Korb. Das hab' ich denn natürlich sogleich hier in Sanct Ursulaspital abgeliefert als ein auswärtig frommes Vermächtniß von unbekannter Hand. Aber keinen Augenblick bedacht' ich mich, auf mein Wort zu erklären, meine Tochter sei in der Fremde verheirathet, und die Kleine sei mein Enkelkind. Nun, Gottlob, die Stadt setzt ein hinlängliches Vertrauen in Altmeister Philibert Ehrenfrieds Rede; so überlief mich denn auch niemand weiter mit unnützen Fragen. Und sicherlich, eine Lüge hat mein armes Agneschen nicht auf ihres alten Vaters Seele geladen. Ich zog die Kleine nach bestem Wissen und Gewissen auf, und dabei ist es denn so verblieben unter Gottes Schutz und unerforschlichem Rathschluß bis auf den heutigen Tag."

Nordenholm faßte des Alten Hand, beugte sich darüber, und weinte bitterlich. Dann sagte er nach einem langen Schweigen:

„Ach lieber, guter Meister, Ihr leidet freilich wohl sehr schwer, aber Ihr leidet beinahe ganz schuldlos, und eben deswegen freudig und stark. Und mit dem Schuldlosleiden, — o weh, da ist es bei mir keineswegs klar! — Denn ob auch gleich zu Anfang nichts Arges auf meiner Seele lag, so dämmerte doch viel des Argen so nach und nach verdunkelnd in mich hinein.“

„Das geschah nämlich zuerst bei jenem von Euch vorhin erwähnten Feste, wo ich noch als ein fröhlicher Jüngling — ach zwiefach fröhlich, weil ich dazumal in guter Zuversicht auf Eurer holden Agnes Liebe hoffte! — mit den andern Studenten in Reih' und Glied einherzog.“

„Wir jubilirten nach gehaltnem Umgang in einem festlich geschmückten Saal, da trat ein Verlarvter in glänzender Tracht herein. Wir hatten ihn schon einigemal in unserm Zuge bemerkt, und meinten nicht anders, als daß ein lustiger Kamrad seinen Scherz mit uns haben wolle. Jetzt verbeugte sich der Unbekannte würdig und ernst, mit sehr anmuthiger Stimme um die Erlaubniß bittend, der Gesellschaft etwas vortragen zu dürfen. Nach allgemeiner Bewilligung hub er an,

uns auf Ehre und Pflicht zu befragen, ob es recht sei, daß ein Geliebter die Liebende entführe, wenn er gedenke, sie hinfort als seine getreue Hausfrau in hohen Ehren und Würden zu halten, sein Glück aber und das ihrige auf keine andre Weise erreichen könne? — Er schwieg, und die Stimmen für und wider tönten eifrig durcheinander hin, die mehrsten jedoch, vom fröhlichen, überdreisten Jugend- und Weinmuthe beflügelt, sprachen ein keckes Ja, und ach, lieber Meister, auch ich gehörte zu den Frevelnden! Es war der erste wahrhaft abscheuliche Fehltritt meines Lebens, und nur vor einer halben Stunde sagte mir Euer Mund, wie gewaltsam ich auch mein äußres Heil damit hinunterreißen half!"

Er barg sein Antlitz in die Hände und schwieg. Der alte Mann legte mit segnender Verzeihung seine ehrbare Rechte ihm auf's reuige Haupt. Da richtete sich Nordenhelm neu erstarkt wieder auf, und redete folgendergestalt weiter:

„Mich faßte im Augenblick jenes unseligen Ausspruches ein wüster Schwindel toller Lustigkeit, die gewiß recht furchtbar gegen mein ehemaliges stilles Fröhlichseyn abstach. Ich selber kam mir

wild und seltsam und unheimlich vor, und stürzte mich eben deshalb nur immer toller in alle Tollheit des Lärmens und Trinkens und rasenden Singens hinein. So hörte ich denn nur noch dumpf und wie von fern herüber, daß der Fremde sich bestrebte, mit zierlich edlen Worten muthige Genossen zu werben für die Ausführung der nun beinah von Allen gebilligten That. Mein rohes Dazwischenjubeln störte ihn; es fielen feiner- und r[illegible]erseits beleidigende Worte. Da riß er die Larve ab, und ein ganz fremdes, aber wunderschönes Jünglingsantlitz zürnte mir entgegen.“ Mein Vorname ist Ludibert, sagte er, der Name meines Stammes fürstlich, aber ich habe nicht Lust, ihn heute zu nennen. Genüge Euch das, und stellt Euch mir zum ehrbaren Kampf. — Schnell war Alles geordnet, und ich, der ich mich für einen fast unbesiegbaren Fechter gehalten hatte, stürzte gleich im ersten Gange vor der ungeheuern Uebermacht meines Gegners blutend und schnell bewußtlos zu Boden. Der Stoß saß tief in der Brust.“

„Als ich — Wochen nachher — wieder zur vollen Besinnung gelangte, summten finstre Ge-

rüchte von meiner angebeteten Agnes Verſchwinden in mein Ohr. Ich konnte das Wann und Wie nicht erfahren, und ſtellte Alles nur in ſoweit mit jener wilden Nacht zuſammen, als ich glaubte, mich meines holden Glückes durch den ausgeſprochnen Frevelmuth unwerth gemacht zu haben."

„Ach, trauter Meiſter, meine Schale war noch nicht voll! Denn was ich früher zu poetiſcher Luſt getrieben hatte: das Erkunden alter, wunderlicher Zauberformeln und andrer magiſcher Kunſtſtücke, — die Verzweiflung um Agnes Verluſt trieb mich nun an, dergleichen auszuüben, um zu erfahren, wohin meines Erdenlebens liebſtes Glück entſchwunden ſei. — Ach lieber, ehrwürdiger Meiſter, ach blickt mich nicht ſo ſtreng' und ſtrafend an, und noch minder wendet Euch ganz von mir Jammervollem ab! Denn — Gott ſei geprieſen! — verläugnet oder gemißbraucht habe ich das Heilige bei meinem Treiben nimmermehr!"

Er hielt betheuernd die Rechte hin, und wieder mild und mitleidig ausſehend, nahm Ehrenfried den Handſchlag an, und winkte ihm

fortzufahren, welches er in folgenden Worten that:

„Ich wußte, daß es möglich sei, durch allerhand Vorbereitungen einen Spiegel zu fertigen, in welchem des Mondes Strahlen dergestalt aufgefangen würden, daß sie im geheimnißvollen Reflex Alles darstellten, was auf derselben Erdhemisphäre, wo man sich befinde, vorgehe, je nachdem man den Spiegel drehe und richte. Solch ein wundersames Werkzeug bereitete ich mir mit unsäglicher Mühe und überschwänglichen Kosten, und einstmalen im Garten dieses Eures jetzigen, damals noch meines Hauses, begann ich — hell und golden war grade der Vollmond am Himmel aufgezogen — um Elf Uhr Abends mein verschwiegnes Experiment. Daß man auch meine Erscheinung — dafern mein Bild in den Spiegel falle — von dem fernsten Erdwinkel her erblicken müsse, war mir wohl bekannt, aber ich dachte vor der Hand auf nichts, als Agnes Geschick und Aufenthalt zu erkunden.“

„Es war, als leite bei den auf gut Glück angestellten Spiegelwendungen ein hülfreiches Wesen meine Hand. Denn nur wenige, fremde selt-

same Gestalten waren mir in unbekannten Gegenden vorübergeschwebt, da — in der Richtung gen Süden, — o Meister, o Vater, noch steigt es süß und lieb und herzzerreißend vor mir auf! — da in einem blühenden Orangenhaine, von hohen Pinien rings umkränzt erging sich Agnes im Mondenlicht — "

„Eure Augen funkeln voll Entzücken;" unterbrach ihn sehr unzufrieden der Greis. „Ihr sollt und dürft Euch aber nicht freuen in der Erinnerung an ein böses Hexenwerk. Verkündet mir mit Reue und Ernst, was Ihr gesehn habt."

Und demüthig seine Blicke senkend, sprach Nordenholm leise:

„Agnes erging sich im Mondenlicht, prachtvoll geschmückt, gelehnt auf Ludiberts Arm. Noch hielt ich mein Antlitz lauschend fern, daß der Spiegel es nicht aufnehmen konnte. Da tratet plötzlich Ihr, Meister, in den Garten, und aus dem Spiegel zuerst nahm ich Eure just damals todtbleichen Züge wahr. Entsetzt, und fürchtend, auch Ihr möchtet Agnes erblicken, stürzte ich mich über das Glas, sahe mein eignes

verzerrtes Antlitz herausleuchten; und zerſchmettert in tauſend Stücke fiel das kunſtreiche Werkzeug aus meiner bebenden Hand.“

„Ich weiß es noch, als wär' es heute;“ ſagte der greiſe Ehrenfried. „Aber von all den Spiegelbildern ſah ich nichts, denn es ſchwebte mir ein Gewölk herzinniger Thränen vor den Augen. Ich hatte mich dazumal in Gottes Willen noch gar nicht gehörig ergeben. Weinend lag ich auf meinem Bette, da war's, als flüſtre mir Einer ins Ohr: „mache dich auf, in Nordenholm's Hauſe weiß Jemand was deine Tochter macht!“ Und ich folgte, und es war doch ohne Zweifel kein guter Geiſt, der mir ſo etwas ſagte. Auch wie ich Euch ſo erſchrecken ſah, ging ich — Ihr wißt ja ſelbſt — alsbald wieder ſchweigend zurück, und ſprach niemalen zu Euch davon. Aber eine ganze Zeit lang that mir doch Etwas im Gewiſſen recht weh, und ſeht, lieber bethörter Herr, das iſt bei ſolchen Hexereien und Zauberſtücklein auch eben noch ein recht bedenklich Ding: man kann ein ſtill einfältiglich Gemüth ganz wider deſſen Willen zugleich mit verſtören.“

Indem hörten ſie, wie droben der ſeltſame

Miethsmann ſich wieder zu regen anhub mit Winſeln und Aechzen und verwildertem Lachen.

„Daß Gott!“ rief Nordenholm erſchrocken aus. „Wenn nun das Kind über den unheimlichen Lärmen erwacht!“

Und ſchon erhub er, zornig hinausdrohend, die Hand, — aber alsbald ſich zügelnd, kniete er nieder, und ſprach:

„Helft mir beten, lieber, frommer Meiſter. Das wird um Vieles beſſer ſeyn.“

Und ſie beteten, und Alles ward ſtill.

Da ſie nun aber wiederum einander am Tiſche gegenüber ſaßen, ſprach der Altmeiſter:

„Gewiß, Herr Profeſſor, auch noch auf andre Weiſe, als mit jenen wunderlichen Spiegelkünſten habt Ihr mein Gemüth mir verſtört. Und werdet Ihr am beſten thun, es ganz grade heraus zu ſagen, daß auch der wunderliche, kaum ſtill gewordene Miethsmann in Eure trübe Wunder-Reihe mit gehört.“

„So iſt es;“ ſagte Nordenholm. „Denn Einmal wiſſend, gegen Süden hin müſſe Agnes zu finden ſeyn, begab ich mich alsbald auf die Fahrt, meines angeerbten Vermögens letzte

Trümmer dazu auf einen Haufen raffend. Vorher noch — um anſehnlicher zu reiſen — gewann ich mir den Doktor- und Profeſſortitel, und nun ging es hinaus, und abweſend war ich, als Ihr Euer liebes Margrethchen fandet und aufnahmt. Ach, ich fand derweilen viel weniger holde Dinge! Grauſame, fürchterliche Verbindungen riſſen mich in ihren Strudel hinein."

„Bis zur Meeresſtadt Venezia war ich gelangt. Da ſprach man zu mir von einem Schwarzkünſtler, der alle Dinge auf Erden zu entziffern verſtehe, und weil mein raſtloſes Nachjagen Agneſen noch immer vergeblich ſuchte, gab ich mich in deſſen Bekanntſchaft, und eben er iſt das entſetzliche Weſen, das nur kaum noch wimmernd und ächzend über uns dahinſchritt. Eine Heimath, ſprach er, müſſe er haben, um die rechte Beſchwörung anzuſtellen, und deshalb mußte ich ihm einen ſtäten Platz in meinem Hauſe geloben, — aber hier angekommen, hielt er nicht Wort; Agneſens Bild erſcheine ihm nur unter ganz dunkeln Schleiern, wandte er vor, — dazu wollte man ſchon in Venezia ſagen, er ſeie nur eigentlich ein Geſpenſt, — eines vor Jahr-

hunderten durch eigne unvorsichtige Zauberei zerstückten Schwarzkünstlers unruhiges Gespenst —“

„Daß Gott,“ seufzte Ehrenfried, „ich fürchte, Margrethchen hat mir heut' Abend seine Geschichte vorgelesen! Wie dem aber auch sei, wir müssen uns ihn vor allen andern Dingen vom Halse schaffen.“

Und wieder zündete er die Laterne an und nahm seinen Pallasch unter den Arm, und schritt entschloss'nen Muthes hinauf. Nordenholm wagte keine Einwendung; obgleich im innersten Herzen vor Grauen und Zweifelmuth erbebend, folgte er seinem greisen Freunde nach zu dem furchtbaren Gang.

Der Hauswirth klopfte an seines Miethsmannes Thür. Die that sich langsam auf, wohl vor irgend einer unsichtbaren Gewalt, denn ganz am andern Ende der Kammer saß der schauerliche Gast im rothen Mantel am Boden, um sich her einige Geräthschaften, drin ein blaues Feuer flackerte; er blitzte die Beiden voll höhnendem Stolzes aus seinen tiefliegenden Augen an.

„Gebt Euch keine Mühe;“ sagte er mit hohler Stimme. „Euern Wunsch und Rath

ſchlag kenne ich recht gut, aber es wird nichts draus; wenigſtens bei Euerm Leibesleben nicht, und es iſt noch ſehr die Frage, ob Meiſter Philiberts Urenkelkinder mein ledig werden. Denn ich bin ein Ding von ſehr zäher Natur."

Nordenholm ſeufzte tief aus beängſteter Seele. Da verſuchte der Rothe zu lachen, — aber das konnte er doch nicht recht, — und ſagte triumphirend:

„Einem von Euch zweien iſt gar jämmerlich zu Sinne. So viel weiß ich gewiß!"

„Ich aber," — entgegnete Altmeiſter Philibert Ehrenfried gelaſſen, — „ich weiß noch viel zuverſichtlicher, daß ich der Eine nicht bin. Ja, ich weiß auch noch was mehr; nämlich, daß Du keine Viertelſtunde länger in dieſem Hauſe verweilen darfſt, weil ich dir im frohen, lebenskräftigen Glauben und Gottvertrauen das Ausziehn gebiete und das Wiederkommen verbiete. Auch ſollſt du dich ſtill und heimlich davon machen, und keine Chriſtenſeele in meinen vier Pfählen erſchrecken oder verwirren. — Nun? — Gehſt du? — Zwinge mich nicht, daß

ich strenger und ausdrücklicher spreche. Du möchtest schlimme Frucht davon ziehn.“

Und eilig und mit häßlicher Gewandtheit sich aufrichtend und die wunderlichen Geräthschaften des Kämmerleins unter seinen Mantel packend, schnellte der Rothe zur Thür' hinaus, im Vorbeistreifen flüsternd: „du superkluger Nordenholm, bist gegen den hier, — den Graubart, — abscheulich dumm! Weg will ich aus den vier Pfählen! — Aber draußen was Unheil, — was Unheil doch — doch —“

Seine Stimme verhallte. Er selbst war verschwunden. Mit ruhigem Hausvatermuth leuchtete Meister Ehrenfried sorgsam umher, ob auch nicht irgend etwas Unheimliches zurückgeblieben sei. Er fand desgleichen nicht; nur auf dem Tischlein lag noch immer der Miethzins in uralten Goldmünzen aufgezählt.

„Hm, sagte Ehrenfried nachsinnend, behalten mag ich's grade nicht, und doch auch wieder ist's eine Gottesgabe, die man nicht ungenützt vergraben oder verschleudern darf! — Wir wollen's in Sanct Ursulaspital tragen. Der Morgen dämmert ja schon recht hell durch die Fensterladen, und

Margrethchen wollen wir wecken und mitnehmen. Das Kind geht ohnehin dieſes Weges ſo ganz ausnehmend gern.“

Und in den hellen Frühlichtern wandelten Meiſter Ehrenfried und Nordenholm, achtſam das liebe Margrethchen zwiſchen ſich führend, den ſchönen Lindengang, der zum Urſulaſpitale ſanft bergan leitet, hinauf. Das Kind lachte und erzählte in einem fort, ſo daß über die Geſichter der zwei tiefernſten Männer bisweilen auch etwas hinſtrich wie heiteres Lächeln. Jetzt, eine Spitalfrau, die ihnen entgegenkam, wahrnehmend, ſchlug Margrethchen die Händlein ganz ausnehmend freudig zuſammen, rufend:

„Ach Frau Sibylle! Ach Frau Sibylle, die mir immer ſo gar ſchönes Obſt und ſchöne Kuchen bringt, und der ich ſo gern ein Patſchhändchen gebe! Einen ſchönen guten Morgen, liebe Frau Sibylle!“

Und ihre Führer zurücklaſſend, lief ſie der weitverhüllten und ſich zu ihr niederbeugenden Frauengeſtalt entgegen.

Im selben Augenblick drang ein verworrnes Getümmel von der entgegengesetzten Seite hügelan. Ein Zug vieler Studenten kam herauf, in dessen Mitte eine Bahre, worauf wohl ein Schwerverwundeter liegen mochte, der Hülfe des wohlthätigen Ursulastiftes bedürftig. Frau Sibylla trat, sich von dem Kinde losmachend, mit eilendem Ernst ihrer Pflicht entgegen; die Männer folgten bedächtig; Margrethchen barg sich angstvoll hinter einen blühenden Rosenstrauch.

Die Bahre ward niedergelassen; im Kreise drängten sich die Studenten umher, während die Stiftsfrau sanft und sorgfältig des Verwundeten Zustand untersuchte. Man ließ dem indeß herzugetretnen Nordenholm und dem wackern Altmeister ehrerbietig Raum, und erzählte ihnen leiseflüsternd, wie der fremde Student Marcellin den einen der herausgeforderten Senioren mit großer Geschicklichkeit entwaffnet, und ihm dann sein eignes Unrecht von gestern Abend offen gestanden habe; darauf sei auch eine herzliche Versöhnung erfolgt. „Mit dem zweiten Gefechte," fuhr der Erzählende fort, „würde es wahrscheinlich dasselbe, oder doch ein ähnliches mildes Ende genommen haben, wenn

nicht — es wußte Keiner, woher — plötzlich ein alter, seltsam aussehender Mann im rothen Mantel unter uns Zeugen und Zuschauern mitgestanden hätte. Der murmelte immerfort unvernehmbare Worte vor sich hin, und sahe dazu höchst unzufrieden aus. Die Kämpfer stritten wilder und wilder. Auf einmal bückte sich der Fremde, raffte mit unerwarteter Gewandtheit Staub vom Boden, und streute ihn, gleich einer ganzen Wolke, zwischen die Fechtenden: Lautlachend rief er: „schön gegrüßt, Herr Altmeister! Wohlauf! Hab' dennoch meinen Possen gespielt! Nun auf Venezia! Nun gehabt Euch wohl! Unheil — Unheil —!“ Und auf ganz unerklärbare Weise war er fort. Wir, die wir uns vom Staunen erholten, sahen beide Gegner blutig am Boden: den Senior todt, den Marcellin in dem Zustande, wie Ihr ihn leider vor Euch erblickt. Die Sekundanten sind entflohn; wir Minderschuldige wollten uns lieber allzumal der gesetzlichen Ahndung überliefern, als den Unglücklichen hülflos lassen.“

Schaudernd traten Ehrenfried und Nordenholm näher zur Bahre.

Da richtete sich der bleiche Marcellin, Nor-

denholm erkennend, in Zuckungen empor, und ächzte:

„Schwarzkünstler, verwünschter Schwarzkünstler, dir hatt' ich's geschworen! Sah doch dein widerwärtiges Antlitz mit drein, als du vor meines süßen Weibes Aug' ihres blassen, abgehärmten, thränenvollen Vaters Bildniß zaubertest. O damals, im Orangenhaine bei Neapolis! — Im Mondenschein! — Weißt noch wohl? Mußt ja noch wissen. — Und in ängstlicher Reue wandte sie sich von mir ab, und zerrissen war unser liebeglüh'nder Bund, und ich habe sie nicht wiederfinden können auf der ganzen weiten, weiten Erde. Da kam ich denn her, um mich an dir zu rächen, — und muß nun elend sterben, — und jetzt doch waren alle Hindernisse besiegt, und als Herzogin hätt' ich die süße Huldin, um derentwillen ich Tischlergeselle ward, und weiß Gott was sonst noch mehr, — ja — heimgeführt hätt' ich sie jetzt in Lust und Pracht, — und — o nun ist sie fort, und ich sterbe, — sterbe wohl gar an einem neuen Pröbchen deiner Hexenkunst —"

Ein Gemurmel ging durch den Kreis. „Er

faſelt im Wundfieber;“ ſagten Einige, Andere aber ſprachen bedenklichere Worte.

Meiſter Ehrenfried ſahe freundlich umher, zog das Käppchen von ſeinem ſchönen Greiſenhaar, und ſagte mit lauter aber ſanfter Stimme:

„Den hochzuverehrenden jungen Herren und einem Jeden, der darnach zu fragen hat, ſtehe ich mit Leben und Ehre dafür ein, daß Profeſſor Nordenholm an dem Tode dieſes wilden jungen Mannes unſchuldig iſt.“

Alsbald ward das Gemurmel ſtill, und Alle neigten ſich ehrerbietig gegen den trefflichen Greis; auch hörte man ringsum leiſe Entſchuldigungen und Abbitten an Nordenholm. Aber der wußte kaum noch von der Welt etwas: er ſtand in heißen, ſtillen Thränen wie ein Bild der Wehmuth da.

Der Altmeiſter neigte ſich indeſſen gegen den Sterbenden hinab, und ſprach mit ſanfter Feſtigkeit:

„Ihr werdet nun bald vor Gottes Angeſicht ſtehn, lieber Herr, und jetzt habt Ihr vor Euch das Angeſicht eines Menſchen, den Ihr entſetzlich, auf irdiſche Weiſe ganz unvertilgbar ſchwer, gekränkt und beleidigt habt. Aber Gottlob, ich

kenne den, der uns geboten hat, unſern Schuldnern zu verzeihen, und, lieber Herr, auch Euch hat er das geboten. Seht nur, was mich betrifft, ich verzeihe Euch aus ganzem Herzen, und wenn Ihr gleichfalls mit verſöhntem Gemüthe ſcheidet, findet ſich ſchon jenſeit Einer, der Eure Schulden allzumal in überſchwänglicher Huld und Liebe zu löſchen weiß. Und der wird Euch, lieber Ludibert, obgleich Ihr hier auf Erden mit recht böslicher Falſchheit den Namen Wendelſtern trugt, zu einem ſo ſtäten und herrlichen Sterne verklären, daß keine irdiſche Pracht Eures angebornen Standes hinaufreichen kann, und wir noch Alle dermaleinſt unſre ſelige Luſt mitſammen daran finden werden. Schlaft nur hübſch ruhig und verſöhnlich ein, lieber Ludibert, und freut Euch im Voraus auf's Erwachen."

Der für Marcellin gehaltne Ludibert reichte beide Hände dem Altmeiſter und dem nur kaum noch ſo grimmig gehaßten Nordenholm freundlich lächelnd hin, und ſtarb.

Erſt jetzt bemerkte man, daß die Stiftsfrau ohnmächtig neben der Bahre niedergeſunken war.

Indem der Alte sie mit kräftiger Sorgsamkeit emporrichtete, kam sie wieder zu sich, wies zinsthaft winkend alle fernere Hülfe ab, und wandte ihre langsamen Tritte, die Umhüllung ihres Antlitzes noch fester zusammenziehend, wieder nach Sanct Ursulastifte zu. Die Studenten erhuben die Bahre des Gefällten, um ihn einstweilen in einem alten, halbversunknen Kirchlein vor dem Thore beizusetzen, während Nordenholm, durch Ludiberts sühnenden Abschied wundersam gestärkt, ihnen mit aller sonstgewohnten Kraft und Klarheit in kurzen Worten die Wege zur besten Ausgleichung ihres Handels andeutete, und seine vielgeltende Fürsprache dabei verhieß. Dankend und ehrfurchtsvoll grüßend zog die trübe Schaar von dannen.

Da hatte derweil die Stiftsfrau den alten Ehrenfried sich nachgewinkt, und stand mit ihm unter der Thorwölbung des frommen Hauses im ernsten Gespräch. Auch den umblickenden Nordenholm winkte jetzt der Alte herbei, und sagte: „die fromme, wohlthätige Frau will uns Beiden etwas offenbaren.

Und zurück wallten die Schleier von ihrer Stirn, und vor ihnen stand die verloren geglaubte

Agnes, zwar bleich und sehr verwandelt in so vielen innern Schmerzen, aber dennoch unverkennbar den Blicken des Vaters und des Liebenden.

In der ernsten, gottergebnen Stimmung, welche den Dreien jetzt aufgegangen war, gedachten sie aller gescheiterten Erdenwünsche mit sanfter, lächelnder Geduld, und auch was ihnen in Zukunft noch hienieden zu thun oder zu lassen übrig sei, ward bald und klar von Jedem erschaut und ausgesprochen. So kam es denn, daß Margrethchen, die, von der gestrigen Unruhe und dem frühen Gange ermüdet, sanft hinter den Rosen in Schlaf gesunken war, nun herbeihüpfend die Dreie mit heitern, man könnte sprechen seligen Angesichtern in den hellduftigen Morgen hinausschauend antraf.

„Ei, lächelte die Kleine, wie schön du aussiehst, du liebe Frau Sibylle, seit du die finstre Kappe dir weiter zurück gestreift hast!“

Sie lächelte aber noch viel freudiger, als sie erfuhr, inskünftige werde Frau Sibylle bei ihnen im Hause wohnen, und zwar in dem Gemach

des alten, seltsamen Miethsmannes, der ohnehin für immer ausgezogen sei.

Und so ward und blieb es denn auch, und vor den zarten, vielgetreuen Bemühungen der in heitrer Entsagung lebenden Dreie blühte Margrethchen zu einer der holdesten Blumen im reichen Kranze deutscher Frauen empor.

Druckfehler.

Seite 83 Zeile 21 lies sonder statt sondern
— 88 — 2 ist das Wort Hand zuviel.
— 122 — 17 lies mein statt ein
— 148 — 7 ist bei dem Worte Ausrufen hinzuzufügen: ihres Namens
— 186 — 11 lies Wunderreichen statt Wunderreigen